**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,575,856

Digitized by Google

TE VEREIN
chbinderei
BERLIN

Digitized by Google

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Virginia
Library
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

# Neue Deutsche Rundschau

## (Freie Bühne)

XIII. Jahrgang.

Erstes und zweites Quartal.

1902.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

Digitized by Google

830.6
N48
R9
1902
v.1

Digitized by Google

GL
Center
Public
4 28 55
92063

# Inhaltsverzeichnis

zum ersten Halbband des dreizehnten Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau".

---

Seite

**Romane, Novellen, Dramen, Gedichte.**

Gustaf af Geijerstam, Das Buch vom Brüderchen . . . . . 1, 133, 234
Peter Nansen, Onkel Johannes . . . . . 63
Anselm Heine, Vom Markte der Liebe . . . . . 95
Hermann Bahr, Der liebe Augustin . . . . . 169
Robert Michel, Insekten . . . . . 205
Gabriele Reuter, Die schöne Adeline . . . . . 300
Jakob Wassermann, Der Moloch . . . . . 342, 468, 582
Sophus Michaelis, Der Ritter . . . . . 401
Christian Morgenstern, Das Glockenspiel . . . . . 431
Birger Mörner, Frau Brahe von Erichsholm . . . . . 516
Gabriele d'Annunzio, Traum eines Herbstabends . . . . . 631

**Kultur, Philosophie, Memoiren, Briefe.**

Karl Joël, Die kommende Frage . . . . . 27
Franz Oppenheimer, Die deutsche Wissenschaft und der Kornzoll . . . . 76
Ellen Key, Das Jahrhundert des Kindes . . . . . 181
Heinrich Mertens, Soziale Krankheiten und soziale Hygiene . . . . . 225
Albrecht Wirth, Durch Turkestan und Sibirien . . . . . 276
Friedrich Nietzsche, Eine Vorrede . . . . . 337
Ellen Key, Kinderarbeit und Kinderverbrechen . . . . . 390
Wilhelm Bölsche, Neue Kämpfe um Darwin . . . . . 459
Georg Simmel, Weibliche Kultur . . . . . 504
Curt Breysig, Die letzte Wiedergeburt der Antike . . . . . 561
Poultney Bigelow, Der Amerikaner als Kolonist . . . . . 626

Digitized by Google

Seite

## Rundschau:.


Kaiser Wilhelm und Bismarck . . . . . 105
Reaktion und Mode . . . . . 215
Der Tanz . . . . . 218
Ein Ausflug nach Hamburg . . . . . 221
Der Weg des Geistes in den Gewerben . . . . . 326
Hinter der Weltstadt . . . . . 329
Kunst und Schule . . . . . 331
Die Frauenfrage . . . . . 436
Bismarck intime . . . . . 444
Schulmeisters Leiden . . . . . 554
Eine Ehrenrettung der Fideikommisse . . . . . 660


## Litteratur und Kunst.


Felix Poppenberg, Herman Bang . . . . . 56
Alfred Kerr, Der rote Hahn . . . . . 99
Ricarda Huch, Romantische Lebensläufe . . . . . 113
Hermann Muthesius, Die „Wiederherstellung von Baudenkmälern“ . . . . 156
Oskar Bie, Musikalisches . . . . . 315
Ricarda Huch, Romantische Aerzte . . . . . 373
A. C. Wolynski, Die russische Litteratur der Gegenwart . . . . . 410
Karl Scheffler, Das Modell . . . . . 496
Alfred Kerr, Abschluß . . . . . 545
Richard Muther, Die Anfänge der englischen Landschaftsmalerei . . . . 615
J. J. David, Kunst und Handwerk des Schreibens . . . . . 649


## Rundschau:


Das Organische in der Kunst . . . . . 106
Manet . . . . . 108
Kulturarbeiten . . . . . 109
Die Pantheonausgabe . . . . . 110
Sada Yacco . . . . . 110
Gorkis Freiheit und Unfreiheit . . . . . 219
Anzengruberbriefe . . . . . 331
Mörikestimmen . . . . . 334
Wilhelm Busch . . . . . 437
Kunst-Encyclopädien . . . . . 440
Bekenntnisse des Opiumessers . . . . . 443
Francesca da Rimini . . . . . 555
Beethoven in margine . . . . . 556
Alte Opern . . . . . 559
Eine Schubertbiographie . . . . . 665
Theaterreformen in Italien . . . . . 665


Digitized by Google

# Das Buch vom Brüderchen.

## Roman einer Ehe.

Von **Gustaf af Geijerstam.**

---

So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick;
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umhüllen den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung;
Vor Kummer altert' ich zu frühe:
Macht mich auf ewig wieder jung.

Aus Goethes Wilhelm Meister.

### Einleitung.

Es war einmal ein Schriftsteller, der glücklich mit seiner Frau und seinen drei Kindern lebte. Er war so glücklich, daß er es selbst nicht begriff, und in all diesem schrieb er viele Bücher von dem Unglück der Menschen.

Es war nicht die Liebe, in der sein höchstes Glück lag; auch bestand es nicht in der Vaterfreude, die er als eine so naiv natürliche Sache nahm, als könnten Eltern nie etwas anderes als Freude an ihren Kindern erleben; auch darin lag es nicht, daß der seltene Vogel, den man ungebrochene Jugend nennt, noch nach vieljähriger Ehe in seinem Hause in sicherem Neste saß. Sein höchstes Glück bestand darin, daß er niemals etwas Böses begegnet oder kennen gelernt hatte, daß er nicht durch seine Kraft und Gesundheit überwinden zu können glaubte. Die Unglücksfälle, die aufzutauchen drohten, waren wie vorübergehende Wolken vom Horizonte verschwunden und hatten seinen Himmel nur noch reiner und freier gelassen. Wenigstens glaubte er so, und dieser Glaube war die Wirklichkeit, in der er lebte. Die Armuth, gegen die er einen ununterbrochenen Kampf geführt, hatte er doch stets im Abstand zu halten vermocht. Es gab bloß **einen** Feind, mit dem er niemals seine Kräfte gemessen, und dieser Feind



Digitized by Google

war der Tod. Vielleicht war es nicht das geringste Glück dieses Mannes zu nennen, daß er lange niemals ernstlich gefürchtet hatte, der Tod könnte ihn selbst oder die, die ihm am nächsten standen, treffen.

In diesem Gefühl der Fülle des Daseins schrieb dieser Schriftsteller ein sommerhelles Buch, das von seinen eigenen zwei großen Jungen handelte, ihren Spielen und Vergnügungen, ihren Abenteuern und Mißgeschicken. Das Buch ward ein heiteres Spiel für ihn selbst, und wenn ich jetzt an diese Zeit zurückdenke, glaube ich es kaum fassen zu können, daß dieser Mann, von dem ich hier spreche, einmal ich selbst war.

Als das Buch gedruckt und geheftet und alles klipp und klar war, damit diese Erzählung hinaus in die große weite Welt ziehen konnte, da nahm der Verfasser ein paar Exemplare des im Hause ersehnten Buches mit heim. Er schrieb Olofs Namen auf ein Buch und den Svantes auf ein anderes, und überreichte den verewigten Söhnen feierlich jedem sein Exemplar.

Olof nahm sein Buch in Empfang, und Svante nahm das seinige. Von Olof, der eine praktische Natur ist und nicht zum Literarischen neigt, wird behauptet, daß er sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male aus freien Stücken hinsetzte, um in einem Buche zu lesen. Ich glaube beinahe, er las drei ganze Kapitel. Svante hingegen las das ganze Buch in einem Zuge von Anfang bis zu Ende. Dann griff er gewisse Kapitel heraus, die ihm besonders gefielen, und las sie laut Jedem vor, der zuhören wollte. Es herrschte mit einem Worte großer Jubel im ganzen Hause.

Damals lief jedoch noch ein kleines Kerlchen in den Zimmern herum. Das war Olofs und Svantes kleines Brüderchen, und es hatte langes, lockiges, lichtblondes Haar und die größten blauen Augen, die ein kleiner Junge nur haben konnte. Er hieß Sven und war erst zwei Jahre alt. Sprechen konnte er nicht ganz. Aber verstehen konnte er.

Als Svante ihm nun laut vorgelesen hatte, fragte Mama:

„Von wem glaubst Du, ist da die Rede?" Und da Sven nicht wußte, was er sagen sollte, fuhr Mama fort:

„Ja, weißt Du, von den großen Brüdern, versteht Nenne das nicht?"

Sven wurde nämlich für den Alltag Nenne gerufen. Und das hatte er selbst erfunden, weil er kein S sagen konnte.

„Ja, aber die Brüder heißen doch nicht so, wie es im Buch steht," versuchte Nenne.

„Wie dumm Du bist," sagte Olof, „so hat er uns eben genannt."

Da verstand Sven, und mit Augen, die vor Ungeduld leuchteten, fragte er:

„Steht da nichts von Nenne drin?"

Papa war inzwischen hereingekommen, er hob den Kleinen bis zur Decke empor, setzte ihn wieder nieder und sagte:

„Was sollte wohl von einem Knirpschen stehen, das so klein ist, daß es noch nichts gethan hat?"

Aber Sven gab sich nicht zufrieden. Er führte seine großen blauen Augen ins Treffen, so gut er nur konnte, er theilte mit seinem kleinen rothen Munde Küsse aus, er kämpfte mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen. Er wollte ein Buch für sich haben.

„Ja, aber Nenne kann ja nicht lesen."

Dieser Grund machte auf Nenne nicht den geringsten Eindruck. Er lief durch die Zimmer aus und ein, und sein ganzes, kleines, lebendiges Gesichtchen war vor Eifer rosenroth. Olof hatte ein Buch bekommen, und Svante hatte ein Buch bekommen. Warum sollte Sven allein leer ausgehen?

Und da half nichts. Der Schriftsteller hatte kein anderes Exemplar bei

Digitized by Google

der Hand. Darum gab Mama ihres her, und nachdem ihr Name ordentlich ausradiert worden war, schrieb Papa feierlich auf das Buch:

Dem kleinen Nenne
von Papa.

Und erst da war Sven zufrieden.

Das heißt, es sah aus, als wäre er zufrieden. Denn er erhob keine weiteren Einwände. Er ging nur herum, und las in seinem neuen Buch. Er konnte von vorwärts und von rückwärts lesen, er hielt das Buch nach oben und nach unten, und er las laut, so daß es im ganzen Hause wiederhallte.

Endlich setzte er sich für eine Weile allein hin und dachte nach. Und dann ging es durch alle Zimmer, als könnte er gar nicht rasch genug ans Ziel kommen. Sven lief direkt in Papas Stube, wo Papa am Schreibtisch saß und qualmte. Da machte er sich so klein, daß er zwischen Papas Stuhl und dem Tische durchkriechen konnte, und dann steckte er den Kopf durch und versuchte Papa ins Gesicht zu sehen.

„Was giebt es, Sven? fragte Papa, der es nicht liebte, wenn er gestört wurde.

Aber Sven gab sich nicht früher zufrieden, bis der Stuhl weggeschoben wurde, so daß er heran kommen konnte. Dann stellte er sich zwischen Papas Knie, sah zu Papas Gesicht auf und sagte milde, aber bestimmt:

„Papa ein Buch nur Nenne schreiben."

„Was ist das?" fragte Papa.

„Papa ein Buch nur Nenne schreiben," wiederholte der Kleine. Und diesmal erhob er die Stimme.

Da begriff Papa.

Es hatte das kleine Brüderchen gegrämt, daß er nicht mit in dem Buch hatte sein dürfen. So klein er war, hatte er seine Ansprüche an Gerechtigkeit. So klein er war, fand er vielleicht, daß er ein ebenso großes Recht an Papa hatte, wie die anderen Brüder, und so klein er war, wußte er, daß, wo Papa, Mama und die Brüder waren, auch sein Platz sein mußte Er sah Papa mit großen, fragenden Augen an, und er war so eifrig, als gälte es Leben oder Tod.

Papa nahm die Sache auch sehr ernst und antwortete:

„Ich verspreche Dir, daß ich einmal auch über Dich ein Buch schreiben werde."

„Nur Nenne," wiederholte das kleine Brüderchen, deutlich zeigend, daß darin eben das Hauptgewicht lag.

„Nur Nenne," sagte Papa ernst. Recht muß Recht bleiben.

Das kleine Brüderchen lief fort. Es verkündete die Neuigkeit bis in die Küche, und seine Ehrenrettung war in diesem Augenblick vollkommen.

Das kleine Brüderchen verabsäumte es auch nicht, daran zu erinnern. Aber ein Schriftsteller hat ja so viel zu schreiben. Er kann nicht jederzeit dazukommen, über ein kleines hellockiges Kerlchen zu schreiben, das in der Welt nichts anderes ausgerichtet hat, als daß es kam und ging und Allen Freude machte. Und in der Dichtung wie im Leben müssen die Kleinen warten, weil die Großen sie nicht früher vorlassen wollen, bis die Reihe an sie kommt.

Darum hat das kleine Brüderchen auf sein Buch warten müssen, bis zum heutigen Tag. Jetzt bin ich selbst ein Anderer, und alles um mich ist neu. Der Kleine wußte wohl nicht, um was er mich bat, ebensowenig, als ich wußte, was ich versprach.

Aber ich höre eine Stimme, die mich zwingt, das, was ich versprach, zu halten.



Digitized by Google

## Erster Theil.

### 1.

Dieses ganze Buch ist ein Buch vom Tode, und doch handelt es, wie mir scheint, mehr von Glück als von Unglück. Denn Unglück heißt nicht, das verlieren, was Einem theuer ist, das Unglück liegt darin, es zu beschmutzen, zu verderben oder zu entstellen. Und es giebt ein Geheimniß, ich mußte lange leben, bevor ich es lernte. Die Liebe steht niemals stille. Sie muß mit den Jahren entweder wachsen, oder abnehmen. Und nicht nur in dem letzten Fall kann sie Leiden verursachen. Der gewaltigste Eros ist der, der Leiden bringt, weil er immer stärker wird.

Aber ich will beim Anfange beginnen und all das erzählen, was in diesem Buch geschrieben ist, so wie man einen Traum erzählt. Und so seltsam es auch dem Leser klingen mag — all das zusammen ist nur das Buch, um das das kleine Brüderchen mich bat.

Habe ich geträumt, daß ich geliebt, geheiratet habe und Kinder bekommen? Habe ich geträumt, das ich unsäglich glücklich und unsäglich unglücklich war? Habe ich geträumt? Oder habe ich wirklich all dies erlebt, das mich an nichts anderes von menschlichem Leben, das in meinen Gesichtskreis gekommen, zu erinnern scheint? Es kommt mir jetzt vor, als stünde ich in irgend einer unfaßbaren Weise — nicht über, ach, alles andere eher als über — aber wohl ferne von all dem, und das Einzige, das jetzt zu mir dringt, ist ein Ton der Andacht, so überschwenglich, daß nicht einmal Musik ihn fassen und in greifbarer Weise ausdrücken könnte. Ja, wenn ich einstmals das niedergeschrieben habe, was sich jetzt seinen Weg zu den unbeschriebenen Bogen sucht, die eines Tages vielleicht ein Buch bilden werden, glaube ich hoffen zu können, daß die Erzählung selbst mir den Leitfaden geben wird, um das Räthsel zu lösen, das mich jetzt quält und beunruhigt: was in meinem Leben Traum gewesen, und was Wirklichkeit.

Es ist nämlich nicht nur der Kummer, der mich drückt. Es ist auch ein Wundern über das, was geschehen, dasselbe Wundern, das sich auf dem Grunde alles bewußten Lebens regt. — — —

Ich erinnere mich in diesem Augenblick, wie ich eines Abends, in das Zimmer meiner Frau kam und sie grübelnd fand, mit einem aufgeschlagenen Buch vor sich. Sie las nicht in dem Buche, und ihr Gesicht drückte Unzufriedenheit aus.

Ich beugte mich über ihre Schulter und sah, daß sie in der Bibel gelesen hatte. Das Buch lag beim ersteu Buch Moses aufgeschlagen, und auf meine Frage, was sie gelesen, wies sie bloß auf ein paar Zeilen, die ich noch zu unterst auf einer Seite lesen zu können vermeine. — Und ich las die Worte:

Verflucht sei die Erde um deinetwillen .... Mit Schmerzen sollst du deine Kinder gebären.

„Ist das nicht gräßlich?“ sagte sie. „Ich erinnere mich nicht, ob ich mit Schmerzen geboren habe. Ich habe nie daran gedacht.“

Sie erhob sich und ging zu einem kleinen Bettchen, das quer hinter unseren eigenen Betten stand, und sie beugte sich hinab über ein rundes, blühendes, schlafendes Kindergesicht, dessen Lippen sich saugend regten, als läge der Knabe an der Mutterbrust.

„Habe ich Dich in Schmerzen geboren?“ sagte sie wie zu sich selbst. „Nein, in Glück habe ich Dich geboren, in Glück und Jubel, ein Glück, so namenlos groß, daß ich es nie gewußt habe, bis jetzt.“

Digitized by Google

Sie zog mich hinab aufs Sopha und lehnte ihren Kopf an meine Schulter, schmiegte sich in meine Arme, als wollte sie dort Schutz vor allem Ungemach und Schmerz der Welt finden. Ohne ihre Stellung zu ändern, streckte sie die Hand aus und schlug das Buch zu.

„Das ist ein dummes Buch," sagte sie. „Ich habe mich nie darauf verstanden."

„Das ist es wohl nicht," sagte ich lächelnd.

„Das hast Du selbst gesagt," sagte sie und richtete sich zur Hälfte auf. „Ich? Nie!"

„Nun, dann hast Du etwas anderes gesagt."

Sie beugte sich wieder hinab.

„Ich erinnere mich nicht. Ich weiß nur, daß ich denken will wie Du, glauben wie Du, sein wie Du. Denn Niemand ist wie Du, Niemand auf der Welt."

Auf solche Worte kann kein Mann antworten. Man braucht sie nicht abzuwehren, denn sie sind nicht als Rauchopfer der Eitelkeit gedacht. Sie kommen wie eine Liebkosung, so wie wenn ein Mann seine Frau ansieht und sagt: „Es giebt für mich kein Weib außer Dir." Meine Frau fuhr auch nach einer Pause, so kurz, daß ich sie kaum gemerkt hatte, fort:

„Ich habe Dir gewiß noch nie dafür gedankt, daß Du mich gelehrt hast, zu glauben, wie Du glaubst, aber ich bin so froh, daß Du es gethan. Du kannst es nicht so fühlen, wie ich es fühle. Du kannst es nie so fühlen. Jeder Tag, der vergeht, macht mich reicher. Jede Stunde scheint mir erfüllt von meinem Glück. Es ist so merkwürdig, mir jetzt zu denken, daß ich einmal, als ich um vieles jünger war, mich sehnte, sterben zu können, um in den Himmel zu kommen. Was meinte ich da, und wonach sehnte ich mich? Ich glaube, ich habe es vergessen, als wäre es nie gewesen. Das Einzige, was ich früher manchmal schwer empfand, war, daß ich niemals meinen Vater wiedersehen sollte, der todt ist. Aber jetzt kommt es mir vor, daß ich nichts anderes verlange, als mit Dir und den Knaben leben zu können. Ich würde nicht wünschen, daß es etwas anderes gäbe, als das Leben, das Du und ich leben durften. Ich will mit Dir leben, bis die Knaben groß sind und hinausziehen. Dann wollen wir zusammen altern — Du und ich — und etwas anderes kann ich mir nicht denken."

„Glaubst Du nicht an irgend eine Möglichkeit eines anderen Lebens?" fragte ich.

Sie schüttelte mit einer energischen Geberde den Kopf.

„Nein," rief sie aus, „ich will nichts anderes, als das, was ist. Ich will einmal in der Erde unter einem schönen Blumenhügel schlafen. Das ist Alles für mich, und darum bitte ich Gott jeden Abend."

Sie betete jeden Abend zu Gott, und sie glaubte nicht an ein unsterbliches Leben. Ich wußte es, und fühlte aufs Neue das Wunderbare in diesem, ihrem eigenen Räthsel, das für sie blos natürliche Wirklichkeit war. Ich streichelte ihre Schulter, um sie wissen zu lassen, daß ich gehört und verstanden hatte, und mit einem plötzlichen Uebergang fragte sie:

„Glaubst Du an etwas anderes?"

„Ich glaube weder, noch glaube ich nicht."

Sie wiederholte meine Worte ganz tonlos, obgleich sie sie schon mehrere Male zuvor gehört, wiederholte sie, als enthielten sie etwas ganz Unfaßbares und rief plötzlich:

„Dann hast Du Dich verändert."

„Das glaube ich nicht."

Digitized by Google

„Ja, das hast Du. Wie hätte ich sonst glauben können, daß das Leben mit dem Tode zu Ende sei? Du hast es mich gelehrt. Warum willst Du jetzt nicht glauben, wie ich?

Bei ihren Worten flog eine Erinnerung durch meine Seele. Ich sah sie und mich auf einem schmalen Pfad unter den hellen Birken der Schären wandeln. Ueber uns funkeln des Himmels Sterne, und zu unseren Füßen zitterte im Grase der matte Lichtschein aus den Fenstern unseres ersten Sommerheims. Ich vermeinte noch die Worte hören zu können, die in der Stille des Abends zwischen uns geflüstert wurden, Worte vom Leben und vom Tode, von Gott und dem Kommenden, diese Worte, die von unserem ersten Liebesrausch Ernst und Glut empfingen. Ich erinnerte mich, daß sie es war, die fragte, und ich antwortete. Ich erinnerte mich, daß sie tief betrübt und stumm wurde, während sie über meine Antwort nachdachte, und als nun diese Erinnerung durch meine Seele zog, mit einer Deutlichkeit, die keine Worte wiederzugeben vermögen, war es mir, als müßte das, was ich damals gesagt, sie in ganz anderer Weise getroffen haben, als ich eigentlich gemeint, und ich fühlte einen Stich im Herzen, als hätte ich, ohne es zu wollen, ihr etwas zu Leide gethan.

Sie unterbrach mich, indem sie sagte:

„Ich kann das nicht fassen, das, weder zu glauben, noch nicht zu glauben. Ich muß eines von Beiden thun."

Sie sprach diese Worte mit einem Ton aus, als bäte sie mich, ihr nicht zu widersprechen, und ich that es auch nicht. Ich behielt bloß in mir die Stimmung der lichten Insel unserer Jugend und wunderte mich darüber, daß ich die ganze Zeit die Sterne durch das Laubwerk der Birken zu sehen meinte.

Meine Frau hatte sich, während wir sprachen, erhoben, und stand wieder neben dem kleinen Bette. Mitten im Gespräche hatte sie gemerkt, daß der Kleine sich bewegte. Sie hob ihn empor, nahm ihn in ihre Arme in jener sicheren, schützenden Art, wie nur Mütter es können, und legte ihn an die Brust. Ihr Gesicht strahlte, als sie sah und fühlte, wie er ihre Milch mit jener unbeschreiblichen Ruhe sog, die das Vorrecht des Kindes ist.

Wovon wir eben gesprochen und was ich jetzt sah, verschmolz in eigenthümlicher Weise in meinem Gefühl zur Einheit, und ich erinnerte mich der Worte, die den Anfang des kurzen Gesprächs gebildet hatten. Lange saß ich und dachte an das, was ich sagen wollte. Ich dachte an die grausamen Worte: „Verflucht sei die Erde um Deinetwillen" und an den Zusatz an die arme Erde: „Dornen und Disteln sollst Du tragen." Das Gefühl dessen, was ich besaß, und was ich sah, war mir so übermächtig, daß ich fürchtete zu sprechen, nur um meine Bewegung nicht durch Thränen zu verrathen, und gleichzeitig versuchte ich, meine eigenen Gedanken davor zurückzuhalten, die Form des Worts anzunehmen, um meiner Frau nicht pathetisch zu erscheinen.

Endlich nahm ich die Bibel in die Hand und legte sie weg.

„Du hast Recht, sagte ich, und das harte Wort hat Unrecht. Da sollte stehen: „Gesegnet sei die Erde um Deinetwillen. Trauben und Rosen soll sie tragen."

Und nachdem ich dies gesagt, beugte ich das Knie und lehnte die Stirn zugleich an mein Weib und mein Kind. Mit der Hand, die sie frei hatte, strich sie mir übers Haar.

„Ach! Wir waren jung damals, jung und sehr glücklich."

## 2.

Ich habe bis jetzt nicht den Namen meiner Frau genannt, und es fällt mir noch schwer, es zu thun. In meinen Gedanken nenne ich sie zuweilen

Digitized by Google

Mignon, weil dieser Name der einzige ist, unter welchem ich sie sehen kann, so wie sie kam und ging. Was weiß ich im Uebrigen, ob ich jetzt sie selbst male, oder die Erinnerung, die sie zurückgelassen? Ist ein Mensch das, was er Jenen zu sein scheint, die ihn nicht so gesehen, wie vielleicht blos Einer vermag? Ist er nicht vielmehr in seinem innersten Wesen gerade das, was bleibt, nachdem das Aeußere und Zufällige verblaßt ist? Ist es nicht möglich, daß das, was Mancher Idealisirung nennt, eigentlich die innerste Aehnlichkeit ist, die, welche einmal in einer Welt, die kein menschliches Auge erreicht, unser wirkliches Ich werden wird, Allen sichtbar?

Sie war klein von Gestalt und zart, und als ich sie zum ersten Mal sah, war es bei einer flüchtigen Vorstellung auf der Straße beim Schein einer Gaslaterne. Als ich sie verlassen hatte, blieben mir ein paar wunderbar große und tiefe Augen in der Erinnerung. Im Uebrigen erinnerte ich mich nur an einen schwarzen Pelzkragen, ein paar lange schwarze Handschuhe und den Druck einer Hand, die einen plötzlichen und starken Eindruck von etwas Aufrichtigem, Wachem und Wahrem hervorrief. Sonst erinnerte ich mich an ihr ganzes Aussehen so wenig, daß ich ein paar Tage später an ihr vorbei ging, ohne sie zu erkennen. Und doch hatten mir diese Augen keine Ruhe gelassen, sie waren immer wieder vor meiner Phantasie aufgetaucht, gleichzeitig strahlend und schmerzgebunden, etwas zugleich Lebenverlangendes und Andachtsvolles bergend. Wenn je ein paar Augen eine Seele gespiegelt haben, waren es die ihren.

Wenn ich an Alles denke, was ich durch meine Frau erlebt habe, weiß ich, daß Niemand mich so wie sie, durch all die bunten Lebensjahre meines Daseins gelehrt hat, das Gefühl für das Religiöse beizubehalten. Ich glaube doch nicht, daß ich sie je das Wort Religion nennen hörte, und man hätte sie sicher narren können, Abraham mit dem Apostel Paulus zu verwechseln. Aber Alles, was sie mit ihrem Denken oder Fühlen umfaßte, wurde ihr in irgend einer besonderen Weise heilig. Ihr Wesen war Zärtlichkeit und das Leben, das sie leben wollte, war ein Fest, ein Fest, bei dem ihr Gefühl für den Werth und die Heiligkeit des Leben keinen Mißton ertragen konnte. Aber Alles, was in ihr stark und lebendig war, war zu gleicher Zeit gebrechlich und spröde. In der Tiefe ihrer Seele war eine Ganzheitsanbetung, die das Leben nicht ertrug, weil sie auf einem höheren Plan zu stehen schien als das Leben selbst.

Wir waren viele Jahre verheiratet gewesen, als sie eines Tages zu mir sagte, plötzlich, unvorbereitet und ohne äußeren Anlaß, sowie ihre stärksten Gefühle immer kamen:

„Du darfst mich nie, nie fühlen lassen, daß Etwas zwischen mir und Dir alt und gewohnt geworden ist. An dem Tage, wo das geschieht, will ich sterben."

Wie viele Frauen haben nicht dasselbe gesagt, und wie Viele haben nicht gelebt, um nachher über ihre eigenen Worte zu lächeln! Ich habe einmal von einer Frau gehört, die zu einem Manne sagte:

„Glaubst Du nicht, daß es einige Frauen geben kann, die das fühlen, was alle Frauen sagen?"

Ich erinnere mich, daß dies mir bei den Worten meiner Frau in den Sinn kam und daß ich in dem Gefühl ihrer Wahrheit zur Antwort nur ihre Hand drückte. Ich begriff, daß das, was sie gesagt, ihr tiefster Ernst war, und ich wußte, daß hier das Wort Sentimentalität nicht am Platze war. Aber ich sah auch, daß sie ein Wort von mir erwartete, das ihr etwas sagte, und darum antwortete ich:

„Glaubst Du nicht, daß etwas alt und gewohnt werden kann, ohne darum an Stärke, Freudigkeit und Heiligkeit einzubüßen?"

Sie sah mich mit großen Augen an, als wollte sie auf den Grund meiner

Digitized by Google

Seele sehen. Dann ging sie auf mich zu und küßte mich, und ich merkte, daß ihre Augen feucht waren, während ich fühlte, wie ihre ganze Gestalt sich zu der meinen neigte, in einer einzigen großen Zärtlichkeit.

„Laß es dann alt und gewohnt werden, sagte sie. Ich sehne mich darnach, daß es so wird."

Nicht ein Wort mehr wurde gesprochen. Aber den ganzen Tag sah ich, daß sie wie in stillem, stummem Jubel umherging. Am Nachmittag war sie draußen im Garten, und ich hörte von meinem Fenster, daß sie allein sang, mit vollen, glockenreinen Tönen.

Nach einer Weile kam sie mit einem kunstvoll gebundenen Strauß von Wiesenblumen herein, in dem die Flora des Sommers sich mischte, wie die Töne in einem Lied. Sie stellte ihn ohne ein Wort auf meinen Tisch und lächelte still, um meine Arbeit nicht zu stören. Dann setzte sie sich selbst ein Stück weit weg, und während ich schrieb, blickte ich zuweilen auf, nur um sie anzusehen. Die Abendsonne färbte ihr dunkles Haar, und spielte in den Farben ihres Antlitzes, das stets neu war, niemals sich gleich.

## 3.

Es begab sich nie, daß etwas zwischen uns alt und gewohnt wurde. Ich weiß, daß ich ein großes Wort ausspreche. Aber es ist wahr. Und darum kann ich noch sagen: Gesegnet sei das Leben und was das Leben gab! Das Leben dafür segnen was es nahm, das kann ich nicht.

Aber es geschah uns, daß die Sorge in unser Haus kam, und ich begreife jetzt, daß sie uns hätte trennen können, weil ich es nicht vermochte, so zu trauern wie sie. Aber ich weiß mit demütiger Dankbarkeit, daß dies doch nie geschah. Und doch, hätten Menschen es vermocht, es würde gelungen sein.

Wie bald ich es sah, weiß ich noch nicht. Aber ich weiß, daß der Eindruck so innig mit der Erinnerung an meine Frau verwoben ist, daß ich es jetzt nicht mehr fassen zu können glaube, daß ich sie je in dem Lichte der Jugend und des Glücks allein gesehen. Sie war nämlich frühzeitig krank, ja, ich habe sie eigentlich nie anders gekannt, als mit dem Keim der Krankheit. Wie kam es da, daß ich bis zuletzt lange Zeiten vergessen konnte, daß ihre Gesundheit untergraben war, und daß der Krankheitskeim, der bestand, sich entwickeln mußte, oder auch ganz verschwinden? Ich wußte ja nur zu gut, daß er nicht verschwand. Und doch lernte ich nie ihr Leben in einem ganz anderen Lichte zu sehen, als dem gewöhnlichen, als einen Weg zum Tode. Horchte ich nicht den Vorboten, die kamen? Stellte ich mich blind und taub gegen die Ahnungen, die in mir aufloderten, wie Feuersflammen meines Glückes Haus bedrohend, das ich so fest gemauert wähnte? Ich weiß nicht, ob es so war. Aber ich weiß, daß, als ich heiratete, ich so jung war, daß ich glaubte, die Liebe sei ein Heilmittel gegen alles Unglück der Welt, und wenn ich Elsa strahlend und glücklich sah, wenn wir uns gemeinsam in Wald und Wellen tummelten, wenn ich sah, wie die Sonne sie bräunte, und die Sommerwellen ihre weißen Glieder bespülten, da vergaß ich, daß das Unglück kommen konnte, und ich spiegelte mir vor, daß das, was ich befürchtet hatte, nur Einbildung war. Ach, ich wurde schließlich so bewandert in der Kunst, das zu vergessen, was ich nicht sehen wollte, daß ich von Gesundheit und langem Leben träumte, auch nachdem Elsa dem Tod so nahe gewesen, daß es ein Wunder war, daß sie ihm entrann, und sie unter ihrem Kleid verborgen die Spuren des Messers des Operateurs trug, nie ganz frei von Schmerzen, sie nur dadurch vergessend, daß sie sich selbst

Digitized by Google

Gewalt anthat, um uns, die sie liebte, den Kindern und mir, Freude und das Fest des Lebens zu schenken.

Aber ich erinnere mich doch, wie bald ich dieses Etwas sah, das zu vergessen unsere ganze Ehe ein wechselnder Kampf war. Ich sah es an ihrem Gesichte, wenn sie allein saß und sich unbeobachtet glaubte, und anfangs meinte ich, als ich dies sah, daß zwischen mir und ihr etwas stände. Ich pflegte sie darnach zu fragen, und es ist schwer zu sagen, ob es meine Liebe oder meine Eigenliebe war, die mich glauben ließ, daß nichts anderes, als was mich selbst berührte, ihr Glück trüben konnte. Ich sah, daß ich sie mit meinen Fragen unsäglich quälte, aber ich fragte sie doch, und bei solchen Anlässen konnte sie mit einem Ausdruck lächeln, als weilte ihre Seele weit weg, einem Ausdruck, der mich noch in der Erinnerung quält, weil es dieser Ausdruck war, den ich jahrelang zu besiegen strebte, aber der schließlich die Oberhand bekam und mich besiegte.

„Du sollst mich nicht fragen, sagte sie einmal. Ich weiß selbst nicht, was es ist. Ich weiß nur, daß kein Mensch es verstehen kann."

In was sie da blickte, gehört dem Unbekannten an, wonach Alle fragen, aber worauf Niemandem eine Antwort wird. Doch wie hätte ich das damals verstehen können? Unser Leben war glücklich, unsere Tage froh, unsere Knaben wuchsen heran und erfüllten unser Heim mit ihrer frohen Munterkeit. Und niemals war Elsa zärtlicher gegen mich, als wenn ich diese Momente schweigender Betrübtheit bemerkt hatte, die ich das Recht gehabt hätte, unmotivirt zu nennen, wenn es keine anderen Motive gäbe, als die, welche die Menschen in Worte kleiden können.

## 4.

Zu dieser Zeit waren unsere Knaben herangewachsen und waren schon große Jungen. Olof hatte schon mit der Schule angefangen und Svante näherte sich auch schon der Zeit, wo er beginnen sollte, die trockenen Nüsse vom Baume der Erkenntniß zu knacken.

Zu dieser Zeit war es, daß die dunklen Stunden zum ersten Male anfingen, meiner Frau übermächtig zu werden, und mehr als einmal sah ich, daß sie geweint hatte. Sie wich mir in ihrer stillen Weise aus, und sie that es, damit ich sie bei solchen Anlässen nicht fragen sollte. Ich kann nie vergessen, welche Angst mich in dieser Zeit beherrschte. Diese Angst schlich sich Nachts an mich heran, wenn ich einsam an meinem Schreibtisch saß. Sie folgte mir, wenn ich ging, um mich zur Ruhe zu legen, und sie blieb in der Dunkelheit auf dem Rande des Bettes sitzen, während ich wach lag und den Athemzügen meiner Frau lauschte, um zu hören, ob sie schlief.

So still wurde es zwischen uns in dieser Zeit, so wunderlich still. Wir konnten in unser Wohnzimmer kommen und die Lampe anzünden, und wir konnten dort sitzen ohne ein Wort zu sagen, und wir fühlten, wie das Schweigen sich gleich einer Mauer zwischen uns aufrichtete, die Niemand aufgebaut, aber die auch Niemand niederreißen konnte. Und wenn unsere Hände sich suchten, war es nur, weil wir es mußten und Keiner von uns es ertragen konnte, ferne von dem Anderen zu sein, obgleich wir Beide fühlten, daß wir es im Grunde doch waren.

Die Knaben kamen herein, um Gutenacht zu sagen. Wir küßten sie Beide, und wir sahen ihnen nach, wenn sie gegangen waren. Aber kein Wort wurde gesprochen, und wenn ich meinen Kopf wieder nach der Richtung wandte, wo

Digitized by Google

meine Frau saß, fühlte ich, daß sie weinte, aber ich hörte es nicht. Wir hätten nicht unglücklicher sein können, wenn Eines von uns oder wir Beide ein dunkles Geheimniß zu verbergen gehabt hätten. Und doch wußten wir Beide, daß es kein solches gab.

„Bist Du unglücklich mit mir, Elsa?" fragte ich.

Und zur Antwort hörte ich sie schluchzen, wie in höchster Angst:

„Wenn ich Dich nicht hätte, glaubst Du, daß ich da leben könnte?"

## 5.

Wie lange diese Zeit währte, kann ich mich nicht mit Bestimmtheit entsinnen. Ich weiß nur, daß ich mich ihrer wie eines einzigen entsetzlichen Winters ohne Schnee erinnere, eines langen dunklen Strichs in unserem Leben, das mich leer und ohne Sinn dünkte. Nachher habe ich den Tod, das Theuerste, was ich besaß, aus meinen Armen reißen sehen, ich sah Freunde sterben, ich habe mich von Allem verlassen gefühlt, wofür ich geistig streben oder leben wollte. Aber etwas, das sich mit diesem Winter vergleichen läßt, habe ich niemals erlebt, denn damals glaubte ich, daß Elsa im Begriffe stand, von mir fortzugleiten, und dieser Gedanke war mir furchtbarer als irgend etwas, das andere Menschen mir zufügen konnten, oder das mich überhaupt im Leben zu treffen vermochte.

Diese Zeit war so bitter, weil ich damals das einzige Mal in meinem Leben in meinem Herzen hart gegen sie wurde, und ich wurde es, weil ich es nicht besser verstand. Ich kam schließlich dazu, mich in mich selbst zurückzuziehen so wie sie, denn der Gram beherrschte mich; endlich bekam der Gram Stimme, und die harten Worte zitterten in der Luft um uns.

Eines Tages fand ich sie in Thränen, und mit einer Stimme, die nicht mehr meine war, rief ich aus:

„Wie lange glaubst Du, daß ich das aushalten werde?"

Im selben Augenblick, in dem ich es gesagt, bereute ich meine Worte, und niemals werde ich den Ausdruck des Schreckens vergessen, der ihr ganzes Antlitz versteinerte.

„Was meinst Du?" sagte sie.

„Das, was ich sage."

Es war, als hätte ein böser Geist, den ich nicht zügeln konnte, durch meinen Mund gesprochen. Alles, was ich gelitten, stieg in mir empor, als wolle es mich ersticken, und ich empfand es als einen Triumph, daß ich ihr wehe gethan.

„Gehe doch, sagte sie, gehe von mir. Warum bist Du je zu mir gekommen?"

Sie weinte nicht, als sie ging. Aber mitten durch meinen Zorn fühlte ich, daß ich ihr mit meinen unüberlegten Worten einen Schmerz zugefügt, so groß, daß ich selbst nie einen ähnlichen gefühlt hatte, noch fühlen werde. Aber ich schüttelte diesen Gedanken ab und verschanzte mich hinter dem beschränkten Hochmuth, der den Menschen dazu bringt, ein Unglück nicht abzuwehren, sondern nachzurechnen, wessen Schuld es ist.

„Es ist ihre Schuld, sagte ich zu mir selbst, wenn unser Glück vorüber ist. Was habe ich gethan, daß sie unglücklich sein und mich dadurch quälen muß, daß sie mir die Ursache nicht sagt? Sie liebt mich nicht mehr. Das ist ja der Lauf der Welt. Was schön ist, muß verunstaltet werden. Wer glücklich ist, darf es nicht lange bleiben."

Hinter solchen Gedanken verbarg ich mein wirkliches Empfinden, das die

Digitized by Google

ganze Zeit über von ihr erfüllt war. Ich glaubte, daß ich ein Recht zu grollen hatte, und ich fand, daß das, was ich gesagt, noch eine härtere Antwort erhalten hatte, als die Worte selbst verdient hatten.

## 6.

Diese Zeit war die einzige, in der unser Glück wirklich hätte untergehen können, und ich glaube, daß wir Beide gleich stark die Empfindung hatten, daß schicksalsschwere Mächte mit unserem Leben spielten. Ein ganzer Tag verging, während dessen kein Wort zwischen uns gewechselt wurde. Aber am Abend, als wir zur Ruhe gehen sollten, fielen wir einander in die Arme und weinten, ohne sprechen zu können.

Dann wurde alles wie zuvor. Aber die Frage, die mich verzehrte: „Was ist es, was kann es sein?“ war und blieb unbeantwortet. Doch war ich ruhiger, fühlte Reue über meine unausgesprochenen Gedanken und wartete zugleich gewissermaßen auf eine Lösung.

Zwei Tage später fand ich folgenden Brief auf meinem Tisch.

Ich erinnere mich, daß ich ihn mit einem Gefühl der Angst erbrach, so, als könnte mir dieses Papier ein Geheimniß entschleiern, das die Macht hatte, mein ganzes Leben zu vernichten. Aber gleichzeitig brannte ich vor Verlangen, Antwort auf die eine Frage zu erhalten: „Warum ist sie nicht glücklich? Kann man gleichzeitig glücklich und unglücklich sein?“

Der Brief lautete folgendermaßen:

Mein Geliebter.

Daß solche Worte fallen konnten zwischen Dir und mir! Daß es nur möglich ist, daß das geschah! Ich glaubte zuerst, die Sonne sei erloschen und ich könnte niemals mehr das Licht des Tages sehen. Und ich grübelte und grübelte, wie ich Dich wieder gut gegen mich stimmen könnte und wie Alles werden könnte, als sei dies nie gewesen.

Aber dann sah ich, daß Du doch gut warst in Deinem Herzen, obgleich es nicht den Anschein hatte, und ich begann zu verstehen, daß Du niemals anders werden kannst, und daß nur das, daß ich nicht auf Deine Fragen antworten konnte, Dich so zerrissen und bitter machte, und darum schlugst Du blind zu, ohne zu wissen, daß Du mir so wehe thun konntest, wie Du es thatst. Auch jetzt weiß ich nicht, was ich Dir antworten soll, aber Du darfst Dich nicht darüber wundern, daß ich schreibe. Es geschieht nur, weil, wenn ich versuchen wollte, davon zu sprechen, ich nie mehr als die Hälfte von dem sagen würde, was ich wollte.

Es giebt so vieles, das ich in mir herumtrage, Georg, so vieles, das ich nie gesagt, weder zu Dir noch zu irgend jemandem Anderen, weil ich weiß, daß ich es nie sagen kann. Ich bin immer so gewesen, Georg, und ich werde wohl auch immer so bleiben.

Manchmal, wenn ich daran denke, wie Du gegen mich bist, von Allem sprichst, keinen Winkel Deines Herzens verbirgst, dann glaube ich, daß ich nur ein Echo von Dir bin, und ich bin so arm, daß ich Dir nichts wiederzugeben habe. Und wenn Du mir gesagt hast, daß dem nicht so ist, dann habe ich mich so glücklich gefühlt, Georg, so glücklich und reich. Und ich weiß, daß ich Dir alles gegeben habe, was ich geben kann und alles, was ich habe.

Aber wenn Du siehst, daß ich sitze und in mich selbst hineinstarre, wie Du zu sagen pflegst, dann sollst Du wissen, daß ich nichts anderes thue, als-

Digitized by Google

was ich immer gethan habe, auch wenn ich am Glücklichsten war, auch lange bevor ich Dich kannte und mein wirkliches Leben anfing. Und wenn ich weine, sollst Du nicht glauben, daß ich unglücklich bin. Das, woran ich da denke, macht mich nicht unglücklich. Es ist nur etwas, worüber ich zuweilen grübeln muß, weil ich weiß, daß es kommen wird und weil ich es immer gewußt habe.

Aber Du sollst mich nicht darnach fragen, denn ich kann Dir doch nicht antworten. Könnte ich es, ach, könnte ich es, dann würden ja meine Thränen von selbst trocknen. Vielleicht ist es auch nichts, vielleicht liegt es nur darin, daß ich zu glücklich bin.

Aber ich will, daß Du mir glaubst, wenn ich Dir sage, daß Du nicht zu fürchten brauchst, es gäbe etwas Verborgenes und Geheimes in meiner Seele, das ich verberge und geheim halte, weil Du es nicht sehen dürftest. Es ist bloß das, daß ich nicht kann.

Bitte mich darum nicht, zu sprechen, sondern sei mir gut, so wie ich bin. Sei mir gut als Deinem kleinen Mädchen und Deiner Freundin, die nichts anderes verlangt, als an Deiner Seite gehen zu dürfen, so lange Gott mir das Leben schenkt und dann zu sterben und in Ruhe zu schlafen, von allen Anderen vergessen, außer von Dir. Denn Du sollst mich nicht vergessen, und das ist das einzige „unsterbliche Leben", das ich verlange.

Aber eines wünsche ich zuweilen. Und das ist, daß wir Beide grau und alt wären und unsere Kinder schon recht alt. Ich bin so sehr Mutter, daß ich wünschte, meine Knaben wären erwachsen und ich könnte zu ihnen nach Hause gehen und kleine, kleine, ganz kleine hilflose Kindchen in meine Arme nehmen und sehen, daß ich auch ein bißchen in ihnen lebte. Meine Jungen sind jetzt so groß, daß sie mich bald nicht mehr brauchen. Aber es wäre so gut alt zu sein und zusammen mit Dir zu gehen und des Tages harren zu können, an dem die große Ruhe kommt. Ich glaube, ich würde Dich doppelt lieben, wenn Du alt und grau wärest und Niemand Dich mit denselben Augen ansehen könnte wie ich und ich denken dürfte, daß Niemand außer mir an Dich ein Recht gehabt und Niemand so recht wüßte, wer Du bist.

Nun habe ich Dir so viel gesagt, und das, was Du mich gebeten, Dir zu sagen, habe ich doch nicht gesagt. Aber denke nicht daran, Georg, denke nur, daß ich Dich jetzt liebe, so wie ich Dich immer geliebt habe, daß das, was ich jetzt für Dich fühle, mehr ist, als Worte ausdrücken können, mehr als Du selbst je wissen kannst. Denn bei Dir und hier ist mein Platz und ich habe alles, was je eine Frau gehabt hat oder haben kann, und wenn sie noch so glücklich wird. Glaube nichts Anderes, denn sonst machst Du mich unglücklicher, als Du ahnen oder glauben kannst.

Deine Frau.

## 7.

Ich saß lange mit diesem Brief in der Hand, und die Woge von Zärtlichkeit, die mir entgegenströmte, war so mächtig, daß sie alle Fragen erstickte und mich in meiner gewohnten Umgebung, in der nichts verändert schien, mit einem Gefühle umhergehen ließ, als sei ich der Märchenprinz, der auf den Flügeln des Westwinds die Insel der Glückseligkeit erreicht hat.

Ich hatte gefragt, warum meine Frau so verändert schien, und ich hatte es nicht erfahren. Ich hatte nur einen Beweis ihrer Zuneigung bekommen und so ist ja die Liebe, daß sie nichts anderes will als sich selbst, und alle Fragen, die sie dabei stellt, zielen auf nichts anderes hin als die einzige Gewißheit,

Digitized by Google

ohne die sie selbst nicht bestehen kann. Darum gab dieser kleine Brief uns die Lösung von allem, obgleich er nichts erklärte, und in stummer Dankbarkeit ging ich, nachdem ich ihn gelesen, zu meiner Frau hinein, glücklich, daß ich ganz glauben konnte.

Wir sprachen auch nicht viel von diesem Briefe, aber wir empfanden es Beide als eine Erleichterung, daß er geschrieben worden war, und des Abends saßen wir lange auf, nachdem die Kinder sich zur Ruhe begeben hatten. Ich erinnere mich, wie Elsa in dieser Zeit sang, sang, so wie sie nie für Jemanden anderen als mich gesungen hat. Und ich saß und ließ meine Seele von den Tönen liebkosen, während ich in mir grübelte, wie es möglich war, daß eine Mißstimmung sich zwischen sie und mich geschlichen hatte.

Wie die Tage gingen, weiß ich nicht. Ich bemerkte nicht, daß sie länger wurden, daß der Schnee von den Dächern tropfte und daß die Bäume des Humlegartens zu knospen begannen. Höchstens bedauerte ich, daß der Winter nicht länger währte, so daß man die Lampe zeitig anzünden und unsere Abende beginnen konnten.

„Hast Du gemerkt, sagte mir meine Frau eines Morgens, daß ich froher bin als früher und daß ich nie mehr weine?"

Ich hatte es gemerkt. Aber undankbar wie ein Mensch ist, der eben einer Gefahr entgangen ist, die er nicht verstanden hat, hatte ich die Veränderung genossen ohne darüber nachzudenken.

„Weinst Du vielleicht, wenn Niemand Dich sieht?" fragte ich.

Und ich fühlte einen Schatten meines alten Mißtrauens in mir erwachen.

Aber meine Frau merkte es nicht. Sie stand vor mir so strahlend jung als hätte keine Wolke ihre Stirne verdunkelt. Und um ihre Lippen spielte ein Lächeln, das ich schon einmal gesehen zu haben meinte. Ich konnte mich nur nicht erinnern, wann.

„Ich weine nicht mehr," sagte sie.

Und ihre Stimme hatte einen fast herausfordernden Klang, als sie hinzufügte:

„Das ist a u c h mein Geheimniß."

Ich folgte ihrer Stimmung, ohne ihre Worte zu verstehen. Ich war zufrieden und glücklich in dem Gefühl, daß das Leben uns wieder lächelte.

Diese ganze Periode ließ in unserem Zusammenleben keine andere Spur zurück, als daß dieses noch inniger und gleichsam behutsamer wurde, als je zuvor. Ich kann nicht mehr sagen, in welcher Weise ich diese wunderliche Parantheſe in einer glücklichen Ehe mir selbst zu erklären versuchte. Gewiß ist, daß ich damals weit entfernt war zu ahnen, daß sie den Keim zu der Tragik einer ganzen Zukunft barg.

## 8.

Obgleich sie sich mit Stolz die Mutter zweier Knaben nannte, war Elsa doch noch jung, und wenn sie am Arm ihres Mannes über die Strand-Promenade ging, waren ihre Schritte elastisch, und sie schmiegte sich, während sie ging, mit einer Bewegung an mich, die zeigte, daß, wenn etwas diesen schönen Kopf bedrückte, es nicht die Jahre waren.

Es war an einem dieser gefährlichen Frühlingsabende in Stockholm, wo die Sonne warm über frischknospende Bäume fällt, die Straßen gleichsam zum Spiel und zur Augenweide von Leuten wimmeln, wo die Landgasthäuser alte Eheleute locken, Neuvermählte oder Verlobte zu spielen, wo der Himmel blau

Digitized by Google

ist und die Eisblöcke den Strom hinabtanzen, wo der Winter so weit weg scheint, als sollte er niemals wiederkommen, und der Frühling einen Sommer verspricht, so wie man noch keinen erlebt.

An einem solchen Abend war es, daß Elsa ihren Mann verlockte, bis zum Thiergartenbrunnen spazieren zu gehen, eine Absage nach Hause zu telephonieren und ein kleines Souper à deux zu bestellen, in einem niedrigen Zimmer mit weißen Gardinen, von wo aus man über die hellen Bäume sehen konnte, durch deren Zweige die Abendsonne zwischen langen Schatten schien.

Dies war eine unserer liebsten Vergnügungen, und je seltener wir uns, seit die Kinder heranwuchsen, derselben hingeben und diese allein lassen wollten, desto mehr genossen wir einen solchen Abend, der die ganze Freudigkeit und Schwärmerei mit sich brachte, die die Alltagskost der Jugend ist und die mit den Jahren zu Feierstunden wird, die man in der Erinnerung hegt.

Ich erinnere mich auch gerade an diesem Abend so gut an Elsa.

Vergnügt und zufrieden, in die Sophaecke geschmiegt, saß sie da und genoß langsam ihr letztes Glas Champagner. Sie glich einem Kätzchen, das darauf wartet, daß man es liebkost oder mit ihm spielt. Und ihr gegenüber saß ich selbst, rauchte bedächtig eine gute Cigarre und folgte mit meinen Blicken dem Sonnenschein, der zwischen den Schatten der Bäume zitterte. Ich fühlte mich glücklich und zufrieden, aber ich hatte in letzter Zeit viel gearbeitet, und es störte mich beinahe, daß meine Frau da saß und sich darnach sehnte, daß ich mich ganz mitreißen ließ. Denn sie selbst war in Fieberstimmung. Sie sah aus, als wollte sie im Zimmer umherspringen, spielen, rasen und sich fangen lassen, als sehnte sie sich nach etwas Neuem, etwas Ungewöhnlichem, als wäre sie von dem mädchenhaften Verlangen nach den unsterblichen Thorheiten des Glücks erfüllt, was gerade zu dem gehörte, was ich bei ihr am allermeisten liebte. Aber ich konnte mich nicht mitreißen lassen, wie gerne ich auch wollte. Es war, als läge eine böse Ahnung oder eine unwiderstehliche Wehmuth in mir auf der Lauer und hinderte mich, ganz dem Flug ihrer Gefühle zu folgen. Später kann man sich an etwas derartiges erinnern, und man kann sich selbst wegen dessen anklagen, was man damals versäumte, so als hätte man ein Verbrechen begangen. Ich erinnere mich noch, daß ich damals ihre Stimmung verstand; und durch das, was nachher folgte, weiß ich, welchen Weg ihre Träume nahmen.

Ein wenig darüber verstimmt, daß unsere Gefühle sich nicht wie gewöhnlich im selben Rhythmus bewegten, saß sie stumm da, das letzte Glas Champagner schlürfend, und während sie so saß, glitten ihre übermüthigen Gedanken unmerklich in eine milde träumende Stimmung hinüber, und während sie ihren Mann anblickte, dessen Haar an den Schläfen schon ganz grau war, sah sie wie in einem Traum den Tag, an dem wir Beide vor vielen Jahren zu einer sonnenbeleuchteten Schärengarteninsel gerudert waren, hinter deren Bäumen unser erstes lichtes Sommerheim hervorschimmerte. Sie sah und sah. Das Bild wurde so deutlich und so scharf, daß sie jeden Strauch und jeden Baum zu unterscheiden vermeinte, alles bis zu dem feinen Spiel von Schatten und Lichtern, die die Abendsonne über das Schindeldach des grauen Häuschen warf. Sie sah die Bucht sich in unendlichem Blau weiten, und da, wo sie sich um die Insel schloß, wiegten ihre Wellen Spiegelbilder der hellen Birken und der dunklen Eichen und Tannen, die sich im Wasser beinahe schwarz abzeichneten.

Wie oft hat sie mir nicht die Klarheit dieser Visionen oder Erinnerung beschrieben, die ihr eigenthümlich waren! Ich kann ihren Traum jetzt besser und klarer sehen, als ich es damals konnte.

Digitized by Google

Gewiß ist, daß sie all dies sah, bis ihre ganze tolle Laune verschwunden war, und ich sah, wie warme Thränen ihre Augen füllten. Mit einer hastigen Bewegung leerte sie den Rest ihres Glases, glitt von dem Sopha herab und lehnte ihren Kopf an meine Knie.

Als hätte etwas von ihrem Gefühle sich unmittelbar auf mich übertragen, oder als wären sich unsere Gedanken in dem Verflossenen begegnet, als der Glückstraum des Lebens uns beide umfing, wurde auch ich von einer Stimmung, die ganz verschieden von der vorhergehenden war, ergriffen, und indem ich sanft meinen Arm um ihren Hals legte und ihre Wange streichelte, sagte ich:

„Woran denkst Du?"

„Ich denke an unseren ersten Sommer."

In diesem Augenblick kam es mir vor, als hätte ich auch an dasselbe gedacht. All meine Müdigkeit war wie fortgeflogen, und voll Bewegung bog ich ihren Kopf empor und küßte ihren Mund.

Im selben Moment saß Elsa aufrecht da.

Das Verlangen nach etwas Neuem, etwas Ungewöhnlichem, das die Einförmigkeit des Alltäglichen durchbrach, vermischte sich im Augenblick mit der Erinnerung an das, was einst gewesen, und mit einem Tonfall, dem man nicht widerstehen konnte, rief sie aus:

„Ich will hinfahren, Georg! Ich will hinfahren!"

Aber im selben Augenblick fühlte ich mich wieder in die Wirklichkeit zurückversetzt. Meine Gemüthsstimmung war im tiefsten Grunde vielleicht dieselbe, wie die meiner Frau. Aber ich empfand gleichzeitig dieses wunderliche Gefühl einer wartenden Enttäuschung, das sich in uns erhebt und in den überspanntesten Augenblicken des Lebens unsere Träume zügelt. Ich scheute zurück vor diesem Versuch, die Jugend zum Leben zu erwecken, als fürchtete ich, anstatt dessen einem Schmerz zu begegnen, den ich um jeden Preis vermeiden wollte. Ich fühlte mich einer Enttäuschung so gewiß, daß der unschuldige Vorschlag meiner Frau, die kleine Fahrt in den Schärengarten, der Besuch des Ortes, wo ich jede Bucht, jeden Sund kannte, ja sogar die Steine auf dem Grunde des Fjords, mir etwas so Wichtiges und Entscheidendes zu bergen schien, daß ich mich genau bedenken mußte, bevor ich einen so schicksalsschweren Entschluß faßte. Aber gleichzeitig sah ich, daß dieser Gedanke meine Frau mit einem Entzücken erfüllte, so groß, daß ich nicht Nein sagen konnte. Darum sagte ich auch Ja und schloß sie in meine Arme, um meine eigene Mißstimmung zu verbergen.

Aber als wir dann heimwärts gingen, lag über Elsas ganzem Wesen wie ein Schimmer von Jugend. Nichts von dem, was ich wirklich fühlte, hatte sie gemerkt. Gleichsam als glaubte sie einem großen Glück entgegenzugehen, so leuchteten ihre Züge, das ganze lebensvolle Gefühl wiederspiegelnd, mit dem sie das, was gewesen, mit dem, was war, verband. Und es durchzuckte mich eine so schmerzliche Empfindung bei dem Gedanken, meine böse Ahnung könnte sich vielleicht bestätigen, daß ich meine Gedanken nicht zurückhalten konnte.

„Bist Du sicher, daß es so wird, wie Du es erwartest?" fragte ich.

Sie zuckte zusammen, und ihr Gesichtsausdruck war beinahe verbittert, als sie antwortete:

„Warum mußt Du mir alles verderben?"

„Pflege ich das wirklich zu thun?"

Sie wurde gleich wieder gut.

„Nein, aber ich war so glücklich, gerade jetzt."

Digitized by Google

Ich schwieg und zog sie bloß enger an mich. Vor ihrem Glauben vergaß ich meine Zweifel, und in meiner Phantasie nahm unsere unbedeutende Reise ganz wunderliche Formen an, so wie wenn kleine nahegelegene Inseln sich zum Horizonte erheben und in phantastischem Glanze schimmern.

## 9.

So saßen wir endlich eines Sonntags Morgens auf dem Verdeck des Dampfschiffs und eilten dem bekannten Ziele zu.

Es waren viele Jahre vergangen, in denen wir diesen Weg nicht genommen hatten, Jahre, die Gutes und Böses gebracht, Jahre, die zersplittert und Jahre, die vereint hatten. Getrennte Wege hatten unsere Gedanken genommen, aber sie waren sich wieder begegnet, und wie in einem wunderlichen mystischen Gefühl vereint, das das Schicksal herauszufordern schien, saßen wir Seite an Seite, während Gegend um Gegend an uns vorbeiglitt, von der klaren Lenzsonne beleuchtet, von blauglitzerndem Wasser bespült, das ein leichter Wind kräuselte.

Meine Widerspenstigkeit war nun gänzlich verflogen. Ich ließ mich willenlos von meiner Frau führen und nahm jeden Eindruck mit einer Rührung auf, als wäre ich zwölf Jahre jünger gewesen und säße auf dem Verdeck, neuen, unbekannten Zielen entgegenziehend, die mein Alltagsleben verändern und dem ganzen Dasein neue Ausblicke geben sollten. Meine Frau schien mir verjüngt so wie ich selbst. Ihr Gesicht färbte eine zarte Röthe, und die Augen leuchteten mit jenem Glanze, den das Glück verleiht. Ihre Stimme hatte Intonationen unbestimmbarer Zärtlichkeit, die mich mit der ganzen Stärke der Illusion liebkosten, die uns Beide erfüllte, und zwischen uns kamen und gingen Worte und Lächeln, Blicke und Geberden, die nur der ersten Zeit der Liebe eigen zu sein pflegen.

Und als das Dampfboot uns endlich ans Land setzte und wir allein auf der Brücke standen, und das Schiff fortdampfen sahen, da umschlangen wir einander und gingen langsam über den Weg, der sich zwischen Haselstauden und hohen knorrigen Eichen schlängelte, auf deren Zweigen kaum noch die Spur von den Knospen des Frühlings sichtbar war. Da erst sahen wir, wie wenig entwickelt die Vegetation um uns war. Das Meer, das den ganzen Schärengarten in seiner kalten Umarmung umschlungen hält, legt um Inseln und Schären eine Eiseskühle, die die Arbeit des Frühlings hemmt. Hier war es nicht grün wie im Inneren des Landes, wo Wiesen und Haine sich gerade im Schutz dieses weiten Schärengartens belauben, der die harten Nordwinde fern hält. Hier war es öde und kalt, auf den Zweigen der Bäume zeigten sich schwache, lichtgrüne Triebe, die gelb und braun schillerten, die Palmenweide trug Kätzchen, das Gras schlief unter welken Blättern, und die Anemonen, die im Inneren des Landes längst verblüht waren, wuchsen blau und weiß unter den Zweigen der Haselsträucher.

Gerade diese späte Entwickelung der Natur erfüllte uns Beide, die wir in unserer eigenen Stimmung wie gefangen waren, mit einem neuen Glück. „Siehst Du, hier kommt es so spät, wie damals?“ — „Weißt Du noch, man hat einen zweiten Frühling, wenn man in den Schären wohnt?“ und wir sahen hinaus über den weiten Fjord, der diesen ganzen späten Frühling umschloß und freuten uns, daß die Fischmöven wie einst in weiten Bogen über dem blauen Wasser kreisten, freuten uns über ihre weißen Flügel, die in der Sonne glitzerten,

Digitized by Google

und blieben stehen, um ihr freies Spiel zu betrachten, wenn sie durch die Luft schossen und das Wasser erreichten, wo ihre klaren Augen nach Beute spähten.

Hand in Hand wie zwei Kinder gingen wir den Hügel hinauf zu einem kleinen roten Haus, und wir betrachteten einander, als tauschten wir ein Geheimniß aus, als der Fährmann, der uns früher hinüber zu rudern gepflegt hatte, aus der Thüre trat und versprach, uns zu unserer Jugendinsel zu führen.

Still ging die Fahrt über das blaue Wasser. Ohne ein Wort zu wechseln, von der seltsamen Stimmung erfüllt, die uns Beide beherrschte und mit jedem neuen Blicke, der sich aufthat, zu wachsen schien, saßen wir Hand in Hand da und ließen uns von den Errinnerungen durchfluthen, wohl wissend, daß dem Einen kund war, was der Andere dachte. Nie war uns diese Fahrt so herrlich erschienen, nie hatten wir wie jetzt die verführerische Pracht der Mittagssonne gesehen, nie hatte das Schimmern des Wassers und der reich belaubten Gestade sich so melodisch mit dem ernsten Hintergrund des dunklen Tannenwalds vermählt. Und als wir der kleinen Insel näher kamen, da war es uns, als ob jeder Stein, jeder Baum, jeder Strauch emporwüchse, nicht aus der verringerten Entfernung, sondern aus unserer eigenen Erinnerung, die getreuer als die Wirklichkeit diese Umgebuug bewahrt hatte, aus der für uns das Glück des ganzen Lebens entsprossen war.

Aber als wir ans Land kamen, blieben wir Beide stehen, und der Ausruf des Entzückens, der schon auf Elsas Lippen geschwebt, erstarrte. Schweigend betrachteten wir einander, und wie von etwas Neuem, Unerwartetem bedrückt, das wir nicht einmal sehen oder erkennen wollten, gingen wir langsam den schmalen Pfad von der Landspitze weiter.

Was wir gesehen hatten, war, daß das Haus, das jetzt auf der Insel stand, nicht mehr grau war. Es war roth gestrichen. Es war nicht mehr ein breites zweistöckiges Gebäude. Es war eine niedrige Hütte, die gleichsam auf demselben Platze zusammengeschrumpft war, auf dem unser erstes Heim gestanden hatte. Sie schien sich auf der alten Stelle zusammengedrückt zu haben, als hätte Armuth und Noth sie im Laufe der Jahre gezwungen, sich so klein zu machen. Wir standen eine Weile schweigend, als müßten wir erst Athem schöpfen.

„Georg," sagte Elsa, „was ist das?"

Ich brauchte bloß auf die alten Eichen zu weisen, die ringsumher standen. Ihre Aeste trugen schwarze Zeichen, und ihre Rinde war versengt. Ich wies ihr den rußgeschwärzten Grundstein, das kleine Gärtchen, das verwildert war, und einen Haufen alter Holzbalken, der quer über dem Grasplatz lag. Sie waren verbrannt und verkohlt, verfault und verwittert. Das war alles, was von unserem ersten Heim übrig war.

„Hier ist eine Feuersbrunst gewesen," sagte ich.

Und meine Stimme zitterte.

„Verbrannte Stätten."

Als hätten wir uns Beide zusammengehörig mit jenem kleinen Fleck Erde gefühlt, den wir seit vielen Jahren nicht wiedergesehen, wurden wir nun von einem ganz neuen Interesse ergriffen, nämlich zu erfahren, was geschehen war, was diese unsere Glücksinsel so verwandelt hatte, daß sie für uns halb unkenntlich geworden war. Dieses Interesse verscheuchte gewissermaßen die ganze Welt der Träume, die uns bis dahin umfangen gehalten und erweiterte unsere Gefühlswelt dahin, auch das Leben Derer zu umfassen, die hier draußen gelebt und gelitten, gearbeitet und gestrebt und die die Jahre so hart geformt und gemodelt hatten, daß keinerlei Glücksträume ihnen länger die harte Wirklichkeit vergoldeten.

Und während sich unsere Gedanken diesen Menschen zuwendeten, deren



Digitized by Google

wir früher nur als eines nothwendigen Anhängsels unserer eigenen Freude gedacht hatten, öffnete sich die Thür der Hütte, und in dem Sonnenlicht, das über die Stufe fiel, stand ein gebücktes, altes Mütterchen und blinzelte uns mit einem wiedererkennenden Lächeln zu. Sie sah so alt aus, daß sie geradeswegs einem alten Märchen entstiegen schien, sie war auf einen Stock gestützt, und das runzlige Gesicht verzerrte sich schmerzlich, als sie ihren gichtbrüchigen Körper bewegte.

„Das sieht jetzt anders aus, als wie die Herrschaften das letzte Mal da waren . . . .“ sagte die Alte.

Und indem sie sich mühsam vorwärtsbewegte, kam ein alter Mann zum Vorschein, der seiner Gewohnheit treu, im Hintergrunde gestanden hatte, bis die Reihe an ihn kam. Die beiden Alten begrüßten die Beiden, die sich eben jung geträumt, und der Greis rieb sich die Hände, hustete und murmelte unverständliche Worte, während er langsam und bedächtig auf der Schwelle Platz machte, über die die Alte die beiden Reisenden einlud einzutreten.

Durch das Skelett einer unvollendeten Veranda sahen wir hinaus auf die Fjorde und Sunde unserer Jugend. Vernachlässigt war der Garten, verfallen schien das ganze neue Haus, das Gras überwucherte die Wege, die wir einst gegangen, und in der Laube unten am Strande faulten Tische und Bänke, weil Niemand gut machte, was Wind und Wetter zerstörte.

Ohne daß wir zu fragen brauchten, erzählten die beiden Alten, wie das Unglück über sie gekommen war. Die Frau erzählte, und der Mann wiederholte bekräftigend ihre Worte. Und das Unglück war so hinterlistig und unerwartet hereingebrochen, daß Niemand ihm Widerstand leisten und Niemand helfen konnte.

Denn an einem Frühlingstag im März, als der Nordwind frisch blies und das Eis zwischen den Inseln weder trug, noch brach, war das Feuer ausgebrochen. Und weil das Eis weder trug noch brach, hatten die Nachbaren rings umher auf dem Lande gestanden und das Ganze angesehen, ohne ihnen zu Hilfe kommen zu können. Die beiden Alten hatten allein weggetragen, was sie aus dem brennenden Hause retten konnten; und machtlos danebenstehend sahen sie ihr Eigenthum zu Asche verbrennen. Mit dieser Asche, in der sie die letzten Funken erlöschen sahen, erlosch ihnen auch jede Hoffnung auf ein sorgenfreies Alter. Denn niedrig war das Haus, das sie nach langen Jahren auf dem Grund des alten aufgebaut. Gering war der Hausrath. Dürftig die Umgebung. Und sie selbst gebrochen und müde. Ein einziger Unglückstag hatte Alles genommen, was frühere Jahre aufgebaut.

Wie von demselben Schicksal gebeugt saßen die Beiden da, die sich eben jung geträumt, und lauschten den schweren kargen Worten, in denen die Alten von dem Feuer erzählten, das ihr Haus verödet hatte. Gerade das ergreifend Alltägliche dieser Darstellung, unterbrochen von bedeutungslosen Einzelheiten, vermischt mit den Armeleuteerinnerungen an Hab und Gut, das zu Grunde gegangen, drückte die Gäste zu Boden, entkleidete unsere eigenen Träume der Pracht der Illusion und ergriff uns mit stiller, schwärmerischer Wehmuth. Es dünkte uns beinahe, daß während wir nichts wußten, während wir unser Leben lebten und uns glücklich wähnten, hier auf einer kleinen Insel in den Schären etwas von jenem Schatze des Lebens verbrannt und verschwunden war, den wir gesammelt und in sicherer Hut zu haben glaubten. Elsa hatte die Empfindung, daß sie bei jenem Brande mehr verloren hatte, als die beiden Alten; und während die Erzählung fortschritt, sah ich, daß sie sich Gewalt anthun mußte, um nicht in Thränen auszubrechen. Denn was bedeuteten diese Möbel, Kleider und Hausgeräthe? Was bedeutete es, daß zwei zusammengebrochene Menschen, deren Leben abgeschlossen war, hier saßen und sich grämten über den Gegensatz zwischen früher und jetzt, in jenem dürftigen Wohlstand,

Digitized by Google

wo der Unterschied doch ein so geringer war? Was bedeutete all dies dagegen, daß sie niemals, niemals mehr die Insel ihrer Jugend so sehen sollte wie sie sie einst geschaut?

So empfand sie und sie wandte mir ihr Antlitz zu, und ich konnte ihr keinen Trost geben. Denn ich dachte daran, wie Unrecht ich gethan, nicht der Stimme meiner ersten Ahnung gefolgt zu sein und es uns Beiden erspart zu haben, die Brandstätte unseres ersten Glücks zu sehen. Aber ich hatte nicht das Herz, dies zu sagen und indem ich ihren Arm nahm gingen wir Beide noch einmal schweigend um die Insel.

Es erging uns wie den Kindern im Märchen, die sich einst im Wunderland verirrten und bei ihrer Heimkunft fanden, daß die Zeit weitergeeilt war und die Menschen rings um sie müde und alt gemacht hatte. Still und träumend saßen wir am Strande und blickten über den Fjord. Da war alles sich gleich geblieben, und wie wir da saßen, vergaßen wir das neue Haus und den Verfall hinter uns. Wir erinnerten uns nur, daß wir drei Jahre an dieser Bucht gewohnt hatten, jeden Sommer an einem anderen Orte; und in einer Art Verlangen, das fortzusetzen, was wir einmal begonnen, beschlossen wir, weiter, zu dem Heim des zweiten Sommers zu fahren, wo wir uns an zwei kleine rothe Häuschen am Waldessaum erinnerten und an eine kleine Wiese, auf der in einem weißen Korbwagen unter blauem Schleier unser erster Knabe geschlummert hatte.

Wir ließen uns hinüberrudern, und diesmal wußten wir, daß wir einem öden Strand entgegensteuerten. Denn wir hatten uns vorher erkundigt. Wir wußten, daß die Jahre auch hier die Spuren dessen, was gewesen, hinweg gefegt und Alles verändert hatten.

Auf der kleinen Landzunge, an der wir ausstiegen, wohnte vor einigen Jahren ein alter Fischer mit seiner Frau. In einer Winternacht, als der Schnee um die Hütte stöberte, starb sie, und als eines Tages auch die Stunde des Alten schlug, da erbten die Kinder die beiden Hütten am Waldessaume, das Boot und den Fischerschuppen unten am Meer.

Aber es giebt gar manche Geschichten in den Schären, und eine davon war auch die Geschichte von den kleinen rothen Häuschen am Waldessaum. Als die fünfzig Jahre, für die die Verstorbenen einst den Boden gekauft hatten, um waren, kam der Bauer, dem das Land gehörte und nahm es zurück. Er verjagte den neuen Besitzer von Haus und Hof. Und darum waren die Häuser der Erde gleich gemacht, das Holz fortgeführt, das frühere Kartoffelland von Disteln und Unkraut überwuchert, und der Boden sah aus, als hätte auch hier das Feuer gehaust.

Die beiden Reisenden, die die Spuren ihres Jugendglücks suchten, standen wieder unter den Trümmern eines verwüsteten Heims. Es war, als würden sie von Ruinen verfolgt. Und von einer unheimlichen Beklemmung ergriffen, die all den Illusionen, welche zerstört worden waren, auf dem Fuße folgte, ließ Elsa meinen Arm fahren. Den trockenen, reifigbedeckten Hügel hinaufgehend, kam sie zu dem Zaun, dessen Thüre herausgerissen war und an dem ein paar verrostete Angeln verkrümmt an den Haken der Pfähle hingen.

Hier stützte sie ihre beiden Arme auf den Rand des Zaunes, und all den wechselvollen Gefühlen, die ihre Seele durchströmt hatten, freien Lauf lassend, brach sie in heftiges Weinen aus. Sie schluchzte, als wäre alles Unglück des Lebens über ihr Haupt hereingebrochen. Sie stieß meine Hand zurück, als ich sie streicheln wollte, und sie weinte so lange, daß ich ungeduldig wurde und darauf drang, fortzugehen, um nicht zu spät zum Dampfschiff zu kommen.

Sie hörte mich nicht, umfaßte nur meine Schultern und sagte:



Digitized by Google

„Du hattest Recht, wir hätten nie herkommen sollen."

Und sie gestand, daß sie lange an diese Reise gedacht hatte, daß sie sie gewünscht hatte, seit Jahren, daß sie durch einen Zufall — sie wußte nicht wie — auf den Gedanken verfallen war, daß sie jetzt unternommen werden solle, gerade jetzt. In ihren heimlichen Träumen hatte sich der Gedanke an diese Reise in wunderlicher Weise mit dem Gedanken an unser ganzes Lebensglück verknüpft. Es war ihr gewesen, als sollten, als müßten wir diese Reise einmal unternehmen, als könnte sie ihres Glücks nie wirklich sicher sein, bevor sie diese Orte wiedergesehen hätte, so wie sie sie einst gesehen, so wie sie sie stets in ihren Träumen sah. Sie sagte, daß es ihre Absicht gewesen war, wenn wir zusammen herauskamen, mich zu bitten, noch einen Sommer draußen zu wohnen. Und sie hatte gewußt, daß ich ihr diese Bitte nicht abschlagen würde. Aber jetzt, wo nichts übrig war, nichts von alledem, das einst das ihre gewesen, jetzt schien es, als sei ein Glied gerissen, das sie an das Leben selbst kettete.

Ich stand stumm bei ihrem verzweifelten Ausbruch da, und ich begriff nur zu wohl, daß ich einer jener Phantasien oder Träume gegenüberstand, die für einen Menschen mit reichem Gefühlsleben in des Wortes eigentlichem Sinne mehr bedeuten können als das Leben selbst. Für mein eigen Theil hatte ich mich freilich auch erregt gefühlt, sowohl durch all die Erinnerungen, die diese Orte zum Leben erweckten, als durch die Zerstörung, die die theueren Punkte heimgesucht hatte. Aber diese Verwüstung in irgend einen Zusammenhang mit dem zu bringen, was für mich selbst theuer und bedeutungsvoll war, das fiel mir nicht ein. Und vor diesem Schmerzensausbruch stand ich völlig rathlos da.

Ich versuchte es mit dem gewöhnlichen Mittel, wodurch ein Mann weiblichen Schmerz zu beruhigen pflegt. Ich versuchte es mit Liebkosungen. Aber Elsa entzog sich meiner Hand, weil sie sah, daß in meiner Freundlichkeit ein Trost lag, den sie verschmähte, anstatt der Sympathie, die sie suchte. Ihr Gesicht nahm einen verschlossenen, unzugänglichen Ausdruck an, als setzte sie ihre ganze Persönlichkeit für die Phantasie ein, die sie beherrschte und in der sie sich von Niemanden stören lassen wollte.

Sie blickte um sich auf den zerklüfteten Plan, und während sich ihr Auge in Mitgefühl feuchtete, sagte sie:

„Arme Menschen!"

Wieder ging ihre eigene Enttäuschung in ein Mitgefühl für das Unglück jener Menschen über, für das dieser verödete Fleck Erde Zeugniß ablegte. Wieder setzten wir uns nieder und ließen unsere Blicke um den kleinen Hügel am Waldessaume schweifen, der uns die sorglose Ruhe eines ganzen Sommers in Erinnerung rief. Wir begannen zu sprechen. Und wir versuchten uns die Scenen auszumalen, die dieser Zerstörung vorausgegangen waren. Der Bauer, dem das Land gehörte, kam zu dem jungen Paar, das den Hof geerbt hatte. Er theilte ihnen kurz und bündig mit, daß die Zeit abgelaufen war. Die fünfzig Jahre waren um, und nun sollten die Häuser nieder gerissen werden. Er wollte sein Land wiederhaben. Es war klar, daß er keinen Vortheil dabei hatte. Es würde vielleicht günstiger für ihn gewesen sein, das Stück Erde noch einmal zu verkaufen. Aber er hatte gesehen, wie die Anderen im Sommer Miethsgäste gehabt hatten. Das Einkommen dieser Miethe hatte seinen Neid erregt, und mit der Stärke einer fixen Idee schlug in seinem Hirn der Gedanke Wurzel, daß hier Niemand wohnen sollte. Der Boden sollte ihm gehören und niemand Anderem.

Und so mußten die Jungen, die hier gewohnt hatten, ihre Baulichkeiten niederreißen, sie auf eine andere Insel bringen und dort aufbauen, wo der Reiche sich bewegen ließ, dem Armen Platz zu gönnen. Aber als die letzte

Digitized by Google

Bootsladung bereit stand, von der Brücke abzustoßen, da hatte den Mann Raserei erfaßt. Und nun seinerseits sein Recht ausübend, griff er zur Axt. Er hieb die Bäume nieder, die auf seines Vaters Grund standen, er entwurzelte die Beerensträuche, das Zaunthor, riß er aus seinen Angeln und warf es zu oberst auf die Fähre. Und bevor er vom Lande abstieß, wälzte er Steine vom Stege ins Meer, so den Landungsplatz zerstörend und fuhr von dannen, zufrieden mit der Rache, die seinen Feind nicht das Geringste gewinnen ließ.

Davon sprachen wir, aber die ganze Zeit über lag unsere eigene Enttäuschung auf der Lauer hinter unseren Worten, und Elsa erzitterte.

„Sind wir es, die das Unglück mit uns führen?" sagte sie.

Ich lächelte. Die Worte meiner Frau kamen mir leer und überspannt vor.

„Fahren wir zu der dritten Insel. Dort wissen wir ja, steht alles so, wie es gestanden hat," sagte ich.

Aber Elsa schüttelte nur den Kopf, und indem sie sich plötzlich erhob, sagte sie.

„Laß uns den alten Weg durch den Wald gehen."

Und ohne meine Antwort abzuwarten, ging sie voraus. Es war, als sei ihre frühere Lebendigkeit zurückgekehrt, als hätte sie nun in einem Nu die ganze Schwere der Leiden und Sorgen Anderer von sich abgeschüttelt, all dies, das das Land unserer Erinnerungen umschattete und uns an diesem ganzen wunderlichen Tage mit allem Weh und Elend der Welt verfolgt hatte. Sie führte mich gerade in den Wald hinein, auf einem schmalen Pfad, auf dem die Tannen ihre Aeste über unseren Häuptern vereinigten. Der Weg war weich und leicht zu gehen. Rings um uns zitterte der Sonnenschein auf feuchtem Moos und einer Perspektive von Aesten und Stämmen. Der Pfad führte zu einer kleinen Bucht hinab. Dicht an einer steilen Klippe schnitt sie in den Wald, und gegen den Strand zu ließen die spärlichen Bäume das Sonnenlicht durch, das auf eine offene schwach begrünte Lichtung fiel.

Hier blieb Elsa stehen nnd begann die Stämme der Bäume zu durchforschen. Und als ich sie so suchen sah, da erwachte auch in mir eine Erinnerung, die so lange geschlummert hatte, daß sie mir während elf Jahren kaum einmal in den Sinn gekommen war.

Es war an einem Abend, als wir noch in jenem Häuschen wohnten, daß nun der Erde gleich gemacht war. An einem Augustabend war es. Und denselben Pfad verfolgend, waren wir hierher gekommen, um von einem schönen Sommer Abschied zu nehmen. Da hatte meine Frau eine schwarze Stecknadel aus ihrem Kleide genommen und sie in der Rinde einer Tanne befestigt.

„Ob sie wohl noch da ist, wenn wir das nächste Mal herkommen," hatte sie gesagt.

Diese Erinnerung huschte durch meine Seele, und es wurde mir wehmütig ums Herz. Da sah ich meine Frau mit einem leisen Aufschrei einer kleinen Tanne zueilen. Aus ihrer Rinde zog sie eine rostige Nadel und indem sie mir um den Hals fiel und mich küßte, weinte sie Thränen des Glücks.

Behutsam steckte sie die Reliquie wieder in die Rinde des Baums. Denn sie brachte es nicht übers Herz, sie wegzunehmen. Vielleicht hatte sie eine abergläubische Furcht, daran zu rühren. Aber seit sie sie gefunden, verschwand der schmerzliche Eindruck eigener Enttäuschung und fremder Noth, er verwischte sich in uns Beiden. Und als hätte uns dieser kleine Vorfall tröstende Grüße guter Geister gebracht, wanderten wir selig zurück über verbrannte Stätten, die uns nichts anderes gelassen hatten, als eine alte rostige Nadel, die so gut geborgen war, daß Niemand sie fortnehmen konnte.

Digitized by Google

## 10.

Wie oft habe ich nicht dieser Fahrt über verbrannte Stätten gedacht, wie oft ist sie mir nicht seither als ein Symbol unseres ganzen Lebens erschienen! Aber damals wirkte dieses Ereigniß ganz anders auf uns, als jetzt, wo ich mich daran erinnere. Damals wirkte es so, daß wir zu unserem dritten Landaufenthalt gingen, den meine Frau zuerst gar nicht hatte sehen wollen, und dort zum zweiten Male unser Heim für den Sommer mietheten! und leichten Herzens zogen wir hinaus in die Gegend, an die wir uns durch eine rostige Nadel, die Niemand fortgenommen, gebunden fühlten.

Rein von Wolken, die die Sonne verdunkeln, steht der Sommer vor mir, der auf diesen Frühlingsausflug folgte. Mit welcher Lust arbeitete ich, und wie leicht schritt die Arbeit vorwärts. Blatt um Blatt wurde ruhig und mühelos zu dem Buche gelegt, das zum Herbst herauskommen sollte, und mehr als einmal stand das Mittagsbrot auf dem Tische, wenn die Thüre zum Arbeitszimmer verschlossen wurde und Elsa sich niedersetzte, um die Seiten verlesen zu hören, die während des Vormittags geschrieben worden waren. Still und glücklich saß sie da und freute sich, daß der Stoß dicht beschriebener Blätter auf dem Tische gewachsen war. Denn sie wußte wohl, wer der Arbeit Leben gab. Sie wußte, daß das, was ich von Menschen dichtete, aus langen Gesprächen zwischen mir und ihr hervorwuchs, und sie war es zufrieden, daß ich sie mein Notizbuch nannte, das sicherer als irgend eine Schrift meine Gedanken bewahrten und sie mir frisch und erneut wiedergab. Denn wenn ich sie dann aus dem treuen Gedächtniß emporholte, das meine eigenen Gedanken besser barg als ich selbst, sah ich sie durch das Vergrößerungsglas der Liebe wieder, mit dem sie all das sah, was sie und mich betraf und vor Allem meine Arbeit. Darum hatte auch sie, während ich las, die Empfindung, daß das, was sie selbst mit mir in ungeordneten Phantasien gesehen, nun in dem Geschriebenen Form gewonnen hatte. Sie genoß eine stille, seltsame Mutterfreude, indem sie so diesen meinen geistigen Kindern auf ihrem Entstehungswege folgte, und dennoch war sie eifersüchtig auf sie, weil sie sich einbildete, daß sie meine Gedanken so erfüllen konnten, daß sie sie selbst, das Heim, die Kinder und alles, was es im Leben gab, verdrängten. Ja, ich glaube nicht, daß sie auch nur ahnte, wie dieses Zusammendichten mit ihr mir kostbarer war als die Dichtung selbst.

Wie kindisch es auch klingen mag, so ist es doch wahr, daß nichts mich je so zu geistiger Thätigkeit angespornt hat, als wenn ich aus ihrem Gesichtsausdruck, der nie das, was sie dachte, verhehlen konnte, entnahm, daß es mir geglückt und daß sie zufrieden war. Ich konnte, während ich schrieb, an dieses Vorlesen denken, und dieser Gedanke zerstreute die hundert ungebetenen Phantastereien, die sonst so gerne die Feder hindern wollen, zu arbeiten. Aber wenn wir die Lektüre beendet hatten, und hinaus in das Speisezimmer kamen, da lachten wir darüber, daß der Hecht kalt geworden war und das die Jungen, die nothdürftig gewaschen, bloßbeinig und sonnverbrannt dasaßen, hungrig und erwartungsvoll aussahen.

„Wir sitzen schon so lange hier und warten, knurrte Olof. Wo seid Ihr denn gewesen?"

„Wir haben Papas Buch gelesen," sagte Mama.

„Hättet Ihr damit nicht bis nach dem Mittagessen warten können?

„Nein, das konnten wir nicht."

„Das muß ein komisches Buch sein," bemerkte Olof.

Aber Svante, der noch nicht zu buchstabieren angefangen hatte, nahm

Digitized by Google

Papas unbekanntes Buch in Schutz, und wie immer war Mama diejenige, die den Zwist beilegen und die unruhigen Gewässer beruhigen mußte.

Aber was für ein Sommer war das! Was für ein herrlicher Sommer, voll Arbeitsfreude, Schärenwinden, klarer Sonne und lauen Mondscheinabenden! Er steht vor meiner Erinnerung wie ein einziger Sonnentag. Ich erinnere mich der Freunde, die mit ihren Segelboten an unserer Brücke landeten, ich erinnere mich der Ausfahrten mit Eßkörben bei frischem Sommerwind, des Badens im offenen Meer, wo Olof schwimmen lernte, und Svante sich im Sande rollte, um seine Anlagen zu zeigen. Ich erinnere mich der Festtage mit Blumenguirlanden und Versen, Erdbeeren und Wein, der langen, stillen Spaziergänge durch den Tannenwald, der sich zu einem sonnenbeleuchteten Fjord öffnete, und ich erinnere mich an den Fährmann, der uns im Segelbot zu begleiten pflegte und uns alle aus seinem grauen Kinnbart anlachte.

Wie kurz war dieser Sommer, und wie frühe kam der Herbst! Mit welcher Wehmuth verfolgten wir nicht die Veränderungen der Natur, wie die Abende länger und die Tage kürzer wurden, wie man die Wiesen mit ihren herrlichen Blumen abmähte, so daß Alles kahler wurde, wie der Roggen sich gelb färbte und das Schilf hoch und groß rings um die Ufer wuchs, einen dichten, wehenden Wald aus Grün mit violetten Blütenbüscheln bildend, wo früher das Wasser munter über die Steine geplätschert hatte.

Und als der Tag des Aufbruchs endlich herankam, wie suchten wir da nicht alle Plätze des Sommers auf, um sie ein letztes Mal wiederzusehen. Wir gingen den Aussichtsberg hinauf, und wir wanderten den Waldweg auf und ab, besonders wenn es dunkelte und die Sterne durch die Zweige der Tannen schimmerten. Beinahe eine ganze Woche brachten wir nur damit zu, Abschied zu nehmen. Wir nahmen die Knaben mit und segelten rings um die Insel, und wir sprachen von dem Buche, unserem Buche, das fertig war und zum Herbste herauskommen sollte. Stundenlang konnten wir über den schmalen Pfad gehen, der von dem rothgestrichenen Wohnhause hinab zum Strande führte, und jeden Abend verweilten wir lange auf der Brücke, dem Rauschen der Wogen horchend, das jetzt ruhiger klang als in dem unruhigen Frühling, zugleich jedoch härter.

Aber am letzten Abend, als der Augustmond schon im Abnehmen war, gingen wir allein zur Brücke hinab und stießen mit dem Boote ab.

In der Nachtbrise segelten wir hinaus über die schwarze Bucht, auf die der gelbe Halbmond glitzernde Streifen malte, und um die die Bäume so dunkel und wunderlich standen, ganz andere Conturen bildend, als die, die das Tageslicht gab. Wie durch eine Zauberlandschaft segelten wir dahin, dem Plätschern der kleinen Wellen an den Bug des Bootes lauschend. Wir eilten über die nur gekräuselte Wasserfläche mit größerer Geschwindigkeit dahin, als je am Tage, denn die Brise der Nacht hat größere Kraft, oder sie scheint sie wenigstens zu haben. Aber ohne zu sprechen oder irgend etwas zu verabreden, wendete ich das Boot, so daß es die Klippen umschiffte, und über die Steine der Badebucht gingen wir ans Land. Wir nahmen einander bei der Hand, und wir gingen unseren alten Weg zu der hohen Tanne, in deren Rinde die rostige Nadel steckte. Wir brauchten den Baum nicht zu suchen, denn während des Sommers waren wir oft hingepilgert, und wir hatten niemals gefürchtet, daß Jemand an das kleine Ding rühren würde, das so gut verborgen war und uns das Siegel unseres eigenen unermeßlichen Glücks zu sein schien, das zu entfliehen gedroht hatte, aber zurückgekehrt war.

Doch wie wir so in unsere Gedanken versunken standen und das Mondlicht in dem Dunkel der Nadelbäume untergehen sahen, sagte meine Frau:

„Ich will sie nicht dalassen. Ich möchte sie mitnehmen."

Digitized by Google

Mit behutsamer Hand machte sie sie los und befestigte sie an der Innenseite ihres Kleides.

„Vielleicht komme ich nie mehr her, und da will ich nicht, daß Du sie nach mir findest."

Dann segelten wir wieder hinaus in die nächtliche Brise, und eine Vorahnung dessen, von dem ich nie geglaubt hatte, daß es kommen würde, erfüllte mich mit einem unnennbaren Gefühl der Trauer. Ich sah auf die Stelle im Boote, wo Elsa saß. Es war mir, als würde sie vor meinen Augen leer, und als segelte ich einsam über einen Wasserspiegel, der andere Conturen hatte, als die, die das Sonnenlicht gegeben. Ich saß da, so stark von diesem Gefühl erfüllt, daß ich vergaß, daß ich nicht allein war und zusammenzuckte, als erwachte ich zu einer neuen Wirklichkeit, als ich die Stimme meiner Frau vernahm. Sie sprach leise, so als spräche sie zu sich selbst, und ich hörte im Anfange die Worte, ohne sie zu verstehen.

„Ich habe so oft gedacht, sagte sie, daß es Menschen geben muß, die etwas brauchen, an das sie glauben können, und denen Unrecht widerfährt, wenn man ihnen ihren Glauben nimmt. Ich bin so glücklich, daß ich so glaube wie Du. Ich will nichts thun, was Dir nicht recht ist, nicht einmal etwas glauben, was Du nicht weißt. Aber ich kann es nicht lassen, an Gott zu glauben. Bist Du sehr böse darüber?"

Wenn meine Frau mich dies in unserer ersten Jugend gefragt hätte, würde ich gewiß streitlustig geworden sein, und ich wäre mit all den Gründen gegen einen derartigen Glauben angerückt, den die illusionslose Richtung der Zeit mich gelehrt hatte, fast mit nachsichtiger Geringschätzung zu betrachten. Die Jahre, die mich älter gemacht, hatten mir wohl keinen Glauben gegeben, mir aber doch das Verlangen genommen, auch nur einen einzigen Proselyten machen zu wollen, nicht einmal wenn dieser einzige meine eigene Frau wäre. Was ich glaubte, war nichts Festes, nur ein Suchen, das Größte zu finden, und mehr als ein Mal hatte mich schon in meiner frühen Jugend die Dürftigkeit dessen, was man mit einem schlechten Worte Materialismus nennt, durch seine trockene Kühle überrascht. Aber von solchen Dingen, die in mir selbst noch zu unklar und formlos waren, sprach ich im Allgemeinen ungerne, und ich fühlte mich jetzt durch die Worte meiner Frau gleichzeitig überrumpelt und gedemüthigt.

„Wie sollte ich darüber böse sein können," antwortete ich bloß.

„Ah, wie froh ich bin, ertönte wieder ihre Stimme. Denn ihr Gesicht unterschied ich nur undeutlich. Dann wirst Du auch nicht zürnen, wenn ich Dir sage, daß ich jeden Abend mein Abendgebet spreche, so wie, als ich ein Kind war. Ich weiß nicht, zu wem ich bete. Aber ich lasse auch die Knaben für Dich und mich und für einander beten. Glaubst Du, daß es unrecht ist?"

Ich legte das Ruder nieder, stand von meinem Platze auf, nahm das liebe Gesicht meiner Frau zwischen meine Hände und küßte sie, ohne ein Wort sagen zu können.

„Ich will nicht, daß es etwas geben soll, was Du nicht weißt," sagte sie einfach.

Wieder saß ich an meinem Platze am Ruder, wieder schoß das Boot dahin, und nach einer Weile sah ich durch das Laubwerk ein Licht, das mich zu der Brücke meines Heims leitete. Uns mit den Armen umschlungen haltend gingen wir den schmalen Pfad zu unserem Sommerheim, und als wir uns zur Gutenacht küßten, sagte Elsa:

„Du hast mich heute Abend so glücklich gemacht. Ah, Du weißt nicht, wie glücklich Du mich gemacht hast."

An diesem Abend blieb ich lange auf, und ich that, was ich nicht oft

Digitized by Google

während dieses ganzen glücklichen Sommers gethan. Ich dachte an Elsa und mich. Unaufhörlich tauchte der Gedanke wieder auf, warum sie mich hatte fragen müssen, ob ich ihr erlaubte, an Gott zu glauben und zu beten. Denn das war es ja, was sie gethan hatte. Und während mich diese weiche Weiblichkeit wie ein Hauch unnennbaren Glücks berührte, fühlte ich doch gleichzeitig den Stachel, der darin lag, daß sie je so hatte fragen müssen. Ich ging in Gedanken unsere Jugend durch und all die Jahre, in denen wir uns geliebt. Ich glaubte, daß ich sie immer auf den Händen hatte tragen wollen, ich glaubte, daß ich es immer gethan hatte, und nun klang durch ihr ganzes Wesen ein Ton, als hätte ich bei alledem achtlos ihr Innerstes zerrissen, und ihr, ohne es zu wissen, eine Wunde geschlagen, die vielleicht lange geblutet hatte, bevor sie gewagt hatte, mich ahnen zu lassen, daß sie litt. Sie schien in irgend einer Weise mich oder meine Kritik oder Beides zu fürchten. Und ich fragte mich selbst: Warum?

Ich wußte, daß ich sie nicht darnach fragen konnte. Denn sie würde immer die Arme um meinen Hals schlingen und sagen: „Du, Du, niemals hast Du mir etwas anderes als Gutes gethan!“ Ich glaubte den Fanatismus ihrer Stimme zu hören, wenn sie dies sagte. Ja, ich wußte, daß sie so antworten mußte, und ich wußte auch, daß sie alles, was sie sagte, als die innerste Wahrheit empfinden würde, so gewiß als sie es sonst nicht hätte sagen können. Aber dieser Gedanke beruhigte mich nicht. Etwas ganz anderes beschäftigte mich jetzt. Was kümmerte es mich im Uebrigen in dieser Stunde, ob meine Frau zu Gott betete oder nicht? Was kümmerte es mich, ob sie das oder jenes dachte? Was sie gesagt, hatte mich wie Pfeile getroffen, die geradenwegs in mein Herz gedrungen waren. Ihre Worte waren mit ihr selbst und dem ganzen Sommer, der vergangen war, verschmolzen, mit dem Gefühl der Kahnfahrt auf dem dunklen Wasser, mit dem Brausen des Waldes und dem Strahlenweg des Mondes über die krausen Wellen. Es verschmolz alles zu einem einzigen Ganzen und sang davon, daß ich einen Schatz gewonnen, der sich nicht theilen oder verwandeln ließ, aber der mein blieb, solange ich begriff, daß er nur in der Stille für mich wuchs.

Aber dabei quälte mich der Gedanke, daß ich sie, ohne es zu wollen, doch erschreckt hatte. Das quälte mich im Widerspruch zu ihren eigenen Worten, die noch in meinem Ohre klangen. In Gedanken durchlebte ich alles zwischen uns, woran ich mich erinnern konnte, und was möglicherweise hiermit zusammenhing, und als ich mich an nichts mehr erinnern konnte, suchte ich in meinen Gedanken nach dem, was ich nicht zu finden vermochte.

Denn es war Schuldgefühl, was ich empfand, Schuldgefühl, was mich bedrückte. Ich konnte mich nur nicht entsinnen, wie oder wann ich schuldig geworden war. Ich meinte bloß, daß ich es war und sein mußte. Als ich hereinkam, um zu Bette zu gehen, sah ich bestürzt, daß meine Frau noch wach lag. Aber als ich mich niedergelegt hatte, beugte sie sich nur vor und küßte meine Hand.

Ich habe nie einen glücklicheren Ausdruck in ihrem Antlitz gesehen.

## 11.

So kam der Tag heran, den wir lange erwartet hatten, der Tag, an dem unser Kind geboren werden sollte, an dem das Geheimniß, das meine Frau mir schon seit langem anvertraut, und das ihrer Seele Spannkraft und ihrer Hoffnung Flügel gegeben, an den Tag kommen und das Glück wieder auf immer in unser Haus einkehren sollte. Das Vorgefühl dessen hatte dazu beigetragen, unseren Sommer so hell zu machen, wenigstens sehe ich es jetzt so.

Digitized by Google

Aber so wunderbar mir Alles jetzt erscheint, wo ich die Erklärung dafür zu haben glaube, so natürlich und einfach kam damals Alles, und ich war weit entfernt die ganze Bedeutung dessen, was sich mit uns begab, zu ahnen.

Wir hatten ja schon vorher zwei Kinder bekommen, und ich hatte viele dieser rührenden Beweise der Mutterfreude der Erwartung gesehen, die ein Mann, der seine Frau liebt, niemals vergißt. Aber nie hatte ich meine Frau so von Freude über das Kommende erfüllt gesehen, wie sie es jetzt war. Nie war sie in einer so andachtsvollen Glückseligkeit umhergegangen wie jetzt, nie hatte sie es in diesem Maße verstanden, eine feiertägliche Stimmung über unser ganzes Alltagsleben zu breiten, wie in diesem düsteren Herbst in der tristen Stadt, wo der Regen unaufhörlich fiel, und das ganze Leben um uns so schwer und trübe erschien wie wohl nie zuvor.

Wir hatten ja zwei Knaben und darum war es natürlich, das kleine Wesen, das kommen sollte, das „Mädchen" zu nennen. Sie erwarteten wir und von ihr sprachen wir, und eines Mittags, als ich von meiner Arbeit nach Hause kam, sagte meine Frau zu mir:

„Es ist mein Engel, der kommt, Georg, sie wird mich retten."

So lange hatte ich in der Vergessenheit gelebt, daß irgend eine Gefahr uns je bedroht, daß ich zuerst ihre Worte nicht verstand.

„Dich retten?" wiederholte ich mechanisch. „Wovor?"

In ihr Gesicht trat ein wunderlicher Ausdruck, so als zöge sie sich in sich selbst zurück, um darüber nachzudenken, wie es möglich war, daß zwei Menschen, die sich liebten, so verschieden empfinden konnten.

„Hast Du schon vergessen, wie es im Winter war?" sagte sie.

Ich begriff noch nicht, oder ich wollte nicht begreifen.

„Ich glaubte, dies sei vorüber," sagte ich.

„Glaubst Du, daß etwas je vorüber sein kann," war die Antwort. Und sie fügte hinzu:

„Vielleicht kann das kleine Wesen, das kommt, das thun, was nichts anderes kann."

An dieses kurze Gespräch dachte ich oft, und ich suchte vergebens es mit dem ungetrübten Glück in Einklang zu bringen, das wir in dem Sommer, der vergangen war, genossen hatten. War es möglich, daß meine Frau in dem Sonnenschein des Glücks, der ihrem ganzen Wesen die Färbung gab, den Keim zu einem Unglück verbarg, das sich über unser ganzes Leben senken sollte? War das möglich? Lebte sie zwei Leben? Konnte sie mitten im Sonnenschein leben und zugleich fühlen, daß die Nacht nahe war? Oder gehörte die Ahnung oder Furcht, die sie jetzt zeigte, bloß jener Art von Phantasie an, die eine Folge ihres Zustandes war?

Ich versuchte mich mit der letzteren Alternative zu beruhigen, aber es wollte mir nicht recht gelingen: und mehr und mehr begann ich, das ganze Leben meiner Frau in einem neuen und anderen Lichte zu sehen, demselben, das sie schließlich ganz einhüllen sollte.

Ich kann das ganz neue Gefühl der Zärtlichkeit nicht beschreiben, das durch diese Gedanken, die ich nicht einmal in Worte zu kleiden vermochte, in mir erwachte. Und ich wagte kaum das, was ich vor meinen Augen sah, zu glauben, als Alles glücklich verlief und meine Frau nach schwerem Kampfe sich langsam zu erholen begann, nachdem sie einem zarten Wesen das Leben geschenkt, zu dem sie von allem Anfang an Worte sprach, die kein Anderer hören durfte.

Aber das Mädchen kam nie. Anstatt ihrer war ein Knabe gekommen, der den Namen Sven erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Die kommende Frage.

## Eine philosophische Einleitung.

Von **Karl Joël.**

Abgehauene Wurzeln treiben neu, uralte Dinge kehren wieder, verborgene Wahrheiten enthüllen sich; fürwahr, es ist ein neues Licht, das am Horizonte unserer Erkenntnis aufgeht und nach und nach der Mittagshöhe unseres Geistes sich nähert.

Giordano Bruno.

Es giebt eine Frage, die auf dem Denken der Menschen lag wie ein quälender Geist, Jahrtausende lang der Zankapfel der Parteien, Jahrtausende der Prüfstein der Geistesringer, jetzt aber bei Seite geworfen wie ein langweilig gewordenes Vexierspiel, belächelt als scholastisches Gespenst, abgethan für die Weisen, vergessen bei der Menge — und diese Frage wird bald wieder aufsteigen als Lebensfrage unserer Zeit, wird sie ergreifen wie nie zuvor eine Frage eine Zeit, wird bis auf Markt und Straße verhandelt werden, und die kühlsten Köpfe entflammen; denn sie trägt das Schicksal der Kultur. Schon hängt sie über uns als drohendes Gewölk, aber die Weisen des Tages sind blind. Und doch! wer sie schärfer ansieht, die Menschen dieser Zeit, die arbeitenden, die ziehenden im großen Räderwerk, und die genießenden und nicht einmal recht genießenden, all diese gelenkigen Wesen mit dem unehrlichen, hastenden Blick, der spürt, wie sie vor sich selbst davonlaufen, als liege eine Beklemmung auf ihrer Seele verborgen, als scheuten sie die stille, bohrende Frage: bist Du denn wirklich frei?

Jede Zeit ist eine große Frage an die Zukunft, erst unbewußt gestammelt, und wenn sie hell und laut geworden, dann kommt als Antwort die neue Zeit. Denn eine Zeit ist nicht ein Stück Menschheit dividiert durch eine Zahl Jahre; eine Zeit ist ein Zeitgeist, ein Bewußtseinszusammenhang, ein Kontakt freundlicher und feindlicher Richtungen, ein Schlachtfeld. Und wer hineinblickt in die weltweite Wirrnis heutiger Kämpfe und Strebungen, der sehnt sich nach der großen, reinen Linie, nach der klaren Wasserscheide der Geister, nach jenem Zeitbewußtsein, das Zeitüberwindung ist. Ein brennender Durst nach Klarheit und festen Zielen stürmt uns die Seele, ein heißes Verlangen, die alten Worte abzuthun, ein unsäglicher, gähnender, händeringender Ueberdruß an all dem Stimmengewirr und Marktgedränge, ein atemloses Lauschen auf die Stimme, die da kommen muß. Eine schwere Erwartung liegt über der Zeit; wir fühlen es alle, es will etwas werden, und wir stehen an der hohen Wende; wir drängen zum Rand des Schiffes zu sehen, wohin wir fahren, aber wir sind eingekeilt zwischen durcheinanderkämpfenden Massen; wir streben zur Aussicht, doch Apparat auf Apparat stellt sich uns in den Weg, und die Fenster sind verklebt mit Zeitungen, mit Reklamen und Parteischlagworten; wir suchen mit fiebernden Augen, mit Mikroskop und Teleskop, aber wir wissen

Digitized by Google

nicht was; wir ahnen ein neues Leben, wir fühlen unsere Pulse schwellen, ballen die Faust und greifen zu den Waffen, aber wir lassen sie sinken; denn wir wissen nicht, wofür wir kämpfen sollen, und können nur beten: o sag uns, was wir wollen!

Die Frage der Fragen, die löst und klärt, die all die flatternden Fähnlein der Parteien im Kleinkrieg zur Phalanx, zur einen Weltschlacht ordnet, all das Getriebe in eine spannende Geste wandelt, und den Proteus moderner Kultur bändigt, diese Zauberfrage schlummert noch in den Tiefen der Zeit. Nur ihre Kinder spielen an der Oberfläche des Tages und füllen die Stunden der Menschen, und bald, wenn sie lauter und lauter werden, erwacht die große Mutter und spricht das Wort der Zeit. Wie Kinderspiel den kommenden Lebensernst im Keime trägt, so sind die Tagesfragen die tastenden Vorboten der kommenden großen Zeitfrage. Nur die engstirnigen Musketiere der Partei, die ihre Parole im Ohr haben, meinen noch immer, die soziale Frage sei die umfassende Frage, die eigentliche; das feinere Auge sieht langsam ihren schreienden Glanz verblassen, sieht sie sich häuten aus innerlicheren Triebkräften, als man bisher beachtet. Die eigentliche Frage reicht tiefer und weiter; sie greift in alle Fragen des Lebens, und darüber hinaus in die ätherhohen Fragen der Weltanschauung, nach der wir wieder lechzen, und überall, wohin sie greift, rührt sie an den innersten Nerv der Zeit.

Der Kampf um den Menschen — das ist das gewaltige Schauspiel, das die Zeit erfüllen, die große Frage klärend entfalten und lösen wird. Wir suchen ein neues Weltbild, aber aller Kampf um die Weltanschauung ist im tiefsten Grunde Kampf um den Menschen, um seine Stellung in der Welt. Eine Weltanschauung ist reif überwunden zu werden, eine Philosophie ist widerlegt, wenn sie den Menschen verloren hat. Der Mensch will die Welt erkennen, d. h. sie geistig in sich umsetzen, sie sich zu eigen machen; er will vor allem sein Verhältnis zu Himmel und Erde feststellen, und wahr ist ihm, was er als mögliche Ueberzeugung aller Menschen denkt. Der Mensch ist gewiß nicht das Höchste und Stärkste, und noch weniger das Ganze der Welt, aber er ist die indifferente Mitte, in der sich alle Linien des Weltbildes schneiden müssen, wenn wir es verstehen wollen. Es ist nicht wahr, daß wir die Welt betrachten, wie sie *ist*: wir betrachten sie, wie wir sie als Menschen mit unsern Mitteln betrachten *können*, und wie wir sie als Menschen mit unsern Interessen betrachten *wollen*. Wäre es anders, so wären wir alle Astronomen und würden uns um den verlorenen Punkt des All, den man Erde nennt, nicht mehr kümmern, als um einen andern, und um des Menschen Kultur und Geschichte nicht mehr als um das Spiel einer Schmetterlingsart. Aber wir bauen unser Wissen, indem wir um den Menschen herum eine Peripherie ziehen, und das uns Nähere gründlicher, vollständiger ausbauen, als das uns Fernere. Der Mensch ist der Brennpunkt, in dem alle Radien unseres Wissens zusammenlaufen. Nach unsern Gliedern messen wir die Welt; wir tragen uns in die Weite und nehmen die Weite in uns zurück. Philosophie ist Ausgang und Rückkehr dieses Weltzirkels im Menschen, ist Gang durch den Inhalt des Bewußtseins zum Bewußtsein selbst, ist tiefste Selbstbetrachtung des Menschen durch den Spiegel der Welt. Und es gäbe keine Brücke zwischen dem erkennenden Geist und der zu erkennenden Welt, sie würden auseinanderfallen, wenn sie sich nicht träfen im Selbstbewußtsein des Menschen: ich der Erkennende bin eins mit dem Erkannten, ich erkenne mich und zwar als ein Stück der Welt, und so ist mir die Welt nicht mehr die eisige Fremde. Seit Jahrtausenden galt der Mensch als die Mitte zwischen Gott und Natur, als der Brückenkopf zwischen Diesseits und Jenseits, und noch immer wie vor Jahr-

Digitized by Google

tausenden steht er da am Kreuzpunkt aller Wege der Welt, als Gradmesser aller Werte und Unwerte, als Durchgang aller Wahrheit und Illusion, als Welt im Kleinen, Mikrokosmos, der Anteil hat an allen Sphären des Seins, am Reich des Geistes wie am Reich der Leiblichkeit, als der Indifferenzpunkt des Idealen und Realen. Denn Geist nennen wir, was der Mensch nach seinem eigenen Innern, und Körper, was er nach seinem Aeußeren begreift; Ideal nennen wir, was über das Sein des Menschen hinausragt, und Natur nennen wir das Sein, dessen höchste Spitze der Mensch ist. Vom Menschen aus bestimmen sich alle Richtungen, danach, wohin sie den Menschen ziehen, ob nach oben oder unten, innen oder außen, zu Gott oder Natur, zum Geist oder Stoff, zum Allgemeinen oder zum Individuellen, zum Ewigen oder zum Sturm des Werdens, zu Entwicklung oder Entartung, Erlösung oder Vernichtung. Glaubt an Gott, aber solange euer Gott wie die Götter Epikurs nach dem Menschen nicht fragt, seid ihr Atheisten. Sprecht von Zuchtwahl und Wandel der Tierrassen, soviel ihr wollt; solange ihr nicht den Menschen hineinzieht, seid ihr brave Landwirte und Zoologen, aber nicht Verfechter einer Weltanschauung, nicht Darwinisten. Die Welt wechselt nicht, aber ihre Bilder wechseln, weil der Mensch in ihr wechselt, der verschiebbare Accent des Weltbildes. Seht ihr die Welt groß, so heißt das, daß ihr den Menschen klein seht. Und wächst er vor euren Augen, so verkürzt sich die Welt zum Haus für den Menschen. Laßt ihr ihn steigen in der Entwicklung, so wird die Welt zum Berg; darf er selig hoffen und singen, so tönt die Welt als Harmonie, und muß er kämpfen und arbeiten, so ist die Welt Ringplatz und Werkstatt. Betet er, so ist sie der Dom, und sein Fluch tönt in die Welt als Hölle. Ob nun der Mensch mehr die Welt nach sich oder mehr sich nach der Welt bestimmt: jede Weltanschauung ist ein neuer Kontakt zwischen Welt und Mensch, eine besondere Geste des Menschen zur Welt.

Aber es kann geschehen, daß die Geste erstarrt, äußerlich wird, daß sie nicht mehr das Weltverhältnis des Menschen ausdrückt, daß der lebendig fließende Kontact versagt, daß sich das Leben gegen sie, die Seele gegen die weisende Hand empört, — dann ist es Zeit, das Weltbild prüfend zu erneuen, indem man auf den Menschen zurückgeht. So ist es immer gewesen in den großen Zeiten der Ueberwindung. Als die erste Epoche, die griechische Naturphilosophie ausgespielt, da klang das Wort vom Menschen als Maß aller Dinge, und die Sokratik rief die Wissenschaft auf das menschliche Interesse: das war der Umschwung zum Aufstieg der welterobernden klassischen Geistesphilosophie. Als aber die aristotelische Klassik in der Scholastik orthodox geworden und wie langer lähmender Tyrannendruck auf dem Geist Europas lag, da empörte sich der Mensch und erweckte wieder das menschliche Ideal im Humanismus der Renaissance. Und schon hatte die befreiende Mystik Gott tief in den Menschen gezogen und der siegreiche Nominalismus die Universalien zu Bildungen des Menschen herabgesetzt, und bald begründete für die Macht des Menschen Bacon und aus des Menschen Selbstbewußtsein Descartes die neue Wissenschaft. Als aber die nun glänzend erbauten Natursysteme wieder in Materialismus und Skepsis versanken, da ließ die Aufklärung den Menschen mündig werden und wies auf die praktischen Ziele des Menschen und forderte die Menschenrechte, und Kant gründete auf die Vernunft die Würde des Menschen. Und noch einmal entstiegen der erhobenen Vernunft klassische Geistessysteme zu lebensferner, schwindelnder Höhe, bis am lautesten Feuerbach zum Diesseits herabrief, zur „Anthropologie" als Königin der Wissenschaften und den Menschen forderte, „den ganzen Menschen", der nicht nur Geist sei, sondern auch Leib und vor allem Leib, natürlicher, hungernder Leib. Und von da gingen die

Digitized by Google

Wege zum praktischen Materialismus wie zum theoretischen Naturalismus, und mächtig schwoll die Welt des Stoffes auf in Wirtschaft, Technik und Naturforschung, bis sie den Menschen begrub.

So war es immer: der Mensch wanderte in die Tiefen und Weiten der Natur und stieg dann zu den Höhen des Geistes und beides bis zur Selbstvergessenheit: doch zwischen Gang und Gegengang kam stets die Stunde der Selbstbesinnung, der Einkehr, damit der Mensch sich seiner Schätze bewußt werde und Kraft sammle, noch weiter zu wandern, noch höher zu steigen. Und sie ist wieder da, die Stunde der Einkehr, die Stunde, den Menschen zu erwecken aus der Verlorenheit, aus der „Vergaffitheit" in die Natur. Die Geste des Menschen ist wieder starr geworden, das Dogma des Kopfes und das Leben des Herzens wollen nicht zusammenstimmen, und wie ein verschlissenes Gewand hängt uns an, was wir unsere Ueberzeugung nennen. Der Mensch, der Regulator der Weltanschauungen muß wieder sprechen. Oder bildet ihr euch wirklich ein, ihr hättet eine Weltanschauung? Meint ihr vielleicht schon darum eine zu haben, weil ihr eine andere ablehnt? Fühlt ihr es wirklich licht und klar und fest werden in eurem Hirne? Und seid ihr gar so sicher, daß ihr eure Gedanken denkt und nicht die euch von allen Winden der Zeit eingeblasenen, nicht die Worte von gestern, die nicht leben können und nicht sterben wollen, die welken Reden, von denen ihr noch immer Mund und Ohren voll habt, aber nicht die Seele? Mag er noch immer schwellen im Massenchor, hört ihrs nicht, wie er hohl und brüchig klingt, der Brustton moderner Ueberzeugung? Mögen tausend flinke Zungen und Federn sich rühren, Millionen Hände wetteifern zu sammeln, zu bauen, zu erraffen — drinnen im Innersten schläft doch, trunken von Genüssen, überwältigt von Schätzen, satt von Wissen die denkende Seele der Zeit. Wirre Traumfäden nur durchziehen sie — Reste toter Systeme; leise spinnt die Mystik graue Schleier ihr über die Augen, und der Pessimismus flüstert ihr böse Klagen ins Ohr; doch stärker als alle liegt der geistfeindliche Naturalismus als Albdruck auf ihrer Brust und hält sie im Bann der Ohnmacht — da aber drängt sich ein Neues, Kühnes, Unerhörtes durch alle Träume, ein Wildes, Grausames mit gährenden Augen: wie ein Vampyr packt Nietzsches Geist die Seele der Zeit und zerrt an ihrem Herzen und will es ihr rauben, das weiche, zitternde, liebende Herz — und sie weiß nicht, ist es Wahrheit, was in ihm spricht, oder ists Wahnsinn, ein Dämon der Nacht, ein böser, schwerer Traum! Wahrlich, es ist Zeit, daß wir uns ermannen aus der Beklemmung und Traumangst dieses Schlafes, daß der Mensch wieder erwache und zu klarer Besinnung das Auge öffne: wo bin ich und was soll ich?

Es muß gesagt werden: das 19. Jahrhundert hat den Menschen verloren. Er, der vor hundert Jahren so herrlich hervortrat, der Schillersche Mensch mit dem Palmzweig, er, dem Goethe seinen Zauber auf die Lippen gelegt, den Kant gekrönt mit der freien Würde der Vernunft — er ist heute ein Hastender und Taumelnder geworden. Das reichste Jahrhundert menschlicher Kultur hat den Menschen betrogen. Erst hat es den Geist ihm getaucht in Goethesche Paradieseslüfte, in Beethovens Harmonieen und Hegels Ideenhimmel, ihn auch emporgezogen in den Wolkenglanz der Romantik, doch es hungerte den Menschen, und während sein Haupt schwelgte, stand sein Fuß gefesselt auf hartem, dürrem, kaltem Boden und er blieb ein Fremdling auf Erden. Da fluchte der Mensch allen Himmeln und schritt aus zur Revolution und raffte seine Kraft, um sein irdisches Haus zu bestellen. Und bald schwirrten die Drähte allerorten und dröhnten die Dampfrosse, die Maschinen rasselten, die Bajonette blitzten und die Kanonen donnerten, die Massen drängten und schwollen und türmten sich, die Massen der Waaren, der Bücher, der Heere, der Arbeiter, der Kapitalien und

Digitized by Google

nun saß der moderne Mensch im gesesteten Reich, im weltstädtischen Industriepalast, im bequemen Luxus, daß alle Könige früherer Jahrhunderte daneben Bettler waren — ein Griff seiner Hand hier und dort, und von den Wänden strömt kühlendes Naß, wärmendes Feuer und strahlendes Licht, ein Federstrich — und jenseits der Meere gehen tausend Tiere zur Schlachtbank, und die Berge müssen ihre Schätze speien. Sein Ohr vernimmt die Stimmen auf hunderte von Meilen und sein Auge grüßt die Gebirge des Mondes und die Kanäle des Mars; auf dem ganzen Erdenrund kann kein Schuß fallen, keine Thräne fließen, kein Wind wehen, kein neues Lied tönen, ohne daß er es erführe. Ist er nicht ein Gott, der moderne Mensch? Alle Quellen des Wissens aus aller Zeiten und Räume Ferne fließen ihm zu, dem Allwissenden, alle Schätze der Welt, alle Erdteile wetteifern, ihn zu speisen und ihm die Sinne zu füllen, alle Reiche der Natur liegen als stumme Diener ihm zu Füßen, dem Allmächtigen.

Er ward kein Gott, er ward ein Narr, ein Schurke, ein Tier und Schlimmeres noch. Meint ihr, ich übertreibe? Ich nenne ihn nur, wie er sich selber nennt, ich sage nur, was ihr alle wahr gefunden habt im Spiegel der Zeit, was eure eigene Philosophie uns gelehrt hat. Erst kam Schopenhauer und hieß das Menschenleben eine Schurkerei und fand, daß der Hund den Menschen beschäme. Und Schopenhauer ward aus dem Dunkel der Verkennung hervorgezogen zum bewunderten Modephilosophen. Und dann kam Darwin und zeigte klarer den Menschen als Tier, als Bruder des Affen — und man fühlte sich erleuchtet und freute sich seiner Blöße. Und endlich kam Nietzsche und pries die stolzen Verbrecher, die blonde Bestie dem Menschen zum Vorbild — und man schlug begeistert in die Hände und tanzte in bacchantischem Jubel. Das Tier saß auf dem Thron, und zur Rechten grinste ihm über die Schulter die überschlaue geleckte Habgier und zur Linken hing zitternd das müde Haupt des Neurasthenikers, des Perversen, des Decadent. Zu Füßen saßen ihm die größten Barden der Zeit, Zola, Ibsen und Tolstoi und sangen das Lied von der Erbärmlichkeit des Kulturmenschen. Das war eure Wahrheit und das eure lautesten Triebe und Stimmen: der Darwinismus öffnete das Weltpanorama des grausam verschlingenden Kampfs ums Dasein, der Pessimismus ließ daraus den langen Ton der Verzweiflung tönen, und Nietzsche schwang darüber die Geißel zum mitleidslosen Herrenrecht, der Socialismus rang die Hände über der hungernden Not der Millionen, der Anarchismus peitschte zum Wahnsinn des Verbrechens, von hier und dort flüsterte es, immer drohender krächzte es: Entartung, Entartung — und über alledem strahlten die elektrischen Sonnen, angezündet zum Triumph des Menschen!

Es giebt noch Schlimmeres als Not des Kampfes und als Vertierung, Schlimmeres noch als das blutende Leiden, als Grausen, ja als Verzweiflung; es ist nicht der Tod, es ist das, was nach dem Tode, nach dem Ende kommt: die Lebensleere, die doch nicht Ruhe ist. Nicht daß ein Alexander sterben mußte, macht uns schaudern, aber daß sein Staub dienen muß ein Mauerloch zu stopfen! Ein totes Skelett, rasselnd getrieben, gestoßen im Frohndienst steter Bewegung — das ward das Bild des modernen Menschen, in dem er sich selbst beschrieben, gemäß dem er sich selbst behandelt hat, das ward sein Schicksal, das er sich selbst bereitet, theoretisch und praktisch. Sein Lebenstypus ward die Maschine, sein Welttypus der Mechanismus. Zu Arbeitsmaschinen drückte er seine Mitmenschen herab, aber kaum minder sich selbst; immer besser wußte er sein Leben der Maschine anzupassen, immer mehr ward es sein Ideal ein gut geöltes Rad unter Rädern zu werden, und jene Ungeheuer, die er zu seinem Dienste erfunden, lachten des Menschen, der sie bediente, und zermalmten seine Eigenkraft. Und das Sausen und Rasseln umrauschte ihm Sinne und Ver-

Digitized by Google

stand und klang ihm als Echo aus dem All; die Welt, so zeigte es ihm die allsiegende mechanistische Lehre, ist ein unendliches Räderwerk, und du, der du das Ebenbild Gottes heißt, bist drinnen ein ohnmächtig winziger Kreisel, ein schnurrendes Nichts.

Wir haben die Welt erobert, aber wir haben den Menschen verloren. Was soll uns noch die Welt? Oder meint ihr noch immer, es käme auf die Witze der Technik und nicht auf die Menschen an, es käme darauf an, daß und nicht was drahtlos telegraphiert und chromolithographiert wird? Ich sehe die Lebendigen von Stelle zu Stelle verdrängt durch die Automaten, ich sehe auf dem Grabe des letzten Menschen den siegreich lächelnden Homunculus. Ich sehe fette Leichen von himmelhohen Hydromotoren mit der Gletschermilch des Nordpols und Mineralflüssen des Erdkerns gespeist und in Aether gebadet, und hohle Skelette auf elektrischen Flügelrossen sinnlos durch den Weltraum rasen. Ja, wir haben die Welt erobert, aber wir haben den Menschen verloren.

Das große Jahrhundert hat den Menschen verloren; es hat ihm Gewalt angethan; es war der Prokrustes, der den Menschen erst ins Ideale des Geistes dehnte, bis ihm der Atem ausging, und dann ihn verkleinerte, zerstückte zur Natur, ihm das Haupt abschnitt, daß nur die tote, tierische Form blieb. Erst ward der Mensch ganz ätherisiert und dann ganz materialisiert und mechanisiert, erst ganz aufgelöst in Harmonie, in Logik, Ethik, Aesthetik, und dann ganz aufgelöst in Disharmonie, in Biologie und Physik, erst das vergöttlichte Genie und dann die atavistische Bestie und die Maschine. Beide Epochen haben sich selbst gerichtet in der Schuld ihrer Extreme, und so hat das sterbende Jahrhundert, durch doppelte Erfahrung weise geworden, dem kommenden die Aufgabe vermacht, den verlorenen Menschen wiederzugewinnen, ihn heraufzuholen aus der Retorte.

Jüngst hörte ich Schwarmgeister reden, nicht aus vergrabenen Winkeln und Burgen der Nacht, nein unter dem Sonnenlicht der Kapitale, dort wo die jungen Winde schwellend den neuen Tag des Zeitgeists grüßen; sie sprachen: „wir wollen das Leben“; mehr wußten sie nicht; sie sagten es immer wieder in wechselndem Spiel der Bilder; sie rangen mit dem Ausdruck wie gegen die Mauer, sie fühlten sich so voll, aber sie kamen nicht weiter. Und die sie hörten, lächelten. Doch auch die Spötter ahnen, was die Schwärmer meinen; sie geben das Beste der Gegenwart, das Verheißende. Und wers nicht spürt, dem kann mans nicht beweisen. Denn was Leben ist, das weiß nur — wer es hat. Doch auch die kälteste Reflexion des Greises findet sein Innenleben als einen Fluß. Warum sollte nun das Strömen drinnen nicht wie ein fernes Nachspiel des Meeres sein Ebben und Fluten haben? Die Jungen sprechen heute zu den Alten: ihr wart die Kahlen, Nüchternen, Seichten, Sandigen, die Ebbe, wir aber sind die steigende Woge — und warum sollen die Generationen nicht ihre Temperamente, ihre Rhythmen haben? Es wallt wieder auf aus den Kammern des Herzens, es schäumt wieder in den Pokalen der Seele, und nur die Griesgrame könnens bestreiten, daß sich das Lebensgefühl gesteigert hat, daß die Temperatur des Geistes sich erhöht, daß der Accent des Lebens ein anderer und stärkerer geworden.

Das ist so wenig phantastisch, daß es physiologisch gefaßt werden könnte. Wir sind nur vom Materialismus dressiert, daß wir über den Lebensstoffen und -mitteln das Leben selbst vergessen, das doch nicht aufgeht in seinen Inhalten, das doch an sich etwas ist, und sei es nur ihr Träger. Es giebt eine Lebensempfindung als solche, die eben jetzt zu schwellen beginnt über alle Inhalte hinweg. Die reine Lebensempfindung giebt sich als Einheitsgefühl des Organismus, als Ineinander von Seelischem und Leiblichem, als Verschmelzung von

Digitized by Google

Empfindendem und Empfundenem, als ein Durchströmen des Seins, so schwellend, daß alles sich ineinander ergießt, die Welt in die Seele, die Seele in die Kraft der Glieder, die vielen Gestalten in das Ganze der Welt, daß alle festen Grenzen und alle Gegensätze ertrinken und als tote Formen treiben auf dem Strom des Empfindens.

Und darum sind jene Lebensschwärmer Einheitsverkünder; sie sehen und glauben nur, was sie im Wallen ihres Blutes durchleben: den Fluß der Einheit; sie fühlen sich so reich und scheinen so leer; sie wissen ja nur eins und stammeln und kommen nicht weiter. Die Armen! Sie sehen nicht, daß zwar den festgefrorenen Gehirnlagen des Zeitgeistes wahrlich ein belebender Blutstrom notthut, daß ein Abwerfen der starren Geistestrachten und ein nackt Hineintauchen in die reine Lebensflut gesund und köstlich ist wie ein Bad im warmen Frühling, daß aber diese reine Lebenseinheit nur der Mutterschoß alles Werdens ist, die gährende Urform, die ohne Heraustreten fester Scheidung gestaltlos ist und unfruchtbar wie das Meer. Es schieden sich die Wasser, es schieden sich Licht und Finsternis — das war der Anfang der Weltschöpfung. Wahrlich, wir müssen geistig werden wie am ersten Tag, aber nur um den zweiten Tag zu erleben und den dritten, und erst am siebenten wird alles gut. Wahrlich, wir müssen wie die Kinder werden, doch um zu wachsen. Die Lebensschwärmer führen uns zum Jungbrunnen und lassen uns dann nicht mehr heraus; sie wollen Kinder bleiben und stammeln und hassen jede Artikulation. Doch sehnen sie sich hinaus aus der schwärmenden, bestimmungslosen Unklarheit und möchten zeigen, daß sie etwas sind und wollen; die Gegensatzlosen suchen einen Gegensatz, an dem sie sich halten und klären können, und darum kämpfen sie. Sie kämpfen aber, wogegen seit hundert Jahren alle Befreier kämpfen zu müssen meinen, gegen den alten Glauben und gegen die alte begriffliche Spekulation; doch der alte Glaube lächelt müde und thut den braven „Narren" nicht den Gefallen sie ans Kreuz zu schlagen, und die alte Spekulation ist so tot, daß sie jetzt nur wieder auferstehen kann und muß. Die Armen! sie müssen weiter schwärmen und weiter feiern und beten von früh bis spät: o möge er endlich erscheinen, der geliebte Feind, auf daß wir wissen, was wir wollen, und Arbeit haben.

Ich will den Feind euch zeigen: er steht nicht zur Rechten, wo ihr in blinder Gewohnheit sucht, nein, der Feind der Freiheit steht heute zur Linken. Es giebt einen Naturfeind des Lebens und der lebendigen Freiheit, an dem ihr in doktrinärer Freiheitswut vorbeigerannt, es ist der tote Mechanismus, und der macht sich heute breiter als je, macht sich zum Allherrscher in Leben und Theorie. Gerade darum hat es heute und eben nur heute einen Sinn, was sonst so unverständlich und leer erscheint, das Leben zu betonen, rein und nackt das Lebendige als solches. Die guten Lebensschwärmer! sie kennen gar nicht den Sinn ihrer Lehre, sie ahnen gar nicht ihre Mission, sie freuen sich der Lehre Häckels und sehen nicht, daß sie ihren Todfeind umarmen. Sie folgen dem alten Menschengrundsatz: gebt mir ein Wort und ich habe einen Glauben, sie lassen sich durch das schimmernde Modewort Monismus blenden, das wie ein Grab Tod und Teufel überdeckt, und sie sehen nicht, daß die mechanistische Einheit von Leib und Seele nicht anders ist wie die Einheit von Katze und Maus, nachdem die Katze die Maus verschlungen; sie aber wollen gerade aus dem Leib wieder die Seele sprechen lassen; denn die den Körper Geist sein ließen, sind ja ebenso Monisten wie die den Geist Körper sein lassen. Sie wollen aber wohl beides nicht, sondern die Mitte von beidem d. h. sie wollen das Leben d. h. den lebendigen Menschen, in dem Leib und Seele zum Ausgleich kommen. Doch meint ihr etwa, ihr hättet den Menschen, wenn ihr ein



Digitized by Google

Rezept schreibt: fünfzig Procent Leib und fünfzig Procent Seele und beides tüchtig durcheinander zu mischen? Es genügt wahrlich nicht den Menschen wie einen Bedienten herbeizuschellen und ihm zu diktiren, was er mitbringen solle; man muß heute kämpfen um den Menschen, ihn aus stärksten Feindeshänden erobern, aus schwersten Fesseln und tiefster Not erlösen und dann ihn bilden wie ein Künstler. Oder meint ihr, es sei so leicht die Sünden eines Jahrhunderts abzuthun?

Langsam, schwer atmend beginnt der Mensch wieder heraufzukommen aus der Knechtschaft der Natur. Aber in welcher Gestalt? Ein Pan kommt herauf, der Liebling und das selbstgewählte Symbol modernen Kunstgeistes, ein Mischwesen noch aus Natur und Phantasie, ein göttliches Halbtier, bis an die Brust noch in die Erde gegraben, das Haupt trunken von dämonischen Lüsten und Träumen, ein Bastard von Rasse und Kunst, wie ihn Langbehn und Chamberlain gezeichnet, und mit Nietzsche ein Uebermensch als Bestie. Ist das der Mensch? Seht, so schwer ists jenen Ausgleich zu finden, den Menschen in die Mitte zu stellen zwischen Himmel und Erde. Nicht jedes Sumpfgewächs, dem man ein höheres Reis aufgepfropft, giebt eine Eiche, nicht jeder geschmückte Erdenkloß ist schon ein Mensch. Und doch! Wir wollen uns freuen, das Tier auf dem Thron der Zeit beginnt sich zu wandeln. Ein göttlicher Funke hat es berührt, hat ihm die Seele erweckt, daß es gährt in ihm wie junger Wein, daß es sich aufreckt, über sich hinaus will in romantischen Flügelschlägen. Noch hängt ihm dumpfer Waldgeruch an der zottigen Brust, noch ists ein unmögliches Zwischenwesen, aber der Naturforscher kennt sie, die Uebergangsformen, die selbst noch nicht lebensfähig, aber der Vorspuk sind von dauernden Typen. All das Rätselvolle, Ungegohrene, Schillernde, Versuchende und Verheißende unserer Epoche blickt uns an aus diesem Pansgeschöpf und es greift uns ins Herz, in ihm den Kampf zu sehen zwischen Vergangenheit und Zukunft: denn es ist nur heute wie auf einen Punkt zusammengedrängt das alte, uralte Schauspiel, das einzige, das überhaupt interessiert, der Kampf zwischen Tier und Gottheit im Menschen.

Und allerorten drängt wieder der Höhentrieb aus dem locker gewordenen Boden der Zeit, schwillt Sehnsucht und Ruf nach Erziehung, Lebensreform, nach sittlicher und künstlerischer Veredlung; der Geist beginnt wieder Herr zu werden seiner Mittel und Stoffe, der tierisch wilde Concurrenzkampf ums Dasein vermenschlicht sich langsam unter dem Einzug socialethischer Ordnung; das Antlitz des Menschen wird wieder sichtbar durch die Pracht und Fülle der Kultur, die ihm über den Kopf gewachsen. Aber ist nicht auch hier das Beste noch Programm und Experiment, auch hier die Zeit in ihrem größten Zuge nur eine versuchende und verheißende? Seht ihn auch hier heraufkommen den neuen Menschen: Ein Arbeiter mit schwieliger Faust und doch ohne Eigenkraft, gehalten und getragen von hundert Händen, von hundert Bändern umwickelt wie ein schwaches, krankes Kind, eine Frühgeburt, künstlich ernährt durch die Gesellschaft, das reine Massenwesen und Sozialprodukt. Ist das schon der Mensch?

Als Massenwesen und Halbtier — so kriecht der Mensch über die Schwelle des neuen Jahrhunderts. Das große vergangene Jahrhundert hat seine Kulturkraft gewonnen, hat sich genährt, gemästet auf Kosten des Menschen. Es hat ihn dreimal geopfert auf dem Altar des Allgemeinen. Es hat ihn herabgesetzt erst zum bloßen Moment des geistig Allgemeinen, der Idee, dann nach dem Euphoriensturz des Idealismus zum leeren Moment des real Allgemeinen, der Natur, und, als das menschliche Interesse wieder anstieg, zum Moment der Gesellschaft. Metaphysik, Naturwissenschaft, Soziologie lösten sich ab in der Herrschaft des Jahrhunderts, und alle knechteten den Menschen und er wanderte ohnmächtig aus den Fesseln des Begriffs in die Fesseln der Natur und schließlich in die

Digitized by Google

der Gesellschaft. Leise noch drückten die ersten, die Fesseln der Idee; hatte sie doch der Menschengeist selbst aus sich herausgesponnen wie die Spinne ihr Netz. Als aber der festere Druck der äußeren Wirklichkeit kam, da weinten die Seelen, die noch nicht erstickt waren. Die Dichter weinten seit Heine und Musset, norwegische Wolkennebel zogen herauf am Parnaß, der russische Regen floß, Wagner ließ tragische Donner dröhnen, und Zola blickte in die Nacht. Der Pessimismus spielte den König Lear im Gewittersturm; neben ihm fluchte der Enterbte, wimmerte der frierende Narr und die neue Harfe der deutschen Dichtung triefte von Mitleid; die Webernot jammerte neben Sodoms Ende, der Socialismus als Massenanklage, als Cassandra und Erinnye der Gesellschaft pochte mit betäubendem Schall auf das verhängnisschwere eherne Lohngesetz, und daneben deutete der Erbe des düsteren Malthus, der Darwinismus, dieser verkappte Pessimismus das Leben aus Kampf und Not, aus Zwang der Umstände und Uebrigbleiben vom Opfer der Milliarden, und er docierte so nüchtern und selbstgewiß und wußte garnicht, wie grausig er war. Dann aber an der scharfen Ecke, wo die Stimmungswinde sich drehen, über den letzten Kampfesleichen stand Nietzsche auf der Felsenhöhe und schlug herab auf die trauernden Menschen in wildem Zorn: ihr sollt tanzen und jubeln! Und wirklich, sie grinsten. Der Schatten Don Quixotes kam herauf, das ästhetische Geckentum paradierte, das Lachen zog auf die Bühne, die illustrierte Satire lockte die Leute und der Cabaretismus. Es ist der Satyr, der der Tragödie folgte, es ist nicht der Mensch. Es ist der Fastnachtsspuk nach dem langen Winter, die Ahnung, daß die Natur sich erneue, aber noch nicht der Frühling. Doch wollt ihr wissen, warum ihr so traurig wart? Der Mensch sah sein Schifflein stranden am Fels der Natur, am Drachenfels des großen, wirklichen Allgemeinen, und seine Seele sank in die Flut.

Das Allgemeine ward so groß und der Einzelne, die Persönlichkeit so klein, die Natur so riesenstark und der Geist so jämmerlich schwach, das Objekt so königlich reich und das Subjekt ein Bettler vor seinen Thoren. Ja wahrlich ein Bettler, der von den Brocken lebte, die ihm vom Tische des gnädigen Objekts zufielen. Oder war es nicht die Lehre des 19. Jahrhunderts: alle Kunst ist Beobachtung, alles Wissen Erfahrung? Und was heißt das anderes als: das Objekt giebt, wenn es will, das Subjekt nimmt, wenn es kann, es hat nur zu empfangen, passiv sich hinzugeben, stumm mit angehaltenem Atem sich dem Objekt zu Füßen zu legen, zu horchen, ob es etwas von ihm „erfährt", und das „Erfahrene" treulich zu copieren, zu sammeln als „Material" für einen Bau, der nie erstehen wird. Und je mehr es kroch vor dem Objekt und seine Schuhe leckte, je demütiger es all dessen Kehricht auflas, desto höher galt seine „extakte", „objektive" Wahrheit. Nicht geben, nur wiedergeben — das ward die höchste Geisteskunst, und die Wissenschaft löste sich auf in „Darstellungen", Handbücher, Grundrisse, Ausgaben, Commentare und kroch als Spezialismus dem Objekt in die muffigsten Winkel nach. Knechtsweisheit — das ward unsere Wahrheit, ja ein steter Betteldienst, der nie den Hunger stillte. Was waren denn unserer Weisheit letzte Schlüsse, was waren all unsere Philosophien? Skepticismus d. h. ich bin ein geistiger Habenichts und muß verzichten, weil du, o großes Objekt, dich mir entziehst, Positivismus d. h. ich habe keinen Halt, wenn du ihn mir nicht setzest, ich baue nur auf das, was du mir giebst, Empirismus d. h. ich kann nichts und weiß nichts aus mir selbst, ich glaube nur an deine Offenbarung, Sensualismus d. h. ich bin ein völlig leeres Hirn, ich lebe nur von dem, was deine Gnade mir auf die Sinne träufelt, Materialismus d. h. ich bin ein reines Nichts; gepriesen seist du, allmächtiges Objekt! Cultus des Objekts — das galt absolut, das war nicht die bewußte, nein



Digitized by Google

schlimmer, das war die unbewußte, die selbstverständliche Definition der Wahrheit.

Und daneben blieb dem Subjekt nur noch eine Rolle; neben dem Skepticismus und all jenen Formen des Naturalismus blieb der Pessimismus d. h. neben dem Verzichten und dem Dienen blieb das Klagen. So fiel das Subjekt aus einer Weibesrolle in die andere. Was war das für eine Zeit, deren selbstständigste, spekulativste Geistesrolle das Klagen, deren stärkster Idealismus der Pessimismus war? Es waren die drei großen Glocken im Turm der Zeit: Naturalismus, Skepticismus, Pessimismus, und sie stimmen zu klarem Dreiklang zusammen, und wenn der Naturalist laut und führend heute die Töne schlägt zum Lob des starken Objekts, so begleiten die beiden andern, wimmernd über die Schwäche des Subjekts — sie gehen zusammen, die beiden Wühler der Seele, der Pessimist als der Skepticist des Gefühls, der Skepticist als der Pessimist des Verstandes. In der Mitte der Sklavendienst, rechts die Klage und links der Verzicht — das war das philosophische Geistesbild der Zeit und eben nur dieser Zeit, da es schien, als wollte die Kultur den Himmel ersteigen.

Die skeptische Indifferenz gegenüber den großen Denkfragen als starke bewußte Zeitstimmung, der Naturalismus nicht als Paradoxie einiger Aufklärer, sondern als herrschende, bis tief ins Volk dringende Anschauung, der Pessimismus als reine und selbständige Richtung — all das ist vorher nie gewesen, all das sind erst Erlebnisse, Früchte des 19. Jahrhunderts. Was will das bedeuten? Es sagt mit voller Klarheit, daß eben der Grund und Sinn all jener Erscheinungen: die Uebermacht des Objekts und die Schwäche des Subjekts niemals vorher so drückend waren, niemals so zum Himmel schrieen, als heute, da sie das einzige Dogma wurden der ungläubigsten Zeit. Mit einem Wort: es ist der erklärte vollkommene Geistesbankerott der Menschheit, vor dem wir stehen — im Augenblick ihrer höchsten praktischen Siege. Der praktische Mensch heute ein Baumeister wie keiner zuvor, der die Erde zu seiner Wohnung umschafft, der theoretische Mensch ein gebückter Pförtner vor dem Palast der Wirklichkeit, dem noch der Schlüssel fehlt. Dieser Widerstreit ist unerträglich und muß ein Ende nehmen; das Leben ist es wieder, das sich gegen die Theorie empört. Es ist ein Widersinn und kann nicht bestehen, daß das Subjekt als lebendiger, praktischer, handelnder Mensch ein Held und König ist uud das Subjekt als theoretischer, denkender Mensch ein Lump und Bettler vor dem Objekt. Soll denn der Mensch alles schaffen können, nur keine Wahrheit? Das Leben muß wieder einströmen in die ersterbende Theorie, die nicht mehr lebendig, nur mechanisch, nicht mehr Geist ist, sondern nur offene Hand und Auge für das Objekt, nicht mehr aktiv, sondern nur passiv, da nicht das Subjekt, sondern nur das Objekt regiert. Der Mensch, das lebendige Subjekt muß wieder erlöst werden aus dem Bann des Objekts, denn auch der denkende Mensch ist mit Verlaub ein lebendiger.

Ihr meint, ich predige gegen Vernunft und Wissenschaft und wolle die subjektiven Interessen, die trüben Wasser des Gefühls und Willens das reinlich abgezirkelte Reich des Denkens überfluten lassen? Nein, ich will gerade das Denken, das echte Denken, das aktiv und nicht receptiv ist, ich will die streng logische Wahrheit, die schöpferische, aber ich kämpfe gegen den modernen Fetischismus des Objekts, gegen den geistigen Steindienst, gegen drei Zwangsvorstellungen, die wie schwere Binden über dem Auge der Zeit liegen und die fallen müssen, wenn die Philosophie endlich wieder freie neue Bahn sehen soll.

Drei grobe Verwechslungen, Begriffsverwachsungen sind es, entstanden durch das Kleben am Objekt. Das πρωτον ψεῦδος ist: Wahrheit sei Wirklichkeit d. h. sie liege nur im objektiv Gegebenen — als ob nicht Wahrheit

Digitized by Google

wie Irrtum nur im Urteil liegen kann, in einem Akt des Subjekts, das auch das Objekt corrigieren, umformen, ja bestreiten, also zerstören kann. Zum zweiten meint die heutige Blindheit: Denken sei Erkennen d. h. gehe nur auf ein schon gegebenes Objekt, als ob das reine Denken, das voraussetzungslose, das sich den Gegenstand erst setzt, schafft oder wählt, der Logik widerstreite, weil es den Trieben dieser Zeit so fremd und nur zu hoch ist. Vielleicht noch schlimmer ist die dritte Einbildung: Weltanschauung, Philosophie, Weisheit, all das sei Wissen d. h. nur Haben des Objekts; denn dieser habgierigen Zeit liegt ja doch nur am Einsacken des Materials. Und so ist sie strahlend reich an allem Aeußerlichen, am Objekt und so unsagbar arm am Besten, Innersten, reich an Wirklichkeit, arm an Wahrheit, reich an spezialistischem Erkennen, arm an Denken, reich an Wissen, arm an Weltanschauung, dürftig an Philosophie, leer an Weisheit. Oder wie wollt ihr ihn malen den modernen Weisen? Wen wollt ihr nennen? Ihr müßtet schon in den Dörfern suchen, dort, wo alle Ahnen der Zeit noch auf dem Altenteil sitzen. Allmählich aber beginnt es auch dem massiven Zeitgeist zu tagen, daß der Gelehrte noch nicht der Weise, der Krösus an Wissen noch kein Solon ist; allmählich überkommt wohl jeden, der lebt und nicht blos die Lungenflügel bewegt, ein Grauen fast zum Ersticken, wenn er die unendliche Reihe der Lastwagen heraufkommen sieht zu allen Thoren des Wissens, und auch dem friedlichsten Träger in der Mühle der Wissenschaft wird angst und bange vor den berghoch sich türmenden Säcken. Was soll aus alledem werden? Welchem unsichtbaren Götzen bringen wir diese Hekatomben? Und so beginnt es auch beim fleißigsten Sammler aufzudämmern, daß der kleinste Bau besser ist als das größte Material, und immer lauter, händeringend steigt der Wunsch zum Himmel, daß der Geist komme über den Stoff, und das heißt, daß das Subjekt wieder Herr werde des Objekts.

Seit mehr als zwei Menschenaltern stehen wir unter der Herrschaft, unter der wachsenden Tyrannei des Objekts. Wer aber hat uns diese erdrückende Last auf die Schultern geschoben, wer hat uns zum reinen Cultus des objektiven Wissens bekehrt, wer war hier unser Meister und Führer zu Größe und Schuld? Ich wills euch sagen, aber ich fürchte, ihr werdets nicht glauben: Hegel ist es gewesen, Hegel ist euer Meister und Herr, und Hegelianer seid ihr noch heute. Der Meistgeschmähte des 19. Jahrhunderts lächelt hinter den Wolken; er war doch der König dieses Jahrhunderts, und während euer Mund gegen ihn geiferte, wart ihr insgesamt Marionetten, die an seinen Geistesfäden tanzten. Hat er euch nicht monumental die Bahn gewiesen eben jenes einseitigen, objektiv gerichteten Intellektualismus als Cultus des Wirklichen, das er als das Vernünftige pries? Hat er nicht gerade, der den Geist da sein ließ zu begreifen, nicht zu schaffen, zu formen, zu kritisieren, jene moderne Hingabe an den Gegenstand begründet, die bald den Geist nur da sein ließ zu erfahren? Wenn Wissenschaft mehr als je heute durch Schule und Methode blüht, war er denn nicht der größte Schulgründer und Methodiker des 19. Jahrhunderts — und begreift ihr modernen Materialisten noch immer nicht, daß es viel wichtiger ist, daß überhaupt Methode da ist, als welche? War er denn nicht der große Zuchtmeister, von dem erst die wissenschaftliche Vormacht des deutschen Geistes sich herschreibt? Saß denn nicht zu seinen Füßen die lange bunte Reihe der Wissenschaften von den Tübingern und Ranke bis zu Joh. Müller und Marx? Wie Rom nach den Legionen Mönche in die Provinzen sandte, so sandte er Begriffe in die Provinzen des Geistes, und wie das römische Weltreich erst den Universalgedanken, das Allgemeinbewußtsein der Menschheit schuf und sterbend vererbte, so hat das Hegelsche Weltreich des Geistes den Universalgedanken und das Gesamtbewußtsein der Wissenschaften fest begründet und wirksam aufrecht

Digitized by Google

erhalten noch in der toten Faust, als das Reich längst zertrümmert lag und er nur noch in den Schmähungen seiner Feinde lebte — er, der Aristoteles des 19. Jahrhunderts. Und wenn sein Bau verlassen dasteht, eine stolze Ruine gleich dem Turm zu Babel und die Völker der Wissenschaft in der wilden Zerstreuung des Spezialismus ihm den Rücken kehrten und seitdem ihre Sprache nicht mehr verstehen, einen Strahl von der Höhe der Idee haben sie doch mitgenommen, eine Ahnung der Einheit, einen leisen Traum der Heimat.

Giebt es denn eine große Geistesbewegung dieses Jahrhunderts, die nicht auf ihn zurückwiese, an ihm sich orientierte? Drei mächtige, alles überschattende Geistesbäume sind nach ihm, wie aus seinem Grabe emporgewachsen: der Socialismus, der Historicismus, der Naturalismus. Zunächst der Socialismus hat sich bis in unsere Tage offen bekannt als das was er war, nicht nur in seinen Häuptern Lassalle, Marx u. s. w., auch in seinen ausländischen, revolutionären Absprüngen Proudhon, Bakunin u. s. w.: der Schüler Hegels. Engels hat es gesagt: Hegel lebe fort in der deutschen Arbeiterpartei als seinem auf den Ahnherrn stolzen Erben. Millionen belebt zum gewaltigsten Vormarsch des Jahrhunderts durch die Idee aus dem Kopf des Einen: wo ist die Macht des Gedankens in diesem Jahrhundert größer zu fassen?

Aber Hegel war zu groß für den Socialismus, zu groß, nur ihn zu nähren, er hat auch dem Gegenpart die Waffen gegeben, dem Anarchismus Stirners, des einstigen Hegelianers. Hegels Schule gab das Vorbild des ersehnten Parlaments, Hegels Dialektik schärfte die Zungen, rüstete die Gegensätze, drängte zu Debatten, schuf das parlamentarische Zeitalter. Der Vater der Revolution war Hegel und zugleich der Nährer und Verklärer der Restauration. Und während ihn die einen priesen als „den Philosophen der Restauration", riefen die nationalen Einheits- und Freiheitskämpfer nicht nur in Deutschland, nein, fast mehr noch in Italien ihm zu, rauschte in ihren Köpfen treibend sein Gedanke vom Staat als der sittlichen Einheit, in der die Gesellschaft aufgehe und von der Weltgeschichte als der Verwirklichung der Freiheit. Wahrlich, der Allseitige war der Kaiser dieses allseitigen Jahrhunderts, erst der offenkundig anerkannte, dann der heimliche, hinter dem Vorhang wie der chinesische Kaiser. „Ich halte mich daran, daß der Weltgeist der Zeit das Kommandowort zu avanciren gegeben," so schreibt Hegel einem Freunde, „solchem Kommando wird parirt: dies Wesen schreitet wie eine gepanzerte, festgeschlossene Phalanx, unwiderstehlich und mit so unmerklicher Bewegung, als die Sonne schreitet vorwärts, durch dick und dünn; unzählbare leichte Truppen gegen und für dasselbe flankiren drum herum; die meisten wissen garnichts, um was es sich handelt, und kriegen nur Stöße durch den Kopf wie von einer unsichtbaren Hand. Alles verweilerische Geflunkere und weisemacherische Luftstreicherei hilft nichts dagegen —". Spricht so der Schwärmer aus Nebelhöhen, wie ihr Hegel gern malt? Spürt ihr nicht in diesen Worten den mächtigen Atem des Jahrhunderts, dem ihr entstammt, den Atem eines breitbrüstigen, aufsteigenden, alles mit sich fortziehenden Kolosses? Ist es euch nicht bei jener Rede des Philosophen, als schlage er über die Niederung zweier Menschenalter hinweg in Bismarcks Eisenfaust? Hegel, der als Jüngling mit der Revolution fühlte und später Napoleon verstand, Hegel, dann „der Philosoph der Restauration" und zugleich der Nährvater wieder der Revolution und des Socialismus, Hegel, der „preußische Staatsphilosoph," unter dessen Herrschaft Berlin „die Metropole der Intelligenz" und Preußen „der Vernunftstaat" hieß, und als solcher erst in seinem deutschen Beruf begriffen ward und als Staat der Verheißung Vorkämpfer fand, Hegel, der die Macht der Idee und zugleich die Macht des Staates und der zum Bunde verknüpfenden Einheit verkündete und im Jahre 70, als die von ihm genährte

Digitized by Google

Kraft der Idee sich endlich entlud, von Rosenkranz als „deutscher Nationalphilosoph" verkündet werden konnte, Hegel, der Philosph des organisierten, universalen Fortschritts — er hätte, wenn er jetzt am Ende des Jahrhunderts gestanden hätte, gesprochen wie der sinnende Feldherr am Abend: es war eine gewonnene Schlacht.

Es lebt vielleicht keiner heute, der es sieht und glaubt, und doch ist es wahr, und spätere Zeiten werden es vermelden: das 19. Jahrhundert war das Zeitalter Hegels. Die Herrschaft Hegels, der Streit der Schüler Hegels, der Kampf um und gegen Hegel — alle diese Begebnisse haben nacheinander ganze Jahrzehnte erfüllt, und Hegel wirkte in den finstersten Gassen der Zeit, wo niemand wußte, wofür er stritt. Kein Deutscher im deutschesten Jahrhundert hat so wie Hegel die Geister Europas sich zu Füßen gezogen, Franzosen und Slaven, Jungitalien und Jungskandinavien, ist so wie er dann in die Schulen jenseits des Canals und des Oceans gewandert. Er hatte nur einen Feind in diesem Jahrhundert und der war — Schopenhauer. Schopenhauer, die natürliche Folie Hegels, die Stimme der Unvernunft neben Hegel, der alles überschallenden Stimme der Vernunft. Und Hegel hat es zu Stande gebracht noch auf Jahrzehnte nach seinem Tode, fast ein halbes Jahrhundert lang den Gegner so am Boden zu halten, daß er dem Zeitgeist völlig unsichtbar blieb. Das literarisch Unerhörte ist geschehen: der schwerste, unverständlichste Philosoph hat den verständlichsten, lockendsten derart übertönt, daß der 63jährige Schopenhauer, ein Menschenalter nach Erscheinen seines Hauptwerks, bei drei Verlegern vergebens bettelte um den honorarlosen Druck seines letzten, leichtesten Werkes; denn niemand kannte ihn. Und er hat es gewußt: das war Hegels Gewalt, sie war der Fluch seines Lebens, und als sie in einer Stunde der Ermattung doch den Unterdrückten zu Wort kommen ließ für das Ohr der Zeit, da eilten sie bald herbei, Ed. v. Hartmann vor allem, Frauenstädt, Bahnsen u. a. und griffen den wilden Schopenhauer und hegelianisierten ihn. Sie konnten nicht anders: sie mußten ihn umpflanzen in den Mutterboden des 19. Jahrhunderts d. h. in Hegel. Der echte Schopenhauer blieb eine Episode — ein Plänkler gegen den fortschreitenden Weltgeist, hätte Hegel gesagt.

Ihr aber meint, der Naturalismus wäre der Feind Hegels und habe ihn gerichtet. Nein, er hat ihn gerettet vor den Teufelskrallen des Urpessimisten, mag er ihn auch dabei herabgezogen haben. Laufen denn nicht direkte Linien von Hegel zum Naturalismus? Waren es denn nicht seine Schüler Strauß und Feuerbach, die den Zeitgeist zum Naturalismus herabführten? Wenn Hegel den Ansturm des modernen Naturalismus gegen den Idealismus erlebt hätte, er hätte nicht für sich gezittert, er hätte vielleicht gelächelt wie über einen Wettstreit und Zank der Schüler. Was wollt ihr? Ihr seid ja doch allesamt meine Kinder. Meint ihr, ich konnte zwar preußische Minister und Häupter der Revolution und Socialdemokratie zu meinen Füßen vereinigen, orthodoxeste Consistorialpräsidenten wie Göschel und meinen eigenen Sohn und zugleich in Feuerbach, Strauß und Br. Bauer die kühnsten aller Religionsstürmer, den eklektisch-vorsichtigen Unterrichtskönig in Frankreich Cousin und den wildesten Propheten des Radikalismus Proudhon, den finstersten Geist der Gegenwart, den Großinquisitor des Absolutismus Pobedonoszew, das Haupt des heiligen Synods in Rußland, und Bakunin, den Vater des Nihilismus — meint ihr, ich konnte all diese tiefsten Gegensätze Europas im 19. Jahrhundert zusammen aus meiner Schule hervorgehen sehn, aber nicht die Idealisten und Naturalisten?

Mein System vereinigt alle Richtungen der Philosophie, so hat es wörtlich Hegel verkündet. Das Geheimnis dieser Allseitigkeit liegt ja in einem Zauberwort, mit dem Hegel das Wort des Jahrhunderts sprach, mit dem er die Seele

Digitized by Google

dieses Jahrhunderts gehoben, ans Tageslicht gebracht, mit dem er es selbst zur Allseitigkeit berief. Vernunft war das Zauberwort des 18., Entwicklung ward das Bekenntnis des 19. Jahrhunderts, und alle seine Söhne haben offen darauf geschworen, nur einer nicht, Schopenhauer; der aber hat es heimlich gethan in seiner Lehre von den Willensstufen. Das Wort ward schon vorher gesprochen, aber Hegel hat es in ganzer Macht ergriffen, und volle That daraus gemacht im Ernst des Systems; er hat damit dem Jahrhundert das klassische Schema vorgezeichnet, in das es seine reichen Gewässer einströmen ließ. Und wenn Darwin in Deutschland offene Thore und zugleich seinen Systematiker fand, so hat vor allem Hegel das gewirkt. Es bleibt doch ein Gewaltiges, das Denken Europas so in Fluß zu bringen, daß es die Welt nicht mehr als starre Ordnung, sondern als Entwicklung erlebt. Der Zauber der Entwicklung liegt darin, daß sie verallseitigt, daß sie so erhaben mit den Gegensätzen spielt, daß Altes und Neues, Niedriges und Hohes sich sogar gegenseitig rechtfertigen als notwendige Stadien. Und darum sind aus der Lehre des größten, echtesten Entwicklungsphilosophen im Jahrhundert der Entwicklung alle Gegensätze hervorgetreten, die extremsten Verfechter des Alten wie des Neuen, des Naturalismus wie des Idealismus — sind es ja doch nur Diadochen, die sich verselbständigt haben aus dem Reich Alexanders. Wenn Hegel das moderne Treiben der Naturalisten gesehen hätte, er hätte sie nicht widerlegen wollen, er hätte gesagt: ihr seid als brave Handwerker an einer niederen Stufe hängen geblieben, ihr habt nicht den Blick erhoben die marmorne Riesentreppe der Entwicklung hinauf, die ich erbaut, zum Thron des Weltgeistes, ihr habt am Unterbau meines Systems tüchtig gemeißelt, oder im derben Stil jenes Briefes, ihr habt mir die Schuhe geputzt, ich danke euch!

Die große Heerde des Zeitgeistes, die keinen Schritt vorwärts und keinen rückwärts blicken kann, wiederholt nun einmal mit tiefsinniger Miene: das 19. Jahrhundert sei das Jahrhundert der Naturwissenschaft, wohl in der Einbildung, Stephenson und Edison seien große Naturforscher. Vermutlich auch weil den Meisten ihr Taufstag des Jahrhunderts Schöpfungstag ist und sie garnicht ahnen, daß im Zeitalter Hegels, der sich doch auch erlaubt hat in diesem Jahrhundert zu leben, ja bis weit über dessen Mitte hinaus, als die Naturwissenschaft ihre größten Leistungen hinter sich hatte, niemand vom Jahrhundert der Naturwissenschaft sprach. Ich weiß auch nicht, warum man nicht ebensogut das Jahrhundert des Vesal und Copernicus so benennt oder dasjenige des Galilei und Kepler, Harvey und Newton oder das des Linné, Laplace und Lavoisier. Wer weiß es, wem dereinst das Weltgericht den Preis zuerkennt? Aber eins ist sicher: Der Grundtrieb der Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert war nicht ihr eingeboren, sondern auf sie übertragen. Ihr Größtes ging nicht auf das specifisch Naturwissenschaftliche, es galt ihr nicht so sehr zu beschreiben, zu klassificieren, rein zu analysieren, nein, es galt ihr sozusagen zu erzählen, zu entwickeln. Und ihre große Leistung ward die Umformung der Natur in Entwicklung, die Bekehrung zur Geschichte. Die Geschichte, nicht die Natur war der wahre Sieger im 19. Jahrhundert, und so heiße es das historische Jahrhundert. Es war erhaben über den Gegensatz von Geist und Natur, es hat für den Blick, der das Ganze und nicht blos das Nächste übersieht, in gleicher Weise dem Idealismus wie dem Naturalismus gedient, es hat die Geisteswissenschaften nicht minder gepflegt wie die Naturwissenschaften; doch nur der Laie urteilt nach dem Stoff; dem Kundigen entscheidet die Methode, und die Methode dieses Jahrhunderts war historisch. Der größte Methodiker aber der Geschichte, der prinzipiellste Historiker war Hegel, und darum war er der tiefste, echteste Geist des Jahrhunderts.

Digitized by Google

Hegel segnete den Strom der Geschichte, daß er heilig ward in allen seinen Wassern, tiefen und seichten, hellen und dunklen. Und an diesem breiten Strome hat sich die ganze geistige Menschheit des 19. Jahrhunderts angesiedelt. Nicht das Aufsteigen der eigentlichen Geschichtsschreiber ist das Wichtige, nicht daß Hegels Weltgeist in den universalsten historischen Köpfen des Jahrhunderts niederschlug, daß Hegel tief in Renan wirkte und in Taine und in Rankes Ideen und so noch nachzittert in den Jungrankianern unserer Tage, wohl aber, daß heute auch die letzten Kärrner der Wissenschaft gleichsam Kahn und Segel haben, ihren Gegenstand nicht liegen lassen, wo sie ihn finden, sondern ihn anbringen auf dem Strom des Werdens, daß sie garnicht anders als historisch, genetisch zu sehen, zu arbeiten wissen. Nicht der naturwissenschaftliche, nein, der starke historische Betrieb würde einem Manne früherer Zeiten und vielleicht auch späterer auffallen, wenn er an den Büchertiteln des 19. Jahrhunderts entlang ginge. Die Schüler Hegels haben so methodisch begonnen, Religion und Recht, Kunst und Wirtschaft geschichtlich vorzuführen, Schüler Hegels waren die Zeller und Kuno Fischer, die Erdmann, Schwegler und Prantl, all die klassischen Neubegründer der Geschichte der Philosophie, und so kam es von Hegel, daß in den beiden letzten Menschenaltern die Philosophie der Universitäten wohl zur Hälfte Geschichte der Philosophie war. Und das 17. und 18. Jahrhundert stellte philosophia und historia sich gegenüber als die zwei Reiche der Wissenschaft. Es war ein Ungeheures von Hegel, daß er die beiden Sphären so zu verschmelzen wußte, das Felsgestade der Vernunft und das Meer der Geschichte.

Ihr nennt ihn den großen Logiker und Ideenbauer; er ist es, aber er ist vielleicht noch mehr, was ihr sein wollt, Historiker und Verehrer des Wirklichen. Was ist ihm denn der Inhalt des letzten, höchsten Wissens, des Absoluten? Nichts Besonderes, Mystisches, sondern begriffene Geschichte. Die Fülle der Gestalten ist in ihm nicht aufgehoben, nein, nur aus ihr, nur „aus dem Kelche dieses Geisterreiches schäumt ihm die Unendlichkeit." Hegels System ist die Apotheose der Geschichte. Und was scheidet ihn denn von den beiden andern größten Logikern, von Aristoteles und Kant? Was anderes als daß er in seine Logik die Geschichte mit aufgenommen, daß er die Denkformen aus ihrer Starre erlöst, daß er sie tanzen gemacht mit dem Wirklichen im Arm, daß er den Widerspruch eingelassen hat. Ihr nennt ihn einen Antirealisten? Die Früheren hätten ihn einen Antilogiker genannt. Ihr lacht über ihn als logischen Sophisten, daß er das Nichts als mitspielende Macht aufgenommen? Er that es ja in tiefster Not und Demut damit gerade vor dem Wirklichen, um das Werden zu gewinnen, das ja zwischen Sein und Nichtsein spielt, um den Wechsel der Erscheinungswelt zu fassen, die Geschichte. Es war das größte Opfer, das die Logik je gebracht, vergleichbar nur jener That der Begründer der Naturwissenschaft, der Atomisten, die auch einst die Existenz des Nichts behauptet, der eleatischen Logik zum Trotz, der Natur zu Liebe. Und so ist Hegels ganzes System eine stete Selbstaufopferung der Logik zu Gunsten des Wirklichen. Verlangt ihr Modernen noch mehr?

Hegel hat den Denkstoff in Fluß gebracht, aber nicht bloß in Fluß, auch in Ordnung, er lehrt nicht nur das flüssige Chaos, Werden, Wechsel, Geschichte, er lehrt die Ordnung im Werden, die Einheit im Wechsel, den sinnvollen Fortschritt in der Geschichte, und mit ihm lehrte das ganze Jahrhundert. Die drei philosophischen Nationen stellten dem Jahrhundert drei große Systematiker in drei Menschenaltern. Im mittleren forderte Comte: Liebe (Gemeinschaft) zum Prinzip, Ordnung zur Basis, Fortschritt zum Ziel, im letzten Menschenalter strebte Spencer zu einer synthetischen Philosophie der Evolution — beider

Digitized by Google

Programme hatte Hegel erfüllt im ersten Menschenalter. Geordneter Fortschritt zur Gemeinschaft, Synthese durch Funktion, Einheit der Vielheit in der Bewegung — diese Geistesfigur des 19. Jahrhunderts hat Hegel am reinsten gezeichnet; die andern haben sie dann koloriert. Robert Mayer zeigte die physikalische Einheit, die Einheit der Naturkräfte durch Auflösung in Bewegung, Darwin die biologische Einheit, die Einheit der Lebewesen durch Bewegung, Wandlung, Entwicklung. Wagner brachte die Einheit der Künste durch Herrschaft der beweglichsten, Bismarck die politische Einheit der Vielheit durch die bewegende That, und der Sozialismus forderte die wirtschaftliche Einheit durch Bewegung, durch organisierte Arbeit. Aber dieser ganze Einheitsdrang des Jahrhunderts hat sein klassisches Monument in Hegels Lehre.

Doch in Summa: man nenne einen Grundtrieb des Jahrhunderts, der nicht in ihr zum Wort gekommen. Der Geist dieses Säkulums ist monistisch von Schelling bis zu Haeckel und Paulsen und dem jungdeutschen Mysticismus, ist synthetisch und evolutionistisch von den Spekulativen bis Wundt und Spencer, ist stark pantheistisch in allen seinen Philosophieen; er hat den Zug zum Unendlichen, Universalen, er fordert Gesetz, zahlmäßige Gleichheit, Gradbestimmung Stufenbau, festgeordneten Zusammenhang, bindende Organisation, er liebt die Gemeinschaft in jeder Form, er wandelt alles in Continuität und haßt allen Sprung, er sieht alles geworden und nichts gemacht, alles erklärbar, bedingt, getragen, nichts frei und aus sich geschaffen, alles fließend und auflösbar in den Fluß des Werdens, nichts felsentrotzig in seiner Eigenart; er fängt alles im Netz der Relationen und sucht alle Gegensätze zu vermitteln, er ist methodisch, didaktisch, intellektualistisch, glaubt an die Allmacht der Schule und des Wissens, und preist das Wirkliche als Objekt der Erkenntnis, dem er sich hingiebt. Das die Charakterzüge des geistigen Jahrhunderts: es sind diejenigen Hegels. Spürt ihr es noch nicht, daß er ganz von eurem Blute ist oder vielmehr ihr von seinem?

Allerdings, er betet zum Geist und ihr zum großen Fetisch Natur: ihr seid eben heruntergekommene Hegelianer. Idealismus und Naturalismus sind nur wie Gesichtsfarben, die auf dem sich gleichbleibenden Antlitz des Jahrhunderts spielen, das sie so hochtrieb, eben weil es im Wesen sich gleich blieb und den Wechsel nur an der Oberfläche erlebte: es ist an der Zeit, diese Gegensätze als abhängig von tieferen zu begreifen. Natürlich war Hegel Idealist, da er aus einer Epoche reinster Subjektivität, höchst gesteigerten Innenlebens kam. Aber er drängte aus ihr heraus zu möglichster Erfassung der Objektivität. Hegels Lehre ist objektivierter Geist — kein Wunder, daß im Verfolg seiner Richtung das reine Objekt heraustrat, in dem das Subjekt ganz vergessen war: die Natur. Der Naturalismus hat nur die Konsequenz aus Hegel gezogen, und Haeckel ist Hegels letzter Epigone. Man erschrecke nicht mehr vor einer Verbindung dieser Namen. Der Geist der systematischen Entwicklung ist im Grunde derselbe geblieben in Jena vom Jahre 1801, als Hegel dort zu lehren begann, bis zum Jahre 1900, da Haeckel dort seine „Welträtsel" abschloß, weil er ganz und gar ein Kind des 19. Jahrhunderts sei und mit dessen Ende einen Strich machen wolle unter seine Lebensarbeit. Und dieses Buch bekennt sich fast auf jeder Seite zu dem großen Genius des nachbarlichen Weimars und zugleich zu Bruno und Spinoza. Das aber sind auch die Götter der Hegel-Schellingschen Identitätsphilosophie. Mit Hegel begann der große Ernüchterungsprozeß, die langsame Erkaltung des Geistes; er schreibt an Schelling: das Ideal des Jünglingsalters habe sich ihm zur Reflexionsform umgesetzt. Noch glänzt das Antlitz der Zeit, aber das warme Blut des Idealismus trat mehr und mehr aus ihm zurück, es ward blasser und grauer, und schließlich grinste

Digitized by Google

der kalte Mechanismus im Tod des Subjektiven, des Eigenen, Lebendigen, Menschlichen. Doch waren es nur die Knochen des Hegelschen Skeletts, die dabei hervortraten. Bei Hegel begann die Abtötung des Subjekts, die Erstickung des Eigenen im Allgemeinen und im Zwang der Funktion. Nur erstickte er es mit der seidenen Schnur des Geistes, die Späteren erwürgten es mit den Krallen der Natur. Das Allgemeine bei Hegel war der Begriff, bei den Naturalisten die Masse; der Zwang der Funktion nannte sich bei Hegel Dialektik, bei den anderen Mechanismus. So war beides nur umgesetzt aus der Geistesform in die Realform; aber im Grunde kann dem Subjekt die Form der Waffe gleichgiltig sein, mit der es geschlachtet wird.

Nur in jener schwülen Spannung, als die Wandlung der Form sich vollzog, in jenen wundersamen vierziger Jahren, da erhob der nordische Prophet Kierkegaard in tiefer Einsamkeit den Ruf der Empörung, aber er drang nicht über die Grenzen, und Stirners dunkler Schatten glitt durch die Zeit mit einem lachenden Aufschrei, der verhallte, und er selbst war mit Unfruchtbarkeit geschlagen wie jede reine Paradoxie, die er doch war zu seiner Zeit. Heute aber, da der Ruf zum dritten Mal und lauter in Nietzsche erscholl, bis er — auch jetzt zu spät für den Rufenden — gehört ward, heute da mit Nietzsche die Dämmerung heraufzog zwischen den zwei Jahrhunderten, heute werden auch jene Individualisten entdeckt, Kierkegaard und Stirner werden aus der Dunkelheit des Grabes hervorgezogen und die Paradoxieen von gestern treiben Blüten; denn heute beginnt eine neue Welt und neue Adler kreisen am neuen Horizont. Sie ziehen gegen die krächzenden Raben in den Ruinen des 19. Jahrhunderts.

Und nun soll euch der Alb von der Brust fallen und der Nebel von den Augen, ihr sollt sehen, was ihr sollt: die Waffen, die ihr zwecklos gerüstet und geschüttelt gegen kleine Feinde, die sollt ihr erheben gegen den wahren, größten Feind, gegen den Geist, aus dem ihr geboren seid, gegen das Jahrhundert Hegels. Eure eigene Wiege und Schule müßt ihr zerstören, die festesten Stützen eures Denkens, an denen ihr euch aufgerankt, bis sie einwuchsen in eure Seele, ihr müßt sie losreißen von euch, daß sie abfallen wie Krücken und ihr frei werdet. Es giebt nur einen wahren Feind: und der wohnt drinnen, dem Herzen am nächsten; und aller Fortschritt ist Reinigung, ist Selbstüberwindung. Der wahre Feind ist der, den jeder am eigenen Busen nährt, der Parasit der eigenen Seele, der unsichtbare Vampyr, das Dogma, das uns erst stützt und formt, dann aber umklammert und bannt, sein entfliehendes Leben von unserem Blute fristet, bis es unsere erstarrende Seele in seinen Leichenarmen hält.

Das 19. Jahrhundert war erzdogmatisch; sein Unglaube war nur ein umgekehrter Glaube. Der echte, offene Glaube bringt wenig Gefahr: er lebt und ist bewußt; doch der scheinbare Unglaube ist zu fürchten: er sieht seine Dogmen nicht, ist starr und blind. Das 19. Jahrhundert war mehr als scholastisch. Hegel war der große Erneuerer der Scholastik und zwar der eigentlichen, orthodoxen, des scholastischen Realismus, und die Späteren folgten ihm darin und am meisten seine Verächter. So sehr sie alle darüber lachen und dagegen schreien mögen, ich glaube fest, es läßt sich zeigen, daß die Grundanschauung des 19. Jahrhunderts neuscholastisch war und am meisten die mechanistische der modernen Naturwissenschaft. Das Jahrhundert von Hegel bis Haeckel ist ganz durchdrungen vom scholastischen Realismus: denn es fordert, daß die Denkbestimmungen zugleich Seinsbestimmungen sein müssen; es glaubt an die Realität und Allmacht des Allgemeinen. Diesem neuscholastischen Realismus entgegen, das müssen wir schwören mit hannibalischem Schwur, soll wieder ein Nominalismus erstehen, der das Individuelle und Subjektive befreit aus den

Digitized by Google

Fesseln des Allgemeinen, der den Geist erneuert, der einst die alte Scholastik überwand, den Geist der Renaissance und der Reformation und das heißt zugleich den Geist Goethes und Kants.

Hegel und sein Jahrhundert haben das Subjektive und Individuelle dem Allgemeinen geopfert, dem menschlich Allgemeinen d. h. der Gesellschaft, dem räumlich Allgemeinen d. h. der Natur, dem zeitlich Allgemeinen d. h. der Geschichte. Socialismus, Naturalismus und Historismus erstanden als Consequenzen aus Hegel; in allen regierten die großen allgemeinen Mächte rings um den Menschen her, Gesellschaft, Natur, Geschichte und sie banden den Menschen. Der Mensch ward klein und schwach; er versank in seine Umgebung, in seinen Boden, in seinen Hintergrund, d. h. eben er versank in Gesellschaft, Natur und Geschichte. All dem Draußen, dem Fremden, dem Objektiven mußte er sich widerstandslos hingeben, das Drinnen, das Subjektive mußte schweigen und gehorchen; das große Andere knechtete das Eigene, würgte es, bis es starb. Und die Menschen lebten nicht mehr ihr eigenes Leben; sie lebten in den Dingen der Natur, in andern Menschen und Zeiten, sie lebten als Masse, als Maschinen und bestenfalls als Epigonen, unterthan jenen drei großen Mächten, die ihnen alles Eigene nahmen: die Verantwortung, den Glauben und die Schöpferkraft. Und man meinte, der Mensch sei geboren Copist, Bedienter, Creatur zu sein des großen Anderen. Warum aber soll alles um mich her Recht haben und ich Unrecht? Warum soll alles geben, ich aber nur empfangen?

Und es geschah in der Dämmerung der neuen Zeit an der Jahrhundertwende, daß das Eigene wieder aus der Todesstarre die Augen aufschlug, wie ein Kind im erneuerten Stirner, wild tobend wie ein Knabe im Aufstieg Nietzsches, jugendlich spielend und alles wagend im neuen Kunstfrühling. Aber die Stunde ist da, daß der Mensch zum Mannesbewußtsein sich erhebe, daß er klaren Auges in den Kampf trete für seine Selbständigkeit, sich entwinde den drei großen Mächten, die als Chariten seine Wiege umstehen, als Sirenen sein Lebensschiff, als Parzen sein Grab. Die Stunde des Kampfes ist da, und der Kampf gilt dem Menschen, ob er ein Eigener, Lebendiger sein will und soll, ein Producierender oder ein Produkt nur, eine tote Beute in den Zähnen des großen Anderen. Und so hat sich nun endlich der Vorhang ganz gehoben, wir sehen der kommenden Frage ins Auge: es ist die Frage der Freiheit, der inneren Freiheit. Es ist nicht blos eine theoretische Frage, eine moralische, es ist die Frage der Kultur überhaupt, ob sie eine neue Renaissance werden will oder ein neuer Romanismus.

Als die gigantische Eris mit züngelndem Schlangenhaar zum Kampf stachelnd — so sehe ich die neue Frage sich durch den Kleinkrieg der Zeit drängen, die Bahn öffnend, daß in langer, klarer Linie zwei mächtige Schlachtreihen sich gegenübertreten, die Alten und die Neuen. Meint ihr, die Alten seien die Schwachen, Gebückten, zum Sterben Bereiten? Nein, sie sind heute zumeist noch die Stärkeren, ja die allein Herrschenden, sie sind zum Teil erst jetzt Männer geworden, haben hier und dort erst jetzt im Vollbewußtsein die theoretische Fahne entfaltet, und es geschieht, daß sie garnicht wissen, daß sie die Alten sind und sich für die Neuen halten. Die Neuen aber sind oft noch garnicht gerüstet und stecken oft noch bis über die Ohren in den Gewändern, ja in den Betten der alten Zeit, und ihre besten Heldenschaaren müssen erst noch durch den Donner der Schlacht aus dem Schlafe gerüttelt werden.

Ich nenne die Alten alle, die noch auf dem Boden des 19. Jahrhunderts stehen, ihn verteidigen und verlängern wollen: es sind die Hegelinge. Ich nenne die Neuen alle, die da ahnen, daß ein Riß geht durch die Jahrhundertwende, daß ein neuer Tag begonnen, alle die da kämpfen für die innere Freiheit.

Digitized by Google

Das 19. Jahrhundert war ein Jahrhundert der Bindung. Und die Alten kämpfen für die Bindung. Oder wolltet ihr das bischen äußere Freiheit, das es gebracht, so hoch bewerten? Es war das Linsengericht, für das ihr eure innere Freiheit, recht eigentlich die Erstgeburt verkauft habt an die äußeren Mächte. Was ist die äußere Freiheit innerlich Gelähmten, hohlen Creaturen, toten Maschinen? Die innere Freiheit aber giebt nicht nur Ersatz, sie giebt auch Gedanken und Stachel der äußeren. Weil Kant und Fichte lebten, haben wir äußere Freiheit. Die äußere Freiheit ist nur Besitz und Sphäre der Person; wer aber die innere Freiheit aufhebt, hebt die Person selbst auf. Das 19. Jahrhundert hat es verstanden, was alle Jahrhunderte der Tyrannei und Folter zusammen nicht fertig brachten: die Person nicht nur zu bedrohen, zu schädigen, zu fesseln, nein, sie zu vernichten, d. h. sie zu versachlichen. Dasselbe Jahrhundert, das Kants Testament erfüllend den Menschen äußerlich nicht mehr als Mittel und Sache nehmen wollte, das vom Erdkreis den Fluch der Leibeigenschaft und Sklaverei genommen, dasselbe Jahrhundert hat den Menschen innerlich zur Sache d. h. zum absoluten Sklaven gemacht. Nehmt alle Foltern der Welt zusammen und richtet sie gegen eine Menschenbrust, es giebt doch einen leidenden Widerstand im Tode, nehmt allen despotischen und dogmatischen Zwang, der je geübt ward, er spricht doch nur: du sollst, die bindenden Mächte aber des 19. Jahrhunderts sprechen zum Menschen: du bist. Du kannst garnicht ungehorsam sein, du kannst mit keiner Fiber deines Wesens uns widerstehen, denn du bist mit deinem ganzen Wesen uns verfallen, du bist ja garnichts anderes als unser Sklave, unsere Creatur. Hat diese Erde ihr jüngstes, liebstes Kind niedriger, ohnmächtiger gesehen, als in diesem Jahrhundert, da sie doch seine Macht am stärksten spürte? Es war wie ein Flagellantenwahnsinn, eine wilde Freude an der Selbstentmannung, daß der Mensch des 19. Jahrhunderts eine Lehre nach der andern heraussetzte, die ihn zum Sklaven, zum Eunuchen machte.

Was hat man dem armen Menschen jetzt alles für Herren gegeben! Taine brachte die Abhängigkeit des Menschen vom Milieu, der Darwinismus seine Abhängigkeit von der Rasse, der Marxismus die Abhängigkeit von den materiellen Produktionsverhältnissen, die Anthropogeographie die Abhängigkeit von Klima und Boden, die Sociologie die Abhängigkeit von der Gesellschaft. So wanderte der Mensch, ein ohnmächtiger Spielball, aus einer Hand in die andere. Und wenn z. B. Taine sein neues Prinzip garnicht so einseitig betont — was nützt es dem Menschen, daß er vielseitig gefesselt wird, daß ihm statt einer zehn Hände seine Freiheit ausrupfen? Er ist eben doch ein reines Passivum, ein biologisch-klimatisch-ökonomisch-soziales Produkt, aber kein Mensch, aufgelöst, aufgerechnet in lauter Sachlichkeiten, aber keine Person, so völlig ausgeraubt, zerrissen und aufgezehrt von lauter Anderheiten, daß kein eigener Fetzen von ihm übrig blieb. Und ich habe nur die vordersten der menschenfressenden Mächte genannt, und sie sind zum Teil erst jetzt mit lautem Tritt oder mit wissenschaftlichem Ernst auf den Plan getreten. Chamberlains Rassenhymnus drang jetzt mehr als seine Vorläufer ans Ohr der Zeit, Lamprecht und seine historische Schule verbreitet jetzt in Deutschland den Collektivismus, die Lehre von der Gesellschaft als dem allmächtigen Helden der Geschichte, und die Anthropogeographie ist eben erst von Ratzels besonnener Hand aufgerichtet worden.

Meint man wirklich, daß aus diesen Lehren heute nur der Sieg des Naturalismus spreche? War denn Herder Naturalist, der sie alle vorgeahnt? Er war der Herold des 19. Jahrhunderts, in dessen Boden sie alle wurzeln, in dessen idealistischer Frühzeit sie alle aufkommen, nicht weil es Geist oder Natur, sondern weil es Einheit und Bindung sucht. Die Anthropogeographie

Digitized by Google

verehrt als ihre Anfänger Karl Ritter, den gläubigen Theologen, und Ernst Kapp den Hegelianer; der Rassenprophet Chamberlain und sein Vorgänger Graf Gobineau sind Romantiker, die sich an Wagner vollgesogen, die Sociologie taucht aus der Mystik St. Simons in dem Positivisten Comte auf und mündet bei ihm in Mystik. Begreift ihr noch immer nicht, daß eure groben Parteigegensätze von dem Leib des 19. Jahrhunderts abgleiten, daß er ein Ganzes ist in allen seinen Windungen, daß es eines Geistes Kinder sind, die feudal-hierarchischen Systeme der Haller, Baader, Stahl und die revolutionären der Fourier und Marx, daß es derselbe Socialismus ist, der in allen Farben schillerte von der absolutistischen bis zur demokratischen?

Es ist der Geist der Einheit und Bindung, der allen heißen Seelen des Jahrhunderts aus den Augen sprach, und er hat wie den socialen so auch den kausalen Fanatismus entzündet. Lamprecht hat es begriffen; er pocht für seinen Kollektivismus nicht so sehr auf die Erfahrung, als auf die Kausalität, auf das Gesetz des notwendigen Zusammenhanges aller Erscheinungen. Die Menschen zerfallen da in ihre Zusammenhänge, daß Treitschke höhnte, man verstehe jetzt die Kunst, Geschichte ohne Menschen zu schreiben. In Frankreich verstand man es schon länger; dort wo jedes Extrem, jeder Absolutismus klassisch ward, hat auch der geistige Absolutismus seinen König gefunden in Comte, dem größten Franzosen, der aus dem Mark des Jahrhunderts sproß. Comte, der Tartüffe der Aufklärung, meinte, er hätte Gott in der Menschheit sterben lassen, während es die Menschen waren, die er in der Menschheit sterben ließ und ihm vielmehr der mit lautem Geschrei vorn vertriebene Gott von hinten als Fetisch wiederkam. Und Comte hob das große Andere auf den Thron, begründete nicht nur den moralischen „Altruismus", forderte nicht nur, daß der Einzelne für andere lebe, sondern lehrte auch, daß der Einzelne ganz von anderen lebe, und so haßwütig zertrat er das innere Eigenleben, daß er den Wert der Selbstbeobachtung, die ganze Psychologie leugnete. Doch durch die Psychologie gerade kam jetzt E. Mach, der Philosoph der Mechanik, zur Zersetzung des Ichs. Es ist wie das Schlußwort der Arbeit des ganzen Jahrhunderts, wenn er in seinem letzten Werk verkündet: „Das Ich ist unrettbar verloren." Eine sekundäre, stabile, zufällige Kombination von Elementen ist ihm das Ich. Es giebt da eigentlich kein Ich, es giebt nur das große „Es". Aehnlich erklärte schon Taine das Ich für eine bloße Reihenfolge innerer Geschehnisse, nur durch das Gedächtnis verbunden. So tief ist das Ich gesunken, das bei Fichte als Weltschöpfer auftrat. Und Taine ward ein Fürst des Jahrhunderts, dieser eigentliche Philosoph der geistigen Mechanik, dem sich Kunst, Geschichte und Erkenntnis ausdrücklich in mechanische Probleme auflösen, der alles aus der Verkettung der Beziehungen erklärte und an das eiserne Weltband der Notwendigkeit und an das strenge Gesetz im Geistesleben glaubte, wie sein Lehrmeister Comte. Und Comte wollte Leben und Wissenschaft wandeln in Mathematik, in Gesetz, Ordnung, Zahl, und im Kultus der Zahl wieder trafen sich alle Erkenntnisweisen des Jahrhunderts. „Wahrlich, ich sage euch," rief „der Galilei des 19. Jahrhunderts," Rob. Mayer, „eine einzige Zahl hat mehr wahren und bleibenden Wert, als eine ganze Bibliothek mit Hypothesen. Die Zahlen sind die gesuchten Fundamente einer exakten Naturforschung." Das Erkenntnisideal des 19. Jahrhunderts hat bei seinem Beginne Laplace aufgestellt und zwei Menschenalter später Dubois-Reymond begeistert erneuert: es ist jener Geist, der „den ganzen Weltvorgang durch eine mathematische Formel vorstellt, durch ein unermeßliches System simultaner Differential-Gleichungen." Er würde in seinen Gleichungen lesen, wann das griechische Kreuz von der Sophienmoschee blitzen wird. „Setzte er in der Weltformel $t = -\infty$, so enthüllte sich

Digitized by Google

ihm der rätselhafte Urzustand der Dinge." „Ließe er t im positiven Sinne unbegrenzt wachsen, so erführe er, nach wie langer Zeit Carnots Satz das Weltall mit eisigem Stillstande bedroht." Und wenn er all' diese Nullen wußte, was wüßte er dann?

Die Zahlen fressen heute die Welt; sie fressen das Leben; sie verschlingen uns selbst; dem modernen Menschen, der nummeriert ist, wo er geht und steht und schläft, der den Fahrplan in der rechten, den Kurszettel in der linken Tasche trägt und die Uhr in der Weste, ihm wird das ganze Leben ein Rechenexempel, alles um ihn nur Zähler und er der Nenner, und am Ende sinkt er als totes Zeichen in jene echteste Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, die das menschliche Leben ins Grab der Zahlen scharrt, in die Statistik. Und die Statistik, die exakte Wissenschaft von der Herrschaft des Gesetzes im Menschenleben, erscheint als das stärkste Argument, als ein einziges riesenhaftes Dokument gegen die Freiheit des Menschen. Die Zahlen wurden noch kühner, sie thaten das letzte, sie stachen ins Innerste. Man hat im 19. Jahrhundert die Kunst gelernt das Innerlichste zu veräußerlichen, das Psychische physisch zu fassen, man hat die Seele selber auf Zahlen gespießt, und man hat eine Wissenschaft daraus gemacht. Die Psychophysik, die Seelenstatistik ward die beliebteste Disziplin der Philosophie am Ende des 19. Jahrhunderts, das so den Triumph erlebte, die geistigste Wissenschaft auch noch „exakt" zu sehen. Diese „experimentelle" Psychologie melkt aus der Seele Zahlen heraus und möchte so lange melken, bis die Seele selbst als Zahl herauskommt.

Die Zahl ist der Tod der Eigenheit, und der Geist des 19. Jahrhunderts hat im Schweiße seines Angesichts gearbeitet, alle Eigenheit, alle Qualität umzusetzen in Quantität, und da er zu sterben kam, da hat er sicherlich nicht gebetet und geweint und nicht das plaudite amici gerufen, da hat er gezählt, ob der Zwölfstundenschlag richtig kam.

Ihr seid so stolz auf eure Zahlen und seht eure Weisheit darin, zu zählen und immer nur zu zählen; aber zählen kann jeder Sextaner. Nicht daß, sondern was und wie gezählt wird, entscheidet; das aber entscheiden nicht die Zahlen. „Zahlen beweisen" — das ist keine Frage; aber die schwere Frage ist immer, was die Zahlen beweisen. Ihr meint in den Zahlen das Kennzeichen und die Gewähr exakter Wissenschaftlichkeit und den Triumph des modernen Realismus zu haben. Aber der Kultus der Zahl ist weder neu noch realistisch, er liegt im Gesamtgeist des 19. Jahrhunderts. Auch der gehaßte Antipode der Exakten, die Naturphilosophie sprach in Lorenz Oken: „Jedes Reale ist absolut nichts Anderes als eine Zahl." Ihr meint in den Zahlen die Wahrheit nackt zu greifen. Das meinten gerade am meisten die schlimmsten Phantasten zu allen Zeiten; denn es giebt eine Mystik der Zahlen. Haben die Zahlen das größte Genie exakter Wissenschaft, Isaac Newton vor der Mystik geschützt? Wir lächeln heut über die mystische Zahl, von der Plato Heil und Wehe seines Staates abhängig sein ließ und vielleicht lächelte Plato selbst darüber. Aber Fourier lächelte nicht, als er seinen Idealstaat, den wirksamsten im 19. Jahrhundert, mit gläubigem Fanatismus auf die 1620 baute, als die einzig heilsame Zahl des ersten Phalanstère. Mit Pythagoras, dem Zahlenmystiker, hat man Comte verglichen, den Begründer des Positivismus, d. h. der rein exakten Philosophie in diesem Jahrhundert. Comte, der Großmeister der Zahlen, teilte sich mit Hegel, dem Großmeister der Begriffe in die Reiche des 19. Jahrhunderts, und die Schule dieses mathematischen Hegel streckte ihre Herrschaft mit religiöser Kraft über die Demokraten und Aufklärer Englands wie Frankreichs, über die Häupter des Radikalismus von Schweden bis Brasilien. Und dieser König der Freidenker Europas und nicht nur Europas baute schließlich

Digitized by Google

ein soziales System, von dem sein Freund Stuart Mill sagt: es sei das System des vollendetsten geistlichen und weltlichen Despotismus, das je einem menschlichen Hirn entsprungen, mit Ausnahme von dem des Ignatius von Loyola.

Man hat dies System Comtes auch als Karrikatur der Kirche einen Katholicismus ohne Christentum genannt, und wer nur einen Blick wirft auf die Stellung des positivistischen Oberpriesters, der sieht, daß Roms Unfehlbarkeitsdogma nicht gegen, sondern mit dem Geiste des 19. Jahrhunderts kam: Wir haben es erlebt, was kein Bürger des 18. Jahrhunderts sich träumen ließ, daß der Papst ein starke, philosophische Bewegung ins Leben rufen konnte, daß er den Centralgeist der Scholastik aus dem verfallenen Grabe aufsteigen ließ, daß er der modernen Menschheit Thomas von Aquino als die wahre Philosophie verkünden durfte, diesen Antitypus der Neuzeit, dieses mit dem Mörtel der Antike gefestigte höchste Monument des Mittelalters, daß sein Ruf lautesten Wiederhall fand, daß allein drei deutsche Zeitschriften binnen zwei Jahren auf den Namen des heiligen Thomas und St. Thomasakademieen gegründet wurden, bis die Neuscholastik in Willmanns Geschichte des Idealismus triumphierend zum Angriff schritt. Wer da sagt, das sei nur eine künstliche Restauration auf katholischem Boden, der erklärt damit nichts oder erklärt nur durch das, was er erklären soll, eben die hierarchische Geistesmacht, und der lese auch, was ein Ihering in seinem „Zweck im Recht" bekennt: er hätte vielleicht sein ganzes Buch nicht geschrieben, wenn er Thomas gekannt hätte; denn die Grundgedanken, um die es ihm, dem Juristen des 19. Jahrhunderts zu thun gewesen, habe jener Gewaltige des 13. in vollendeter Klarheit ausgesprochen.

Ich will einen Grundgedanken Iherings in seinen Worten hersetzen: „Gegenüber dem Sirenengesang einer ungesunden Theorie, welche das Individuum mit seiner sittlichen Selbstherrlichkeit zu bethören sucht, halte ich es für geboten, ihm einmal die nackte nüchterne Wahrheit ins Ohr zu rufen: Du bist nur Glied des Ganzen und erhältst von ihm deine Gesetze, eigne sie dir so an, daß das äußere Gesetz dein eigenes und daß damit die äußere Notwendigkeit innere Freiheit werde, aber gieb dich nicht dem Wahn hin, daß die Zügel, weil du sie subjektiv nicht fühlst, objektiv nicht existieren." „Was ist die Quelle der sittlichen Normen? die Gesellschaft. Was ist der Zweck derselben? die Gesellschaft. Was die Erzeugerin des sittlichen Willens? die Gesellschaft. Mit Rücksicht darauf bezeichne ich die von mir verteidigte Theorie als die gesellschaftliche." Hier hört ihr die reine, klare Stimme des 19. Jahrhunderts, die Stimme des Hasses gegen das Individuum, gegen Recht und Kraft des Eigenlebens, gegen die innere Freiheit des Menschen. Denn jene eingebildete Freiheit aus äußerer Notwendigkeit mit verhaltenem Zügel ist doch nur Dressur. Wer aber wie Ihering, der Romanist, das Individuum schweigen heißt unter der äußerlichen Zucht des Ganzen, der spricht den Geist der römischen Kirche aus, der mußte sich wiederfinden in Thomas, dem größten Denker der Hierarchie.

Die Allmacht der Gesellschaft verkündet Ihering, den ethischen Collektivismus, wie Marx den wirtschaftlichen und Lamprecht den historischen. Die Allmacht der Gesellschaft verkündet auch Comte, der Hierarch der gottlosen Socialkirche, über die ein Jesuit das beste Buch geschrieben mit dem Haß der Liebe. Von seinem Meister St. Simon, eben jenem katholisch frommen Vater des Socialismus hat Comte auch das Ideal der Wissenschaft, alle moralischen wie physischen Erscheinnngen nur als Einzelfälle eines allgemeinen physikalischen Gesetzes, der Gravitation erklären zu können. Seht ihr nun nicht, wie hier Mechanismus, Hierarchie und Socialismus aus demselben Geiste quellen? Solange ihr nicht begreift, daß diese drei, um von Militarismus, Fabrikwesen, Kapitalmacht u. a. verwandten Nebenerscheinungen nicht zu reden, demselben

Digitized by Google

absolutistischen Geist der äußeren Bindung des Individuellen unter die Einheit des Allgemeinen entstammen, solange werdet ihr den hohen Geist, der das 19. Jahrhundert gebaut hat, nicht begreifen und nicht überwinden. Das war der Mensch dieses stolzen Säculums: Rom, das wiedererstandene, band ihm die Seele, der Mechanismus band ihm den Leib, und die „Gesellschaft" sein Handeln. Doch nein, auch Mechanismus und Kollektivismus banden, ja verschlangen seine Seele.

Armer Mensch, was hat man aus dir gemacht? Du durftest nichts thun, nichts schaffen, nichts erfinden, du durftest kein Lied singen — es sang ja doch nur in dir dein milieu, wie Taine sagt, „die erste Ursache, die alles Uebrige bestimmt." „Erfüllet euren Geist und euer Herz mit den Ideen und den Gefühlen eures Jahrhunderts, und das Kunstwerk wird kommen." Aber es kam nicht. Denn vielleicht fordert es lieber sein Jahrhundert in die Schranken. Das Kunstwerk, lehrte Taine, gleicht einer Pflanze, so abhängig ist es von der Temperatur seiner Umgebung, und man begoß es reichlich mit Völkerpsychologie und Massenpsychologie und anderen Gesellschaftswissenschaften, die das Jahrhundert erfunden, das solche Kinderangst hatte vor dem Alleinsein. Aber das Kunstwerk wollte nicht kommen, trotz aller kommunistischen Ergüsse, und was da kam, war kommun. Und die Gelehrten stiegen zum Volke herab und hätschelten die Volkspoesie, weil sie namenlos war. Und sie strichen alle Soli aus der Partitur der Geschichte, und als echteste, strengste realistische Scholastiker beteten sie das Allgemeine vor den Einzelnen, das „Volk" als den Schöpfer alles Großen an. Mögen einzelne Stimmen lauter tönen, alles soll im Chor gesungen sein und im Chor — erfunden. Marx bestreitet, daß irgend eine Erfindung des 18. Jahrhunderts einem Einzelnen gehöre. Bourdeau ist noch konsequenter, er lehrt heute im Zeitalter der Erfindungen: es giebt keine Erfindung, es giebt nur verbessernde Nachahmung. Ueberhaupt, in der Nähe sehen alle Helden klein aus, der wahre Held sei die Masse der Unbekannten, das Volk, das durch den Mund der Propheten redet, der wahre Dichter das Publikum, der wahre Künstler die „Seele der Menschheit" — hört ihr den Scholastiker, der die Realmacht des Allgemeinen, das Universalia ante res kündet?

Es war durchaus kein Vergnügen, am Ausgang des 19. Jahrhunderts ein großer Mann zu sein: erst ward man durch Männer wie Bourdeau geleugnet, dann ward man von Fr. Engels und seinen Genossen als Nationalunglück gebrandmarkt und schließlich von einem Lombroso an die Schwelle des Wahnsinns gerückt. Man hat angefangen, das Genie, das unvergleichliche statistisch zu bearbeiten (Odin!); es giebt bereits eine Spezialliteratur für Geniepathologie, und die Geistesgröße des späteren 19. Jahrhunderts, die nicht vor diesem modernen Ketzergericht gestanden, wäre zu suchen und müßte sich schämen. Sind solche Behandlungen des Genies auch Paradoxieen, so sind es doch zugleich Symptome und man spürt in ihnen Auswüchse vorhandener Zeittriebe. Es ist doch nun einmal so, daß gerade auch die typischen, führenden Stimmen der Zeit gegen das Individuum gehen und gegen den großen Mann. Für Comte wie für Wundt ist das Individuum nur eine Abstraktion, die Gesamtheit das wirklich Lebendige — universalia ante res! Nicht das Individuum kann nach Lamprecht Gegenstand der Geschichte sein, nur die Gesamtheit als Trägerin der Kultur. Der große Mann, lehrt Spencer, diese „Times" der modernen Philosophie, ist von der Gesellschaft gebildet, und er ist nur die geringfügige Gelegenheitsursache, die eine latente Kraft auslöst. Was ist aber auch von Spencer anderes zu erwarten, der das innere Eigenleben absolut entwertet, es ganz den äußeren Mächten unterwirft? denn Leben, so definiert er, ist Anpassung innerer Relationen



Digitized by Google

an äußere. Damit schrieb er das System Englands im 19. Jahrhundert als der englische Hegel und Comte.

Leben ist Anpassung, ist fortschreitendes Nachgeben des Eigenen unter dem Druck äußerer Mächte — das ist auch Darwins Lehre. Und man nannte dieses Gebackenwerden von den Umständen Entwicklung und fälschte damit den alten cusanischen Begriff der Entwicklung, die ja evolutio, Auswicklung, Selbstentfaltung, Wandlung von innen nach außen und nicht von außen nach innen ist. Im Laufe des Jahrhunderts drehte sich der Begriff Entwicklung aus der aktiven, innerlichen, deutschen Form in die passive, äußerliche, englische. Und dieser Uebergang ist verständlich; denn schon in der Betonung der Entwicklung überhaupt, schon in der aktiven Entwicklung liegt eine Herabminderung des Aktiven durch die Allmählichkeit zu möglichst geringer Spürbarkeit.

Entwicklung, das große Wort, das von einem Ende des Jahrhunderts zum andern schallte und aus allen seinen geistigen Errungenschaften spricht, wird bald der Zopf des 19. Jahrhunderts heißen. Entwicklung kann wohl einmal Thatsache sein, aber allgemein gedacht wird sie ein Schema, so tyrannisch wie andere Schemata. Der Glaube an Entwicklung ruht auf dem Dogma und Kultus der Kontinuität; es ist ein Glaube, ein Kultus wie andere auch. Die Ueberspannung des Satzes: natura non facit saltus war der Weisheit letzter Schluß im 19. Jahrhundert, und die Verliebtheit in den Schneckengang der Natur hat nicht zum mindesten Lyells Geologie plausibel gemacht und zum Siege geführt über die Katastrophentheorie. Aber die springende Natur ist ebenso wirklich und unwirklich wie die träge; hier kriecht die Natur und dort fliegt sie; sie läßt sich kein absolutes Tempo vorschreiben. Die genetische Methode hat uns Großes gebracht, aber sie beginnt zu erstarren, und es ist Zeit, den Stoff wieder einmal umzulegen nach anderem Schema. Es ist ja sehr schön zu hören, was die Wissenschaften immer wieder als das Resultat der großen Erkenntnisarbeit des Jahrhunderts preisen: es ist nichts geschaffen, alles gewachsen, nichts gemacht, alles geworden, alles auch im Geistesleben, Staat und Recht und Moral, Sprache, Religion und Kunst und Geschichte. Aber merkt ihrs nicht, daß die Entwicklung mit ihrer grauen Allmählichkeit nur wie Wüstenstaub und Dünensand über die Kraft der Farben und Konturen hinzieht und die Bauten der Menschen langsam begräbt? Die Individuen versinken als Stadien der Entwicklung. Es giebt keine Helden mehr, keine Thaten und keine Schöpfer, denn alles ist gewachsen und geworden nach dem Gesetz kontinuierlicher Entwicklung, dem Fatum der Modernen, das wie eine Dampfwalze vorwärtsschiebt, die Bahn glättend, alles Hervortretende niedermähend. Die genetische Methode weckte uns eine übereifrige Vorliebe für die primitiven Keime und archaischen Knospen und einen unbewußten Haß gegen die klassische Blüte, für die doch Keime und Knospen allein da waren. Ein Großes als Entwicklung darstellen — heißt das nicht es nivellieren, es für die Dummen zurechtmachen, in das Tempo der Schwerfälligen, in die Form des Kleinen bringen — und dadurch fälschen?

Die Entwicklung, so rühmt ihr, zwingt alles in festen Zusammenhang, bindet durch die Kontinuität, und das Band ward im Laufe des Jahrhunderts immer stärker und äußerlicher, mechanischer, und es legte sich immer fester um den Menschen, bis es ihm schließlich die Kehle zuschnürte und ihm den freien Atem nahm. War mit Laplace das weite ferne Weltall dem Mechanismus ausgeliefert, so schloß Mayers und Helmholtz' Energiegesetz den Kausalring um die ganze Natur; mit Darwin hielt dann die mechanische Kausalität ihren Triumphzug durch die organische Welt, die nun bei den Typen moderner Naturwissenschaft wie bei Dubois-Reymond oder Haeckel ganz in den Fesseln des Mecha-

Digitized by Google

nismus liegt. Zögerte der eine noch vor der Seele des Menschen und seinem Freiheitsbewußtsein, so zog der andere auch diese letzte Masche zu, und Haeckel verkündets allerorten: das 19. Jahrhundert hat mit den gewaltigen Waffen der vergleichenden Physiologie und Entwicklungsgeschichte und vor allem mit dem Substanzgesetz das Dogma der Willensfreiheit endgültig widerlegt.

Wenn aber diese Waffen der fernen Naturwissenschaften noch nicht das Herz der Freiheit treffen sollten, so zucken jetzt, von gleichem Geiste beseelt, die nächsten Geisteswissenschaften ihre Dolche, daß die Freiheit sterbend sich verhüllt: et tu Brute! Ich will nur zwei Häupter modernster triumphierender Wissenschaftsschulen nennen, die auf den reinsten Feldern des Willens, in Moral und Geschichte, die Freiheit töten. Wenn Lamprecht, der Historiker, noch das Wort Freiheit duldet, aber die Sache aufhebt, indem er im strengen Causalgang der Gesellschaftsbewegungen das Individuum verschwinden läßt, so hat v. Liszts Strafrechtstheorie auch den Schein des Wortes aufgegeben und bekennt sich offen zum Determinismus. Eine reiche juristische Literatur arbeitet daran das Strafrecht auf deterministischer und zugleich soziologischer Grundlage aufzubauen — das Individuum, innerlich unfrei, wird äußerlich gebunden zum Schutze der Gesellschaft! Schon hört man Stimmen, daß jede That nichts sei als „naturnotwendige Entladung impulsiver Nervenenergieen" und die Annahme der Willensfreiheit nichts als „ein barbarisches Erbstück primitiver Denkschwäche" (Vargha, Abschaffung der Strafknechtschaft), daß der „alles Denken einlullende Begriff der Willensfreiheit" nun ad absurdum geführt sei und „Eitelkeit und Furcht" die meisten abhalte dem Determinismus zuzustimmen (Träger, Wille, Determinismus und Strafe). Helfend drängt nach derselben Richtung die Kriminalanthropologie und Maudsley und Krafft-Ebing und all die andern Verfechter und Erforscher der moral insanity. Am radikalsten und offensten aber vernichtet die große positive Schule Italiens unter Führung Lombrosos den freien Willen, indem sie den Verbrecher anatomisch und auch physiologisch (Ferri) prädisponiert findet. Aber können sie mehr sagen als der neue Strafrechtslehrer der Berliner Universität? „Der Begriff der Strafe tritt zurück" — „die Scheidewand zwischen Verbrechen und Wahnsinn weicht und fällt," so verkündets v. Liszt — „die Begriffe „Schuld" und „Sühne" mögen in den Schöpfungen unserer Dichter weiterleben wie bisher; strenger Kritik der geläuterten wissenschaftlichen Erkenntnis vermögen sie nicht stand zu halten." Liszt ist besonnen genug vor der Durchführung seiner Consequenzen zu warnen; er fordert vom Deterministen zur Zeit das sacrificium intellectus angesichts der noch herrschenden „individualethischen" Anschauungen. Wer aber die Schuld aufhebt, hebt unweigerlich die Moral auf.

So hat nun aus dem großen Jahrhundert der Wissenschaft jetzt die große Armee sich gesammelt, der ganze Heerbann der Modernität, im stolzen Vollgefühl gewappnet zu sein mit den unüberwindlichsten Waffen, der Logik und den Thatsachen, getragen durch alle Triumphe und Fortschritte des überreichen modernen Lebens, und sie alle, alle, die Mechanistiker und Genetiker, die Positivisten und Historistiker, die Collektivisten und Deterministen, die ganze Phalanx der Wissenschaft, schillernd vom Schwarz des Neuthomismus bis zum grellen Rot des Materialismus, alle richten ihre Speere gegen die Brust des Menschen, alle stechen gegen unsere Seele, alle kommen sie als Vernichter unserer Freiheit. Sie knechten unsere Willen und treten unser Innenleben mit Füßen; sie rauben uns die Freiheit des Glaubens, das Recht der Spekulation, die Kraft der Erfindung und der Phantasie; sie morden unsere Eigenart und unsere sittliche Verantwortung, sie ersticken unsere Seele in unserm Leibe, sie binden uns als Galeerensträflinge an das Objekt, an Natur, Gesellschaft, Geschichte, sie



Digitized by Google

nehmen uns unsere Thaten und geben sie den Umständen zum Fraß, sie lösen uns auf und werfen uns weg als elende Creaturen und tote Produkte der äußeren Mächte, und was etwa der eine noch übrig läßt, das fällt um so sicherer in die Krallen der andern.

Auf den Tod verwundet liegt die Freiheit am Boden; dem wachsenden Ansturm eines ganzen Jahrhunderts kann sie nicht widerstehen; leise tönt ihr Hilferuf, aber ich sehe ihre Helfer herankommen aus allen Landen; ich sehe die Phalanx der Freiheit sich bilden gegen die übermächtige Phalanx der Bindung, die jetzt erst, am Rande des Jahrhunderts, in voller Länge und Stärke sich aufgestellt.

Mit der Rohheit des Anfängers, mit der Gewalt der Empörung gegen die Gewalt der Bindung war der Freiheitsdrang hervorgetreten. Als wilder Freischärler war der Anarchismus über die Grenze des Jahrhunderts vorausgeeilt, hatte er sich losgerissen vom Socialismus und fluchend die Hand erhoben gegen die Gesellschaftstyrannei. Es war nicht der Freie, es war nur der Sklave, welcher die Ketten bricht. Und selbst Stirner, der jetzt als sein Apostel erneuert ward, als Führer der erwachenden Individualisten, war nicht der Eigene, sondern nur der tollgewordene Einzelne, der blinde Haß gegen das Allgemeine und seine Negation, nicht die Position der Persönlichkeit. Tiefer und größer war der neue Drang der Persönlichkeit in Nietzsche hervorgebrochen, aber auch er noch setzte Tyrannei gegen Tyrannei und schwang die Peitsche, von der er noch die Striemen auf dem Rücken fühlte; auch er, der größte Bahnbrecher der Freiheit heute, der Einzige, der die Uhr der Zeit wieder einmal in Gang brachte und unser Zeitbewußtsein um eine Stufe vorwärts schob, hat die Freiheit nicht in ihrer Ganzheit und Innerlichkeit ergriffen.

Während die Wissenschaft noch tief in der Knechtschaft des Objekts lag, arbeitete still im ewigen Rom die deutsche Kunst an ihrer Renaissance, und im späten Siege Böcklins strahlte hell die verleugnete Schöpferkraft der Seele. Den Naturalismus, in den die Gewässer des 19. Jahrhunderts mündeten und der auch die Kunst überflutete, diesen allgewaltigen Zeitstrom begannen kühne Subjektivitäten zu durchqueren, und das Testament Manets und der Cultus des Objekts mit Haut und Haaren begann der neuen, alten Aesthetik Hildebrands und der Formalisten zu weichen, die wenigstens die Forderungen des Subjekts erneuerten, sein ästhetisches Ultimatum aufstellten für die Aufnahme des Objekts.

Langsam begann auch in den Wissenschaften das Auge für die Bedeutung des Selbständigen, Aktiven, Lebendigen wieder sich aufzuthun. Die letzten Jahre ließen sogar in den Naturwissenschaften ganz wundersame, ungeahnte Stimmen hören; gegen den allherrschenden Mechanismus stellte der Botaniker Reinke seine „Welt als That", der Physiker Ostwald seinen Energetismus, der Physiologe Bunge seinen Neovitalismus, nachdem das 19. Jahrhundert die alte „Lebenskraft" zurückgedrängt und schließlich vernichtet hatte. Aus That, Kraft und Leben, nicht mehr aus Stoff und Zwang soll die Welt gedeutet werden, so künden diese neuen Stimmen über die anorganische Welt wie über die Welt des Lebendigen, die durch die jüngste Wissenschaft der Bakteriologie sich so wunderbar erweitert hat. Von des Darwinismus alleinseligmachender Theorie beginnnt es langsam abzubröckeln unter wachsenden kritischen Zweifeln; sie nagen am Dogma der Continuität, an der vielgliederigen Kette und der sprunglosen Allmählichkeit der Entwicklung und noch mehr an der reinen Aeußerlichkeit ihrer Erklärung, an der Allmacht der Zuchtwahl, der Umstände, kurz, die betrachteten Organismen beginnen zu revoltieren gegen den Druck des Mechanismus.

Digitized by Google

In den Geisteswissenschaften ist er niemals zum Siege, aber erst jetzt zum wissenschaftlichen Bewußtsein gekommen, und so tobt nun heute gerade in voller Stärke der Kampf um die geistige Selbständigkeit des Individuums auf weitesten Gebieten: die Strafrechtsschule Bindings wehrt sich gegen den Determinismus der Schule Liszts, die Jungrankianer wehren sich gegen Lamprechts historischen Collektivismus, und jüngere Ethnographen beginnen dem Individuum die Originalität, die sprachliche, musikalische, künstlerische, technische Erfindungskraft wiederzugeben und neigen dazu, selbst älteste und verbreitetste Geräte und Waffen statt passiv aus dem mystisch plötzlichen Bedürfnis eines mystischen Allgemeinen vielmehr aktiv als Luxus aus dem Einfall eines Einzelnen zu erklären. Das Allgemeine, das doch beim Beginne des Jahrhunderts aus dem Individuum als Begriff und Idee aufstieg, in Hegel auf den Thron kam und dann sich concret absetzte, als Masse materialisierte, beginnt jetzt an der Wende des Jahrhunderts wieder sich zu vergeistigen, sich zurück zu individualisieren. Am schönsten zeigts der Socialismus, der jetzt in der Bernsteinschen Richtung sich seines philosophischen Ursprungs wiedererinnert, doch seine Grundlage nicht mehr bei Hegel, sondern bei Kant suchen will. Er sieht nicht, daß er in der ethischen Vertiefung, die er damit gewinnt, sein Grab findet, seine Heimkehr zum Individualismus. Die Preisgabe Hegels bedeutet die Selbstzersetzung des Socialismus bis in die Wurzel hinein; sie bedeutet die Preisgabe der Macht des Allgemeinen, der Gemeinschaft über das Individuum. Die deutschen Socialphilosophen, die jetzt zu Kant zurückkehren wollen, sind des neuen Geistes voll, aber sie sind noch geblendet vom 19. Jahrhundert, wenn sie Kant zum Socialisten machen. Sie halten sich an das Wort allgemein im kategorischen Imperativ und sehen nicht, daß es nicht bedeutet: handle social, genossenschaftlich, für das Allgemeine, zum Nutzen der Gesellschaft, auf daß die Gemeinschaft blühe, sondern handle typisch, so daß jeder für sich, jedes Individuum ebenso handeln kann. Darin liegt nur ein Nebeneinander, kein Mit- und Füreinander, darin liegt mit einem Wort das reinste Bekenntnis des Liberalismus. Kant sucht nicht so sehr die Gemeinschaft als das vernünftige Individuum, nicht das Allgemeine über und außer dem Individuum, sondern das Allgemeine im Individuum. Wer das Allgemeine im Individuum nicht begreift, der begreift das Gewissen nicht. Wer den ethischen Individualismus Kants nicht zugeben will und im Individualisten nur das Negative sieht, den Revolutionär, den geistigen Anarchisten, der steht auf dem Standpunkt des Romanismus, der das Allgemeine über und außer dem Individuum sieht, in der Subordination. Mit tiefem Recht hat gerade jetzt wieder die katholische Kirche den Finger gegen Kant erhoben als ihren größten, ihren eigentlichen Feind, und ebenso mit Recht haben vom Boden der Reformation aus Eucken, Paulsen u. a. mit dem Bilde Kants den Geist des erneuerten Thomas beschworen. Aber nicht nur Mittelalter und Neuzeit darf man hier im Kampfe sehen — das hieße die Neuscholastik unterschätzen — nein, auch 19. und 20. Jahrhundert; denn jenes brachte nun einmal die erdrückende Herrschaft des Objektiv-Allgemeinen über das Subjekt, und im Gefolge Hegels schritt zur Linken Darwin und zur Rechten Thomas redivivus. Dagegen gilt es Kant zu erneuern, aber nicht den skeptischen, den der Neukantianismus der sechziger bis achziger Jahre als Schutzwehr gegen die Materialisten so vorsichtig wieder aufrichtete, nein, den positiven Kant, den Vater Fichtes, denn es gilt ein ganzes dazwischenliegendes Jahrhundert zu revidieren und über Hegel zurückschreitend noch einmal zum Ganzen auszuholen.

Nach langer, langer Zeit kann man wieder einmal sagen: es giebt Streitfragen in der Philosophie, das heißt, sie beginnt wieder zu leben die alte, unvergängliche, nur müde gewordene Philosophie. An der Grenzscheide der

Digitized by Google

Jahrhunderte streiten auch hier die Geister des Alten und des Neuen, der Bindung und der Freiheit. Der Streit um Thomas und Kant ist heute nicht der einzige; noch reiner zeigts der Parallelismusstreit. Ein verschollener, scheinbar längst geschlichteter Streit, auf den man zurückblickte, als auf einen Perrückendisput, ist da in den allerletzten Jahren, man kann fast sagen, plötzlich wieder aufgebrochen, die alte Frage: wie verhalten sich Seele und Leib? Das 19. Jahrhundert hatte sich, eine kurze Spannung im Materialismusstreit abgerechnet, darüber nicht sonderlich aufgeregt; es war eben monistisch von seinem Anfang bis zu seinem Ende und stand unter dem Zeichen Spinozas, den Herder und Schleiermacher, Schelling und Hegel erneuerten und auf den sich noch gestern die populärsten Bücher des Tages, Paulsens „Einleitung" und Haeckels „Welträtsel" — sonst so antipodisch — gleich stark beriefen. Spinoza folgte man im Einheitszuge und gerade in der engsten Verknüpfung von Körper und Seele; am liebsten faßte man sie in seinem Sinne als völlig parallel laufende Seiten desselben Wesens; konnte man doch dabei am bequemsten das Körperliche zählen und messen, ohne von den mystischen Einwirkungen einer selbständig laufenden, unberechenbaren Seele gestört zu werden — und was gab es Höheres als Zählen und Messen? Der Leib lebte dabei auf eigene Rechnung und die Seele durfte sich nicht beklagen; sie war ja anerkannt und zugleich doch unschädlich gemacht als Doppelgänger des Leibes; denn alles Physische mußte sich physisch rechtfertigen. Und nun plötzlich wird die Seele es müde, ewig als artiger Zwillingsbruder Hand in Hand mit dem Leibe zu wandern, wird es ihr heiß in der steten engen Verkettung mit ihm und sie erkennt, daß sie bei dem Doppelgängertum doch der Betrogene, daß sie dabei den physischen Gesetzen sich fügen muß, daß es im Grunde ein verhülltes Begräbnis ist und sie als Schatten dem Leibe folgt, dem Psychopompos; sie aber lechzt nach eigener, lebendiger Entfaltung — und so steigen nun plötzlich in der allerjüngsten philosophischen Literatur lange nicht gehörte Stimmen auf, Stimmen des Dualismus gegen den allherrschenden Monismus, Stimmen zu Gunsten der selbständigen Seele gegen die Fesseln des Parallelismus, Stimmen des Zweifels, ob auch die Seele dem großen Körpergesetz der Energie unterworfen sei. Das Energiegesetz, das Körpergesetz der Erkenntnis im 19. Jahrhundert ist aber — so hat es sein Entdecker schon verkündet — nichts, als ein Ausdruck des Kausalgesetzes, des Allgemeingesetzes der Bindung. Soll nun die Seele auch gebunden sein? So ist die eben gemachte Frage von Seele und Leib nur die allgemeine Vorfrage, die auf die Frage der Freiheit führen muß.

Die Frage der Freiheit ist der innerste Grund aller heute schwebenden tieferen Steitfragen der Wissenschaft; sie sind nur die zuerst sichtbaren, die äußerlich aufgebrochenen Symptome dieser innerlichen Wunde der Zeit, aus der sie allein zu verstehen sind und zu heilen. Ja, die Zeit trägt eine schwere Wunde; sie brennt im Herzen der Wissenschaft, sie gefährdet die gesamte Kultur, der Lähmung droht durch die eingefressene mechanistische Grundüberzeugung. Zwar äußerlich rasselt und wirbelt die Kultur gar fröhlich weiter, ja immer lauter, rascher schnurrend wie eben ein aufgezogener Mechanismus, — aber die Stunde kommt, da sie stillsteht, da sie erstarrt wie das so zahlenreiche und erfindungsreiche, so positive und so nüchtern kluge China, denn es fehlt ihr die selbstthätige Kraft, es fehlt ihr die Seele.

Die Frage der Seele ist die Frage der Freiheit. Die innere Freiheit das ist die Möglichkeit Original zu sein, die Fähigkeit Verantwortung zu tragen, das Recht Mut zu haben, nicht jenen modernen, aufgetriebenen, mit sich selbst und dem Schicksal spielenden Mut des Ehrgeizes und des bloßen Talents, der nur sportlicher Wagemut und tanzender Uebermut ist, nein, jenen Mut,

Digitized by Google

jenen unbeschreiblichen, der es machen könnte, daß unser Dichten und Denken endlich, endlich wieder einmal aus dem bloßen Experimentieren herauskäme, jenen Mut, der uns fehlt, weil wir ungläubig sind bis ins Mark hinein, ungläubig am meisten an uns selbst. Die Frage der Freiheit ist die Frage der Schöpferkraft und der Persönlichkeit und des Gewissens. · Der Glaube hängt daran und die Kunst, das Recht und die Moral, und auch die höhere, organische Erkenntnis, alles, alles hängt daran, ja alles Werten und selbst das Genießen und in Wahrheit das Leben. Denn ohne die Freiheit sind alle Schätze der Erde nur tote Steine, und tote Steine und rollende Räder sind wir selbst, ohne die Freiheit, darüber hilft kein Deuteln. Wie aber retten wir die Freiheit? Glaubt an die Freiheit — sie ist euch damit noch nicht sicher. Doch glaubt an die Freiheit nicht — und ihr habt sie schon damit verloren. Die verlorene Seele müssen wir wiederfinden. Wir finden sie nur, wenn wir die Freiheit retten aus den Eisenkrallen des Mechanismus. Wir retten sie nur, wenn wir das Recht ihr erobern, das logische Recht der Freiheit. Das ist die Aufgabe, und sie wird gelöst werden.

Digitized by Google

# Herman Bang.

Von **Felix Poppenberg.**

---

Die noch etwas wollen, werden enttäuscht und die nichts mehr wollen, sind leer und frieren, aber heimlich beneiden sie vielleicht die Wollenden und möchten, selbst um den Preis der Enttäuschung, das Spiel noch einmal beginnen. So dreht sich des Lebens Karoussel rund herum.

Herman Bang hat diese einfache Wahrheit oft gespiegelt. In grotesk-höhnischen Bildern von grimassirender Kontur zeigte er, wie Valloton und Thomas Theodor Heine, die traurig-komische Verirkammer des Schicksals mit ihren witzigen Requisiten, den zierlichen Gefühlsdaumenschrauben, den spanischen Stiefeln, den Prelltüchern und dem Streckbett. Der Betrieb ruht hier nicht, und das sehr Unheimliche ist, daß die Menschen zusammenströmen und die schmerzhaften Kareſſen, die ihnen mit vollendeter Technik applicirt werden, mit starrer Miene empfangen, als wären sie das natürlichste von der Welt und ihnen längst gewohnt, und daß sie, kaum zum Ausgang hinaus nach beendigter Kur, wie Puppen eines mechanischen Spielwerks zum Eingang wieder hereinkommen, damit es wieder von vorn los geht.

Tiefste Geringschätzung und Lebensverachtung brachte Bang durch diese Art, Lebensvorgänge als aufgezogenes Automatenwerk darzustellen, zum Ausdruck.

Tschechow, der Russe, hat einen ähnlichen Blick. Sein Nihilismus vergnügt sich daran, seine Vorstellung vom Jammerthal im Bilde einer Cirkusarena zu geben, in der menschliche Seelen als komische Clowns vermummt, wahnwitzige Verrenkungen vollführen. Auch Bang ist nicht ohne ein gewisses böses Vergnügen bei der Sache, sie empfinden beide etwas wie Genugthuung, etwa wie süße Rache, dem Leben ein Spottlied zu pfeifen, ginge es auch auf ihre Kosten. Aber Tschechow ist mehr Virtuose, der Witz reizt ihn, das Epigrammatische der Form und die Pointe; das Technisch-Formale wird ihm manchmal zum Selbstzweck; er charakterisirt dann nicht mehr, sondern er macht wie Jossot in der Lust am krausen Spiel der Linien, aus den Menschen karrikaturistische Ornamente.

Tschechow ist flächenmäßig, bei Bang aber öffnen sich Hintergründe und Perspektiven. Er hat die tiefere lyrische Resonanz, und er ist vielseitiger im künstlerischen Formen. Die Bücher, die in letzter Zeit deutsch von ihm erschienen, „Am Wege", „Hoffnungslose Geschlechter", der Novellencyklus „Leben und Tod", „Das weiße Haus" zeigen das.

Sie alle haben etwas gegen die ersten Novellen, die wir von Bang kennen lernten, gemeinsam. In jenen, — ich denke an die Tragikomödien des „Herrlichen Tages", der „Irene Holm" und des „Fräulein Caja", — war die Schilderung des Mechanischen die Hauptsache. Wir sahen die Menschen nur als Marionetten.

Digitized by Google

Bang machte die Klappe auf und ließ das kuriose Räderwerk schnurren. Etwas skelettartiges, totes kam in die Darstellung, die ihren Zweck erreichte, das Gefühl der Depression zu erwecken; stärkeren Affekt aber erregte sie nicht. In diesen andern Büchern nun ist Bang allseitiger und farbiger. Er bringt uns nicht mehr sofort hinter die Kulissen, sondern läßt uns vorn niedersitzen und vor uns auf der Bühne das Lachende, Strahlende, Verführerische der Lebensillusionen sich abspielen. Aus der Schreckenskammer führt er uns nun in die Schatzkammer und breitet alle die schillernden, tausenfältig wie japanische Seidengewande changirenden Hüllen aus, mit denen das Schicksal oder das Leben sich für die Hoffenden und Sehnsüchtigen drapirt und ihnen holdes Trugspiel gaukelt.

Und Bang kennt, wie er genau mit den Dämonen und Quälgeistern Bescheid weiß, auch die Elfen und Pucks mit ihrem Schleierweben, ihren süßen Tönen und ihren Rosenköchern, und ganz erfahren ist er in allen Schlichen zärtlich trügerischer Ueberredung, deren sich die Natur zum Menschenködern bedient. Als Künstler sieht er das an, und wenn sein Erkenntnißvergnügen an der Desillusion kontemplative Genugthuung findet, so ist sein ästhetischer Sinn rege genug, auch einmal ein Ausstattungsstück der Natur mit vollen Zügen zu genießen. So reizt es ihn, dies nachzumachen und einmal ein Situationsglück, einen klingenden Moment jauchzenden Ueberschwangs zu malen.

Es reizt ihn, die Lebensunwissenden im Rausch der ersten Lockgewinne zu zeigen; nur diese Situation giebt er, und er stattet sie so verschwenderisch aus, daß ohne jede Andeutung von Wechsel und Enttäuschung, nur aus der Fülle schon die Unmöglichkeit der Dauer hervorgeht.

„Vom Glück" nennt Bang diese Novelle. Sie endet — darin ist sie wohl in Bangs Novellistik einzig — mit einer Verlobung, und es ist fein im Stil, daß das letzte Wort ein Konventionalismus ist. Die glückliche Braut sagt: „Wenn doch die ganze Welt an unserer Freude teilnehmen könnte." Jede glückliche Braut könnte das sagen, und auf dies Typische kam es Bang an. Keinen psychologischen Fall wollte er darlegen, sondern „Jugend", noch ganz unangenagte Lebensfähigkeit wollte er in vollkommenster Repräsentation zeigen. Und seine Kunst läßt um die beiden schönen Menschen, die Komtesse und den Kammerjunker, einen blühenden Garten der Illusionen aufwachsen. Ein Lebensfesttag, an dem die Natur in Gebelaune war, geht auf. Weiße Ostern, Schneeflocken und Frühlingswehn, ein altes Schloß, Kerzenglanz, Rosen, Walzer und Champagner; typische Requisiten sind das; Bang verwendet sie mit Absicht, denn er weiß, daß das Repertoire der Natur für diese Verführungsbijouterie begrenzt ist, auch kommt es nicht auf sie an, sondern darauf, wie die beiden, auf die es abgesehn ist, auf sie reagiren. Und diese Stimmung wonnigen Truges, illusionistischen Rausches, des lächelnden seligen Schwebens, des Wandelns in der Wolke läßt Bang in süß-sehnsüchtiger Musik erklingen und ein Jauchzen tönt durch den Reigen: „Wie liebe ich Dich."

Als künstlerische Etüde, als koloristische Variation über den Glücksmoment ist diese kleine Dichtung vollendet gelungen. Steht sie isolirt — wie sie in diesen Blättern veröffentlicht wurde — so könnten die Naiven Freudenthränen darüber weinen und die Wissenden nachdenklich-neidisch meditiren, wie lieblich die Kinderkrankheiten doch sind.

Wer Bangs Vorstellungen kennt, weiß, daß ihm diese Schloß-Idylle an sich kein letztes künstlerisches Ziel sein konnte, wenn sie auch seinen artistischen Fähig-

Digitized by Google

keiten und seinen dekorativen Neigungen entsprach. Er hatte zu viel Stilgefühl, dieser Idylle den Pferdefuß anzuhängen, ihr ein Satyrspiel im Gustav Wiedschen Ton folgen zu lassen, in dem das glückliche Paar einige Jahre später sich Malicen und Gehässigkeiten an den Kopf wirft und dann in scheinbarer Eintracht den zum L'hombre eingetroffenen werten Gast begrüßt, der Graf Holger Bille oder der Hofjägermeister oder der Kammerherr sein kann, und der auf jeden Fall beim Spiel zu dreien auf dem Tisch mit den Karten so gewandt ausspielt, wie unter dem Tisch mit dem zärtlichen Fuß und über- und unterirdisch den Eheherrn bête macht.

Das als allzudeutliches Nachspiel anzuhängen, war Bang zu geschmackvoll. Aber ein andres that er. Er stellte die Idylle in einen Tryptychonrahmen zu zwei andern Novellen. Auf dem Rahmen könnten als Motto die Worte stehen, die dann in der Geschichte vom „weißen Haus" das Leitmotiv sind: „Es giebt nichts als den Trieb, er allein ist Herr und Meister", „so lockt uns auch die Natur, bis sie ihren Willen bekommt und uns an ihr Ziel führt."

Von der bekannten „Mausefalle" der Natur, die Schopenhauer in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" geistreich konstruirt, handelt Bang nun hier. Er läßt in seiner zweiten Novelle zwei alte Cyniker sich das Leben betrachten und all die Illusion ringsum, das Schwärmen der Jugend, die schmachtenden Blicke, das Werben und Schmeicheln, lyrisches Troubadourwesen und Frühlingsfeste als boshaft befriedigte Wissende der schöngeistigen Hüllen entkleiden. Immer die gleichen Leimruten und die junge Generation flattert immer wieder so lustig darauf, wie einst die Alten thaten. Die Konferenzrätin, die in ihrem breiten Empirebett in den langen schlaflosen Nächten viel Zeit hat, über das eigene männerreiche Leben nachzudenken, kennt alle diese Vogelstellereien und Rattenfängerlieder, und sie weiß, daß keiner seinem Schicksal widerstreben kann. Sie hat nicht Schopenhauer gelesen und sie drückt ihre Psychologie primitiver aus in ihren Gesprächen mit dem Kammerherrn, sie spricht nicht vom „Genius der Gattung", der „die Rechte und Interessen der Individuen mit Füßen tritt," aber sie bringt zusammen mit ihrem alten Freund, der das Leben kennt, das „große Mysterium" auf die einfachste Form.

„Wer ist das," fragt die Konferenzrätin den Kammerherrn, als ein gutgewachsener junger Mensch sie grüßt. Und der erwidert: „Meine Gnädigste, es ist ein junger Mann, das sagt alles." Und auf die weitere Frage: „Hat er noch andere Eigenschaften," sagt er: „In seinem Alter ist das nicht notwendig," und um keinen Zweifel zu lassen, fährt er fort: „Er thut Schreiberdienste bei mir, und im übrigen erfüllt er seine Bestimmung."

So etwas hört die Konferenzrätin gern. Als sie aber im grauen Frühschein, nach dem Ball, ihre schöne Enkelin, auch ein Chef d'oeuvre der Natur im großen offenen Fenster des Gartenhauses festverschlungen wie eine Doppelstatue mit diesem „jungen Mann" klopfenden Herzens sieht, da erstarrt sie trotz Wissens und Cynismus in Graun, Entsetzen und Ohnmacht: ihr Antlitz war fahl geworden, und sie sah aus, als wäre sie hundert Jahre alt — dann erhob sie ihren Stock. Aber kraftlos ließ sie ihren Arm wieder sinken. Und schweigend verließ sie den Garten.

Fein ist es auch hier Bang gelungen, den Wissenden gegenüber die „Jugend" zu stellen, ohne viel Worte, ohne Reflexion, einfach: „Jugend", Gefühlsfrühling, unwiderstehliches Neigen, drängendes Zusammenzwingen, nicht anders als der

Digitized by Google

süße Taumel schwärmender Bienen und trunkener Falter beim Zeugungsfest der Natur. Und voll sinnlich verführerischem Rhythmus, gleich dem Stuckschen „Tanz", ist die Maskenballscene: leichenblaß mit weit geöffneten Augen gleitet Sie dahin, der Brokat ihres Gewandes streift knisternd seine vollen Glieder, die aus der Fischertracht fast unverhüllt zu Tage treten, und Er führt mit ruhigem Lächeln seine Partnerin unter den Klängen des Walzers „einem ihm wohlbekannten Ziele zu".

Und nun das dritte Bild „Von dem was sterben muß": die beiden alten Hofmänner, morsch, Gespenster ihrer Selbst, Fossilien, in ihrem unfruchtbaren Schatten- und Scheinleben. Mit der gleichen eindrucksstarken Kunst, mit der Bang den Lebensfrühling in seinem bestrickendsten Trug leuchten ließ, zeichnet er nun das Graue, Triste des Ausgangs, des Erledigten, Ausgeschöpften. Hier hat er wieder die Marionettentechnik. Wie Puppen sind die Menschen, noch dreht sich das einmal aufgezogene Räderwerk, noch gehn sie ihren mechanischen Gang: der Baron mit seinem Lever um acht Uhr, zu welcher Zeit er einst gewohnt war, mit der hochseligen Majestät den Morgenspaziergang zu machen und den Frühthee aus der großen chinesischen Tasse, dem Zeichen kaiserlicher Huld zu nehmen. Die Uhr tickt gleichmäßig fort und dann kommt der alte Major im Frack mit schwarzer Halsbinde, die dem wackelnden Kopf etwas Festigkeit zu geben scheint, und den Pulswärmern unter den Manschetten mit den silbernen Knöpfen, die ein Andenken an den Landgrafen von Hessen sind. Und die beiden sitzen gegenüber und legen sich die Patience, die sie vom Herzog von Augustenburg gelernt haben; sie lesen sich die Todesanzeigen vor und rollen die Genealogien erloschener Geschlechter auf.

Noch dreht sich das Räderwerk, aber es schnurrt schon langsamer, kreischender. Es wird nicht wieder aufgezogen werden. Sie haben keinen Teil mehr am Leben, und das Leben braucht sie nicht mehr. Es hat sie am Wege stehen lassen und vergessen. So lange die Maschine geht, mögen sie vegetiren, bis sie dann ganz in sich zusammenfallen und zu den Uebrigen gelegt werden. Etwas Seltsames ist um diese Bilder, wie nature morte, wie Menschenstilleben wirken sie in ihrer Erstarrung. Der Rhythmus des Blutes, der gleitende Schritt, der die ersten Novellen erfüllte, hier ist er verebbt und nur eins steht groß und wirklich im Hintergrund: der Tod. Nachdem die Drohnen ihre Schuldigkeit gethan, kommt das Sterben. Auf der letzten Seite aber könnte die erste Novelle wieder von vorn beginnen. Der Natur ists nicht langweilig.

Ein Dichter aber hat hier Wahrheiten, die so unverbrüchlich sind, daß sie nüchtern ausgesprochen, fast banal selbstverständlich wirken, ohne breite Betrachtsamkeit nur durch Gestalten, nur durch tief erfaßte und mit der Schicksalsatmosphäre festgehaltene Situationen, gefühlsstark lebendig gemacht.

* * *

Bang ist für seine eigene Person nihilistischer Skeptiker, der keinem Gefühl mehr traut, der sich mit Cynismus gegen lyrisch verschleierte Regungen wehrt, und der mit der Desillusion auf familiärem Fuß steht. Er hat sich mit ihr häuslich eingerichtet und verhält sich mit ihr, ähnlich wie der Schriftsteller Hoff aus den „Hoffnungslosen Geschlechtern", der nichts mehr erwartet und dem auch darum nichts mehr geschehen kann. Aber sein künstlerisches Interesse gilt weniger diesen Klarge-

Digitized by Google

wordenen, die den Horror vacui überwunden haben und achselzuckend, ruhigen Auges, mit der Cigarette im Munde in das Nichts ihres Lebens blicken, sondern einer andern Gruppe von Desillusioniſten, deren Gefühl ſtärker iſt als ihr Verſtand, und die dadurch leidensempfänglicher, fruchtbarer für die lyriſche Darſtellung der tristesse de la vie werden. Die angſtvollen Zuckungen gequälter Seelen, die unter Angriffen leiden, mit denen ihre Erkenntniß ſich nicht auseinander ſetzen kann, denen ſie hilflos ausgeliefert ſind, das liebt er mit der ganzen traurigen Gewalt hoffnungsloſen Schickſals zu verdichten.

In der Geſtalt William Högs, des letzten Sproſſen eines abgenutzten Geſchlechts, bannte er ſolche Lebensunfähigkeit, die gleichwohl nicht ſterben kann, weil unbefriedigte Sehnſucht das matte Feuer immer wieder zu nutzloſer Qual anfacht.

Aber ſtärker noch ziehen ihn die Frauengeſtalten mit halbgeknickten Flügeln an, denen die Enttäuſchung Hoffnung und Mut genommen, aber das leidenſchaftlich ſehnſüchtige Gefühl gelaſſen hat. Und das unverbrauchte Gefühl, dem nicht die Umſetzung ward, die es verlangt, verſengt ſie flackernd.

Drei Frauengeſtalten mit ſolch ſchmerzensreichem Zeichen, gehen eng verwandt durch die Bangſche Welt: Katinka Bai, die Scheue, Gefühlsbange an der Seite des breitbehaglich ſchmatzenden Gefühlstöpels (Am Wege); Stella Hög, das Kind-Weib, die zu froſtiger Gemeinſchaft dem alternden verdorrten Hög angetraut wurde und William gebar, den Sohn voll jugendlicher Sehnſucht und welker Greiſenhaftigkeit zugleich, „früh gereift und zart und traurig“ (Hoffnungsloſe Geſchlechter), und endlich Thora, die Frau des ſtillen, fröſtelnden in ſich verſponnenen Pfarrers, in der unerweckte Liebeslieder ſchlummern und tauſend Knospen zu einem Lichte drängen, das nie kommen wird (Das weiße Haus.).

Wir wiſſen, daß bei dieſen Geſtalten Bang die eigene Mutter vorgeſchwebt hat. Es iſt für die impreſſioniſtiſch ſinnfällige Art, in der dieſer immer auf das Sichtliche gerichteten Kunſt die Motive aufgehen, ſehr charakteriſtiſch, daß nicht nur die Gefühlsvorſtellung der Mutter das befruchtende Moment war, ſondern vielmehr der Eindruck des Porträts der ſchwarzgekleideten Trauernden, und daß noch ſtärker für den Senſibelen der Zwang dieſer Geſtalt wird, als er ſie als ſchwarzgekleidete Alabaſterſtatue ſieht.

Das Schickſal dieſer Frauen iſt nun, grob phyſiſch im Geſchmack der Konferenzrätin und des Kammerherrn ausgedrückt, das Schickſal der falſch Gepaarten, die ſich in der Zuchtwahl irrten. Und im Grunde handelt es ſich in allen dieſen Büchern um eine Sache, für die es unendlich viel Namen von dem Pol des äußerſten Cynismus bis zum Pol des ätheriſchſten Lyrismus giebt, für die die Lebenskenner aber, die für die Grobianismen zu geſchmackvoll und für das Aetheriſche zu ſkeptiſch und erfahren ſind, die humoriſtiſch-ſchalkhaften Etiketten bevorzugen. Shakeſpeare läßt ſein Männlein und ſein Fräulein, „das Tier mit den zwei Rücken ſpielen,“ und Leſſer Ury, — von dem die Konferenzrätin wie von ihrem Kammerherrn die einfachen aber genügenden Worte ſagen könnte: „Er kennt das Leben, meine Gute“ — hat dafür den klaſſiſchen Doppelklang geprägt: Tütü.

Dieſe gute, wenn auch vielfach überſchätzte Sache, hat nun, wie ſie äußerlich equilibriſtiſch mannigfach variabel iſt (worauf ich hier nicht weiter eingehen will) auch in der Art, wie ſie ſeeliſch in Gefühlswerte umgeſetzt wird, großen Spielraum der Möglichkeiten. Iſt nun die Differenz in der Art dieſer Gefühlsumwertung bei

Digitized by Google

einem Paar zu groß — meistens wertet Monsieur weniger um als Madame —, so entsteht bei der Frau diese Mischung aus Desillusion und Sehnsucht. Je feiner organisiert eine Frau ist, um so weniger hat sie Mut und Willen ein neues Experiment zu machen, mit einem andern Mann das zu versuchen, was ihr durch den einen verleidet ward, um so stärker werden aber dafür auf dem rein physischen Untergrunde nun alle jene vagen klingenden schmerzlich bangen Sehnsüchte nach Unfaßbarem, alles illusionistische Träumen in künstlerischen Bildern, in Liedern, aller Blumen- und Sternenkultus keimen, kurz alles das, was allzu summarisch Sentimentalität genannt wird.

Bang verdichtet diese „Sentimentalität" mit einem künstlerischen Takte ohne Gleichen. Er schöpft sie voll lyrisch aus, ohne im Geringsten selber sentimental zu werden. Er weiß mit ganz feiner Diskretion, ohne dabei kommentatorisch deutlich wie ich es eben war zu werden, das Menschlich-hülflose und Jammervolle zum Ausdruck zu bringen, daß eine Frau an eine Sache, über die ein anderer mit einem Cynismus fortkäme und die alle die seelischen Opfer doch nie voll belohnen kann, ihre Gefühlskräfte umsonst verschwendet. Das verschleierte Bild zu Sais träumt sie als Wundergottheit mit feurigen Armen und dithyrambischem Seelenerguß, und hinter dem Vorhang steht nur ein grotesker Phallus.

Voller, reicher und feiner sind diese tragischen Illusionismen in der Novelle vom „Weißen Hause" variirt, als in den Romanen. Die psychologisch einfache Komplikation der Ehepaare Katinka und Bai, Stella und Hög, sind hier versponnener. In Thora lebt noch alle Sehnsucht der Jugend, sie ist selbst jung geblieben, mit leichten Füßen; der Mann aber, der ihr eine scheue, stille Liebe bewahrt, hat ihr nichts mehr zu geben, er gehört dem Leben und der Leidenschaft nicht mehr an. Wie in einem Jenseits hat er sich in der Stube seiner Bücher vergraben, wie ein Schatten gleitet er durch das Haus. Sein Wünschen ist tot und ihr Wünschen flattert.

Dies menschliche Durcheinander wirbelnder Stimmungen, dies Flattern, dies Vogelschwärmen, dies zuckende Faltervibriren hält Bang fest. Wie eine Volière buntschillernden Gefieders und zwitschernden Geschwirrs sieht es im Gefühl dieser Frau aus, in der das Leben mit den Flügeln schlägt. Und all die mannigfaltigen Ausdrucksformen und Situationen, in denen sich diese Vitalität Luft macht, leuchten aus diesen Seiten. Wie Gedichte in Prosa stehen die Stimmungen nebeneinander, in voller Lebendigkeit des Eindrucks, über dem immer wie Glockenklingen über der Landschaft die seelischen Grundtöne schweben: die Kinderspiele mit den Puppen, (gleich Stella Hög) tolle Ausgelassenheit und Austoben, Nichtigkeitsspinnen im Schaukelstuhl, krampfhaft eifrige Haushaltsbethätigung, Lesewut, „wie ein Trinker, der sich berauscht." Spähen nach dem Frühling am weißen Landhaus und auf dem Kirchhof voll schwerem Blütenduft, Gesang und Lieder, Trauben- und Rosenkränze, und jene letzte Situation, als die Jugendfreundinnen zum Besuch kommen, den Duft der großen Welt mitbringen und sie, die Dürstende, Verschmachtende leidenschaftlich alles einsaugt, was sie zu erzählen wissen von den Malern und Dichtern. Und wie eine arme Seele, die ein Idol sucht (sei mein Herr du mein Gott) an dessem Altar sie allen Ueberschwang, alle Bereitheit ihres Herzens niederlegt, klammert sie sich an die Verse und die Vorstellung eines Poeten. Und das ist nun eine Wirkung menschlich-erkenntnißvollen Mitleids, daß wir Wissende aus der Schilderung dieser Damen in diesem Poeten René den Modetypus des Aestheten erkennen und seine

Digitized by Google

Verse banal finden, und nun sehen, wie einer Hungernden die fade Speise zur schmerzlich-süßen Nahrung wird und ihr das Fremde gleich das Wunderbare ist.

Das Jahr einer Seele scheint dies Buch. Vom Winterschnee über den Frühling führt es in den Herbst. Weinlese ist. Thora steht hoch auf der Leiter. Eine Traube hält sie an ihr dunkelschimmerndes Haar und die Sonnenstrahlen fallen darüber. Und sie weiß, daß sie schön aussieht. Als sie aber heruntergestiegen ist und den leeren Weinstock sieht, ist ihr Gesicht ein anderes. „Nun ist alles vorbei," sagt sie und sie geht in das Haus. Und als sie dann aus dem Dunkel von ihrem Lieblingsstuhl aufsteht, ruft sie: „Zünden Sie die Lampe an, Tine, die Kinder müssen ins Bett und das Abendbrot für die Leute muß hergerichtet werden." Das sind die letzten Worte des Buches.

Das Leben geht weiter und an dies Ende könnte nun wieder der Anfang geknüpft werden, wieder Winter, wieder Frühling, wieder Sommer und Herbst in ewigem Erneuen der Erde, und im Wechsel der Jahreszeiten das Menschenseelchen in seinem ohnmächtig-thörichten Getriebe, bis es zur Ruhe kommt und selber Erde wird. Der Natur ist es nicht langweilig.

* * *

Diese Bangschen Bücher geben — das ist ihre künstlerische Qualität — ohne im Philosophenmantel zu stolzieren, mit reiner Detailmalerei Weltanschauung und schätzen selbst dabei diese Weltanschauung gering ein: („Alte Leute werden klug. Aber es nützt ihnen nichts und den anderen auch nicht"). Sie gestalten rein künstlerisch, scheinbar nur aus dem malerischen Vergnügen an Formen und Farben, aus dem Drang, die flüchtigen Erscheinungen in ihrem ganzen Unisono mit Licht und Luft und allem Beiwerk lebenstrotzend festzuhalten, bis „zu den Wiesen und Feldern die Wechselwirkungen zu suchen und auf das Leben zu horchen, das von dort tönt im Geräusch vorüberfahrender Wagen, bellender Hunde, eines fernher klingenden Liedes." Und dabei führen sie mit ihrer Schilderungskunst voll Vehemenz und koloristischer Anschaulichkeit der äußeren Welt uns unmerklich tiefer in uns selbst.

So werden diese Bücher, die künstlerisch so reich von der menschlichen Armut handeln, zu einem Trésor des humbles.

Digitized by Google

# Onkel Johannes.

## Novelle.

Von **Peter Ranſen.**

---

### I.

Flora Saß war ſtolz auf ihren Vater. Er war der ſchönſte und feinſte Mann, den ſie geſehen hatte. Er trug ſeinen angehenden Bauch mit elaſtiſcher Würde unter prachtvollen, weißen Weſten, ſeine ganze Perſon ſtrahlte von Zierlichkeit, duftete nach römiſchen Bädern und nach dem Friſeur. Und obwohl er nahe an die ſechzig war, lag ein jugendlich roſiger Schimmer auf ſeinem hübſchen, ſanften, bartloſen Geſicht. Das graue, faſt weiße Haar erſchien wie eine Koketterie, die Herrn Saß's ſeltene Wohlkonſerviertheit nur noch mehr hervorhob.

Aber Flora's Vater war nicht nur ein ſchöner Mann. Er war auch lieb und gut wie kein Zweiter, und über ſeine Klugheit und Tüchtigkeit hörte Flora nur die höchſten Lobeserhebungen.

Er war der Abgott der ganzen Familie. Alle ſuchten ſie Rat und Beiſtand bei ihm, Alle ſahen ſie zu ihm auf wie zu einem Beſchützer, einem Oberhaupt.

Jeden Sonntag verſammelte er die Familie in ſeiner, nach der Tochter benannten Villa draußen in einer der ſtillen Vorſtadtſtraßen. Und hier, umringt von dankbaren Alten und Jungen, ſaß er wie ein milder Patriarch, gute Laune und herzenswarme Leutſeligkeit auf Alle ausſtrahlend. Flora glühte vor Stolz, wenn ſie an dem einen Ende dieſes glücklichen Familientiſches präſidierte, und der Vater beim Nachtiſch — die Gäſte erſuchend, an der Huldigung teilzunehmen — ein Glas auf „die Blume des Hauſes", auf „meine liebreizende Flora Danica" leerte, die tagtäglich ſein Troſt in dem immer nagenden Kummer war, den der frühe Heimgang ſeiner geliebten Gattin über ſein Leben gebracht hatte.

Dann perlte eine Thräne in Aller Augen. Bald aber brach die Sonne wieder durch. Und das gemütliche Zuſammenſein gewann nur an Reiz durch dieſen leichten Anſchlag der ernſten und gefühlvollen Saiten im Menſchenherzen.

Nach Tiſche nahm Onkel Johannes — ſo wurde er von allen Familienmitgliedern, nahen und fernen, kleinen und großen, genannt — an den Spielen der Jugend teil. Im Sommer Drittenjagen im Garten, im Winter Pfänderſpiele mit Küſſen auf altmodiſche Weiſe.

Es ging überhaupt altmodiſch her in der Saß'ſchen Villa. Onkel Johannes legte Wert auf häusliche Gemütlichkeit, auf Familienfreuden. Am geſelligen Leben nahm er nicht teil, und in ſein Haus kam außer den Verwandten eigentlich nur ein Einziger: ein militäriſch ausſehender, tauber

Digitized by Google

Greis, der General genannt wurde, in den Tagen seines Glanzes aber königlicher Kapellmusikus gewesen war. Jetzt lebte er von seiner kleinen Pension und von den fünfzig Kronen monatlich, die ihm sein Freund und Beschützer dafür bezahlte, daß er in seinem Vorkontor saß. Dort saß er von elf bis drei, las die Morgenzeitung und repräsentierte. Als Zulage zu den fünfzig Kronen folgte das Gratis-Mittagessen am Sonntag. Er war einer von den Vielen, denen Onkel Johannes geholfen hatte. Jetzt taugte er ja nichts mehr. Onkel Johannes ließ ihn aber nicht im Stich. Und zwar, obwohl er weder ein liebenswürdiger noch ein umgänglicher Mensch war. Immer mürrisch und verschlossen, saß er da wie ein Protest gegen die heitere Gemütlichkeit im Familienkreise. Aber — weil Onkel Johannes ihn nun ein für alle Mal im Kreise aufgenommen hatte und unverkennbar wünschte, daß er wie jemand behandelt werden sollte, der mit dazu gehörte, — gewöhnte man sich an seine Nähe und ließ sich nicht durch seine übellaunige Unzugänglichkeit stören. Auch konnte er als Spielmann benutzt werden, wenn die Jungen an einem Winterabend Lust zu einem Tänzchen bekamen.

Onkel Johannes war nicht allein in seinen Lebensgewohnheiten konservativ. Er war in allen Verhältnissen ein konservativer Mann. Er ehrte seinen König und seinen Gott, nicht auf fanatische, übertriebene Weise, sondern mit einer stillen, inneren Ueberzeugung. Und er suchte sein Haus und seine Tochter gegen jeglichen modernen Leichtsinn zu schirmen. Flora sollte als reine und unschuldige Blume aufwachsen, — ein Ebenbild ihrer frommen Mutter. Nicht, daß er sie als langweilige Spröde zu erziehen wünschte. Keineswegs! Sie sollte frisch, gesund und lebensfroh sein. Aber er hatte sein Ideal von der wahren Weiblichkeit aus den Tagen seiner Jugend bewahrt. Alle unschuldigen Freuden waren ihr erlaubt. Sie kam häufig in das königliche Theater, wenn gute und amüsante Stücke aus der älteren Litteratur gegeben wurden, und sie erhielt zu ihrer Konfirmation ein Rad. Es galt nur, die giftigen Zeitströmungen von ihrem Kindersinn fern zu halten. Deshalb wurde sie in keine Schule geschickt, sondern hatte Privat-Unterricht im Hause zusammen mit ihren weniger bemittelten Cousinen. Hierdurch, wie auf so mancherlei andere Weise, wurde Onkel Johannes eine Vorsehung für die Familie, deren einziges wohlhabendes Glied er war. Für die jungen Mädchen fielen reiche Brocken von Flora's Wohlstand in Bezug auf Kleider, Vergnügungen und Unterricht ab. Und den jungen, männlichen Mitgliedern der Familie half er mit Geld für die Schule, den Handelskursus, — ja, wenn es sein mußte, zu einer Auslandsreise mit nützlichem Zweck.

Onkel Johannes wollte Glück um sich her schaffen. Er, der selbst als armer Schreiberlehrling in einem ärmlichen Winkeladvokatenbureau angefangen hatte, wollte sich jetzt, wo ihm das Glück lächelte und sein Geschäft sich eines wachsenden Gedeihens erfreute, den Luxus gestatten, der Jugend, mit der ihn die Bande des Blutes verknüpften, den Kampf ums Dasein zu erleichtern.

Und wenn er sich des Sonntags Abend im Kreise der tüchtigen und heiteren jungen Leute umsah, die mit aufrichtiger Liebe und Bewunderung an ihm hingen, so fühlte er sich als glücklicher Mann, der erreicht hatte, was er wollte.

Das war ein Ersatz, für viele kleine Verdrießlichkeiten, Enttäuschungen, Verluste — ja, Unannehmlichkeiten und Demütigungen.

Denn auch für Onkel Johannes, so strahlend er schien, hatte

Digitized by Google

das Leben seine Schatten. Darüber sprach er aber mit niemand, am wenigsten von Allen mit Flora. Und der Einzige, der vielleicht etwas ahnen konnte, der „General", war ein verschlossenes Buch.

Onkel Johannes Kontor lag im Mittelpunkt der alten Stadt, in einer der alten Straßen. Prunklos war das Ganze, auch in dieser Hinsicht wich Saß von dem modernen Wesen ab. In einem dunklen zweiten Stockwerk in einem alten, grauen Hause hatte er sein Geschäft: zwei Zimmer und einen Flur. Eine einfache Porzellanplatte an der Hausthür trug den Namen seiner Firma: Johs. Saß u. Co. in schwarzer Schrift. Er hatte sich nie der Reklame bedient, und hatte das auch nicht nötig. Seine Kunden fanden ihn trotzdem.

Johannes Saß's Vorzüge als Geschäftsmann bestanden in seiner unbestechlichen Redlichkeit und seiner Fähigkeit, seine Leute schnell zu beurteilen. Er machte oft sehr bedeutende Umsätze mit großem Risiko. Aber er berechnete sich keinen größeren Verdienst von den neuen Kunden, denen er sein Vertrauen schenkte, als von alten, erprobten Verbindungen. Und er machte seine Kunden stets sofort, selbst wenn sein eigenes Risiko verschwindend war, auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die ihnen das Geschäft bereiten konnte. Er verheimlichte weder was *er* verdienen würde, noch welcher Gefahr *sie* sich aussetzten. Deshalb ging man vertrauensvoll zu ihm. Deshalb gedieh sein Geschäft selbst, oder vielmehr gerade in solchen Zeiten, wo es für Andere flau aussah. Aber natürlich kam es trotzdem vor, daß der Eine oder der Andere einen Groll gegen ihn faßte. So etwas quälte Onkel Johannes. Und es gab Tage, wo er finsteren Sinnes und mit bitteren Gedanken sich wie ein alter, kranker Mann in eine Ecke der geschlossenen Droschke verkroch, die ihn gegen vier Uhr nach der Villa heimführte. Wenn aber Flora das Gartenthor öffnete, raffte er sich zu seiner gemütlichen, strahlenden Elasticität auf. Ein extra Trinkgeld an den Kutscher, ein Kuß auf Flora's rundliche Wangen — und die Sonne schien wieder auf das Saß'sche Familienidyll herab.

## II.

Unter den Neffen war einer, den Onkel Johannes herzlicher liebte als alle anderen. Er hieß Nikolaj, — in der Familie abgekürzt Nik. Sein Vater, ein Vetter von Johannes Saß, hatte eine Art Agentur-Geschäft betrieben. Er und seine Frau starben während einer Typhusepidemie, als Nikolaj zehn Jahre alt war.

Seit jenem Tage war Onkel Johannes wie ein Vater für ihn gewesen. Nikolaj Saß, der jetzt einundzwanzig Jahre alt war, verdiente auch die Liebe, die ihm erzeigt wurde. Er war das Muster eines tüchtigen, fleißigen und gehorsamen Knaben gewesen, und schon von seinem achtzehnten Jahre an konnte er sich selbst ernähren. Ueber seinen Beruf war er niemals im Zweifel gewesen. Er war ein ausgeprägtes Geschäftstalent, eifrig, schnell, klar, ein Meister im kleinen wie im großen Ein Mal Eins. Er hatte jetzt eine hübsche Anstellung in einer kleineren, aufstrebenden Bank.

Aber Johannes Saß hatte Größeres mit ihm im Sinn. Es war sein Traum, ihn und Flora in glücklicher Ehe vereinigt und Nikolaj als Erben seines Geschäfts zu sehen.

Hierüber sprach er jedoch niemals. Johannes Saß wollte nicht mit brutaler Hand ordnend in das feine Gespinst keimenden Liebessehnens



Digitized by Google

greifen, das er sich zwischen Vetter und Cousine entwickeln sah. Aber unwillkürlich ahnten Alle, — Flora und Nikolaj wohl auch — wo es hinausging. Die ganze Familie freute sich, steckte die Köpfe zusammen und flüsterte, wenn Flora und Nikolaj im Garten verschwanden oder sich in einem einsamen Dämmerwinkel fanden.

Nach ihrem Vater war da niemand, den Flora so glühend bewunderte wie Nikolaj. Er war so schlagfertig und witzig, — durch ihn wurde sie mit allem Amüsanten, was sich in der Hauptstadt zutrug, à jour gehalten, — aber dabei war er auch so tüchtig. Er sprach u. A. oft über seine Geschäfte. Das war im Grunde das, worauf sie am meisten Wert legte. Sie lernte schnell verstehen, daß es in der ganzen Welt nichts so interessantes gab, als mit Geld zu wirtschaften.

Studenten, Versmacher und andere Geistesaristokraten, erklärte Nikolaj, verachteten das Geld, weil sie nicht die nötige Phantasie besaßen, um es lebendig zu machen. Wenn das Geld lebendig wurde, verursachte es die spannendsten Romane von der Welt. Das Geld machte Erfindungen, reiste nach dem Südpol und dem Nordpol, führte Krieg und schloß Frieden. Das Geld arbeitete nicht weniger für die Bismarcks als für die Rothschilds. Das Geld war denen, die es zu gebrauchen und zu kommandieren verstanden, so behülflich. Es ging für den Klugen und Tüchtigen durch das Feuer. Mit den Dummköpfen wollte es aber nichts zu thun haben. Man konnte einem Dummkopf wieder und wieder die Taschen damit vollfüllen, es fand doch immer ein Loch, durch das es wieder herauslief.

Gieb aber einem gewitzten Bauerjungen einen hundert Kronenschein, und der wird sich so fruchtbar vermehren wie ein weiblicher Dorsch Rogen erzeugt. Darüber sollten sie wahrhaftig schreiben, diese guten Dichter, und nicht über ihren Mondschein und ihre Leibschmerzen. Dann wäre doch noch etwas an ihnen. Und hätte Oehlenschläger eine Komödie über Rothschild geschrieben, so hätte er sie den Glückspilz nennen können. Aber sein Aladdin, der dumme und träge Junge, würde im Besserungshaus geendet haben.

Wenn Nikolaj so sprach, fand Flora, daß er wunderbar war. Und sie vergaß, daß er rothaarig, sommersprossig und nicht gerade übertrieben zierlich war. Zu anderen Zeiten aber ertappte sie sich bei dem Gedanken zu wünschen, daß er das tadellose Wesen und Auftreten ihres Vaters haben möchte.

Eines Nachts träumte sie von ihm. Da sah sie ihn, einen Turban auf dem Kopf, ein seidenes Trikot an den Beinen. Er trat zu ihr ein, als sie auf einer Ruhebank lag und nach dem Bade gesalbt wurde.

Sofort war ihr der Gedanke durch den Kopf gefahren, daß es natürlich gewesen wäre, wenn er gebadet und gesalbt worden wäre. Aber sie sah ein, daß das ein häßlicher Gedanke war und jagte ihn in die Flucht. Seither bewahrte sie den Traum als süßes Geheimnis.

Flora war achtzehn Jahre. Sie besaß die ganze Schönheit, die dies Alter einem frischen und natürlichen Mädchen verleiht. Ohne irgendwie durch vornehme Anmut zu glänzen, war sie gar lieblich und angenehm anzusehen. Rundlich, rot und weiß, mit klaren, hellen Augen, weißen Zähnen, einem munteren Stupnäschen, guter Figur, ein wenig zu rundlichen Hüften, kleinen fleischigen Händen und Füßen. Ganz die Tochter ihres Vaters. Nur die Nase war eine Erbschaft von der Mutter. Johannes Saß' Nase hatte die aristokratische Bogenlinie.

Vom Leben und von der Welt wußte Flora nichts weiter, als was

Digitized by Google

in das Gartengitter der Villa hineingelangte. Johannes Saß hatte wirklich Glück gehabt, sie unberührt zu bewahren. Sie lebte ein glückliches Sonnenscheinleben, glaubte an das, was sie glauben sollte, hatte diejenigen lieb, die sie lieben sollte, und war zufrieden mit dem, was ihr beschieden war.

Ein einziges Mal hatte die Versuchung ihre Netze nach ihr ausgeworfen. Eine von den Cousinen, ein schwarzes Schaf in der Herde, — jetzt in Quarantäne bei einer jütischen Pfarrersfamilie — hatte ihr ein Buch geliehen, das so wunderschön sein sollte. Es handelte von einer jungen Dame. Flora glaubte, es sei ein Buch für junge Mädchen, das sie noch nicht kannte und freute sich darauf, es im Bett genießen zu können. Kaum aber hatte sie einige Seiten gelesen, als ihr das Blut in die Wangen schoß und das Herz heftig zu pochen begann. Ganz entsetzt blätterte sie schnell weiter, sie verstand kaum, was sie las, sie fühlte nur, daß es etwas Abscheuliches war. Eigentlich entsann sie sich nur des Anfangs eines Kapitels, der folgendermaßen lautete: „Die rote Ampel leuchtete über Clara's Lager. In ihrem weißen Nachtgewande lag sie da wie ein bereites Opferlamm. Da öffnete sich die Thür leise und Alfred trat ein. Einen Augenblick später fühlte sie, daß sie keine Jungfrau mehr war — —"

Flora las das Buch nicht zu Ende. Sie hatte es der Cousine einige Tage später zurückgegeben, mit der Bemerkung, daß es ihrer Ansicht nach ein dummes und langweiliges Buch sei. Sie empfand kein Verlangen, sich über ihre Empörung zu äußern. Und seither hatte sie das Buch völlig vergessen. Nur tauchte die Ampel über Claras Lager immer in ihrer Erinnerung im Zusammenhang mit dem Traum von Nikolaj im Trikot auf. Das quälte sie und warf gleichsam einen Schlagschattten auf den romantischen Traum.

— — — Es war Frühling, und Floras neunzehnjähriger Geburtstag rückte heran. Eine besondere Stimmung ruhte über den letzten Sonntags-Zusammenkünften. Es war, als ob Alle ahnten, daß eine feierliche Entscheidung bevorstand. Onkel Johannes sah geheimnisvoll aus und blinzelte jedem, der wieder blinzeln wollte, verständnisvoll zu. Es war wie vor einem Weihnachtsabend.

Da geschah das Wunderbare, daß Flora plötzlich blaß und nervös wurde. Und gleichzeitig wurde der sonst so liebenswürdige Nikolaj verschlossen, ja verstimmt und mürrisch.

Ein kalter Hauch ging durch die Villa Flora. Unsicherheit und Mißstimmung befiel Alle.

Niemand begriff, was geschehen war und was hier gährte. Alle aber empfanden ein sonderbares Unbehagen.

## III.

Johannes Saß liebte es nicht, bei seiner Arbeit gestört zu werden. Das wußte Flora, und deshalb kam sie fast nie auf sein Kontor. Sie machte sich auch nichts daraus. Sie konnte die dunklen Zimmer in der alten, engen Straße nicht leiden. Schon der „General" im Vorgemach versetzte sie in üble Laune; auch war der Vater auf dem Kontor lange nicht so liebenswürdig wie zu Hause. Wie er so da saß in einer schwarzen Satin-Jacke, den Kneifer auf der Nase, und in große, graue Anschreibebücher guckte, nahm sein Gesicht einen strengen Ausdruck an, den sie garnicht an ihm kannte.



Digitized by Google

Eines Vormittags zu Anfang April war sie in die Stadt gegangen, um einige Einkäufe zu machen. Als sie auf dem Königs-Neumarkt stand, entdeckte sie, daß sie ihr Portemannaie vergessen hatte. So kam es, daß sie auf der Treppe zu dem Kontor ihres Vaters einem der berüchtigsten Lebemänner der Stadt, einem nach allen Regeln der Kunst ausschweifenden Gutsbesitzersohn begegnete: dem Dr. jur. Carl von Löwe. Sie stieg hinauf, er kam herunter, ihr entgegen, groß, schlank, blaß, vornehm. Ihr Maßstab für Herren-Eleganz war ihr Vater. Ihr Vater war elegant, wie sie vom Theater her die Marquis in einem französischen Vaudeville kannte: mit hellen Beinkleidern, weißen Gamaschen und weißen Embonpoint-Westen, schwarzem Gehrock und strohgelben Handschuhen. Die Vornehmheits-Offenbarung, die ihr hier entgegentrat, wirkte als etwas unendlich Gedämpftes und doch Starkes: schwarz, groß und mager, schwarz und zugeknöpft, schwarz Alles bis auf das ganz bleiche, feingeschnittene Gesicht — mit schwarzem Monocle. Denn er klemmte das Monocle in das Auge, als er sie anblickte, und, indem er ihr auf der schmalen Treppe Platz machte, maß er sie von Kopf zu Fuß mit einem verwunderten, forschenden Blick. Sie eilte an ihm vorüber, blieb atemlos auf dem Absatz zum zweiten Stockwerk stehen, guckte unwillkürlich über das Geländer hinab und sah zu ihrem Schrecken sein lächelndes Gesicht zu ihr emporgewandt; sie fing noch gerade eine Kußhand auf, die er ihr zusandte und zog sich dann tief errötend, beschämt, verwirrt zurück. Einen Augenblick blieb sie unschlüssig stehen, in eine Ecke gedrückt, mit geschlossenen Augen das scharfe und süße Parfum — es roch wie Juchtenleder und Blumen — einatmend, das noch von ihm in der Luft hing. Sie wagte nicht, sofort in das Kontor des Vaters zu gehen, sie fürchtete, ihre Verwirrung zu verraten. Da ihr aber einfiel, daß der fremde Herr vielleicht glauben könnte, daß sie stehen bliebe, um auf ihn zu warten, so eilte sie die Treppe weiter hinauf, — ganz bis zur Mansarde. Hier blieb sie angestrengt lauschend ein paar Minuten stehen, ehe sie ihre Ruhe und Fassung soweit wiedergewonnen hatte, daß sie sich in das zweite Stockwerk hinunter wagen konnte.

Der Platz des „Generals" von dem hohen Pult im Vorzimmer war leer. Aus dem Kontor des Vaters aber hörte sie laute, erregte Stimmen.

Ihr wars ganz unheimlich zu Mute, sie dachte schon daran, wieder fortzuschleichen, als die Thür zum Kontor aufgerissen wurde und der Vater erschien, den Kneifer tief unten auf der Nase mit hektischer Röte auf der Stirn.

„Ach! Du bist es! Ich meinte doch, daß ich die Glocke hatte schellen hören. Aber dies taube Kamel hört ja nichts."

„Was ist denn nur einmal geschehen, Vater? Du siehst ja so böse aus."

Plötzlich lachte Saß und alle Heftigkeit schien verschwunden.

„Ach ja, mein süßes Kind! Dieser General, — ist ganz verrückt geworden! Der faule Esel verlangt Gehaltserhöhung. Er droht mir, weiß Gott, sogar mit Strike! Ich hab' ihm gesagt, er solle sich nur in den Fachverein der taubstummen Lämmertreiber einmelden."

Saß war jetzt so guter Laune, daß er völlig vergaß, ärgerlich über den Besuch der Tochter auf dem Kontor zu sein. Er bat sie nur, sich zu beeilen, da er einen Geschäftsfreund erwartete. Sie bekam so viel Geld wie sie haben wollte und noch ein paar Küsse obendrein. Er begleitete sie selbst hinaus, als sie aber im Begriff war, die Treppe hinab zu gehen, sagte er: „das ist wahr, bist Du vorhin als Du kamst, jemandem begegnet?"

Flora pflegte nicht zu lügen. Aber ein unwillkürliches Gefühl, daß

Digitized by Google

die Begegnung mit dem feinen, jungen Herrn etwas war, was sie am besten verschwieg, veranlaßte sie, die Frage zu verneinen. Glücklicherweise konnte der Vater ihr schamerglühendes Gesicht nicht sehen. Und dann stand sie wieder auf der Straße. Die Beine schlotterten ihr, so erregt war sie von allen den Gemütsbewegungen, die auf sie eingestürmt waren.

Aber es wartete ihrer doch etwas noch weit Schlimmeres.

Wenige Schritte vom Hause lief sie dem fremden Herrn sozusagen gerade in die Arme.

Er blieb stehen und grüßte. „Also sind Sie doch gekommen, schönes Fräulein!“

Seine Frechheit lähmte sie völlig. Sie konnte weder die Beine bewegen noch sprechen. Die arme Flora glich einem jener oft erwähnten kleinen Vögel, denen die giftige Schlange nur durch einen Blick Sinn und Verstand raubt.

Herr von Löwe witterte schon einen leichten Sieg seiner Unwiderstehlichkeit, und als im selben Augenblick eine leere, geschlossene Droschke vorüberfuhr, rief er sie an, hob die willenlose Flora hinein, warf dem Kutscher eine Adresse zu und nahm an ihrer Seite Platz.

Flora war einer Ohnmacht nahe. Da fühlte sie einen heißen Atem über Kinn und Hals und eine Hand, die sich fest auf ihren jungfräulichen Busen legte. Ein verzweifeltes Stöhnen entrang sich ihr, im selben Augenblick aber war ihr der Mund durch einen Kuß geschlossen, der wie Feuer brannte.

„Sie sind der entzückendste, der appetitlichste kleine Backfisch,“ flüsterte der Verführer, und sie fühlte, daß seine Hand langsam von der Brust an dem Kleide hinabglitt.

Obwohl völlig unschuldig, ahnte Flora mit dem sichern Instinkt der Frau die drohende Gefahr, und plötzlich erlangte sie die Herrschaft über sich wieder.

„Sie irren, mein Herr,“ sagte sie und riß sich los. „Ich bin nicht so, wie Sie glauben.“

Es lag in dem Klang ihrer Stimme eine so überzeugende Unschuld, daß Herr von Löwe begriff, daß er zu weit gegangen war.

„Wenn Sie mich anrühren, schreie ich um Hülfe,“ fuhr Flora fort, während sie ihre Kleider glatt strich.

Jetzt nahm Herr von Löwe einen andern Ton an. Mit einer Stimme, die vor ehrerbietiger Zärtlichkeit bebte, bat er Flora um Verzeihung. Seine Leidenschaft sei mit ihm durchgegangen. Seine einzige Entschuldigung sei, daß sie ihn durch ihren Liebreiz ganz bezaubert habe.

Ohne ihn den günstigen Eindruck merken zu lassen, den seine verliebten Worte auf sie machten, sagte sie mit stolzer, kühler Würde:

„Das Einzige, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie den Wagen anhalten und mich gehen lassen.“

„Als Edelmann und Mann von Ehre schwöre ich Ihnen, daß Sie ganz ruhig sein können. Ich will Ihnen meine Gesellschaft auch nicht länger aufdrängen. Vorher aber müssen Sie mir versprechen, daß sie mir verzeihen wollen. Zugleich bitte ich Sie um Erlaubnis, Sie grüßen zu dürfen, wenn ich Ihnen begegne.“

Im Grunde erschien diese Bitte Flora, die mit der Etiquette der höheren Gesellschaftsklassen unbekannt war, ein wenig lächerlich. Indessen hielt sie es für das Klügste zu antworten:

„Ich weiß ja nicht einmal, wer Sie sind.“

Digitized by Google

„Da haben Sie Recht," entgegnete er. „Mein Name ist Carl von Löwe!" Er zögerte einen Augenblick, um die Wirkung zu genießen, die sein vornehmer Name auf die junge Dame machte. Dann fuhr er fort:

„Jetzt sind Sie mir eine Vorstellung schuldig. Ich bin sehr begierig zu erfahren, wer die bezaubernde junge Person sein kann, der ich auf einer so obskuren Treppe begegnet bin. Ich versichere Sie, es war wie eine Offenbarung eines Engels des Lichts am Eingang zur Hölle."

Sie schwelgte in der poetischen Schilderung seiner Ueberraschung, war im Begriff, sich als Tochter des bekannten Großkaufmanns Johannes Saß erkennen zu geben, beschloß jedoch, das Vergnügen, das seine Neugier ihr gewährte, zu verlängern und sagte schelmisch:

„Ich hatte Geschäfte in dem Hause. Aber was hatten denn Sie da zu thun?" Und um nicht dumm und eifersüchtig zu erscheinen, fügte sie hinzu: „Wohl ein Stelldichein?"

Herr von Löwe antwortete: „Ich will ganz offen sein. Ich kam von meinem Wucherer."

Und als sie ihn mit offenem Mund und Augen anstarrte, fuhr er fort: „Ja, zum Teufel auch. Er ist bekannt genug. Dieser Blutsauger Saß!"

Im selben Augenblick zersplitterte die Fensterscheibe des Wagens in tausend Stücke. Der Kutscher hielt das Pferd jäh an und sprang vom Bock. Vorher aber hatte Flora die Thür schon aufgerissen und war hinausgestürzt. Das Ganze ging so schnell und unerwartet vor sich, daß Löwe keine Zeit blieb, einzuschreiten.

Flora war geflohen und verschwunden.

## IV.

Zwei Wochen lang hatte Flora das schreckliche Geheimnis in ihrem gequälten Herzen bewahrt. Sie wußte weder aus noch ein. Noch nie hatte sie einen ernsten Kummer gekannt. Ihr Heim, der Vater und die liebevollen Verwandten hatten eine schirmende Mauer um sie her errichtet, sie vor allen bösen Einflüssen von außen her bewahrt.

Ein grausamer Zufall hatte ihr plötzlich den Schleier von den Augen gerissen, hatte sie in die trüben Fluten des Lebens hineingewirbelt, hatte bisher nie gewohnte Leidenschaften und Gedanken in Bewegung gesetzt.

Noch brannte in ihrer Seele die Beleidigung, die Herr von Löwe gegen ihren Vater ausgeschleudert hatte. Aber auch die Küsse, die er ihr geraubt, brannten noch auf ihren Lippen.

Ihr war zu Mute, als sei sie öffentlich nackend ausgekleidet und gebrandmarkt. Aber zu ihrer tiefen Schande mußte sie sich eingestehen, daß das, was sie empfand, nicht Scham allein war. Sonst wäre das Bild des schönen, bleichen Verführers nicht so oft in ihren Träumen aufgetaucht.

Dem Vater gegenüber versuchte sie ihre Zärtlichkeit zu verdoppeln. Aber Nikolajs Anblick war ihr geradezu zuwider. Und es ließ sich nicht vermeiden, daß der brave Bursche das merkte. Sein fröhlicher Jugendmut war gebrochen. Er wurde reizbar und empfindlich.

— — — Als Johannes Saß eine Zeit lang seine patriarchalische Liebenswürdigkeit vergebens entfaltet hatte, um die glücklichen Zustände in der Villa Flora wieder zurückzuführen, beschloß er, obgleich es seiner Natur zuwider war, seine väterliche Autorität anzuwenden.

Digitized by Google

Eines Tages gab er zu Floras Verwunderung seinen Mittagsschlaf auf. Er machte zuerst mit elastischen Schritten ein paar Mal die Runde um den großen Rasenplatz, dann trat er schnell in das Wohnzimmer und sagte zu Flora:

„Komm' mit mir in mein Zimmer. Ich habe etwas mit Dir zu bereden."

Flora ahnte, was bevorstand und wappnete sich mit Schweigen. Als sie ihm aber gegenüberstand und er, ihr liebevoll in die Augen sehend, ihre Hände nahm und sie bat, Vertrauen zu ihm zu haben, der sie doch so von Herzen liebte, — da fühlte sie, daß sie sowohl gegen ihn, wie gegen sich selber ein Unrecht beginge, wenn sie nicht spräche.

Und mit häufigen Unterbrechungen durch Thränen und Schamgefühl erzählte sie ihm Alles, was zwischen ihr und Herrn von Löwe vorgefallen war. Nur als sie zu seiner Aeußerung über den Vater kam, schwieg sie plötzlich und war nicht zu bewegen, fortzufahren.

„Mein Kind," sagte Saß, „Du brauchst auch garnichts zu sagen. Ich vermute, was der feine Kavalier gesagt hat. Er hat mich einen Wucherer genannt, — nicht wahr?"

Flora nickte und brach von neuem in Thränen aus.

„So, so!" sagte der Vater und streichelte ihr lächelnd die Wange.

Flora sah ihn verwundert an. Daß er es so ruhig auffassen konnte! Und ein wunderbares Gefühl von Sicherheit überkam sie. Es gab doch niemand in der weiten Welt, der ihrem Vater gleichkam. Und unter wachsender Bewunderung hörte sie ihren Vater sanft und ruhig folgende Erklärung abgeben:

„Ja, ich bin das, was törichte Menschen einen Wucherer nennen. Ein Mensch, der Wucher treibt. Ein Mann, der Geld gegen unverschämte Zinsen ausleiht.

So viel kennst Du, meine Flora, vom Geschäft, daß Du weißt, zu einem kleinen Risiko gehört ein kleiner Gewinn, zu einem großen Risiko ein großer Gewinn. Bringst Du Dein Geld auf die Nationalbank oder sagen wir auf die Landmannsbank, so bist Du mit vier bis fünf Prozent zufrieden. Legst Du aber Dein Geld in einem Herrn von Löwe an, so müßtest Du von Sinn und Verstand sein, wenn Du nicht das vier- oder fünfdoppelte nähmest. Und trotzdem würdest Du vielleicht bei dem Geschäft betrogen werden. Nun, — das gehört mit dazu, wenn man etwas wagt: bald ein großer Verlust, ein ander Mal ein noch größerer Gewinn.

Also: Herr von Löwe muß mir fünfundzwanzig Prozent bezahlen. Ist das etwa zu viel? Ob wohl irgend jemand es billiger thun würde? Oder wenn jemand es thun wollte, weshalb kommt er denn zu mir?

Nein, Du, weder die Nationalbank noch die Landmannsbank oder irgend ein Banquier oder irgend ein Rechtsanwalt leiht Herrn von Löwe einen roten Heller, wenn er nicht zwei solide Kautionisten stellt, was er nicht thut. Darum, wenn er tausend Kronen haben will, um sich zu amüsieren oder Schulden zu bezahlen, so kommt er zu mir. Und ich borge ihm Geld auf sein hübsches Gesicht. Wen bringt er mir als Kautionisten? Einen Leutnant bei den Husaren mit vielleicht zwölfhundert Kronen im Jahre und zwanzigtausend Kronen Schulden, vielleicht auch einen Kanzlei-Assessor mit sechshundert Kronen und der Aussicht auf Avancement in fünf Jahren. Auf sein hübsches Gesicht hin bekommt er das Geld. Nicht weil ich glaube daß er Gewissensbisse haben würde, wenn er mich betrüge; sondern weil ich mit der Möglichkeit rechne, daß er mich aus Rücksicht auf seinen feinen Namen und seine feine Familie nicht zu betrügen *wagt*.

Digitized by Google

Nun frage ich: ist es wert, Aufhebens davon zu machen, daß ich auf die tausend Kronen, die ich in Herrn Löwe anlege, zweihundertundfünfzig im Jahre verdienen? Oder meinst Du, daß seine andre Lieferanten ihn billiger davon kommen lassen?

Mit den tausend Kronen bezahlt er möglicherweise die feinen Kleider, die er vor einem Jahr bekommen hat.

Was meinst Du, daß die Kleider dem Schneider gekostet haben? Achthundert Kronen? Ich danke! Siebenhundert Kronen? Wohl kaum. Sagen wir sechshundert Kronen. Und dann rechnen wir eher zu hoch als zu niedrig. Ich sage nichts dazu. Der Schneider soll Hausmiete und Gehülfen bezahlen, er läuft ein Risiko, und er soll mit Frau und Kindern leben. Aber ich sage: der Schneider nimmt mehr Prozente als ich.

Oder vielleicht braucht Herr von Löwe die tausend Kronen, um seine Café-Schulden zu bezahlen. Er hat mit Freunden und Freundinnen feine Weine getrunken und gute Speisen gegessen. Meinst Du, der Restaurateur überläßt ihm seine Weine und giebt ihm Kredit gegen gewöhnliche Bankzinsen? Er würde selber vor Hunger und Durst sterben, wenn er das thäte. Nein, er muß ihm fünfzig und auch hundert Prozent berechnen.

Warum werde dann ich ein Wucherer genannt, während die Andern als ehrenhafte Nahrungstreibende angesehen werden? Ich will es Dir sagen. Weil die anderen ihr Geschäft maskieren, während mein Geschäft das einzige unmaskierte in der Welt ist. Weil ich mit Geld handele und die Andern mit Waaren. —

Wenn eine Dame ein seidenes Kleid kauft, ahnt sie in Wirklichkeit nicht, ob sie Valuta für das erhält, was sie erlegt. Eine Unendlichkeit von Masken deckt das Geschäft — von dem Augenblick an, wo die Seide in den Webstuhl gespannt wird, bis die Besitzerin, von dem seidenen Kleide umrauscht den Ballsaal betritt. Aber das Geld, das die Leute bei mir kaufen, — kann jeder sehen und zählen. Und wenn es mit dem Zusatz von Geld bezahlt werden soll, worin mein Verdienst besteht, so schreien die Kunden, als würden sie geschunden."

Saß hatte sich warm geredet. Er erhob sich und ging auf und nieder, während er fortfuhr:

„Als ob sie geschunden würden! Von mir, der nicht sehen kann, wenn ein Tier, geschweige denn ein Mensch leidet! Flora, Du weißt das, besser als irgend jemand in der Welt. Und mich nennt dieser Löwe einen Wucherer! Nein, mein liebes Kind, laß sich die Empörung ein anderes Ziel suchen. Es giebt Stellen genug. Die Leute, die mich aufsuchen, sind keine armen, elenden Menschen. Ich nehme keine Wucherzinsen von dem Brot, das die Näterin ißt, oder von den Kohlen, mit denen die abgearbeitete Waschfrau sich und ihre elenden Kinder erwärmt. Ich gebe meinen Beitrag zu der Volksküche, zu der Kinderbespeisungsanstalt und der Feurungsunterstützung. Oder habe ich je einen Armen ohne Hülfe von meiner Thür gewiesen? Du, Flora, weißt das Alles.

Nein, die Leute, mit denen ich mein Geschäft mache, sind entweder begabte junge Menschen, denen kein anderer Geld vorschießen will, um über die schwierigen Jahre hinweg zu kommen, oder es sind die Söhne reicher Leute, die sich bei mir das Taschengeld verschaffen, das ihr Herr Vater nicht geben will. Die Ersteren werden zuweilen durch meinen Beistand große und angesehene Männer. Die Letzteren leiden wahrhaftig keine Not, selbst wenn ihre Erbschaft um einige Tausend verringert wird.

Und da ich nun einmal gezwungen bin, mit Dir über mein Geschäft

Digitized by Google

zu sprechen, über das ich bisher geschwiegen habe, — nicht, weil ich mich dessen schämte, sondern weil ich Dir so lange wie möglich Gedanken fernhalten wollte, die Deine glückliche Jugend verbittern konnten — aber da ich nun einmal angefangen habe, so will ich Dir heute auch erklären, weshalb ich den „General" nicht im Stiche lasse, obgleich er unerzogen und auch lästig ist. Aber er war mein erster Kunde. Es war damals ein gottbegabter Musiker, alle die feinsten Damen schwärmten für ihn und nahmen Unterricht bei ihm. Wie alle Künstler war er leichtsinnig, schmiß mit dem Geld um sich. Ich half ihm. Einige Jahre vergingen. Dann wurde er taub. Wie benahmen sich seine vornehmen Freunde jetzt gegen ihn? Nicht eine helfende Hand streckten sie nach ihm aus. Und er würde zu Grunde gegangen sein, würde in Not und Elend geendet haben, wenn nicht ich, sein Wucherer, mich seiner angenommen, die bedeutenden Schulden, die er bei mir hatte quittiert und ihm eine Anstellung auf meinem Kontor gegeben hätte. Glaubst Du, daß ich auf seine Dankbarkeit rechne? Glaubst Du nicht, daß ich recht gut weiß, daß er mich in seinem Herzen immer einen Wucherer nennt? das ist mir einerlei. Ich kann nicht vergessen, daß der Mann mein erster Kunde gewesen ist. Er hatte das Glück im Gefolge, nicht für sich sondern für mich. Ich finde, ich schulde ihm etwas.

Und nun, Flora, kennst Du Deinen Vater. Du wirst nicht denken, daß ich gelogen habe.

Nun kennst Du Deinen Vater, und Du kennst das Urteil der Welt über ihn. Es ist früher gekommen, als es mein Wunsch war. Ich fand, Du warst noch zu jung, zu unerfahren."

— — Johannes Saß schwieg. Er hatte sich bei den letzten Worten an seinen Schreibtisch gesetzt, den Blick auf die kolorierte Photographie seiner verstorbenen Frau gerichtet, die an der Wand darüber hing.

Eine Thräne perlte in seinem Auge.

So fühlte er seinen Hals von zwei weichen Armen umschlungen, eine feuchte, warme Wange schmiegte sich an sein Gesicht, und eine Stimme flüsterte ihm ins Ohr:

„Mein guter, teurer Vater. Sei mir nicht böse. Findst Du, daß ich sehr unartig gewesen bin?"

Er zog sie auf seine Kniee. Sie konnten vor Bewegung nicht reden.

Da schellte die Entréglocke.

Flora errötete. Und verschmitzt lächelnd sagte Saß: „Wer das wohl sein mag?"

— — Als Nikolaj ein paar Stunden später die Villa verließ, war wieder Frühling in seinem Herzen. Flora aber betete an jenem Abend mit besonderer Andacht ihr Abendgebet, und entschlummerte mit dem unklaren Gefühl, daß sie nun allen Ernstes ein erwachsener, welterfahrener Mensch geworden war.

## V.

Floras neunzehnjähriger Geburtstag wurde mit großem Pomp in einem der feinsten Restaurants der Stadt gefeiert.

So hatte Johannes Saß es gewollt. Er der sonst ein so ausgeprägter Familienmensch war, wünschte bei dieser Gelegenheit einen besonderen Pomp zu entfalten. Auch war in der Villa Flora lange nicht Platz genug, um für die siebenzig Personen zu decken, aus denen die gesammte Familie bestand.

Digitized by Google

Als die Gesellschaft unter den Tönen des Mendelsohnschen Hochzeitsmarsches in den elektrisch erleuchteten Eßsaal einzog, strömmte das Personal des Restaurants wie auch die Stammgäste herbei, um den feierlichen Anblick zu genießen. Es war ein förmlicher Triumphzug. An der Spitze Johannes Saß mit der Aeltesten der Familie, einem achtzigjährigen Fräulein in lila seidenem Kleide. Dann folgte Flora in weißem Tüll, von Nikolaj geführt, der seinen neuen eleganten Frack mit großer Sicherheit trug und den nur die ungewohnten Lackstiefel genierten. Dann folgten in mehr oder weniger guter Ordnung die fünfunddreißig anderen Paare. Besonders Aufsehen erregte der wohlbekannte Lebemann Carl von Löwe, der, abgesehen von dem „General", der einzige Gast außer der Familie war. Er war in seiner Eigenschaft als intimer Geschäftsfreund geladen, und er genoß die Ehre, die nächstälteste Tante der Familie zu Tische zu führen. Es war ein etwas peinlicher Moment gewesen, als Johannes Saß ihn seiner Tochter vorstellte, aber Herrn von Löwes weltmännische Sicherheit hatte ihn nicht im Stich gelassen. Ungleich schwieriger war es für ihn, mit kaltblütiger Beherrschung an den Zuschauern vorüberzukommen, unter denen sich mehrere gute Bekannte von ihm befanden.

Das Fest gestaltete sich zu einer Ovation für Johannes Saß. Ein Mitglied der Familie nach dem andern erhob sich und bezeugte ihm Dankbarkeit und Hochachtung. Die Lobeserhebungen, die über Onkel Johannes ausgeschüttet wurden, wollten kein Ende nehmen. Alle priesen sie sein liebevolles Herz, seine Rechtschaffenheit, seine Hülfbereitschaft.

Schließlich erhob sich Onkel Johannes und dankte. Er endete mit einem Wohl auf seinen ersten Kunden, den General, und auf seinen letzten Kunden, den Dr. jur. Carl von Löwe, die ihm und seiner Tochter beide die Ehre erwiesen, an diesem Familienfest teil zu nehmen. Namentlich dankte er Herrn von Löwe für seine Anwesenheit, in der er ein Zeichen dafür sah, daß er auch in seinen älteren Tagen verstanden habe, seine Kunden nicht nur geschäftlich, sondern auch freundschaftlich mit sich zu verbinden. Der General sei ja, wie er sich ausdrückte, schon längst à la suite gestellt, in Herrn von Löwe aber erlaubte er sich, einen Repräsentanten seines jetzigen festen Kundenkreises zu erblicken, den er ersuche, das ihm bisher erwiesene Wohlwollen auf seinen Nachfolger im Geschäft, seinen lieben Schwiegersohn Nikolaj Saß zu übertragen. Es würde ihm eine Beruhigung sein, zu wissen, daß Herr von Löwe sich auch als Nikolajs Freund betrachtete.

Wenn Herr von Löwe diesen Toast nicht beantwortete, so geschah das, wie er sagte, indem er ein stilles Glas mit Onkel Johannes trank, weil er kein Redner war.

Das war auch nicht nötig. Die ganze Saßsche Familie wetteiferte, Herrn von Löwe zu zeigen, ein wie geschätzter Gast er in dem Kreise war. Obgleich er sich nicht ganz wohl fühlte, — er meinte, es sei eine beginnende Influenza, — und deswegen beschlossen hatte, sich früh zurückzuziehen, wurde er doch bis spät in die Nacht hinein zurückgehalten.

Nach Tische bemerkte Onkel Johannes, daß Herr von Löwe, als Cigarren angeboten wurden, keine nahm, sondern versuchte, eine seiner eigenen aus der Westentasche herauszuschmuggeln. Augenblicklich eilte er herzu und sagte: „Mein lieber Freund, Sie irren. Dies sind keine Cigarren von dem Restaurateur; so naiv bin ich denn doch nicht. Den Teufel auch, fünfzig Oere für eine gewöhnliche Stinkadoris zu bezahlen, wenn man eine echte Havaneser mit Leibbinde für zehn haben kann. Sie können ruhig eine von

Digitized by Google

diesen Cigarren nehmen. Es sind meine eigenen Kaffee-Cigarren, die zu loben, Sie mir schon häufiger die Ehre angethan haben."

Und er ließ Herrn von Löwe nicht aus den Fingern, bis er ihm Feuer gegeben hatte.

Als aber Johannes Saß und Flora bei Tagesgrauen nach Hause fuhren, beide glücklich, aber müde von den Anstrengungen des Festes, lachte Saß plötzlich laut und herzlich.

„Worüber lachst Du?" fragte Flora schlaftrunken.

„Ich denke daran, wie der junge Löwe morgen seinen adeligen Bekannten gegenüber mit dem feinen Diner prahlen wird, das er mitgemacht hat. Ich dinierte gestern — so wird er sagen — bei meinem Banquier, meinem guten Freund, Johannes Saß. Ein braver Mann, eine verteufelt niedliche Tochter und ein tüchtiger, liebenswürdiger Schwiegersohn. Kurz, ein Haus, in dem zu verkehren mir eine Freude ist."

Flora lachte, noch immer halb im Schlaf.

„Du bist brillant, Vater! Glaubst Du nicht auch, daß es schließlich damit endet, daß Nikolaj und Herr von Löwe Bruderschaft trinken?"

„Um Himmels Willen, Kind! Das wollen wir doch nicht hoffen. Die Geschichte würde Nikolaj teuer zu stehen kommen!"

Aber was Flora weder ihrem Vater noch Nikolaj erzählte, war, daß Herr von Löwe späterhin in der Nacht, als sein Unwohlsein mit Hülfe von vielem Whisky vorübergegangen war, und er sie in einem ruhigen Walzer schwang, ihr zugeflüstert hatte: „Ich bekam neulich einen Kuß von Ihnen. Den vergesse ich nicht. Sie sollen ihn mit Zinsen wieder haben: Nach dem gewöhnlichen Diskonto des Hauses."

Frech und unverschämt war er, aber ungleich blendender als Nikolaj, — das ließ sich nicht leugnen.

Und in ihren jungfräulichen Träumen von der bevorstehenden Hochzeit mit Nikolaj tauchte beunruhigend oft Herrn von Löwes bleiches Gesicht auf. Es leuchtete später über ihrem Brautbett und es verschwand erst, als sie, als rundliche Matrone zu Onkel Johannes' großväterlichem Entzücken ihre beiden Erstgeborenen in dem friedlichen Garten der Villa Flora umherfuhr.

Digitized by Google

# Die deutsche Wissenschaft und der Kornzoll.

Von **Franz Oppenheimer.**

---

Huber. Deutschland als Industriestaat. Stuttgart 1901.
Adolf Wagner. Agrar- und Industriestaat. Jena 1901.
Lujo Brentano. Die Schrecken des überwiegenden Industriestaates. Berlin 1901.
Julius Wolf. Das deutsche Reich und der Weltmarkt. Jena 1901.
Georg von Mayr. Zolltarifentwurf und Wissenschaft. München und Berlin 1901.
Dr. A. Schäffle. Ein Votum gegen den neusten Zolltarifentwurf. Tübingen 1901.
Moritz Naumann. Kornzoll und Volkswirtschaft. Leipzig 1901.
Conrad. Die Stellung der landwirtschaftlichen Zölle in den 1903 zu schließenden Handelsverträgen Deutschlands. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Band 90. Leipzig 1901.
Dade. Die Agrarzölle. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Band 91. Leipzig 1901.
Calwer. Arbeitsmarkt und Handelsverträge. Frankfurt a. M. 1901.
P. Mombert. Die Belastung des Arbeitereinkommens durch die Kornzölle. Jena 1901.
Dietzel. Kornzoll und Sozialreform. Berlin 1901.
Diehl. Kornzoll und Sozialreform. Jena 1901.
Losch. Brotwucher oder kühles Blut? Stuttgart 1901.
Fuchs. Junker und Bauer. Berliner „Zeit" Nummer 3 und 5. 1901.
Fr. Naumann. Ebendaselbst.
Max Sering. (Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart Nov. 1901): Die deutsche Bauernschaft und die Handelspolitik.

Im Kampfe für und wider den Brotzoll ist die Wissenschaft von beiden Lagern aufgeboten worden, und fast noch niemals hat man der Oeffentlichkeit so viel volkswirtschaftliche Theorie versetzt, wie augenblicklich. Ich bin durchaus nicht der Meinung, daß in derartigen Kämpfen das bessere Argument den Sieg davon trägt: hier entscheidet nichts anderes als die politische Macht, die die einzelnen Gruppen in die Wagschale zu werfen haben. Die Wissenschaft hat für die streitenden Parteien nur die Bedeutung von Schutz- und Trutzwaffen. Man versteckt sich hinter dem einen Argument, man kämpft mit dem anderen, aber es fällt keinem bei, sich auch durch die stärksten Gründe des Gegners überzeugen zu lassen. Ja, es ist das sogar psychologisch unmöglich, denn „wo der Wille spricht, der Herr, da hat der Verstand zu schweigen" sagt Schopenhauer; und der Klassenwille motiviert den Einzelnen wahrscheinlich noch stärker, als das persönliche Interesse. Die paar Ideologen aber, die ohne eigenes Interesse am Ausgang des Kampfes sich durch die besseren Gründe hierhin und dorthin ziehen lassen, können die Entscheidung nicht herbeiführen. Trotzdem wird es interessant sein, die Stellung der offiziellen deutschen Wissenschaft zu dieser Frage in einem allgemeinen Ueberblick zu betrachten und kritisch darzustellen.

An und für sich wäre die Frage des Kornzolles nicht allzu schwierig. Aber sie ist kompliziert oder — wird zum wenigsten kompliziert durch eine

Digitized by Google

andere Frage, die selber im höchsten Maße strittig ist. Es ist dies das Bevölkerungsproblem. Die wertvollsten Hilfskräfte haben die Agrarier, wie ich der Kürze halber, aber ohne jeden verächtlichen Beiklang die Verfechter des Hochschutzzolles nennen werde, von den Malthusianischen Pessimisten erhalten. Namentlich ist die Stellungnahme des einflußreichsten und bedeutendsten unter ihnen, Adolf Wagner, ganz allein durch seine Stellung zur Bevölkerungsfrage bestimmt. Er spricht mit aller Klarheit aus, daß der Kernpunkt des ganzen Knäuels von Fragen, das hier zur praktischen Entscheidung steht, dieses Problem ist; und genau auf demselben Standpunkt steht sein sonstiger Antipode Julius Wolf (Breslau).

Mit weniger Klarheit kommt dieser Standpunkt auch bei Oldenberg, v. Mayr, Moritz Naumann und Losch zur Erscheinung; ihre Argumente sind sämtlich die des neueren Malthusianismus.

Meiner Meinung nach ist thatsächlich diese Problemstellung die einzig korrekte, und ich habe deswegen im Hinblick auf die theoretischen Kämpfe, die der Zolltarif bringen mußte, das Erscheinen meines „Malthus" beeilt.*) Ich hätte mir diese Beschleunigung sparen können, denn natürlich ist diese Widerlegung des Malthusschen Gedankenkreises trotz einiger früher und günstiger Anzeigen (z. B. Hans Delbrück in den „preußischen Jahrbüchern") der offiziellen Wissenschaft so gut wie unbekannt geblieben. Wagner zitiert das Buch allerdings, jedoch ohne im mindesten darauf einzugehen, so daß es scheint, als habe er es gar nicht gelesen. Ich sehe mich daher genötigt, die Hauptargumente hier zu wiederholen.

Ich behaupte erstens, daß der neuere Malthusianismus mit der eigentlichen Theorie, die diesen Namen trägt, nichts als den Namen gemein hat, oder mit anderen Worten, daß sie den Namen zu unrecht trägt. Was Malthus behauptet, war ein naturgesetzliches, dauerndes Mißverhältnis zwischen der Zahl der zu ernährenden Menschen und der Masse der produzierbaren Nahrungsmittel, wobei er sich auf das von ihm gründlich mißverstandene „Gesetz der sinkenden Erträge" stützte. Aus diesem Mißverhältnis, das nur unter ganz besonderen, bisher noch niemals realisierten Bedingungen (nämlich durch „moralische Beschränkung" im Geschlechtsverkehr) sollte verschwinden können, erklärte sich ihm alle Not und alles Elend in Vergangenheit, Gegenwart und fast aller Zukunft. Diese Theorie ist in ihrer Prämisse handgreiflich falsch und als solche von der gesamten Wissenschaft ohne jede Ausnahme, auch von Adolf Wagner, aufgegeben. Aber diese Theorie ist wenigstens in sich logisch, die Consequenz folgt korrekt aus der Voraussetzung: alle Not stammt von der Erzeugung zu vieler Menschen: folglich kann nur durch Mindererzeugung die Not gelindert oder geheilt werden. — Diejenige Theorie aber, mit der wir hier zu thun haben, die von den genannten Autoritäten vertreten und ohne jede Berechtigung als Malthusianismus bezeichnet wird, ist eine in jeder Beziehung von der genannten verschiedene. Es handelt sich für sie um ein Mißverhältnis nicht zwischen Kopfzahl und Nahrungsmittelmenge, sondern zwischen Produktivkraft und Absatzmöglichkeit der Industrie; dieses Mißverhältnis ist nach ihr kein naturgesetzlich gegebenes unheilbares, sondern ein durch mangelhafte Organisation der menschlichen Gesellschaft bedingtes heilbares; es ist ferner kein Mißverhältnis, aus dem die Not der Vergangenheit und diejenige der Gegenwart erklärt wird, sondern ein solches, welches erst in irgend einer näheren oder ferneren Zukunft

*) Die Bevölkerungstheorie des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie Darstellung und Kritik. Bern-Leipzig 1900.

Digitized by Google

soll eintreten können. Wenn Malthus eine „absolute" Uebervölkerung — nicht etwa blos fürchtete, sondern als überall und zu jeder Zeit vorhanden konstatierte, so fürchtet diese Theorie eine „relative" Uebervölkerung als möglicherweise in irgend einer Zukunft einmal eintretend. Das sind also zwei grundverschiedene, in keiner Weise vergleichbare Dinge. Wenn die zweitgenannte Theorie sich malthusianisch nennt, so geschieht dies mittels einer typischen quaternio terminorum, indem sie ihre „relative" mit seiner „absoluten" Uebervölkerung gleichsetzt. Und es geschieht ferner, weil sie sich auch noch mit einer dritten, dem eigentlichen Malthusianismus näher verwandten, aber doch deutlich von ihm unterschiedenen Uebervölkerungstheorie mischt, die ich bezeichnet habe als den „Malthusianismus, der mit Zahlen jongliert".

Diese Zukunftsangst bezieht sich wieder wie bei Malthus selbst auf ein Mißverhältnis zwischen Kopfzahl und Nahrungsmittelmenge; aber mit dem großen Unterschiede, daß dieses Mißverhältnis nicht als die in jeder Menschengemeinschaft unter gewöhnlichen Bedingungen herrschende Regel angesehen wird, sondern daß sein Eintreten erst in einer recht weit vor uns liegenden Zukunft gefürchtet wird. Diese dritte Theorie berechnet angstvoll die Ackerfläche unseres Planeten, die Zahl der darauf möglicherweise zu ernährenden Menschen, die Zuwachsrate, mit der sich die Menschheit vermehrt, und die Zeit, bis zu welcher das Maximum ernährbarer Menschen erreicht sein wird. Diese ganze Theorie ist eine vollkommen haltlose Spielerei mit lauter unbekannten Zahlen; ich habe mir den Spaß gemacht, zu berechnen, daß bei Zugrundelegung der heutigen Meistproduktion von Nahrungsmitteln nicht weniger als mindestens 200 Milliarden Menschen auf der Erde ernährt werden können, und daß, die heutige Zuwachsrate als dauernd unterstellt, bis zu diesem Zeitpunkt ca. 1100 Jahre vergehen würden. Diese Zeit liegt wirklich zu weit vor uns, als daß eine ernste Wissenschaft Veranlassung hätte, sich mit solchen Spekulationen zu befassen. Ich habe diese dritte Theorie hier auch nur angeführt, weil durch ihre Verquickung mit der zweitgenannten deren Vertreter dazu verführt werden, sich Malthusianer zu nennen.

Aber: nenne sich nun die Theorie nach Malthus oder nicht, die Hauptsache ist, ob sie richtig oder wenigstens ausreichend fundiert erscheint. Da muß nun zuerst gesagt werden, daß sie in sich unlogisch ist; sie zieht aus ihrer Prämisse eine mindestens verdächtige Folgerung. Die Prämisse lautet wie gesagt: bei starker Vermehrung der Bevölkerung kann (wenn die volkswirtschaftliche Anpassung an den neuen Zustand mangelhaft funktioniert) jeweilig ein Mißverhältnis zwischen Produktivkraft und Absatzmöglichkeit der Industrie eintreten, derart, daß es schwierig wird, die erzeugten industriellen Produkte abzusetzen und dafür das genügende Quantum von Nahrungsmitteln ins Land zu bekommen. Aus dieser Prämisse läßt sich ein sicherer Schluß nicht ohne weiteres ziehen, weil in ihr zwei Bedingungen enthalten sind. Man kann schließen, daß bei Verminderung der Geburtenziffer die „relative" Uebervölkerung nicht eintreten würde; man kann aber auch sagen, daß eine bessere Anpassung der Volkswirtschaft bei gleichbleibender Bevölkerungsvermehrung dasselbe leisten wird. Der neuere Malthusianismus zieht nur die erste Consequenz und tritt damit mit einer anderen Prämisse in Gegensatz, die er selbst aufstellt. Diese Prämisse lautet, daß eine starke Bevölkerungsvermehrung nicht nur politisch von Nutzen ist (weil sie die militärische Macht des Volkes verstärkt) sondern auch wirtschaftlich Segen bringt, weil sie den Markt verdichtet, dadurch die Arbeitsteilung vermehrt, dadurch die Menge der pro Kopf geschaffenen und daher auch die der pro Kopf verteilbaren Produkte erhöht. Dieser Satz enthält keinerlei Einschränkungen der wünschenswerten Zuwachsziffer: im Gegenteil!

Digitized by Google

Und darum sollte der neuere Malthusianismus schon an sich aus seiner Voraussetzung die praktische Folgerung ziehen, daß es sich hauptsächlich darum handeln wird, die Hindernisse der Anpassung an den jeweiligen neuen Zustand der Volkszahl aus dem Wege zu schaffen, statt die an sich segensreiche Volksvermehrung zu „mäßigen", wie Adolf Wagner das wünscht. Wenn er übrigens nicht die geringste Andeutung macht, welches Maß er für diese „Mäßigung" für erstrebenswert hält, dann verläßt er den Boden einer mit diskursiven Mitteln zu behandelnden Wissenschaft: denn nach Kant ist alle Erörterung nur insoweit wissenschaftlich, als sie mit mathematischen d. h. quantitativ bestimmbaren Größen operiert.

So ist also diese neuere sogenannte Malthusianische Theorie schon in ihrem logischen Aufbau mehr als verdächtig. Es läßt sich aber auch nachweisen, daß ihre Prämisse mit größter Wahrscheinlichkeit falsch ist. Deduktive und induktive Wissenschaft kommen hier von zwei ganz verschiedenen Seiten aus zu demselben Ergebnis. Die deduktive Betrachtung ergiebt folgendes: Wenn eine zu starke Industrialisierung der dem Weltmarktskreise angeschlossenen Länder statt hat, so sinkt der Preis der Industrieerzeugnisse, und steigt der Preis der Urprodukte. Diese absolute und relative Verschiebung macht in den schon bebauten Distrikten eine intensivere Bestellung mit Vermehrung des Rohprodukts möglich und führt in den noch nicht der Kultur erschlossenen Gebieten zu neuen Urbarungen, bis der relative Preis der Urprodukte wieder unter die Rentabilitätsgrenze der industriellen Anlagen gesunken ist, und das umgekehrte Spiel einsetzt. — Zweitens lehrt die deduktive Betrachtung, daß irgend ein Industriezweig eines fremden Landes nur dann einen entsprechenden Industriezweig unseres Landes bedrängen oder verdrängen kann, wenn er seine Produkte beträchtlich billiger anzubieten im Stande ist. Durch diesen Prozeß selbst setzt er in beiden Ländern „Kaufkraft frei", und diese, indem sie als Nachfrage auf dem Markt erscheint, erzeugt das Angebot anderer Produkte, deren Herstellung nun die freigesetzten Kapitalien und Arbeitskräfte beschäftigt. Auf diese Weise kann also zwar durch einen starken Wettbewerb des Auslandes ein einzelner Zweig der heimischen Industrie verdrängt oder vernichtet werden: aber die Gesamtindustrie hat davon Vorteil und einen noch bedeutenderen die Güterversorgung des Gesamtvolkes. Dieser deduktiven Betrachtung entsprechen nun die induktiv erhobenen Thatsachen vollkommen. Wir sehen auf das deutlichste, wie sich in Amerika und Argentinien der Getreidebau mit dem Steigen und Sinken der New Yorker Börsenpreise intensiviert, resp. extensiviert, wie die agrarische Entfaltung Argentiniens, Bulgariens u. s. w. sich ausdehnt oder stockt, je nachdem wir Baisse oder Hausse in der Industrie haben. Und ebenso deutlich zeigen die statistischen Zahlen, daß die zweitgenannte Deduktion richtig ist. Denn die besten Abnehmer unserer Industriewaren sind nicht etwa industriell noch nicht entfaltete, sondern im Gegenteil die industriell am stärksten entfalteten Länder, vor allem England, Belgien und die Schweiz. Es tritt hier eine Arbeitsteilung der Nationen ein, nicht nur zwischen Urproduktion und Stoffveredlung, sondern auch zwischen den Spezialitäten der Industrie im Großen und sogar zwischen den Spezialitäten desselben Industriezweiges.

Es läßt sich ferner induktiv-historisch mit aller denkbaren Stringenz nachweisen, daß die Gefahr der Industrie, einerseits den Absatz ihrer Waren zu verlieren, andererseits nicht die nötige Menge Nahrungsmittel dafür heranschaffen zu können, sich genau in dem Maße vermindert, wie der Wirtschaftskreis sich erweitert; daß diese Gefahr am größten ist für die isolierte Kantonswirtschaft oder Stadtwirtschaft und immer geringer wird mit dem Aufsteigen zu den Stufen der Territorialwirtschaft, Staatswirtschaft, Volks-

Digitized by Google

wirtschaft, Internationalwirtschaft und schließlich Weltwirtschaft. Denn immer geringer werden die Schwankungen in der Gesamternte des Gebiets, immer ausgedehnter und vollkommener Transportwege und Transporteinrichtungen, immer kleiner die Risikoprämie der Versendung, und immer sicherer erkennbar die Marktverhältnisse. Auch das beweist jede statistische Prüfung der einschlägigen Ziffern.

So ergeben die drei wichtigsten Methoden der volkswirtschaftlichen Forschung eindeutig ein Resultat, das genau das Gegenteil von dem sagt, was die Prämisse des neueren Malthusianismus enthält. — Das also ist die theoretische Basis, von der aus der „Agrarstaat" gegen den „Industriestaat" ausgespielt wird. Nach dem gesagten erscheint diese Basis weder breit noch tragfähig genug. Etwas stärker ist die Stellung, wenn man die Möglichkeit einer Absperrung im Kriegsfalle ins Auge faßt. Es ist das bekanntlich dasjenige Argument, mit dem man hauptsächlich die Flottenvermehrung durchgedrückt und damit jene Weltpolitik inauguriert hat, zu der jetzt die „Heimatpolitik" paßt wie die Faust aufs Auge. Jedoch ist auch dieses Argument äußerst fadenscheinig. Es ist geradezu wunderlich, wenn man in einer Diskussion dieser Frage äußern hört, daß die Insel England gegen die Gefahr einer Nahrungsmittelabsperrung durch seine starke Flotte gesicherter sei als Deutschland. Dieses hat gerade den ungeheuren Vorteil, keine Insel zu sein; es grenzt an nicht weniger als sieben Staaten, die fast ausnahmslos eine starke Küstenentwickelung haben. Drei davon sind Großstaaten. Die Voraussetzung der „Absperrung" ist die, daß sämtliche kontinentalen Groß-Staaten, Frankreich, Rußland und Oesterreich gegen Deutschland im Bündnis stehen, daß sie die vier kleinen Nachbarstaaten zum Bündnis gezwungen oder besetzt haben, und daß schließlich auch noch England mit seiner Flotte gegen uns ist, sodaß wir auch auf dem Seeweg kein Korn erhalten können. Einer solchen Coalition gegenüber würden wir überhaupt nicht an Krieg denken können, und Brentano hat Recht, daß man unsere Staatsmänner hängen sollte, wenn sie es dazu kommen ließen. Außerdem würde selbst in diesem äußersten und wahrlich nicht denkbaren Falle der Krieg nicht durch Mangel an importierten Nahrungsmitteln entschieden werden. Es werden heute noch pro Kopf der so stark gestiegenen Bevölkerung beträchtlich mehr Korn und Kartoffeln und unvergleichlich mehr Fleisch im Lande selbst produziert, als zur Zeit, wo wir noch Korn exportierten; außerdem haben wir in unserem Viehbestande eine ungeheure Reserve, und ferner hat Brentano darin Recht, daß er sagt, jeder länger als ein Jahr dauernde Krieg werde uns in eine viel ärgere Nahrungsnot bringen, als die schlimmste Sperre: Wer sollte den Acker bestellen, wenn alle arbeitsfähigen Männer im Felde ständen? Sollten wir wie die alten Germanen den Acker durch Kinder, Weiber und Krüppel bestellen lassen? Resumé: für einen kurzen Krieg haben wir keinen Nahrungsmangel zu befürchten (nach Dade wird fast unsere ganze Korn-Einfuhr an das Vieh verfüttert oder zu industriellen Zwecken, Brauerei, Brennerei u. s. w. verwendet); — und ein langer Krieg ruiniert uns so wie so, wenn er mit gesamter Hand geführt werden muß; da kommt es auf eine Handvoll Elend mehr oder weniger nicht an.

Indessen möchte ich nicht soweit gehen, wie viele Industriestaatler, die das Wort von der wachsenden „Abhängigkeit vom Auslande" für ein leeres Schlagwort erklären mit der Motivierung, das Ausland sei von uns gerade so abhängig, wie wir von ihm. Das ist doch sehr cum grano salis zu nehmen. Zweifellos ist der Empfänger des primären Bedürfnisses, der Nahrung, in einem prekäreren Verhältnis, als der Empfänger sekundärer Bedürfnisse, die man schließlich ohne allzugroßen Schaden auch entbehren kann. Mir erscheint

Digitized by Google

die Stellung Englands, das heute bereits mit $^5/_6$ seiner Nahrung auf fremde Produktionsgebiete angewiesen ist, trotz seiner starken Flotte nicht allzu gesichert, und eine Entwickelung wie die der englischen Landwirtschaft wünschte auch ich zu vermeiden. Nur scheint mir die Erhöhung des Zolles das denkbar schlechteste Mittel zu diesem Zweck zu sein; davon unten mehr!

Ein seltsames Argument ist auch noch das, daß eine Bedrängung unserer Industrie durch die Preispolitik der ausländischen Kartelle gefürchtet wird (Wagner). Ohne auf Wert und Wesen der Kartelle näher einzugehen: Ueber die eine Thatsache sind sich alle Beurteiler einig, daß die Kartelle am besten hinter Zollschranken gedeihen. Und so ist es ein seltsames Mittel des Schutzes, wenn man fremde Staaten zu Retorsions-Zöllen veranlaßt, dort die Kartelle großzieht und im Inlande auf dieselbe Weise den Konsumenten der Preispolitik der heimischen Kartelle ausliefert. Zu Schäffles und Calwers Gründen für die Ablehnung des Kornzolls gehört denn auch der Wunsch, die Kartelle nicht übermäßig wachsen zu lassen.

Jedoch ist es Zeit, diesen Punkt zu verlassen. Um es zusammenzufassen, so handelt es sich hier um Befürchtungen, die auf logisch anfechtbare Weise aus einer mit höchster Wahrscheinlichkeit falschen Prämisse gewonnen und nicht im mindesten durch irgend welche uns bekannte Thatsachen der Geschichte und Statistik gestützt sind. Eine gewisse Berechtigung wäre diesen Befürchtungen nicht abzusprechen, wenn es sich um Großbritannien handelte. Wenn Deutschland den Standpunkt der dortigen Landwirtschaft erreicht und seine Industrie mit derselben Kraft auf den Exportverkehr aufgebaut hätte, dann ließe sich über die Theorie im ganzen und über etwaige Mittel zur Abhilfe reden. Davon ist aber bei uns noch keinesfalls die Rede. Unser Export beträgt nach keiner Schätzung mehr als etwa $10\,^0/_0$ der nationalen Produktion, unsere Nahrungsmittelerzeugung im Lande deckt noch immer reichlich, auch ohne Zufuhr, das primäre Nahrungsbedürfnis des Volkes; die Zufuhr oder ihr Aequivalent heimischen Getreides wird immer noch fast nur für Zwecke der Luxusernährung verwendet, die schlimmstenfalls entbehrt werden kann. Nichts deutet darauf hin, daß momentan die Entwickelung dem englischen Typus folgen will, und es ist daher noch nicht Zeit, die weitere Industrialisierung des Landes ängstlich zu bremsem. Man darf sich hier mit dem besten Gewissen noch zuwartend verhalten. Außerdem ist, wie sich zeigen wird, ein Bremsen der gefährlichen Entwickelung zum Exportindustrialismus und zur „Verstadtlichung" der gesamten Bevölkerung mit den Mitteln des Zollschutzes garnicht erreichbar.

* * *

Nachdem das eigentliche Problem des Zolles auf diese Weise aus dem Knäuel der Bevölkerungsfrage gelöst ist, haben wir freie Hand, es in seiner Sonderheit zu betrachten. Die Sachlage ist folgende: Die Landwirtschaft behauptet erstens, daß sie dem Wettbewerb der Weltwirtschaft beim heutigen Zollschutz, geschweige denn bei Freihandel, nicht mehr begegnen könne; behauptet zweitens, daß ihr nur mit einer sehr bedeutenden Zollvermehrung geholfen werden kann, und drittens, daß eine derartige Politik der Gesammtheit mehr Vorteil als Nachteil bringt. Das sind drei ganz distinkte Fragen, die gesondert beantwortet werden müssen. — Erste Frage: Ist die Landwirtschaft des Schutzes bedürftig? Die Anhänger der Kornzölle behaupten es. Sie beweisen statistisch, daß die Preise im letzten halben Jahrhundert sehr bedeutend gesunken sind, was ohne weiteres zugegeben werden muß, und



Digitized by Google

daß die Produktionskosten nicht mehr gedeckt werden. Die sorgfältigste Begründung dieser Behauptung hat der Generalsekretär des Bundes der Landwirte, Dade, geliefert.

Die Preissenkung nicht nur für alle Getreidesorten, sondern auch für andere Hauptprodukte der Landwirtschaft, Zucker, Spiritus, Wolle, ist wie gesagt ohne weiteres zuzugeben. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß die Einnahmen, zunächst die Roheinnahmen, gesunken sein müssen. Denn es hat eine sehr starke Hebung der Erträge pro Fläche stattgefunden. Dade bemüht sich allerdings, zu berechnen, daß diese Vermehrung nicht groß genug war, um den Preissturz zu kompensieren: aber er benutzt hier ausschließlich die Zahlen bis 1860 zurück zum Vergleich, wählt also den ganz exzeptionellen Hochstand der Getreidepreise in den 60er und 70er Jahren zur Basis, während er das sonst selbst wie auch Conrad als unzulässig erklärt. Hätte er auch hier die vorhergegangenen 50er Jahre mit in den Kreis der Berechnung gezogen, so würde das Resultat herausgekommen sein, daß der geringe heutige Abschlag gegen die Normalpreise vor jener Hochkonjunktur mehr als kompensiert worden ist durch den Mehrertrag und Mehrerlös pro Fläche. So viel vom Rohertrage! Was den Reinertrag anlangt, so vermisse ich merkwürdigerweise in fast allen Betrachtungen über diesen Punkt, auch in denen der Gegner, das wichtigste Argument. Nur bei Conrad finde ich eine Hindeutung darauf. Es hat gar keinen Wert, die Durchschnittslandespreise an den Börsen der Hauptstädte in Vergleichung zu setzen, um zu erfahren, was dem Landwirt seine Produktion früher und jetzt wert gewesen ist. Denn er bekommt lediglich den Preis loko Gut oder, was dasselbe ist, bestenfalls den Börseneinkaufspreis unter Abzug der Transportkosten bis zum Börsenplatze. Und dieser Abzug ist seit 50 Jahren in einem Maße gefallen, von dem wir uns kaum einen Begriff machen können! Die immer dichtere Spannung des Eisenbahnnetzes über das Land hat den Transport der Massenprodukte ganz enorm verbilligt, und so kommt ein beträchtlich höherer Teil des Börsenpreises als früher dem Landwirte im Durchschnitt zugute. Gelitten haben mögen die wenigen Gutsbesitzer, die schon vor der Eisenbahnaera in unmittelbarer Nähe kaufkräftiger Märkte an guten Chausseen lagen, nnd diejenigen, die das Glück oder den Einfluß hatten, schon bei der Anlage der ersten Hauptlinien einen Bahnhof in ihrer nächsten Nachbarschaft zu erhalten. Alle andern haben gewonnen, und das ist die überwiegende Mehrheit. Es giebt wohl heute keinen Landwirt in Deutschland mehr, selbst nicht im südlichen Ostpreußen, der gezwungen wäre, sein Korn dreizehn Meilen weit auf schlechten Landwegen zur Station oder zum Markt zu transportieren und so auf den Bruttopreis einer Fuhre von vierzig Zentnern Lohn und Beköstigung für einen Knecht, Futter für vier Pferde und Abnutzung für einen Wagen für vier Tage mindestens zu opfern!

Auch von anderer Seite her ist durch Verminderung der Produktionskosten der Reinertrag der Güter stark angewachsen. Der Zinsfuß für erststellige Hypotheken ist seit einem halben Jahrhundert um mindestens 1%, vielfach um 2% gesunken; die Versorgung mit industriellen Produkten und mit landwirtschaftlichen Maschinen ist unvergleichlich billiger geworden, ebenso die Kosten für den Unterricht der Kinder, für die Beschaffung ärztlicher Hilfe u. s. w., alles durch Verbesserung der Transporteinrichtungen. Außerdem sind die Steuern durch die „Politik der kleinen Mittel" ganz enorm ermäßigt worden.

Diesen Ersparnissen stehen nun allerdings auch bedeutende Mehrauslagen gegenüber. Die Mehrerträge pro Fläche sind nicht vom Himmel gefallen, sondern wurden dem Boden abgerungen durch vermehrte Handarbeit und vermehrte Kosten, namentlich für künstlichen Dünger. Und vor allem ist der Lohn der

Digitized by Google

Landarbeiter sehr beträchtlich gestiegen, wohl nicht viel weniger als 100 % seit 50 Jahren. Wie weit hier etwa der Mehrentlöhnung auch eine Mehrleistung gegenübersteht, wie das in der Industrie die Regel ist, läßt sich nicht schätzen; es ist aber nicht sehr wahrscheinlich, daß hier eine derartige Kompensation stattgefunden hat. Denn die Psychologie des Landarbeiters ist dank dem Mangel jeder „Reservearmee" eine von der des Industriearbeiters grundverschiedene. Außerdem saugt die Industrie die besten, tüchtigsten und energischsten Menschen vom Lande ab, und es ist nicht wahrscheinlich, daß der zurückbleibende Bodensatz wesentlich mehr leistet als die Generation seiner Vorgänger.

Hier komplicieren sich also verschiedene günstige mit verschiedenen ungünstigen Momenten in einer Weise, die a priori einen allgemeingiltigen Schluß nicht zuläßt. Wir müssen uns nach anderen Kriterien umsehen, um herauszubekommen, ob alles in eins gerechnet die Rentabilität der Landwirtschaft ab- oder zugenommen hat.

Nun, die Gegner erhöhten Zollschutzes, und darunter befinden sich die besten Namen der deutschen Agrarpolitiker, ein Conrad an der Spitze, sind der Ansicht, daß von einem allgemeinen Herabgehen der Rentabilität nicht die Rede sein kann, wenn man nicht etwa die Jahre des ganz exceptionellen Hochstandes der Preise zwischen 1865 und 75 zur Basis des Vergleichs nimmt, was natürlich nicht statthaft ist. Daß ein Notstand in einzelnen Bezirken herrscht wird nicht bestritten. Im allgemeinen ist das Bild ein durchaus günstiges. Die Lebenshaltung nicht nur der Landbesitzer, sondern auch der Landarbeiter hat sich augenscheinlich gehoben, die Bodenpreise sind im Vergleich zum Anfang des Jahrhunderts ganz enorm gewachsen und behalten nach einer kleinen Einbiegung in den 90er Jahren immer weiter eine steigende Tendenz bei, und die Subhastations-Statistik zeigt einen sehr bedeutenden Rückgang der Zwangsversteigerungen. Ferner dehnt sich alles Kulturland, auch das Getreideland, regelmäßig auf Kosten des Unlandes aus, und es wächst dauernd und schnell der Ertrag pro Fläche. Das sind alles deutliche Zeichen davon, daß das Gegenteil von dem wahr ist, was die Wortführer des Agrarismus behaupten, und daß mindestens keine Veranlassung vorliegt, in diesem Augenblick mit besonderen Schutzmaßregeln einzugreifen.

Das einzige bedenklichere Symptom ist, wie auch Conrad zugiebt, der Rückgang der Domänenpachten. Indessen ist auch hier der Abschlag nur einigermaßen beträchtlich im Vergleich mit jener Periode der Hochkonjunktur; und er ist wohl erklärlich aus dem Fortfall dessen, was Henry George die „Spekulationsrate" nennt. In den Zeiten stark steigender Preise sind die Pächter geneigt, ein die augenblickliche Rente übersteigendes Angebot zu machen, weil sie darauf rechnen, den Verlust der ersten Jahre vervielfacht durch den Gewinn der letzten Jahre der Pacht herauszuholen. Diese Rate fällt natürlich bei stabilen Preisen fort und wird bei sinkender Konjunktur sogar negativ.

Uebrigens befindet sich in zollungeschützten Ländern, Holland, Dänemark und selbst England, nach Conrad die Landwirtschaft in durchaus befriedigender Lage, nur die Rente hat hie und da gelitten.

Wenn demgegenüber versucht wird, mittels Rentabilitätsberechnungen den Nachweis zu führen, daß die heutigen Kornpreise für die Masse der landwirtschaftlichen Betriebe die Produktionskosten nicht mehr decken, so ist das eitel Spiegelfechterei. Gegner wie Freunde des Tarifs, Conrad wie Dade, stimmen dahin überein, daß eine isolierte Berechnung der Produktionskosten des Korns in einem Betriebe, der nicht ganz ausschließlich Kornbau treibt, — und das ist eine seltene Ausnahme — völlig unmöglich ist. Ein moderner Landwirtschaftsbetrieb ist eine organische Einheit, der Kornbau nur zu betrachten als ein



Digitized by Google

einzelnes, wichtiges Organ, das in seiner Wirkung auf die Gesamtfunktion betrachtet werden muß. Er könnte, für sich betrachtet, unrentabel sein und dennoch die Rentabilität des Gesamtbetriebes durch seine Rückwirkung auf die anderen Produktionszweige auf das kräftigste fördern. Außerdem ist es garnicht möglich, eine einwandsfreie Berechnung für einen isolierten Zweig herzustellen. Schon die Einsetzung des Dung- und Strohwertes läßt dem freien Ermessen — und dem corriger la fortune — den breitesten Spielraum; und noch viel weniger kann man den Anteil sicher feststellen, der dem Kornbau an Löhnen und Beköstigung der Arbeiter und des Gesindes und an den Generalunkosten aufs Debet geschrieben werden muß. Darum läßt sich die Rentabilität nur im Ganzen greifen, nur die Frage mit einiger Sicherheit beantworten, ob der Gesamtbetrieb einen Ueberschuß über die Produktionskosten liefert, und die zweite Frage, ob dieser Ueberschuß auch noch das investierte Kapital entsprechend verzinst und eine Rente übrig läßt.

Der Beantwortung dieser Frage geht jedoch die gesamte zollschutzfreundliche Litteratur mit der äußersten Vorsicht aus dem Wege. Man erfährt nicht einmal immer, ob in die „Produktionskosten" die Verzinsung des eigenen Kapitals eingerechnet ist, oder ob gar die in früheren Zeiten als normal betrachtete Rente mit einbezogen wurde, was ich mit Conrad für völlig unstatthaft halte. Und das ist denn doch von einiger Wichtigkeit! Nicht der Schatten eines Beweises findet sich im allgemeinen für diese Behauptungen, mit deren Beweis die ganze Forderung von Rechtswegen stehen oder fallen sollte. Es läge im dringendsten Interesse der Agrarier selbst, eine umfassende Enquête, die durch vollkommen unparteiische Statistiker zu erheben wäre, mit allen ihren mächtigen Mitteln auf das thatkräftigste zu betreiben. Wenn sie ihrer Sache gewiß sind, so können sie gegen diese sicher nicht unbescheidene Forderung keine Bedenken haben.

Die einzige brauchbare Rentabilitätsberechnung, die einen Notstand darthun soll, finde ich bei Sering. Er giebt die Bilanz einiger von ihm genau untersuchter Bauerngüter in Niederschlesien, nahe der Posenschen Grenze. Hier ergiebt sich ihm ein sehr geringer Reinertrag, resp. bei niedrigeren Preisen ein gewisses Deficit. Aber — er setzt im letztgenannten Falle den Ertrag des Morgen nur mit $4\,^1/_2$ Centner ein, und es muß gesagt werden, daß das zu wenig ist. Entweder ist das Land so miserabel, daß bei intelligentester Wirtschaft nicht mehr Ertrag erzielt werden kann: dann liegt es eben „unter dem landwirtschaftlichen Nullpunkt", und man kann der Gesamtvolkswirtschaft ebensowenig zumuten, derartige Betriebe zu erhalten, wie etwa die Betriebe der von der Entwickelung freigesetzten Handweber. Solche Böden sollte der Staat mit freigiebigster Hand ankaufen, um den betreffenden Existenzen die Neuansiedelung auf besserem Boden zu ermöglichen, — und dann aufforsten; — oder, die wahrscheinlichere Möglichkeit: es wird aus dem Boden nicht herausgeholt, was bei genügender Kapitalsverwendung und bei intelligenter Wirtschaft herausgeholt werden kann. Dann sollte der Staat durch billige Kredite, durch vermehrte Anstellung von Wanderlehren, durch Anlage von Musterwirtschaften eingreifen, aber er sollte sich wohl hüten, den Sporn alles Fortschritts, das wirtschaftliche Selbstinteresse, abzustumpfen; denn soweit der bäuerliche Betrieb noch rückständig ist — und er ist noch vielfach betrübend rückständig, namentlich in Ostelbien — da kann das Eisen der alten Vorurteile nur durch die Not gebrochen werden.

So viel für die Landwirtschaft im allgemeinen. Es ist aber jetzt Zeit, sich daran zu erinnern, daß die Landwirtschaft sehr verschiedene Klassen umschließt, die durchaus verschiedene Interessen haben. Man hat aufs eindringlichste zu fragen, welchen Klassen die Zölle nützen können und welchen nicht,

Digitized by Google

und wie groß der Anteil der einzelnen Klassen ist? Augenscheinlich haben nur diejenigen Wirtschaften Vorteile von den Kornzöllen, die mehr Korn verkaufen, als sie in Korn und Mehl zurückkaufen müssen; und ebenso augenscheinlich wächst der Vorteil des Zolls mit dem „Produit net“ an Korn, d. h. ceteris paribus mit der Größe der Güter. Der Streit, wo die Grenze anzusetzen ist, bei welcher der Mehrverkauf an Korn die Regel ist, ist ein ziemlich müßiger; denn wenn es sich etwa um einen oder wenige Centner handelt, die ein Klein- oder Mittelbauer für den Verkauf verfügbar hat, so ist sein Vorteil am höheren Preise ein selbst für seine kleinen Verhältnisse so winziger, daß er für die gesamte Rentabilität seines Betriebes kaum ins Gewicht fallen kann. Nehmen wir selbst das unwahrscheinlichste von allem an, daß der vom Bund der Landwirte geforderte $7\frac{1}{2}$ Mark-Zoll zur Annahme gelangt, so ist der Gewinn eines kleinen Landwirts, der selbst 20 Centner frei verkäuflichen Korns hat, besten Falls doch nur 80 Mark.*) Besten Falls! Denn die Agrarier behaupten ja fast ausnahmslos, daß ein Teil des Zolles vom Ausland getragen, und ein anderer Teil auf Müller und Bäcker abgewälzt wird. Diese 80 Mark herauf oder herunter können aber den Kohl des Kleinbesitzers auch nicht fett machen, selbst wenn die anderen Zweige seines Betriebes, namentlich die Viehzucht durch Sinken der Kaufkraft für Fleisch nicht leiden sollten, was mehr als wahrscheinlich ist. (Conrad, Schäffle, Brentano, Lotz ꝛc.)

Um Zahlen zu geben, die der besonnenste und agrarfreundlichste aller Widersacher des Hochschutzzolles, Conrad, anführt, und die eher zu günstig als zu ungünstig sein dürften, so haben von dem Hochschutzzoll Vorteil höchstens 20 % der Bevölkerung, wahrscheinlich nur 12 %. Weitere 20 % dürften weder einen Nachteil noch Vorteil davon haben, 60 % werden sicher schwere Nachteile davon haben. $\frac{3}{5}$ zu opfern, um $\frac{1}{8}$ zu stützen, wäre selbst dann verkehrt, wenn es sich bei diesem Achtel nicht gerade um die reichsten und mächtigsten Elemente der Landwirtschaft handelte, um die Großbauern des Nordwestens und namentlich die Großgrundbesitzer des Nordostens. Von den sechs Klassen der landwirtschaftlichen Bevölkerung werden die drei untersten: die Landarbeiter, Parzellenbesitzer und kleinen Wirte ausnahmslos Nachteile vom Zolltarif haben; der Kern der Bauernschaft, die mittleren Landwirte, werden Schaden oder doch nur einen geringen Vorteil haben; denn hier gerade liegt das Rückgrat der deutschen Viehproduktion, die durch Zoll auf Futterkorn nur geschädigt wird; und hier findet der geringste „Export“ von Korn auf die städtischen Märkte statt. Diese Wirtschaften verfüttern bis zu 50 % ihre Ernte und haben bei den steigenden Preisen für Vieh und Viehprodukte Vorteil von diesen, also mindestens keinen greifbaren Vorteil vom Kornzoll. Bedeutenden Vorteil haben die Großbauern und einen sehr bedeutenden die Großgrundbesitzer, um so mehr, je größer das von ihnen besessene Areal ist.

Die Frage ist nun, wie unter solchen Umständen „die Bauern“ mit den Großgrundbesitzern an einem Strange ziehen können, was z. B. Ad. Wagner als einen Beweis der Interessengemeinschaft hinstellt. Nun, zunächst ist die Frage strittig, o b es überhaupt geschieht. Wenn wir nur die Hauptbetriebe rechnen, also alle im Nebenbetriebe bewirtschafteten Parzellen außer Ansatz lassen, die doch in den Zahlen der Agrarier für „die Landwirtschaft“ regelmäßig mit aufmarschieren, so hatten wir im Jahre 1895 im deutschen Reiche 1016318 Kleinbetriebe von 2—5 ha, 998804 Mittelbetriebe von 5—20 ha,

*) Eine hübsche Berechnung macht soeben die „Frkf. Ztg.“ Bei einem Zoll von 6 Mark hat ein kleiner Bauer, der 100 Dctr. herstellt und 10 verkauft, pro Dctr. seiner Gesamtproduktivs einen Vorteil von 60 Pf., der Großgrundbesitzer jedoch, der von 10000 Dctrn. 9000 verkaufen kann, pro Dctr. einen Vorteil von 5,40 Mark.

Digitized by Google

und nur 281767 Hauptbetriebe von 20—100 ha. Die Mittelbetriebe nehmen fast genau soviel Fläche in Anspruch, wie die Großbetriebe, mit den Kleinbetrieben zusammen über 12 Mill. ha, also $^1/_3$ mehr als der bäuerliche Großbetrieb, so daß das Interesse des „Bauernstandes", selbst wenn man nur die Hauptbetriebe in Anschlag setzt, an dem Hochschutzzoll mehr als zweifelhaft wird. Wie viel von diesen 2300000 Bauern haben durch Anschluß und Beitragsleistung beim Bunde der Landwirte wirklich ihre Uebereinstimmung mit den Zollwünschen der Agrarier dokumentiert? Der Bund giebt seine Mitgliederzahl auf ca. 220000 an Diese Zahl würde schon zusammenkommen, wenn ca. 70 % der Großgrundbesitzer und Großbauern sich angeschlossen hätten. Es sollen aber viele Mittel- und selbst Kleinbauern dabei sein. Ob diese Elemente ihre Interessen richtig erkannt haben, sei dahingestellt: jedenfalls ist Thatsache, daß der Bund höchstens 10 % der landwirtschaftlichen Hauptbetriebe vertritt. Sollte der Tarif Gesetzkraft erlangen, was man beinahe wünschen sollte, damit endlich das widernatürliche Bündnis zwischen den historischen Todfeinden, Bauernstand und Grundadel, zersprengt werde, und damit diejenige Partei auseinanderfalle, deren Einfluß auf die Gesetzgebung alle Entwickelung des deutschen Reiches hemmt, das Zentrum mit seiner eigentümlichen Zusammenschweißung von Großgrundbesitzern, Bauern und Industrieproletariern, dann würden wir die wahre Stimmung der deutschen Bauernmehrheit kennen lernen, und dann würde sich zeigen, von welchem unschätzbaren Segen die Thätigkeit des Landbundes für unsere innere Entwickelung dadurch geworden ist, daß sie das Riesenwerk leistete, den seit dem Aderlaß der Bauernkriege im Starrschlaf befindlichen Bauernstand aufzuwecken.

Lassen wir jedoch für die folgende Betrachtung alle Bedenken fallen, nehmen wir mit dem Landbunde an, daß alle Landwirtschaft im Durchschnitt Not leide, daß ihre sämtlichen Klassen solidarisch seien, daß sie also eines staatlichen Schutzes bedürftig sind, und fragen wir dann, ob der vorgeschlagene Zoll ein wirksames Mittel ist, um der als bestehend unterstellten allgemeinen Not abzuhelfen? Diese Frage wird von den Gegnern des Tarifs mit aller Entschiedenheit verneint. Sie behaupten, daß dort, wo der Zoll wirklich zunächst greifbare Vorteile bringt, nicht der Landwirtschaft als solcher geholfen wird, sondern den Landwirten, die augenblicklich im Besitz sind. Sie behaupten, da der Wert des Grund und Bodens ungefähr gleich ist dem zum herrschenden Zinsfuß kapitalisierten Reinertrage, daß jede Erhöhung der Kornpreise sofort starr wird als erhöhte Grundrente, und in sehr kurzer Zeit von der Einnahmeseite eines Gutes hinüberrückt auf die Ausgabeseite und zwar als Verzinsung des gestiegenen Grundwertes. Entweder wird der durch die Zölle neugeschaffene Mehrwert des Grund und Bodens in kurzer Zeit realisiert durch freihändigen Verkauf: in diesem Falle hat der Neuerwerber einen höheren Kaufpreis anzulegen und zu verzinsen, und die ganze Aktion ist hinausgelaufen auf ein Kapitalsgeschenk an den abgetretenen Besitzer, während der neue Erwerber sich bei hohen Kornpreisen in genau derselben Notlage befindet, wie sein Vorgänger bei niederen, weil sein Ausgabebudget mit einer entsprechend höheren Zinssumme belastet ist. Dieser Ausgang wird nach allen statistischen Erfahrungen beim Großgrundbesitz die überwiegende Mehrheit haben, denn nirgends geht die freihändige Veräußerung der „ererbten Scholle" schneller vor sich, als im adligen Grundbesitz, wie schon Rodbertus festgestellt hat. Oder, der zweite Fall: Der augenblickliche Besitzer behält das Objekt bis zu seinem Tode bei und erfreut sich des höheren Reinertrages: dann hat der Erbe beim nächsten Generationswechsel seine Geschwister mit höheren hypothekarischen Abfindungen herauszuzahlen; die Aktion läuft auf ein Kapitalsgeschenk gerade an diejenigen

Digitized by Google

Erben hinaus, die der Landwirtschaft den Rücken kehren, um in irgend welche städtischen Gewerbe einzutreten; und der bleibende Erbe befindet sich in genau derselben Notlage wie sein Vater vor der Erhöhung des Zollschutzes.

Diese Schilderung entspricht durchaus den Thatsachen, und dies Argument ist von solcher Wucht, daß die Anhänger des Hochschutzzolles ihm im Wesen nichts entgegenzusetzen haben. Man stößt nur hier und da auf schüchterne Bemerkungen, man wolle die Rente nicht heben, sondern nur halten, ihr weiteres Sinken verhüten (Ad. Wagner ꝛc.). Nach dem, was wir über die allgemeine Rentabilität der Landwirtschaft gesagt haben, wird man den wahren Wert dieser Behauptung einzuschätzen wissen. Sie ist aber auch das einzige, was sich findet. Nicht einmal Wagner und Dade und noch weniger G. von Mayr, die energischsten Vertreter des Zollschutzes, gehen auf diesen Punkt irgendwie ausreichend ein.

Weil derart beweislos, sozusagen dogmatisch, angenommen wird, daß der höhere Schutzzoll der ebenso dogmatisch angenommenen allgemeinen Not der Landwirtschaft abzuhelfen geeignet sei, überlassen es denn auch die Agrarier ihren Gegnern, die Mittel zur Abhilfe partieller Not anzugeben. Hier giebt namentlich Schäffle die wertvollsten Fingerzeige, vor allem für Regelung des Kreditwesens und der Hypothekarnot. Es ist jedoch hier nicht der Platz, hierauf näher einzugehen.

Wenn demnach der hohe Zoll nicht das Mittel ist, um auch nur Großbauern und Großgrundbesitz, geschweige denn der gesamten Landwirtschaft zu helfen, so ist er doch höchstwahrscheinlich das Mittel, um alle andern Klassen der Bevölkerung schwer zu schädigen. Die Agrarier bestreiten auch das und weisen vor allem darauf hin, daß die „Industrie" mit ihnen an einem Strange ziehe. „Die Industrie" ist freilich nur die im Bunde der Industriellen vertretene, durch den Generalsekretär Bueck mit außerordentlichem Geschick dirigierte große „Schwerindustrie", die Industrie der Bergwerke, der Hüttenwerke und namentlich der groben Eisenproduktion. Hjalmar Schacht hat in einem Artikel der preußischen Jahrbücher (Dezember 1901) die sehr zierliche Idee ausgeführt, daß die Industrie umsomehr am Hochschutzzoll interessiert sei, je mehr ihr fixes Kapital das Betriebskapital überwiege, und je weniger die menschliche Arbeit zum Wert ihrer Produkte beisteuere; und er sieht denselben Widerstreit der Interessen zwischen der Großlandwirtschaft, die ein verhältnismäßig kolossales Grundkapital mit einem verhältnismäßig geringen Lohnfond bewirtschaftet, und den Interessen des wesentlich durch Arbeit Wert schaffenden Klein- und Mittelbesitzes. Nach ihm stellt sich der ganze Zollkampf daher dar als ein Kampf zwischen Kapital und Arbeit. Das ist sehr fein psychologisch empfunden und giebt sicherlich eine der Wurzeln des Gegensatzes wieder. Es kommt ungefähr auf dasselbe hinaus, wenn Schäffle das Bündnis der Industriemagnaten mit den Bodenmagnaten zum Teil auf ihr gemeinsames Interesse zurückführt, die Staatsgewalt zur Niederhaltung ihrer massenhaften Arbeiterheere in Händen zu behalten. Ein anderer Grund für den Tarifbund ist nach ihm in dem Bestreben zu erblicken, den Binnenmarkt, auf dem diese Schwerindustrie naturgemäß weitaus den Hauptteil ihres Absatzes findet, unter dem Schutze höherer Zollschranken durch das Mittel der Trusts ungestörter besteuern zu können. Das ist „die Industrie" die an dem Strange der Agrarier mitzieht. Der übrige Teil der Industrie zerfällt zunächst noch in verschiedene Teile. Ein Teil, namentlich die ausgesprochene „Leichtindustrie", deren Produktenwert weniger im Material, hauptsächlich in qualifizierter Arbeit besteht, remonstriert in Verbindung mit Handel und Seeschifffahrt schon jetzt mit Entschiedenheit gegen die Zollerhöhung. Ein anderer Teil wartet noch ab, was

Digitized by Google

die auf Grund des Zolltarifentwurfs einmal vorzulegenden Handelsverträge bringen werden, um sie zu acceptieren, wenn sie ihnen eine Extrawurst braten, und um mit aller der Wucht, die schließlich seit mehr als 30 Jahren das moneyed interest in Preußen noch immer zum Siege über das landed interest geführt hat, zu protestieren, wenn die Vertragsentwürfe den Interessen ihrer Branche zuwiderlaufen. Hier belauern sich Rohstoffproduzent, Halbfabrikatsproduzent und Fertigproduzent gegenseitig mit der Vorsicht erfahrener Glücksspieler. Und ein dritter Teil der Industriellen, vielleicht der bedeutendste, schweigt vorläufig aus Diplomatie. Man will abwarten, bis die Agrarier ihrem Steckenpferd das Kreuz gebrochen haben, oder besser, man will sie galoppieren lassen, bis sie selber einsehen, daß sie vor Mauern stehen, durch die selbst der „dickste Bauernschädel" nicht hindurchdringen kann. Sie sollen sich selbst ad absurdum führen, und es besteht die Hoffnung, daß in diesem Falle die gefürchteten politischen Konsequenzen eine Ablehnung ihrer Forderungen durch die Staatsgewalt oder die nichtagrarischen Parteien nicht eintreten werden: die Revision der „monarchischen Gesinnung" und das „Sozialdemokratischwerden." Höchst wahrscheinlich steht der einflußreichste Teil der Regierung selbst auf diesem Standpunkt der Volkspädagogik, den Rousseau so warm empfohlen hat. Ist doch selbst der „Centralverband" gegen die Minimalzölle! Das ist nicht nur den Feinden, sondern auch den Agrariern sehr verdächtig.

So sieht in Wahrheit die Unterstützung aus, die die „Industrie" den agrarischen Forderungen zu Teil werden läßt. Die Agrarier fühlen das selbst sehr wohl und trauen ihren Bundesgenossen nicht über den Weg.

Sehen wir nun zu, was die Industrie als Gesamtheit und in ihren verschiedenen Schichten wirklich von einem derartigen Hochschutzzoll zu erwarten hat. Die Agrarier behaupten, daß die Kaufkraft des Binnenmarktes stark genug wachsen würde, um alle ev. eintretenden Schädigungen des Exporthandels auszugleichen und zu überkompensieren. Das ist eine sehr merkwürdige Behauptung. Denn es wird zugegeben, daß die Herstellung des für die Volksernährung auf heutigem Fuße erforderlichen Korns in Deutschland selbst nur möglich ist unter Einziehung schlechteren Bodens und Investition von mehr Kapital, als unsere angeblich begünstigten bisherigen Importländer aufzuwenden haben. Das heißt nichts anderes, als daß der volkswirtschaftliche Reinertrag der Landwirtschaft nach Abzug der Produktionskosten, daß also die Kaufkraft des Binnenmarktes nach der Zollerhöhung geringer sein wird, als heute die Kaufkraft des gesamten Landwirtschaftskreises, der uns mit Korn versorgt.

Außerdem ist es mit der Kaufkraft des Binnenmarktes eine eigene Sache. Alle Großindustrie schafft Massenprodukte für Massenabsatz, und sie kann nur gewinnen, wenn die Kaufkraft der Massen steigt, während eine vermehrte Kaufkraft der oberen Zehntausend nicht der Großindustrie, sondern vorwiegend dem Kunstgewerbe und den so zu sagen unproduktiven Berufen (Dienerschaft, Parasiten aller Art) zugute kommt. Die Frage ist also vor allem, ob die Arbeitermasse, das Gros der Bevölkerung, in seiner Lebenshaltung gewinnen oder verlieren wird?

Um diese Frage dreht sich ein bedeutender Teil des Kampfes. Einer der geistvollsten und bedeutendsten Köpfe der deutschen Nationalökonomie, ein Forscher, dessen Methode mir sonst aufs äußerste sympathisch ist, Dietzel-Bonn, hat den Versuch gemacht, durch abstrakte Rechnung nach dem Ricardo'schen Schema nachzuweisen, daß der Lohn nicht, wie seit den Physiokraten fast alle „abstrakten" Nationalökonomen angenommen haben, mit dem Kornpreis steigt und fällt (Paralleltheorie), sondern, daß umgekehrt hoher Kornpreis niedrigen Lohn, und niedriger Kornpreis hohen Lohn bedingt (Conträr-Theorie). Dieser

Digitized by Google

Beweis scheint der Mehrzahl der Beurteiler und, wie ich gestehen muß, auch mir mißlungen. Die Ricardo'sche Theorie leitet sich ab aus einer Dreiheit von Grundtheorieen, von denen die eine, die Lohnfondtheorie, heute von aller Wissenschaft vollständig preisgegeben worden ist, und von denen die beiden anderen, Grundrententheorie und Bevölkerungtheorie, heftig bestritten werden, und wie ich glaube, beide völlig falsch sind. So ist schon die Grundlage schwankend, und ferner handelt es sich bei dem Lohnproblem um ein Gebiet, dessen ganze theoretische Grundlage momentan ohne einen Versuch genügenden Neuaufbaus zerstört ist. Hier kann man, darin muß ich Diehl und Moritz Naumann Recht geben, mit der rein deduktiven Betrachtung nichts beweiskräftiges erreichen.

Trotzdem wird man mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen in Uebereinstimmung mit Schäffle, Brentano, Fr. Naumann, Lotz ꝛc., daß die Klassenlage der Arbeiterschaft durch den Hochzoll nicht gefördert, sondern geschädigt wird. Er würde eine Verteuerung der wichtigsten Lebensmittel mit sich führen, namentlich des Brotes und des Fleisches, und so müßte ihr heutiger Geldlohn schon sehr beträchtlich erhöht werden, um auch nur dieselbe Kaufkraft zu haben, wie bei niedrigen Zöllen, oder mit anderen Worten, damit sie auch nur denselben „Reallohn" erhielten. Es ist aber sogar wahrscheinlich, daß selbst ihr Geldlohn noch sinken würde. Denn daß, mögen nun auf der Basis des Zolltarifentwurfs Handelsverträge überhaupt zustande kommen oder nicht, unsere Exportindustrie in einer beträchtlichen Einschnürung ihres Absatzgebietes die Zeche für den Kornproduzenten zu tragen haben würde, das zu bezweifeln braucht man alle volkswirtschaftliche Naivität des Mannes, dessen ganze ökonomische Weisheit im Cirkus Busch erworben wurde. Einengung des Arbeitsmarktes aber bedeutet Verminderung der Nachfrage nach Arbeitern, bedeutet ungünstigen Kurs der Arbeit auf allen Märkten, bedeutet Sinken des Geldlohnes, und bei so verteuerten primären Bedürfnissen noch viel stärkeres Sinken des Reallohnes. Aus diesen Gründen ist selbst ein im Grunde schutzzöllnerischer Politiker, wie der sozialdemokratische Abgeordnete Calwer, gegen den Hochzoll.

Nun behaupten allerdings die Agrarier, sie würden bei erhöhtem Zoll in der Lage sein, ihre Arbeiter besser zu behausen und zu entlöhnen, und so würde die Massenkaufkraft mindestens von dieser Seite her wachsen. Daß die Möglichkeit bestände, soll für den Großgrundbesitz zunächst nicht in Abrede gestellt werden. Daß sie aber Wirklichkeit würde, daran haben selbst solche alten Schutzzöllner wie Schäffle sehr starke Zweifel. Und diese Zweifel sind vollberechtigt. In der Zeit der Hochkonjunktur aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse, zwischen 1865 und 1875, ist der Lohn der Landarbeiter kaum, aber um so stärker die Rente gestiegen; und wenn der Lohn etwas gestiegen ist, so geschah es nicht, weil die Grundbesitzer ihren Arbeitern einen Teil des Ueberflusses gutwillig zukommen ließen, sondern es geschah, weil die Abwanderung in die aufblühende Industrie die Arbeiter massenhaft vom Lande fortzog und dadurch den Lohn der Zurückbleibenden hob. Und so ist es geblieben! Der Lohn regelt sich nach Angebot und Nachfrage, und Zeiten der industriellen Blüte mit hohen Arbeiterlöhnen und infolgedessen starker Abwanderung vom Lande haben regelmäßig den Landarbeiterlohn gehoben, während er in Krisenzeiten bei sinkender Abwanderung stabil blieb oder sogar etwas sank. Daraus ist nur der eine Schluß zu ziehen, daß eine Drosselung der deutschen Industrie durch den Hochzoll die Abwanderung vom Lande stark vermindern und daher den Lohn der gestauten Landbevölkerung drücken würde, wenn nicht etwa die zur Wanderung geneigten Elemente den Weg übers Meer dem patriarchalischen

Digitized by Google

Regiment ihrer angestammten Herren vorziehen würden, was nicht ausbleiben würde. Und die städtische Arbeiterschaft wird zwar nicht mehr in dem Maße wie jetzt durch die Zuwanderung der Landarbeiter in ihrem Aufsteigen gehindert werden, wenn die Abwanderung vom Lande stockt, aber sie wird auch nicht den Kurs des Arbeitsmarktes für sich günstig finden, wenn ein so großer Teil des Absatzes verloren ist.

Alles in allem genommen erscheint es mir zwar nicht ohne weiteres angängig, „die Belastung des Arbeitereinkommens durch den Zoll" so auf Heller und Pfennig zu berechnen, wie Mombert es thut, der von der unbewiesenen Voraussetzung ausgeht, daß der Geldlohn unter der Herrschaft des neuen Zolles der gleiche sein wird wie jetzt: aber ich glaube, daß eine besonnene Prüfung aller Umstände dennoch zu der Ueberzeugung führen muß, daß der Reallohn der Arbeitermassen in Land und Stadt beträchtlich sinken wird, daß damit die Kaufkraft für alle Großindustrie herabgehen und auch die industriellen Unternehmer in ihrer Mehrzahl schwer geschädigt werden müssen.

Soweit es sich um die Klassenlage der Arbeiter handelt, ist das auch selbst von den Tariffreunden fast allgemein zugegeben. Und man will ihnen die bittere Pille durch „Kompensationen" versüßen. Der thörichteste Vorschlag derart ist derjenige, den sich das Centrum jetzt offiziell zu eigen gemacht hat. Es sollen die Mehreinnahmen des Reichs aus den Nahrungsmittelzöllen verwendet werden zu Gunsten der Arbeiterklasse, für eine Wittwen- und Waisenversicherung, vielleicht auch für eine Arbeitlosen-Versicherung. Da durch den Zoll nicht nur das importierte Getreide, sondern auch das im Lande erzeugte Getreide um den gleichen Betrag verteuert wird, so heißt das, daß man der Arbeitermasse — denn man kann diese den Konsumenten fast ohne Fehler gleichsetzen — $^9/_9$ nehmen will, um ihr $^1/_9$ wiederzuerstatten. Ferner soll ja der Zoll als „Erziehungszoll" dazu dienen, um die inländische Kornproduktion so zu verstärken, daß die Importziffer allmählich bis auf Null sinkt, eine Hoffnung, die sich zum Teil verwirklichen lassen wird, da vermutlich eine vermehrte Sterblichkeit und ganz sicher eine riesenhafte Auswanderung den Zuwachs der Bevölkerung aufhalten wird, und da der Konsum, namentlich an verfeinerter Nahrung, sehr beträchtlich sinken wird. Wenn sich dann aber diese Hoffnung erfüllt hat, wenn das erreicht ist, was man mit einem schönen Worte „Autarkie" nennt, dann ist von einem Mehrertrage aus den Kornzöllen nicht mehr die Rede, dann bleibt im Gegenteil ein enormer Mindererertrag zu decken, ein um so größerer, als die Steuerkraft der Industrie und des Handels stark geschwächt würde; und dann werden dieselben Arbeitermassen die Ausgaben für Wittwen- und Waisenversorgung und für die übrigen Staatsausgaben in neuen Zöllen auf die Bedürfnisse der breiten Massen zu decken haben, namentlich auf Tabak, Spiritus und Bier; und Handel und Verkehr werden die heute schon unwirtschaftlich hohe und täglich steigende indirekte „Verkehrssteuer" unserer veralteten Eisenbahntarife in verdoppeltem und verdreifachtem Maße zu tragen haben.

Viel mehr erwägenswert ist der Vorschlag des Berliner Professors der Agrarpolitik Sering. Er schlägt vor, die Kaffee- und womöglich die Petroleumzölle abzuschaffen und damit den kleinen Wirtschaften einen, wie er meint, bedeutenden Teil der Auslagen für die Kornzölle zu ersetzen; und außerdem verlangt er allmählichen Ausschluß der slavischen Wanderarbeiter, eine Maßregel, die binnen wenigen Jahren durchzuführen sein soll. Namentlich der letzte Vorschlag wäre, wenn er durchzuführen wäre, von kräftigster Wirkung auf die Klassenlage der Arbeiterschaft. Er würde die Agrarier zwingen, die Landarbeiterlöhne sehr beträchtlich zu erhöhen, und die Hebung dieses Niveaus würde kraft des engen Zusammenhangs ländlicher und städtischer Arbeitslöhne auch das Niveau

Digitized by Google

der städtischen Arbeit bedeutend heben, vielleicht in einem Maße, das genügend wäre, um die anderweitige Schädigung einigermaßen auszugleichen. Nur schade daß hier ausschließlich der Volkswirt, und nicht der Politiker die Rechnung gemacht hat. Es ist nicht unmöglich, daß die Agrarier, wenn nur auf diese Weise eine parlamentarische Mehrheit für ihre Absichten zu erreichen wäre, die Seringsche Forderung glatt acceptieren: aber sie würden, die Beute einmal in der Tasche, unbedingt Mittel finden, um diese soziale Last in kürzester Zeit wieder von sich abzuwälzen. Dagegen schützt kein ministerielles Versprechen, denn Minister kommen und gehen, und der Träger der Krone kann nicht persönlich in einer nicht widerruflichen Form gebunden werden. Aus diesen Gründen wird man den sonst ausgezeichneten Vorschlag verwerfen müssen.

Sering und Fuchs, die beide, und beide vorwiegend im vermeintlichen Interesse des eigentlichen Bauernstandes, Verteidiger mäßiger Zölle sind, verlangen außerdem eine innere Kolonisation im großartigsten Styl, ebenso wie die Tarifgegner Conrad, Schäffle und Naumann. Fuchs will zu dem Zweck den auf Preußen entfallenden Teil der Mehreinnahmen aus den Zöllen verwenden. Auch dieser Vorschlag ist vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus vorzüglich, — Mehrerträge einmal vorausgesetzt — und auch er vom politischen aus unannehmbar. Es muß einmal mit aller Klarheit gesagt werden: dasjenige, was allein die soziale Klassenlage der deutschen Volksmasse wirklich kräftig heben kann, indem es die Abwanderung vom Lande verlangsamt oder zum Verschwinden bringt; was gleichzeitig die immer drohender werdende Polenfrage allein lösen kann: die innere Kolonisation im ausreichenden Maße ist in Preußen-Deutschland nicht möglich, so lange das Junkertum die Regierungsgewalt besitzt. Eine wirklich kräftige innere Kolonisation würde es wirtschaftlich entwurzeln, wie eine sehr einfache Rechnung lehrt: ein in Bauernhände aufgeteiltes Rittergut faßt nach der Parzellierung 3—4mal so viel Menschen als vorher (nebenbei gesagt auch 3—4 mal so viel Vieh, und zahlt 2—3 mal soviel Staatssteuern). Das heißt mit anderen Worten: die Aufteilung auch nur eines Drittels des vorhandenen Großeigentums im Osten Deutschlands würde die restierenden zwei Drittel sämtlicher Arbeitskräfte berauben, selbst wenn man einen starken Zuzug aus dem Westen und Südwesten Deutschlands aus den dortigen Bauernbezirken annimmt; und es ist mehr als wahrscheinlich, daß bereits die Aufteilung von 10—15 % des Großgrundbesitzes, wenn sie in sehr kurzer Zeit mit großen Mitteln durchgeführt würde, die Leutenot der übrigen 90 % bis zu einem Punkt steigern würde, bei dem eine große Anzahl der Betriebe trotz Zollschutz zusammenbrechen müßten.

Das hat sich ein Teil der Verfechter der inneren Kolonisation noch nicht klar gemacht, aber das Interesse ist weiser als die wissenschaftliche Intelligenz. Die Agrarier würden beim ersten Versuch begreifen, worauf die Maßregel hinausläuft und würden, so lange sie die Macht in der Hand haben, den Stillstand zu diktieren verstehen.

Nur wenige der hier behandelten Schriftsteller ziehen aus den Thatsachen den Schluß, daß eine Sozialreform ohne Agrarreform, und diese ohne Beseitigung des Großgrundeigentums unmöglich ist. Es sind von den Zollfreunden Professor Fuchs, von den Zollgegnern Professor Huber, Friedrich Naumann und weniger radikal Schäffle und Lotz. Huber stützt sich durchaus auf die von mir zuerst gegebenen Erörterungen über die Wirkung, die das Großgrundeigentum im Staate ausübt. Fuchs ist selbständig, vielleicht in Anlehnung an Max Weber, und jedenfalls in Weiterführung von Gedanken, die Lotz in München ausgesprochen hat, zu demselben Resultat gekommen. Er hat sogar das einigermaßen sonderbare Argument für einen mäßigen Zoll, daß

Digitized by Google

er damit die Bauern von den Junkern abzutrennen hofft. Ein Ausgang, der mir sehr unwahrscheinlich erscheint.

Die Gegner dieser Anschauung heben demgegenüber die Unentbehrlichkeit des Großgrundbesitzes hervor, namentlich Wagners konservatives Herz hängt an dem Stande. Er hält ihn für politisch unentbehrlich, ohne zu bedenken, daß zwar das alte agrarische, wesentlich auf Ostelbien fundierte Königreich Preußen keinen anderen regierungsfähigen Stand besaß, als den Grundadel, daß aber das moderne Industrie- und Handelsreich Deutschland ganz andere Hilfsquellen auch persönlicher Art hat und auf einen eigenen Grundadel wohl Verzicht leisten könnte, ohne zu Grunde zu gehen. Das zweite Argument ist, daß das Großgrundeigentum als Pionier des landwirtschaftlich-technischen Fortschritts nicht zu entbehren ist. Es ist das eine Lieblingsidee Wagners, die seit 30 Jahren immer wiederkehrt. Sie scheint mir unhaltbar. Denn nicht der Großg r u n d b e s i t z, nur der Großg u t s b e t r i e b ist für den landwirtschaftlichen Fortschritt unentbehrlich; und ich bin der Meinung, daß ein wohlverteilter, nach Größe und Bodenverhältnissen wohl abgestufter staatlicher Domänenbesitz in der Hand erfahrener kapitalreicher Fachmänner ungleich mehr leisten kann und wird, als der durchschnittliche Großgutsbetrieb, dessen Inhaber den Bodenertrag aus Rücksichten der Standesfähigkeit zu einem viel größeren Teile für nicht produktive Zwecke zu verwenden gezwungen sind. (Und noch viel besseres, nebenbei gesagt, können und werden nach meiner Ueberzeugung gut geleitete landwirtschaftliche Produktivgenossenschaften leisten.) Das für einen guten Betrieb notwendige Selbstinteresse des Landwirts wird auch im Domänensystem durch eine genügend lange Pachtperiode ebenso gewährleistet, wie beim privaten Pachteigentum. Darüber kann ernstlich gar kein Streit sein.

Ich stimme mit den genannten Gegnern des Großgrundbesitzes völlig überein. Auch mein Ceterumcenseo ist nach wie vor: die Agrarfrage ist in allen ihren Erscheinungsformen nichts anderes als die Frage, ob und wie das Großgrundeigentum am Leben erhalten werden soll und kann? Es leidet am stärksten unter der Verschuldung, weil es am meisten kapitalistisch betrieben wird, weil deswegen der volle Kapitalswert in seinem Preise erscheint (während der Ertrag des Bauerngutes zu einem viel größeren Teil auf Arbeit beruht, die nicht kapitalisiert werden kann), und weil es aus diesem Grunde ungleich häufiger den Besitz wechselt, wobei der Mehrertrag sich als Hypothekenschuld niederschlägt. Es leidet ferner vor allem unter der Leutenot — ich bemerke, daß die großen geschlossenen Bauerngüter des Nordwestens, dem Gebrauche der Statistik entgegen, demselben Verdikt unterliegen, wie die eigentlichen Rittergüter. —

Eine Beseitigung des Großgrundeigentums im Osten Deutschlands löst alle agrarischen Fragen. Zunächst die des Landproletariats, das durch die Reform selbst zu Eigentümern und damit seßhaft wird. Es löst gleichzeitig einen großen Teil der industriellen Arbeiterfrage, weil in dem Moment, wo die Abwanderung aufhört, und eine starke Nachfrage der neu angesetzten Bauernschaften vom Lande her die Industrie anregt, einer verstärkten Nachfrage nach Industriearbeitern ein vermindertes Angebot begegnet, und die Löhne enorm in die Höhe springen müssen. Und dieselbe Reform löst auch die Frage der Klein- und Mittelbauern. Denn diese leiden heute, so paradox es klingen mag, und entgegen der gänzlich alleinstehenden Behauptung von Mayrs, fast ausschließlich a n d e m h o h e n W e r t i h r e s B e s i t z e s. Denn nach diesem hohen Wert sind sie gezwungen die weichenden Erben abzufinden, und beschweren daher den bleibenden Erben bei jedem Generationswechsel mit unerträglichen Zinslasten. In dem Moment, wo durch einen gesetzgeberischen Akt

Digitized by Google

auch nur ein wesentlicher Teil der $6^1/_2$ Mill. ha Ackerland, die heute im Osten der Elbe in den Händen des Großgrundeigentums sind, auf den Markt geworfen würden, würde in ganz Deutschland der Grund- und Bodenwert enorm fallen. Allzu hoch verschuldete Bauern könnten ihre Scholle seelenruhig ihren Hypothekargläubigern überlassen und sich im Osten neue Höfe anweisen lassen, wo viel mehr Land verfügbar wäre, als im Augenblick landwirtschaftliche Bevölkerung zu haben ist. Die übrigen würden im Wechsel der Generationen den weichenden Erben nur noch geringe Beträge auszuzahlen haben und könnten auch ohne Zoll florieren, da der Preis von Vieh und Korn durch diese Entwickelung auch nicht im mindesten berührt würde. Die weichenden Erben aber hätten nur dann Nachteil, wenn sie als Parasiten der Landwirtschaft in die Städte ziehen wollten. Denn sie fänden jetzt, wenn sie Landwirte bleiben wollen, für ihre geringe Erbsumme gerade so viel Land zu kaufen, wie vor der Auflösung des Großgrundbesitzes für die hohe Erbsumme.

Würde dieser Prozeß durchgeführt, so würden die heute stagnierenden und zurückgehenden Landstädte im Osten schnell wachsend zu derselben Blüte kommen wie ihre Schwestern im Westen, in Bauernbezirken. Denn wir wiederholen es: der Bauer kauft in der Landstadt und kann dort kaufen, weil die Produkte der Industrie, die er für seine Existenz und für sein grobes Behagen braucht, dort unter ebenso günstigen Bedingungen feilgehalten werden können wie in der Großstadt. Der Großgrundbesitzer aber muß in der Hauptstadt kaufen, denn der Markt der Kleinstadt ist viel zu gering, um hochwertige Luxusprodukte herstellen zu können. Darum können die Städte im Großgrundeigentumsbezirk nicht wachsen, darum können sich um sie die Thünensche Ringe immer intensiverer Betriebsführung nicht bilden, darum können sich die Flächen nicht verkleinern, von denen eine Familie behaglich zu leben vermag, und darum ist kein Platz für den Nachwuchs in diesen Bezirken. Wo aber eine an Zahl und Kaufkraft wachsende Bauernschaft immer neue, immer größere, immer reichere Städte ins Leben rufen kann, da wird das Land nie zu enge, da lebt eine Familie im Wohlstande auf einem Fetzen Landes, auf dem sie verhungern müßte, läge er eingesprengt zwischen das Großgrundeigentum.

Diese Reform unserer Eigentumsverfassung ist unvermeidbar. Sie wird kommen, wenn der Tarif abgelehnt wird, und sie wird schneller kommen, wenn der Tarif angenommen wird. Die Agrarier sollten aufmerksam studieren, was der als Volkswirt und Politiker gleich überragende greise Staatsmann Schäffle ihnen zu denken giebt in Bezug auf die politischen Folgen, die dieser Beutezug auf die Taschen der Konsumenten haben muß, wenn er glückt. Sie säen Wind, und werden Sturm ernten; und sie werden finden, daß sich schon im heutigen Industriestaat Preußen, geschweige denn im industriellen Bundesstaat Deutschland auf die Dauer nicht mit den Mitteln des halbasiatischen Feudalismus regieren läßt. Wenn eine Sturzwelle sie fortschwemmt, werden sie es sich selbst zuzuschreiben haben.

Statt dessen bietet heute fast die gesamte Volksmasse, Sozialdemokratie, Liberalismus und liberale Wissenschaft durch ihre berufenen Vertreter, die Hand zur friedlichen Ablösung dieser unhaltbar gewordenen Position. Der Staat sollte das Großgrundeigentum in kolossalem Umfange ablösen, mit freigebiger Hand, über den heutigen Wert, wenn es sein muß, ganz wie er vor 100 Jahren die Erbunterthänigkeit abgelöst hat. Es ist eine unhaltbare Position! Als das Geschöpf eines von dem heute herrschenden völlig verschiedenen Rechtes, als das Produkt einer von der heute herrschenden völlig verschiedenen Wirtschaftsordnung steckt das Großgrundeigentum wie ein Fremdkörper im Fleische unseres Volksorganismus. Alle die Fieberschauer, Schmerzen und

Digitized by Google

Krämpfe, unter denen wir leiden, sind nichts anderes als die Begleiterscheinungen seiner Auseiterung, seiner Ausstoßung. Zu retten ist es nicht mehr: Wo ist der Operateur, der mit zarter aber fester Hand den Schnitt wagt, der uns zu heilen vermag? —

Nicht als blinde Gegner der Bauernschaft, nicht in thörichter Verkennung der sozialen, hygienischen und ethischen Gefahren, die eine immer weiter fortschreitende Industrialisierung des Vaterlandes mit sich führt, sind wir entschlossene Gegner der Zollerhöhung, sondern gerade umgekehrt, um den bäuerlichen Mittelstand, den Kern und Jungquell aller Volkskraft, nach Möglichkeit zu vermehren und in seiner Wohlfahrt zu fördern, um gerade den Binnenmarkt zu entwickeln, um die krankhafte Abwanderung, die die Großstädte aufbläst und den Exportindustrialismus ermöglicht und erzwingt, zu hemmen. Hochschutzzoll vermindert die Bauernschaft, denn er stärkt die auskaufende Kraft des Latifundienbesitzers und des Kapitalmagnaten und zerstört die Lebenswurzel des Bauern, die Viehzucht; freier Verkehr aber vermehrt die Bauernschaft, denn er bricht durch niedere Kornpreise und steigende Löhne das Rückgrat des Großgrundbesitzes und schafft so allein den Raum und die politische Möglichkeit für die innere Colonisation, die uns bitter Not thut. Fort mit dem Großgrundbesitz! Wahrlich nicht aus Haß gegen seine Träger, die uns in ihrer gesunden Erdkraft eine durchaus, der Rasse wegen, erhaltungswerte Menschengattung scheinen, sondern aus der Erkenntnis, daß das Institut im heutigen Wirtschaftsleben unhaltbar geworden ist. Das Dilemma lautet: „Freizügigkeit oder Großgrundeigentum!“ und da bleibt kein Zaudern möglich. Fort mit ihm, nicht aus Haß, sondern aus dem Mitleid Zarathustras: „Was wankt, soll man auch noch stoßen!“ Oder mit dem leider der Wissenschaft viel zu früh entrissenen Max Weber: „Wenn es sich nicht halten kann, so gehört ihm der Hals umgedreht.“

Friedrich Naumann hat die wohl von mir zuerst aufgestellte ökonomische Grundforderung in eine Form geprägt, die ich gern annehme: „Bauerngut an Bauerngut bis zur russischen Grenze!“

Digitized by Google

# Vom Markte der Liebe.

Von **Anselm Heine.**

---

Eben setzte ich die Feder an, um die Einladung des Commerzienraths von Müller und seiner Gemahlin, née Koscinska, abzusagen, da fällt mein Blick auf die kurze geschriebene Notiz unter dem gedruckten Formular: „Nach dem Souper Vortrag des Fräulein Elise Tilgner."

Die kleine Tilgner wieder in Berlin? Wie eine Vision taucht mir ihr schönes Puppengesichtchen wieder auf, dem zwei kleine Türkisenohrringe vergeblich versuchen, einen pikanten Abschluß zu geben, und ich höre wieder ihre etwas zu helle, bewegliche Stimme sich in allerhand Coloraturwagnissen üben. Offen gesagt war ich damals nicht gerade entzückt von diesem Fleiße. Wir waren nämlich Zimmernachbarn in der Pension vor — — Ist das wirklich schon achtzehn Jahre her? Seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen, niemals ihren Namen in den Zeitungen gelesen. Ein gemeinsamer Bekannter sagte mir einmal, es gehe der Tilgner schlecht, sie habe ihre Stimme verloren und sei nun gezwungen, Gesangsunterricht zu geben.

Im Grunde paßte sie auch gar nicht für die Bühne. Sie stammte aus Meseritz in Posen; ihr Vater war Briefträger. Von dem hatte sie wahrscheinlich den braven, zweckdienlichen Gang geerbt, der ihr etwas so unheilbar Kleinbürgerliches gab nnd ihr auf der Straße wie ein Tugendschild jede frivole Annäherung fern hielt. Ich glaube fast zu ihrem Bedauern, denn die kleine Tilgner trug all' ihr Lebtag eine platonische Liebe zum Erotischen mit sich herum. Eine unerwiderte. Man mußte sie nur die Pagenarie aus dem Figaro üben hören, wie sie sich da mit Liebe und Triebe ehrlich Mühe gab, ohne den geringsten Ton von Leidenschaft hervorstudiren zu können. Dafür aber hatte sie einen unfehlbaren, ich möchte sagen geschäftlichen Instinkt für das Publikum. Vor so verschiedenen Menschen ich sie singen hörte, sie irrte sich nie in der Wahl ihrer Vorträge.

Uebrigens, ihre Stimme scheint ja wiedergekommen zu sein? Wenn sie heute nach achtzehn Jahren die pièce de résistance der Müller'schen Gesellschaft bildet!

Mittags fuhr ich dann zur Stadt, um mir zur Vervollständigung meiner Toilette einen modernen Shlips zu besorgen. Ich hatte lange und arbeitvertieft in meiner Vorortseinsiedelei gehockt und mich um nichts Heutiges gekümmert. Wie wenig, konnte ich daran ermessen, daß mir sogar der Griff der heurigen Saison, mit der die Dame ihr Kleid rafft, unbekannt war und damit das ganze Straßenbild. Es kam mir vor, als mache ich eine kleine vergnügte Reise nach der Gegenwart hinein. In den Schaufenstern thaten sich neben den Bildern von Bismarck, Ibsen, Mozart, Darwin die Größen vom letzten Tage hervor. Ueberall wiederholten sich dieselben Gesichter und unter ihnen entdeckte ich ein mir bekanntes, wenn auch halb vergessenes.

Digitized by Google

Guter Gustav! Wenn Du geahnt hättest, daß man Dich 15 Jahre nach Deinem Tode da aushängen würde, daß an allen Anschlagesäulen fett und breit wie Du selbst Dein Name prangt! Gott, wie haben wir damals über ihn gelacht, die Tilgner und ich! er war ein Landsmann von ihr, Commis in einem Victualiengeschäft und ihr getreuer Verehrer. Eigentlich schämte sie sich seiner, aber wir andern wurden nicht müde, ihn zu immer neuen Liebesbriefen und Gedichten anzureizen. Die las sie uns dann vor. Wir lagen auf der Erde vor Lachen.

Und nun hing er dort, ehrbar und mit dem wohlbekannten sentimentalen Augenaufschlage unter allerhand leichtgeschürztem Bühnenvolk, die Darsteller „seiner" Oper „Nixenzauber". Neben ihm der Componist.

Dem verdankte er eigentlich seinen Ruhm. Im vorigen Jahre sollte zu einer Festvorstellung im Wiesbadener Hoftheater eine Märchenoper verfaßt werden. Der Componist versprach in vierzehn Tagen das Opus zu liefern. Glücklicherweise fand er in einem alten Jahrgang der „Deutschen Dichterwiege", deren Mitarbeiter er als Gymnasiast gewesen, einen ganzen Cyclus von Gedichten, die zu seinen Melodien paßten. Es waren die Gedichte, die der „jute Justav" an Elise Tilgner gerichtet hatte. Der Componist hatte sie durch Prosatext verbunden und verändert, wo es noth that. Herrliche Dekorationen, erstaunliche Sonnenaufgänge, singende Blumen, ein Ballet von tanzenden Thautropfen und wirklich badende Nixen thaten neben seinen reizenden Melodien das Uebrige. Die Oper hatte einen unerhörten Erfolg und wurde erst in Berlin, dann in allen übrigen Theaterstädten unzählige Male aufgeführt. Bühnendirektoren und Darsteller bereicherten sich daran. Die Leierkasten setzten eine neue Walze ein und sogar die Phonographen im Passage-Panoptikum wiederholten: „Du rote goldene Jugendrosenzeit." —

Am bestimmten Abend hatte ich mich in der Wannseevilla eingefunden. Man ging sogleich zu Tisch. Zu meiner Freude saß ich Elise Tilgner gerade gegenüber. Sie sah freilich älter aus, aber eigentlich schöner als früher. Statt der kleinen bürgerlichen Türkisenohrringe trug sie jetzt das ergraute Haar in modischen Wellen über die Ohren gelegt und im tiefen Haarknoten einen goldenen Haarpfeil mit zwei lebendigen roten Schlußrosen zu beiden Seiten. Das gab ihr etwas Ueppiges und Seltsames, das sie früher nie gehabt. Ich mußte immer wieder zu ihr hinübersehen. Sie sprach während des ganzen Soupers eifrig mit ihrem rechten Tischnachbarn, einem Verleger, während sie den offiziellen Tischherrn „auf das Pflichttheil setzte", wie er mir zwischen zwei Blumenvasen hindurch herüberklagte. Ab und zu hörte ich ein Bruchstück ihrer Unterhaltung. Herstellungskosten, Honorare, Prozente. Sie war also noch immer die Verständige, Konkrete, aber auch ihre Stimme schien mir verändert, denn sie äußerte all' diese nüchternen Worte mit einem seltsam wehmütigen vibrierenden Tone.

Sollte sie etwas erlebt haben? Der Gedanke beschäftigte mich so sehr, daß ich meinerseits meine Tischdame schlecht unterhielt. Zum Glück bemerkte sie es nicht, denn sie gehörte zu den Maeterlinck-Verehrern, die wahre Schweigorgien begehen und es für eine Roheit halten, Konversation zu machen. Demunbeschadet sagte sie zum Schlusse mit leise gebeugter Haltung und schwacher Stimme: „O Nixenzauber, wie ich mich freue" und dann wieder: „die arme bräutliche Witwe!" Dabei zeigte ihr Auge auf die eifrig redende Elise. Ich verstand kein Wort und begnügte mich damit, poetisch zu seufzen.

Nach dem Essen benutzte ich das zwangsweise Gesegnete Mahlzeit-Sagen, um die Tilgner zu begrüßen. Erst jetzt erkannte sie mich: „Ach ja! Einer aus der unvergessenen schönen Zeit der roten Jugendrosen!" und lächelte.

Digitized by Google

Ich lachte laut auf: „Ja, was sagen Sie dazu?“

Sie blickte mich fragend und ein wenig unsicher an.

In diesem Augenblicke kam die Wirtin, die zwei große Küsse auf Elisens Wangen placirte und sie bat, nun zu beginnen. Ich reichte der Sängerin den Arm und führte sie in den Musiksalon, um dort mit ihr dem Flügel zuzusteuern, sie aber dirigirte mich mit sanftem Gange, der noch immer Spuren ehemaliger zielbewußter Bravheit zeigte, nach der Längsseite des Saales. Dort war auf einem Podium eine kleine grüne Laube errichtet, von früchtetragenden Orangebäumen umgeben. Rot umhüllte Glühlämpchen in Blumenkelchen gaben ein erregendes Licht. In der Laube harrte ein stilvoll engbrüstiger Sessel, eine hohe Goldvase mit roten Rosen stand am Boden, daneben ein niederes Tischchen, auf dem eine rote Ledermappe lag. Leise Musik erscholl. Die Ouvertüre zum Nixenzauber. Elise Tilgner löste sich mit gefaßter Wehmut aus meinem Arm und betrat das Podium. Eine Weile stand sie mit gesenktem Haupte da oben, dann ließ sie sich auf dem unbequemen Sessel nieder, zog aus ihrem Busen ein kleinwinziges Schlüsselchen, das sie an einer langen Goldkette befestigt trug und erschloß die Ledermappe. Die Musik hörte auf. Elise erhob sich ein wenig und begann: „Aus meinem Schreibtische.“ „Briefe und Verse vom Verfasser des Nixenzauber.“

Ich glaube nicht, daß ich sehr klug ausgesehen habe in diesem Augenblick. Alles in mir wirrte durcheinander. Zuerst hielt ich noch eine Weile an der Vorstellung fest, die Tilgner wolle sich einen Witz machen, aber das sah ihr nicht ähnlich. Humor hatte sie nie gehabt.

„Du bist der Stern der Nacht, Du bist die Nacht der Sterne“ las sie eben wieder mit ernstlicher Zitterstimme. Sie hielt das Blatt, da sie etwas kurzsichtig war, steil zu sich hin. Ich konnte auf der Rückseite gerade den großen Tintenfleck sehen, aus dem ich vor achtzehn Jahren das Gesicht des „juten Justav“ verfertigt hatte, direkt unter seiner Unterschrift und dem sauber gezeichneten Geldsack, der nie am Ende seiner Briefe fehlte mit der Aufschrift: „100 000 Grüße.“ Sie hatte Thränen gelacht damals über meine Karrikatur. Jetzt aber saß sie da oben würdig und bewegt und las. Briefe und Verse. Wohl eine Stunde lang. Und merkwürdig, manches schien mir schön, mit solchem Ausdruck gelesen hier vor einer willigen Zuhörerschaar, der die banale Persönlichkeit des Autors fremd war. Ich fühlte mich fast von der merkwürdigen „Suggestion der Menge“ ergriffen. Hinter mir, am Thürpfosten, führten zwei Damen ein Flüstergespräch:

„Er ist jung gestorben. Ein armer Dorfknabe, der sich in die schöne Sängerin verliebte; sie haben nicht heirathen können, weil ihnen beiden das Geld fehlte. Kurz vor der Pforte des Ruhmes hat ihn der Tod hinweggerafft. Ja, jetzt lebt sie ganz ihren Erinnerungen, sie hat es mir gesagt. Ihre ganze künstlerische Laufbahn hat sie aufgegeben und lebt nur noch in seinen Erfolgen. Was muß es sie kosten, so ihre innersten Erlebnisse preiszugeben!“

An der andern Seite gestand ein junger Kahlkopf zwischen zwei Gähn-Anfällen „ohne die Musik ist's nichts. Und die Tilgner ist auch schon zu alt.“

Jetzt hatte die Vortragende aufgehört. Der Wirt führte sie feierlich die Stufen herab. Man drängte sich um sie. Alle drückten ihr die Hände.

„Wann kommen Sie zu mir, um zu lesen? Etwa Sonntag?“

„Mir hatten Sie den nächsten Donnerstag versprochen!“

„Bitte, vergessen Sie nicht den 27.“

Elise notirte sich gelassen auf einem Notiztäfelchen, das ihr am Gürtel hing, die Daten. Dann kam sie auf mich zu: „Ich möchte Sie so gerne sprechen.“ Ich verbeugte mich. Aha, jetzt wollte sie erklären. „Sie haben



Digitized by Google

ihn später noch getroffen, den guten Gustav," sagte ich, um ihr über das Peinliche hinwegzuhelfen, „ihn tiefer kennen gelernt?"

Sie sah mich groß und ruhig an: „Nein, es spielte sich ja Alles nur in diesen zwei Jahren ab, wo wir hier in Berlin zusammen waren. Seitdem habe ich meinen Dichter nicht wieder gesehen."

Kein Hauch von Verstellung in diesen hübschen blauen Augen; fromm und friedlich stand sie vor mir, das verkörperte gute Gewissen und ich begriff, daß sie wirklich und ehrlich glaubte, „ihren Dichter" immer geliebt zu haben.

„Sie müssen mir behilflich sein," fuhr sie eifrig fort; „einen Verleger habe ich hier eben gefunden und mit ihm schon Alles abgemacht. Die Briefe können wir ja später herausgeben, erst die Gedichte, denn da könnte uns einer zuvorkommen. Diese Sammlung wird ein durchschlagender Erfolg sein. Ich sehe nicht ein, warum man das Andern überlassen soll? Nicht wahr, Sie schreiben mir ein Vorwort dazu und im Texte biographische Anmerkungen?"

In tiefer Verwirrung versprach ich Alles.

Nachher brachte ich sie nach Haus. Vor dem Bahnhof Friedrichstraße stand ein Trupp junger frecher Dinger und drängte sich an die vorübergehenden Männer heran. „Pfui," sagte die Tilgner ziemlich laut, „wie sie Handel treiben mit der Liebe."

Ich erwachte aus tiefer Versonnenheit: „Immerhin verkaufen sie nur ihre eigene."

Es war mir entfahren, gegen meinen Willen, jetzt blickte ich ein wenig bestürzt nach ihr hin.

Sie sah mich vergnügt an. „Was Sie immer für originelle Wendungen finden. Ich bin wirklich froh, daß ich Sie für mein Buch gewonnen habe."

Digitized by Google

# Der rote Hahn.

Von **Alfred Kerr.**

---

## I.

Die Geschichte einer Familie unter dem ersten preußischen Kaiserreich: zu dieser Bedeutung wächst Hauptmanns Doppelstück im zweiten Teil. Der erste Teil giebt Zustände in der Familie Wolff; der zweite die Entwicklung aus diesen Zuständen. Der erste giebt Anläufe; der zweite den Sprung. Der erste warf einen Rehbock ab, zwei Kubikmeter Holz, einen Pelz; der zweite Teil wirft eine soziale Erhebung ab. Ich kann gewisse Dinge nicht anders prägen als nach dem ersten Eindruck. Man hat die Wahl, sich zu wiederholen oder sich abzuschwächen; ich ziehe für die nächsten fünf Sätze das Erste vor:

Die Weber waren der offne Krieg der Unteren gegen die Besitzenden; der Biberpelz gab den versteckten, listigen Guerillakrieg dieser Unteren gegen die Besitzenden. Jetzt kommt der rote Hahn: er zeigt, wie die Unteren selbst zu Besitzenden werden.

Der rote Hahn ist die Komödie der steigenden Landproletarier. Die Wolffen arbeitet die Familie zu Grundstücksbauern empor; zu Schönebergern. Die Familie rückt ein in die stützenden Klassen der Nation. Die Wolffen wird Ahnfrau.

## II.

Ist dieser zweite Teil überflüssig? Die mehrsten Kritiker haben gesagt: man konnte sich ohnehin denken, wie es kommen würde. Gewiß doch. Auffallend nur, daß ein bester Hauptmannversteher, Paul Schlenther, es nicht denken konnte. Er sah voraus: die Töchter, Adelheid und Leontine, würden im Schlamm versinken, Mutter Wolffen würde sehr betrübt sein. Hauptmann aber meinte: die Familie wird nicht sinken, sondern steigen. Hauptmann meinte: sie wird just mit Hilfe der zwei Mädel steigen. Also trotz namenloser Achtung vor der Voraussicht so vieler Kunstrichter: es scheint mir nicht überflüssig, daß Hauptmann zugelassen wurde seine Voraussicht zu äußern; zu gestalten.

Ich gebe die Gliederung des Aufstiegs: die Wolffen benutzt einen Mann und zwei Schwiegersöhne. Sie heiratet nach Julians Tod einen Polizeispitzel; die Verbindung nach oben festigt ein kirchlicher Schwiegersohn, Schmarowski; drittens: ein Mitwisser ihrer Schandthat wird zum andern Schwiegersohn genommen. Die



Digitized by Google

Schandthat ist aber eine Brandthat. Versicherungsgelder, siebentausend Mark, legen den Wohlstand fest. Die Weber waren das Revolutionsdrama; hier ist das Evolutionsdrama.

## III.

Die Geschichte einer Familie unter dem ersten preußischen Kaiserreich. Ihr allgemeinerer Belang ruht in der Zeichnung des Untergrunds. Der Biberpelz gab die Wolffs für sich; der rote Hahn im Zusammenhalt mit ihresgleichen. Der Biberpelz gab von den Unteren dies eine Haus; der rote Hahn die Symphonie der Dorfgenossen.

Hauptmann malt hier Märker, wie kein Deutscher vor ihm. Der Meister soll noch gefunden werden. Fontane wirkt hiergegen wie ein Onkel. Hauptmanns Blick ist anders, als da er die Weber schrieb. Eine Gesellschaft, die Haare auf den Zähnen hat! Christen sind sie alle nicht. Die Wolffen steht minder als Ausnahme da. Abbrennen ist nicht vereinzelt. Grabow, ein sonst wenig schlauer Mann, steigt auf schlichte Art, durch Abbrennen. Er schwört falsch; er ist beliebt; das ganze Dorf weiß es. Auch die Brandstiftung der Wolffen weiß das ganze Dorf. Einer, der Schmied Langheinrich, hat die Zündschnur. Aber es giebt ein Zusammenstehn, auf gemeinsame Vorteile gegründet. Die Obrigkeit ist dumm vor dieser Schaar. Auch die Obrigkeit macht aber alles auf Teilung. Handlanger des Rechtes nicht, sondern der Dynastie. Weniger ein Trachten nach Ethik als nach dem Piepmatz. Alles in allem eine harte Gesellschaft, Haare auf den Zähnen. Da ist Dalchow, ein Kerl, barbarisch gegen seinen Jungen; ein roher Mädelbetrüger; „mit Wehrhahn immer jut Freund und brillt wie so'n Schwein bei de Volksversammlung." Und dieses Abhalftern: Schmarowski wird links, wenn er sich verkracht und alles erreicht ist; er narrt die Behörde; hat dem Pastor Friderici in die Karten geguckt. Gensdarm Schulze wird von Leontinen kaltgestellt, wenns Zeit ist. Selbst Ede schwenkt zu Schmarowski, wenn der geschwenkt hat. Eine wechselseitige Bedrückung; immer Halbpart; ein Lausekampf; suum cuique.

Mit demselben Blick sieht Hauptmann politisch radikale Gestalten. Die Weberzeiten sind vorüber. Dieser Ede, Schmiedegeselle, prachtvoll gezeichnet, ist gutmütig, bethulich, willig, pfiffig, mit dem Mund vorneweg; aber mit leisen Sklaveninstinkten. Oder der Schmied selbst, eine Meistergestalt. Ein aufgeklärterer, lustiger, nach oben widerhaariger Mann, der freundschaftlich mit dem Dr. Boxer verkehrt. Aber: er trinkt Bier auf seine Kosten. Aber: er hat bei seiner Mutter ein kleines Schuldconto. Aber: er behauptet nach oben, ick mische mir nich in de Politik! Aber: er rühmt — wenn der Arzt am Kirchenbau den Idealismus gelten läßt — er rühmt, daß so was Arbeit giebt, Zuzug giebt, die Baustellen steigen im Preis. Haare auf den Zähnen! Diese märkische, bismärckische Bevölkerung hat ein Großer hier zum erstenmal gezeichnet. Nirgends sind die Unterströmungen des sozialen Lebens so dargestellt. Die Aufführung zeigte nichts davon . . . Man sieht, wie der Schmied Langheinrich steigt; auch er gründet sein Haus; der lustige, aufgeklärte Mann ist hart und geldgierig; heiratet zuerst eine verwachsne Schneiderin mit Ersparnissen, läßt sie arbeiten wie ein Vieh, verbindet sich dann mit Wolffs, die er, ein Mitwisser der Brandstiftung, gegen däftige Miete in sein Haus nimmt, kraft dieser Verbindung arbeitet er mit vier Gesellen, und schließlich, nach dem Tode

Digitized by Google

der Frau, heiratet er die Wolffsche Tochter mit ihrem unehelichen Jöhr. Haare auf den Zähnen!

Das „Schlechte" hat den Vorteil; nicht nur über die dumm-schlechte Behörde; auch über Schuldlose unter den Gleichgestellten, wie den Exgendarmen Rauchhaupt. Ein gutmütiger Bastler, ein philosophischer Maulwurf, menschenscheu, fast schwermütig, der seine Ananas pflanzt, Glashäuser macht, Grabkreuze macht, und vielleicht durch Gliederschmerzen zu dem innerlicheren, weniger brutalen Mann geworden ist. Jetzt wird er furchtbar aufgerüttelt, wie man als Brandstifter seinen schwachsinnigen Jungen einsperrt. Der Wolffen bleibt nichts übrig als es zu lassen. Es geht um die Haut. Suum cuique.

Boxer sieht das Gewimmel mit an, — er will es nicht lange mit ansehn. Er giebt die Praxis auf; seefahren, seefahren! Ein Sprichwort seiner Rasse sagt:

Gott möz' mich benschen,
Ich soll nicht brauchen Menschen!

Er hat in seiner Art einen menschenfernen Zug wie der Maulwurf Rauchhaupt; nur höher und erkenntnisvoller. Menschenfern ist doch nicht das rechte Wort; er nähert sich den Menschen. Er versteht diese Zusammenhänge, will sie bloß nicht mitmachen. Mit den Unterdrückern fertig werden — vielleicht; aber mit der Qualität der Unterdrückten? Diese Gestalt ist ein sehr nachdenkliches Kopfschütteln; und ein schweigendes Lächeln. Sie fühlt, was Renaus „Nemipriester" beim Tode des Remus fühlt: ein Brudermord geht jeder Stadtgründung voraus. Jede Stadtgründung muß auf einem Brudermord ruhn. Man will den Mord nicht hinnehmen; aber darf man dazwischenfahren? Boxer ist voll hohen Erkennens und voll hoher Sittlichkeit. Der Schauspieler gab ihm die äußeren Züge von Moritz Heimann, — mit Recht: da sie seine inneren widerspiegelt. Hier blickt (ohne daß er Dr. Boxer wäre) auch Hauptmann durch. Gerhart Hauptmanns ernstes Auge. Hier spricht ein Teil seines Weltgefühls, um das wir ihn lieben. Hier weiß man auch, weshalb er das Stück eine Tragikomödie nennt.

## IV.

Also die Wolffen steigt aus diesem Untergrund empor. Der Untergrund erklärt die ungebrochnen Kräfte für den Aufstieg. Der Untergrund entschuldigt zugleich die Art des Aufstiegs. Sie führt den Lieblingsplan durch, den Brand. Und wenn sie die Schuld auf Gustav sitzen läßt, so weiß sie: diesen Idioten trifft in Dalldorf kein hartes Schicksal, er hat sein schönes Essen, und er ist nun doch schwachsinnig. Sie könnte sich auf das aristotelische „Anodynon" berufen. Auf das Unschädliche, das er verlangt (Treitschke übersetzt „geruchlos", indem er das französische Wort „anodine" mit „inodore" verwechselt!) Aber das Anodynon beiseite, so ist die Wolffen ein Gemütsweib: ihr letzter Gedanke heißt Julian; und ein Heldenweib: noch im Sterben sucht sie Gustavs Vater, der sie mit Rache verfolgt, um ein Grundstück zu begaunern. Sie hat gestrebt. Es irrt der Mensch so lang er strebt. Die Wolffen ist nicht nur Thäterin, sie ist auch Opfer. Im Ganzen war sie eine Frau, die doch aufs Beste sorgte. Das Vorbild einer Mutter, einer Gattin, einer Schwiegermutter, — eine großartige Person.

Digitized by Google

In Wahrheit ist ihre Gestalt mehr als eine tragikomische Dörflerin. In ihr wird das „Es-kommt-drauf-an" von Gut und Böse ernsthaft verkörpert. Ernster als im ersten Teil.

## V.

Ihr Tod fand bei den Zuschauern Widerspruch. Mit Recht? Wir möchten sagen: nu ja, ja, nu nee, nee. Man rief: er hat sie sterben lassen, um das Drama zu Ende zu bringen! Vielleicht war das Drama zu Ende, weil die Hauptperson stirbt? Wie dem auch sei, ich stelle eine Thatsache fest: der Tod hat auf mich keinen Eindruck gemacht. Die Wolffen stirbt an den Folgen des Verbrechens; oder an schlechter Gesundheit im Zusammenhang mit dem Verbrechen; die Aufregung nach dem Brande, die stete Angst, das bohrende Gerede bringen sie abwärts, — der Augenblick der Krönung giebt ihr den Schlagfluß. Es ist physiologisch glaubhaft.

Physiologisch glaubhaft; und dramatisch wirkungslos. Warum? Die Frage ist von allgemeinem Belang. Ich stelle voran ein Erfahrungsfaktum: Schlagfluß auf der Bühne wirkt nur als letztes Glied starker Erregungen. Nicht als Plötzlichkeit. Hier spricht ein dauernder Unterschied zwischen Bühne und Leben. Im Leben: je länger wir einen Tod erwartet haben, desto schwächer die Wirkung. Auf der Bühne: je weniger wir ihn erwartet haben, desto schwächer die Wirkung. (Es ist, wie wenn ein Schwank umfällt.) Wir müssen näher zusehen. Wenn einer im Leben plötzlich stirbt, wissen wir, daß er tot ist, die Erschütterung bringt der nächste Augenblick, dafür sorgt der schreckliche Realismus der Realität. Die Bühne arbeitet mit Illusionen, und keine langt, die letzte der Erschütterungen, eins, zwei, drei herbeizuführen. Das ist eine Erfahrungsthatsache. Worauf mag sie ruhn? Wir sehen die Einzelheiten des Gestorbenseins auf der Bühne nicht so sicher; nur der wirkliche Tod ist ein wirkliches Wunder . . . Aber wir können zur Illusion dieses stärksten Erdenvorgangs herangeeilt werden durch Vorkehrungen. Und sind besonders ergriffen, wenn der Held in hanebüchenem Zusammenhang mit seiner „Aufgabe" stirbt; möglichst an ihr; nicht an einem gleichzeitigen Rattenbiß mit Blutvergiftung. Erfahrungsthatsache, Erfahrungsthatsache! Daß nun Vorkehrungen getroffen sind; daß ein Ursachenzusammenhang beim Tode der Wolffen durchblickt, wird man zugeben; daß er hinreichend eng und deutlich ist, wird man be — —.

Doch ich will zunächst zeigen, wie ein Durchschnittsdramatiker den Tod der Wolffen gemacht hätte. Vielleicht so. Sie ist krank; nach der Brandstiftung wird es bedenklich; sie brummt „wenn ich bloß die Einweihung vom neuen Hause noch erleben könnte!"; sie wird kränker; die Einweihung kommt; steigende Erregtheit; sie richtet sich noch einmal auf, ruft: „Jedenfalls, Kinderle, werdt ihr'sch besser han", in diesem Augenblicke wird das Dach gekrönt, — da fällt sie um, bums, Ende. Die Wirkung wäre stark. Hier ist beides: Vorkehrungen und sittlicher Zusammenhang. Fernere Möglichkeit. Einmal nach dem Brande kriegt die Wolffen einen Anfall, man fürchtet, sie bleibt weg, dann kommt sie wieder zu sich; bei der Aufregung des Einweihens kriegt sie auf neue den Anfall, aber diesmal bleibt sie wirklich weg. Das zweite Verfahren ist unsicherer; man müßte irgend einen Philippi fragen ob wiederholtes Umfallen vielleicht abschwächend wäre.

Digitized by Google

Dritte, schlichteste Möglichkeit: der Brand glückt einwandfrei, man erkennt genau, daß die 7000 Mark ergattert, Wolffs um die maßgebende Stufe höhergebracht sind, — aber im Brande kommt die Wolffen um.

Spaß beiseite. Daß Vorkehrungen im roten Hahn getroffen sind, wird man zugeben; daß sie hinreichend deutlich im Bühnensinn getroffen sind, bestreiten. Die Wolffen krankt im Beginn an Rheumatismus, packt sich in Wolle, das kommt vom Stehn am Waschfaß. In der Gerichtsszene heißt es dann: „Da sagt een der Dokter, man soll sich ni uffregen, ma könnt amal wegsein im Augenblick!“ Und so weiter.

Solche Worte verfliegen im Theater. Zumal Worte, die man „Erwähnungen“ benennen kann: Worte, die tonlos mitlaufen an unscheinbarer Stelle. Sie sind eine so theoretische Vorkehrung, daß sie überhaupt keine Vorkehrung sind.

Und damit komm' ich zu dem schwierigen Punkt von Hanptmanns dramatischer Technik.

## VI.

Zwei Fälle zur Anschauung. Es bleibt ein sehr ergötzlicher Zug, daß Fielitz, der alte Verbrecher, für die Flottenbewegung auftritt. Es liegt aber nicht in der Figur drin; ein einzigesmal wird es berührt. Das macht den Eindruck des Aufgeklebten, Absichtlichen. Und doch spielt im Leben des Schusters diese Flottenfrage weil nur für die Obrigkeit betont, eine so geringe Rolle, daß im Lauf der ganzen Handlung wahrscheinlich nur einmal von ihr die Rede sein mag. Und doch wirkt es unangenehm? Ein „Bühnendichter“ hätte Fielitz bei zehn Auftritten sechsmal von der Flotte reden lassen. Weiter. An Langheinrich sollen zwei Züge (neben anderen) hervortreten: die flotte Pfiffigkeit, die sich vom Dr. Boxer ein Glas Bier bezahlen läßt; dann die Ausbeutung der Wolffschen Bedrängnis durch hohe Miete. Das erste kommt heraus, das zweite nicht. Wieso? Es ist die alte Geschichte. Langheinrich ruft: Dr. Boxer bezahlt das Bier; man sieht es; das kommt heraus. Aber wenn die Wolffen gelegentlich sagt: er hat uns für teure Miete aufgenommen, — das kommt nicht heraus. Es kann sich im Leben so abspielen, im Theater hört man es nicht.

Und nun fragen wir: Wie ist Hauptmanns Form? Wie sieht er? Er sieht lebensecht, in dramatischer Gestalt. Sieht er zugleich theaterentsprechend? Es giebt Unterschiede, Zwischengrade, Stufungen. Die Formel scheint mir die: er sieht episch und drückt es dramatisch aus, nämlich in direkter Rede. Der Grund für diese Zwischenstellung ist kurz: Hauptmann ringt nach der Einfachheit des wirklichen Geschehens, sein Instrument widerstrebt dieser Einfachheit. Da liegt der Hase. Was jeder Handwerker sich aneignen kann, ist dem Bereich Hauptmannscher Fähigkeiten nicht entrückt; aber sein Wollen geht nach anderem Ziel. Er will die Zuschauer gewöhnen anders zu betrachten; auf andre Art die Ohren zu spitzen. Man sagt: in diesem Stücke liegt viel, aber es kommt nicht heraus! Er sagt: es liegt viel drin, warum hört ihrs noch nicht heraus! Welche Partei wird siegen? Es steht fest, daß auf uns Alle die Wirkung dieser bedeutsamen Tragikomödie gering war. Es steht mir nicht fest, daß sie es immer sein muß.

Digitized by Google

VII.

Aber es steht mir fest, daß sie niemals hinreißend werden kann. Wir bedauern vor diesem schlechtverstandnen Stück einen Punkt. Wir bedauern gewisse Züge, die nicht einem Grundsatz entstammen, sondern einer Schwäche. Szenen, die verstimmen, weil sie eben wenig gelungen sind; weil sie kaum Hervortretendes bei allzu starker Ausführlichkeit bieten. Ein Typus ist die Grabsteinszene. Das soll klar geäußert werden. Man vermißt oft Schlagendes erster Auslese. Setzen wir, daß jemand sich mit dem Tode der Wolffen abfindet; so wird er sich doch mit der lässigen Kraft nicht absinden, die zu seiner Darstellung verwandt ist. Hauptmann hat dieses Stück nicht fertig gemacht; wie er Schluck und Jau nicht fertig gemacht; wie er den Michael Kramer nicht fertig gemacht.

Und solche Werke, bedeutsam, obschon von versagendem Ernst, betrachten wir am Dichter des Florian Geyer als Zwischenspiele.

Aber wir fordern, daß nicht bloß der teilweis versagende Ernst, sondern auch die hohe Bedeutsamkeit erkannt werde.

Digitized by Google

# Rundschau.

## Kaiser Wilhelm und Bismarck.

Als Anhang zu Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" sind bei Cotta zwei Bände Briefwechsel erschienen, und die Tagespresse hat bereits Zeit genug gehabt, um auf die Wichtigkeit dieser Publikation hinzuweisen, die sich mit der Bedeutsamkeit und Reichhaltigkeit ihrer Dokumente durchaus ebenbürtig neben Bismarcks Erinnerungen stellt. Sie ist ihnen sogar in gewissen Beziehungen überlegen, in menschlicher, weil die einzelnen Blätter noch die Marken der Entstehung, des Momentanen tragen, in historischer, weil diese ersten Zeugnisse manche Verschiebung und Verdunklung im Gedächtnis des Alters von selbst berichtigen. Der erste Band ist ausschließlich dem alten Kaiser gewidmet, im zweiten treten neben den rein amtlichen Verständigungen mit Staatsmännern und Diplomaten, Otto von Manteuffel, Bismarcks Vorgänger im Aeußeren von Schleinitz, sein treuer Kollege Roon und zuletzt Kronprinz Friedrich Wilhelm als die Hauptkorrespondenten hervor. Das Bild des Politikers und Mannes Bismarck konnten diese Briefe höchstens ergänzen, dagegen fällt auf das Verhalten des Kaisers zu ihm wie überhaupt auf dessen menschliche Eigenart erst daraus ein volles Licht, und nicht zu seinem Schaden. Er zeigt sich als der klassische Herr eines genialen Dieners, er hält ihm Treue gegen alle Welt, gegen sein Volk, seine Familie, gegen verantwortliche und unverantwortliche Ratgeber, und was seiner Ritterlichkeit am schwersten fällt, auch gegen die eigene Frau. In der Konfliktszeit sah man in diesem Verhältnis einen unheimlichen Pakt, der König schien sich einem verderblichen Dämon verschrieben zu haben. In Wahrheit lag es umgekehrt, Bismarck hatte sich dem Könige verschrieben mit seiner Person, mit seiner Existenz, mit seinem ehrlichen Namen. Im Anfang seiner Thätigkeit betont er ihm, daß er kein konstitutioneller Minister im gewöhnlichen Sinne des Wortes sei, er dient nicht der Dynastie, sondern ausschließlich der Person des Königs, weil er seine Anschauungen über die Zukunft Preußens teilt, darum spielt er va banque gegen den anders gesinnten Nachfolger ohne die geringste Schonung, er sucht keine andere Stütze seiner gesammten menschlichen und politischen Existenz als die Zustimmung des Königs: so band er seine Loyalität, er mußte gehalten werden, weil er sich ganz in seine Hände gegeben hatte. Die Charakterstärke Wilhelms I. hat dieser Erwartung entsprochen, er duldete ihn auch im späten Lebensalter nicht aus Schwäche, sondern er trug ihn mit Kraft, er ließ sich von seiner Ueberlegenheit nicht tyrannisieren, sondern überzeugen, und es ist merkwürdig, wie dieser geistig nicht bedeutende aber höchst verständige, taktvolle, energische Mann, der zwischen zwei Genies wie Bismarck und Moltke gestellt war, doch immer König geblieben ist, und wie ihm eine aufrichtige Frömmigkeit, echte Bescheidenheit die unbeirrbare, die klassische preußische Nüchternheit in berauschend erfolgreichen Zeiten Besinnung und Haltung gewahrt haben. Man weiß, daß er die Kaiserkrone nur mit Mißtrauen und Widerstreben angenommen hat und daß es ihm schwer wurde, aus einem König von Preußen deutscher Kaiser zu werden, aber man muß bedenken, daß das Kaisertum für den vierundsiebzigjährigen Mann wie für manchen Altpreußen etwas fremd Romantisches und verdächtig Demokratisches hatte. Ihn befremdete der Glanz, dessen Bedeutung für die nationalen Bedürfnisse er nicht einsah, und der Stolz des preußischen Königs, das Gefühl des Gottesgnadentums mochte eine Rangerhöhung noch dazu unter sichtbarer Mitwirkung des Volkes nicht zulassen, das er überhaupt noch mit patriarchalischer Zurückgebliebenheit ungefähr unter den Gesichtspunkten eines Gutsherrn beurteilte. Er hatte eine Krone aus Gottes Gnaden ererbt, andere unter Gottes gnädigem Beistand erobert, nun mußte er sich die letzte von dem Volkswillen anbieten, sogar aufzwingen lassen. Dazu kam, daß die Bestimmung, die er empfangen zu haben glaubte, durch die Ereignisse weit überschritten wurde, daß eine engere durch Jahrzehnte festgehaltene Idee vor einem größeren Gesichtskreis völlig verschwinden mußte. Wie aus dem Briefwechsel hervorgeht, fühlte er sich bei seinem Alter nur zu einer vorbereitenden Rolle, etwa zu der Friedrich Wilhelms I. berufen, er wollte Preußen die Stellung zurückgeben, die es unter Friedrich dem Großen in Deutschland gehabt hatte, dazu brauchte er die Reorganisation des Heeres, das erst sein Nachfolger in den

Digitized by Google

Krieg führen sollte, und um sie, sein höchstes und einziges Ziel durchzusetzen, hatte er sich den Herrn von Bismarck verschrieben, der allerdings weiter sah und in dem berühmten „Ferro et igni"-Brief des Jahres 1859 sehr genau die Zeit voraussah, in der man das Wort „Deutsch" für „Preußisch" auf die Fahnen schreiben müßte.

Die Briefe des alten Kaisers sind eine Lektion über die Kunst, mit großen Männern umzugehen. Ob er dem großen Kanzler, der auf den Rechten seiner Stellung noch unnachgiebiger besteht als der König auf seiner Souveränetät, nachgiebt oder widerspricht, ob er, was allerdings selten vorkommt, eine Frage allein entscheidet, er ist taktvoll, versöhnlich, voller Schonung, vor allem offen, zuverlässig, und ohne seiner Würde etwas zu vergeben, ordnet er sein Urteil willig unter, das offensichtlich eine sehr gesunde Intelligenz, eine nicht weite aber klare Anschauung und selbst eine Portion Pfiffigkeit verrät. In der Technik der Diplomatie ist er durchaus bewandert, wenn er auch Bismarcks glänzendes Spiel mit Napoleon nicht versteht, der ihm immer etwas unheimlich bleibt. Auch den Verkehr mit der Presse weiß er wohl zu schätzen, Prunk und Feierlichkeit acceptirt als er ein Mittel, um Stimmung zu machen, aber er wünscht, daß es sich nicht durch zu häufige Wiederholung abstumpft. Seine Nüchternheit ist jeder Phrase abgeneigt, und wenn er Bismarck den höchsten Orden überreicht, schwingt er sich mit einiger Verschämtheit zu der poetischen Wendung auf, daß der schwarze Adler immer hoch schweben möge. Die Dekorationen anderer offizieller Persönlichkeiten werden dem Kanzler meistens mit recht frischem Humor vorgeschlagen, ihre Drôlerie ist wohl von der Presse überschätzt worden, da es sich um in Hofkreisen stereotype Scherze zu handeln scheint. Rührend ist jedenfalls, wie der alte Herr jede Auszeichnung Bismarcks nach Veranlassung und Bedeutung fein individualisiert, wie er sie durch die Reihe der Jahre ins Unendliche variirt und immer eine neue Wendung findet, um jeder Gabe und Ehrung einen persönlichen, freundschaftlichen Stempel zu geben. Wilhelm I., der das Sozialistengesetz erlassen hat, der sehr hart sein konnte, wo er nicht verstand, dessen Blick und Gefühl nicht mehr bis zu dem selbständigen Leben der Menge reichte, der schließlich kein weitschauenderer Sozialpolitiker zu sein brauchte als Bismarck selbst und die Vertreter der ihm zunächst stehenden Klasse, hat die den Königen und speziell den Hohenzollern selten eigene Tugend der Dankbarkeit in geradezu klassischer Weise ausgeübt. Sein Takt sagte ihm, daß durch das Wesen des genialen Mannes, der die Hohenzollern wieder groß gemacht, eine tiefe Unzufriedenheit gehen müsse, und er that alles, um den ersten Mann der Zeit mit seiner Situation des Dienenden zu versöhnen, er war augenscheinlich bemüht, durch alles was er als Dynast zu vergeben hatte, eine Dynastie Bismarck aufzurichten, und als der Kanzler für sich selbst nichts mehr zu wünschen fand, übertrug er seine Gnadenbeweise auf die Söhne und er erhob sie, um dem Vater das Bild einer unverminderten Herrlichkeit seines Geschlechts für die Zukunft zu hinterlassen. Wenn man die überaus zarte Aufmerksamkeit und Sorglichkeit des Kaisers für alle Angelegenheiten der Bismarcks aus diesen Briefen entnommen hat, wird man die Enttäuschtheit und Unversöhnlichkeit des Alten im Sachsenwalde verstehen, der zuletzt von den Hohenzollern sagte: ich habe sie zu groß gemacht. E—r.

## Das Organische in der Kunst.

Ich möchte einen Begriff zur Diskussion stellen, der bisher trotz seiner Wichtigkeit noch wenig erörtert wurde: den der organischen künstlerischen Produktion. Er scheint mir das einzige ästhetische Prinzip der wahren Moderne zu sein, die gegenüber einem Kunstwerk bewußt oder unbewußt nur die eine Frage hat: Ist das wirklich ein Seelenprodukt des Autors? Peter Altenberg betont als sein Selbstkritiker dieses Prinzip am schärfsten. Wenn er nur „aus seinem Glase trinkt" und so schreibt, „wie er es sieht," so weist er damit wohl in erster Linie auf seine Originalität hin, aber auf eine ungewollte, nothwendige, organische Originalität. Er behauptet, ohne jede Mühe des Intellekts zu produzieren. Und man muß ihm das glauben. Seine Skizzen haben eine charakteristische, bisher nicht gekannte Form. Wäre diese Manier ungewollt, so könnten nicht alle so gleich sein; ein oder das andere Mal müßte er aus der Rolle fallen. Auf einen Christbaum kann man alles Mögliche hängen, ein Apfelbaum erzeugt nie etwas Anderes als Aepfel. So hat man auch bei Knut Hamsun, insbesonders bei den Mysterien, die bestimmteste Empfindung des organischen Ursprungs. Desgleichen bei jenen Werken Strindbergs, die wie „Inferno" und die „Legenden" den Zeiten entstammen, wo die Psyche des Künstlers am schwersten erkrankt war. Was hier die Echtheit des Ursprungs verbürgt, ist der Mangel jedes künstlerischen Zwecks. Diese Künstler wollen nichts bewirken, nichts erreichen, das fühlt man. Warum schrieben sie also doch? Weil sie mußten. Dies ist der einzige Paragraph ihrer Aesthetik.

Diese Auffassung der Kunst ist für unsere Zeit ungemein verlockend, weil sie tiefe Beziehungen zu ihren Haupttendenzen hat; der naturwissenschaftlichen Begründung alles

Digitized by Google

Geschehens und gleichzeitig der Ablehr vom Nationalismus. Organische Produktion, das ist einerseits der naturwissenschaftliche Ausdruck für das, was man früher am Dichter unerklärlich nannte, für das, „was mit dem Dichter geboren wird," und das man früher als übernatürliche Gabe ansah. Ferner liegt darin eine Rückdrängung der Mitwirkung des Verstandes und des Willens bei der künstlerischen Produktion, eine höhere Schätzung des Unbewußten. Während man noch vor Kurzem die Kunstleistungen verschiedener Thiere durch Rückführung auf den Instinkt, durch Leugnung der Verstandesmitwirkung herabzusetzen glaubte, mißt man jetzt auch derjenigen menschlichen Kunst einen Wert bei, die ein instinktives Produkt, eine natürliche Funktionserfüllung des Künstlers ist. Also eine völlige Umwerfung, die aber der allgemeinen Tendenz des Geistes entspricht. Indes führt diese Auffassung zu sehr gewagten Konsequenzen und muß deshalb genauer untersucht werden.

Was heißt das: organische Produktion? Es handelt sich nicht nur um ein Bild, nicht nur um einen Vergleich mit der materiellen Zeugung, sondern um ein wirkliches Gegenstück derselben auf seelischem Gebiete. Die geistige Zeugung dürfte sich eben soweit auf die Zellseele zurückführen lassen wie die materielle Zeugung auf den Zellenleib der Samenzelle. Aber man muß nicht so weit gehen, um den Begriff deutlich zu machen. Die Ideenassociationen jedes Menschen sind soweit organisch, als sie ungewollt sind. Solange sind sie das wahre Produkt des Organismus und der Außenwelt. Sie vollziehen sich unabläßig, sind unzählig und haben einen verschiedenen Grad der Bewußtheit. Aber die Vorstellungen und Empfindungen können schon ziemlich deutlich sein, die Gedanken können schon in Wortfassung erscheinen und doch wegen ihrer kurzen Dauer für das Bewußtsein wenig Wert haben. Jede Minute repräsentirt eine geistige Welt, die aber in der nächsten Minute schon todt ist. Man vergißt oft bis auf Stumpf und Stiel, was man in der vorherigen Minute innerlich erlebt hat. Die Mehrzahl der Menschen haben von ihren organischen Ideen überhaupt keine Idee, ihnen kommt aus ihrem Bewußtsein überhaupt nur das zum Bewußtsein, was sie zu gewollten Zwecken brauchen können. Um seinen geistigen Organismus, seine organischen Produktionen überhaupt nur zu kennen, muß man entweder ein wahrheitsliebender und von anderen Zwecken freier Selbstbeobachter sein, oder diese Produktion muß eine solche Leidenschaft, eine solche Triebkraft haben, daß sie unaufhaltsam nach außen drängt. Wenn im ersteren Fall der Durchforscher seines Ichs seine Resultate in der einen oder andern Form zur allgemeinen Kenntnis bringt, so ist das gewiß von höchstem Wert, aber es fragt sich, ob seine Produktion noch als eine organische zu bezeichnen ist; denn nur der Inhalt seiner Aeußerung ist organisch, diese selbst aber nicht, da sie auch unterbleiben hätte können, ebensowenig ist die Form organisch, da sie nach äußerer Zweckmäßigkeit gewählt wurde, ja schon aus dem Grunde, weil überhaupt eine Wahl möglich war. Im zweiten Falle ist alles organisch: Inhalt, Anlaß und Form. Der Dichter sprach, weil er mußte, was er mußte und wie er es mußte.

Vielleicht ist es nöthig, das Höchstpersönliche und Einzige der Ideenassociationen eines jeden Menschen noch etwas schärfer zu betonen. Es giebt nicht zwei Menschen, deren Geist vollkommen gleich auf die Außenwelt reagirt. Jeder hat ein anderes Associationsprinzip, sieht gewisse Dinge, gewisse Dinge nicht. So giebt es z. B. Menschen, die sich mit der Außenwelt vorzüglich durch eine Adversativkonjunktion verknüpfen, die meistens denken: „Aber ich . . . ." Andere ziehen kopulative Konjunktionen vor, denken: „Und ich . . . ." oder „Auch ich . . . ." Man versuche doch einmal die sofortige Rekonstruktion seiner bewußten Empfindungen auf einem kleinen Spaziergange, wo die Kontinuität des Weges, welche das Auffinden der erlebten kleinen äußeren Eindrücke erleichtert, als Ariadnefaden für die Erinnerung dienen kann. Man lernt so seine Unterschiede von den anderen Menschen besser kennen, als auf irgend eine andere Weise. Diese Unterschiede sind schon vor Allem dadurch begründet, daß kein Mensch sexuell genau so funktionirt wie der andere. Die sogenannten Normalen gleichen einander ebensowenig, wie die in pathologische Rubriken Eingepferchten. Und so können auch zwei Menschen niemals ganz den gleichen Traum haben; dies gilt auch für sexuelle Träume, die Reagentien erster Ordnung für das Wesen eines Menschen sind. Daß übrigens die Träume organisch sind, daran dürfte niemand zweifeln. Und so zielt ja auch Richard Wagner auf den organischen Ursprung der Kunst, wenn er Hans Sachs zum Ritter Stolzing sagen läßt:

„Mein Freund, grad das ist Dichters Werk,
Daß er sein Träumen deut' und merk'
All Dichtkunst und Poeterei
Ist nichts als Wahrtraumdeuterei."

Nur daß es sich hier um Wachträume handelt.

Kann aber das Organische das einzige Prinzip der Aesthetik sein? Für's Erste, ist denn jede organische Emanation des Geistes schon Kunst? Kann denn nicht auch ein unbedeutender Geist organisch produziren? und hätte dessen Produktion irgend einen Wert? Freilich rangiren geistige Produkte je nach der Macht des Geistes,

Digitized by Google

der sie hervorgebracht hat. Die Suggestivkraft dieses Geistes entscheidet über ihren Wert. Einen absoluten Maßstab giebt es da nicht. Aber es scheint nicht möglich, daß irgend ein organisches geistiges Produkt, das sich von selbst ablöst, gänzlich wertlos ist. So häufig sind die Menschen nicht, die überhaupt organisch produziren können. Es gehört schon ein außergewöhnliches Maß von Leidenschaft oder von Intelligenz dazu. Die sogenannten Naturdichter oder Naturdichterinnen produziren höchst selten organisch, sie sind meist primitive und durch eine gewisse Ungeschicklichkeit rührende Nachahmer.

Enthält dieses Prinzip nicht eine Verdammung vieler namhafter Werke, ja solcher, die für klassisch gelten? Verurtheilt es nicht alle bestehenden Kunstformen? Sofern sie selbst organische Produkte sind und wieder auf andere Geister organisch wirken, nicht; sofern sie Muster und Gesetz für Nachahmer sein sollen, wohl. Es kann und wird meistens ein Dichter Werke anderer Meister in sich organisch aufgenommen und verarbeitet haben, so wie andere Impressionen der Außenwelt. Dies um so mehr, wenn die Künstler ein und derselben reinen Race angehören und die ihnen organischen Kunstformen ähnlich sind. So bildete sich z. B. das griechische Drama fort, jeder konnte auf seinem Vorgänger fortbauen, und war doch kein Nachahmer. Auch war das Drama eines jeden eine ganz andere Form, so wie das Shakespeare'sche, Schiller'sche, Goethe'sche Drama ganz andere und eigene Formen sind und nur den gleichen Namen tragen. Nie schuf ein großer Künstler anders als organisch. Und doch besteht in dieser Beziehung der Hauptunterschied zwischen der Moderne und den Früheren. Die Früheren betonten das Organische nicht so sehr, vielleicht weil sie es nicht nothwendig hatten, weil das bloße Talent nicht so häufig war wie jetzt. Sie ließen sich in der Theorie von der Vorstellung absoluter Kunstgesetze und Kunstformen beeinflussen, welchen sie freilich, sofern sie Genies waren, in der Praxis immer widerstrebten. Aber dennoch führte das dazu, daß sie sich öfters zu Concessionen und Anpassungen, zu Abrundungen zwangen, welche die ihnen natürliche Form verrenkten und verdarben, daß sie hie und da auch nur nach äußerlichen Gesetzen arbeiteten und so völlig Wertloses zustande brachten. Den großen Dichtern aus der Weimarer Zeit z. B. kommt an Macht der Persönlichkeit gewiß kaum einer von den Neueren nahe, aber einige von diesen sind mehr und beständiger sie selbst, als jene es waren.

Ein Irrtum wäre noch auszuschließen: daß die organische Produktion ganz mühelos sein müsse. Hier scheint die Analogie mit der materiellen Zeugung wieder völlig zu stimmen: Die Conception, welche schon den Keim des künftigen Werks enthält, in Form und Inhalt, muß mühelos, ja eine Wollust sein. Das Gebären hingegen verursacht Schmerzen, die um so größer sein werden, je entwickelter der producirende und der producirte Organismus ist. Die Vision, welche man bei der Conception hat, in dem Material der Sprache, des Bildes, des Reims wieder zu erreichen, kann Mühe und Arbeit verursachen; dabei kann der Wille und der Verstand eine Rolle spielen. Die Conception hingegen muß ungewollt sein.

Alfred Schwoner.

## Manet

. . . et manebit, schließt Tschudi seine Studie über den (in der Mitte eines Lebens weggerafften) französischen Künstler, der den Grund zur modernen Malerei legte. Ich glaube, es ist das beste, was Tschudi, der verdienst- und kämpfereiche Direktor der Nationalgalerie geschrieben hat. Der Verleger Bruno Cassirer gab eine Reihe der wichtigsten Bilder Manets bei, sie sind vorzüglich gedruckt.

Tschudi ist kein Herumschwatzer, sondern ein Kenner. Er weiß, wie es mit der Malerei aussieht, er macht nicht Gedichte zu Bildern, sondern schreibt eine Kultur zu den Farben, ihren Verhältnissen, ihrem Vortrag, kurz zu dem, was uns von Pinsels wegen interessirt. Man wird schwerlich irgendwo bessere Erklärungen vom Wesen des Pleinairismus und Impressionismus gelesen haben. In der Luft sieht man anders als zu Hause im Atelier, weil draußen ringsherum das Licht ist, nicht durch ein Fenster. So tritt für die seitliche Beleuchtung das wahre Licht ein, der Maler sieht nicht mehr auf hell und dunkel, sondern auf die Harmonien der Töne. Der Begriff Ton steht über dem Begriff Licht und Schatten. Es giebt keinen absoluten Schatten, aber es giebt Tonverhältnisse. Die Töne ändern sich jede Sekunde. So folgt aus dem Pleinair die Impression, das schnelle Erfassen und Festhalten des Eindrucks. Schließlich wird die Pleinairbeobachtung ins Interieur übertragen. Man erkennt die Zimmerluft. Interieur ist etwas Neues gegen Atelier.

Manet ist der Vater dieser Wandlung, die für die technische Entwicklung unserer Kunst grundlegend wurde. Sagen wir lieber eines Teils unserer Kunst: denn Böcklin oder Thoma brauchen diese Dinge nicht. Und Manet ist nur eine Anschauung von vielen. Er zieht die consequente Folge aus dem, was Hals (technisch), Velasquez (in der reinen Stofflichkeit), Goya (im Ausschnitt) vorbereiteten. Giorgiones ländliches Konzert mit nackten

Digitized by Google

Frauen und bekleideten Männern im Freien, Manets Frühstück im Grase und schließlich Monets dito Frühstück im Grase sind eine Linie. Jenes eine goldige Tapete, das mittlere noch in der Landschaft schwer, in den Figuren locker, das letzte ganz locker, leicht und frei. Manet hat, nachdem er Coutures Schule verlassen, ein Drittel seines Lebens zu thun mit der Auseinandersetzung gegenüber den Vorgängern, ein Drittel mit dem Kampf gegen seine verehrten Zeitgenossen, ein Drittel mit ganz komischen Erfolgen: wie wenn er für den Löwenjäger die goldne Medaille bekommt, oder der Minister Proust für ihn eintritt, oder Zola für ihn Artikel schreibt, die gut gemeint, aber recht unsachlich sind. Schade, daß Tschudi nicht näher auf Manets Kampf mit den Ausstellungen eingeht, der typisch ist: Typus des Refusé, Ausstellung beim Kunsthändler, schließlich Atelierausstellung — hier liegt der Grund zur modernen secessionistischen Umformung. Heut ist Manet der Vater, ein starker, kräftiger, unconventioneller Vater, zu dem man aufblickt, wie zu einem Patriarchen, vor dem jede Manier, Lüge, Weichlichkeit, Fügsamkeit zerstiebt. Ein Könner ohne Nebengedanken, ohne Poesie, ohne Größe, ohne Begeisterung, ohne Freiheit, ohne Weltanschauung, ohne Mitgefühl, ohne Menschlichkeit. Ein Auge und eine Hand, die sehen und malen, nur sehen und malen, immer nur sehen und malen.

O. B.

## Kulturarbeiten.

Paul Schultze-Naumburg, praktisch als Maler und dekorativer Künstler thätig, ist schriftstellerisch und pädagogisch einer der berufensten Nachfolger Lichtwarks. Lichtwark rief aus: das Palastfenster und die Flügelthür sind Schöpfungen der Renaissancepaläste, ihr aber seid Bürger und habt nicht den Palazzo Sciarra, sondern das deutsche Bauernhaus fortzuführen. Muthesius rief aus: bei mir, in England ist die Wahrheit gefunden, das moderne englische Wohnhaus setzt die Hütte, nicht den Palast fort. Schultze-Naumburg aber demonstriert ad oculos. Er fährt den Sommer über in seine thüringische Heimat und photographiert: ein altes gutes Thor und ein schlechtes modernes, ein biederes Häuschen aus dem 18. Jahrhundert und eine billige Protzenvilla von 1890, eine schön ansteigende pyramidale Freitreppe und eine moderne schiefe Ebene vor der Hausthür, einige Ulmen vor alten Fronten und den Zweimetervorgarten von heute, ein altes gewerbliches Etablissement mit Ziegeldächern und eine moderne Fabrik, oder ein Schulgebäude, oder ein Mietshaus, was alles gleich ausfüllt. Dann schreibt er sich schöne alte Namen und Landschaftsbenennungen auf, und daneben moderne Sonntagnachmittags-Vergnügungsnamen. Und so vergleicht er, immer mit dem Reservat, daß es sich heut bereits bessere, aber unter äußerstem Nachdruck, daß das große Land, das Dorf, die Umgegend noch nicht viel wisse von diesen Intelligenzen einiger seiner Künstler, und daß es höchste Zeit sei, der Lüge im Bauen zu wehren.

Hier ist einmal wirklicher Erziehungssinn. Kein Aufklärungsdusel, kein Reaktionsbock, keine Empfindelei, kein Geschmäcklertum: sondern nur ein unverbildetes Auge. Einer von den seltenen Fällen, wo Jemand, der etwas Scharfes behauptet, unter allen Umständen unbedingt Recht hat. Unter allen Umständen ist unser Land von 1850 an durch Ornamentenschwindel, Schweizerhäuselei, Giebelaufkleben, Consolenbehelfe, Koketterie mit Glanzziegeln, und alle Arten Linealschematismus verunstaltet worden. Unter allen Umständen ist ein Pavillon des bürgerlichen Empire, ein altes epheubewachsenes Häuschen mit Doppelmansarden und Dachluken, die wie Augen blinzeln, eine schlichte alte weiße Front, die sich hinter einem Gartenein gang verschämt zurückzieht, ehrlicher und zugleich garnicht teurer als das ganze Parvenütum der neuesten Renaissance. Wenn es etwas Sicheres in der modernen Kulturwandlung giebt, so ist es die Thatsache, daß uns jetzt die Augen aufgehn über die künstlerische Haltlosigkeit unserer Eltern und daß wir einen reiferen Geschmack besitzen. Man braucht nur die 84 Beispiele und Gegenbeispiele anzusehn, die Schultze-Naumburg aufstellt, und wird ihm zu der schlagenden Klarheit seiner Beweisführung Glück wünschen.

Diese 84 Bilder befinden sich im soeben erschienenen ersten Bande seiner, wie mir scheint, ungemein wichtigen Sammlung „Kulturarbeiten", der den Hausbau betrachtet (Kunstwartverlag). So wie Hausbau, wird dann Garten, Brücke, Straße und wohl auch Zimmer behandelt werden, und noch ein Dutzend solcher Dinge läßt sich in Beispiel und Gegenbeispiel demonstrieren. Dazu schreibt der Verfasser nicht mehr als nötig Text, einen blauäugigen, kindlich-hoffnungsvollen Text, der nicht die mystische Kraft Ruskins oder die poetische Phantasie der Key hat, sondern einen guten deutschen Bauernton, draußen fürs Land, das sich bessern und belehren soll, ohne historische Beschwerden und sonstige Scrupel. Baumeister und Bauherren mögen es lesen, sich an die Brust schlagen und das barbarische Parvenütum des Deutschen abschwören.

O. B.

Digitized by Google

## Die Pantheonausgabe.

Wenn man kühlen Herzens in den Läden der Regentstreet englisches Kunstgewerbe gemustert, dann wird man ein Verehrender in der Bibliophilenbücherei des Mr. Bumpus in der Oxfordstreet. Die Noblesse kostbar unauffälliger Buchausstattung, wie sie die Schätze seiner Vitrinen zeigen, imponirt.

Die Traditionen der besten Zeiten, der königlichen Bücherfreunde, sind hier lebendig erhalten in den erlesensten Lederbänden im Geschmack des Grolier und des Padeloup. Man ahnt hier etwas von der Kultur eines Reichtums, die mit ganz leichter, aber sicherer Hand ihr Geld für Schönheitswerte ausstreut, für ein Buch mit lächelnder Verschwendung eine Summe zahlt, die unsere in der ästhetischen Erziehung noch halbflüggen Deutschen höchstens für ein größeres, repräsentatives Wirtschaftsstück anlegen möchten.

Noch mehr aber als diese Luxusobjekte imponirten jene kleinen Bändchen der Temple Edition, geschmackserlesen in ihrem farbigen Druck, ihren schmiegsamen Lederdecken, dem diskreten Vignettenschmuck, die für einen unglaublich niedrigen Preis Meister-Litteratur in vollendetem Gefäß boten.

Das war imposant, daß in den Fünfzig-Pfundbänden wie in dem Shillingbook die gleiche Geschmackssorgfalt sich aussprach, der künstlerische Ehrgeiz, in jedem Fall das Vollendetste zu bieten.

Hier regte sich, was man vor Libertys Möbeln nicht empfand, der Neid und der Wunsch, daß uns ähnliches werde.

Und mit der Rapidität, mit der unsere moderne dekorative Bewegung nach den dürren Jahren nun die Etappen durchrast und heißhungrig alle lohnenden Aufgaben erfaßt und zu lösen sucht, hat sich auch dieser Wunsch erfüllt.

Nach der Periode des oberflächlichsten Buchschmucks durch farbige Kleinplakatumschläge, nach einer spielerigen Uebergangszeit schnörklicher sehr unwesentlicher, unorganischer Buchtapezirerei, wird jetzt von den der Bibliophilie freundlichen Verlegern die allseitige künstlerische Durchbildung des Buchexterieurs in Angriff genommen. Nicht die äußerliche Verzierung mit überflüssigem Beiwerk, sondern die mit den besten Mitteln des Papiers, des Drucks, des Einbands zum Ausdruck gebrachte Einheit wird das Ziel. Und gesund vor allem ist, daß keine Luxustendenzen dabei walten, sondern daß ein diskreter distinguirter Geschmack seine Existenzfähigkeit ohne jeden übertriebenen Aufwand behauptet.

Ein unerreichtes Muster solcher neuen Buchkunst, die eine vollendete Geschmacksinscenirung mit dem sehr wichtigen (man sollte bei Betrachtung dekorativer Dinge nie das wirtschaftliche Moment ganz aus dem Auge lassen), Gesichtspunkt des billigen Preises einen, ist die Pantheonausgabe des S. Fischerschen Verlages.

Zierliche Bändchen in klein Quart, gehüllt in weiche warmrote Lederhüllen, scharfgeschnitten im Druck, schön proportionirt in ihrem Satzbild, das nach dem klassischen Morrisprinzip der Doppelseite, als schwarzweißes Rechteck auf breitem Unterrande in der Fläche liegt. Sparsam dabei im sekundären Schmuck: nur das Dichterporträt, die Titelumrahmung, ein hingehauchter Vignettenzug in der feingestrichelten Empirehandschrift Franz Christophs.

Mit einem Terzett aus des Lebens Ueberfluß führt sich die Ausgabe ein und bringt in erlauchter Gemeinschaft Kleists gehämmerte Meisternovelle „Michael Kohlhaas", den wundersamsten und lieblichsten Irrgarten des „Sommernachtstraums" und das Buch, das zwischen Aufgang und Niedergang, zwischen Himmel und Erde im Grenzenlosen schwebt, den „Faust". In leichter anmutiger Hülle Ewigkeitsgehalte.

Und das soll nicht bloß eine geschmackvolle Variation der alten „Klassikerausgaben" sein. Die Aufgabe ist feiner und intimer gesehn, nicht nur buchmäßig, sondern eigentlich lebenskünstlerisch. Es ward an etwas gedacht, was unserer Zeit verloren ging und was voll stillen Reizes ist: das freundliche Gefühl, im Buch einen Begleiter zu haben, soll wieder aufleben, und jeder mag sein Brevier für Waldspaziergänge nun sich wählen.

So giebt es jetzt, in dieser gegensatzfrohen Zeit, die Geschwindigkeitswochenschriften im Depeschenstil und auf der andern Seite taucht das Vademecum der Voreltern wieder auf, das Taschenbuch, der „Gedankenfreund".

Und ein feiner Zug ist es auch, daß diese Ausgabe der jetzt immer stärker von den Ernsteren betonten Forderung vollendetster Ausbildung bis ins Kleinste subtil folgt, und in das schöne Gewand nicht leichtfertig einen beliebigen Abdruck des „Meisterwerks" hüllt, sondern einen kanonischen Text.

In der sorgsam von den Schlacken schlechter Ueberlieferung, unkontrollirter Ausgaben gereinigten Form im fleckenlosen Abguß stehen die Werke in diesem Pantheon da. Das reine Wort ist auferstanden und treufleißige Wächter haben es gehütet.

F. P.

## Saba Yacco.

Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident. Im öst- und westlichen Gelände die gleiche wunderliche Menschensehnsucht, mit Rede und Gebärde Abbild und Symbol des Daseins geben, durch die holde Täuschung des Spiels Lebensgefühl und Lebensbewußtsein zu steigern. Freilich, grundverschieden

Digitized by Google

sind die Wege, die der Osten und der Westen zu diesem Ziele eingeschlagen. Die Stilisierung des Alltäglichen, die aus den Millionen Zügen der Wirklichkeit das Bedeutungsvolle und Entscheidende auswählt, bewegt sich bei uns auf dem Gebiete des Geistigen, des Begreifens und Fühlens, in Japan auf dem Gebiete des Sinnlichen, der Anschauung. Wir steigen grübelnd in die Tiefen des Lebens, jene umkreisen es von außen und spähen mit scharfem Jägerblick in alle Falten der Erscheinung. Wir haben den sinnenden Verstand und die sensible Empfindung, die Leute von Nippon haben den Geschmack. Europa ist philosophischer, Japan ästhetischer.

Sada Yacco und ihr Gatte Otojiro Kawakami brachten uns klugen Berlinern zum ersten Mal Kunde vom japanischen Theater. Eine neue Welt erschloß sich uns, mit allem Zauber exotischer Reize umkleidet, eine Welt voll nie gesehener Farben, erfüllt vom fremdartigen Geklingel ferner Glöckchen und Schellen. Wir wissen es wohl: was diese Truppe uns bot, war Exportkunst in Dichtung und Darstellung, echtes Material zwar, doch für das dumme Europa zurechtfrisiert, wie wir es im Kunstgewerbe nun seit Dezennien schon gewöhnt sind. In Tokio und Kioto ist man schlau genug, um zu wissen, daß die Käufer jenseits des Uralgebirges nicht entfernt so hohe Ansprüche an ein Nippesstück stellen wie die einheimischen Kenner von ehedem, in deren Dienst geschickte Sklaven Jahre hindurch an einem Lackkästchen, einem Netzke, einer kleinen Holzskulptur schaffen und schnitzen mußten. Was hätten die Herren und Damen in Paris und Berlin mit dem unverfälschten japanischen Drama anfangen sollen? Wir haben nicht die Hingabe und nicht die Illusionsfähigkeit, die erforderlich wären, um es ganz zu genießen. Auf den Inseln des stillen Ozean ist der Theaterbesuch eine große Sache, eine Angelegenheit der Gesamtheit, ein Volksfest, wie für die Hellenen der glorreichen Zeit. Am Vormittag setzt man sich der Bühne gegenüber, sorgsam bewaffnet mit Nahrungsmitteln und zierlichen Bestecken, und am Abend erst geht man glückselig nach Hause. Stundenlange Dialoge werden über Dinge gehalten, die jeder kennt, und das Publikum lauscht atemlos. Aus den Ayatsuri Shibai, den Puppenspielen, und dem Saru Gaku, dem „Affentanz", ist das Theater der Japaner entstanden, und das Publikum, der nationalen Tradition wohlbewußt, jubelt, wenn es die alten Elemente wiedererkennt. Nichts liegt diesen Leuten ferner, als Freude an realistischer Täuschung. Auch heute lebt das Puppenspiel selbst noch fort. Dann erscheinen auf der Scene fast lebensgroße Holzfiguren, in kostbare Kostüme gekleidet, und während zur Seite bei geheimnisvoller Kindermusik ein Sprecher den Text aufsagt, werden diese Figuren von hochgeehrten Puppenspielern gelenkt und bewegt, die ungeniert hinter sie auf die Scene treten, in dunkle Gewänder mit Schlitzaugen vermummt wie Richter der heiligen Fehme, ohne daß irgend einer im Zuschauerraum daran Anstoß nimmt oder sich in seiner Illusion stören läßt. Wo bleiben wir da mit unserer Verständigkeit?

Doch trotz aller Bemühungen der schwarzhaarigen Sada und ihres spekulativen Ehemannes, sich dem europäischen Auffassungsvermögen zu nähern, — unendlich viel Echtes steckt doch immer noch in ihren Stücken und ihrem Spiel! Ein Blick auf einen japanischen Holzschnitt, auf einen Kakemono beweist es. Was hilft alle Modernisierung: es ist dieselbe Welt, dort wie hier. Ja, was wir auf der Bühne sehen, ist im Grunde genommen eine unendliche Folge von Holzschnitten oder Gemälden. In jedem Augenblick bildet die Einzelgestalt oder die Gruppe, die sich auf der Bühne befindet, ein fertiges Bild. Jede Sekunde, immer Abwechslung bietend, immer neue Reize herbeiführend, erstarrt das Ganze in einem andern, jedesmal restlos geglückten Arrangement. Das alte Puppenspiel meldet sich hier, dessen leblose Figuren nicht anders bewegt werden konnten. Und wie die Gestalt der Schauspieler zur Puppe, so erstarrt ihr Gesicht zur Maske. Die Affekte prägen sich in einer ununterbrochenen Kette von Grimassen und Verzerrungen aus, deren jeder Moment eine neue bringt. Fortwährend ein Hüpfen, ein Springen, eine scharfe Wendung, eine entschiedene Kopfdrehung, eine genau berechnete Bewegung, ein Aufreißen der Augen, ein Breitziehen des Mundes, ein Blähen der Nase, ein Vorschieben des Kinns, ein Runzeln oder Glätten der Stirn. Und alles im Nu, für die Dauer eines Wimperzuckens, versteinernd und sich wieder auflösend, um abermals zu versteinern.

Nach dem gleichen Prinzip bewegt sich der Tanz mit seinen Verrenkungen, seinen equilibristischen Wagnissen, seiner kunstvollen Parterregymnastik, ob er nun als Selbstzweck, als Einlage auftritt, oder ob er einen Teil der Handlung übernimmt und mit seinen Mitteln zum Ausdruck bringt. Kein größerer Gegensatz ist denkbar als zwischen diesem japanischen Tanz, wo alles bestimmt und entschieden sich abhebt, und dem Tanz der Loie Fuller, wo alles verschwimmt und in einander übergeht. Dort eine gerade, in genau abgemessenen Zwischenräumen intermittierende, hier eine fließende, auf- und abwogende Linie. Dort ein in jedem Augenblick Fertiges, Abgeschlossenes, hier ein ewig Unfertiges, Unendliches — zwei Enden der Tanzkunst. Dort der Holzschnittkontur, hier der moderne Schnörkel.

Und nun zu diesen Linien die Farben.

Digitized by Google

Die ganze Delikatesse der unvergleichlichen Bilder, die wir kennen, kehrte uns auf der Bühne wieder. Immer neue Zusammenstellungen, immer neue Mischungen, mit fabelhafter Diskretion hergestellt. Nichts Buntes, aber tausend leuchtende, schillernde Akkorde; nichts Lautes, Schreiendes, sondern alles von unerhörter Zartheit, so zart wie die schlanken blassen Hände der Sada Yacco. Bald herrscht ein warmes, glühendes Rot, bald ein gleißendes Gelb, bald ein klagendes Grau, von zahllosen korrespondierenden Tönen umrahmt, von den blitzenden Strömen der Gold- und Silberstickereien durchschlängelt. Immer neue Variationen, ein Kaleidoskop, an dessen Möglichkeiten das Auge sich nicht satt sehen kann. Wundervoll fließen die kostbaren Kostüme an Sada Yacco's geschmeidigem Katzenleib herunter, ein unerhörter Reiz ist es, wie sie sich trippelnd darin bewegt, die Füßchen immer dicht zusammen, und den ovalen Kopf mit der schönen Stirn dabei in seltsamem Winkel zum Rumpfe setzt. Und wundersam stimmen dazu die Prospekte der nicht immer neuen, aber geschickt verwendeten Dekorationen. Das Schlafzimmer der Kesa mit den dünnen Holzwänden und den seidenen Kissen, den Bambuspfosten und Schiebethüren, den Papierfenstern und zierlichen Gerätschaften wird man sobald nicht vergessen. Und wie auf den japanischen Farbenschnitten die Nacht naiv nur dadurch angedeutet wird, daß ein Lampion mit brennendem Licht in die taghelle Scene gesetzt wird, so ist es auch hier.

Wer Sada Yacco den Namen der „japanischen Duse" gegeben — es war wohl Jules Claretie, der Schöpfer ihres europäischen Ruhmes —, hat ihr Unrecht gethan. Eine solche Bezeichnung ruft Vergleiche hervor, die ganz unangebracht sind. Der lieblichen Sada Spiel ist aus einer anderen Welt als das der Italienerin. Auch hier ist alle Wirkung auf die Sinne gerichtet, von hier aus erst wandert der Eindruck weiter auf die Seele, wie beim Gemälde. Es ist genau genommen eine ganz unlitterarische Schauspielkunst. Aber gewaltig ist trotz dieses Umwegs auch für uns der Effekt. Wie Sada Yacco als Geisha in den Armen des ungetreuen Liebhabers stirbt, wie sie als Kesa still sich opfert, nicht als Theaterheldin, sondern mit Wimmern und Schluchzen vom Leben Abschied nimmt, wie sie den letzten Brief mit Tusche auf die Papierrolle schreibt und zuletzt mit durchschnittenem, blendend weißem Halse, mit weit zurückgebogenem Kopf und offenem Munde auf dem Lager erscheint, das sind Bühnenbilder, die sich dem Gedächtnis unauslöschlich einprägen. Gewaltiger aber noch ist Kawakami als Morito, als der tollkühne Liebhaber, der Kesas Gatten töten will und, ohne es zu wissen, sie selbst ermordet. Zuckende, wahnwitzige Leidenschaft bebt in diesem Manne. Gurgelnde, gluckende, fauchende Töne quellen aus seinem Munde, er ringt mit dem Atem, jammert wie ein Kind, heult wie ein Tier, schlägt sich mit Fäusten wie der Angehörige eines wilden Stammes. Qual und Schmerz in ungebändigter, erschreckender Ursprünglichkeit rasen daher. Bewußtlos stürzt er die Treppe hinauf und hinab, das Ungeheure noch einmal zu sehen, das er begangen und nicht glauben kann. Mit uralten mimischen Gesetzen durchschlingt sich plötzlich ein wollüstig-grausamer Realismus, eine blutrünstige Natürlichkeit, wenn Kesa, der Morito den Dolch in die Kehle bohrt, wie ein Huhn zappelt, das geschlachtet wird, oder wenn der Unselige stöhnend mit unmenschlicher Selbstüberwindung das Harakiri an sich vollzieht.

Das Auge sieht und schlingt die Bilder in sich ein, und das Ohr hört, wie zur Begleitung leise, kaum vernehmbar, katzenähnliche Laute aus dem Munde des Darsteller hervorkriechen, und wie von phantastischen Saiteninstrumenten und märchenhaften Trommeln fremde, fast singhalesische Töne, ein dumpfes, geklopftes „Bum", ein gezupftes, abgerissenes, zitterndes „Ping" von ferne dazwischen klingen. M. O.

**Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.**

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

# Romantische Lebensläufe.

Von **Ricarda Huch.**

---

Carus, der Arzt und Kunstfreund, der sich an Goethe und der Romantik geschult hatte, sagt, als er im Alter auf sein Leben zurückblickt, der Lebenslauf des Menschen habe einen zwiefachen Boden, einen für das unbewußte, einen für das bewußte Leben. Wie das Unbewußte nach geheimnißvollen Gesetzen den Körper baue, so bilde es mit am Leben, und gerade in der Betrachtung des Weges, den dies Princip genommen habe, um sich zeitlich durch Handlung darzustellen, liege das Interesse, das wir an Lebensläufen nehmen.

In den romantischen Menschen ist das Verhältniß des Unbewußten und Bewußten gestört, so daß man sagen könnte, ihr Leben habe nur einen einfachen Boden, aus dem sowohl das unbewußte wie das bewußte in gefährlicher Mischung hervorgehe Ein Leben, das nur durch unbewußte Triebe oder nur durch den bewußten Geist oder durch abwechselndes Wirken beider gebildet wird, ist kein romantisches; denn in diesen Fällen würde entweder der sichere Instinkt oder durchdachtes Wählen den Menschen einer bestimmten unter den tausend Möglichkeiten des Lebens unwiderstehlich entgegentreiben, während grade das Schweben und Schwanken zwischen ihnen dem romantischen Lebenslauf eigenthümlich ist. Ueberblickt man einen solchen Lebenslauf im Ganzen, so erkennt man allerdings doch einen treibenden Zug, das was Lenau bei sich selber die Gravitation nach dem Unglück nannte. Es ist in ihnen mehr Schwere, das Princip des Nichtfürsichseins, als Licht, das Princip des Fürsichseins, oder, physiologisch ausgedrückt, das Bauchsystem überwiegt das Gehirnsystem. Wir haben darüber eine interessante Auseinandersetzung von Justinus Kerner: das Ueberwiegen des Bauchsystems störe das Geistige im Menschen, das Gehirn und was von ihm ausgehe, den freien Willen, die Selbständigkeit. Es verbinde sich der Mensch dann mehr mit der Außenwelt, seine Selbständigkeit schwinde — „ich möchte sagen, es wächst ihm eigentlich wieder eine Nabelschnur, an der ihn jeder mit vorherrschendem Gehirn zu gängeln vermag." Das Gehirn nennt er in diesem Sinne den Wächter und Gott in uns. Die Juden seien eine Nation, in der das Bauchsystem oder sympathische System sehr thätig sei; im allgemeinen stellten die Weiber das überwiegende Bauchsystem dar.

Dies Hinabziehen der Schwere, der Sinnlichkeit, aus der zugleich reizende Blumen der Phantasie herausblühen und das Bild umkränzen, verbunden mit einem rührenden Drange nach Licht und Freiheit, gestaltet den romantischen Lebenslauf. Diese Menschen stehen dem Leben nicht selbstthätig wie ein Künstler dem Stoffe, den er formen will, gegenüber; sie leben hauptsächlich aus der Seele heraus, deren Wesen, als der Punkt, in welchem Unbewußtes und Bewußtes sich mischen, Beweglichkeit, ein Schweben und eine Sehnsucht ist. In der witzigen Satire gegen die Romantiker, die von Baggesen und Voß ausging, heißt es, sie, die Romantiker, müßten anstatt: ich dichte, sagen: ich werde



Digitized by Google

gedichtet; ebensogut könnte man sagen, daß sie nicht leben, sondern gelebt werden. Sie haben das ja auch selbst von sich ausgesagt, so Wackenroder und Brentano, indem sie sich mit Instrumenten verglichen, deren Saiten das Schicksal bewegt, oder Karoline von Günderode, wenn sie an Bettine schreibt: „Du dünkst mir der Lehm zu sein, den ein Gott bildend mit Füßen tritt." In der modernen Romantik hat Hugo von Hofmannsthal den schönsten und zutreffendsten Ausdruck für diese Art des Lebens gefunden. Er vergleicht das Leben gern einem Schattenspiel und schildert Menschen, die „in jedem Ganzen räthselhaft gehemmt", den Fluch mit sich schleppen „nie ganz bewußt, nie völlig unbewußt" ihr Leben wie ein Buch zu erleben, das man halb noch nicht und halb nicht mehr begreift, denen die Tage hingleiten „wie abgerissene Wiesenblumen ein dunkles Wasser mit sich reißt". Als Meranda im „Weißen Fächer", nachdem sie eben noch tiefster Trauer über den Tod ihres Mannes hingegeben war, in sich die Entdeckung der neuen Liebe macht, läßt Hofmannsthal sie sagen: „Gelegenheit

Das große Wort; wir selber nur der Raum,
Drin tausende von Träumen buntes Spiel
So treiben wie im Springbrunn Myriaden
Von immer neuen, immer fremden Tropfen.
All unsre Einheit war ein bunter Schein;
Ich selbst mit meinem eignen Selbst von früher,
Von einer Stunde früher, grad so nah,
Vielmehr so fern verwandt wie mit dem Vogel,
Der dort hinflattert."

Das erinnert lebhaft an die Worte, die Karoline v. Günderode über Clemens Brentano schreibt: „Es kommt mir oft vor, als hätte er viele Seelen, wenn ich nun anfange, einer dieser Seelen gut zu sein, so geht sie fort und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne und die ich überrascht anstarre." Sein Lebenslauf ist denn auch typisch romantisch.

Er entsprang einer Ehe, in der sich italienisches und deutsches Blut mischte, eine für die Nachkommenschaft durchaus nicht unglückliche, aber gefährliche Zusammensetzung. Jedenfalls waren die häuslichen Verhältnisse wegen der allzuverschiedenen Art der Eltern nicht angenehm. Nach dem Tode der Mutter lebte er bei einer Tante, die das Unglück, einen in Trunksucht verkommenen Mann zu haben hart und verschlossen gemacht hatte, und wo sein weiches Gemüth unter schrecklichen Eindrücken litt. Mit siebzehn Jahren gab ihn sein Vater in die Oel- und Branntweinhandlung des Herrn Polex zu Langensalza, ohne zu beachten, daß er zum kaufmännischen Berufe als ein unpraktischer, in sich gekehrter Träumer durchaus untüchtig war. Je mehr Anforderungen das praktische Leben an ihn stellte, desto mehr verkroch er sich in ein märchenhaftes Traumleben und legte bald augenscheinliche Proben seiner Untauglichkeit ab.

Der kaufmännische Stand pflegt jungen auf Poesie und Kunst gerichteten Menschen besonders widerwärtig zu sein und man kann nicht einen jeden, der davon zu einem andern übergeht, nur deshalb romantisch nennen. Freiligrath zum Beispiel, der wie Brentano als Jüngling die Kaufmannschaft über den Haufen warf um nichts als ein freier Dichter zu sein, war keineswegs eine romantische Natur und hätte füglich auch Kaufmann bleiben können, wenn die Verhältnisse es durchaus erfordert hätten; Brentano dagegen war wirklich nicht im Stande sich einer Thätigkeit hinzugeben, die sich nicht irgendwie mit seinem Inneren hätte verknüpfen lassen. Solange sein Inneres ein schwankendes Chaos war, konnte er nicht, auch nicht einmal mit Vorbehalt, zu gewissen Stunden, regelmäßig nach außen wirken. Er hatte denn auch keine Neigung

Digitized by Google

zu irgend einem bestimmten Berufe, sondern ein Verlangen nach Bildung überhaupt, ja eigentlich nur nach Eindrücken, die das Universitätsleben wohl mit sich bringen konnte. Kenntnisse erwarb er keine und scheute geistige Anstrengung so sehr, daß er nicht einmal in Fichtes und Schellings philosophische Systeme einzudringen sich bemühte, die damals fast alle Studenten nicht nur interessirten sondern leidenschaftlich bewegten. Auch in seinem ersten Roman Godwi, den er in dieser Zeit schrieb und den er selbst einen verwilderten nannte, zeigt sich seine Unfähigkeit zur Sammlung, zum Durchführen einer Stimmung, eines Bildes, einer Idee. Mehr nach seinem Sinne war das Sammeln von Ueberbleibseln des Mittelalters, seien es Lieder oder Bilder, wobei er seinem Hang zu ungebundenem Wandern genugthun und sein Talent mit dem Volke zu verkehren, seinen poetischen Sinn und seinen schnellen Blick zu einem schönen Zweck verwerthen konnte. Auch wird die Volksliedersammlung, die er im Verein mit Arnim herausgab, von allen Parteien als eine dankenswerthe Leistung anerkannt.

Die Zeit zwischen seinem zwanzigsten und dreißigsten Jahre war für Clemens die glücklichste, weil ein wesentlich schwärmendes und genießendes, ganz auf Hoffen und Erwarten gestelltes Dasein in den Jünglingsjahren noch nicht als störender Mißklang empfunden wird. Er selbst behauptete zwar später, und man glaubt es ihm gern, daß er selbst damals nie eine trunkene Minute hatte, in der er seinen Unwerth, seine Schwäche und Lüge ganz vergaß; aber Liebe und Freundschaft, die seiner Schönheit, seiner Wärme, seiner munteren Laune gern dargebracht wurden, führten ihn leichter an den dunkeln Stunden vorüber.

Bei der Wahl seiner Freunde bevorzugte Clemens, der stets die Kraft, die ihm fehlte, in andern suchte, ernste, männliche Naturen: an Savigny und Arnim schloß er sich mit Leidenschaft. Es ging ihm aber mit ihnen wie mancher Frau, die dem Manne, sowie er nicht mehr in sie verliebt ist, gleichgiltig wird, weil eine engere geistige Verbindung nicht zwischen ihnen möglich ist: beide heiratheten Schwestern von Clemens, eigneten sich also das was ihnen in der Brentanischen Art zu Herz und Sinnen gesprochen hatte aufs innigste an, und bedurften seiner nun in dieser Hinsicht weniger, in einer anderen aber konnte er ihnen wenig bieten. Mit beiden blieb er zwar sein Lebenlang in freundlicher Beziehung, aber ganz äußerlicher, da sie von ihrem reiferen Standpunkt aus zu ihm so wenig zurück konnten wie zu ihrer eigenen Jugend.

In seinen ersten Studentenjahren knüpften sich auch Clemens' Beziehungen zu seiner nachmaligen Gattin Sophie Mereau, die, als er sie kennen lernte, Gattin eines Professors war. Das Paar wurde durch herzogliche Gnade wegen mangelnder Uebereinstimmung geschieden; es war dieselbe Scheidung, auf die sich bald hernach Wilhelm und Karoline Schlegel als auf einen Präcedenzfall beriefen, der ihrer eigenen Trennung zugute kommen sollte. Sophie Mereau war weder im Sein noch im Denken und Dichten romantisch, sondern gehörte zu den sanft sentimentalischen Frauen, die sich um Schiller scharten. Sie war schön, taktvoll und verständig, von einer wohlthuende Wärme und Milde, wenn auch weder ein großer Geist noch großer Charakter. Wie es zu gehen pflegt, hatte sie die Huldigungen des blutjungen Studenten zurückgewiesen, nach einigen Jahren aber, da sich der Altersunterschied weniger fühlbar machte, gewann er sie und konnte sogar triumphiren, daß sie nun glühe, er dagegen kühler sei. Wie er auch hier nicht aus vollem Herzen, mit ganzem Willen nnd ganzer Gegenwart des Geistes handelte, zeigt nicht nur diese Bemerkung, sondern vielmehr noch was er an Bettine schrieb: „Wir — d. h. er und



Digitized by Google

Sophie — werden leben wie es Schneeflocken zusammenschneit und wie die zerrinnen, wenn ein neuer Frühling kommen sollte, so werden auch wir zerrinnen, wenn wir nicht beisammen bleiben sollten." Also durchaus passiv fühlte er sich, von irgend einem Zufall, einem dunklen Naturtriebe mit einem lieben Weibe vereint, darauf gefaßt, daß derselbe sie auch wieder auseinanderwehen könnte und von vorn herein entschlossen, dem keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Daß diese Ehe, die freilich nur drei Jahre dauerte, sich so glücklich anließ, ist wohl vor allem seiner Frau zu danken, deren weiblich harmonische Güte seine Friedlosigkeit beruhigte. Er klagte zwar zuweilen, daß sie ihn mehr beschwere als beflügle, wie er denn immer grade getragen zu werden, da er selber seiner Naturschwere das Gleichgewicht in sich nicht halten konnte, von seinen Genossen verlangte; aber — ganz abgesehen davon, daß sie mit vollem Recht das gleiche von ihm hätte erwarten können — war er sich doch dankbar bewußt, daß er wenigstens zuweilen in ihr ruhen konnte und sehnte sich, wenn er sich einmal von ihr getrennt hatte, sogleich nach ihr zurück. Sie lebten in dem schönen Heidelberg, das gerade um diese Zeit durch die Anwesenheit und Wirksamkeit von Arnim, Görres und Creuzer zu einem Mittelpunkte der Romantik wurde, und wo er, da ihm nun auch ein Kind geboren wurde, Heimath, Familie, einen Freundeskreis und Antrieb und Gelegenheit zu geeigneter Thätigkeit hatte. Aber noch ehe sich das alles recht gestaltet hatte, starben Sophie und das Kind, und er war wieder losgerissen vom Boden, schwankend ohne Ziel und Halt im Leben.

Jetzt war der Augenblick, wo er seine Fähigkeit das Leben zu gestalten hätte erproben können: er war wiederum frei, ohne Beruf und Familie an den Eingang des Lebens gestellt, älter und durch Erfahrung gereift und doch noch nicht zu alt, um sich in veränderte Bedingungen hineinzuarbeiten. Es ging ihm aber, wie es wohl manchem gehen würde, der glaubt, er würde keine Thorheit mehr begehen, wenn er mit allen gesammelten Erfahrungen das Leben von vorne beginnen könnte: er machte es ebenso wie zuvor, ging als fahrender Schüler mit der Guitarre über dem Arme auf die Wanderschaft, erwarb sich den Ruf eines schönen, witzigen Gesellschafters und fand sich unversehens mit einer zweiten Frau. Hätte er damit wenigstens das ihm gemäße gethan und wäre dieser zweiten Jünglingsperiode froh geworden, so hätte man eine so naive und genußkräftige Natur in gewissem Sinne sogar bewundern können; aber er fühlte sich nach außen glänzend und blendend im Inneren zerrüttet, wie er es oft in Liedern äußert:

Ich muß die luftgen Triller greifen
Und Fieber bebt durch Mark und Bein,
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen
Und möchte gern begraben sein.

Besonders in Bezug auf seine Heirath mit Auguste Busmann bewies der Erfolg, wie sinnlos er gehandelt, vielmehr wie schmählich er sich von den niedrigsten Reizen hatte treiben lassen. Dies Mädchen war wie er heißblütig, leicht erregbar und jedem Triebe ohne Selbstbeherrschung hingegeben, doch fehlte ihr ein starkes Gegengewicht des Geistes oder des Herzens, welches letztere er hatte. Sie fröhnten ihrer kindischen Abenteuersucht durch eine Entführung, zu der kein vernünftiger Grund vorlag, die Clemens, dem Wittwer, am wenigsten anstand, und für die er, der beinah dreißigjährige, doch schließlich am meisten verantwortlich war. Auch warnte ihn vor der Trauung sein Gewissen, das häßliche Bündniß nicht abzuschließen und er hatte auf dem Wege zur Kirche große Lust umzukehren, was er aber auszuführen doch sich scheute. Männer

Digitized by Google

seiner Art pflegen Frauen, mit denen sie nur Sinnlichkeit verbindet und die ihnen weder Halt noch Ruhe gewähren können, nach kurzem Rausch zu hassen, ja, wie ungerecht das auch sein mag, zu verachten. In diese Gefühlslage gerieth Clemens seiner Frau gegenüber schon bald nach der Hochzeit, woran sie ohne Zweifel die Hauptschuld trug; selbst wenn man einräumt, daß seine gedrungene Gestalt, seine gebräunte Farbe, sein feuriger Blick, ihr vielleicht eine kräftige Männlichkeit vorgetäuscht hatten, die sein Charakter nicht war. In den tollen Scenen des Unfriedens, wenn sie auch durch alle beide herbeigeführt sein mochten, war Clemens, wozu ihm sonst wenig Gelegenheit wurde, bei weitem der Würdigere, Maßvollere. Ihre Sucht aufzufallen und in gewaltsam veranstalteten Auftritten eine rührende Rolle zu spielen macht den Eindruck des Krankhaften und bei Clemens' eigenem leicht zu erschütterndem Gleichgewicht war es wohl das beste, daß er nicht daran dachte die Folgen des einmal Unternommenen zu tragen; er hätte sich zu Grunde gerichtet, ohne ihr wohlthun zu können.

Nach der Scheidung dieser Ehe konnte Clemens, als Katholik, sich nicht wieder verheirathen. Er fühlte sein Alleinstehn, unter dem er überhaupt weit mehr litt als ein anderer Mann gethan hätte, jetzt doppelt, da seine Freunde inzwischen Familien gegründet hatten oder bald dazu schritten. Arnim und Savigny heiratheten zwei seiner Schwestern, die übrigen waren anderweitig verheirathet, ebenso seine Brüder mit Ausnahme von Christian, der ihm selbst in vieler Hinsicht ähnlich war, und mit dem er gerade deswegen nicht längere Zeit zusammenleben mochte. Ueberhaupt war seine Eigenart so, daß Niemand, auch seine besten Freunde nicht seinen Besuch auf die Dauer ertragen konnten. Jeder Besuch war sozusagen ein abgekürztes Bild seines Lebens: übertriebenes Feuer von Mittheilsamkeit, Anregung und Aufregung im Anfang, plötzlich dann Ausgeleertheit und Erschöpfung. Zum Theil weil er dies selbst fühlte, zum Theil weil ein innerer Stachel ihm keine Ruhe ließ, hielt es ihn nie lange an einem Orte und er führte wieder ein Wanderleben, im größeren Stil als früher, aber freudloser und einsamer. Er lebte abwechselnd in Prag, Wien, Berlin, nicht wie einer der genießt, sondern wie einer der etwas sucht, etwas wichtiges, wesentliches, und dessen Angst sich steigert, wie die Zeit vergeht, ohne daß er es findet. War er auch zuweilen fleißig und ausdauernd bei der Arbeit, wie er denn für sein Drama Libussa gründliche Studien machte, so gab ihm das doch keine Befriedigung, wie es vielleicht eine ganz geringe, handwerksmäßige, aber nutzbringende Thätigkeit gethan hätte. Es sei, sagt er gelegentlich, ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profession. „Man kann sehr leicht zu ihm sagen: Mein Herr, ein jeder Mensch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber und dergleichen, auch eine Poesie im Leibe; wer aber eines seiner Glieder überfüttert, verfüttert oder mästet und es über alle andre hinüber treibt, ja es gar zum Erwerbszweige macht, der muß sich schämen vor seinem ganzen übrigen Menschen. Einer, der von der Poesie lebt, hat das Gleichgewicht verloren, und eine übergroße Gänseleber, sie mag noch so gut schmecken, setzt immer eine kranke Gans voraus. Alle Menschen, welche ihr Brot nicht im Schweiße ihres Angesichts verdienen, müssen sich einigermaßen schämen: und das fühlt einer, der noch nicht ganz in der Tinte war, wenn er sagen soll, er sei ein Schriftsteller."

Eine Idee, für die er sich hätte begeistern, für die er hätte kämpfen und sich opfern können, hätte ihn glücklich machen, ihm den Lebensgrund schaffen können, den er vermißte; doch interessirte er sich, wie er selbst klagt, nicht für Dinge, sondern nur für einzelne Menschen. Immerhin konnte er sich durch die Begeisterung für Deutschlands Erhebung gegen Napoleon eine Zeit lang mit fortreißen lassen, was er auch dankbar empfand. Für die darauf folgende

Digitized by Google

politische Bewegung, als mehr den Verstand ansprechend, hatte er kein Verständniß. Im Gefühl, überflüssig zu sein, weder als Mensch in seiner Entwickelung etwas erreicht, noch auf irgend einem Gebiete etwas geleistet zu haben, fällt er in der Blüthe seines Lebens, bei vollen Kräften, das vernichtende Urtheil über sein Leben, es sei vergeblich gewesen. Das schreckliche Wort vergeblich sei die Ueberschrift seines Lebens, und bei allem, was er gedacht, gethan, gelitten, habe er denken müssen, daß es vergeblich sei.

Ein Mädchen, Luise Hensel, führte einen Umschwung in seiner Verzweiflung herbei. Ernst und tüchtig, herbe, in schweren Lebensprüfungen gehärtet, fest und klar einem Ziele zugewendet imponirte sie ihm mehr als je zuvor eine andere Frau, vollends noch dadurch, daß sie sich durch seine Liebe nicht entzünden ließ, sondern ihn mit bescheidener Strenge in gewissen Schranken hielt. Als sie ihn zuerst auf die katholische Kirche hinwies, der er ja angehörte und die ihm allein den Frieden geben könnte, den er bei ihr suchte, weckte sie damit keinen Widerhall in seinem Innern. Nur das Bedürfniß ihr zu gehorchen, in irgend einer Sache eins mit ihr zu sein, bewog ihn, sich überhaupt mit dem Gedanken zu befassen und Schritte zu seiner Verwirklichung zu thun. Der Umgang mit dem klugen, humanen, liebenswürdigen Bischof Sailer that das übrige dazu, Clemens den Sinn für die Kirche zu eröffnen: die Zugehörigkeit zu einer großen, starken Gemeinde, die nichts von ihm verlangte als Hingebung, ersetzte ihm bis zu einem gewissen Grade Familie, Beruf und Heimath.

Die erste Frucht seiner Sinnesänderung oder, wenn man lieber will, seiner veränderten Stellung zur Gesellschaft war eigenthümlicher Art: vierzigjährig begab er sich an das Krankenlager der stigmatisirten Nonne Katharine Emerich in Dülmen und verweilte dort sechs Jahre, nur mit ihrer Pflege und dem Aufschreiben ihrer Visionen beschäftigt. Der Aufenthalt in dem ärmlichen Dorfe, das keine Zerstreuung bot, als die Unterhaltung mit einem schwer leidenden, ungebildeten Bauernmädchen wäre manchem auch weniger verwöhnten Manne unerträglich gewesen. Brentano empfand es als ein langentbehrtes Glück, eine Aufgabe zu haben, Jemandem nützen zu können, und noch dazu einer Person, die er für heilig halten durfte, ja mußte. Kurze Zeit, ehe er sich an die Kirche anschloß, hatte er einmal, halb ernst halb scherzend, gegen Görres den Wunsch ausgesprochen, ihm bei seiner Thätigkeit am Merkur als mechanischen Hilfsarbeiter zu dienen, da nur eine solche dienende und nutzbringende Beschäftigung ihn glücklich machen könne. Zu einer derartigen freilich hätten ihm Stetigkeit, Willenskraft und manches andere gefehlt; am Bette der visionären Kranken dagegen, wo nur an sein Herz und seine Phantasie Ansprüche gestellt wurden, fühlte er sich am Platze.

Nach dem Tode der Emerich brach das ganze Elend der Berufslosigkeit und Heimathlosigkeit wieder über ihn herein. Er lebte abwechselnd an verschiedenen Orten, für die Propaganda der katholischen Kirche thätig, trotz mancher Ausbrüche seines zügellosen Temperamentes, des Teufels, den er nun einmal im Leibe hatte, im Ganzen seinem stillen, demüthigen Glauben treu und dadurch in leidlichem Frieden erhalten. Die letzten neun Jahre seines Lebens war er in München seßhaft, wo er im Freundeskreise wegen seiner Warmherzigkeit und als guter Gesellschafter, denn er konnte noch immer sprühenden Witz entfalten, wohl gelitten war. Als Schriftsteller war er längst bedeutungslos geworden: daß er auf seine früheren Werke mit Abscheu und Reue zurückblickte, war wohl nicht nur die Folge seiner veränderten Gesinnung, sondern auch die Folge davon, daß ihm die poetische Kraft mit der Jugend verblüht war. Wenn seine älteren, namentlich seine protestantischen Freunde ihn seit seinem Anschluß an die katholische Kirche aufgaben, so war das nicht unberechtigt: derselbe hatte ihm

Digitized by Google

wohl Ruhe und Halt gegeben, aber gegen das Opfer seiner geistigen Kräfte. Die Ruhe war nicht nach großen geschlichteten Kämpfen eingetreten, und der Halt ihm nicht durch eine unerschütterliche Ueberzeugung gewachsen, sondern er hatte sich, ein gänzlich ermüdeter Schwimmer, auf eine Insel gerettet, die ihn in Sicherheit ernährte, um welchen Preis er aber auf das Weiterfahren verzichtete, sei es, daß es ihm an Kraft oder an Muth gebrach, sich noch einmal auf das offene Meer zu wagen.

Wollte er das Heimweh, das zuweilen bitter in ihm aufstieg, nicht aufkommen lassen, mußte er seine Insel als das schönste Land der Welt preisen, die ihm freilich auch ein rettendes Delos gewesen war.

Ein Freund Brentanos sagte von ihm, er bleibe immer Most, den man nicht täglich trinken könne; zur süßen Weingährung und Klärung ließe er sich keine Ruhe. Eine unbestimmte Sehnsucht ist das bestimmende dieses Lebenslaufes, ein dunkler Drang, der es zu ruhiger Bildung und Gestaltung nicht kommen ließ. An allem alltäglichen, nahliegenden, was eine gewisse Befriedigung gewähren könnte, geht die weitausgreifende Sehnsucht vorüber und läßt den Gehetzten schließlich wie ein Kind, das vorwärts läuft, um den Horizont zu berühren, einsam und müde auf einem Fleck stehen, wo er dem dunklen Ziele seines Heimwehs nicht näher ist, als zu Beginn seiner Laufbahn.

Drei Punkte sind in diesem Lebenslauf wesentlich und finden sich in den Lebensläufen aller Romantiker, nämlich die Berufslosigkeit, die Familienlosigkeit und die Heimathlosigkeit. Nach einer träumerischen, von namenlosen Hoffnungen bewegten Kindheit sträubt sich der Jüngling gegen eine geregelte, beschränkte Thätigkeit, die ihn, den durch die Unermeßlichkeit des Phantasielebens verwöhnten, hemmt, und Wechseln oder gänzliches Abweisen des Berufes ist die Folge davon. Ebenfalls als Schranke wird die Familie empfunden, in welche sich aber gerade diese Männer am leichtesten hineinbewegen, da sie des Anschlusses am bedürftigsten sind. Die Heftigkeit ihrer Triebe wirft sie immer wieder den Frauen in die Arme, meistens aber gerade denen, die am wenigsten geeignet sind, ihre Ansprüche zu erfüllen. Brentano fand zwar eine Luise Hensel, hatte sich aber durch seine frühere sinnlose Ehe mit Auguste Busmann das Zusammenleben mit ihr unmöglich gemacht. Ueberhaupt geht den romantischen Naturen gerade die Eigenschaft ab, die den Mann zum Familienbegründer und Familienhaupt bestimmt, nämlich die Kraft; wir werden also manches Liebesabenteuer, aber selten ein glückliches Eheleben bei ihnen finden. Die Heimathlosigkeit ist eine selbstverständliche Folge der Sehnsucht und man kann von Clemens Brentano wohl sagen, daß es auf der ganzen Erde keine Heimath für ihn gab; schrieb doch die Mutter Goethes dem Knaben schon ins Stammbuch: „Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit dieser berührt, wird es Thränen regnen."

Ein so Entwurzelter scheidet meistens früh von der Erde, sei es willkürlich oder durch den bewußtlosen Willen seiner Natur, oder aber er findet ein Unterkommen in irgend einer religiösen Gemeinschaft. Nicht wenige sind im Wahnsinn untergegangen. „Blumen der Art halten nicht über den Sommer aus" sagt der liebevolle Justinus Kerner, der viel solche Naturen kennen zu lernen Gelegenheit hatte. „Auch er ist ein Beweis" ruft er einem jungverstorbenen Freunde nach, „wie Novalis, wie Seraphine und Serpentin, daß Gemüther der Art, die die Natur so gern an ihre Brüste legt, gar bald auf immer in ihren Schooß kehren." Er plante einen Roman, betitelt die Heimathlosen, in dem Seraphine und Serpentin eine Rolle spielten, und in welchem unter andern ein Mann vorkommen sollte, der, ein ewiger Wanderer, mit immer gepacktem Koffer von einem Wirthshaus zum andern reiste.

Digitized by Google

In Hinsicht der Berufslosigkeit machte Christian Brentano dasselbe durch wie sein Bruder Clemens. Auch er hatte nie etwas rechtes gelernt. Heitere Geselligkeit war seine Hauptbeschäftigung, die ihn aber durchaus unbefriedigt ließ, so daß er sein glänzendes Wesen, ähnlich wie Clemens, oft als „frevelnde Lustigkeit empfand, womit er sich selbst betäubte und andere vergnügte." Als er sich der katholischen Kirche näherte, dachte er daran, Priester zu werden, in welcher Stellung er sein Talent zum Umgange mit Menschen hätte verwerthen können, den Segen einer gewissen Bestimmung genossen, und doch den Druck und die Eintönigkeit der gewöhnlichen, bürgerlichen Berufe vermieden hätte; allein sein geistlicher Berather rieth ihm davon ab. In seiner Noth richtete er an einen Heiligen folgendes charakteristische Gebet: „Heiliger Titus! um des herrlichen Berufes willen, der Dir aus der Hand der Apostel zutheil ward, rufe ich zu Dir und bete: daß Du mein elendes, berufloses Leben ansehen und für mich bei dem ewigen Geber des Guten fürbitten mögest, daß er doch auch mir einen Beruf zutheil werden lassen möge und mich mit Treue, Eifer, Fleiß und Beharrlichkeit begnadige, diesem Berufe nachzuleben. Ach ja, heiliger Bischof! einen Beruf, sei es der mindeste, aber einen festen und fruchtbaren Beruf, damit das Vergeuden meiner Leibes- und Seelenkräfte, der beständige Diebstahl an der Zeit aufhöre."

Der Heilige erhörte ihn zwar nicht, doch gewährte ihm in der Folge eine Heirat und, wie bei Clemens, die katholische Propaganda, die mangelnde Stütze.

Zacharias Werner glückte es, zum Berufe des Priesters zu gelangen. Er war eigentlich Jurist, übte seinen Beruf aber nur kurze Zeit und ohne Ernst und Eifer aus. Wie viele Romantiker schwärmte er für das Landleben, kaufte sich in seinem 24sten Lebensjahre ein Gut bei Königsberg und bewirthschaftete es mit seiner damaligen Frau. Bald aber verwünschte er die Landwirthschaft und schlug das Gut mit Verlust wieder los. Nicht so vermögend wie Brentano warb er begierig um die Großmuth irgend eines Mäcens und erbettelte sich auch wirklich ein Jahresgehalt. Begründet hatte er sein Ansinnen damit, daß er sich der Poesie, insbesondere der dramatischen widmen wolle; die Hauptsache war aber, daß seine Arbeitsscheu und Unordentlichkeit ihn ein ungebundenes Leben wünschen ließen. Er war nun, wie Brentano, nichts als Schriftsteller, doch mit dem Unterschiede, daß sein Jahresgehalt ihm die Ehrenpflicht auferlegte, in nicht allzugroßen Zwischenpausen etwas nennenswerthes, fertiges erscheinen zu lassen. Auch diesen Beruf gab er mit Freuden auf, als er katholisch geworden war und die Kirche ihm durch die Priesterweihe die förmliche Berechtigung ertheilte, Seelen für die Kirche zu gewinnen. Insofern als er von jeher das Propagandamachen für seine Ideen mit aufdringlichem Eifer betrieb, es als höchstes Ziel des Strebens ansah, eine Religionsgemeinschaft zu gründen und seine dramatischen Arbeiten nur als Mittel zu diesem Zweck gelten lassen wollte, erreichte er schließlich das was ihm am meisten entsprach und wozu er sich innerlich am meisten berufen fühlte. Der Drang nach Menschen, der unruhige Trieb auf sie einzuwirken, der sich bei Werner äußerlich in seiner „gewaltigen, in Gesellschaft sich spürend nach allen Seiten hin wendenden Nase" ausdrückte, bestimmt solche warmherzige und sich selbst nicht genügende Naturen dazu, vermittelnd zwischen Menschen und Menschen und Ideen zu stehen; wie sich auch Clemens gelegentlich den pontifex minimus, den geringsten Brückenbauer nennt, da er so oft Menschen zusammengeführt habe. Menschen für Ideen zu gewinnen war er freilich weniger der Mann, indem er vielmehr durch sein Gebahren den meisten Menschen den Katholicismus eher verleidete, als lieb machte.

Digitized by Google

Kleist empörte sich nicht nur gegen den Officiersberuf, dem er durch Familientradition angehörte, sondern gegen jeden Beruf überhaupt. Er hielt es für die Bestimmung des Menschen, sich auf Erden so viel wie möglich zu bilden, in der Aussicht daß man auf anderen Sternen, in anderer Form, der Vervollkommnung entgegengeführt würde, und verstand unter der erforderlichen Bildung zunächst die wissenschaftliche. Demgemäß widmete er sich an der Universität dem Studium der Wissenschaften im allgemeinen, wurde aber durch Kants Philosophie, die ihn an dem absoluten Werth aller unserer Erkenntniß zweifeln lehrte, in seinem Bildungsdrange erschüttert. So wenigstens rechtfertigte er vor sich selbst seinen beginnenden Ueberdruß an den Wissenschaften. In Wahrheit drängte ihn ein glühender Produktionstrieb, eine dämonische Sinnlichkeit ins Ungewisse vorwärts, und die Unfähigkeit dieser inneren Raserei Stand zu halten, machte, daß er sich gegenüber den Anforderungen an Regelmäßigkeit, Ordnung, Selbstbeherrschung, die jeder Beruf stellt, ohnmächtig fühlte.

Die Nothwendigkeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen und der Wunsch einen eigenen Heerd zu gründen, beides mußte ihn doch eine gesicherte Lebensstellung als das wünschenswerthe, ja gebotene erscheinen lassen; er quälte sich nicht wenig mit solchen Erwägungen. Viele Dinge, die der gesunde Mensch allmählicher, stiller Entwickelung überläßt, betrieb er mit eigensinnigem Bewußtsein und strebte sie zu überlegter Handlung zu machen, wie er denn den Entschluß Dichter zu werden, an sich schon ein Unding, vom Ausfall einer einzigen schriftstellerischen Arbeit abhängig machen wollte. Andrerseits, wo man Ueberlegung und Besinnung bestimmt erwarten muß, wo man für unbegreiflich widerspruchsvolle Handlungen nach Gründen sucht, gab es bei ihm keine. Als er Wielands Haus, wo er sich glücklicher als je gefühlt, wo er die Bewunderung eines berühmten Mannes und die Liebe eines Mädchens gefunden hatte, plötzlich verließ, ohne zu wissen wohin, vermochte er auch seinen Vertrautesten nicht anzugeben, was ihn dazu bewogen hatte, offenbar weil er es selbst nicht wußte. „Ich mußte fort und kann dir nicht sagen, warum. Ich mußte fort! Ich brachte die ersten folgenden Tage in einem Wirthshaus in Weimar zu und wußte garnicht, wohin . . . Endlich entschloß ich mich, nach Leipzig zu gehen. Ich weiß wahrhaftig nicht anzugeben, warum."

Einmal nahm er sich das Wort ab, nicht eher aus dem Zimmer zu gehen, als bis er sich über einen Lebensplan entschieden hätte, aber seine Unschlüssigkeit war so groß, daß er sich nach acht Tagen seines Versprechens entbinden und das Zimmer verlassen mußte, ohne dem Ziele nähergekommen zu sein. Bald suchte er auf gewaltsame Weise seinem Leben eine bestimmte Richtung zu geben, bald tritt auch an ihm das Unklare, das Gelebtwerden hervor, wie er denn von sich selbst sagte: „In meinem Kopfe sieht es aus wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Loose tausend Nieten liegen. Da ist es wohl zu verzeihen, wenn man ungewiß mit der Hand unter den Zetteln herumwühlt."

In diesem Triebrad von positiven und negativen Regungen, von leidenschaftlichem Drang und ängstlich planvollem Bedenken war eine Störung, so daß sie sich nicht ausglichen, sondern bald Stockungen, bald Ueberstürzungen eintraten, und ein in Explosionen krankhaft und zerstörend sich abspielendes Leben das Ergebniß war.

In einem Augenblick gänzlicher Abspannung und Hülflosigkeit unterwarf er sich dem Wunsche seiner Schwester Ulrike und ließ sich als Diätar an der Domänenkammer in Königsberg anstellen, hielt aber trotz der besten Vorsätze nicht bei der trockenen Beschäftigung aus. In der Ungebundenheit überkam

Digitized by Google

ihn indessen sogleich wieder die Sehnsucht nach regelmäßiger, womöglich mechanischer Thätigkeit, und einmal faßte er sogar den ernstlichen Plan Tischler zu werden. Der Wunsch Bauer zu werden und ganz im Bunde mit der Natur zu leben blieb nicht aus; einer Erleuchtung gleich ging ihm plötzlich die Einsicht auf, daß die Thätigkeit des einfachen, unschuldigen Menschen ihn heilen würde. Er ging mit dem Gedanken um ein kleines Gut zu kaufen und zu bewirthschaften uud trennte sich von seiner guten, durch lange Treue erprobten Braut, weil sie und ihre Eltern nicht darauf eingehen wollten. Der Plan, dem er sie geopfert hatte, kam indessen nie zur Ausführung, da einsichtsvolle Freunde ihm abriethen und seine Lust daran auch von selbst nachließ.

Zeitlebens suchte er ein Geländer zum Anklammern. Zuletzt wurde ihm der Kampf gegen Napoleon, was Zacharias Werner und den Brentano die Propaganda für die katholische Kirche geworden war, eine Aufgabe, die ihm das Gefühl gab, sein Leben sei nicht zwecklos.

Betrachtet man Clemens Brentano's Leben, so denkt man wohl, Armuth, also ein äußerer Zwang zur Arbeit, zum Broterwerb, hätten ihn vor Zerfahrenheit und Verwilderung retten können; denkt man an Kleist, so möchte man gerade seiner Armuth die Schuld an seinem Untergange zuschreiben. So wenig bedeuten die äußeren Umstände, oder, was auf dasselbe herauskommt, so sehr hat jeder sein eigenes Schicksal, dem die äußeren Verhältnisse im allgemeinen nur dienstbar sind.

Von wächserner Weichheit und voll von brennendem Ehrgeiz, höchst reizbar, mißmutig, kränkelnd, wandelbar, ewig zwischen Flut und Ebbe schwankend, trug Hölderlin alle Züge eines Romantikers. Die Scheu vor einem festen Berufe war bei ihm ebenso ausgeprägt wie bei den andern. Trotz seiner Liebe und Ehrfurcht gegen seine Mutter, deren Herzenswunsch es war, ihren Sohn so bald als möglich als Pfarrherrn oder sonst in einer guten bürgerlichen Stellung zu sehen, widerstrebte er in diesem Punkte beharrlich und begründete sein auffallendes, im gemeinen Sinne unverständiges Benehmen bald mit seiner Jugend, bald mit seinem sonderbaren, launenhaften Charakter. „Das Schusterleben, wo man Tag für Tag auf seinem Stuhle sitzt, treibt was sich im Schlafe treiben läßt, das bringt den Geist vor der Zeit ins Grab.“ Er wollte, wie Kleist, zunächst unbeschränkt seiner allseitigen Bildung leben. Da Geld zu verdienen unumgänglich nöthig war, zog er das Hauslehrerleben einem Amte vor, da ihm der Verkehr mit jungen Leuten und der Familie Anregung und Wechsel, überhaupt eine solche Stelle verhältnißmäßig große Freiheit versprach. Wie vorauszusehen war, fehlte es aber gerade in diesem Verhältnisse nicht an Hemmungen und Beeinträchtigungen, die es ihm vergällten und auf die Dauer ganz unerträglich machten; was vermuthlich auch dann der Fall gewesen wäre, wenn nicht der Sohn der Frau v. Kalb ein krankhaft angelegter, peinlich zu behandelnder Junge gewesen wäre, und wenn er sich nicht in Frau Gontard, die Mutter seiner Zöglinge in Frankfurt verliebt hätte.

Wie Kleist kam er zu der Ansicht, daß das Glück hinter dem Pfluge zu finden sei; grade die ganz unbäuerliche Ueberreiztheit und Ueberspannung ließ die Sehnsucht nach dem kindlichen Urleben des Menschen in ihm aufsteigen, das er, der die Ruhe am wenigstens ertragen konnte, so wenig wie Zacharias Werner oder Kleist durchzuführen vermocht hätte. Mehr und mehr begriff er, daß eben dem ungesicherten Charakter eine feste Berufsthätigkeit segensreich ist. Seinem jüngeren Bruder Karl rühmte er den Werth mechanischer Arbeit: „Es ist oft wünschenswerth, bloß mit der Oberfläche unseres Wesens beschäftigt zu sein, als immer seine Seele, sei es in Liebe oder in Arbeit, der zerstörenden Wirklichkeit auszusetzen.“ Das nämlich thun und müssen thun die schwächeren

Digitized by Google

Menschen, die nicht an sich halten können und sich durch unnöthiges Preisgeben fortwährend noch schwächer und reizbarer machen. „Dein Selbstgefühl" schrieb er einem Freunde, „ruht auch noch auf andrer glücklicher Thätigkeit, und so bist du nicht vernichtet, wenn du nicht Dichter bist." Er selbst fühlte sich der Aufgabe des Berufes aber nicht gewachsen. „Jedes Amt will einen reifen Mann, und der bin ich noch nicht."

Lenau, von dem still innerlichen Schwaben sehr verschieden, doch verwandten Schicksals, wollte erst die Rechte studiren, gab das aber zu Gunsten der Philosophie auf. Davon ging er, nachdem er auch eine Periode, wo er Landwirth werden wollte, überwunden hatte, zum Studium der Medicin über, was er ebensowenig wie das andere zu Ende führte; sondern er ergab sich einem unstäten Dichter- und Wanderleben.

Der als Alterthumsforscher zu seiner Zeit berühmte Arnold Kanne war in seiner Jugend abwechselnd Schriftsteller, Theologe, Soldat in österreichischen Diensten, wieder Schriftsteller, Soldat in preußischen Diensten, dann, nachdem er in der äußersten Not gewesen und buchstäblich Bettler geworden war, wurde er zwischen seinem 30. und 40. Jahre als Lehrer an einer höheren Schule in Nürnberg seßhaft. Als er sich im Jahre 1806 in Berlin aufhielt, um ein Buch, das er für sehr bedeutend hielt, drucken zu lassen, marschierten eines Tages an dem Wirthshause, wo er wohnte, Soldaten unter Musik und Trommelschlag prächtig vorbei. Augenblicklich stellte es sich ihm so lebhaft vor, wie warm es den Soldaten um Kopf und Herz sei, während ihn im ungeheizten, ungemüthlichen Wirthszimmer fror, daß er sein Manuskript verbrannte und sich anwerben ließ; so ließ er sich von der Gelegenheit, von an sich unbedeutenden Zufällen treiben.

Doch war er nicht, was man unter einem Abenteurer versteht; seine Freunde schildern ihn als einen „seltsam überkräftigen Geist, der in dem äußerlichen Treiben des Lebens vergeblich nach einem Ruhepunkte suchte, der sein mächtiges Sehnen tragen konnte."

Weder das Soldatenleben, noch die Schullehrerstelle verschafften ihm Befriedigung. Innerer Unfrieden, gänzliche Entzweiung mit sich selbst machten ihn menschenscheu, dabei fraß an seinem Herzen ein rasender Ehrgeiz „wie mit Höllenflammen". Wie andere in der katholischen Kirche, begrub er seine Unruhe und seine Leidenschaft im Pietismus, ein Umschwung, der plötzlich, ich weiß nicht durch welche Umstände, in ihm herbeigeführt wurde.

Ritter hatte seine Laufbahn als Apotheker begonnen; sein späteres Leben wurde durch die überwiegende Neigung zu den Naturwissenschaften bestimmt, denen er treu blieb. Unordnung und eine verhängnißvolle Neigung zum Alkohol, wie es scheint auch andern Berauschungsmitteln, brachten Wechsel und Zerrüttung reichlich in sein Leben, das mit kläglichem Zusammenbruch seiner selbst sowie der äußeren Verhältnisse endete.

Einen ganz anderen Charakter hat der Lebenslauf E. T. A. Hoffmanns, der, gleichfalls romantischer Art, sich durch einen Ueberschuß von Willenskraft von den vorher genannten unterscheidet. Er behielt bei allem Hang zur Ungebundenheit und der Lust am Abenteuerlichen, bei heftigem Abscheu gegen das Regelmäßige und Pedantische, doch die Kraft, sich in die bürgerliche Ordnung zu schicken, der er hinter dem Rücken Grimassen schnitt. Obwohl ihm die Rechtswissenschaft, sein eigentlicher Beruf, zuwider war, stand er seinen Mann darin; was so selbstverständlich erscheint und was die meisten Romantiker doch nicht konnten, brachte er fertig: das als nothwendig erkannte zu thun. Der Druck des Brotstudiums lähmte ihn nicht, sondern trieb sein ganzes Feuer in die Mußestunden, wo er malte, musicirte und schriftstellerte. Eine Zeit lang, als

Digitized by Google

Beamter in der Provinz Posen, verlor er sich in gemeinen, sinnlichen Ausschweifungen, wußte aber doch rechtzeitig ein Ende damit zu machen. Als in Folge des napoleonischen Krieges die preußische Regierung in Posen sich auflöste und die Beamten ihrer Thätigkeit enthoben wurden, genoß er entzückt die Freiheit und das bunte, tolle Treiben, das der interimistische Zustand in Warschau mit sich brachte; unterließ aber deswegen doch nicht, sich eifrig nach neuen Einnahmequellen umzusehen, und nahm hoffnungsvoll eine Stelle als Kapellmeister in Bamberg an. Da die damaligen Theaterverhältnisse großen Schwankungen unterlagen, mußte er sich bequemen, nebenbei in Familien Unterricht zu ertheilen und litt bei krankhafter Reizbarkeit unsäglich durch Verständnißlosigkeit, Beschränktheit und Rohheit der Schüler, namentlich aber der Eltern. Trotzdem sein heftiges Temperament es ihm erschwerte, hielt er aus, nur daß er sich zuweilen beim Weine tröstete oder dadurch, daß er satirisch humoristische Betrachtungen aufschrieb. Dabei entdeckte er sein schriftstellerisches Talent, das ihm allmählich zu einer namhaften Geldquelle wurde; nichtsdestoweniger suchte er Rückhalt in einem bürgerlichen Amte, und trat, nachdem er noch einmal in Leipzig Kapellmeister gewesen war, durch Vermittelung seines Jugendfreundes Hippel wieder in die juristische Laufbahn ein. Er füllte diese ihm durchaus nicht zusagende Stelle nicht nur genügend, sondern sogar rühmlich aus, und ließ sich im Amte nie die kleinste Nachlässigkeit zu Schulden kommen. Während andere Romantiker verschiedenes ergriffen und nichts mit gutem Erfolge, tüchtig zu Ende führten, war Hoffmann auf mehreren, zum Theil ganz entgegengesetzten Gebieten beruflich thätig und in jedem tüchtig, hierin dem übrigens ganz anders gearteten Novalis ähnlich.

Hoffmann war von den genannten Romantikern auch der einzige, der in einer guten, glücklich zu nennenden Ehe lebte. Allerdings spielt, wie es bei allen Romantikern der Fall war, die schönste Rolle in seinem Leben die Freundschaft. Sein Verhältniß zu seinem Freunde Hippel, der schon, als er noch unter dem Regiment des verhaßten Oheims schmachtete, sein Tröster war, und dessen Fürsorge er zuletzt die gesicherte Lebensstellung verdankte, blieb nicht nur das ganze Leben hindurch ungetrübt und förderlich, sondern war auch in seinen Aeußerungen stets von jugendlicher Zärtlichkeit und Liebesinnigkeit.

So stehen im Kreise der Romantiker als bekannte Freundesgruppen die Gebrüder Schlegel, die Gebrüder Grimm, treuer, schlichter und reiner als jene, die Gebrüder Boisserée und Bertram, Arnim und Brentano, Tieck und Wackenroder, Kerner und Uhland; zu schweigen von dem großen Freundschaftsnetz, das alle miteinander zu einer Gemeinde verband.

Hoffmanns Beziehungen zu Frauen wurden nur zu häufig durch eine allzu hitzige Sinnlichkeit gestört und verzerrt; doch wußte er sich schließlich immer wieder herauszureißen und darüber zu erheben. Als Jüngling hatte er eine wüthende Liebe zu einer jungen verheiratheten Frau, die sich oft in krankhaft wilder Weise äußerte; als Ehemann zu einem ganz jungen Mädchen, seiner Julia, die den viel älteren Mann, ihren Musiklehrer, kindlich verehrte, sich aber von ihrer Mutter leicht bereden ließ, einen reichen, wenn auch durchaus nicht liebenswerthen jungen Mann zu heirathen. Seine brennende Eifersucht trieb ihn verschiedentlich in lächerliche, unwürdige Situationen, aus denen er sich aber doch heil wieder herausfand, um aus dem angebeteten Kinde die Muse seiner Kunst zu machen.

Zerstörender noch als für Brentano wurde die Liebe für Zacharias Werners Leben. Als ganz junger Mensch ließ er sich durch die gemeinsten Triebe hinreißen und tauchte aus einem Strudel verächtlicher Genüsse mit einer Frau auf, die er selbst später als ein würdeloses Wesen bezeichnete. Er führte

Digitized by Google

mit ihr eine Zeit lang ein zigeunerhaftes Wanderleben, mußte aber erfahren, daß sie ihn hinterging und entledigte sich ihrer durch Scheidung. Ebenso ging eine zweite leichtsinnig geschlossene Ehe auseinander; die zweite Frau hatte ihn, nach seiner Angabe, hauptsächlich dadurch abgestoßen, daß sie durch Gleichgültigkeit und Fahrlässigkeit die Fehlgeburt eines Kindes verschuldete. Wiederum frei, verheirathete er sich mit einer armen polnischen Schneiderstochter, die er beim ersten Sehen auf der Straße als sein langgesuchtes Ideal erkannt zu haben behauptete. Obwohl sie sich kaum verständigen konnten, da sie nicht deutsch und er nicht polnisch sprach, wollte er mit dieser Frau eine mystisch-heilige Gemeinschaft darstellen, wovon aber nichts zur Ausführung gekommen zu sein scheint. Der Wunsch der Scheidung ging diesmal von der Frau aus, die sich mit einem andern zu verheirathen wünschte, was niemand besser begriff als Werner selbst, der sie ausdrücklich mit seinen schlechten Eigenschaften als Faulheit, Unreinlichkeit, Geiz und anderen entschuldigte. Uebrigens war ihm die wiedererlangte Freiheit nicht unwillkommen, obwohl er gern von der Ewigkeit seiner Liebe zu der Verlorenen sprach und den trostlos Verlassenen spielte.

Nach der dritten Scheidung hielt Werner sich für ausgestoßen aus dem Heiligthum der Ehe und behalf sich, während er seine Einsamkeit bejammerte, mit zahlreichen flüchtigen Genüssen, die er auf das schamloseste aufsuchte, obwohl seine Reue und der Ekel vor sich selber dabei unaufhörlich zunahmen.

Ritter, der Physiker, den Friedrich und Dorothea Schlegel zur engeren Kirche zählten, verdarb sein Leben durch die Ehe mit seiner Haushälterin, einer nicht nur ungebildeten, sondern unordentlichen und haltlosen Frau, die den keineswegs charakterfesten Mann immer mehr herabzog.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu Brentanos und Werners blindzufälligen Hineintaumeln in die Ehe bildet die Heirathsscheu anderer Romantiker; im Grunde freilich ist das eine wohl nur die Kehrseite des andern und ist beides auf hochgesteigerte Ueberspanntheit und Reizbarkeit der Nerven zurückzuführen. Was in Brentano bei seiner Hochzeit mit Auguste Busmann nur als Wunsch aufblitzte: nämlich vor der Kirchenthüre wieder umzukehren, das führte Kanne in Nürnberg wirklich aus. Am Abend vor dem Tage, der zu seiner Heirath mit einem lange geliebten Mädchen anberaumt war, wurde er plötzlich von Angst und Unruhe überwältigt und entfloh aufs Gerathewohl nach Würzburg, wo ihn ein wohlmeinender Freund durch ernsten Zuspruch bewog, zurückzukehren und seine Braut um Verzeihung zu bitten.

Er soll später ein guter Ehemann geworden sein.

Hölderlin pflegte seinen Entschluß nie zu heirathen auf dieselbe Charakteranlage zurück, die ihn das Amt, überhaupt jede feste Stellung fürchten ließen. Seine Launen, sein Hang zu Projekten, sein Ehrgeiz würde ihn im ruhigen Ehestande nicht glücklich werden lassen, meinte er. Wollte ihn irgend eine eingegangene Verbindung fesseln, bekam er Angst vor dem was er kurz zuvor heftig gewünscht hatte; denn er war keineswegs kalt, vielmehr leicht entzündlich und schnell in Liebesangelegenheiten verstrickt, denen nach einiger Zeit eine ihn selbst überraschende Kälte ein Ende machte. Auch in dieser Hinsicht wechselte ewig Ebbe und Flut in ihm, hochgehende Erregung und schwere, steinerne Kälte. Obwohl er früh angefangen hatte zu lieben und fast immer verliebt war, sagt er doch von sich: „Es ist wunderbar, ich soll wahrscheinlich nie lieben als im Traume;“ so scheint er klar gefühlt zu haben, daß die Ursache in ihm lag. Seine Diotima, Frau Gontard in Frankfurt, war nun freilich eine Frau, die ihn durch den Nimbus ihrer gesellschaftlichen Stellung, die Schönheit und Feinheit, nicht am wenigsten durch ihre Unerreichbarkeit lange auf der Höhe seiner Gefühle erhalten konnte. Hier konnte die Alltäglichkeit, die er so fürchtete und

Digitized by Google

haßte, niemals eintreten, allerdings aber auch niemals die Ruhe der Erfüllung, die vermuthlich die aufs äußerste gesteigerte Empfindung sogleich gedämpft hätte. Sicherlich war es nicht die unglückliche Liebe, die seinen Wahnsinn herbeiführte; im Gegentheil war dies volle, zweifellose Gefühl wohl das letzte schöne Strahlen seines Gemüths vor dem Erlöschen.

Am reinsten und ruhigsten war Hölderlin immer seiner Mutter, seinem Bruder, seinen Freunden gegenüber, wie denn auch Freundschaft und Familie bis zum Ende opferbereit um den Unempfindlichen bemüht war. Jugendfreunde nahmen ihn in ihre Mitte, als er zu kränkeln anfing, um ihn zu erheitern, waren geschäftig ihm gute Stellen zu vermitteln, ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen. Als die Krankheit ausgebrochen war, nahm der junge Sinklair die Sorge für ihn auf sich, wie es ein Sohn nicht dringlicher und zarter hätte thun können, verschaffte ihm eine Schein-Anstellung bei dem Landgrafen von Homburg, deren Kosten von seinem eigenen Gehalte abgingen und erbat sich von der Mutter des Dichters das Recht ihn zu pflegen in einer Weise, als ob er um eine hohe Gunst nachsuchte.

Lenau war stets verlobt, fand aber stets in sich selbst einen Widerstand und unerklärliche Angst, wenn die Verbindung endgiltig gemacht werden sollte. Etwas ähnliches liegt bei Grillparzer vor.

Kleist liebte nicht wie z. B. die Gebrüder Schlegel, Schelling, Brentano, Hölderlin, Lenau reife, verheiratete Frauen, sondern jugendliche Mädchen, bei denen er willenlose Hingabe ahnte; nicht daß er herrschsüchtig gewesen wäre, aber für ihn lag darin der üppigste Zauber der Leidenschaft. Wie der Graf von Strahl sein Käthchen von Heilbronn pflegte er seine Mädchen auf die Probe zu stellen und stieß sie von sich, wenn sie seinen vernunftwidrigen und zum Theil geschmacklosen Zumuthungen widerstrebten. Von seiner ersten Braut verlangte er Einwilligung in seine Landwirthschaftspläne; mit der zweiten brach er, weil sie sich weigerte, die gegenseitige Liebe vor Eltern und Vormündern geheimzuhalten, was bei der Lage der Dinge völlig sinnlos gewesen wäre. Im Grunde mochten dies freilich Vorwände sein, an die er selbst glaubte, und die wirkliche Ursache lag wie bei den andern in dem krankhaften Auf- und Ab seiner Gefühle.

Bedeutungsvoller als irgend eine andere Frau in Kleists Leben war jedenfalls seine Schwester Ulrike, die einzige, an der er mit unwandelbarer Liebe hing; wenn sie auch zu wenig liebreizend, zu männlich war, um ihm den Umgang mit anderen Frauen zu ersetzen. Unglückliche Liebe allein hätte ihn aber gewiß nicht zu dem Selbstmorde bewogen, der nichts anderes als die letzte Explosion dieses gemarterten Lebens war.

Wie berechtigt übrigens bei diesen Naturen die Angst vor der Ehe war, zeigt das Beispiel des Malers Otto Runge. Dieser verliebte sich stürmisch in ein ganz junges Mädchen, das schon den Jahren nach zu unreif war, um allem Hohen, was er in sie hineinlegte, anders als in der Möglichkeit zu entsprechen. Voll Ungeduld sah er der Hochzeit entgegen, denn er war überzeugt, ihr Besitz die ihm gewissermaßen die begeisternde Muse war, würde ihn zu den höchsten Schöpfungen beflügeln. Anstatt dessen fühlte er sich, sowie das Ziel erreicht war, bedrückt und beklommen. Vergeblich wartete er auf den Schaffenstrieb, der ihn früher befeuert hatte; er blieb matt und kalt bis zu seinem frühen Tode. Dies Lähmende der Ehe anstatt erwarteter Beflügelung hatte schon Tieck und auch Clemens Brentano in seiner im Ganzen doch so glücklichen Ehe erfahren, und es liegt wohl daran, daß der künstlerische Trieb bei diesen Menschen eng mit der Liebessehnsucht, der Jugend überhaupt verbunden war.

Daß die Romantiker Heimatlose waren, geht aus dem Erzählten hervor.

Digitized by Google

Keiner von den genannten hatte einen festen Wohnsitz, auch waren sie ja weder durch Familie noch Beruf gebunden. Bei mehreren, als Hoffmann, Brentano, Werner, Lenau, hatte sich schon in Folge unglücklicher, verschrobener Verhältnisse im Vaterhause das naive Anhänglichkeitsgefühl an den Boden der Kindheit nicht bilden können.

Brentanos Leben war ein beständiges Wandern, Heidelberg, der Schauplatz seiner Ehe und seiner Familienträume, der einzige Ort, für den er eine Art von Heimathsgefühl hegte. Uebrigens „schnell fertig mit jeden," stets vom Fremden angelockt, ließ er sich nie Muße Wurzel zu schlagen. Nachdem sein Haushalt in Heidelberg aufgehoben war, machte er nur noch Stationen, hauptsächlich in Berlin, Wien, Prag, Dülmen in Westfalen, deren letzte München war.

Zacharias Werner nannte sich geradezu den Pilger. Seine Wanderungen sind besonders frappant, wenn man bedenkt, daß der Ostpreuße eine zweite, geistliche Heimath in Rom fand und schließlich ständigen Aufenthalt in Wien nahm, Punkte, die durch Klima, Natur des Landes und Volkes rechte Gegensätze zu seinem Geburtslande bilden.

Hat man bei Brentano und Werner das Gefühl, als sei der Grund ihres beständigen Umherreisens die dunkle Sehnsucht, die sie nirgends Ruhe und Befriedigung finden ließ, so scheinen Kleist und Lenau durch innere Angst, durch einen Dämon umgetrieben. In Reisen, oft planlosen, ziellosen, explodirte gewöhnlich die aufs höchste gediehene Spannung Kleists. Seine innere Rastlosigkeit suchte er an der äußeren Bewegung abzustumpfen. Am merkwürdigsten ist wohl Lenaus Reise nach Amerika, die er trotz des inständigen Abrathens seiner Freunde, von einem übermächtigen, inneren Zwange gedrängt, unternahm, gleichsam die Sehnsucht über die Erde hinaus nach einem anderen Sterne durch Uebersiedelung nach einem anderen Welttheil zu stillen meinend. Gebrochen und zerrüttert kam er von dieser Reise zurück, wenn auch bis zum Ausbruch des Wahnsinns noch mehrere Jahre verliefen.

Hölderlin konnte es zwar auch nie lange an einem Orte aushalten, doch hatte er ein starkes instinktives Heimathsgefühl. Das mag damit zusammenhängen, daß Hölderlins Eltern beide Schwaben, aus gesunden Bürgerfamilien stammend, waren, während zwischen den Eltern der übrigen oft starke Gegensätze der Abstammung oder der Veranlagung bestanden.

„Blumen der Art halten nicht über den Sommer aus," sagte Justinus Kerner. Betrachten wir den Abschluß der Lebensläufe der Romantiker, so fällt in der That ihr frühes Welken auf: Novalis, Wackenroder, Graf Löben, der Maler Runge, der Physiker Ritter starben jung durch Krankheit, Lenau verfiel im Anfang der vierziger, Hölderlin im Anfang der dreißiger Jahre in unheilbaren Wahnsinn, Kleist, sein Leben lang mit Selbstmord und Wahnsinn ringend, erschoß sich fünfunddreißigjährig. Werner, Kanne, Brentano, Hoffmann erreichten zwar durchschnittlich das fünfzigste Jahr; aber wie war das Jahrzehnt beschaffen, das sie vor jenen voraus hatten? Man muß bedenken, daß der Anschluß an die Kirche in diesen Fällen eine Art Verzweiflungsakt war, eine Flucht aus der Welt, mit der man nicht fertig werden konnte, ein Waffenstrecken und Sichbesiegterklären. Abgehetzt, um jeden Preis Ruhe verlangend, verleugneten diese Rathlosen ihre Vergangenheit, gaben das eigene Streben und Irren auf und lieferten sich gewissermaßen dem Arzt aus, der Gemüthsruhe und Langeweile zum Behuf einer Fettkur vorschrieb. Friedrich Schlegel widerrief, nachdem er katholisch geworden war, nicht nur die Lucinde, eines der hauptsächlichsten Erzeugnisse der romantischen Blüthezeit, sondern das Wesen und Wirken seiner Jugend überhaupt; Brentano nannte seine früheren Schriften, die künstlerisch seine besten sind, dämonische Verirrungen, Werner schrieb die

Digitized by Google

Weihe der Unkraft, kannte nur noch wässerige Romane mit pietistischer Tendenz.

Etwas besonderes liegt bei Hoffmann und Tieck vor. Hoffmanns Ende hat insofern keinen kläglichen oder tragischen Charakter, als er bis zuletzt im Besitze seiner geistigen Fähigkeiten blieb und noch auf dem Kranken- und Sterbelager Novellen dichtete, die an Rundung und stiller Wärme eher gewonnen als verloren haben. Es ist aber die Frage, wie sein Leben sich gestaltet hätte, wenn er sich nicht so, wie er that, dem Trunke hingegeben hätte. Wie er jedes einzelne Mal durch den Alkohol sich Koncentration machte und seine Schaffenskraft steigerte, nicht bedenkend oder geringschätzend, daß eine desto größere Erschlaffung folgte, hat er dadurch vielleicht auch im Ganzen seinem Leben größere Energie und Einheit auf Kosten der Dauer gewonnen. Hätten wir also bei Hoffmann eine Erhöhung der Lebenskraft um den Preis der Lebensdauer, so scheint bei Tieck im Gegentheil eine Verlängerung des Lebens um den Preis des Lebensfeuers vorzuliegen.

Tiecks Bedeutung für die Romantik und für das Geistesleben überhaupt liegt vor seinem dreißigsten Lebensjahre. Ungefähr um diese Zeit stellte sich die Gicht bei ihm ein, dem Wesen nach eine Alterskrankheit, die seine hohe Gestalt, als er eben die Schwelle des Mannesalters überschritten hatte, krümmte. Zugleich verschwand die Anmuth und Beweglichkeit seiner Gestalt, und er bekam äußerlich eine Würde, die ganz in Uebereinstimmung war mit seinen späteren antiromantischen, langweiligen Novellen. Der körperliche Vorgang des Alterns, durch welchen oft die allzugroße Hitze des Blutes ausgeglichen wird, das Verknöchern, ist hier bedeutend verfrüht eingetreten.

Fouqué bekam in den dreißiger Jahren einen Rückenmarkschlag, von dem man glaubte, daß er seinen Tod in kürzester Frist herbeiführen würde. Anstattdessen lebte er beinah noch einmal so lange, aber seine Schriften, die schon vorher angefangen hatten, bedenklich schwächer zu werden, fielen mehr und mehr ins Kindische. Was er gutes geschrieben hat, und die Undine ist ein Meisterwerk der Romantik, ist Jünglingsdichtung; auch er konnte nicht alt werden.

Vergleichen wir den Menschen mit einer Kammer, zu deren Erwärmung eine gewisse Menge von Brennmaterial vorhanden ist, so haben wir in den romantischen Naturen Menschen, die anfangs zu schnell zu viel verbrennen; Kammern etwa mit eisernen Oefen heizbar, die schnell eine übermäßige Gluth erregen, aber keine dauernde, so daß ebenso schnelles Sinken der Temperatur folgt, worauf neues Einheizen nothwendig wird und so immer weiter. Die Folge davon ist, daß schon vor Mittag fast alles Brennmaterial verzehrt ist, und nun kommt entweder geiziges Sparen mit den Ueberbleibseln oder ängstliches Absperren der Luft oder tolles Verprassen des letzten Vorraths, wobei wohl die Flamme die Kammer selbst ergreift und in Asche legt.

„Ich habe offenbar," sagt Hölderlin, „zu frühe hinausgestrebt, zu früh nach etwas Großem getrachtet, und muß es wohl, so lange ich lebe, büßen; schwerlich wird mir etwas ganz gelingen, weil ich meine Natur nicht in Ruhe und anspruchsloser Sorgenfreiheit ausreifen ließ."

Wenig lebt ich, doch athmet kalt
Mein Abend schon. Und stille, den Schatten gleich,
Bin ich schon hier, und schon gesanglos
Schlummert das schaudernde Herz im Busen.

Es ist, als ob die Schwelle zum Mannesalter ein Berg wäre, über den die Romantiker nicht hinüber konnten. Rührend klagt Hölderlin, daß er nicht Mann werden könne, daß er sich gern jünger träume, als er sei. Die Zeit des Ueberganges vom Jüngling zum Manne nennt er „die Zeit des Schweißes

Digitized by Google

und des Zorns, der Schlaflosigkeit und der Bangigkeit und Gewitter, die bitterste im Leben". An diesem Punkte scheitern alle: manche suchen ihn hinauszuschieben, sie verlängern das Jünglings- oder Mädchenalter, büßen aber dabei die Zeit des Reifens ein und werden plötzlich zu Greisen; andere sterben, andere erkranken. Tieck, obschon er alt wurde, war nie eigentlich Mann, sondern bekam plötzlich, als Jüngling, die Art eines Greisen. Wilhelm Schlegel erschien im Alter abstoßend, etwa wie ein als Jüngling maskirter Greis. Hoffmann hatte im Gegentheil niemals etwas jünglinghaftes, aber ebensowenig männliches; er glich eher einem kleinen Kobold oder Hexenmeister.

Betrachten wir das Leben derjenigen Männer, die im romantischen Geiste wirkten, romantisch dachten, aber nicht romantische Naturen waren, wird der Unterschied recht deutlich werden zwischen einem Lebenslauf, der zwischen Trieb und Zufall, Sehnsucht und Schicksal schwankt, und einem, dem starke Anlagen die Richtung geben, und den ein besonnener Wille formt. Auch das Leben eines Görres, Adam Müller und anderer war reich an Wechselfällen und ungewöhnlichen Ereignissen. Görres, ein Rheinländer, arbeitete als Jüngling, angeregt durch die Ideale der französischen Revolution, für den Anschluß seiner Heimath an die französische Republik, kehrte sich, von der Wirklichkeit enttäuscht, von Frankreich ab und warf sich mit Feuer auf das Studium der Wissenschaften, in welchen er neu und zündend wirkte. Als die Befreiung Deutschlands herannahte, gründete er den Rheinischen Merkur, die erste deutsche politische Zeitschrift, die eine selbständige Gesinnung vertrat und soviel Beachtung verdiente, daß Napoleon sie als sechste Großmacht bezeichnete. Unter dem Beifall der besten Männer Deutschlands mit grenzenloser Hingebung von Görres durchgeführt, erregte das Blatt durch seinen Freimuth die Abneigung einiger Fürsten, es wurde verboten, und Görres mußte, um seine Freiheit zu wahren, aus Preußen fliehen. Er lebte nun wiederum den Wissenschaften, erst in Straßburg, dann in der Schweiz, und wurde, während er erst ein mächtiger Schirm der Freiheit und allseitiger Gerechtigkeit gewesen war, ein Vorkämpfer des Katholicismus und der hervorragendste deutsche Kirchengelehrte neuerer Zeit.

Aber hier sehen wir nicht einen Menschen, den zufällige Umstände planlos vor sich hertreiben, sondern einen, der die verschiedensten Umstände ergreift und sie sich anbildet. Gegeben war bei Görres eine leidenschaftliche aktive Natur, der Wirken nach außen Lebensbedingung war; Lust und Fähigkeit die Menschen zu beeinflussen; stolzer Freiheitsdrang, den ein einsichtiger Verstand regelte, und den das Alter, wie es natürlich ist, milderte und einschränkte; ein poetischer Sinn, der alles bekränzte was er trieb, sei es Religion oder Politik oder Wissenschaft; eine erstaunliche Fassungskraft, die ihm ermöglichte in kürzester Zeit ganze Bibliotheken auszufressen, Sprachen zu erlernen, Handschriften zu entziffern; die Gabe mündlicher und schriftlicher Rede; im Ganzen eine kräftige, stark bewegte aber doch fest in sich ruhende Persönlichkeit. Er warf sich naturgemäß immer dahin, wo er diese Gaben wallten lassen konnte; als die Revolution ausbrach auf Frankreich, als Deutschland sich zum Kampfe nach außen sammelte und später als es in seinem Innern um Einheit und Verfassung stritt, auf Deutschland, als alle Hoffnungen vereitelt waren und ihn das Treiben der Regierten sowohl wie der Regierenden anekelte, auf die Kirche, von der er einzig noch Rettung erwartete. Jedesmal füllte er seine Stelle ganz aus, und wie groß die Folgerichtigkeit in seinen Wandlungen war, beweist das am besten, daß er selbst sie nicht als solche empfand, sondern sich immer selbstverständlich am Platze fühlte.

Görres, Creuzer, Schelling, Baader, Savigny, die Gebrüder Grimm, Schubert, Carus, Ringseis, lauter Häupter der romantischen Richtung, waren



Digitized by Google

Professoren, Carus und Ringseis dabei ausübende Aerzte. Adam Müller war Diplomat, Eichendorff juristischer Beamter, Justinus Kerner und Passavan waren Aerzte. Ein fest angesiedeltes Leben war damit von selbst gegeben, undt waren auch alle mehr oder weniger reiselustig, wie denn auch mehrere oft und weit reisten, so hat das mit dem Gefühl der Heimatlosigkeit und sehnendem Irren ins Weite nichts zu schaffen, und sie kehrten immer gern in die Schranken ihres Wirkungskreises zurück.

Die Liebe spielt im Leben dieser Männer keine größere Rolle, als die normale Natur es mit sich bringt. Nur in die Jugendzeit greift wohl die Liebe erschütternd ein, aber des Mannesalter begleitet sie höchstens noch gelinde. Creuzer faßte, als verheiratheter Mann, eine verhängnisvolle Liebe zu Karoline v. Günderode, die von ihr erwidert wurde, und zur Auflösung seiner Ehe zu führen schien. Bevor sich das völlig entwickelt hatte, verfiel er in eine schwere Krankheit, während welcher sein Sinn sich änderte, so daß er seiner Frau versprach, im Fall daß er genese sie nicht zu verlassen. Hiervon wurde die unglückliche Karoline in Kenntniß gesetzt, und, unfähig das plötzliche Scheitern ihrer Lebenshoffnungen zu ertragen, erdolchte sie sich am Ufer des Rheines. Creuzer erreichte als guter, stiller Familienvater ein hohes Alter. Dies romantische Ereignis führte also ein ganz anderes Ergebnis herbei, als ähnliche im Leben der eigentlichen Romantiker; nicht deshalb weil es nicht zur Lösung der Ehe kam, sondern weil die Liebe sich dem Leben einordnen muß und nicht des Lebens Zweck wird.

Schellings jugendliche Leidenschaft zu Karoline Schlegel dauerte in der Ehe als beglückende Gattenliebe bis zu ihrem Tode fort. Durch denselben in tiefste Trauer versetzt, heirathete er doch bald darauf ein junges Mädchen, die Tochter von Karolinens Jugendfreundin Gotter, Pauline, die in der Verehrung der mütterlichen Freundin aufgewachsen war. Sie schenkte Schelling, der bis dahin kinderlos war, mehrere Kinder, und er fühlte sich dauernd beglückt in seiner Häuslichkeit.

Auch Schubert verlor eine heißgeliebte Gattin durch den Tod und glaubte die Trauer um sie nie überwinden zu können; doch nach kürzester Zeit hob ihn der Anblick eines Mädchens, einer jungen Verwandten der Verstorbenen, aus dem trostlosen Einsamkeitsgefühl mit einem Male in ein ungetrübtes Glück, und eine zweite glückliche Ehe war die Folge. So leben und handeln nur naive, gesunden Instinkten sich überlassende Naturen.

Carus heirathete eine Cousine, die mit ihm im Elternhaus auferzogen war, in der bestimmten Absicht, sich dadurch über die peinigende Seelenunruhe der Jugend zu erheben und sich ungestört wissenschaftlichen Studien widmen zu können. Ein langes Leben hindurch war er ein ausgezeichneter Gatte und Vater.

Baader sah seine Frau zuerst auf der Straße, wo er sich, ohne sie zu kennen, sofort so in sie verliebte, daß er beschloß, sie oder keine müsse seine Frau werden. Er setzte es wirklich durch, hatte viele Kinder mit ihr, und als sie nach langjähriger glücklicher Ehe starb, heirathete er, schon alternd, ein gutes, viel jüngeres Mädchen, die ihn bis zu seinem Tode treulich liebte, verehrte und pflegte.

Passavant war eigentlich romantisch veranlagt; er klagte selbst über Schwäche seines Gehirnlebens gegenüber den sinnlichen Trieben. Aber mit einem starken sittlichen Willen, den er vor den übrigen Romantikern voraus hatte, bekämpfte er diese Glut, die ihm, wie er einsah, auf dem Wege zu männlicher Vollkommenheit im Wege stand, unerbittlich wie ein strenger Christ des Mittelalters. Als Jüngling verliebte er sich heftig in eine hübsche Salzburgerin, beschloß aber, seine Neigung zu überwinden, damit sie ihm nicht in seinem

Digitized by Google

hohen Streben störe, was ihm auch zu großer Betrübniß des Fräuleins gelang. Später heirathete Passavant ein Mädchen, in das er nicht verliebt war, dem er aber, während er sie ärztlich behandelte, theuer, ja unentbehrlich geworden war. Er lebte mit Marianne Lessing lange in einer im Ganzen glücklichen Ehe, während welcher die beständige Kränklichkeit der Frau seine Geduld schweren Prüfungen unterwarf. Die erste Geliebte wurde die Frau eines anderen Arztes, des Professors Ringseis. Ringseis war immer wegen seiner Unempfindlichkeit gegen Frauen geneckt worden; als er seine nachmalige Gattin, Friederike, kennen lernte, war er bereits in den 30er Jahren, und auch sie befand sich jenseits der ersten Jugend. Obwohl er sie liebte, führte er sie nicht heim, bevor er sich von ihrer Religiosität überzeugt hatte, und sie lebten ohne Ueberschwänglichkeit, aber in herzlicher Gemeinschaft bis ins hohe Alter.

Alle diese Frauen waren tüchtige, hübsche Frauen, geistig nicht hervorragend, aber munter, talentvoll und bildsam. Sie beeinflußten die geistige Entwickelung ihrer Männer nicht unmittelbar, trugen aber zu ihrer häuslichen Behaglichkeit und ihrem menschlichen Glücksgefühl viel bei. Kinder fehlten diesen Ehen nicht. Die Liebe war bei den genannten Männern hauptsächlich der familienbildende Instinkt, durch den sie sich als Glieder in die Gattung einreihten. Unter den eigentlichen Romantikern war nur Tieck Vater; Hoffmann hatte ein kleines Mädchen, das früh starb, Brentanos Kinder starben bald nach der Geburt.

Eine Zwischenstellung nehmen Justinus Kerner und Gotthilf Heinrich Schubert ein, die einander auch äußerlich geglichen haben sollen. Sie waren nicht ewige Jünglinge und wurden auch nicht Männer, sondern blieben ihr Leben lang Kinder. Sicher wie Nachtwandelnde gingen sie ihren Weg, selten mit Bewußtsein das richtige wählend, doch immer überzeugt, es werde sich von selbst alles zum Guten kehren. Sie fühlten sich immer von Wundern getragen, und ein wunderbarer Schimmer umgiebt auch ihr Leben: das Kerners stellt sich mehr wie ein Märchen, das Schuberts mehr wie eine Legende dar. Das liegt aber an ihrer eigenen Auffassung: ihr romantisches Auge stand über ihrem Leben wie der Mond, der ein am Tage alltäglich bürgerliches Gärtchen bei Nacht in eine Zauberei verdämmert.

Kerner wurde anfänglich gegen seine Neigung in ein Tuchgeschäft gesteckt, wo er in unbewachten Augenblicken seine ersten Gedichte verfaßte, erlangte aber durch Vermittelung einiger Freunde die Erlaubniß zu studiren. Er wurde Arzt in seiner Heimath Schwaben, seine erste Liebe, das Rikele, wurde seine Frau, und er blieb sein langes Leben durch in zärtlicher Treue mit ihr verbunden.

Etwas bunter war Schuberts Leben: Schuberts Großmutter, eine einfache Frau aus dem Erzgebirge, die mit geklöppelten Spitzen handelte, besaß die Gabe bedeutungsvoller Träume und ließ ihren Sohn, Schuberts Vater, auf den Wink eines Traumes hin Theologie studiren, für die in ihr kleines Gebirgsdorf versteckten schlichten Leute ein unerhörtes Unternehmen. Dies Träumen vererbte die fromme, charaktervolle Frau auf ihren Sohn und auch auf ihren Enkel, dem Träume oft, wie er meinte, den seelischen Antrieb zu in der Folge als glücklich sich erweisenden Handlungen gaben.

Die Liebe zu den Naturwissenschaften war ihm angeboren; als kleiner Junge legte er sich zum Zweck einer Art von vergleichender Ornithologie eine Sammlung von Vogelknochen, ferner eine Sammlung von Mineralien an; er begann ein Buch über den Walfischfang zu schreiben, machte feuergefährliche Experimente und brütete mit Vorliebe über physikalisch-astronomischen Räthseln. Andererseits war er in die Frömmigkeit der guten Pfarrersfamilie — denn Vater und Großvater mütterlicherseits waren Pfarrer — so eingehegt, daß er es anfänglich zu-



Digitized by Google

frieden war Theologie zu studieren, und sich darauf verließ, daß die Vorsehung die Sache der Medizin für ihn führen würde, was auch geschah. Kaum hatte er sein Studium beendet, so heirathete er, noch ein Jüngling, ein gleichalteriges Mädchen, und begann Haushalt und Praxis zugleich, obwohl beide nichts besaßen außer 100 Thaler Schulden. Sie waren so voll Zuversicht, daß sie trotz dieser bedenklichen Lage weitgehende Gastfreundschaft übten, und zur rechten Zeit stellten sich dann auch Patienten oder Verleger für seine Bücher ein.

In Dresden war Schubert einmal ohne Praxis, ohne irgend eine Aussicht auf Einnahme, aller Hilfsmittel so entblößt, daß er sich einer niedergedrückten Stimmung nicht erwehren konnte; doch tröstete ihn schließlich ein sehr kräftiges und inniges Beten. Wenige Tage nachher kam ein Brief von Schelling, der ihm die Aussicht auf eine Anstellung als Direktor einer höheren Schulanstalt in Nürnberg eröffnete.

Er ließ sich von Nürnberg nach Mecklenburg führen, wo er Erzieher eines Prinzen wurde, von Mecklenburg wieder nach Erlangen, von dort als Professor nach München, nicht wie einer, der sich dem Spiel des Zufalls überläßt, sondern wie ein vertrauensseliges, ahnungsvolles Kind, das gewiß ist, sein Ziel nicht zu verfehlen. Es war, als ob der Lärm der Sinnenwelt nie ganz in die kindliche Stille seines Innern hineindrang, so daß er den leisesten Ruf seines Genius vernehmen und ihm nachgehen konnte.

Wie anders als diese Erdenbürger, die alt, von Kindern und Enkeln umringt, nach einem tüchtigen, wirkungsvollen Leben ins Grab steigen, jene Heimathlosen, deren Blüthe ein jähes Auflodern ist, dem bald Verwelken folgt. Daß sie nicht ausreifen konnten, berechtigt wohl dazu, in ihrer Anlage einen Fehler vorauszusetzen. Denn wir sollen, so müssen wir doch denken, die Vollkommenheit darin suchen, den mannichfachen Aufgaben des Lebens gerecht zu werden, wir sollen den Schönheitstraum der Jugend von uns werfen, die Verzweiflung über die Befleckung der Ideale im Kampfe überwinden und auf die edelsten Genüsse selbst verzichten, um zunächst ein leidender und ringender Mensch zu sein. Die eigentlichen Romantiker hatten den Trieb sich vor dem Leben in ihr Inneres zurückzuziehen; das Leben rächte sich doppelt an ihnen: einmal, weil nur im Leben Entwickelung ist und sie unentwickelt blieben, dann weil sie schrecklich litten durch die Reue, ihre Aufgabe nicht erfüllt zu haben.

Damit soll aber keineswegs ein verwerfendes Urtheil über die Heimathlosen ausgesprochen sein. Erscheint doch jeder im fremden Lande zerfahren, unwirksam, kindlich, hülflos, der im Vaterlande vielleicht sich klug und kräftig bethätigen könnte. Wenn wir diejenigen bewundern, die das Leben furchtlos bestanden, es ergriffen und sich hindurcharbeiteten, ohne ihre Seele zu verkaufen, so müssen wir diejenigen von Herzen beklagen, denen es nie gelang, sich hienieden einen festen Platz zu erobern und zu behaupten, weil, wie Frau Rath Goethe dem jungen Brentano ins Stammbuch schrieb, ihr Reich in den Wolken war und sie nicht vermochten zwischen ihm und der Erde eine Brücke zu baueu.

Digitized by Google

# Das Buch vom Brüderchen.

Roman einer Ehe.

Von **Gustaf af Geijerstam.**

(1. Fortsetzung.)

## Zweiter Theil.

### 1.

Der kleine Sven wuchs heran und wurde Aller Liebling. Er hatte langes, goldenes Haar, und zur Erinnerung an das Mädchen, das nicht gekommen war, pflegte Mama das Goldhaar zu kräuseln, so daß es in langen Locken um sein kleines Gesichtchen mit der zarten Haut und den wunderbaren Engelsaugen lag. Kein Kind hat tiefere große Augen mit einem so früh träumerischen Blick gehabt, und kein Kind hatte eine vertrauensvollere, zärtlichere kleine Hand, die sich in die eines großen Menschen schmeichelte, als wüßte er, daß er überall Geborgenheit finden konnte, weil er selbst von nichts Bösem wußte.

Der kleine Sven war der Abgott des großen Bruders. Nichts konnte schöner sein, als zu sehen wie der große Bruder, der es liebte sich männlich zu zeigen und daher ungerne seine Gefühle an den Tag legte, das kleine Brüderchen in einem Wägelchen zog, sich an seinem frohen Gesichtchen freute und sich unaufhörlich umdrehte, um zu sehen, daß das kleine Brüderchen nicht herausfiel. Das Einzige, was sich hiermit vergleichen ließ, war, wenn man Svante dasselbe thun sah, und Svante freute sich umsomehr daran, Beschützer zu sein, als er bei den Spielen mit dem großen Bruder immer derjenige gewesen, der klein war und gehorchen mußte. Sven war so klein gegenüber den großen Brüdern die er bewunderte und denen er folgte, daß er immer das kleine Brüderchen war und blieb, und er war so froh, daß das ganze Haus sich um ihn versammelte, wenn ihm etwas Freudiges geschehen war und seine klingende Stimme oder sein klares Lachen durch die Räume erklang. Man kam, weil man sehen wollte, wie seine Augen funkelten, und wie seine kleinen weißen Händchen vor Entzücken umherfochten, weil man diese ganze strahlende Kinderfreude sehen wollte, die dem Herzen Sonne gab.

Ah ich wünschte, ich hätte diese Erzählung vom kleinen Brüderchen früher geschrieben, so daß ich sie Blatt für Blatt ihr vorlegen hätte können, die seine kurze Lebensgeschichte besser kannte, als ich, besser als irgend Jemand. Sie, die sich an jedes seiner Worte erinnerte, an jeden kleinen Zug aus dem Buche seines Lebens, sie, die sein Leben und ihr eigenes im Verein mit ihm lebte, auch als seine klaren Augen nicht mehr unter uns leuchteten; sie, die ihm endlich auf den Pfaden folgte, auf denen Niemand, bevor seine Zeit gekommen ist, folgen kann. Sie hätte dann das, was ich sagen wollte, mit ihrem Geist erfüllt, und mein Gedicht von einen Kinde hätte die starke Gewißheit empfangen von einem zu handeln, der noch lebte.

Digitized by Google

Denn der kleine Sven lebte und wirkte mit seiner Mutter, bei ihr und für sie. Er hatte seine Spielstube bei ihr, und die ganzen Vormittage, wenn Papa fort war und die großen Jungen lernten, saß der kleine Sven auf dem Boden und hörte Mama Märchen erzählen. Mama konnte viele Märchen, aber kein Märchen hatte Sven lieber als das vom Rotkäppchen, das zur Großmutter gehen sollte und das der häßliche Wolf auffraß. Er war so furchtbar erschüttert, wenn er an das Schicksal des kleinen Rothkäppchens dachte und er hatte solche Angst vor dem abscheulichen Wolf und war so böse auf ihn. Er wollte groß werden und in die Welt ziehen und ihn finden und ihn totschießen.

Dann erfanden Mama und er Spiele. Sie spielten, daß Sven fortreiste und weg war, und Mama saß allein und wartete auf ihn. Und dann kam Sven nach Hause, und das war eine Freude, so groß, daß Mama ihre Arbeit weglegen mußte und ihn auf den Schoß nehmen und ihn viele Male küssen. Und viele andere Spiele spielten sie.

Der kleine Sven hatte zuhause viele Namen. Er wurde das kleine Brüderchen genannt und Nenne, was er selbst erfunden hatte, und Fratzi und Goldkind, so wie es eben kam. Er kannte alle seine Namen, konnte sie aufzählen und war stolz auf sie. Der kleine Sven spielte nicht viel mit anderen Kindern und fühlte sich nie lange wohl mit ihnen. Er kam immer zurück zu Mama, als wäre das die natürlichste Sache der Welt. Und er kümmerte sich dann nie darum, ob er das Spiel unterbrach und die anderen Kinder ärgerte. Sowie er nur Mama erblickte, lief er von Allem fort, nahm sie bei der Hand und folgte ihr, wohin sie ging. Das war eine Liebe, die über alle Begriffe ging und die nie erkaltete, weil der Gegenstand derselben zu glücklich über dieses Verhältniß war, um den Kleinen je beschwerlich zu finden.

Sven und Mama hatten ihre kleinen Geheimnisse, und wenn Sven Mama etwas zuflüsterte, durfte nicht einmal Papa zuhören. Versuchte er es, nur um Sven zu necken, da schrie der Kleine:

„Nein, er darf nicht. Er darf nicht. Sag ihm, daß er nicht darf."

Und Mama vertheidigte ihren Schatz und hielt Papa ferne, so daß Sven alles, was er zu sagen hatte, ihr ins Ohr flüstern konnte.

Wenn das geschehen war, dann triumphirte Sven.

„Siehst Du," sagte er. „Du hast es nicht hören dürfen."

Und dann ging er mit Mamas Hand in der seinen und lachte seinen Vater aus. Das nannte er Papa „foppen", und er kannte wenig Dinge, die er vergnüglicher fand.

Ich kann sie noch Beide vor mir sehen, Hand in Hand, den langen Weg auf und niedergehend, der bei den Fliederbüschen anfing, unter den kahlen Bäumen im Winter gehend, wenn Sven in seinen kleinen Pelz gekleidet war, den man aus Mamas altem gemacht hatte, und auf den er so stolz war. Es wäre im Uebrigen schwer zu entscheiden, wer von den Beiden dem anderen eigentlich am Meisten zu sagen hatte. Und wenn ich sie lange angesehen hatte und Lust bekam, mit dabei zu sein, dann wurde Sven eifersüchtig und schob sein kleines rothes Mündchen vor, so daß Mama seine Aufführung gegen das Familienoberhaupt tadeln und ihm sagen mußte, wie gut Papa war. Das wollte Sven nur ungern anerkennen. Und während wir zusammen gingen, machte er verstohlen Mama Mienen, die Papa nicht sehen sollte, ganz als wollte er sich selbst dadurch beglücken, daß er den Zauberkreis heimlichen Einverständnisses beibehielt, den er um seine Liebe und sich selbst gezogen.

Aber wenn Papa in der Stadt war und nach Hause kam, dann stand Sven hinter der Thüre versteckt und wartete, um ihn recht erschrecken zu können.

Digitized by Google

Er stellte sich lange vor der Zeit hin, zu der Papa zurückerwartet werden konnte. Unaufhörlich kehrte er von seinem Schlupfwinkel zurück und fragte:

„Glaubst Du nicht, daß Papa sehr erschrecken wird?"

Natürlich glaubte Mama das, und natürlich war Sven überglücklich über diese Aussicht. Und wenn Papa endlich kam und im Flur stehen blieb, um den Sand aus seinen Galoschen zu stampfen, da kam Sven so still und leise herangeschlichen und dachte gar nicht mehr daran, ihn zu erschrecken, sondern stand nur da und lächelte für sich selbst, als wüßte er sehr wohl, daß Papa ihn nicht sehen konnte, ohne froh zu werden. Und langsam kroch er näher, wie um sich an Papas Ungeduld ihn in die Arme zu schließen, zu weiden, und dann hing er sich an Papas Hals und ließ sich hereintragen, während gleichzeitig die Dogge der Familie, die Svante seinerzeit Pudel getauft, vor Freude bellte und um uns herumsprang.

Ich erinnere mich so gut an die Augen meiner Frau, wenn sie diese Scene betrachtete.

„Wenn Du wüßtest, wie viel ich mit ihm von Dir spreche," sagte sie, als Sven endlich seinem Vater erlaubte, ihn loszulassen und Mama Platz machte.

## 2.

Schon seit Sven so klein war, daß er sich bewegen konnte, war er Pudels intimster Freund gewesen und hatte das Recht gehabt, mit Pudel alles zu machen, was er wollte. Er durfte ihn an den Ohren ziehen und an seinem kurzen Schwanz zupfen, auf ihm liegen und ihn in den unbequemsten Stellungen festhalten. Pudel zeigte hierüber keinen höheren Grad von Mißvergnügen, als daß er zuweilen verwundert aussah, warum er all dies eigentlich über sich ergehen lassen mußte, und sich sanftmütig und friedfertig auf einen anderen Platz legte, in der eitlen Hoffnung, daß sein wohlmeinender Plagegeist müde werden und ihn in Frieden lassen würde.

Aber trat Sven hinaus in den Hof, dann folgte Pudel ihm, wohin er auch ging. Mit seiner kurzen gespaltenen Schnauze schnuppernd, stand er da und sah zu, wie Sven langsam und bedächtig Sand in eine kleine Blechbüchse schüttete oder zuweilen zu der weniger geeigneten Zerstreuung überging, in der Wassertonne zu plätschern. Pudel folgte ihm die ganze Zeit, und näherte sich irgend ein Fremder, so begleitete Pudel dessen Gehaben mit mißtrauischen Augen, in jedem Augenblick bereit, falls die Verhältnisse sein Einschreiten erforderten.

Sven und Pudel wandelten im Uebrigen ihre eigene Straße, und mehr als einmal hatten sie das ganze Haus in plötzlichen Schrecken versetzt, indem sie auf den unerfindlichsten Wegen verschwanden; und nachdem man schon daran verzweifelt hatte, sie je lebendig wiederzusehen, tauchten sie urplötzlich auf, als sei nichts geschehen, Beide gleich erstaunt über die Aufregung, die sie hervorgerufen hatten.

Es wäre unrecht zu sagen, daß Sven eigentlich ein ungehorsamer Knabe war. Aber in diesem Punkt war er nicht leicht zu behandeln. Mehr als einmal hatte Mama ihm die Ruthe versprochen, wenn er noch einmal auf eigene Hand fortlief, und mehr als einmal hatte sie mir unmittelbar darauf versichert, daß sie das Herzblut desjenigen sehen wollte, der es wagte, Sven zu berühren. Aber hierin schien Sven für Vorwürfe und Ermahnungen gleich unzugänglich zu sein, und er stand so erstaunt bei Mamas heftiger Freude da, ihn nach solchen Ausflügen lebendig wiederzufinden, als wunderte er sich, daß sie Beide über irgend etwas auf der Welt so verschieden denken konnten.

Digitized by Google

„Es war doch nicht gefährlich," sagte Sven. „Pudel war ja mit."

Mama wollte nicht schlecht von Pudel sprechen, aber sie versuchte Sven davon zu überzeugen, daß Pudel auf jeden Fall nicht dasselbe war wie ein Mensch. Sie sagte Alles, was sie sich nur ausdenken konnte. Sven versprach mit den Aermchen um ihren Hals, daß er nie mehr fortlaufen und Mama Kummer machen wollte.

Aber wenn er so für sich selbst ging und es Frühling war und das Wasser in den Rinnen am Hof floß, da vergaß Sven alles andere auf Erden, bis auf das, daß er ein kleiner Junge war, der tief hinein in den Wald gehen wollte.

Wer weiß, in welchen Gedanken er einherging, oder ob er auch nur merkte, daß er auf verbotene Wege kam? Er ging nnd plauderte mit sich selbst und Pudel folgte ihm, und als er bei der Zaunthüre anlangte, stand sie offen. Da mußte er doch hinausgucken und einen Blick in die Welt thun, die dort draußen lockte, und da sah er auf der anderen Seite der großen Landstraße zu oberst auf dem Grabenrain, wie die gelben Huflattichblumen gegen die graue Erde leuchteten, und so krabbelte er herüber, so gut seine kleinen Beinchen es vermochten. Aber jetzt war er beinahe im Walde drinnen, und da konnte er nicht länger widerstehen. Hoch und mit knorrigen Aesten erhoben sich die Tannen über seinem Kopfe, und hinein ging er zwischen die Stämme, wo die Sonne auf das Moos schien und die ersten Frühlingsvögel ihre Triller zu schlagen begannen. Eine kleine Feldmaus wischte zwischen den Steinen durch, und der kleine Sven lief ihr nach. Weiter und weiter weg kam er. Da lag ein kleines Moor, und draußen im Moor wuchsen Weidenkätzchen mit glänzenden Gehängen. Die konnte er nicht erreichen, denn da würde er eingesunken sein und sich die Füße naß gemacht haben. Aber er konnte immerhin einige Steine ins Moor werfen und hören, wie es Plumps sagte, und die großen weiten Ringe ansehen, die die ganze kleine Wasserfläche in Aufruhr brachten. Das that er auch und damit fuhr er eine gute Weile fort. Seine Wangen wurden roth, und seine Augen leuchteten vor Entzücken. Fröhlicher und fröhlicher wurde er, und er ging bis auf die Wiese hinunter, wo das königliche Lustschloß lag, und als er hinaus auf den Weg kam, begann er zu laufen. Er lief und lief, und als er an die hohen Gitterthüren kam, sah er, daß er wieder nahe von zuhause war. Da wurde er von Neuem froh, weil er den Weg erkannte und weil Pudel schnupperte, mit seinem gestutzten Schwanz wedelte und nach Hause wollte. Und plötzlich begann er sich nach Mama zu sehnen, und da erinnerte er sich an die gelben Blumen, die er in der Hand hatte.

Langsam und bedächtig ging er wieder heimwärts, und es kann schon sein, daß Sven sich jetzt dunkel erinnerte, daß er nicht von zuhause hätte weggehen sollen. Aber eines gab es, was Sven nicht wußte und worauf er sich auch nicht verstand. Das war, wie lange er eigentlich von zuhause fort gewesen war. Denn ein paar Stunden und ein kleines Weilchen war für ihn ein und dasselbe.

Aber als er über die Wiese getrippelt kam und sich gerade wieder in Trab setzte, um zu Mama zu kommen und auf den Schoß genommen und gestreichelt und geküßt zu werden und zu erzählen, wie gut er sich amüsirt hatte, da erschrak Sven dadurch, daß man rings um ihn zu schreien begann. Da war Papa und Mama, Olof und Svante, die beiden Dienstmädchen und noch Mehrere meinte Sven. Sie schrien Einer lauter als der Andere, der Eine hier und der Andere dort. Sven konnte gar nicht sehen, woher sie kamen. Denn gerade als er sich nach einer Seite umwenden wollte, schrie Jemand hinter ihm, und als er sich dann wieder umdrehte, um nach der anderen Richtung zu schauen,

Digitized by Google

wurde er vom Boden aufgehoben und von Jemandem fortgetragen, der so rasch lief, als er laufen konnte, und bevor er sich noch recht besinnen konnte, war er drinnen im Speisezimmer, und Mama selbst nahm ihn in ihre Arme und drückte ihn an sich, so daß er gar keine Luft bekam.

Sven wußte wohl, daß er vor Mama nie Angst zu haben brauchte, aber dieses Mal verließ ihn doch der Muth. Denn jetzt erinnerte er sich, was sie von der Ruthe gesagt hatte, und als er Papa erblickte, wurde er wirklich ängstlich. Denn Papa sah strenge aus und sagte in sehr ernstem Ton:

„Jetzt müssen wir aber die Ruthe holen, Sven. Denn so viel ich weiß, hat Dir Mama das versprochen."

Da wußte sich Sven keinen Rath, und in der Noth nahm er seine Zuflucht zu den Blumen, die er Mama entgegenhielt.

Aber das hätte er garnicht thun müssen. Denn Mama war so erschrocken gewesen, und sie war so glücklich, ihn wieder zu haben, daß sie ihn nur in die Arme nahm, und, halb weinend, halb lachend, sich von ihm streicheln ließ; und endlich nahm sie ihm die Blumen ab und gab sie in ein kleines grünes Glas, ordnete sie und ließ Sven sehen, wie schön sie in der Sonne glänzten. Da gab Papa alle Gedanken an eine Bestrafung auf, ging in sein Zimmer und fühlte sich überflüssig.

Aber als Mama mit Sven allein blieb, nahm sie ihn auf den Schoß und erzählte ihm, als wäre es ein Märchen, wie unruhig sie sich gefühlt und wie schrecklich ihr zu Muthe gewesen war. Sie erzählte, daß sie geglaubt, daß Sven sich das Bein gebrochen hatte und einsam im Walde lag, und daß sie ihn nicht früher wiederfinden würden, als bis er todt war. Oder daß er ins Wasser gefallen war und daß sie ihn dort als Leiche finden würden, und dann konnten weder Mama noch Papa noch die Geschwister jemals wieder froh werden. All das hörte Sven an und verstand nur, daß Mama besser gegen ihn war als alle anderen Menschen. Dann ließ sie Sven alles erzählen, was er gesehen und gethan, wie er sich vergnügt hatte und wie weit er fort gewesen war. Sie erfuhr von dem kleinen Mäuschen, von den Vögeln und von dem Sumpf und von den Steinwürfen. Und schließlich verstanden sie einander, alle Beide und waren nur glücklich darüber, daß sie sich wiedergefunden hatten.

Und als sie sich so recht ausgesprochen hatten, nahm Mama Sven mit sich zur Etagère. Da standen viele prächtige Sachen, mit denen Sven manchmal spielen durfte, wenn Alles sehr gut ging. Unter Anderem stand da ein weißer Pudel aus Porzellan, der eine Quaste am Schwanz hatte und einen kleinen Pantoffel in der Schnauze trug. Er war sehr alt und gehörte eigentlich nicht Mama. Denn Papa hatte ihn von seiner Mutter bekommen, und er hatte ihr gehört, seit sie zwei Jahre alt war, da hatte eine Pathin ihn ihr geschenkt.

Das war das Schönste, was Sven kannte, und den nahm Mama in der Glückseligkeit ihres Herzens von der Etagère herab und gab ihn ihm, anstatt der Ruthe. Aber er blieb da stehen, wo er stand.

„Denn sonst," wie Sven sagte, „kann ich ihn zerschlagen. Und dann wird Papa so böse."

Aber er vergaß nie, daß er ihm gehörte. Und er pflegte zuweilen davon zu sprechen, wenn Besuch kam.

„Den habe ich von Mama bekommen," sagte Sven, „als ich in den Wald lief und wiederkam. Das war, weil Mama sich so freute, als sie mich sah."

Und Mama vertheidigte ihre Erziehungsmethode gegen jede Kritik, indem sie den Knaben in die Höhe hob und Alle ihn ansehen ließ. Gott segne sie! Sie hatte Recht.

Digitized by Google

## 3.

So ging ein Jahr, ohne daß wir sein Schwinden bemerkten. Aber um diese Zeit begann ihre Gesundheit ernstlich zu leiden, und ohne daß wir mit einander davon sprachen, wußten wir Beide, daß es nur eine Möglichkeit gab. Schon einmal früher hatte des Messer des Operateurs seine lebensgefährlichen Eingriffe machen müssen, und die Krankheitssymptome die sich jetzt einstellten, waren uns nur allzu gut bekannt. Es überraschte uns darum nicht, als der Doktor uns eines Tages das Urtheil verkündete und uns das, was wir schon geahnt, wissen ließ, nämlich, daß nur eine schleunige Operation Elsa mir und meinen Kindern retten konnte.

Als sei ein Todesurtheil über unser ganzes Leben gefallen, gingen wir an diesem Tage in unserem Hause herum, und ich sah, daß Elsa von Allem Abschied nahm. Zum ersten Male stand es ganz deutlich vor mir, wie viel von ihren innersten Gedanken sie vor mir, sowie vor Allen verborgen hatte, wie vertraut sie mit dem Todesgedanken war, und wie die Gewißheit, daß sie jung sterben mußte, an ihrer innersten Lebenskraft nagte. Sie war blaß geworden, und ihre Wangen waren abgemagert. Die Hände waren wachsgelb, und sie ging in Angst vor mir umher.

Da bat sie mich zum ersten Male, sterben zu dürfen. Zum ersten Male sprach sie von all dem, das sie getragen und verborgen, um dessentwegen ich in sie gedrungen, und das sie nie anders als in Andeutungen über die Lippen gebracht hatte.

„Schon seit ich sehr jung war," sagte sie, „lange bevor Du und ich uns kennen lernten, ist es mir so natürlich gewesen, daran zu denken, daß ich nicht lange leben würde. Dann fand ich Dich, und da vergaß ich Alles. Denn Du hast mich so glücklich gemacht, Georg, Du hast mich glücklicher gemacht, als ich Dich je machen konnte. Du hast mir meine drei Knaben gegeben, meine zwei großen Jungen und den kleinen Sven. Und was kann ich für sie, für Dich und für Euch Alle sein? Ich bin ja so krank, und ich werde nie gesund. Du sollst mich vergessen, Georg. Ach ja, ich weiß, daß Du um mich trauern wirst, weil Du mich lieb hast, obgleich ich immer zart und schwach gewesen bin und Niemandem nützen konnte. Aber Du sollst mich doch vergessen. Und Du wirst eine Andere finden, die Dir mit den Kindern hilft."

Und wieder bat sie mich sterben zu dürfen, bat, die wenigen Wochen, die ihr gegönnt waren, in Ruhe zu leben. Sie wollte nur nicht auf dem Operationstisch sterben, aber sie war es zufrieden, von hinnen zu scheiden, und sie wollte bloß mit ihren Schmerzen so lange leben, daß sie die Kinder auf das, was kommen mußte, vorbereiten und Abschied von ihnen nehmen konnte.

So plötzlich war all das über mich hereingebrochen, daß ich nicht einmal meine Gedanken zu ordnen vermochte, noch weniger fand ich Worte, um zu antworten. Ich fühlte dunkel, daß ich mich, wenn ich hier eingriff, in einen Kampf stürzte, der über das hinausging, was Menschen im Allgemeinen verurtheilt sind, zu erleben. Ich fühlte die Scheu, die ich immer empfunden habe, wenn es galt, an etwas zu rühren, das eines anderen Menschen innerstes und unantastbares Eigenthum ist. Und wenn es etwas giebt, das kein Anderer als der Mensch selbst entscheiden kann, so ist es wohl die Frage, ob er sich einem sicheren Tod unterwerfen oder einen schweren Kampf aufnehmen soll, um vielleicht das Leben zu gewinnen. Wie ich meine Frau vor mir sah, erschien sie mir so nahe und doch so ferne. Ihre Bitte, sterben zu dürfen, war so rührend und so ernst gemeint, daß ich nicht den Muth hatte, sie zu bitten, sich um meinetwillen dem Leben wieder zuzuwenden. Denn für sie galt es nicht mehr

Digitized by Google

und nicht weniger. Und mit Staunen merkte ich, daß sie alles, was sie liebte, verlassen konnte, weil sie vorbereitet war. Aber gleichzeitig fühlte ich mit der Stärke der Verzweiflung, daß ich sie nicht verlieren konnte. Ich konnte es nicht. Und in meiner Verzweiflung nach dem Einzigen greifend, was mir in den Sinn kam, sagte ich bloß:

„Aber Sven, kannst Du Sven verlassen."

Sie zuckte zusammen wie vor einem Keulenschlag, und sie rang ihre Hände in Verzweiflung.

„Nein, nein! Ich kann nicht."

Sie wankte zur Schlafzimmerthür und bat mich nur, sie allein zu lassen. Ich sah sie die Thür hinter sich verschließen, und ich blieb sitzen, wo ich saß, und hatte das Gefühl, daß alles, was ich mit ihr erlebt hatte, todt und verschwunden war und daß sie jetzt von uns gehen würde. Ich begriff, daß, wenn sie es nicht that, dies nicht um meinetwillen geschah, sondern um des Kleinen willen mit dem goldenen Haar und den wunderbaren Kinderaugen, ihrem kleinen Engel, der gekommen war und sie ans Leben festgekettet hatte. Ich begriff all dies, aber es verletzte mich nicht. Ich fand es ganz natürlich, daß ich allein sie nicht halten konnte. Ich ließ den Kopf sinken und weinte, weinte zum ersten Male über mich selbst und mein eigenes Leben. Und ich erwartete nichts, glaubte nichts anderes, als daß die Tage jetzt ruhig und unerbittlich bis zu der Stunde fortschreiten würden, die kommen mußte; und schließlich würde der Tod all das zerreißen, wofür ich gelebt hatte.

Wie lange ich so saß, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß es dämmerig wurde und daß ich dadurch auffuhr, daß ich fühlte, daß meine Frau auf den Knien vor mir lag und ihren Kopf an meinen Arm lehnte. Sie war so leise gekommen, daß ich sie nicht gehört hatte, und ihre Stimme klang ruhig, als sie sagte:

„Ich will für Dich leben, Georg, für Sven und unsere großen Jungen."

Ich kannte ihre Stimme, wenn sie so tief und warm wurde, als sei alles andere als ihre Liebe in ihr verstummt. Ich begriff, daß ihr Entschluß jetzt unerschütterlich war, daß sie wieder uns Allen gehörte, oder gehören wollte, und eine warme Welle der Dankbarkeit gegen sie und das ganze Leben durcheilte mich. Es dauerte lange, bevor wir unsere Lage veränderten, aber als wir es thaten, erhob sie sich und zündete alle Lampen an wie zu einem Feste.

Dann rief sie die Kinder herein, und sie kamen Alle still und wundernd, und wir brauchten ihnen nichts zu erklären. Denn sie hatten Alle verstanden, Jedes in seiner Weise, sie hatten mit einander gesprochen, wie wir Großen, und sie wußten, daß Mamas Leben auf dem Spiele stand, aber daß sie es wagte, um für sie leben zu können.

Sven kletterte auf Mamas Schoß und schmiegte sich an sie. Und er brachte uns Alle dazu, durch Thränen zu lächeln, als er sagte:

„Mama darf nicht vom Fratzi wegsterben."

Dies war ja einer seiner Kosenamen in der Familie, und er wendete ihn selbst ohne eine Ahnung davon an, daß es komisch klang. Darum brachten uns seine Worte beinahe etwas wie eine Verheißung des Lebens, und sie beruhigten uns.

Aber als die Kinder zur Ruhe gegangen waren, gingen Elsa und ich, uns mit den Armen umschlingend durch die Räume. Und ich sah, daß sie wieder Abschied nahm, aber in anderer Weise als vor einigen Stunden. Am nächsten Tage sollte sie in das Sanatorium fahren.

Aber als ich frühmorgens herauskam, saß Olof in dem großen Lehnstuhl gegenüber der Schlafzimmerthüre.

Digitized by Google

„Sitzest Du schon lange hier?“ fragte ich überrascht.

„Ja,“ antwortete der Knabe einsilbig.

Er hatte da gesessen und an seine Mutter gedacht und daran, wie ernst alles mit einem Schlage geworden war. Zum ersten Male fiel es mir auf, wie groß er war, und ich ergriff seine Hand wie die eines Gleichalterigen. Es zuckte in dem Gesicht des Zehnjährigen, aber er konnte nichts sagen.

Als wir dann in der Droschke saßen, war er wieder Herr über sich selbst und er stieg noch auf das Trittbrett neben meiner Frau, streichelte ihre Wange und sagte beschützend wie zu einem Kinde:

„Habe keine Angst, Mama, es wird schon gut gehen.“

Svante kam auch heran, und der kleine Sven wurde aufgehoben und plauderte und plapperte. In diesem Augenblick wußte Elsa nicht, wen von Allen sie am Meisten liebte. Aber auf dem Wege kamen wir in unserem Gespräche unaufhörlich auf unseren großen Jungen zurück, der zum ersten Male wie ein Mann gesprochen und gefühlt hatte.

## 4.

Der Todesengel ging dieses Mal an unserem Heim vorbei, aber seine Schwingen hatten uns so dicht gestreift, daß das, was jetzt geschehen war, lange unserem ganzen Leben sein Gepräge gab, ja eigentlich nie aufhörte, es zu thun. Doch — noch einmal kehrte das Glück in unser Heim zurück, aber gedämpft und ernster. Noch einmal kehrte sie zurück, die unserem Alltagsleben heiliges Licht gab. Unsere Knaben hießen uns willkommen, als wir wiederkamen, und der kleine Sven kletterte zu Mama hinauf, schmiegte sich an sie und sah so innig glücklich und schelmisch aus.

„Siehst Du, daß Du nicht vom Fratzi hast wegsterben dürfen,“ sagte er.

Er sah so triumphierend aus, als glaubte er, daß der glückliche Ausgang ihm zu verdanken sei, und hauptsächlich um uns Alle aufzumuntern, sagte ich:

„Ich glaube, Du meinst, Du hast Mama gesund gemacht.“

„Das hat er auch,“ antwortete meine Frau.

Und wieder sah ich den Ausdruck in ihren Zügen, der mir früher so fremd erschienen war, aber den ich mehr und mehr zu verstehen anfing.

Sie schloß sanft den Kleinen in die Arme, und aus ihren Augen fielen zwei klare Thränen. Dann reichte sie mir die Hand und sagte:

„Ich bin so froh, daß ich wieder zu Hause bin.“

Ich konnte nichts erwidern. Ich sah nur auf die Gruppe vor mir, und ich wußte, daß ich hier das Glück hatte, das ich vor ein paar Wochen noch kaum zu erhoffen gewagt. Und doch fühlte ich in meinem Herzen einen Stachel, wie von einer grauenden Ahnung hoffnungsloser Einsamkeit.

## 5.

An den Frühling, der jetzt kam, erinnere ich mich wie an ein Meer von Blumen, das jeden freien Platz in unserem Heim erfüllte. Die Hyacinthen mischten sich nach und nach mit blauen Anemonen, die blauen Anemonen mit weißen, mit Goldlack und Violen, und endlich, als der Johannistag herankam und der Sommerwind in den herabgelassenen Gardinen spielte, kamen die blühenden Syringen.

Mama und Sven waren es, die die Blumen herbei schafften, und es

Digitized by Google

wäre schwer zu entscheiden, wer von ihnen Beiden Blumen am Meisten liebte. Ich sehe sie noch Seite an Seite, die Hände voll Blumen, rothwangig und plaudernd über den großen Hof zu der offenen Veranda gehen. Ihr Haar war ebenso schwarz wie das seine blond, aber ihre tiefen blauen Augen waren gleich. Sie bildeten den seltsamsten Kontrast, und doch waren sie ähnlicher, als Mutter und Kind zu sein pflegen. Sie gehörten zusammen, als wären sie geschaffen, stets vereint zu sein, stets mit Blumen in den Händen zu gehen, bis zu des Lebens Ende Hand in Hand zu wandeln und einander in die Augen zu blicken. Niemand konnte sie zusammen sehen, ohne daß sein Gesicht von einem sonnigen Lächeln erhellt wurde, und oft konnte ich das merken und meinen eigenen Reichthum noch erhöht fühlen.

Denn in dieser Zeit dünkte mich das Leben reich und voll wie nie. Ich vergaß wieder alles, was meine Seele mit schweren Ahnungen erfüllt hatte, und der Moment war mir genug. Es kam mir vor, als hätten wir Alles, was traurig und schwer war nur durchmachen müssen, um nachher ein umso volleres Glück zu genießen. Ich war dankbar für jeden neuen Tag, der ging, ich war froh, daß ich vergessen konnte, und ich hatte das Gefühl, als würden wir einem Glück entgegengetragen, höher als das, welches Menschen erreichen.

Ich glaube, daß auch meine Frau, wenigstens eine Zeitlang, dieses mein Gefühl theilte. Denn von ihr ging dieser stete Strom von Glückseligkeit aus. Sie war wirklich zum Leben zurückgekehrt, sie fühlte sich gesund, sie lebte unter großen alten Bäumen und in einem Ueberfluß von Blumen. Sie hatte uns alle um sich, und nichts störte ihre Ruhe.

So ging sie eines Abends mit mir über den langen Weg, auf dem wir Niemandem begegneten und den wir deshalb am liebsten gingen. Rings um uns blühten die Syringen und erfüllten die Luft mit ihrem Duft, und auf dem bleichen, hellen Junihimmel schwebte der Halbmond, ohne ein Licht zu werfen, nur in dem Blau schwimmend, das sich grenzenlos weit wölbte, und auf dem blasse Sterne gleichsam zu funkeln versuchten, ohne die Nacht durchbrechen zu können.

Wenn ich mich an diese Zeit und Alles, was dann folgte, erinnere, muß ich mit Staunen an unsere Spannkraft denken. Als wäre nur eine Streuwolke über unseren Himmel gezogen und verweht worden, so wandelten wir hier jeden Abend glücklich auf und nieder, und in unseren Gesprächen war nicht der leiseste Schimmer von Wehmut. Alles, was gewesen, lag begraben, hinter uns. Es war wohl nicht das sorglose Glück mit dem unerprobten blinden Zutrauen der Jugend zu sich selbst. Es war viel mehr. Es war diese ruhige stille Harmonie, die zwischen Menschen kommt, die zusammen gelitten und überwunden haben, ein Glück, das nichts trüben und nichts zerstören kann, weil es unauflöslich mit dem Innersten des Wesens zweier Menschen verwachsen ist. Wir wußten in dieser Zeit, daß wir nichts wünschten, nichts begehrten, als das, was wir schon besaßen. In solchen Perioden des Lebens kann der Eine die Einsamkeit suchen, um seine Thränen zu trocknen, weil er sich schämt, zu zeigen, wie glücklich er ist. Keine fremden Gedanken, die ihre eigenen Wege gehen, keine Phantasien, kein Verlangen kann diese seltsame Stimmung steigern, aus der die Lebenskraft quillt. Alles, wovon Sagen und Lieder gesungen, lebt da sein volles, niemals versiegendes Leben, so wie keine Dichtung es wiederzugeben vermag, und ich glaube, daß solche Erfahrungen allein das Zusammenleben zwischen Mann und Weib heilig machen können.

Wenigstens fühlten wir so in diesen linden Frühlingsnächten, in denen unsere Spaziergänge immer an demselben Platze schlossen, vor den Betten der

Digitized by Google

schlafenden Kinder. Wir sprachen nicht viel von dem, was wir fühlten. Aber eines Abends sagte meine Frau:

„Wie lange ist es, daß wir verheiratet sind?"

„Warum fragst Du? Du vergißt ja Daten nie."

„Ja, aber kann es wahr sein, daß es mehr als zehn Jahre sind? Kann es wahr sein, daß wir so alt sind?"

„Betrübt Dich das?" antworte ich und lächelte.

Sie schmiegte sich an mich und nahm meinen Arm.

„Es gab eine Zeit, wo ich solche Angst hatte, alt zu werden, sagte sie. Und das habe ich noch. Aber ich verstehe nicht, wie Leute davon sprechen können, daß man in der Jugend am Meisten liebt und am glücklichsten ist. Das müssen Menschen sein, die nicht lieben können."

Ich versuchte einen Einwand. Aber sie unterbrach mich, indem sie von Anderen zu sprechen begann. Sie sprach von Freunden, denen wir zugethan waren, von Bekannten, mit denen wir verkehrten. Und sie stellte in Abrede, daß sie glücklich sein konnten. Sie erzählte Züge aus ihrem Leben, was sie gethan und was sie gesagt hatten. Noch länger verweilte sie bei dem, was sie nicht gethan und nicht gesagt hatten. Und sie schloß mit den Worten:

„Ich glaube, in unserer Zeit haben die Menschen vergessen, zu lieben. Sie sind durch so vieles anderes ausgefüllt."

Alles, was meine Frau mir jetzt sagte, verwunderte mich. Denn sie pflegte sich selten mit Anderen zu beschäftigen, wenn sie mit mir allein war, und ich suchte die Menschheit in Schutz zu nehmen. Ich brachte sie sogar dazu, ein paar Ausnahmen zuzugestehen.

Aber sie antwortete auf alles, was ich anzuführen hatte, als hörte sie mir eigentlich nicht zu; und als sie verstummte, fuhr sie fort, ihren eigenen Gedankengang verfolgend:

„Warum bist Du und ich glücklicher, als alle anderen Menschen?"

Sie sagte das mit einem Ernst, als berührte sie nur ein ganz bekanntes und anerkanntes Faktum, und sie fügte hinzu:

„Ich finde, daß alle Anderen unglücklich sind, wenn ich sie mit Dir und mir vergleiche."

Ich lächelte über ihren Eifer, während ihre Worte mir gleichzeitig warm ums Herz machten.

„Warum mußt Du vergleichen?" sagte ich.

„Weil es mich glücklich macht," antwortete sie.

Und indem sie vor mir stehen blieb und zu mir aufblickte, fügte sie hinzu:

„Laß es mich jetzt sagen, weil ich sonst vielleicht nie dazukomme, es Dir zu sagen. Ich finde, es ist so eigenthümlich, wenn ich an die erste Zeit denke, wo wir verheiratet waren. Da meinte ich, daß ich Dich liebte und daß ich glücklich war. Das war deshalb, weil ich nichts wußte und nichts verstand. Nun weiß ich, was es bedeutet, und nun will ich Dir danken."

Bevor ich es hindern konnte, hatte sie meine linke Hand ergriffen und sie geküßt, und als ich versuchte, sie zurückzuziehen, hielt sie sie fest und küßte sie abermals, da wo der Ringfinger war.

Es lag eine Macht in ihrem Gefühl und ihrer Person, als sie diese Worte sagte, die mich beinahe verwirrte. Stumm nahm ich sie in meine Arme und küßte sie mit dem Gefühl, daß ich zum ersten Male meine Braut küßte. Und ich wußte mit ihr, daß die Erde keine größere Seligkeit barg.

Digitized by Google

## 6.

Sven hatte einen Spielkameraden gefunden, und das war ein Ereigniß in seinem kleinen Leben. Denn früher hatte er nur mit den großen Brüdern gespielt. Nun war dieser Spielkamerad ein paar Monate jünger als Sven, und überdies war der Spielkamerad ein Mädchen. All dies war etwas sehr Neues und Entzückendes, und in dieser Zeit hatte Sven viel mit Mama zu besprechen.

Die kleine Martha war mit ihrem Papa und ihrer Mama hinaus aufs Land gezogen, und im Anfange hatten sie und Sven einander aus der Entfernung betrachtet. Martha war ein kleines, unbeschreiblich süßes Mädchen mit rothen, frischen Wangen, klaren, blauen Augen und langem, lockigem Haar, das beinahe so wie Svens eigenes war. Und es dauerte nicht sehr lange, so kam sie eines Tages und setzte sich in die Nähe von Sven und betrachtete neugierig, was er vor hatte.

Sven war gewohnt, für sich allein zu spielen, und er hatte ein Spiel, das ihn sehr unterhielt und eigentlich ganz leicht faßlich war. Es bestand darin, daß er hinausging und sich auf eine Wiese setzte. Da betrachtete er mit dem größten Interesse alles, was auf dem nächsten Fleckchen Erde um ihn vorging. Da waren Ameisen, die auf Grashalme kletterten, ein Schmetterling, der sich auf eine Blume setzte und dann auf weißen Flügeln weiter in die Sonne flatterte, ein Hirschkäfer, der auf den Rücken gefallen war und umgedreht werden mußte, um weiter kriechen zu können, oder ein paar Vögelchen, die zwischen den Erdhügelchen umherhüpften und sich nicht von dem Kinde stören ließen, wenn sie für sich oder ihre Jungen Futter suchten. Oder er saß auch ganz einfach da und pflückte Grashalme um sich ab und ließ sie grübelnd und untersuchend durch seine Finger gleiten, und wenn er die Hand voll hatte, warf er sie alle fort und begann neue auszureißen. Das nannte Sven selbst „im grünen Gras spielen" und davon konnte er lange erzählen, wenn er das Spiel unterbrach und zu Mama hineinlief, um über die Entdeckungen, die er gemacht hatte, zu berichten. Dem guckte nun die kleine Martha zu, und schließlich fragte sie Sven, was er machte.

„Siehst Du nicht, daß ich im grünen Gras spiele?" sagte Sven.

Und er machte vor Verwunderung große Augen.

Nein, das verstand Martha gar nicht. Aber da Sven sich so lange damit beschäftigte, nahm sie an, daß es etwas unbeschreiblich Unterhaltendes sein mußte, und darum setzte sie sich neben ihn. Und die beiden Kinder rissen Gras aus und beobachteten Ameisen und kamen sich dabei so nahe, daß, als sie fortgingen, sie einander bei der Hand hielten und meinten, sie könnten sich gar nie trennen.

Ein paar Tage später saß Sven drinnen bei Mama und sprach von Martha. Jetzt sprach er nicht mehr von Gras und Blumen oder Vögeln und Schmetterlingen. Jetzt erzählte er nur, was Martha gesagt und was Martha gethan hatte, und wie gut sie sich mit einander unterhielten.

Eines Tages sagte Mama zu ihm:

„Du hast Martha wohl sehr lieb?"

Da schob Sven die Unterlippe vor und antwortete:

„Weißt Du nicht, daß Martha meine Braut ist?"

Mama antwortete sehr ernst:

„Das hast Du mir noch gar nicht gesagt."

„Du mußt es aber doch wissen, meinte Sven. Wir wollen uns heiraten."

„Wann wollt ihr heirathen?" fragte Mama.

Digitized by Google

„Wenn wir groß sind, natürlich," antwortete Sven.

Sven war sehr glücklich, eine Braut zu haben, die er heirathen sollte, und es war das Schönste, was man sich denken konnte, wenn die zwei Kinder Hand in Hand über den Hof kamen und der Sonnenschein in ihrem lockigen Haar spielte, oder wenn Sven Martha in ihrem kleinen Wagen zog und sich unaufhörlich umdrehte, um sie anzusehen.

Aber manchmal zankten sie sich, und dann wurde Sven düster und ging zu Mama und sagte, daß Martha abscheulich sei.

Dann antwortete Mama:

„Ja, aber Du willst sie doch heirathen, und da müßt Ihr doch wieder gut Freund werden."

„Ich will sie nicht heirathen," sagte Sven.

Aber wie dies nun auch sein mochte, sie wurden wieder gut Freund, versöhnten und küßten sich und unterhielten sich noch besser, als je zuvor.

Es versteht sich von selbst, daß Mama Svens Braut mindestens ebenso anbetete wie er selbst, und wenn sie herauskam und Sven mitnehmen wollte und Sven seinerseits Martha nicht verlassen konnte (eine ganz neue Erfahrung in seinem kurzen Dasein) dann löste sich der Konflikt in der Weise, daß Mama die Brautleute Einen an jeder Hand nahm und zugleich ihre Spielkameradin und ihre Vertraute wurde. Ja, ich fürchte, sie sprach mit ihnen Beiden von Liebe und Ehe, weil sie wie Keiner ihre Sprache konnte, und es mag wohl sein, daß sie bei der Stärke ihrer Phantasie sich schon als Schwiegermutter zu fühlen anfing.

Es nützte nichts, wenn Jemand versuchte, Svens Liebe von der scherzhaften Seite zu nehmen. Olof höhnte allerdings das kleine Brüderchen und versuchte zu erklären, daß ein richtiger Kerl sich nichts aus Mädels machte. Selbst Svante, der in diesem Punkte ein weniger reines Gewissen hatte, versuchte das kleine Brüderchen damit anzugreifen, daß es eben zu klein war.

In seiner Noth wendete sich Sven an Mama als höchste Autorität. Und Mama sagte ihm, daß er sich nicht darum kümmern sollte, was die großen Jungen sagten, und wenn er Martha lieb hatte, so war das ja nichts Komisches, gleichviel ob er klein oder groß war.

Nun fand Sven, daß die Brüder ihr Theil bekommen hatten, und ließ sich sein Glück nicht weiter von ihnen trüben. Er war selbst so ernst mitten in seiner Freude, daß er nicht begriff, wie irgend Jemand über so etwas scherzen konnte, und darum machte er auch kein Geheimniß aus der Sache. Wenn ein Aelterer, was ja vorkam, ihn fragte, ob es wahr sei, daß er eine Braut habe, antwortete er ohne Weiteres Ja, und gleich darauf lief er fort und spielte mit ihr, so als wollte er die ganze Welt fragen, ob sie nicht schön und süß war, wie eine richtige Braut sein soll.

Ja, Sven betrug sich überhaupt so, daß man aufhörte mit ihm zu scherzen, und selbst die Brüder ließen ihn in Frieden.

Aber eines Tages kam Olof auf den Einfall, ihm zu sagen, daß er Haare hatte wie ein Mädchen. Das hatte Sven schon vorher gehört und sich nichts daraus gemacht.

Aber jetzt fügte der große Bruder hinzu:

„Das paßt doch für Dich nicht, wenn Du eine Braut hast."

Und das machte auf Sven einen tiefen Eindruck.

Von diesem Tage an hörte er nicht auf, Mama wegen seines Haares zu quälen.

„Ich will mein Haar so haben wie die anderen Jungen," sagte er.

Es half nichts, daß Mama sich wehrte und Sven bat, sich doch nicht

Digitized by Google

um das zu kümmern, was die großen Jungen sagten. Es half nicht einmal, daß sie Sven bat, Mama zu Liebe seine schönen Locken zu behalten, die Mama so gerne hatte. Sven blieb dabei, daß sie fort sollten.

„Ich will nicht wie ein Mädchen aussehen," sagte er.

Mama trauerte bei dem bloßen Gedanken, daß jemand die schönen Locken auch nur berühren sollte.

„Ich kann mir das Burschi nicht ohne seine Locken denken," sagte sie.

Sie nahm ihn in ihre Arme, flüsterte mit ihm, plauderte, überredete und bat und flehte für die lieben Locken. Aber Sven ließ sich nicht überzeugen. Er bat so schön und sah so rührend aus, daß er schließlich seinen Willen durchsetzte.

Er kam in seinem kleinen rothen Hut herein, die weiße Bluse flatterte um die kleinen Beinchen.

„Ich fahre in die Stadt und lasse mich scheren," schrie er.

Er war voll Eifer und Entzücken, und als er im Zuge saß, plauderte er in Einemfort und wendete sich an einen fremden alten Herrn, den er nie im Leben gesehen hatte, daß er zur Stadt fuhr, um sich sein langes Haar abschneiden zu lassen.

Der alte Herr sah von seiner Zeitung auf, warf dem Knaben einen zerstreuten, gleichgiltigen Blick zu und fuhr fort zu lesen.

Sven glaubte, daß er nicht gehört hatte, und wiederholte der Deutlichkeit wegen.

„Ich lasse mir mein Haar schneiden, damit ich nicht wie ein Mädchen aussehe."

Aber der alte Herr verschanzte sich hinter seine Zeitung und murmelte etwas, das Mama veranlaßte, ihr kleines Herzblatt zum Schweigen zu bringen.

Dann blieb Sven den ganzen Weg stumm und saß ganz stille da, als grübelte er über irgend etwas nach. Er sah so unglücklich aus, daß Mama ihn auf den Schoß nahm und ihn streichelte nnd bitterböse auf den alten Herrn wurde, der nicht begriff, daß der Kleine dasaß und sich grämte, daß nicht alle fremden Herren sich darum kümmern, daß ein kleiner Junge froh ist.

Sven schwieg, als er auf die Straße kam. Aber dann flüsterte er, als hätte er Angst, daß Jemand sie hören könnte.

„Das war bestimmt kein netter Herr."

„Ja, aber siehst Du, Sven, Du hast ihn doch nicht gekannt," sagte Mama.

„Deswegen hätte er doch nett sein können," sagte Sven.

„Aber kleine Jungen sollen nicht zu fremden Leuten sprechen," wendete Mama ein.

„Ich glaubte, er würde sich freuen, wenn er hörte, daß ich nicht mehr wie ein Mädchen aussehen muß."

Armes Kindchen! dachte Mama, und wieder ergrimmte sie in ihrem Herzen, wenn sie an alle verdrießlichen Menschen dachte, die die Freude der Kleinen zerstören. Armes Kindchen! Wie wird es Dir einstmals in der Welt gehen?

Und um Sven richtig zu trösten und seine Freude wieder wachzurufen, sagte sie.

„Das war ein abscheulicher, schlimmer, alter Herr. Ganz schlimm war er."

Da wurde Sven wieder eitel Sonnenschein, und sein Schmerz war verflogen, weil er glauben durfte, daß nur abscheuliche Menschen so etwas thun. Sein Haar wurde geschnitten, und er durfte in eine Konditorei gehen. Da bekam er Backwerk und war überglücklich, weil er glaubte, daß alle Menschen wußten, daß er zum ersten Male geschoren war wie ein Junge. Dann fuhr



Digitized by Google

er wieder mit Mama nach Hause, und als er in den Hof kam, ließ er Mamas Hand los und lief, so rasch seine Beine ihn tragen wollten, herein, zu Papa.

Da blieb er beim Schreibtisch stehen, nahm den Hut ab und vergaß, daß man Papa nicht stören durfte, wenn er arbeitete. Er stand stille mit dem Hut in der Hand, und sein ganzer Körper arbeitete vor Aufregung zu hören, was Papa sagen würde. Ja, seine Augen wuchsen, so daß es aussah, als wäre der Junge nichts als Augen.

Papa sah und sah und ahnte, daß etwas ganz Merkwürdiges vorgefallen war. Endlich ging ihm ein Licht auf, und da mußte er den Kleinen in die Höhe heben und wieder niederstellen.

„Jetzt ist Sven aber ein richtiger Junge geworden," sagte Papa.

Und mit diesem Attest seiner Männlichkeit lief Sven fort, um sich den großen Brüdern zu zeigen und von Martha bewundert zu werden.

## 7.

Der Sommer, der in einer so lächelnden Umgebung begonnen, sollte sich jedoch an der Westküste fortsetzen, und die Ursache war die, daß eine Sehnsucht, stärker, als ich sie schildern kann, mich hinzog.

Ich kann nicht sagen, wie diese unvernünftige Sehnsucht in mein Blut kam. Möglicherweise lag die Ursache darin, daß ich einmal als Kind einen Sommer an der Westküste verbrachte, und es ist ja ziemlich unentschieden, welche Rolle diese frühen, selbst vorübergehenden starken Kindheitseindrücke bei der Bildung des Grundstoffs der Gefühle spielen, der dann unser Leben bestimmt.

Es will mir selbst wunderlich erscheinen, daß die Erinnerungen dieser Wochen sich durch mehr als dreißig Jahre so lebendig erhalten konnten. Ich war nämlich damals erst sechs Jahre alt, und aus diesem Alter pflegen alle anderen Erinnerungen, außer denen an das Heim, in dem man jahrelang gewohnt, zu verblassen. Aber viele Jahre hindurch habe ich das Meer vor mir gesehen, so wie ich es damals sah . . Ich habe es mit himmelhohen Wellen gesehen, bis ins Undenkbare durch die Phantasie des Kindes vergrößert. Ich habe den Tang, die Quallen und die Seesterne gesehen, das ganze reiche Leben auf dem Meeresgrund in seichten Buchten und an grauen Klippen. Ich habe kahle Felsen sich über dem Meere erheben gesehen, das sich an ihrem Fuße brach, und ich habe die wunderliche Erinnerung eines großen Sturms in mir auftauchen gefühlt, der Mengen von Sand gegen mein empfindliches Kindergesicht peitschte.

Es ist wunderlich, daß man so lange herumgehen und eine solche Erinnerung mit sich herumtragen kann, und noch wunderbarer, daß sie es vermag, eine solche Macht über unsere Seele auszuüben. Eine solche Erinnerung ist von einer sehnsüchtigen Wehmuth erfüllt, die dem Traum des jungen Mädchens von dem Ritter gleicht, der sich eines Tages zu ihrem Munde neigen und ihr Verheißungen eines überschwenglichen Glücks zuflüstern wird. Sie gleicht dem, was der Jüngling fühlt, der die Siegesverheißungen der Zukunft in seinen pochenden Adern singen hört. Ja, sie gleicht vielleicht am Meisten dem stillen Zukunftsglauben, der bei dem Manne lebt, in dem der Jüngling nie ganz gestorben ist. Sie lag tief in meiner Seele wie Heimweh, und es dauerte Decennien, bis ich ihrer Mahnung gehorchen konnte.

Aber als ich nach vielen Jahren endlich so weit kam, zu wissen, daß ich einen Sommer am Meer genießen konnte, da war es meine Frau, die mich befürchten ließ, daß meine ganze Freude in Rauch aufgehen würde. Meine Frau

Digitized by Google

hatte nämlich niemals die Westküste gesehen, und ich wußte, daß sie eine Art von Widerwillen gegen die ganze Reise hegte und nur nachgab, weil sie begriff, daß der geringste Widerstand mir wehe thun würde. Das wußte ich daher, daß sie einmal gesagt hatte: „Ich kann mir keinen Sommer denken, in dem man keine Bäume sieht.“ Und ich begriff sehr wohl, daß, als ihr diese Worte entschlüpften, sie einen Widerwillen gegen diese ganze Fahrt verrieth, der so tief saß, daß sie selbst fürchtete, ihn nicht überwinden zu können. Da sie jedoch sah, daß ich ihre Antipathie gemerkt hatte, that sie Alles, um diese Worte in meiner Erinnerung auszulöschen. Aber sie verließen mich nicht, und ich fing an, mich beinahe beklommen zu fühlen, wenn ich an mein ersehntes Meer dachte.

Diese ganze Sache war für mich weder so unbedeutend noch so thöricht, als sie vielleicht klingen mag. Niemand kann eine wirkliche Freude fühlen, wenn sie sich mit Mißtönen mischt, und der schlimmste Mißton, den ich mir denken konnte, war, wenn meine Frau meine Freude nicht theilte. Ich hatte mich ja daran gewöhnt, mich nie einsam zu fühlen, weder in Freude noch in Schmerz, und es brachte mich außer mir, daß ich nun merkte, daß ich mit meiner Sehnsucht allein stand.

Ich wollte, daß mein Traum von einem Sommer Wirklichkeit wurde, und ich kämpfte für dieses Ziel mit demselben Eifer, wie damals, als ich mich auf dem Wege glaubte, die Liebe meiner Frau zu verlieren und kämpfte um sie wiederzugewinnen. Tag und Nacht grübelte ich über die Möglichkeit nach, der Gefahr vorzubeugen, von der ich fürchtete, daß sie meine Sommerfreude stören würde, und schließlich glaubte ich ein Mittel gefunden zu haben. Ich schlug nämlich eines Tages meiner Frau vor, daß wir die Reise nach der Westküste rings um die ganze schwedische Küste machen sollten, und ich that es, weil ich sie besiegen wollte. Ich fühlte, daß zwischen uns ein stummer Kampf ausgekämpft wurde, aus dem ich nicht als der Ueberwundene hervorgehen wollte. Ich wollte meine Frau zwingen, das Meer zu lieben, und ich glaubte, daß die Art, die ich erfunden hatte, etwas von dem besten war, worauf ein Mensch je gekommen war. Mein Gedankengang war nämlich dieser: „Der Weg geht durch den Schärengarten Stockholms. Er setzt sich an unserer ganzen herrlichen Ostküste fort. Nach und nach, beinahe unmerklich, wird sie die lächelnde Natur der Ostküste in die karge der Westküste übergehen sehen, und ohne es zu wissen, wird sie von der Größe ergriffen werden, die alles Andere übertrifft.“

Ich kann doch nicht behaupten, daß auf der Reise selbst etwas eintraf, das mir Anlaß gab zu glauben, daß mein so gut ausgedachter Plan die gewünschte Wirkung hatte. Meine Frau freute sich wie immer an einer schönen Dampfschiffreise; aber daß die Fahrt selbst ihren Gedanken eine bestimmte Richtung gab, konnte ich nicht entdecken. Das Ganze war für sie eine lange Dampfschiffreise, als solche das Herrlichste, was sie kannte, aber nichts weiter.

Ich befand mich die ganze Zeit in starker Spannung, und mein Muth begann zu sinken, als wir Gothenburg passiert hatten und ich den Meeresschaum um meine geliebte Westküste zischen sah.

Es wehte ein tüchtiger Sturm, und der war natürlich in diesem Augenblicke alles eher als willkommen, weniger, weil er die Fahrt erschwerte, die sich zu dem Endziel unserer Reise in offenem Boot vollzog, als weil ein Westküstensturm nicht geeignet ist, den Unwillen gegen das Meer zu benehmen, wenn ein solches Gefühl wirklich vorhanden ist. Ich beobachtete die ganze Zeit meine Frau, und ich betrachtete sie von der Seite, während das Boot auf den Wogen emporstieg und die Wellen das Verdeck vom Kiel bis zum Steuer überschwemmten. Aber ich konnte nichts entdecken, was meine stumme



Digitized by Google

Frage beantwortete. Wie sie da saß und über das schwarze Wasser blickte, schien sie mir unzugänglich, und in mir riefen hundert widerstreitende Stimmen, die sich, wie mir dünkte, alle in einer Kraftanstrengung sammelten, um zu ihrem Herzen und ihrer Sympathie zu dringen.

Aber wie ich da saß, begann meine Unruhe zu weichen, und ungestört von allen Zweifeln und aller nervösen Gehetztheit sah ich zum ersten Male die Natur der Westküste. Sie erfüllte mich mit einer Empfindung, die ich heilig nennen will, und vor diesem verschwand alles andere.

Das Boot tanzte über die erregte Wasserfläche, und vor seinem Bug klärten sich die Conturen einer langgestreckten Insel, die sich gegen einen Hintergrund treibender Wolken abzeichnete. Je näher wir dieser Insel kamen, desto stärker glühte in mir die Freude jahrelanger Sehnsucht, die nun befriedigt werden sollte. Wir stiegen auf der Brücke ans Land, und in einem gierigen Blick faßte ich alles um mich auf. Ich sah die Brücken, die Bootshütten, all die kleinen Gebäude, die, in hellen Farben leuchtend, sich auf dem Abhang der kahlen Klippe zusammendrängten. Im Hafen schaukelte sich Boot an Boot, und auf den Klippen lagen Mengen von Fischen in der Sonne, um zu trocknen. Draußen auf einer Landspitze stand eine Gruppe von Männern in getheerten Kleidern, mit Südwestern und hohen Stiefeln und ordneten langsam und bedächtig einen Haufen großer Fische, die ich meines Wissens noch nie gesehen hatte.

Die starke Luft peitschte mein Gesicht und meine Wangen, und um mich vernahm ich ein Donnern wie von brausenden Wasserfällen, die rasende Winde peitschten. Ich sah die Conturen der Klippen in der Ferne blau und schwarz verschwimmen, wenn der Sturm die Wolken in wilder Jagd über den Himmel trieb, der durch zerrissene Nebel blau leuchtete. Und als ich zu unserem kleinen weißen Haus kam, das am äußersten Ende der westlichen Landspitze lag, weit weg von der Gruppe anderer menschlicher Wohnstätten, da sah ich zum ersten Male das Meer.

Ich stand lange und blickte hinaus über dieses Meer, das ich endlich erreicht hatte; und als ich in unsere Zimmer kam, sah ich, daß meine eigenen Fenster dieselbe Aussicht hatten, die ich eben verlassen, nur daß das Meer mir noch näher gekommen zu sein schien. Wieder stand ich stille und wußte nicht, was in diesem Augenblick in mir vorging. Aber im selben Moment fiel mein Blick auf meine Frau. Sie stand allein am Fenster und sah hinaus, und in einem Augenblick kam es über mich, daß ich Alles, was durch Wochen meine Gedanken beschäftigt hatte, alle Ueberreizung, alle Zweifel, alle List, alle Berechnung, den ganzen Kampf, um meine Frau zu zwingen, zu fühlen wie ich — all das hatte ich vergessen, seit dem Momeut, wo ich den Fuß auf die felsige Insel gesetzt hatte. Nun stand sie da, und ich wußte nicht, ob unsere Gedanken in diesem Augenblick sich zum Kampfe gegen einander erhoben oder sich begegneten.

Da wendete sie sich um, und ich sah, daß ihre Augen voll Thränen waren. Sie streckte die Hand nach mir aus, ich nahm sie, und zusammen standen wir da und blickten hinaus übers Wasser. Unter unserem Fenster rollten die Wellen über die Steine, und so weit das Auge reichte, sah man nur die weißen Kämme der Wellen gegen den dunklen Meeresspiegel, und die kleinen Schären, an denen das Meer sich brach. Wie Cascaden von weißem Schaum stürzten die Wellen zur Höhe, von der Schwere des ganzen Meeres hervorgepreßt, das vom Westen auf sie drückte. Es war ein Aufruhr voll ruhiger Kraft, ein großer Ausbruch, der etwas von dem vollen Jubel des Lebens selbst in sich trug.

Vor diesem Aufeuhr legte sich mein eigener zur Ruhe, und mit der Hand

Digitized by Google

meines Weibes in der meinen, fühlte ich, daß wir Beide auf dem Wege zum Meere gewesen und auf getrennten Straßen hingelangt waren. Wir sprachen kein Wort, aber wir standen lange da, und das, was gewesen war, starb in uns. Als wir einschlummerten, hörten wir noch das Getöse des Sturms und der Wogen, und als das Tosen aufhörte, erwachten wir durch die Stille.

Vor unseren Fenstern lag das Meer ruhig und groß.

## 8.

Diese Erinnerung habe ich schon vor Jahren aufgezeichnet. Ich wußte damals nicht, daß ich einst einen anderen und größeren Kampf mit meiner Frau kämpfen würde, einen Kampf, nach dessen Beendigung ich einsam dastehen sollte, und doch nicht einsam, niedergebeugt, aber doch nicht ohne Hoffnuug.

Jetzt sehe ich uns auf der höchsten Klippe vor unserem weißen, traulichen Hause sitzen. In einer Pracht, die stets neu ist, die Abend für Abend wechselt, versinkt die Sonne ins Meer, und zwischen uns sitzt Sven. Er ist bloßfüßig und braun, und weil es gegen Abend kühl wird, steckt er seine kleinen Füße unter Mamas Kleid. Er bettelt so lange aufbleiben zu dürfen, als die Sonne zu sehen ist. Wundernd folgen seine Augen dem letzten flammenden Schimmer der Sonne, die in dem ruhigen wogenden Meer verschwindet. Er sitzt da, das Kinn in die Hand gestützt, als dächte er an etwas Ernstes, das er nicht in Worte kleiden kann. Und als er endlich weiß, daß er zu Bett gehen muß, hängt er sich an Papas Hals und bittet, daß ich ihn trage.

Mit meiner leichten Bürde auf den Armen steige ich sachte über die Klippen, und als ich wiederkehre, sehe ich gegen den Himmel die dunkle Silhouette der Gestalt meiner Frau. Sie sitzt, wie Sven eben saß, und ihre Augen suchen den Punkt, wo die Sonne untergeht und die Flammen der Abendröthe erloschen sind.

## 9.

Nie ist Sven so bewundert, so geliebkost, so von Allen auf Händen getragen und vergöttert worden, wie in diesem Sommer. Die Lootsen trugen ihn über die Berge und schnitzten ihm Boote, die alten Mütterchen blieben stehen und lächelten strahlend, so wie sie ihn nur erblickten. Die jungen Frauen vergaßen ihre eigenen Sprößlinge und sagten, daß sie niemals ein solches Kindchen gesehen hatten, die Mädchen führten ihn auf die Klippen und spielten mit ihm, ohne daß er sie zu bitten brauchte. Sven ging in beständigem Sonnenschein herum, und er wurde braun und stark in dieser Luft, so wie er es nie gewesen.

Sven war mit einem Worte der Mittelpunkt all unserer Gedanken und die Sonne dieses unseres einzigen Sommers an der Westküste.

Es war jedoch wunderlich, daß er gerade in dieser Zeit einen neuen Gesprächsstoff fand, zu dem er immer wieder zurückkehrte. Für Sven war es nämlich eigenthümlich, daß er von Allem sprach, was ihm in den Sinn kam, und er that es ungekünstelter, als Kinder es zu thun pflegen, vollkommen unbekümmert in Bezug auf den Eiudruck, den er auf einen Erwachsenen machen konnte. Bei Kindern ist es ja sonst gewöhnlich, daß sie bis zu einem gewissen Grade das, was sie denken, bei sich behalten und sich nur mit einer gewissen Zurückhaltung einem Aelteren gegenüber aussprechen. Dies kommt daher, daß

Digitized by Google

sie fürchten, ihre Gedanken von dem Lächeln der Ironie getroffen zu fühlen, selbst wenn dieses Lächeln mit Wohlwollen gepaart ist. Besonders ist dies der Fall, wenn ein Kind gefühlvoller, naiver, seiner Natur nach offener ist als andere Kinder, oder sich in seinem ganzen Wesen von der Mehrzahl unterscheidet.

Sven hatte von dem Moment an, wo er seine Augen aufschlug, nie etwas anderes als verständnißvolle Wärme um sich gefühlt. Als er in das Alter trat, in dem Eltern sich mit ihren Kindern beschäftigen können, waren ihm beinahe stündlich ein Paar Augen gefolgt, die sich über jede seiner Bewegungen freuten, jedes Wort verstanden und aufmunterten, jede Aeußerung seiner zarten, unschuldigen Seele klarer und besser wiederspiegelten, als er es je selbst konnte. Durch diese Liebe lernte der kleine Sven die ganze Welt um sich kennen, und weil sie zu seiner eigenen zärtlich hingebenden Person paßte, so wie er zu ihr, die ihm Tag für Tag mehr gab, als daß sie ihm bloß das Leben schenkte, konnte Sven sich auch nichts Anderes denken, als daß er alles, was sich in ihm regte, wuchs und fragte, ebenso natürlich und einfach, wie es kam, ausplaudern mußte.

Vielleicht lag in ihm auch, obwohl er sie nie in Worte kleiden konnte, etwas wie eine Ahnung, daß er nicht her gehörte? Vielleicht band ihn diese Ahnung, wenn auch unbewußt, noch stärker an sie, die lange dasselbe Gefühl unter ihrem Lebensglück verborgen hatte? Wer kann darauf antworten? Oder wer kann es versuchen, zu antworten? Niemand. Nur das Schweigen schwebt über blühenden Grabhügeln.

Aber gewiß ist, daß der kleine Sven eines Tages ein Bild an der Wand von Mamas Zimmer entdeckt hatte, und als er es eine Weile angesehen hatte, nahm er es herunter und betrachtete es schweigend, als begegnete er etwas ganz Neuem, vor dem sein Verstand ganz still stand.

Es war kein Bild nach dem jetzigen Geschmack. Es liegt wenig Kunst darin, und es erzählt eine Geschichte. Es giebt eine Sage, die der Todeszug heißt. Ueber eine weite Haide geht der Tod. Er ist in einen weißen Mantel gehüllt, der das Gerippe verbirgt, aber den Todtenschädel frei läßt. Ihm folgt ein langer Zug von Jungen und Alten ohne jeglichen Unterschied und der Zug ist so lang, daß er in der Unendlichkeit zu verschwimmen scheint, und Niemand kann seinen Schluß sehen. In der Hand hält der Tod eine Glocke, und man sieht, daß sie eben erklungen ist. Man sieht es, denn am Wege sitzt ein vom Alter gebrochenes Weib und streckt flehend ihre Hände nach dem Unerbittlichen aus, der ohne sie anzusehen, an ihr vorüberschreitet. Aber ganz nahe hinter dem Tode steht ein junges Paar, das sich liebt. In dem Ohr des jungen Mannes ist die Glocke des Todes erklungen, und die Liebesarme der Verzweiflung können ihn nicht zurückhalten. Der Zug des Todes geht weiter, und wenn die Stelle kommt, die für ihn im Zuge offen steht, muß er mitschreiten, und sein Platz auf Erden wird leer stehen, und keine Sehnsucht kann ihn zurückrufen. Aber da wo der Zug zu enden scheint, schimmert es wie ein Licht der Morgenröthe.

So ist das Bild, und dieses hatte Mama auf die Schäre unter anderen Bildern und Photographien mitgenommen, mit denen sie unser neues Sommerheim schmückte, und auf eine Photographie dieses Bildes blickte Sven einmal unverwandt, als er Mama fragte:

„Was ist das?"

Und Mama erzählte die Sage von dem grausameu Tod, der kommt und den mitnimmt, der jung ist und den Alten, der bettelt, mitkommen zu dürfen, zurückläßt. Und Sven hängte das Bild wieder an seinen Platz.

Digitized by Google

Aber am nächsten Morgen nahm er es abermals herab, und als er es eine Weile angesehen hatte, mußte Mama die ganze Geschichte zum zweiten Male erzählen.

Wieder saß Sven da und hörte zu, und wieder wurden seine großen Augen ernst und verwundert.

„Glaubst Du, Mama daß der junge Bräutigam sehr betrübt ist, weil er sterben muß?“ sagte Sven.

„Ja, antwortete Mama, aber sie, die seine Braut ist, ist noch betrübter.“

„Aber er wird vielleicht ein Engel,“ sagte Sven, „und bekommt weiße Flügel auf den Schultern.“

„Das wird er wohl,“ sagte Mama.

Aber Sven seufzte und war doch noch nicht zufrieden.

„Warum kann die alte Frau nicht mit ihm gehen, wenn sie doch so gerne will?“ sagte er.

„Das weiß Niemand, Sven,“ sagte Mama, „das weiß nur Gott.“

„Weiß er es denn?“

„Ja, er weiß es.“

Sven ging wieder hinaus in die Sonne auf die Klippen. Aber seither wurde diese Geschichte seine liebste, und beinahe jeden Morgen, wenn Mama da saß und sich frisierte, kam Sven herein, nahm das wunderliche Bild herunter und bat Mama zu erzählen.

Aber noch etwas war Sven passirt, und das hatte sich im Winter begeben. Da war er ins Theater mitgenommen worden und hatte ein Stück gesehen, das am Sonntag Vormittag gespielt wurde, wo Sven auf sein konnte und nicht nach Hause gebracht werden mußte, um sich schlafen zu legen. Strindbergs „Glückspeter“ wurde gegeben, und Sven verstand wohl nicht viel von dem Stücke, aber er unterhielt sich in seiner Weise. Er unterhielt sich so gut, daß er Alle ansteckte, die rings um ihn saßen . .

Aber dann kam die Scene, wo der Tod sich dem Glückspeter zeigt, und da wurde Sven stumm. Niemand hatte daran gedacht, daß diese Scene vorkam, oder daß sie überhaupt einen solchen Eindruck machen konnte. Aber alles, was dann folgte, beachtete Sven gar nicht mehr. Und wenn ihn später Jemand fragte, was er im Theater gesehen, antwortete er nur:

„Ich habe den Tod gesehen. Das war ein großes, langes Knochengerippe und konnte sprechen. Und er hielt eine Sichel in der Hand.“

Diese Erinnerung brachte nun Sven mit dem Bilde vom Zuge des Todes zusammen. Das Einzige, womit der Knabe sich nicht aussöhnen konnte, war, daß, als er den Tod sah, er eine Sichel hatte, aber auf dem Bilde läutete er mit einer Glocke. Sonst war es, als sei die Erinnerung aus dem Theater, das Bild an der Wand und Mamas Sage für das Kind zu Einem verschmolzen.

Unaufhörlich pflegte Sven davon zu sprechen. Dieses Bild hatte sich in seiner Phantasie mit einer Intensität festgesetzt, die nichts verwischen konnte. Und er erzählte Jedem, der es hören wollte, wie der Tod auf den Glückspeter zukam und drohte ihn mitzunehmen, aber wie er wieder gehen mußte, weil der Glückspeter ihn so schön bat. Er erzählte so davon, daß er selbst bei der bloßen Erinnerung schauerte, und wenn der Tod sich ihm in leibhaftiger Gestalt offenbart haben würde, hätte er nicht stärker ergriffen sein können.

Aber seine Freunde auf der Schäre fanden es wunderlich, daß ein so kleines Kind von etwas derartigem sprechen konnte. Sie machten sich nie über ihn lustig, sondern das, was er erzählte, bestärkte sie bloß in dem Gefühl von etwas wunderlich Zartem und Feinem, das sie gerne in die Arme nahmen und über die Berge trugen.

Digitized by Google

Und Sven ließ sich durch diese Sagen in seinem Glück nicht stören. Er war so vertraut mit ihnen, daß sie ihm nur zu folgen schienen, wie der Schatten dem Sonnenschein folgt. Und er schuf sich seine eigene Welt draußen auf der Schäre. Wenn die Brandung hoch ging und der Sturm brüllte, dann stand er am Fenster und blickte hinaus über das tosende Meer, und er konnte stundenlang so stehen, ohne daß er im Stande war sich loszureißen. Wenn der Himmel blau war und der Wind kühl und still über die Insel wehte, dann ging er allein zum Strande hinab, fing Seesterne und lernte mit Booten spielen.

Aber sein liebster Aufenthalt war der Lootsenausguck, wo Mama mit ihrer Arbeit saß, und da bat er sie alles zu erzählen, was sie vom Meere wußte. Er war überglücklich, wenn er barfuß über die Klippen lief, und er zog seine kleinen Höschen hinauf, und kletterte auf seinen feinen Füßen so vorsichtig wie eine kleine Prinzessin. Aber wenn man weit gehen sollte, da bat er, daß man ihn trage. Und da Niemand Sven das abschlagen konnte, worum er bat, fand sich immer Jemand, der ihn auf die Arme oder auf die Schultern nahm. Dann sah er sich stolz um und lächelte in dem Gefühl seiner Macht und der Seligkeit, daß Alle ihn liebten.

Aber wenn Mama mit Papa allein blieb, sagte dieser öfter als einmal: „Er ist ja so frisch und munter, wie er nie gewesen ist. Warum spricht er dann immer vom Tode?"

Und sie antwortete:

„Ich lehre es ihn nicht. Seine Gedanken kommen und gehen wie sie wollen. — — Siehst Du?"

Sie wies hinunter auf den Strand. Da saß Sven allein und sah ungemein glücklich und froh aus. Er hielt eine Schnur in der Hand, und an der Schnur war ein Stück Holz befestigt, das wie ein Boot aussah. Das zog er auf den Strand, belud es mit Steinchen und schob es wieder hinaus.

„Hörst Du nicht?" sagte Elsa.

Und um besser zu hören, gingen wir sachte näher, ohne daß der Knabe uns sah.

Er saß ganz stille, ließ das Holzstück auf den Wellen auf und niedergleiten, und mit schwacher, glockenreiner Stimme sang er für sich selbst. Es war ein Seemannslied, das er von den Kindern auf der Insel gelernt hatte.

Sing, fallerala, sing fallerala la
Und tief im Meere sein Grab er sah.

Da erblickte er uns, verstummte und erklärte, daß er nicht singen wollte, wenn Papa zuhörte.

## 10.

Ich merke, daß ich in diesem Buch fast nur von unseren Sommern erzähle. Dies kommt ganz einfach daher, daß wir im Sommer am stärksten das Gefühl hatten, zu leben. Im Winter wohnten wir ja entweder in der Hauptstadt oder so nahe derselben, daß wir zu jeder Zeit hinkommen konnten. Da ging es uns wie den meisten Anderen. Das Hauptstadtleben ergriff uns, schleuderte uns in seinen Wirbel und bemaß die Zeit sehr karg, in der wir Alle mit einander leben und uns Eins fühlen konnten. Dahin waren meine und meiner Frau lange vertrauliche Gespräche zu Zweien, dahin das muntere Zusammenleben mit den Kindern. Nicht einmal das Weihnachtsfest, ja das

Digitized by Google

am Allerwenigsten war frei von dem Gefühl überanstrengenden Hastens, das Müdigkeit, Ueberdruß und Mißstimmung zurückläßt. Darum erwarteten wir den Sommer beinahe wie eine Befreiung von etwas Bösem, und wenn wir die Hauptstadt verließen, war es immer, als zögen wir unserer eigenen Erneuerung und der unseres Zusammenlebens entgegen.

Von unserem letzten Sommer will ich jetzt erzählen, dem letzten, in dem wir wirklich das Gefühl hatten, zu leben, dem Sommer, der so ganz anders wurde, als wir gehofft und gedacht hatten.

Wir hatten diesmal einen ganz anderen Ort gewählt, als die Schären der Westküste, und wir hatten dies gethan, damit meine Frau sich mit all dem umgeben konnte, was sie im vorhergehenden Sommer vermißt hatte. Denn wie sehr das Meer sie auch ergriffen hatte, barg sie doch in tiefster Seele eine Art Abgeneigtheit gegen die See, die in einsamer Majestät herrschen will und keine hohen Bäume und blühenden Matten in ihrer unmittelbaren Nähe duldet. Im Innersten sehnte sie sich immer nach belaubten Hainen und üppigen Blumen, und der Sieg, den ich in meinem Kampf fürs Meer errungen, war also nur halb. Darum kamen wir überein, für die Zukunft abwechselnd den Ort unseres Sommeraufenthalts zu bestimmen. Und diesen Sommer wollten wir überdies mit Anderen theilen, das wiederbeleben, was einmal unsere Herzen erfüllt, als all unser Glück sich im Kreise von lauter Freunden wiederspiegelte, die in unserem Hause so kamen und gingen wie in ihren eigenen.

Um den Kontrast zu dem Sommer auf der Schäre so stark als möglich zu machen, wählten wir „Lidingön", und in dem oberen Stockwerk eines halb verfallenen Herrenhofs schlugen wir unser Sommerheim auf.

Es war eine Wohnung mit vielen großen Zimmern, eine Wohnung mit schrägen Fenstern, fleckigen Tapeten und altväterischen großen Veranden, eine lange und schmale, die nach dem Hof ging, und einer kleineren, von der aus man über den Garten sah, mit seinen ungeharkten Wegen und den wildwuchernden Beerensträuchern, über die Eichen weit hinaus nach der Landzunge und der ganzen stillen, hellen Bucht sah, die in Grün gebettet dalag und einem ruhigen Binnensee glich. Die Veranden waren zu beiden Seiten des Hauses ganz und gar von wildem Wein überwachsen, und auf der Veranda nach dem Meere war die eine Seite mit Caprifolium bedeckt. Das Ganze machte den Eindruck eines Hauses, das im Begriffe ist, überwuchert, überwachsen zu werden, zu verschwinden, um wieder eins mit der Natur zu werden. Wenn man auf der kleineren Veranda saß und träumend über den Garten blickte, auf die Eichen und die ruhige Bucht, mußte man daran denken, daß Alles, was hier gepflügt oder gebaut war, einmal verschwinden mußte und daß der Tag kommen würde, wo neue Menschen das in der Erde verborgen fanden, was der Freude und Sorge von dann längst vergessenen Menschen seinerzeit eine Heimstatt gegeben und ihren Körpern Nahrung. Wehmüthig ohne jede Düsterkeit schlich sich dieses Gefühl über den, der da saß und die Stimmung dieses kleinen Flecks in sich aufnahm, und es wurde ihm zu Muthe, als hätte alles irdische Glück darin bestanden, hier zu leben, bis das Haus fiel und das Unkraut alles verdrängte, und dann einschlummern zu dürfen, mit dem Gebäude, das in Ruinen zerfiel und den alten Bäumen, die morsch und abgelebt zusammensanken, und eins zu werden mit der unfruchtbaren Erde selbst, die es auch müde geworden zu sein schien, das zu tragen, was bestimmt war, ihren Bebauern Leben zu geben.

Hier wuchsen die Syringen dicht, der Goldregen hing prächtig und schwer über ungepflegte Beete und Rabatten, wo die Mohnblumen sich überreif zur Erde neigten und die Rosensträucher sich drängten. Hier war Alles, was meine

Digitized by Google

Frau an Stimmung und Natur liebte. Hier war etwas von einer sterbenden melancholischen Ueppigkeit, die mit ihrem ganzen Seelenleben übereinstimmte. Hier ging sie umher, als wäre sie vom ersten Augenblick an daheim. Hier vergaßen wir, daß das Leben und die Menschen uns schwere Wunden geschlagen und daß wir selbst uns gewehrt und zurückgeschlagen hatten. Hier vergaßen wir den Zwang des Winters und seine enervirenden Vergnügungen. Und auf der anderen Seite der Bucht hatten wir Freunde, zwischen deren Brücke und der unseren die Boote häufig hin und hergingen.

Aber die ganze Umgebung lastete schwer auf mir, und ich hatte das Gefühl, als hinderte sie mich am Arbeiten. Sie versetzte mich in eine Stimmung, die verschieden von allem war, was ich je erfahren. Aber die Zeit verging, und mit ihr kam die Ruhe. Mit einer Stärke wie nie zuvor kam der Genius der Arbeit über mich, und ich wurde von nichts anderem gestört als von Sven.

Denn er war der Einzige, den wir nie lehren konnten, daß Papa in Frieden gelassen werden mußte, wenn er arbeitete. Er öffnete die Thüre so sachte, als wollte er zeigen, wie wichtig es war, daß Stille herrschte. Sah ich ihn dann an, legte er den Finger auf den Mund und sagte „Pst" mit einer so machtbewußten und gleichzeitig unschuldigen Miene, daß ich unwillkürlich die Feder weglegen mußte. Sah ich hingegen nicht auf, dann ging er sachte zum Schreibtisch hin und stellte sich neben mich. Er konnte da geduldig die längste Zeit stehen; und wenn ich stark blieb und that, als ahnte ich seine Nähe nicht, dann konnte er wieder seiner Wege gehen, ebenso still, wie er gekommen war. Das geschah jedoch nicht oft, und wenn ich den Kopf nur ein klein wenig drehte, sah ich sogleich die blauen erwartungsvollen Augen, die die meinen suchten. Und dann war ich verloren.

„Was willst Du eigentlich, Sven?" sagte ich.

Und ich meinte, daß ich streng aussehen sollte, aber wußte, daß ich es nicht konnte.

Dann war es eine Blume oder ein Stein oder irgend eine andere Seltenheit, mit der er kam. Und ich ergab mich auf Gnade und Ungnade. Ich schob Papier und Feder weg und ließ Sven mich stören, so viel er wollte. Und darüber freue ich mich jetzt.

## 11.

Hier draußen sang der kleine Sven, wie er es den ganzen Winter gethan, und gewiß hatte Elsa hauptsächlich um seinetwillen darauf bestanden, daß unser Klavier einmal mit hinaus in die Schären kam.

Denn seit Mama entdeckt hatte, daß Sven singen konnte, war es doch nur ganz natürlich, daß sie anfing, seine Anlagen auszubilden, und daß sie stolz auf seine Stimme war wie auf alles, was er sagte, that und vornahm. Sie schaffte ihm kleine Liederbücher an und lernte die Worte mit ihm auswendig. Denn Sven war erst fünfeinhalb Jahre alt und zu klein, um lesen zu können. Auch hatte seine Mama heilig und theuer gelobt, daß es lange dauern würde, bevor er sich mit etwas so Schrecklichem plagen mußte. Aber singen, das konnte er, und er konnte viele Lieder. Sehr selten entschlüpfte ihm ein falscher Ton, und war das einmal der Fall, so sah er ganz verdrießlich aus und begann wieder ganz von vorne.

Er hatte auch nie Angst zu singen, wenn Fremde zuhörten. So viele, als wollten, durften kommen. Sven sang und lachte, und die großen, blauen Augen leuchteten. Warum sollte er Angst haben, zu singen, wenn er es selbst

Digitized by Google

so lustig fand, und er im Uebrigen so schön sang? Das hatte Mama gesagt, und wenn sie es fand, mußten ja Alle dasselbe finden.

Von allen schönen Liedern, die Sven konnte, war doch keines niedlicher anzuhören als dieses

Bäh, bäh, weißes Lamm, hast denn Du auch Woll?
Ja, ja kleiner Mann, hab die Taschen voll.
Sonntagsrock für Vater und Feierkleid fürs Mütterchen
Und zwei Paar Strümpfe füro kleine, kleine Brüderchen.

Der Schluß dieses Liedes war Svens Glanznummer. Denn so wie er zu den letzten kam, ging es über Stock und Stein, so rasch, so rasch, als wollte er das Schlußwort aufessen und für sich selbst behalten. „Das kleine, kleine Brüderchen" eilte lange vor der Klavierbegleitung dahin, und das kam nur daher, daß er die zwei paar Strümpfe für eigene Rechnung nahm und den ganzen Vers als eine Anspielung. Warum sollte auch nicht das ganze Lied eigens für ihn geschrieben sein, wenn er es singen konnte und sich so darüber freute?

Dieses Lied durfte niemand anderer als Sven singen, und es konnte es auch Niemand so wie er, der das kleine Brüderchen im Leben war, das kleine Brüderchen im Tode, der niemals etwas anderes wurde und immer unter diesem Namen leben wird.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Fenster im Speisesaal stehen offen, der Duft des Flieders strömt mit der Abendluft herein, die Sonne ist im Untergehen, und auf der Wand über dem geöffneten Klavier beben ihre Strahlen. Am Klavier sitzt seine Mama in weißem Sommerkleid, rings herum stehen wir Anderen, und mitten unter uns singt der kleine Sven.

Sonntagsrock für Vater und Feierkleid fürs Mütterchen
Und zwei Paar Strümpfe fürs kleine, kleine Brüderchen.

Es ist Johannisabend, und Sven ist glücklich. Denn er hat Mamas Versprechen, daß er sich an diesem Abend nicht früher niederzulegen braucht, als bis er selbst will. Das will er natürlich nie, und mit Mamas Hand in der seinen geht er mit den Brüdern und den Großen über die Gartenwege, bis ihm die Augen zufallen und er schlafend in sein Bett getragen wird, nichts von seinem Unglück ahnend, nicht länger wach sein zu dürfen.

Da schläft er mit seinem Freund auf dem Arm, dem weißen kleinen Hund aus Holz, der Wolle hat wie ein Lämmchen und Augen aus schwarzen Stecknadelknöpfen, und den Sven „Flocki" getauft hat. Flocki ist ein friedlicher Schlafkamerad. Er stört Niemanden.

Draußen in den Kronen der Bäume ertönt das erste schwache Vogelgezwitscher, das die Morgenröthe kündet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Die „Wiederherstellung“ von Baudenkmälern.

Von **Hermann Muthesius.**

Die Kunst und besonders die Baukunst des neunzehnten Jahrhunderts unterscheidet sich dadurch am auffälligsten von der aller älterer Zeiten, daß sie auf die künstlerischen Leistungen der Vergangenheit mit vollem Verständniß für deren Werth zurückblicken lernte. Hatte man in den früheren Stilwandlungen jedesmal nur die eben gültige Kunstmode als die einzig wahre und alle vorher geübten als Verirrungen betrachtet, so trat im Verlaufe der letzten hundert Jahre allmählich die Würdigung jedes Stils, das historische Verständniß für dessen Bedingungen, die Schätzung seiner Eigenart und seiner Vorzüge ein. Wir hörten auf, in dem Barock und Rococo eine Zeit des Verfalls zu erblicken, die Spätgothik für verdorbene Kunst zu halten.

Einen höchst merkwürdigen Standpunkt nahmen wir nun aber in diesem Werdegang historischer Erkenntniß denjenigen Werken gegenüber ein, an die sich unsre neuentstandene Schätzung wandte. Viele von ihnen waren nur bruchstückweise auf uns gekommen, zum Theil verwittert oder sonst vom Zahn der Zeit benagt, zum Theil in ruinenhaftem Zustande infolge von Zerstörungen, zum Theil auch unvollendet aus der Zeit ihrer ersten Entstehung. Wir fühlten das Bedürfniß, sie einer Bearbeitung zu unterziehen, um sie zu vervollständigen, in der Meinung, daß sie dadurch erst zu ihrem wahren Werthe gelangten. Im Verfolg dieses Bestrebens traten wir ein in das merkwürdige Zeitalter der Wiederherstellungen.

Dieses Zeitalter fällt genau zusammen mit derjenigen Zeit, in welcher uns die eben erlangte Kenntniß der Einzelheiten vergangener Kunstwandlungen noch in einer andren Beziehung in Verwirrung setzte. Die Architektur, die wir selbst ausführten, fing jetzt an, einer Maskerade zu gleichen, indem wir unsern Bauten bald ein gothisches, bald ein Renaissance- bald ein Rococo- bald ein romanisches Kleid umhingen, ja selbst sie gelegentlich in arabische, chinesische oder japanische Fetzen steckten. Was Wunder also, wenn wir diese Maskerade auch auf unsre Baudenkmäler ausdehnten, indem wir sie neu auffrisirten, ihnen Flicken aufsetzten und sie aufputzten, um sie in dem allgemeinen Fastnachtsspiel nicht unansehnlich auftreten zu lassen.

Wie stolz sind wir nicht auf derartige Wiederherstellungen gewesen! Wie freuten wir uns, als der unvollendet auf uns gekommene Kölner Dom sich unter unsrer Hand als fertiges Kunstwerk abrundete und dann herrlich dastand wie ein funkelneuer Dom. Und manches alte Kirchlein ging unter der Behandlung des restaurirenden Architekten blitzblank hervor wie ein Neubau, an dem der Pfarrer und die Gemeinde ihre Freude hatten. Der Architekt hatte alles Verwitterte neu gemacht, alles Fehlende ergänzt; das Innere von allen im Laufe der Zeit eingebauten Grabplatten, Denkmälern u. s. w. gesäubert, die Wände neu bemalt, später angebaute Bautheile niedergerissen und womöglich

Digitized by Google

die ganze alte Baukruste des stehenbleibenden Aeußeren abgerieben, sodaß nun ein anscheinend vollendeter Bau dastand. Der Architekt behauptete, der Bau erscheine jetzt genau so, wie er in der Zeit seiner Entstehung ausgesehen habe oder ausgesehen haben würde, wenn er damals vollendet worden wäre, und das Publikum glaubte es ihm.

Das war die Art und Weise der Wiederherstellungen in der ersten Periode derselben, d. h. in Deutschland bis vor einem oder zwei Jahrzehnten. Ja sie ist es zum Theil noch heute. Zumeist nahm man aber in der Folgezeit davon Abstand, bei Wiederherstellungen alles nicht genau in die Zeit der ersten Entstehung Fallende abzureißen, aus Kirchen alle späteren Grabmäler, Kanzeln, Einbauten u. s. w. herauszuwerfen und das Bauwerk auf das Jahrzehnt seiner ersten Entstehung zurückzukonstruiren. Aber man ergänzte weiter, man baute noch weiter fehlende Bautheile im angeblichen Geiste der Entstehungszeit des Baues aus, man bemalte alte Innenräume noch weiter so, wie man annahm, daß der mittelalterliche Maler sie ausgemalt haben würde, kurz man imitirte und phantasirte noch weiter im Sinne einer historischen Rekonstruktion. Und auf diesem Standpunkte stehen wir in Deutschland noch heute. Ja man behauptet, daß man heute, wo man die Bauperioden der Vergangenheit noch viel genauer kenne als vor wenigen Jahrzehnten, erst recht imstande sei, genau so zu ergänzen, wie es die alten Meister selbst gethan haben würden.*)

Vergleiche sind zwar ihrer Natur nach unvollkommen, aber sie werfen oft Schlaglichter, die ein Heer von Erklärungen überflüssig machen. Blicken wir z. B. auf die Nachbargebiete der Malerei und Bildhauerkunst, so bemerken wir, daß eine ähnliche Behandlung, wie wir sie noch heute alten Architekturwerken angedeihen lassen in früheren Jahrhunderten auch Werken dieser Schwesterkünste zu Theil wurde. Ganz besonders trifft dies in Bezug auf die vielen Statuen zu, die seit der Renaissance massenhaft in römischen und griechischen Trümmern gefunden wurden. Man ergänzte sie. Man stattete einen Torso mit neuen Beinen und Armen aus, einen Kopf mit einer neuen Nase, ja man überarbeitete oft den ganzen Körper, um die Spuren kleiner Oberflächenschäden zu verwischen. Das alles geschah, um die Statue gefällig und komplett erscheinen zu lassen — ganz derselbe Wunsch, der heute in Bezug auf unsre alten Baudenkmäler bei den Wiederherstellern vorliegt. Es braucht hier nicht hervorgehoben zu werden, was durch diese Ergänzungen alter Statuen für Schaden angerichtet worden ist. Meisterwerke der griechischen Skulptur stehen heute so gut wie werthlos für uns da, und die Handlungsweise jener Ergänzer wird von jedem Auge verurtheilt, das auf sie blickt. Und doch geschahen diese Ergänzungen in demselben guten Glauben, wie unsre heutigen Wiederherstellungen von Baudenkmälern, und die damaligen Bildhauer waren gewiß nicht weniger der Ansicht, daß sie im Sinne des Originalwerkes ergänzten. Ganz ähnlich sind in früheren Jahrhunderten in der unbedenklichsten Weise Ergänzungen und Ausbesserungen an Gemälden vorgenommen worden, für die heute niemand auch nur ein Wort der Entschuldigung finden wird. Wir sind heute im Gegentheil überzeugt, daß

*) Vergl. Centralblatt der Bauverwaltung vom 16. November 1901, woselbst es heißt: „Dank der fortgeschrittenen Theilnahme deutscher Baukünstler für die kunstgeschichtlichen Leistungen früherer Jahrhunderte im eigenen Vaterlande, dank der Vertiefung in die deutsche Kunstübung von den Zeiten des Mittelalters an bis in die Zeiten des Barock und Rococo, haben wir jetzt nicht mehr nöthig, uns hinter Ruinenromantik zu verschanzen, und zu rufen: Non possumus. Nein, wir rufen jetzt mit Stolz und ohne Ueberhebung: Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen, d. h. wir stellen her, was zertrümmert auf uns gekommen ist, wo immer es sich lohnt und die Mittel zu beschaffen sind, wir stellen es her treu und echt im Geiste der Zeit, aus der das Werk stammt."

Digitized by Google

solche Ergänzungen von fremder Hand, mögen sie so geschickt sein wie sie wollen, nicht nur an sich wertlos sind, sondern den Werth des durch sie berührten Gemäldes oder Bildwerkes mehr oder weniger zerstört haben.

Ja, man kann vielleicht sagen, je geschickter die Ergänzungen und Zusätze gemacht worden sind, umso gefährlicher sind sie dem Kunstwerke geworden. Ein roher Eingriff ist leicht als etwas fremdes zu erkennen, und man kann ihn, wenn man das durch ihn berührte Kunstwerk noch auf sich wirken lassen will, vielleicht ausschalten. Aber die geschickte Nachahmung nähert sich lügnerisch dem Geiste des Kunstwerks mit einer Zudringlichkeit, die den Beschauer verzweifeln lassen muß. Denn dieser will keine Nachahmung, sondern das Urwerk sehen und auf sich wirken lassen, nur dieses hat für ihn Interesse. Von der Gefahr, die für ein Originalwerk gerade in besonders geschickten Ergänzungen liegt, erzählen auch unsere alten Handschriften. Konnte der Mönch, der sie abschrieb lateinisch, so ergänzte er zweifelhafte oder fehlende Stellen in einer Weise, die es für die spätere Welt höchst schwierig machte, dem Urzustande auf den Grund zu kommen. Wurde aber die Abschrift von einem Nichtgelehrten gemacht, so ergänzte er Fehlstellen entweder gar nicht oder so plump, daß der heutige Forscher mit Leichtigkeit alles Hinzugethane eliminiren kann. Aus diesem Grunde gelten heute gerade solche von Nichtgelehrten gefertigte Handschriften als die bei Weitem vertrauenswürdigsten.

Wenn daher unsre heutigen Architekten behaupten, daß sie imstande wären, ein altes Bauwerk ganz genau im Geiste seiner Zeit zu ergänzen, so kann man, selbst wenn man ihnen hierin Glauben schenkt, zunächst nur antworten: umso schlimmer für das Bauwerk. Wem denkt man mit solchen Ergänzungen zu dienen? Es ist wahr, daß der derzeitige Besitzer des Bauwerks die Freude hat, statt eines lückenhaften und vielleicht beschädigten Baues einen mehr oder weniger neuen und kompletten Bau aus der Hand des Architekten zurück zu erhalten. Gerade so wie jener Kunstfreund in der Renaissancezeit seine beschädigten antiken Statuen ergänzen ließ, um komplette Werke zu haben, die er vielleicht in seiner Haushalle oder seinem Garten aufstellen konnte, wo ihn die fehlenden Theile gestört haben würden. Aber die heutige Welt, das ist ganz sicher, faßt das Vorgehen jenes Kunstfreundes der Renaissance anders auf: Von ihrem Standpunkte aus that er nichts anderes, als daß er einen durch Zeitalter vererbten künstlerischen Besitz, der zufällig für einen Augenblick in seine Hand gekommen war, antastete, zerstörte und fälschte, und so der ganzen Nachwelt raubte.

Bedenkt man diesen ganz zweifelhaften Stand des Urtheils, der heute in Bezug auf solche Ergänzungen in der Malerei und Bildhauerkunst vorliegt, so muß es im höchsten Maße überraschen, daß wir den Werken der Architektur gegenüber noch auf einem Standpunkte stehen, den man als vorsintfluthlich bezeichnen muß. Hier ergänzen und vervollständigen wir noch heutigen Tages in einer Weise weiter, die einen für den noch vorhandenen Restbestand unsrer Baudenkmäler zittern lassen muß. Bereits haben wir einen großen Bruchtheil derselben „wiederhergestellt", d. h. ergänzt, gefälscht und für die Nachwelt so gut wie vernichtet. Denn auch hier werden die Generationen nach uns nicht das mindeste Interesse daran nehmen, was wir mit unsrer Hand zu einem Werke des dreizehnten, vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts hinzufügten, sondern sich zunächst zu vergewissern suchen, welche Theile etwa unsrer Bearbeitung noch entgingen, denn aus ihnen allein wird sich für sie noch ein Hauch der alten Originalkunst entdecken lassen. Das Hinzugefügte und die, die es hinzufügten aber werden sie verwünschen. Und es wird für die Belehrung des Unkundigen eine besondere Kunstlitteratur darüber nöthig werden, welche

Digitized by Google

Theile eines alten Baues echt und welche gefälscht sind, geradeso wie wir heute Commentare zu den alten Handschriften benutzen oder uns von unsern Kunsthandbüchern erzählen lassen müssen, daß diese antike Statue überarbeitet, jenes Gemälde übermalt worden ist.

* * *

Können nun die Werke der Baukunst mit denen der Sculptur und Malerei in Vergleich gestellt werden? Man wird behaupten: nein, denn im letzteren Falle handelt es sich um sogenannte reine Kunst, im ersteren aber um Nutzkunst. Dieser Einwand hat allerdings in vielen Fällen seine Berechtigung. Ein Bauwerk, das noch benutzt wird, repräsentiert einen in Zahlen auszudrückenden wirthschaftlichen Gebrauchswerth, der ihm durch Aufrechterhaltung seiner Nutzbarkeit erhalten werden muß, solange es der Besitzer wünscht. Eine alte Kirche dient einer Gemeinde als Gotteshaus, ein altes Haus seinem Besitzer als Wohnung; in beiden Fällen muß der Bau nicht nur gebrauchsfähig erhalten, sondern unter Umständen sogar etwa veränderten Verhältnissen angepaßt und dementsprechend umgestaltet werden. Man kann also nicht voraussetzen, daß solche Bauten als Museumsstücke aufgefaßt und nicht angetastet werden dürfen. Und in der That ergiebt sich wohl eine große Zahl der baulichen Eingriffe in historische Bauten aus dem erwähnten Grunde. Wir müssen also, was die Werke der Architektur anbetrifft, oft damit rechnen, daß bauliche Eingriffe gemacht werden müssen, und es fragt sich daher, wenn Fälle dieser Art auftreten, weniger um das Was als um das Wie des Eingriffes. Die ungemeine Verschiedenheit der im Einzelfall gerade vorliegenden Umstände verwickelt diese Frage noch nach Möglichkeit.

Sehen wir zunächst nach, wie man sich in alten Zeiten mit Dingen dieser Art abfand, in jenen Zeiten, da es noch keine „Wiederherstellungen" gab. Damals nahm man unbedenklich solche nothwendigen baulichen Eingriffe vor, aber nie mit der Absicht, die Formensprache der Zeit der Entstehung des Baues nachzuplappern. Man baute Ansatztheile, Ergänzungen u. s. w. stets in den Formen der gerade herrschenden Kunstmode. Man setzte mit vollkommener Selbstverständlichkeit ein barockes Thor vor eine gothische Kirche oder zog eine Rococo-Stuckdecke in einen Bau der deutschen Renaissance ein. Als die Zeit der Wiederherstellungen anbrach, sah man bekanntlich gerade in diesen „nicht stilgerechten" An- und Zusätzen an einen Bau ein Verbrechen. Möglich, daß sie das Gesamtbild störten (obgleich dies nicht immer der Fall ist), aber jedenfalls ließen sie über eins den Beschauer ganz klar: darüber, daß sie An- und Zusätze waren. Ja, sie erzählten sogar genau das Datum ihrer Entstehung, sodaß sie eine Art Lebensbeschreibung des Baues lieferten. Der genauere Kenner konnte das Jahrzehnt jedes Zusatzes mit Sicherheit feststellen, mit solcher untrüglichen Naivetät gaben die alten Baumeister sich und ihre Zeit wieder. Welche Wonne für den Geschichtsfreund (und welcher Gebildete nimmt heute nicht einen geschichtlichen Standpunkt ein), heute in einem solchen Bau umherzuwandeln, aus seinen Einzelzügen, seinen Gesichtsfalten seine Vergangenheit zu lesen!

Die Anwendung des alten Vorgehens wurde aufgegeben, als wir das Zeitalter der künstlerischen Naivetät verließen. Und heute hört man sagen: Wie könnten wir, selbst wenn wir wollten, jetzt im Stile unsrer Zeit ergänzen, da wir doch keinen eignen Stil haben; im Gegentheil, da es das Charakteristische der Gegenwart ist, in den Stilen der Vergangenheit zu bauen, so erhebt sich doch ganz naturgemäß die Forderung, einen alten Bau im Stile seiner eignen Zeit

Digitized by Google

zu ergänzen. In der That bringt uns unsre Maskeraden-Auffassung der alten Architekturstile hier in eine mißliche Lage. Haben wir schon in unseren Neubauten das Ziel der Reproduction des Alten, so scheint dasselbe Ziel, wo es sich um Ergänzungen eines historischen Baues handelt, von selbst gegeben.

Auf dem Denkmaltag in Dresden 1900 konnte daher auch eine dieses Ziel verfolgende Wiederherstellungsweise alter Bauten von dem Wiederhersteller des Metzer Doms, Paul Tornow, als Programm aufgestellt und fast von der ganzen anwesenden Versammlung mit „warmer Zustimmung" begrüßt werden. Die Stimme Cornelius Gurlitts war die einzige, die sich dagegen erhob. Der Grundsatz XII des Tornow'schen Wiederherstellungsprogramms, auf den es hier vorwiegend ankommt, lautet: „Wenn es sich als unabweisbare Nothwendigkeit herausstellt, das Baudenkmal zu erweitern oder zu vergrößern und demselben An- und Aufbauten hinzuzufügen, welche sich als selbständige Neuschöpfungen über den ursprünglichen Plan des Bauwerks hinaus darstellen, so sind solche Bauten genau im Sinne und Geiste des ursprünglichen Erbauers auszuführen. Dieselben haben sich an den Baustil des alten Werkes, an die besondere Richtung, die sich in dessen Stil ausprägt und an jede sonstige Eigenart des Baudenkmals auf das engste anzuschließen. Ein jedes, auch nur leisestes Hervortreten der künstlerischen Eigenart des herstellenden Architekten über den den Baustil und die Eigenart des Denkmals umfassenden Rahmen hinaus ist bei solchen Neuschöpfungen auf das peinlichste zu vermeiden."

Man merkt es schon an den sich häufenden Superlativen dieser Aufstellung, wie ängstlich der Verfasser die Einhaltung der möglichst vollkommnen Verwischung jeden Unterschiedes zwischen Alt und Neu befürwortet. Denn wozu sonst dieses „engste Anschließen," das „peinlichste Vermeiden" auch nur des „leisesten Hervortretens der Eigenart" des Architekten? Wozu soll das alles weiter dienen, als dem späteren Beschauer die Meinung beizubringen, daß es sich hier um ein fertiges Originalwerk handelt?

Selbstverständlich wird die Absicht solcher Täuschung nicht zugegeben und Tornow selbst will sie beim Beschauer wieder rückgängig machen, indem er Tafeln anbringt und bei Ausflickungen sogar jeden einzelnen Stein mit einer Inschrift versehen will, daß im Jahre soundsoviel eine Erneuerung stattgefunden habe. Man will natürlich nur „eine einheitliche künstlerische Wirkung" erzielen, und diese hält man nur dann für möglich, wenn der Bau vom Standpunkte der historischen Stilauffassung aus wie aus einem Gusse entstanden erscheint. Es ist also die Stilbefangenheit der heutigen Architektengeneration, die sich hier äußert, man konstruiert die sogenannte künstlerische Einheit auf den Begriff der Einschachtelungsmöglichkeit in ein bestimmtes geschichtliches Entstehungsjahrzehnt hinaus, ein Standpunkt, der ebenso verknöchert archäologisch, als arm in seiner künstlerischen Begründung ist. Das ist frostig erstarrte, zur Wissenschaft gewordene Kunst!

Daß ein einheitlicher künstlerischer Eindruck auch beim Zusammenwirken von Kunstwerken möglich ist, die in verschiedenen Zeiten entstanden sind, wird nur der eingefleischte Stil-Architekt leugnen. Die Erzeugnisse der deutschen Renaissance passen z. B. mit solchen der romanischen Kunst in vielen Fällen trefflich zusammen, und ein orientalischer Altar-Teppich hat noch nie eine Mißstimmung in einen gotischen Chor gebracht. Ein japanischer Farbenholzschnitt fügt sich als Wandschmuck in die modernste Zimmereinrichtung ein, und ein mit barocken Stuckornamenten überdecktes mittelalterliches Kreuzgewölbe kann sogar über einem spätgothisch decorierten Raume seinen besondern Reiz haben. Warum also dieses „peinlichste Vermeiden" jeder „über den den Baustil umfassenden Rahmen" hinausgehenden Abweichung bei An- und Ergänzungsbauten?

Digitized by Google

Eine künstlerische Anpassung im höheren Sinne, die sollte man im Interesse der einheitlichen Wirkung allerdings fordern, aber diese besteht nicht allein oder auch nur zumeist in der ganz genauen stilgeschichtlichen Nachahmung.

Worin sie besteht, das läßt sich, wie alles Künstlerische, nicht in ein Programm fassen, das kann nur das Gefühl des Künstlers im Einzelfalle diktieren, aber nicht für alle Fälle erklären. Um sie aber zu erreichen, bedarf es andrer Mittel als der Recepte, wie sie in jenem Wiederherstellungsprogramm gegeben werden, selbst angenommen, daß sich diese Recepte verwirklichen ließen.

Und hier kommen wir auf den wichtigsten und brennendsten Punkt der ganzen Frage: denjenigen, ob es überhaupt möglich ist, im Geiste einer andern Zeit zu schaffen, seine eigne Individualität beim künstlerischen Schaffen so zu verleugnen, wie es in jenem Programm gefordert wird und Werke in die Welt zu setzen, die den vor vier- oder fünfhundert Jahren geschaffenen auf ein Haar gleichen. Unsre wiederherstellenden Architekten sind der fröhlichen Zuversicht, daß sie das könnten und versichern dies ausdrücklich. „Um diese Wirkung (nämlich die, daß die Anbauten und Neuarbeiten dem Baudenkmale organisch entwachsen zu sein scheinen) zu erreichen," heißt es in dem Dresdner Programm, „versetze sich der Architekt im Geiste in die Lage des ursprünglichen Erbauers des Denkmals: er stelle sich vor, daß an diesen ursprünglichen Erbauer die ihm selbst obliegende Aufgabe herangetreten sei, und sei nun bemüht, sie so zu lösen, wie mit denkbar größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, daß jener sie gelöst haben würde." Es ist für einen modernen Menschen gewiß ein kühnes Unternehmen, sich in die Lage eines Menschen des dreizehnten, vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts zu versetzen. Der Mensch, der mit allen Fäden der Empfindung, des Fühlens und Denkens, des Wollens und Handelns so sehr das Produkt seiner Kultur ist, daß er ohne diese, wie er ist, gar nicht denkbar wäre, er soll sich in die Lage eines Menschen des Mittelalters versetzen, um von diesem Standpunkte aus zu fühlen, zu empfinden und zu handeln. Man bedenke den Unterschied zwischen diesen beiden Menschen, der nicht geringer ist, als der Unterschied zwischen den beiden Zeitaltern selbst. Man bedenke, daß es sich hier nicht etwa um einfachste Lebensfunktionen, die sich in allen Zeiten und bei allen Völkern gleich bleiben, handeln soll, sondern um den leichtflüssigen, kaum faßbaren Wellenschlag künstlerischen Empfindens, der uns Menschen des Jahres 1901 bereits die Generation von 1891 zu Fremdlingen gemacht hat! Ein Welt- und Menschenkenner wie Goethe war in der Abschätzung des hier in Frage kommenden Geistes der Zeit bescheidener, indem er Faust zu Wagner sagen läßt:

Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Bei den Reproduktionen, die wir uns in der Baukunst des neunzehnten Jahrhunderts aus dem sogenannten Geiste der Zeiten heraus geleistet haben, ist die Thatsache heute schon offenbar, daß es sich nur um den eignen Geist der Herren, die da bauten, handelte, in dem die Zeiten sich bespiegelten. Man blicke jetzt auf ein Werk der Neugothik der fünfziger Jahre um den schreienden Unterschied gegenüber der alten gothischen Kunst zu erkennen. Die reine, äußere, unverstandene Nachäfferei von Formen, die schon heute wie ein Schlag ins Gesicht wirkt. Natürlich ist dieses Stadium von unsern heutigen Architekten überwunden, sie kennen die alte Kunst viel genauer als damals. Aber haben sie den Geist der Zeiten deshalb erfaßt, haben sie die sieben Siegel, haben sie auch nur eines der Siegel erbrochen? Sie mögen es behaupten, aber sie müssen



Digitized by Google

es Jedem überlassen, Zweifel zu hegen. Ob das, was sie heute in diesem Geiste reproducieren auch nur vor den Augen der nächstfolgenden Generation noch Gnade finden wird, steht dahin, vielleicht wird diese Generation über sie gerade so urtheilen, wie wir heute über die Reproduktionen der Generationen vor uns urtheilen. Für das Maß der Erforschung der Einzelheiten einer vergangenen Kultur giebt es keine Grenze und man kann daher dem Geiste einer vergangenen Zeit in einem immer wachsenden Grade näher kommen, ohne aber je in ihm aufgehen zu können. Wobei man sich des tragischen Schicksals der Hyperbellinie erinnern wird, die sich nach der mathematischen Definition einer sie begleitenden Geraden beständig nähert, ohne sie jemals zu erreichen.

Es kann sich auch jetzt noch bei „Wiederherstellungen im Geiste der Zeit" nur um Aeußerlichkeiten handeln, für deren Maß ja, wie schon erwähnt, keine Grenzen vorhanden sind. Durch Einhaltung solcher Aeußerlichkeiten läßt sich gewiß ein hohes Maß von Täuschung erreichen. Und in der That ist die Täuschung bei einzelnen, neueren Wiederherstellungen soweit getrieben, daß sie den Beschauer zugleich mit Verwunderung und Schrecken erfüllt, denn er sieht ein Falsifikat vor sich, das auf den ersten Anblick selbst den Kenner über seine Echtheit täuscht. Der Standpunkt des Fälschers ist erreicht, der in stillem Kämmerlein einen alten Schmuck oder ein altes Schnitzwerk so täuschend nachahmt oder ein altes Fragment so täuschend ergänzt, daß selbst irgend ein Museumsdirektor das Werk für ein altes Kunstwerk hält und mit tausenden von Mark für seine Sammlung erwirbt. In der Handlungsweise beider ist freilich ein großer Unterschied zu finden, und dieser besteht nicht allein darin, daß der Fälscher auf betrügerischen Gelderwerb ausgeht, während der Architekt nichts als die Freude an der Vollkommenheit seiner Täuschung hat. Er ist auch noch insofern vorhanden, als der Fälscher weiß, daß er fälscht, der Architekt aber der Ansicht ist, ehrlich im Geiste einer andern Zeit zu schaffen, d. h., daß der Fälscher sich über Zweck und Mittel seines Vergehens ganz klar ist, während der Architekt sich in einer holden Selbsttäuschung bewegt. Aber das Ergebniß ist in beiden Fällen dasselbe, das eine wie das andre Mal handelt es sich um das, was man in der Rechtssprache mit Vorspiegelung falscher Thatsachen bezeichnet.

* * *

Wie soll man also solche nothwendigen Ergänzungen und Anbauten an alte Bauwerke vornehmen? Wir haben gesehen, daß, wenn diese Frage einem alten Meister vorgelegt worden wäre, er ohne Besinnen geantwortet haben würde: so wie wir heute gerade bauen. Worauf denn der wiederherstellende Architekt von heute seinen Schluß, wie gesagt, dahin zieht, daß wir Moderne, die wir in allen möglichen Stilen bauen, dann genau denjenigen Stil wählen müßten, den das Bauwerk selbst trägt. Die Voraussetzung zu diesem Schlusse ist nicht ganz zutreffend. Wir bauten bisher und bauen zum Theil noch zwar in allen möglichen Stilen, aber es liegt uns dabei, das muß zur Ehre der heutigen Architektur gesagt werden, keineswegs das Ziel der absoluten historischen Stilkorrektheit vor, wir brauchen die Stile sozusagen nur als Sprache, mit der wir unsre eignen, der Gegenwart angemessenen architektonischen Gedanken aussprechen, wobei weitgehende Umbildungen der alten Formenwelt unvermeidlich sind. Ja, es ist auch in der Periode der schlimmsten Stilreproduktionen stets das Vorrecht der Größten unter den Architekten gewesen, diese Sprachen nach ihrem persönlichen Willen umzuformen. Dabei sind wir schließlich dahin gelangt, selbst Vermählungen verschiedener Stilprinzipien und Formen vorzunehmen, wie das zum Beispiel Paul Wallot am Reichstagshause mit Genialität gethan hat. Gerade

Digitized by Google

dadurch haben die besten Erzeugnisse der Baukunst auch in der Epoche der Stilreproduktionen etwas Lebendiges erhalten, das sie als Werke ihrer Zeit trotz des gewählten geschichtlichen Stiles kennzeichnet. — Es fragt sich, ob es nicht angebracht wäre, eine darauf fußende Unterscheidungsmöglichkeit des Neuen von dem Alten bei Wiederherstellungen direkt zur Bedingung zu machen. Wie wir oben gesehen haben, kann es sich bei redlichen Absichten nur um ein einheitliches Zusammenwirken des alten Baues mit der Ergänzung in einem höheren künstlerischen Sinne handeln, für den die stilgeschichtliche Uebereinstimmung nicht direkt nöthig ist.*) Also fordere man diese künstlerische Uebereinstimmung, aber schließe die direkte Nachahmung der Formen des alten Baues ausdrücklich aus, um jedem Menschen das deutlich zu zeigen, was uns die Ergänzungen aus früheren Zeiten zeigen, nämlich den genauen Unterschied von Alt und Neu. Unser moderner Standpunkt würde sich dem des früheren Ergänzens gegenüber sodann eben darin äußern, daß wir heute die dort nicht immer zu findende höhere künstlerische Einheit fordern. Wie sie der Künstler erreicht, ist seine Sache, es wird einem echten Künstler an Mitteln dafür nicht fehlen.

Es ist bei den Wiederherstellern viel von der nöthigen „tiefwurzelnden Pietät" gegen den Bau die Rede. Diese Pietät wird sodann in Forderungen gesucht, die, man mag einwenden was man will, nur auf das Ziel einer geschichtlichen Täuschung hinauslaufen können. In einer solchen kann aber keine Pietät gegen das Urwerk, sondern muß eine Beleidigung des Geistes desselben erblickt werden. Die echte Pietät läge dagegen darin, peinlich darüber zu wachen, daß der Geist des alten Baues von dem neuen Ansatz unberührt bliebe, daß sich das Neue von dem Alten deutlich als solches abhöbe.

Sähe man von der jetzt üblichen stilgeschichtlichen Einheit von Urbau und Ergänzung ab, so wäre damit auch gleichzeitig vielen weiteren Schwierigkeiten aus dem Wege gegangen, die sich z. B. daraus ergeben, daß die zu erweiternden Bauten, wie das zumeist der Fall ist, gar nicht aus ein- und derselben Zeit stammen, wobei man mit dem stilgeschichtlichen Standpunkt denn sogleich in die Brüche geräth. Woran soll man sich sodann halten? Und man wäre ferner auch nicht mehr genöthigt, Sätze wie den folgenden aus dem Dresdner Programm als Anweisung niederzuschreiben, bei dessen Lesen Jedem ein fröhliches Lächeln ankommen muß, weil er die ganze Misère der Stilfexerei prachtvoll illustrirt: „Zur Vermeidung von Zeitwidrigkeiten (!) dürfen Aufbauten nicht in einem Stile ausgeführt werden, welcher einer früheren Zeit angehört als der unter dem Aufbau liegende Theil des Denkmals". Man stutzt zunächst bei diesem Satze. Er besagt, daß beispielsweise auf eine spätgothische Untermauer kein frühgothischer Thurm gesetzt werden darf (ein Vorgehen, das der Verfasser eine „Zeitwidrigkeit" nennt). Sehr natürlich, denn Jedermann würde dann sofort merken, daß das Obertheil nicht wirklich alt ist. Die Täuschung wäre von jedem Kind zu entdecken, denn der Wiederhersteller hätte eine Grundregel der Fälscherkunst außer Acht gelassen. Wer will nach Lesung dieses Satzes noch die Behauptung wagen, daß unsre Wiederhersteller nicht wirklich Spiegelfechterei zwischen Alt und Neu treiben wollen?

Der Grundsatz für unvermeidliche Ergänzungsbauten, von dem diese Betrachtung ausging, würde daher in passender Umänderung etwa wie folgt zu lauten haben: Wenn sich die Nothwendigkeit herausstellt, das Baudenkmal zu erweitern oder zu vergrößern oder demselben An- und Aufbauten hinzuzufügen, so sind solche Bauten so auszuführen, daß sie in einem höheren künst-

*) Wie sehr sie entbehrlich ist, zeigt der wohlgelungene Ausbau der Dresdener Kreuzkirche in ganz modernen Formen durch die Architekten Schilling und Gräbner.



Digitized by Google

lerischen Sinne mit dem ursprünglichen Bauwerke zusammenstimmen. Sie dürfen sich aber, wenn für sie etwa die Formensprache des ursprünglichen Baues gewählt wird, in dieser nicht in einer Weise bewegen, daß beim Beschauer eine Verwechselung von Alt und Neu aufkommen kann, die Neuschöpfung muß vielmehr den Charakter eines Baues der Jetztzeit deutlich aufgeprägt tragen.

* * *

Mit der Erledigung dieses schwierigsten Theiles der ganzen Wiederherstellungsfrage, dem der Veränderung von Bauten zur Aufrechterhaltung ihres Nutzwerthes, gelangen wir auf weit sichereres Terrain. Bei dem ganzen verbleibenden Theile derselben läßt sich ein Unterschied zwischen einem Werke der Architektur und einem solchen der andern bildenden Künste nicht mehr konstruieren, man kann daher wie für jene auch für Werke der Architektur den Satz aufstellen: Ergänzungen und Wiederherstellungen sowie irgend welche Eingriffe in den Bestand eines Baudenkmals haben zu unterbleiben, mit alleiniger Ausnahme von etwa nothwendigen Maßregeln gegen den Verfall und drohenden Untergang.

Wieviel wird aber noch heutigen Tages gegen diesen an und für sich gewiß nichts Außergewöhnliches verlangenden Satz gesündigt! Ja das Verständniß für die Berechtigung desselben scheint, in Deutschland wenigstens, noch kaum angebrochen zu sein. Bei wie vielen der Wiederherstellungen, die heute vorgenommen werden, liegt ein wirklich dringendes praktisches Erforderniß vor? Man ergänzt und restauriert zuallermeist aus Gefühlsgründen (obgleich es natürlich nicht an sachlichen Vorwänden zu fehlen pflegt), man ergänzt, um einen alt und unvollkommen aussehenden Bau neu und schmuck zu haben, um Anbauten und Zusätze, die „störend" erscheinen, zu beseitigen, um einen unvollendet auf uns gekommenen Bau zu vollenden. Es hat einen eigenen Reiz, ein verstaubt und verrostet aufgefundenes Ding rein zu putzen, und das Räthselhafte und Geheimnißvolle, das eine unvollendet dastehende Sache für den Beschauer immer hat, verführt zu Versuchen, sie zu vervollständigen. Dem würde auch nicht das geringste im Wege stehen, wenn das auf uns gekommene Denkmal dadurch nicht angetastet würde. Man mag Ergänzungs- und Wiederherstellungsversuche auf dem Papier machen so viel man will, warum sollen wir uns nicht in solch harmlosem Spiel der Phantasie vergnügen, ein Sport dieser Art ist immerhin noch etwas edler als Kartenspiel und Kegelschieben. Wer es weiter treiben will, mag auch die Wiederstellung im Modell versuchen oder einen neuen Bau errichten, der den Herstellungsgedanken verkörpert. Aber Niemand taste zu solchem Zwecke ein ehrwürdiges Baudenkmal an! Einmal berührt, ist es verändert, und sein Werth ist für die Nachwelt so gut wie verloren. Ist es nicht der Gipfel des Egoismus, das Spiel der Phantasie, die Neugierde das Ding fertig zu sehen dadurch zu befriedigen, daß man der ganzen folgenden Nachwelt die Möglichkeit, seine Phantasie in derselben Weise zu üben, raubt? Und glaubt man wirklich, daß die vom Wiederhersteller gerade gewählte Lösung die allein richtige wäre und die ganze Nachwelt befriedigen würde? In neunundneunzig von hundert Fällen wird das Gegentheil der Fall sein. Liegt einem solchen Beginnen nicht, bei Lichte besehen, eine unerhörte Anmaßung zu Grunde?

Aber diese Anmaßung ist es nicht allein, die die Empörung jedes künstlerisch empfindenden Menschen erregen muß, sie ist sogar eine Sache, über die man lächelnd hinweggehen könnte. Die sich dabei geltend machende totale Unterschätzung eines alten Baudenkmales als originales Kunstwerk, sie ist es,

Digitized by Google

die unsrer modernen Kultur wirklich einen Schlag ins Gesicht versetzt. Bei einer alten Bronceaxt, die wir heute in einem Hünengrabe finden, lassen wir den Rost sorgfältig haften, um den Gegenstand nicht zu beschädigen. Hier ist uns das Prinzip um das es sich handelt, ganz klar und wird allerseits verstanden. Aber einen alten Bau restaurieren wir neu auf. Keinem Menschen scheint es anzukommen, daß es sich hier nicht minder um ein Dokument alter Kultur und Kunst handelt wie dort. Und was den Ausbau der unvollendet auf uns gekommenen Baudenkmäler anbetrifft, auf den wir im neunzehnten Jahrhundert so stolz gewesen sind, wer von den modernen Bildhauern würde es heute wohl wagen, ein unvollendet gebliebenes Bildwerk der Vergangenheit, etwa den Sklaven Michelangelos, zu vollenden? Würde nicht die ganze gebildete Welt bei dem bloßen Gedanken daran laut aufschreien? Aber ein architektonisches Werk wie der Kölner Dom schien uns für ein solches Beginnen gut genug.

Es ist wahr, daß es sich nicht in allen Fällen alter Bauten um Meisterwerke handelt. Aber Dokumente alter Kultur, auf die unsere heutige und die ganze gebildete Generation nach uns mit demjenigen gespannten Interesse schaut und schauen wird, das uns unser lebhaft entwickeltes geschichtliches Gefühl einflößt, solche Dokumente alter Kultur sind sie doch! Schon deshalb sollten sie uns mindestens so werth sein, als uns eine beliebige alte Chronik werth ist. Niemand wird es heute unternehmen, eine solche zu ergänzen wo sie fragmentarisch ist, man würde das als ganz idiotisch bezeichnen! Und doch thun wir dasselbe an unsern alten Bauten. Hier sind wir von der richtigen und pietätvollen Einschätzung ihres historischen und künstlerischen Werthes noch himmelweit entfernt.

Man wird einwenden, daß ja aber die Wiederherstellungen gerade ein Erzeugniß derjenigen Periode unserer Kunstgeschichte seien, in welcher uns eine vermehrte Schätzung des Alten wieder auf ihren Werth aufmerksam werden ließ. Dies trifft zu, aber es handelt sich hier um eine falsche, unreife Schätzung. Die Wiederherstellungen bezeichnen eine Art Kinderkrankheit in der Entwicklung dieser Schätzung. Wie das Kind sein Lieblingsspielzeug in demselben Augenblicke zerstört, wo es ihm vom eindringlichsten Interesse war, so zerstören wir unsere Denkmäler infolge unserer kindischen Lust an ihnen. Die Werthschätzung derselben muß auf ein höheres Niveau gehoben werden, auf ein Niveau, auf dem sie unantastbar sind, das wird dann die Werthschätzung des gereiften Mannes im Gegensatz zu der des Kindes sein.

Es soll nun gern zugegeben werden, daß es sich bei der uns obliegenden Instanderhaltung von Baudenkmälern sehr häufig um Fälle handelt, die ziemlich verwickelt sind. Ein Thurm droht infolge mangelnder Fundierung mit Einsturz, soll man ihn fallen lassen? Ein Giebel hängt über und wird zu Boden fallen wenn nichts geschieht. In solchen Fällen ist sehr häufig zu dem Mittel gegriffen worden, den ganzen Bautheil abzutragen und mit Verwendung der noch brauchbaren Frontsteine wieder aufzubauen. Aber offenbar ist man mit diesem Niederreißen und Wiederaufbauen bisher gar zu eilig bei der Hand gewesen. An das Abreißen eines alten Bautheiles sollte man nur dann gehen, wenn alle andern Hilfsmittel, deren ja die heutige Technik so viele hat, versagen. Eine Stütze, ein eiserner Ring, selbst eine noch so auffällige Hilfskonstruktion, um einen Bautheil, der mit dem Sturz droht, zu halten, ist so lange das richtige, als ein solches Mittel überhaupt noch angewandt werden kann. Daß ein solches naheliegendes Mittel heute zu Gunsten des Abreißens und Wiederaufbauens so häufig verschmäht wird, ist sicherlich kein Zeichen von besonderer Pietät gegen das Alte. Ja wir erleben es heute alltäglich, daß solche aus früherer Zeit stammenden Stützungen, „weil sie störend wirken", ent-

Digitized by Google

fernt werden und zu einem Niederreißen und Wiederaufbauen geschritten wird. Das bedeutet in vielen Fällen dasselbe, als wenn man einen Mann, der an der Krücke geht, totschlägt und ausstopft. Denn beim Wiederaufbau geht es ohne vorherige Zerstörung des Wesentlichen doch nicht ab. Vieles was noch ganz war, wird unvermeidlich durch die Bauoperation zertrümmert; und eine neue Mauer, die aus zur Hälfte alten Steinen besteht, ist weit davon entfernt, mit der Originalmauer identisch zu sein. — Der Unfug, der in solchem Abreißen und Wiederaufbauen um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts in England getrieben wurde, veranlaßte Ruskin, zu verlangen, daß man solche alten Theile lieber fallen lassen möge, als sie „wiederherzustellen".

Was soll man aber zu dem so häufig geübten Beginnen, Ruinen auszubauen sagen? Kann dafür irgend eine Berechtigung erbracht werden? Handelt es sich dabei wirklich um etwas principiell anderes als bei der Ergänzung einer lückenhaft auf uns gekommenen Statue, eines Bildes oder einer alten Handschrift? Wohl gemerkt: es ist fast in keinem solchen Falle davon die Rede, daß man etwa die Räume brauchte, die man durch den Ausbau einer Ruine gewinnt.*) Man würde zu diesen auch in den meisten Fällen billiger dadurch gelangen, daß man einen Neubau errichtete. Es ist die reine kindische Lust, ein unkomplett dastehendes Ding komplett zu machen, die Träume, die Jeder vor einer Ruine träumt, in die Wirklichkeit überzuführen. In der Befriedigung dieser Lust opfert man den Gegenstand, der sie bereitete, man beraubt einen Ueberrest aus der Vergangenheit für alle Zeiten seines Werthes, indem man ihn zu einem Werke umfälscht, für das sich kein Mensch nach uns interessieren und erwärmen kann.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, den Zankapfel aufzugreifen, der augenblicklich inbezug auf die beabsichtigte Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses ausgeworfen worden ist. Nicht um einen Sonderfall handelt es sich bei der immer brennender werdenden Wiederherstellungsfrage, sondern um das Erkennen der Grundsätze. Die Restaurirung des Heidelberger Schlosses wird die Wagschale des bereits gethanen Unrechtes nur unbeträchtlich mehr belasten, als sie bereits belastet ist. Aber es ist gut, daß die öffentliche Aufmerksamkeit hier in einer in Deutschland vielleicht noch nicht dagewesenen Weise aufgerüttelt worden ist, daß die Gemüther über einen flagranten Wiederherstellungsfall einigermaßen in Hitze gerathen sind, der nur dadurch mehr auffällt als hundert andere, weil der Gegenstand, um den es sich handelt, sich zufällig großer Volksthümlichkeit erfreut. Aber trotz allem zeigt selbst dieser Fall noch eine ganz auffallende Rückständigkeit der allgemeinen Anschauungen über Baudenkmäler. Man konnte es erwarten, daß die Vertheidiger der Wiederherstellung mit dem bekannten Apparat an wankenden und schiefen Begründungen vorrücken (es sei nur daran erinnert, daß man den Aufbau der beabsichtigten Giebel gewöhnlich aus dem Grunde empfiehlt, weil sonst die jetzigen Mauerreste mit der Zeit verfallen würden — als schützte sie davor ein Nothschutzdach nicht viel besser als die Belastung mit schweren Mauermassen!), was soll man aber dazu sagen, daß selbst die Gegner der Sache fast durchweg in erster Linie nicht etwa die

*) Vgl. anläßlich der jetzt so viel erörterten Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses folgende prächtige Stelle aus einem die Wiederherstellung empfehlenden Artikel der Deutschen Bauzeitung vom 14. Dezember 1901: „Aber, so fragen ängstliche Gemüther, was soll mit den durch den Wiederaufbau gewonnenen Räumen angefangen werden? Eine müßige Sorge! So gut man für die Marienburg in dem kleinen Landstädtchen Zwecke gefunden hat, werden dieselben in der zweiten Stadt Badens, einer Universitätsstadt, nicht fehlen." — Also, man ist direkt in Verlegenheit, was man mit den unerwünscht gewonnenen Räumen anfangen soll!

Digitized by Google

Achtung vor dem alten Kunstwerk, sondern das liebgewordene romantische Ruinenbild als Grund für ihre Abneigung anführen? Dieser Ruinenstandpunkt ist sicherlich nicht stichhaltig. Nicht um romantische Gesichtspunkte handelt es sich hier, sondern um sehr klar vor uns liegende logische: wir haben einfach kein Recht, ein überkommenes Denkmal anzurühren, denn es hat nicht nur für uns, sondern für alle kommenden Geschlechter den Charakter eines kunstgeschichtlichen Dokumentes. Wie kommen wir dazu, dieses Dokument, weil es lückenhaft ist, zu ergänzen und damit für die folgenden Generationen werthlos zu machen? Der Ruinenstandpunkt ist in demselben Maße hinfällig wie er subjectiv ist, und man giebt den Gegnern leichtes Spiel, ihn zu widerlegen oder lächerlich zu machen. Der geschichtliche Standpunkt, der Standpunkt der pflichtgemäßen Rettung eines alten Originalwerkes, das wir der Nachwelt so weiter zu geben haben wie wir es vorgefunden haben, dieser Standpunkt ist es, um den es sich hier handelt.

* * *

In den letzten fünf bis sechs Jahren ist eine mächtige künstlerische Wandlung in Deutschland eingetreten. Ein neuer künstlerischer Aufschwung ist genommen und es weht heute selbst in Ecken, wo vorher absolute Windstille vorwaltete, ein Lüftchen künstlerischen Interesses. Kongresse tagen über künstlerische Fragen, die Zahl der künstlerischen Zeitschriften hat sich verdreifacht. Ein Heißhunger nach Kunst hat die ganze Nation erfaßt. — Das ist die Zeit, in der wir auch unsre bisherige Stellung zu unsern alten Monumenten ändern müssen und werden. Und noch mehr: gerade in der Zeit, da wir nach neuer Kunst streben, müssen wir die alte am höchsten halten. Die Losrüttelung aus der Sklaverei der historischen Stile macht uns aus Kindern, die wir waren, zu selbständigen Männern. Nicht, daß wir die alten Stile überwunden hätten, im Gegentheil, wir können sie gar nicht überwinden denn sie sind ein Stück unsres geistigen Selbst. Aber wir kommen allmählig über den Standpunkt hinaus, daß sie für uns Begrenzungen wären, innerhalb deren wir uns nicht rühren und regen dürften. Mit diesem freieren Standpunkte müssen wir auch auf einen freieren inbezug auf unsre Denkmäler kommen. Und so steht zu hoffen, daß wir an der Schwelle des Zeitalters stehen, in welchem die „Wiederherstellungen" ein Ding der Vergangenheit sind.

Es ist eine lehrreiche Parallele, zu sehen, wie die Dinge in England verliefen, in dem Lande, das wie in so vielen andern, so auch in künstlerischen Dingen der Entwicklung des Continents im 19. Jahrhundert um Jahrzehnte vorangeschritten ist. In England setzte ein neuer künstlerischer Geist in Kunstgewerbe und Architektur bereits in den sechziger Jahren ein. William Morris eröffnete die neuen Bahnen im Kunstgewerbe, Norman Shaw beseitigte den Stilzwang in der Architektur. William Morris war auch der Mann, der die Wiederherstellungsfrage der Denkmäler in einem neuen Sinne ihrer Lösung entgegenführte, indem er zu Anfang der siebziger Jahre jene Gesellschaft gründete, die bisher in England soviel des Guten in der Richtung, „Wiederherstellungen" zu verhindern, gethan hat: „Die Gesellschaft zum Schutz alter Bauten".*) Allerdings hatte hier Ruskin schon vorgearbeitet, der die neuen Ideen bereits in den fünfziger Jahren entwickelt hatte. Wird nun auch heute in England noch viel im unrechten Sinne restauriert, so ist doch die richtige

*) Des näheren habe ich darüber berichtet im Centralblatt der Bauverwaltung, Jahrg. 1897, Nr. 15.

Digitized by Google

Ansicht hierüber jetzt in allen künstlerisch maßgeblichen Kreisen verbreitet. Ihre eifrigsten und begeistertsten Anhänger sind gerade die Männer der neuen Kunstbewegung. Wiederherstellungsabsichten, die der Laune von Domkapiteln und anderer nichtkünstlerischer Körperschaften entspringen, sind ohne den schärfsten öffentlichen Protest nicht mehr durchführbar. Es handelt sich aber selbst hier nur noch um kompliziertere Fälle, so einfache, die Elemente historisch-künstlerischer Einsicht verletzende Fälle wie das Ausbauen von Ruinen wären in England heute nicht mehr möglich.

Möge auch bei uns die Schätzung unserer alten Baukunst von der Welle künstlerischen Interesses, die jetzt hereingedrungen ist, ergriffen und soweit in die Höhe geschnellt werden, daß unsere Bauten außerhalb der Möglichkeit gelangen, „wiederhergestellt" zu werden. Mögen wir einsehen lernen, daß es gilt, mit Argusaugen darüber zu wachen, daß nicht noch mehr Zeugen unsrer künstlerischen Vergangenheit mundtot gemacht werden. Denn es kann kaum bestritten werden, daß die Wiederhersteller des neunzehnten Jahrhunderts schlimmer unter unsern Denkmälern gewüthet haben, als die Vernachlässiger und muthwilligen Zerstörer aller vorhergehenden. — Was aber diejenigen unsrer Architekten anbetrifft, die jetzt noch so dringend die Wiederherstellungen befürworten, mögen sie einsehen, daß uns Männern der Gegenwart bessere Aufgaben gestellt sind, als die, unsre Hände an die Werke der Vergangenheit zu legen, daß es ein höheres Ziel ist, zu schaffen, als nachzuempfinden, und daß es dem Geiste unserer Zeit am besten entspricht, wenn wir der Nachwelt *selbständige* Werke statt historischer Flickarbeit hinterlassen. Ein bekanntes bitteres Urtheil über das Thun der Architekten im neunzehnten Jahrhundert lautete dahin, daß sie neue Bauten wie alt und alte wie neu gemacht hätten. Den ersten Vorwurf glauben wir überwunden zu haben. Gehen wir nun an die Beseitigung des zweiten!

Digitized by Google

# Der liebe Auguſtin.

Pantomime.

Von **Hermann Bahr.**

---

1.

In der Au. Sonntag. Abend.

Unter einem Baume ein altes Weib, das bettelt.

Auf dem Wege kommen behäbige Bürger in gemächlichen Geſprächen, muntere Mädchen, Geſellen, Studenten, Soldaten, langſam nach der Stadt zurückkehrend. Etwa die Stimmung „Vor dem Thor" im „Fauſt", aber im Colorit des Prinzen Eugen, des edlen Ritters; die Coſtüme prächtiger, die Allüren heftiger und ſtolzer, alles mit einem ſpaniſchen Zug.

In der Ferne ertönt die einfache Weiſe eines leichten Tanzes. Die Wanderer halten an, die Dirnen ſchaaren ſich, Soldaten und Scholaren treten zu ihnen. Die Muſik nähert ſich, Kinder erſcheinen, Hand in Hand, die kleineren voraus, im Schwarme der größeren tritt Auguſtin auf, ein blaſſer, abgehärmter junger Menſch, recht ärmlich, den Dudelſack ſpielend. Er geht zum Baume und ſetzt ſich neben die Bettlerin. Ein Soldat wirft ihm eine Münze hin, daß er aufſpielen ſoll; aber luſtig! Er beginnt, die Paare treten an. Kurzer Tanz. Aber bald wird die Weiſe ſo ſchwermüthig und leidvoll, daß die Mädchen weinen müſſen. Der Soldat wird zornig und ſchlägt Auguſtin, der ſich mit einer demüthigen Gebärde entſchuldigt und wieder luſtig zu ſein verſpricht. Er ſchlägt wieder einen banalen Tanz an, der ſich aber bald wieder verfinſtert. Da erſcheint der Bürgermeiſter mit ſeiner Tochter Pumpfia, dem ränkevollen jungen Stadtſchreiber, einem Doktor und zwei Richtern, alle in feierlichem Staate, beſonders aber die Jungfrau hoheitsvoll und prunkend aufgeputzt. Die Paare theilen ſich, um den Bürgermeiſter vorzulaſſen, der ſich nach allen Seiten für die Grüße der Verehrung kurz bedankt, aber ihnen zuwinkt, ſich nicht ſtören zu laſſen; ſie ſollen nur zu tanzen fortfahren. Sie wollen es, aber Auguſtin ſteht wie verzaubert. Er hat Pumpfia erblickt, iſt aufgeſprungen, ſtarrt ſie wie geblendet an und erſt als ihn der Soldat, während die anderen lachen und höhnen, am Ohre zupft, rafft er ſich beſchämt auf, um nun, das Auge auf Pumpfia gebannt, eine ſo ſüß verwirrende, ſo flehentlich werbende ſo heiß verſprechende Melodie zu beginnen, daß es über die Mädchen wie ein Taumel kommt und am Ende die immer enger verſchlungenen Paare, nur noch leiſe ſich wiegend, Bruſt an Bruſt lechzend, mit verſchwimmenden Blicken zu verſinken ſcheinen. Auch der Bürgermeiſter ſchnauft bewegt, die Doktores und Richter zappeln und wackeln. Sogar der Pumpfia, dem höchſtedlen, geſitteten und auserleſenen Fräulein, zucken vor Wohlgefühl die Beine. Da, mit einem grellen Riß, bricht der Tanz gellend ab; Auguſtin, der ſich vor Verlangen kaum mehr halten kann, wendet ſich zitternd ab, um ſich an den Baum zu lehnen.

Digitized by Google

Einen Augenblick stehen noch alle in der süßen Trunkenheit befangen da, dann ein Schlag, ein Ruck, sie fahren jäh auf, wie plötzlich aus einem Traume erschreckt, und nun bricht eine jauchzende Freude über den Augustin aus, die Dirnen drängen sich um ihn, Münzen fliegen ihm zu, er soll weiter spielen, bis der Bürgermeister Ruhe gebietet und ihn zu sich befiehlt. Gruppe: alle treten im Bogen ein wenig zurück; der Bürgermeister und Pumpfia in der Mitte, dahinter der Stadtschreiber und die Doktoren und Richter; von der anderen Seite nähert sich Augustin mit dem Dudelsack, langsam, scheu, den Blick gesenkt. Der Bürgermeister drückt ihm seine Zufriedenheit und Huld aus. Augustin verneigt sich. Pumpfia lächelt ihn holdselig an, da kann er sich nicht mehr halten, stürzt vor ihr auf die Knie, breitet begehrend die Arme nach ihr aus, sie weicht betreten zurück, er will etwas sagen, findet die Worte nicht, ergreift den Dudelsack und bläst ein so wild verlangendes und gieriges Stück, daß sich alle entsetzen, bis er schließlich, außer sich, aufspringt, Pumpfia an sich reißt und küssen will. Sie sinkt vor Abscheu um, der Schreiber fängt sie auf, der Soldat reißt Augustin zurück, der Bürgermeister ballt die Faust, nimmt ein Pfeiferl heraus und pfeift, worauf sogleich der Büttel, furchtbar schauerlich gekleidet, mit drei finsteren Schergen kommt. Der Bürgermeister runzelt die Stirne und weist den Büttel an, seine Pflicht an Augustin zu thun. Die Schergen bringen eine Bank her, legen Augustin hin und der Büttel haut ihn durch. Alle lachen und klatschen; allgemeiner Tanz der wilden Verhöhnung. Augustin verbeißt die Lippen und regt sich nicht, er starrt nur immer Pumpfia drohend an. Diese nickt befriedigt zu seiner Strafe, ihrer Rache und giebt dann nachlässig ein Zeichen, daß es genug sei. Der Büttel hört zu prügeln auf und verbeugt sich mit Majestät vor Pumpfia, die Schergen lassen Augustin los; er setzt sich auf der Bank auf, bleich, bebend, keuchend, die Haare wirr ins Gesicht, den Mund verzerrt, den Blick immer starr auf Pumpfia. Pumpfia rümpft das Näschen, tritt vor die Bank, mißt ihn stolz, drückt noch einmal ihren Ekel vor einem so frechen und armseligen Menschen aus und entfernt sich langsam, indem sie dem Vater und seiner Begleitung winkt, ihr zu folgen. Dies geschieht, die anderen, Dirnen, Frauen, Bürger, Soldaten, Gesellen, Studenten und Scholaren schließen sich an, alles kehrt nach der Stadt heim, zum Flusse hin.

Es ist ganz leer geworden. Nur die alte Bettlerin sitzt unter dem Baume und Augustin auf der Bank. Es hat völlig gedunkelt, nur in der Ferne glänzt der weiße Strom.

Pause, in der die Musik die beiden Motive des wilden Werbens und der lächerlichen Strafe bald schwermüthig, bald höhnisch abwechseln läßt.

Die Bettlerin erhebt den Finger, zeigt auf die Stelle, wo Pumpfia gestanden, zeigt dann auf Augustin, auf sein elendes Gewand, auf seinen Dudelsack, schüttelt den Kopf, lacht und spottet seine vermessene Thorheit aus. Augustin sieht trübe vor sich hin, dann springt er auf und bricht bitter aus. Immer das verfluchte Geld! Geld ist alles; Jugend, Schönheit, Kraft nichts! Wenn er alt, stupid und häßlich wäre, mit einem großen Bauch und triefenden Augen und schiefem Maul, hätte aber die Taschen voll Geld, ei, wie würde dann die edle Pumpfia zu ihm lächeln! Das verfluchte Geld! Hier schlägt die Musik das Motiv „Vom verfluchten Gelde“ an, das sich nun, bald spöttisch, bald drohend, durch die ganze Handlung zieht.

Der Mond kommt hervor. Die alte Bettlerin nimmt ihren Stab, richtet sich mühsam auf, trippelt vor und scheint, wie sie nun auf einmal vor Augustin im Lichte steht, plötzlich viel größer und ganz anders zu sein. Indem sie die Gebärde des Geldzählens macht, fragt sie ihn, spöttisch: Willst du Geld? Er nickt. Viel Geld? Er nickt. Geld, um die ganze Welt zu kaufen? Dann

Digitized by Google

nimm diesen Stab, warte bis es zwölf Uhr schlägt und ziehe einen großen Kreis um uns, indem du zugleich mit einer fürchterlichen Verwünschung die Faust gegen den Himmel ballst. Augustin schaudert, doch er ermannt sich und nimmt den Stab, horchend wann es zwölf schlagen wird.

Die Bettlerin, die nun völlig einer Hexe gleicht, beginnt die Feier zu bereiten. Sie tupft an die Stämme der Bäume, die Stämme fangen zu glühen an. Sie berührt die alten Weiden, aus den Weiden grinsen graue Fratzen hervor. Sie pfeift leise und aus dem Dickicht schleichen groteske Thiere herbei, unmögliche Eidechsen, aufgedunsene Kröten, Molche, und lecken ihr gierig die verrunzelte Hand, horrender Tanz des Ungethiers. Dann schlägt es zwölf. Die ganze Gruppe erstarrt und horcht, die Alte und Augustin zählen die Schläge der Glocke mit. Auf den zwölften zieht Augustin den Kreis mit dem Stabe: ein ungeheurer Krach, die Alte steht im Feuer, die Thiere kreischen, alles wird in Dampf gehüllt und wie dieser sich verzieht, sind die Thiere verschwunden und die Bettlerin ist in einen Teufel verwandelt, der fröhlich grinsend den Hut mit der Hahnenfeder grüßend abnimmt, das schäbige rothe Mäntelchen zurückschlägt und sich vor dem erstaunten Augustin devot verneigt. Augustin sieht ihn neugierig an und nickt ihm dann zu. Sie stellen sich vor, begrüßen sich und schütteln sich erfreut die Hände. Der Teufel fragt: Also bitte, was wünschen Sie? Augustin zeigt auf seine leeren Taschen; er möchte Geld. Worauf ihm der Teufel sogleich einen Beutel mit Ducaten überreicht. Augustin nimmt den Beutel, wiegt ihn und findet ihn nur ein bißchen dünn, ein bißchen leicht. Der Teufel lacht und räth ihm, den Beutel nur einmal auszuleeren. Augustin thut es, blanke Ducaten fliegen herum, lieblich klingt das Motiv vom verfluchten Gelde an. Augustin will die Goldfüchse haschen, aber der Teufel zeigt auf den Beutel. Der Mond ist wieder herausgekommen, Augustin sieht neugierig den Beutel an, der, wie er ihn so in der Hand hält, wieder dick wird und anschwillt, bis er wieder ganz voll ist. Wieder leert ihn Augustin aus, wieder tanzen die flimmernden Münzen, wieder rundet sich der Beutel und füllt sich, Augustin wird ganz toll, er kann an dem Spiele gar nicht genug kriegen, aber da zieht der Teufel sein Notizbuch heraus, eine Dienstta sche, wie sie die Corporäle haben, und ersucht Augustin sich einzuschreiben. Gern, sagt Augustin. Aber höre die Bedingung, sagt der Teufel: Solange dich der Beutel freut, bist du mein Herr, ich bin dein Knecht, aber wirfst du je den Beutel weg, gehörst du mir und bist verfallen! Die Musik schlägt das drohend donnernde Höllenmotiv an. Augustin lacht: ich — den Beutel weg? ich wäre ein Narr! niemals! Das gelobe ich. Gieb her, ich will unterschreiben!

Erlaube, sagt der Teufel und klopft Augustin auf die Nase, bis er Nasenbluten kriegt, fängt die Tropfen auf, taucht die Hahnenfeder ein, die er von seinem Hute nimmt und reicht sie ihm hin. Augustin unterschreibt, der Teufel schließt das Buch, putzt die Feder aus, steckt sie wieder auf, kniet vor Augustin nieder und leistet ihm die Huldigung. Augustin winkt ihm gnädig ab. Er herzt und kost den Beutel: du kleines Beutelchen, in dir steckt die ganze Welt — Ehre, Frauen, Ruhm, Glück und Gnade! Er dreht sich nach der Stadt in der Ferne und droht ihr mit der Faust: du schwarzes Ungethüm du, du sollst mich kennen lernen — jetzt bist du mein, jetzt hab' ich dich, jetzt will ich mich rächen — warte nur, stolze Pumpfia, warte!

Er verwahrt den Beutel an seiner Brust und giebt dem Teufel ein Zeichen, ihn nach der Stadt zu führen, worauf sich die Bank sogleich in eine spanische Hofequipage verwandelt. Der Teufel pfeift, zwei Eichkatzeln schlüpfen vom Baume und schirren sich selber an; Augustin steigt ein und nimmt die Zügel, der Teufel sitzt wie ein Lakai hinten auf und indem sich alle Bäume

Digitized by Google

und Blumen des Waldes mit tiefen Hofknixen vor ihnen verneigen, der Mond aber spöttisch sein dickes Gesicht verzieht, kutschieren sie majestätisch ab.

Verwandlung.

## 2.

Am Rothen Thurmthor. Enge Straße mit vielen Läden. Der Laden eines Schusters, der Laden eines Goldschmieds. Ein türkisches Caféhaus. Vorne die Schenke zum rothen Igel, ein geräumiges Zimmer mit einem großen Tisch und Bänken.

Lebhaftes Treiben von Stutzern, Damen, Geschäftigen. Dann taucht am Ende der Gasse Augustin auf, noch in demselben armseligen Gewande mit dem Dudelsack und kommt langsam schlendernd und gaffend vor. Einige Schritte hinter ihm folgt der Teufel. Etwa in der Mitte angelangt, nimmt er seinen Dudelsack und fängt zu spielen an. Neugierige und Kinder schaaren sich um ihn. Aber sogleich kommt ein Polizist, packt ihm am Ohre und verbietet es ihm. Er hört sogleich zu spielen auf, zieht vor dem Polizisten den Hut und verbeugt sich tief, während der Teufel, von der anderen Seite her, grinsend die Hand des Polizisten ergreift und küßt. Dies beschwichtigt den Gewaltigen und er droht ihnen nur mit dem Finger, sich ordentlich zu betragen. Darauf tritt Augustin in den Laden des Goldschmieds ein. Dieser, ein hageres, verschrumpftes Männchen mit einer goldenen Brille, fährt erschrocken auf, sieht Augustin mißtrauisch an und da er seine klägliche Kleidung gewahrt, drängt er ihn sogleich heftig schimpfend hinaus. Augustin, sehr bescheiden, gehorcht sofort, verläßt den Laden, bleibt aber auf der letzten Stufe stehen und winkt dem Goldschmiede, daß er ihm etwas zu sagen hätte. Aengstlich und zögernd kommt der Goldschmied heraus, schließt scheu die Thüre ab, lehnt sich an sie mit beiden Händen schützend an und streckt nur den Kopf auf dem langen runzeligen Halse vor, voll Verachtung fragend, was so ein armer Teufel wohl mit ihm zu thun haben könnte. Höflich verbeugt sich Augustin, zieht seinen Beutel hervor uud zeigt ihn dem Geizhals. Dieser schnuppert gierig, grinst und streckt verlangend die rechte Hand aus, während die Linke immer noch furchtsam an der Klinke bleibt. Auf seine flache Hand läßt es nun Augustin, indem er gemächlich die Schnur des Beutels löst, langsam Dukaten regnen. Gleich hält der Goldschmied auch die andere Hand hin, sein Wesen ist wie verwandelt vor Gier, er wackelt und schmeichelt und schwänzelt, reißt die Thüre auf und bittet Augustin mit tiefen Bücklingen hinein. Der aber lacht, zieht den Beutel zu, steckt ihn wieder ein und winkt dem Goldschmied arrogant, er solle ihm, was er Kostbares auf Lager hat, da hinüber in die Schenke schicken. Athemlos stürzt der Goldschmied in seinen Laden, man hört und sieht, wie er durch alle Schränke wühlt, auf alle Leitern steigt und in alle Truhen schlüpft. Augustin aber, von Neugierigen umdrängt, unter welchen sich die seltsame Nachricht eilig verbreitet hat, schreitet durch das Spalier der sich tief verneigenden Menge zur Schenke hin. Ein ungeheures Leben füllt die Gasse mit Geschrei, überall stürzen Gaffer fragend, drängend herbei, denen der Teufel mit geheimnisvoll tiefsinnigen Grimassen Auskunft giebt. Der Schneider, der Schuster eilen aus ihren Laden, jene gleißende Fräcke, dieser glänzende Stiefel in der Hand, und bieten ihre Waren dem Fremden an. Der Wirt vom roten Igel, die Mütze in der Hand, die kugelrunde Wirtin hinter ihm, treten heraus, den Gast mit Ehrfurcht zu begrüßen; neugierig schielt auch ihr Töchterlein Rosl hervor.

Digitized by Google

Aus dem Café springt ein Türke mit Turban, wirft sich zu Boden, die Arme orientalisch verschränkend, und ladet Augustin ein. Da kommt athemlos der Polizist gerannt, ganz außer sich, daß er sich früher so geirrt, kniet nieder, weint bitterlich und faltet die Hände, um Verzeihung zu erflehen, auf den Dudelsack zeigend, den Augustin doch nur aus Herzenslust blasen möge. Augustin winkt in einem fort gnädig und hat Mühe, langsam durch die Huldigungen in die Schenke zu gelangen. Der Teufel aber richtet den Polizisten auf, nimmt ihn am Arm und belehrt ihn, wie man sich gegen distinguierte Reisende zu betragen habe, was dieser beschämt zu beherzigen kläglich verspricht.

Indes ist Augustin in die Schenke getreten. Der Wirt und die Wirtin wehren die nachdrängende Menge ab, die sich vor der Thüre staunend gruppiert. Augustin erblickt Rosl, die sich verwirrt in die Küche zurückziehen will. Sie gefällt ihm, er hascht nach ihr und will sie umfangen. Sie schlägt nach ihm und läuft davon. Er lächelt, nimmt den Beutel heraus, streichelt ihn und blickt ihr triumphierend und gewiß nach. Dann macht er es sich bequem, setzt sich behaglich in den großen Stuhl und legt den Dudelsack links, den Beutel rechts neben sich auf den Tisch. Der Teufel tritt ein, winkt dem Polizisten, einigen Schönen und Stutzern ihm zu folgen und sich an den Tisch zu setzen und befiehlt das Mahl.

Während nun auf der einen Seite, von dem Wirt und der Wirtin kommandiert, sechs ganz winzige, weißgekleidete Köche ungeheure Truthähne, Pfaue und phantastische Krebse athemlos servieren, breiten auf der anderen Seite, der Goldschmied, der Schneider, der Schuster ihre Schätze aus, preisen sie an, streiten sich unter einander, beschimpfen sich, prügeln sich, bis Augustin plötzlich Ruhe gebietet und seinen Beutel spielen läßt. Er hebt ihn, zeigt ihn in der Runde herum, dann löst er die Schnur, das Gold rinnt herab, der Beutel ist leer, er dreht ihn um und verzückt sehen alle zu, wie er von neuem anschwillt und sich von neuem füllt, und, wieder geöffnet, wieder Gold vergießt, und alle sinken auf die Knie und verehren das Wunder. Im Orchester das Motiv vom verfluchten Gelde, stark und brausend wie ein Hymnus. Rosl guckt aus der Küche durch das Fenster und schüttelt nur den Kopf.

Jetzt kommt, die Gasse herab, von ihren Läufern angekündigt, die Deputation der goldenen Jugend, prunkend gekleidet, mit Degen und schweren mächtigen Stäben, ungeheuren Hüten, wallenden Perrücken. Sie treten ein, verneigen sich und schwenken die Hüte weit zum spanischen Gruße. Augustin winkt ihnen servus zu und ladet sie ein. Sie bedecken sich, nähern sich und gewahren nun erst, wie dürftig Augustin gekleidet ist. Dies befremdet sie, sie besprechen sich und der edelste unter ihnen, der offenbar einen Plan hat, bedeutet Augustin, sie noch einen Augenblick zu entschuldigen, was dieser gewährt, worauf sie sich wieder entfernen.

Indem sie links vorne abgehen, erscheint hinten am Ende der Gasse der hohe Rath, der Bürgermeister voran, dann der Stadtschreiber, die Doktoren und die Richter von dem zitternden Büttel mit den jämmerlich betrübten und verzagten Schergen und einem sehr aufgeregten Dichter gefolgt. Sie kommen vor, treten ein und verneigen sich, um Augustin zu huldigen. Der Büttel und die Schergen zittern fürchterlich. Augustin wirft ihnen schreckliche Blicke zu. Der Dichter kniet nieder und fängt auf einer Rolle von Pergament Augustin zu bedichten an, indem er von Zeit zu Zeit die Rolle dreht, das Beschriebene abreißt und es Augustin überreicht, aber gleich wieder weiter dichtet. Der Dichter dichtet die ganze Scene hindurch in einemfort und schwitzt dabei; manchmal hat der Teufel Mitleid und trocknet ihm die Stirne ab, worauf der Dichter sich bedankt, der Teufel aber das schwefelgelbe Tuch auswinden muß.

Digitized by Google

Augustin verlangt die Bestrafung des Büttels. Nun wird dieser auf die Bank gelegt und durchgehaun, wobei die Schergen einen besonderen Eifer zeigen. In der Musik das nämliche Motiv „der lächerlichen Strafe“ wie in der ersten Scene.

Augustin giebt ein Zeichen, der Büttel darf sich erheben, Augustin bedeutet ihm: Na bitte — ist das angenehm? Merk Dir's!

Die goldene Jugend kommt zurück. Alle sind jetzt genau wie Augustin gekleidet und jeder hat einen Dudelsack. Sie sehen Augustin triumphierend an und bemühen sich, seine Haltung und seine Gebärden zu copieren, was ihren spanischen Gewohnheiten nicht leicht wird. Augustin sieht ihnen spöttisch, fast verächtlich zu und verlangt plötzlich heftig vom Wirte, Rosl zu sehen. Wo ist Rosl? Sie wird geholt und muß sich, widerstrebend, neben Augustin setzen. Alle beneiden sie um diese Ehre, sie aber rümpft das Näschen, ihr kommen alle nicht recht gescheit vor. Augustin beugt sich zu ihr, sie entzieht sich. Er wird wild und will sie fassen. Sie stößt ihn weg, lacht ihn aus und entwischt in die Küche. Der Wirt will ihr wüthend mit dem Löffel nach, aber Augustin verbietet es. Augustin reibt sich die Wange und lächelt. Alle drücken ihr Entsetzen über den Unverstand des Mädchens aus. Die Musik verspottet das Motiv vom verfluchten Gelde.

Der Bürgermeister meldet sich, um Augustin, im Auftrage der Stadt, seine goldene Kette zu überreichen. Augustin mißt ihn strenge, sichtlich unzufrieden. Er nimmt die Kette und wirft sie dem Teufel zu, der sich mit ihr schmückt. Aber Augustin schüttelt wild den Kopf. Entsetzen des Bürgermeisters und der Räthe. Sie beschwören Augustin, ihnen doch zu sagen, was sie versäumt haben; sie sind zu allem bereit um ihm zu gefallen. Augustin, so bestürmt, theilt ihnen mit, daß sich der Bürgermeister nicht tief genug vor ihm verbeugt hat. Tiefer, tiefer! Der Bürgermeister versucht es, aber bei seinem Bauche ist es schwer. Der Teufel tritt zum Bürgermeister und zeigt es ihm, indem er sich vor Augustin bis an die Erde verneigt. Der Bürgermeister versucht es wieder, er schwitzt vor Angst, aber es geht wieder nicht. Augustin wird sehr zornig. Da springt einer der Schergen her, drängt sich vor und steckt seinen Kopf zwischen den Füßen durch, Augustin freundlich angrinsend. Augustin nickt zufrieden, leert den Beutel und wirft die Ducaten dem Schergen zu. Die Räthe und die goldene Jugend drängen sich um den Schergen, um zu lernen, wie man das macht. Der Scherge macht es vor, alle bemühen sich, es nachzumachen. Augustin springt auf, Hohn in den wilden Blicken und faßt den Teufel an: Da sieh hin, welche Erniedrigung, welche Schmach! Der Teufel beschwichtigt ihn: Nur Geduld, es wird noch ärger kommen.

Der Bürgermeister drängt sich wieder zu Augustin hin, um sich nochmals zu entschuldigen und zu versprechen, daß er täglich fleißig mit dem Schergen üben wird. Augustin betrachtet ihn finster, nickt dann kurz und reicht ihm gnädig die Hand zum Kusse. Der Bürgermeister küßt ihm die Hand, aber da stößt ihn Augustin weg, daß er taumelt. So küßt man nicht! Mehr Devotion! Mehr Respect! Der Teufel tritt zum Bürgermeister und zeigt ihm, wie ein Unterthan die Hand zu küssen hat: Augustin hält die Hand hin, der Teufel tritt ehrerbietig drei Schritte von ihm weg, verneigt sich und streckt dann eine ungeheure rothe Zunge heraus, mit der er die Hand Augustins leckt. Der Bürgermeister reißt an seiner Zunge, verzweifelt, daß sie so kurz ist. Der zweite Scherge stürzt herbei und zeigt, daß seine Zunge so lang wie die des Teufels ist. Augustin schüttet sogleich seinen Beutel aus.

Nun bilden sich zwei Gruppen: die eine um den ersten Schergen, welche sich bemüht den Kopf durch die Füße zu stecken, die andere um den Teufel,

Digitized by Google

der sich auf einen Sessel in die Mitte setzt und beide Hände zum Kusse hinhält, während sich die Cavaliere und die Bürger krampfhaft quälen gut zu lecken. Grotesker Tanz der Rücken und der Zungen, dem Augustin, auf dem Tische stehend, mit wildfunkelnden Blicken zusieht, fast weinend vor Zorn, daß die Menschen sich vor dem Gelde so tief erniedrigen. Im Orchester klingt das Motiv vom verfluchten Gelde höhnisch an. Augustin trinkt hastig, um sich zu betäuben.

Auf der Gasse erscheint eine zierliche Sänfte, von kleinen Pagen getragen. Sie hält vor der Schenke. Pumpfia, festlich gekleidet, steigt aus; ein Page hält ihr einen Spiegel hin, sie ordnet sich. Von der andern Seite kommen drei junge Mädchen, Arm in Arm, um auch bei Augustin ihr Glück zu versuchen. Ihnen folgt eine zaghafte Dirne mit armseligen Fähnchen herausgeputzt, die sich zögernd, scheu an ihrem schlechtsitzenden Kleidchen zupfend, mit einem trüben Lächeln der Schenke nähert.

Pumpfia tritt ein, die anderen drängen ihr nach. Augustin fährt höhnisch auf, da er sie erblickt; grell zuckt das Motiv vom verfluchten Gelde aus dem Orchester. Ein Schlag, Augustin lacht gellend auf, die anderen sehen sich um, wenden sich den Mädchen zu und treten weg, um diese vorzulassen: Pumpfia voran, dann die drei, zuletzt die trübe Dirne. Tanz der Mädchen um die Gunst: Pumpfia sehr zierlich, mit einer decent thuenden Lüsternheit schmachtend, lockend, mit verzückten Blicken; die drei, hinter ihr, indem sie lachend, Arm in Arm, die Köpfe zurückbiegen, daß die Haare flattern, und indem sie sich, die Nasen aufblähend und die Zähne zeigend, immer gieriger erhitzen; die Letzte, die Trübe, ungeschickt und kläglich hopsend, indem sie die Brunst der drei mit ihrem defecten Körper copieren will.

Augustin, auf dem Tische, starrt Pumpfia an: auch sie — auch sie — ist es denn möglich? — das verfluchte Geld — o das verfluchte Geld! Fast drohend schwingt er den vollen Beutel, wie einen Knüttel. Pumpfia erblickt den Beutel, streckt den Körper nach ihm aus, sieht nur nach ihm und wie von einem Zauber angezogen, tanzt sie immer näher heran, sich immer gieriger streckend, auf den Zehen, den Hals von einem ungeheuren Durste angespannt. Wild drängen ihr die drei nach, ängstlich die Trübe. Augustin, toll vor Wuth und Verachtung, verlangt immer mehr: schneller, wilder — ihr seid mir zu kalt! Und scheppert mit den Ducaten im Beutel. Jene, vom Teufel stimuliert, der, wie es bei spanischen Tänzen geschieht, in die Hände klatscht und mit den Füßen den Tact schlägt, werden immer frenetischer. Augustin hält die Hand vor die Augen und weint bitterlich. Aber der Teufel treibt sie immer heftiger an, indem er, wenn eine zu ermüden droht, immer nach dem vollen Beutel zeigt. Der dicke Bürgermeister ist neben Pumpfia getreten und preist dem Augustin ihre Reize an: welcher Wuchs, die feinen Knöchelchen, diese Linie des Halses. Plötzlich gebietet Augustin: Auf die Knie!; alle werfen sich nieder und grinsen lockend, lechzend zu ihm empor. Er sieht sie furchtbar an. Er gebietet: Küßt mir die Füße! und hält ihnen den Stiefel hin. Sie springen auf, jede will die erste sein, sie stoßen sich, kratzen sich, beißen sich, die drei fallen über die Trübe her und zerfetzen sie, dies benutzt Pumpfia, um aus dem Knäuel zu schlüpfen, nähert sich mit süßem Lächeln dem Tische und beugt sich verklärt, um andächtig den Stiefel zu küssen. Augustin hat noch immer nicht glauben können, daß sie es thun wird. Jetzt, während sie einen langen, tiefen Kuß auf den Stiefel drückt, sieht er mit irren Blicken den Beutel an, und als ob er ihm in der Hand brennen würde, nimmt er ihn in die andere, streckt ihn weit von sich, wie plötzlich von einer ungeheuren Angst gepackt, schüttelt sich, biegt den Kopf zurück, wie um den Anblick des Beutels zu fliehen, und indem nun das ganze Orchester

Digitized by Google

mit jäher Macht vom Motive zum verfluchten Gelde einsetzt, so daß alle erschreckt zusammenfahren und wie gebannt, wie gelähmt in einer grimmigen Geberde des Entsetzens verharren, holt er weit aus und wirft den verruchten Beutel mit Abscheu weg. Ein dröhnender Schlag — und es ist plötzlich ganz finster. Man hat nur noch Augustin, wie vom Blitze getroffen, vom Tische stürzen und den Teufel sich drohend aufrichten gesehen. Nun ist es tiefe Nacht, im Orchester bricht eine ganze Hölle aus. Wie Schatten sieht man alle gespenstisch enteilen. Nun ist die Bühne ganz leer und es ist ganz finster. Der Lärm im Orchester beschwichtigt sich; leise wird noch einmal das Motiv vom verfluchten Gelde kaum angedeutet, leise klingen die ersten Takte des „O du lieber Augustin" an. Dann wird die Musik ernst und traurig. Langsam beginnt es trüb zu tagen. Die Stimmung eines regnerischen Morgens. In der Ferne ertönt ein Zügenglöcklein. Dann erscheint am Ende der Gasse der Teufel in einem langen schwarzen Mantel mit einem breiten schwarzen Hut, einen Karren vor sich schiebend, auf dem Augustin liegt. Während der Teufel mit seiner Last herabkommt, wird in dem türkischen Café links ein rothes Licht angezündet. Vor dem Cafehaus angekommen, hält der Teufel und stellt den Karren hin. Er verschnauft sich ein wenig, wischt sich den Schweiß ab, blickt dann auf das Café, scheint Lust auf ein Frühstück zu haben, zögert, beugt sich über Augustin und sieht ihn an. Dann lächelt er: Du bist mir sicher! geht zur Thür des Cafés, blickt noch einmal auf Augustin zurück, lächelt wieder: ich hab mir wohl ein Frühstück redlich verdient, und tritt in das Cafehaus ein.

Augustin liegt regungslos im Karren. Die Musik verstummt nach und nach ganz. Nur eine einzige Geige spielt: O du lieber Augustin.

In der Schenke tritt Rosl auf. Von rechts aus der Küche, einen Besen und eine Laterne in der Hand. Sie ist noch ganz verschlafen, und reibt sich erst die Augen, um sich nach und nach zu erinnern, was gestern war. Indem sie die Laterne auf den Tisch stellt, muß sie an Augustin denken. Sie schüttelt den Kopf und lacht: ein närrischer Kerl mit seinen Ducaten. Aber eigentlich schade um ihn! Wenn er nur nicht so frech gewesen wäre! Aber halt das verfluchte Geld! Schade! Und sie beginnt auszukehren.

Indessen hat sich zur ersten Geige eine zweite, dann eine lustige Flöte gesellt und nun wird der liebe Augustin vom ganzen Orchester, aber gedämpft, wie eine ferne Dorfmusik, gespielt, indem nur, wie Rosl an das verfluchte Geld denkt, einmal plötzlich jenes Motiv kreischend auftaucht.

Rosl hat ausgekehrt, nimmt nun die Laterne vom Tische, öffnet die Thüre auf die Gasse, tritt hinaus und erblickt den Karren. Verwundert tritt sie hin und erkennt Augustin. Sie schlägt die Hände zusammen und schüttelt den Kopf. Sie pufft ihn und weckt ihn auf. Verschlafen taumelt er empor, sieht sie an, erblickt den Karren und entsetzt sich. Sie nimmt ihn mitleidig bei der Hand und führt ihn durch die Schenke nach der Küche ab.

Indem sie abgehen, erklingt der „liebe Augustin" im Orchester und der Teufel tritt vergnügt und behaglich aus dem Café. Er reibt sich die Hände, geht auf den Karren zu und will ihn fortführen. Da sieht er, daß der Karren leer ist. Er erschrickt: das ist ja nicht möglich! Er sucht links und rechts vom Karren, er dreht den Karren um, er ist ganz verzweifelt, er schlägt sich an die Stirne: o Du dummer Teufel Du! Mit phantastischen Sprüngen hüpft er hin und her, rennt ins Café (hier muß der Schauspieler in der Coulisse Stelzen anlegen, um nun mit längeren Beinen zu erscheinen), kommt athemlos zurück, rennt in die Schenke, sucht diese ab, springt wieder auf die Gasse, rennt links ab (der Schauspieler nimmt nun in der Coulisse noch höhere

Digitized by Google

Stelzen), taucht riesengroß hinten am Ende der Gasse wieder auf, stürmt mit drei Sätzen vor, und indem man ihn so, blaß vor Wuth, geprellt zu sein, durch die Stadt rasen sieht, schließt sich der Zwischenvorhang.

Verwandlung.

## 3.

Die Musik nimmt nun alle Motive der Reihe nach her, um eines nach dem anderen ins Behäbige und Gemächliche zu ziehen, und klingt schließlich vom „lieben Augustin" ins Hobellied hinüber, zum Zeichen: jetzt biegt das Trauerspiel ab, weil wir Wiener sind. Der Vorhang öffnet sich: eine enge kleine Stube, bürgerlich eingerichtet, hinten ein Fenster in einen Obstgarten, in dem es blüht, links eine Thüre in die Küche, rechts ins Freie; fünf spielende Kinder, das älteste ein resolutes Mädchen von sieben Jahren, das die anderen bemuttert, dann zwei Buben, die mit einem Pferdl spielen, ein ganz kleines Mädchen mit einer Puppe auf dem Boden und eines in der Wiege; es ist gegen Abend im Mai.

Die Kinder spielen, das Mädchen hutscht das Kleine; die Melodie des „lieben Augustin" als Wiegenlied. Dann raufen sich die Buben, das Mädchen fährt zwischen sie, das Kleine wimmert. Rosl, bürgerlich rund und breit, stürzt aus der Küche herein, aufgeschürzt, haut die Buben mit dem Kochlöffel durch und droht ihnen mit dem Vater. Rosl in die Küche ab. Wieder wie im Anfang: die Buben spielen, das Mädchen hutscht das Kleine.

Durch das Fenster sieht man Augustin im Garten erscheinen. Er ist jetzt Stadtmusikant, hat ein gesetztes Wesen angenommen und trägt ein feierliches schwarzes Kleid. Die Klarinette in der Hand, kommt er durch den Garten und winkt den Kindern fröhlich zu. Sie stürzen ihm entgegen, er tritt von rechts ein, schüttelt den Knaben lustig die Hände, giebt dem Mädchen den Hut und die Klarinette, hebt das Kleine vom Boden und herzt es, geht dann fast ängstlich znr Wiege, sieht hinein, freut sich, lacht, wischt sich die Augen aus und kitzelt das Jüngste mit den Fingern, von den anderen umringt, die ihn am Rocke zupfen und zu sich ziehen wollen. Er fragt das Mädchen, ob sie brav gewesen sind. Das Mädchen beklagt sich über einen der Buben, der Angst bekommt und wegschleichen will. Augustin erwischt ihn an der Hose, zieht ihn vor und giebt ihm gute Lehren, indem er ihm mit dem Finger droht. Der andere Bub, der brav gewesen ist, nähert sich und will belohnt sein: Schenk mir was! Augustin lacht, sucht in seinen Säcken, und indem im Orchester leise das Motiv vom verfluchten Gelde anklingt, giebt er ihm einen Heller, scheltend, er solle nicht gar so habgierig sein. Der Knabe tanzt, mit dem Heller spielend. Augustin geht in die Küche, seine Frau zu begrüßen.

Im Garten ist indessen der Teufel erschienen, als Krowat gekleidet, einen Korb mit Spielwaren tragend, eine Ratschen in der Hand. Er hat Augustin erblickt und die Faust geballt. Hab ich Dich endlich? Jetzt tritt er an das Fenster, läßt die Ratschen spielen und begrüßt die Kinder freundlich, die sich neugierig zu ihm wenden. Das Mädchen winkt ihm, er tritt durch die Thüre ein, breitet seine Sachen aus und zeigt sie her. Das Mädchen bringt ihm einen Stuhl, er setzt sich, nimmt das Kleinste auf den Schoß, die Buben links und rechts neben sich, während ihm das Mädchen über die Schulter guckt, und läßt sie in seinen Herrlichkeiten kramen. Die Musik schlägt das Höllenmotiv an.



Digitized by Google

Augustin kommt von links, erblickt den Teufel, ohne ihn zu erkennen, und winkt ihm ab: Hier ist kein Geschäft zu machen! Die Kinder bestürmen ihn. Er bleibt aber fest: Wir haben kein Geld, die Mutter wär' schön bös — stehen Sie nur auf, empfehle mich, habe die Ehre! Die Kinder raunzen, der Teufel setzt das Kleine behutsam auf die Erde, schiebt die Buben weg und erhebt sich. Mit einer Geberde: „Bitte nur einen Augenblick Geduld!" nimmt er seinen Korb ab, stellt ihn auf den Stuhl und legt seinen Hut darauf, dann geht er gelassen auf Augustin zu und sieht ihn an: Erinnere Dich doch! Augustin zögert, er kommt ihm allerdings bekannt vor, er kann sich aber nicht entsinnen. Da zeigt der Teufel auf seinen Kopf, Augustin blickt fragend hin: Teufel ergreift zwei seiner Locken, schlägt sie um, und es zeigen sich seine zwei Hörndeln. Augustin taumelt zurück und erkennt ihn, im Orchester das Höllenmotiv, die Kinder drücken sich an das Mädchen, kurze Pause. Dann zieht der Teufel die Locken wieder über die Hörndeln, macht sie naß und streicht, damit sie besser halten. Augustin faßt sich, zuckt die Achseln, wie um zu sagen: „Ja, da kann man nichts machen!" geht auf den Teufel zu, giebt ihm die Hand und ladet ihn sich zu setzen ein: „Freut mich sehr! Bitte, nimm doch Platz! Was verschafft mir das Vergnügen?"

Der Teufel setzt sich, sieht ihn blinzelnd an und droht ihm: „Du bist doch ein Schlankel!"

Augustin thut ganz unschuldig: „Was denn? Warum denn?"

Der Teufel droht wieder: „Du, Du! Du weißt schon!"

Augustin, ganz unschuldig: Nein wirklich nicht! Keine Ahnung!

Der Teufel: Nicht?

Augustin: Nein.

Da zieht der Teufel ruhig seine Diensttasche heraus, schlägt sie auf, sucht die Unterschrift Augustins, zeigt mit dem Finger darauf und hält sie dann dem Augustin triumphierend hin.

Augustin will sich noch immer verstellen: Was ist denn das? Laß anschau'n! Gieb her! Aber der Teufel: Nein nein! Aus der Hand gebe ich das nicht. Komm nur her!

Augustin merkt, daß er gefangen ist. Er kratzt sich verlegen hinterm Ohre. Dann verlegt er sich aufs Bitten. Er tritt zum Teufel und drückt ungefähr aus: „Es ist ja wahr. Du hast ja recht. Aber schau! Was hast Du denn an mir? Und denk doch an die armen Kinder, denk an meine Frau! Du bist ja doch ganz ein guter Kerl, Du wirst mir das nicht anthun. Oder wenigstens: wart noch ein bissel! Hol mich später! Ich lauf Dir ja nicht weg."

Der Teufel hört ihn ruhig an, schüttelt dann den Kopf und zeigt auf seinen Schein: Geschrieben ist geschrieben!

Augustin zuckt die Achseln: „No also, da kann man nichts machen," geht zu den Kindern, sieht sie wehmüthig an, streichelt sie, blickt in die Wiege, zuckt wieder die Achseln, geht zur Thüre links, öffnet sie und ruft seine Frau.

Rosl tritt ein und sieht den Teufel mißtrauisch an. Augustin stellt sie vor: Meine Frau! Sie grüßt kurz, der Teufel verneigt sich artig. Augustin stellt nun den Teufel vor, indem er die Locken aufhebt und die Hörndln zeigt. Sie erschrickt. Augustin umarmt sie: „Leb wohl!" Der Teufel zeigt ihr bedauernd den Schein: Thut mir sehr leid, aber bitte, überzeugen Sie sich selbst!

A freilich, sagt Rosl, was Ihnen nicht einfällt! Der soll Ihnen gehören? Der gehört mir. Ich habe auch eine Schrift. Bitte! und sie reißt den Kasten auf, holt ihren Trauschein und hält ihn dem Teufel hin, worauf die Beiden, jedes auf seinen Schein pochend, heftig zu streiten beginnen. Augustin geht

Digitized by Google

behutsam von ihnen weg und setzt sich, behaglich abwartend: Machts Euch das untereinander ab!

Rosl und der Teufel zanken. Endlich springt Rosl auf Augustin los, packt ihn an der Hand und reißt ihn zu sich: Der bleibt bei mir! Augustin drückt aus: Aber gern — nur nicht so heftig! Da packt ihn der Teufel an der andern Hand: Her zu mir! Augustin drückt aus: Aber ja! Sie reißt ihn rechts, der Teufel links, er zappelt und fleht, beide schwingen ihr Papier; die Musik drückt den Kampf des Himmels mit der Hölle um den Menschen aus. Die Kinder haben sich in einer Reihe aufgestellt, sehen neugierig zu und lachen den Vater aus, wie der hupft. Da reißt der Rosl endlich die Geduld und sie giebt dem Teufel eine solche Ohrfeige, daß er den Augustin losläßt und sich wimmernd die Wange hält. Die Kinder, die die Mutter kennen, verkriechen sich unter dem Tische. Tableau: Rosl mit hoch erhobener Hand, Augustin schlotternd neben ihr, die Kinder unter dem Tische. Der Teufel aber mit großen Blicken der Bewunderung auf Rosl starrend.

Endlich ermannt sich der Teufel. Er sieht Rosl noch einmal groß an und wirft sich ihr dann zu Füßen, die Arme auf türkische Art huldigend vor ihr kreuzend und mit der Stirne den Boden berührend. Augustin sieht ihm verwundert zu: Was hat er denn? Rosl ist befremdet. Da steht der Teufel auf, nähert sich ihr artig grinsend und bittet sie ihm zu erlauben, daß er ihren Kopf betaste. Sie hat einiges Mißtrauen, gewährt es aber zögernd doch. Er greift in ihre Haare und fühlt, wo sie die Hörndln habe. Sie versteht nicht, was er will, Er hebt wieder seine Locken auf, zeigt seine Hörndln und greift dann wieder in ihre Haare, um ihre Hörndln zu suchen: denn sie muß eine Verwandte sein! Augustin begreift, springt vor Vergnügen, schlägt sich auf die Knie, hält sich den Bauch und windet sich vor Lachen. Der Teufel drückt aus: „Ich finde die Hörndln nicht, Sie müssen sie versteckt haben, mit den neuen Moden kennt man sich gar nicht mehr aus, aber das macht nichts, jedenfalls sind Sie eine Verwandte, also bitte, behalten Sie ihn nur, er bleibt in der Familie!“ Und er küßt ihr artig die Hand, scharrt mit dem Fuße, reißt das Blatt aus seinem Notizbuch, überreicht es ihr, steckt das Buch ein, hinkt nach rechts und will seinen Korb und seinen Hut nehmen. Die Kinder sind aus ihrem Verstecke gekrochen und haben sich fragend um den Vater geschaart, den es noch immer vor Lachen beutelt.

Wie der Teufel seinen Korb nehmen will, kommt ihm Rosl nach und ladet ihn ein, doch noch ein bißchen zu bleiben und dann mit ihnen zu essen. Er bedankt sich sehr, aber indem er sich die Wange reibt, meint er doch: Lieber nicht! Sie dringt in ihn: „Das dürfen Sie mir nicht übel nehmen, ich bin halt manchmal ein bißchen rasch, bleiben Sie nur da!“ Auch Augustin redet ihm zu, der Teufel giebt schließlich nach. Augustin schlägt vergnügt in die Hände: „Jetzt wollen wir aber lustig sein!“ nimmt seinen Dudelsack, den der eine der Buben geholt hat und beginnt aufzuspielen, indem er die Motive vom „verfluchten Gelde“ und der „Hölle“ mit dem „lieben Augustin“ zu einem einfachen, bäurisch holprigen Tanze verwebt. Der Teufel hört zu, schlägt erst mit dem Kopfe den Takt, wiegt sich dann mit dem ganzen Körper, tritt auf Rosl zu, verbeugt sich vor ihr und bittet sie um einen Tanz. Rosl sträubt sich erst, thut verschämt, die Kinder drängen näher und bitten, daß sie tanzen soll, da willigt sie lächelnd ein, lehnt sich vertrauensvoll an die Brust des Teufels, läßt sich von ihm umfassen und sie hopsen, er altväterisch galant, sie ganz hingegeben, den behaglichen Ländler. Die Kinder schauen zu und freuen sich riesig. Allmählich ergreift sie der Rhythmus, erst dreht sich jedes für sich im Kreise, dann wackelt das Kleinste auf die Mutter zu und faßt sie am Kleide, um mit-



Digitized by Google

zuſpringen. Die Mutter läßt den Teufel los und nimmt, immer weiter tanzend, das Kleine an der Hand. Das Mädchen ſpringt herbei und faßt die andere Hand des Kleinen, ein Bube kommt und faßt die andere Hand der Mutter, der andere Bube ſchließt ſich an das Mädchen an, der Teufel fügt ſich zwiſchen die beiden Buben ein und ſo tanzen ſie lachend und ſtrampelnd die Runde. Die Köchin, die eben von links eine dampfende Schüſſel mit Knödeln und Sauerkraut bringt, wird gleichfalls vom Rhythmus erfaßt und, indem ſie, die Schüſſel hinſtellend und die Knödel auf die Teller austheilend, um den Tiſch tanzt und man plötzlich das Jüngſte mit ſeiner Wickel in der Wiege aufſtehen und ſich im Takte drehen ſieht,

fällt der Vorhang.

Digitized by Google

# Das Jahrhundert des Kindes.

Studie.

Von **Ellen Key.**

---

## Das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen.

Alle, die von wehmütigen Erinnerungen oder bebenden Hoffnungen erfüllt, der Jahrhundertwende harrten und bei dem Glockenklang des Zwölfschlages unzählige unbestimmte Ahnungen hinaus in die Welt sandten, sie fühlten, daß das neue Jahrhundert ihnen selbst mit Gewißheit nur eines geben würde, Ruhe; daß die jetzt Wirkenden nicht mehr Zeuge der Entwickelung sein würden, deren Bahn die Richtung zu geben sie bewußt oder unbewußt das ihre beigetragen.

Die Ereignisse um die Jahrhundertwende veranlaßten eine Zeichnung des neuen Jahrhunderts als eines nackten Kindleins, das sich zur Erde hinabsenkt — aber sich erschrocken zurückzieht bei dem Anblick des mit Waffen gespickten Balles, auf dem für die neue Zeit nicht ein Zoll breit Boden frei ist, um den Fuß darauf zu setzen! Die Vielen, die über den Sachverhalt nachdachten, den das Bild veranschaulichte: wie auf den ökonomischen und kriegerischen Schlachtfeldern alle niedrigen Leidenschaften des Menschen noch entfesselt werden; wie es der ganzen ungeheueren Kulturentwickelung des verflossenen Jahrhunderts noch nicht gelungen ist, dem Kampfe ums Dasein edlere Formen zu verleihen — sie haben ganz gewiß auf ihre Frage, warum dem noch so ist, sehr verschiedene Antworten gefunden. Einige begnügen sich damit, überlegen zu erklären, daß es, so wie es ist, bleiben muß, da die menschliche Natur dieselbe verbleibt; da der Hunger, die Fortpflanzung und das Verlangen nach Geld und Macht immer den Weltverlauf beherrschen werden. Andere wieder sind überzeugt, daß, wenn die Lehre, die durch 1900 Jahre vergeblich versucht hat, diesen Verlauf umzuwandeln, einmal eine lebendige Wirklichkeit in den Seelen der Menschen würde, die Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet werden würden.

Ich hingegen bin überzeugt, daß alles nur in dem Maße anders wird, in dem die Menschennatur sich umwandelt, und daß diese Umwandlung sich vollziehen wird, nicht wenn die ganze Menschheit christlich wird, sondern wenn die ganze Menschheit zu dem Bewußtsein von der „Heiligkeit der Generation" erwacht. Dieses Bewußtsein wird das neue Geschlecht, seine Entstehung, seine Pflege, seine Erziehung zu der centralen Gesellschaftsaufgabe machen, um die alle Sitten und Gesetze, alle gesellschaftlichen Einrichtungen sich ordnen werden; zu dem Gesichtspunkt, aus dem man alle anderen Fragen beurtheilen, alle anderen Entschlüsse fassen wird. Bis jetzt erfährt man bloß in Schulreden und pädagogischen Abhandlungen, daß die

Digitized by Google

Erziehung der Jugend die höchste Angelegenheit des Volkes ist; in Wirklichkeit werden sowohl in der Familie wie in den Schulen und im Staate ganz andere Werte in den Vordergrund gestellt.

Denn die neue Anschauung von der „Heiligkeit der Generation" erhält die Menschheit nicht eher, als bis sie in vollem Ernst die christliche Lebensanschauung verlassen und die angenommen hat, die auch vor Jahrtausenden geboren ward, aber deren Siege erst das soeben vollendete Jahrhundert geschaut hat.

Der Entwickelungsgedanke wirft nicht nur Licht auf einen hinter uns liegenden, durch Millionen von Jahren fortgesetzten Verlauf, dessen schließlicher Höhepunkt der Mensch ist. Er erhellt auch den Weg, den wir zu wandern haben: er zeigt uns, daß wir physisch und psychisch noch immer im Werden begriffen sind. Während der Mensch früher als eine physisch und psychisch unverrückbare Erscheinung betrachtet wurde, die zwar in ihrer Art vervollkommnet, aber nicht umgestaltet werden kann, weiß man nun, daß er im Stande ist, sich zu erneuen; anstatt eines gefallenen Menschen sieht man einen unvollendeten, aus dem durch unzählige Modifikationen in einem unendlichen Zeitraum ein neues Wesen werden kann. Beinahe jeder Tag bringt neue Kunde von bisher ungeahnten Möglichkeiten erweiterter physischer oder psychischer Macht, engerer Wechselwirkung zwischen der Innen- und Außenwelt, der Ueberwindung von Krankheiten, der Verlängerung des Lebens und der Jugend, des Eindringens in die Gesetze der physischen und psychischen Entstehung. Man spricht sogar davon, unheilbar Blinden eine neue Art Sehvermögen zu geben, schon Todte ins Leben zurückrufen zu können — all das und vieles andere freilich noch nur dem Gebiete der Hypothese angehörig, den Möglichkeitsberechnungen der psychischen und physischen Forschung. Aber man sieht doch schon genügend große Ansätze, um zu zeigen, daß die Umwandlungen, die der Mensch durchgemacht hat, bevor er zum Menschen wurde, weit davon entfernt sind, das letzte Wort seiner Genesis zu sein. Wer heute erklärt, daß „die Menschennatur sich immer gleich bleibt" — d. h. so, wie sie sich in den ärmlichen Jahrtausenden gezeigt, in denen unser Geschlecht sich seiner selbst bewußt war — verräth dadurch, daß er auf derselben Höhe der Reflexion steht, wie z. B. ein Ichthyosaurus der Juraperiode, der vermuthlich auch nicht den Menschen als eine Zukunftsmöglichkeit ahnte!

Wer hingegen weiß, daß der Mensch unter unabläßigen Umgestaltungen das geworden, was er nun ist, sieht auch die Möglichkeit ein, seine zukünftige Entwickelung in solcher Weise zu beeinflussen, daß sie einen höheren Typus Mensch hervorbringt. Man findet schon den menschlichen Willen entscheidend bei der Züchtung neuer und höherer Arten in der Thier- und Pflanzenwelt. In Bezug auf unser eigenes Geschlecht, auf die Erhöhung des Menschentypus, die Veredlung der menschlichen Rassen herrscht hingegen noch der Zufall in schöner oder häßlicher Gestalt. Aber die Kultur soll den Menschen zielbewußt und verantwortlich auf allen Gebieten machen, auf denen er bisher nur impulsiv und unverantwortlich gehandelt hat. In keiner Hinsicht ist jedoch die Kultur zurückgebliebener als in all den Verhältnissen, die über die Bildung eines neuen und höheren Menschengeschlechtes entscheiden.

Erst wenn die naturwissenschaftliche Anschauung die Menschheit durchdrungen hat, kann diese die volle, naive Ueberzeugung der Antike von der Bedeutung des Körperlichen wiedererlangen. Schon in der Spätantike — bei Sokrates, bei Plato — sah die Seele auf den Körper herab; die

Digitized by Google

Renaissance suchte beide zu versöhnen, aber sie war leider nicht genug fromm — frech war sie hinreichend — als daß ihr eine Aufgabe gelungen wäre, zu der man, wie Goethe von sich selbst sagt, frech und fromm zugleich sein muß. Erst jetzt, seit man weiß, wie Seele und Körper sich gegenseitig aufbauen oder untergraben, beginnt man eine zweite, höhere Unschuld in Bezug auf die Heiligkeit und das Recht des Körperlichen wiederzuerlangen.

Ein dänischer Schriftsteller hat dargelegt, wie das mosaische sechste Gebot in Nichts zurücksank, seit man eingesehen hat, daß die Ehe nur eine zufällige sociale Form für das Zusammenleben zweier Menschen ist, und die Art des Zusammenlebens das ethisch Entscheidende. In der Moral vollzieht sich eine allgemeine Verschiebung von den objektiven Gesetzen, die befehlen und zwingen, zu der subjektiven Grundlage, von der die Handlungen ausgehen. Die Ethik wird so eine Ethik des Charakters, der Gemütsbeschaffenheit. Man fordert, absolviert oder verurtheilt nach der inneren Beschaffenheit des Individuums, und man nennt nicht gerne eine Handlung unmoralisch, die nur in äußerer Hinsicht mit einem Gesetze übereinstimmt oder demselben widerstreitet. In jedem besonderen Fall entscheidet man nach dem inneren Zustand des Individuums. Und wendet man das auf die Ehe an, so findet man fürs Erste, daß diese Form keine Garantie dafür bietet, daß die richtige geschlechtliche Gesinnung vorhanden ist. Diese kann ebenso gut außerhalb wie innerhalb der Ehe da sein, und viele feine und ernste Menschen ziehen nun für ihr Zusammenleben die freiere Form als die sittlichere vor. Aber infolgedessen ändert sich der Inhalt des sechsten Gebotes, der darin bestand, daß jedes Geschlechtsverhältnis, das außerhalb der Ehe entsteht, unsittlich ist. Man macht schon seine Erfahrungen mit Verbindungen außerhalb der Ehe; man sucht neue Formen für das Zusammenleben zwischen Mann und Weib; man stellt das ganze Problem unter Debatte! Die Menschheit befindet sich in dieser Beziehung auf dem Gebiet der Entdeckungen. Man sieht immer mehr ein, wie zusammengesetzt, wie voll von Gefahren für das Glück des Menschen das ganze Geschlechtsverhältnis ist. Man macht beständig neue Beobachtungen, sowohl in Bezug auf die Bedeutung dieses Verhältnisses für die Individuen selbst als für die Nachkommenschaft. Allmählig Licht in dieses Chaos zu bringen, ist das für die Menschheit vor allem Wichtige, und die Literatur soll deshalb in diesem Falle die größtmögliche Freiheit haben — im geraden Gegensatz zu den Tendenzen der Gegenwart, die diese Freiheit einschränken wollen.

Das Hindernis für eine freie Discussion über dieses Thema ist jedoch noch immer die christliche Betrachtungsweise der Entstehung und der Natur des Menschen, dessen einzig mögliche Erhebung aus den Folgen des Sündenfalls durch den Glauben an Christus geschieht. Denn mit dieser Betrachtungsweise kam auch die durch das Christenthum in das Abendland eingeführte Anschauung, daß alles mit der Fortpflanzung Zusammenhängende das Unreine war, das man womöglich unterdrücken, und wenn schon nicht das, wenigstens in Schweigen und Dunkelheit hüllen sollte. Für das Christenthum ist das Ewigkeitsleben, nicht das Erdenleben das Bedeutungsvolle gewesen, und den Dualismus des Daseins suchte es durch die Askese aufzuheben, nicht durch die Veredlung des Trieblebens. Dieselbe Auffassung feiert noch in unseren Tagen ihre Siege, unter anderem in der Gesetzgebung gegen „das Nackte" in Kunst und Literatur!

Die christliche Betrachtungsweise des Geschlechtsverhältnisses als eines Niedrigen und seiner einzig möglichen Heiligung durch die unauflösliche Ehe hat in einem gewissen Zeitabschnitt eine große mittelbare Bedeutung

Digitized by Google

für die Entwicklung gehabt. Sie hat die Selbstbeherrschung gefördert, die das Seelenleben erhoben hat; die Schamhaftigkeit, die Heimlichkeit, die Treue, die — nebst unzähligen anderen Einflüssen — den Trieb zu Liebe entwickelt haben. Und verschwänden diese Gefühle aus der Liebe, wäre diese nicht mehr menschlich, sondern nur thierisch.

Aber wenn auch die individuelle Liebe zwischen jedem neuen Menschenpaar immer Einsamkeit und Verschwiegenheit fordern wird; wenn auch die persönliche Schamhaftigkeit stets eine der Errungenschaften des Menschen vor dem Thiere bleibt, so ist es doch gewiß, daß diese Art von Geistigkeit, die mit Schweigen und Scham an allen mit diesem Gegenstand zusammenhängenden ernsten Fragen vorbeigeht — oder sie nur als Zweideutigkeiten, als Anlaß zu Scherz und Erröthen behandelt — daß diese Art von Geistigkeit ausgerottet werden muß!

Nur dadurch das Jeder von frühester Kindheit an auf jede seiner Fragen über diesen Gegenstand ehrliche, dem betreffenden Stadium seiner Entwickelung angepaßte Antworten erhält und so volle Klarheit über seine eigene Art als Geschlechtswesen empfängt, sowie ein tiefes Verantwortlichkeitsgefühl in Beziehung auf seine zukünftige Aufgabe als solches, eine Gewöhnung an ernstes Denken und ernstes Sprechen über diesen Gegenstand, nur dadurch kann ein vornehmeres Geschlecht mit höherer Sittlichkeit hervortreten.

Aber schon als Björnson durch „Thomas Rendalen" die Frage der Erziehung der Jugend zu Reinheit durch Einsicht stellte, führte ich als Einwand gegen sein Buch an, daß es so wie die Reinheitspredigten des Christenthums sein Streben mehr auf die Beherrschung der Naturtriebe als auf deren Veredlung richtete. Ich legte dar, daß Björnson allerdings zwei neue Gesichtspunkte brachte, den der körperlichen Gesundheit und der Veredlung des Geschlechts, anstatt wie das Christenthum einseitig die geistige und persönliche Seite der Frage zu betonen und daß diese neuen Gesichtspunkte bedeutungsvoll waren, weil sie den berechtigten Egoismus des Individuums zugleich mit dem verbindenden Altruismus des Solidaritätsgefühls einschlossen. Die Umgestaltung der ererbten Anlagen in Bezug auf das Verhalten der Menschen zur Sittlichkeit und dadurch die Schaffung einer gesunden und glücklichen neuen Generation, bei der die Leiden der jetzigen geschlechtlichen Disharmonie aufgehört haben werden — das war das große Ziel des Björnson'schen Buches. Und für dieses wollte er, daß auch die Schule wirkte, durch die Mittheilung der Kenntnis des Menschen als Geschlechtswesen und wie er als solches sich selbst und dann seine Nachkommenschaft behüten sollte.

Ich wendete schon damals gegen diesen Plan ein, daß die Schule nicht der Ort war, wo der Grund zu dieser Kenntniß gelegt werden sollte; diese mußte langsam und behutsam von der Mutter selbst mitgetheilt werden und in der Schule nur ihren theoretischen Ueberbau erhalten. Noch mangelhafter fand ich die eigentliche Auffassung der Keuschheitsfrage als einer körperlichen Reinheitsfrage allein, als eines negativen, nicht eines positiven Ideals, und ich behauptete, daß nur der erotische Idealismus Begeisterung für die Keuschheit wecken kann. Schon durch das Märchen, dann durch die Geschichte und durch die schöne Literatur muß der Grund zum erotischen Idealismus gelegt werden; die physiologische Einsicht ist in dieser Hinsicht sehr unzulänglich, wenn nicht Phantasie und Gefühl sich in derselben Richtung bewegen. Und weder Phantasie noch Gefühl werden durch Naturkunde und körperliche Uebungen allein rein erhalten, ebensowenig wie durch christlichen Religionsunterricht!

Digitized by Google

Nein, man muß auf naturwissenschaftlicher Basis, in neuer und edlerer Form die ganze antike Liebe zu der Stärke und Schönheit des eigenen Körpers wiedererlangen, die ganze antike Ehrfurcht vor der Göttlichkeit der Fortpflanzung, vereint mit dem ganzen modernen Bewußtsein von dem seelenvollen Glück der idealen Liebe! Nur so kann der Fanatismus der echten Keuschheit die Menschheit aus all den Qualen erlösen, die die sexuelle Zersplitterung und Erniedrigung jetzt mit sich bringen. Es ist tief bedeutungsvoll daß in der Welt der Vergangenheit dem Weibe auf Grund von Beobachtungen über die Fortpflanzung Göttlichkeit zugesprochen wurde, während im Christenthum die Frau = Mutter göttlich ward! Der heidnische und der christliche Gedanke zusammen werden vereint und veredelt dem Weibe eine neue Andacht vor sich selbst als Geschlechtswesen schenken. Die antike und die moderne Liebe, die Liebe der Sinne und der Seele werden vereint und veredelt die Menschen, Mann wie Weib, dahin bringen, wieder Eros, den Allherrscher anzubeten.

Die Bedeutung der Liebe verringern, sie als einen erniedrigenden Sensualismus bekämpfen, heißt nicht, für die Erhebung des Menschen wirken, das heißt im Gegentheil, seine Erniedrigung fördern. Denn ebenso erniedrigend wie das Geschlechtsleben, in dem er schamerfüllt eine thierische Forderung befriedigt, wäre es, wenn er zur Erhaltung der Art mit Widerwillen eine als niedrig angesehene Pflicht erfüllte!

* * *

Schon die Antike — wo z. B. Lykurg in der Gewißheit Gesetze gab, daß „in blühender Frauen Schoß eines Volkes Stärke liegt", und man so in Sparta die physische Ausbildung des Weibes wie des Mannes überwachte und das Heiratsalter mit Rücksicht auf eine kräftige Nachkommenschaft bestimmte — stand höher als die Gegenwart. Noch höher stand das Judenthum in Bezug auf die Auffassung von dem Ernst der Zeugung, eine Auffassung, die sich in der strengsten Gesundheitsgesetzgebung ausdrückt, die die Geschichte kennt. Die jüdische sowie andere morgenländische Gesetzgebungen ruhten in Bezug auf die Geschlechtsmoral sowie in Bezug auf die Diät auf scharfsinnigen Beobachtungen der Naturgesetze und der Krankheiten. Und ehe nicht die Menschen anfangen, mit alttestamentarischer Schlichtheit und alttestamentarischem Ernst die Lebensfragen zu behandeln, die der Idealismus des Christenthums zwar vergeistigt, aber gleichzeitig erniedrigt hat, kann nicht der Grund zu einer neuen Ethik in diesen Fragen gelegt werden.

Diese neue Ethik wird kein anderes Zusammenleben zwischen Mann und Weib unsittlich nennen, als das, welches Anlaß zu einer schlechten Nachkommenschaft gibt und schlechte Bedingungen für die Entwickelung dieser Nachkommenschaft hervorruft. Und die zehn Gebote über diesen Gegenstand werden nicht vom Religionsstifter, sondern vom Naturforscher geschrieben werden.

Aber noch — theilweise infolge der verkehrten Schamhaftigkeit in diesen Dingen — hat die Wissenschaft nur sehr unvollständige Beobachtungen über die physischen und psychischen Bedingungen für die Erhöhung des Menschentypus schon in und mit der Zeugung anstellen können.

Die Ontogenie ist eine für unser Jahrhundert neue Wissenschaft. Von Leeuwenhoek, de Graaf und anderen vorbereitet, wurde sie von v. Baer 1827 begründet. Die Meinungsverschiedenheiten und die Ent-

Digitized by Google

deckungen der verschiedenen Theorien sind noch lange nicht zu Ende geführt, und neben den rein wissenschaftlichen treten die socialen oder physiologischen oder ethischen Gesichtspunkte hervor. Man hat behauptet, daß durch Veränderungen in der Ernährungsweise der Mutter das Geschlecht des Kindes bestimmt werden kann; man hat beweisen wollen, daß ungefähr $^3/_5$ aller genialen Menschen Erstgeborene sind.*) Viele männliche und weibliche Aerzte heben die Wichtigkeit, nicht durch künstliche Mittel die Mutterschaft zu verhindern, sowie die Bedeutung der Enthaltsamkeit während der Schwangerschaft, als Grundbedingung für die physische und psychische Gesundheit der Mutter wie des Kindes hervor; andere wieder sehen die erstere für ungefährlich, die letztere für unnöthig an. Die Absolutisten betonen, daß die Mutter vor der Geburt des Kindes keine Spirituosen über die Lippen bringen soll, sowie daß alkoholartige Getränke nicht in die Diät der nährenden Mutter oder später in die des Kindes fallen dürfen. Der Vegetarismus hebt die Bedeutung seiner Principien für die Gesundheit und Gemütsart von Mutter und Kind hervor, u. s. w. Man studiert, von welchem Einfluß das Alter der Eltern auf das Kind ist. Ganz junge Eltern scheinen ungünstig für die Nachkommenschaft zu sein, ebenso wie sehr alte. Das erste Kind einer zu jungen Mutter ist oft schwach; und außerdem ist von ihr gewöhnlich die Mutterfreude nicht ersehnt, weil sie fühlt, daß sowohl physisch als psychisch das Kind eine zu große Bürde für sie ist, die selbst eben noch Kind gewesen. Der Wunsch nach einem kräftigen, gut aufgezogenen Nachwuchs erfordert so die Hinausschiebung des Heiratsalters für die Frau, das im Norden — wenn nicht vom Gesetz, so von der Sitte — auf ungefähr zwanzig Jahre festgesetzt werden sollte. Und das ebenso sehr, damit das junge Weib einige Jahre sorgloser Jugendfreude und ungestörter Selbstentwickelung hinter sich haben soll, wie damit sie die für die Mutterschaft nothwendige physische Entwickelung erreicht hat. Wenn zwanzig Jahre als das früheste Heiratsalter betrachtet würde, würde das faktische oft noch um einige Jahre hinausgerückt werden, zum Wohle der Frau, des Mannes, der Kinder und der ganzen Ehe, in der die meisten Conflicte dadurch verursacht werden, daß die Frauen über ihr Schicksal entschieden haben, bevor ihre Persönlichkeit noch bestimmte Formen annehmen, bevor ihr Herz noch seine Wahl treffen konnte. Die Liebe des Mannes wählt, und das junge Mädchen verwechselt oft das Glück, geliebt zu werden mit dem Glück zu lieben, das sie später vielleicht in tragischer Weise erlebt. Zu den vielen Fragen, die im Zusammenhang mit der Erblichkeit und der Auslese stehen, gehört auch die von der Bedeutung der Absicht der Natur, so oft starke Gegensätze die stärkste Anziehung ausüben zu lassen, eine Anziehung, die sich dann während des ehelichen Zusammenlebens oft in Widerwillen verwandelt, und beinahe immer in Unduldsamkeit gerade gegen die Eigenart, die ursprünglich einen so tiefen Zauber besaß. Die Natur scheint in diesem Fall ihr Ziel mit großer Rücksichtslosigkeit gegen das Glück des Individuums erreichen zu wollen. Manchmal zeigen sich nämlich wirklich die Gegensätze der Eltern in dem Kinde zu voller Harmonie verschmolzen; zuweilen hingegen äußern sie sich als tiefe Disharmonie, aber in beiden Fällen entsteht oft das Ausnahmewesen. Zu richtigen Schlußfolgerungen in diesem Falle zu gelangen, gehört zu den zahlreichen noch offenen Möglichkeiten.

*) Professor Schenk in Wien und Professor Axenfeld in Perugia. Beider Sätze gehören noch blos in das Gebiet der Einfälle. Aber in diesen wie in so vielen anderen Fällen wird es sich vielleicht zeigen, daß die „Einfälle" die Wissenschaft zu neuen Entdeckungen veranlassen.

Digitized by Google

Am allerstärksten bekriegen sich die Meinungen in der Vererbungstheorie, wo der Kampf zwischen Darwins Ansicht, daß auch erworbene Eigenschaften sich vererben, und Galtons und Weismanns Ueberzeugung, daß das nicht der Fall ist, geführt wird. In Zusammenhang damit steht auch die Frage der consanguinen Ehen, die einige als an und für sich gefährlich für die Nachkommenschaft betrachten, andere als nur aus dem Gesichtspunkt gefährlich, daß derselbe Familienzug sich oft von beiden Seiten begegnet und so verstärkt wird; z. B. daß die angeborene Kurzsichtigkeit beider Gatten Blindheit wird, ihre Dummheit Idiotismus, ihre Schwermut Schwachsinn u. s. w.

Das Abendland hat allmälig die morgenländische Ehegesetzgebung aufgehoben, die Moses geltend gemacht hat — während die anderer morgenländischer Gesetzgeber, zum Beispiel Manus' und Mohammeds noch zum großen Theile befolgt werden, sowie auch in China entsprechende Gebote verpflichtende Macht haben. Hie und da hat das Gefühl von der Bedeutung der Erblichkeit bei einigen abendländischen Schriftstellern durchgeschimmert, z. B. bei Thomas Morus, der dieselbe Forderung wie Plato nach einer körperlichen Untersuchung vor dem Eingehen der Ehe stellt. Aber erst im 19. Jahrhundert hat die Frage von dem Rechte des Kindes nach jeder Hinsicht begonnen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Und so wie Robert Owen es war, der in einem Fall das allgemeine Rechtsbewußtsein zu Gunsten der Kinder wachrief, durch seine 1815 begonnenen Untersuchungen — die zeigten, daß Kinder unter acht Jahren, von den Hieben der Lederpeitsche angestachelt, 15—16 Stunden arbeiteten, mit der Folge, daß ein Viertel oder Fünftel von ihnen als Krüppel endeten — war es ein anderer Engländer, Malthus, der durch seinen schon 1798 herausgegebenen „Essay on the Principle of Population" die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf die Verhältnisse lenkte, die ihn veranlaßt hatten, seine Arbeit zu schreiben, nämlich den durch Uebervölkerung hervorgerufenen Mangel an Lebensmitteln und die hiedurch verursachte Schwierigkeit, Ehen zu schließen, was wieder seinerseits theils große Kindersterblichkeit, theils Kindermord zur Folge hatte. Schon Malthus sah die Bedeutung der Auslese und die Gefahr der Degeneration der Art ein. Und mit vollkommener Gewissensruhe trotzte er dem Sturm, den er hervorrief. Selbst eine im Privatleben ebenso untadelige wie zartfühlende Persönlichkeit mußte Malthus wie alle anderen Reformatoren der Sittlichkeitsbegriffe unverschämte Beschuldigungen der Verderbtheit und Unsittlichkeit über sich ergehen lassen. Dasselbe widerfuhr der Frau, die — in einer ihrer Illustrations of political Economy — für Malthus' Ansichten eintrat. Als Harriet Martineau ihre Novelle über diesen Gegenstand schrieb, wußte sie sehr wohl, welchen Dingen sie sich aussetzte. Aber diese seltene Frau, die selbst unvermählt und kinderlos starb, war so früh von dem Gefühl der Heiligkeit des Kindes durchdrungen, daß sie, erst neunjährig bei der Geburt eines kleinen Schwesterchens auf die Knie fiel und inbrünstig Gott dankte, der ihr die Gnade zutheil werden ließ, von aller Anfang an Zeuge des großen Wunders der Entwickelung eines Menschenwesens sein zu dürfen! Sie legte in der obenerwähnten Arbeit die Pflicht einer freiwilligen Beschränkung der Volksvermehrung dar, weil sie bei dem Gedanken an das Schicksal litt, das die Kinder trifft, deren Anzahl nicht in richtigem Verhältnis zu der Möglichkeit der Eltern steht, sie zu erhalten und zu erziehen. Dieser Theil der Frage von dem Rechte des Kindes hat in allen Ländern Schriften und Gegenschriften hervorgerufen; und da diese Frage in Deutschland wie überall sich noch im Stadium der Discussion befindet,

Digitized by Google

gehe ich dazu über, in größter Kürze die Meinungsverschiedenheiten über andere Seiten des Rechts des Kindes zu berühren.

In Francis Galtons berühmter Arbeit „Hereditary Genius“ ist beinahe alles, was nunmehr aus dem Gesichtspunkt der Rassenveredlung gefordert wird, bereits ausgesprochen. Galton, der schon in den Siebziger Jahren anfing, Darwins Ansicht, daß auch erworbene Eigenschaften sich vererben, entgegenzutreten, hat seither in dieser Beziehung einen Mitstreiter in dem Deutschen Weismann erhalten, der seinerseits wieder bekämpft wurde, u. A. von dem englischen Darwinisten Romanes, dem Verfasser von „Mental evolution in animals,“ „Mental evolution in man“ u. s. w. Weil Galton nicht an die Erblichkeit erworbener Eigenschaften glaubt, ist für ihn die Auslese von allergrößter Bedeutung. Und nicht nur in dem eben erwähnten grundlegenden Werke, sondern auch in „Inquiries into human faculty and its development,“ in „Life History Album,“ „Record of Family faculties“ und „Natural Inheritance“ hat er seine Gesichtspunkte dargelegt.

Galton, der aus einem griechischen Worte einen Namen für die Wissenschaft von der Veredlung der Rasse geschaffen hat, „eugenics,“ beweist, daß der civilisierte Mensch, was die Fürsorge für die Veredlung der Rasse betrifft, jetzt viel tiefer steht als die Wilden, um nicht von Sparta zu sprechen, wo es den Schwachen, den zu Jungen, den zu Alten nicht gestattet war, zu heiraten, und wo der nationale Stolz auf eine reine Rasse, eine kräftige Blüthe so groß war, daß die Einzelnen sich in die Opfer fanden, die dieses Ziel erheischte. Galton — sowie Darwin, Spencer, A. R. Wallace, u. A. — hebt hervor, daß das Gesetz der natürlichen Auslese, das in der übrigen Natur „the survival of the fittest“ gesichert hat, in der menschlichen Gesellschaft nicht mehr gilt, wo ökonomische Beweggründe zu unrichtigen Heiraten führen, die der Reichthum ermöglicht, während die Armuth die richtigen Heiraten hindert, und wo außerdem die Entwickelung der Sympathie als ein die natürliche Auswahl störendes Moment aufgetreten ist. Die erotische Sympathie wählt nämlich nach Motiven, die allerdings auf das Glück des Einzelnen abzielen, aber darum nicht die Veredlung der Rasse verbürgen. Und während ein anderer Schriftsteller, W. R. Greg — der die Frage in „Enigmas of Life“ behandelt hat — einen freiwilligen Verzicht auf die Ehe in jenen Fällen erhofft, wo dieselbe eine schlechte Nachkommenschaft erwarten läßt, befürwortet Galton hingegen sehr strenge Maßregeln, um die schlechten Menschenexemplare zu hindern, ihre Laster oder Krankheiten, ihre geistige oder physische Schwäche fortzupflanzen.

Andererseits tritt er dafür ein, mit allen Mitteln jene Heiraten zu fördern, bei denen der Stammbaum auf beiden Seiten eine ausgezeichnete Nachkommenschaft verspricht. Denn für ihn, wie später für Nietzsche, ist das Ziel der Generation die Hervorbringung starker genialer Persönlichkeiten.

Galton betont, daß der civilisierte Mensch durch sein Mitgefühl für schwache, lebensuntaugliche Individuen dazu beigetragen hat, deren Fortdauer zu unterstützen, während dies seinerseits die Möglichkeiten der Lebenstauglichen, die Gattung fortzupflanzen, verringert. Auch Wallace hebt bei verschiedenen Anlässen hervor, daß die Menschen in Bezug auf diese Fragen härter werden müssen, wenn die Art sich nicht verschlechtern soll; daß die moralischen, socialen und sympathischen Faktoren, die in der Menschheit dem Gesetz von „the survival of the fittest“ entgegegenwirkt und es den Niedrigstehenden möglich gemacht haben, sich am meisten zu vermehren, neuen Gesichtspunkten in der Betrachtung gewisser moralischer und socialer Fragen weichen müssen, wodurch dann das natürliche Gesetz durch den Altruismus

Digitized by Google

unterstützt werden wird, anstatt daß ihm wie bis jetzt dieses Gefühl entgegenwirkt.

Es liegt eine große Wahrheit in Spencers Gedanken, den Jemand gerade in diesem Zusammenhang angeführt hat: „Wir sehen den Keim zu vielen Dingen, die sich späterhin in einer Weise entwickeln, die keiner nun ahnt und tiefe Umwandlungen der Gesellschaft und ihrer Mitglieder bewirken, Umwandlungen, die wir nicht als unmittelbare Resultate zu hoffen haben, aber die wir als schließliche Folgen getrost erwarten können." Das Streben, die natürlichen Gesetze zu finden, von denen die Hebung oder das Sinken der Rasse abhängt, ist einer dieser Keime. Aber von der wissenschaftlichen Forschung auf diesem Gebiete gilt auch ein anderes, von der Wissenschaft oft übersehenes Wort desselben Denkers: „Zu dem Eifer, die Wahrheit zu entdecken, muß der Eifer kommen, sie für das Glück der Menschheit zu gebrauchen!" Doch erst wenn die Wissenschaft wirklich in gewissen Schlußfolgerungen zu Einigkeit gekommen ist, kann man erwarten, daß die Menschheit ernstlich ihre Selbstpurificierung beginnt. Aber dann wird es auch gewiß dazu kommen. Wenn man z. B. in Mc. Lennans „Primitive Marriage" oder Westermarcks „The Human Marriage" liest, welchen ehelichen Restrictionen die wilden Völker sich oft nur auf Grund abergläubischer Vorurtheile mit religiösem Gehorsam unterworfen haben, da dürfte die Hoffnung, daß die Kulturmenschen sich einmal vor wissenschaftlich bewiesenen Sätzen beugen werden, wohl nicht zu optimistisch sein?

Wallace befürwortet nicht so absolute Maßregeln wie Galton, um die Ehen der Minderwertigen zu hindern und die der Uebermenschen zu fördern. Er sieht ein, daß das Problem ungeheuer verwickelt ist. Unter anderem, weil die persönliche Erotik gerade aus dem Gesichtspunkt der Rassenveredlung außerordentlich wesentlich ist. Wenn die Menschen gleich Zuchtvieh gezüchtet werden könnten, so dürfte das wohl kaum den Uebermenschen hervorrufen! Die Menschenrace des Mittelalters sank, sagte Galton, weil die Besten in die Klöster flohen und die Schlechteren sich fortpflanzten. Aber wenn Galtons strenge Forderungen an jeden Stammbaum erfüllt werden müßten, bevor eine Ehe gestattet würde, müßte nicht nur die Ehe ihren tiefsten Inhalt verlieren, sondern auch die Race ihr edelstes Erbe.

Aber auch mit einer starken Begrenzung von Galtons Sätzen und einer weisen Einschränkung seiner Forderungen hat die Wissenschaft schon so viele der ersteren bestätigt, daß man im Ganzen genommen die Bedeutung der letzteren zugeben muß. Man weiß so, daß die ererbte Anlage bei den Kindern oft eine andere Gestalt annimmt als bei den Eltern; daß z. B. von 300 Idioten 145 Trinker zu Eltern hatten und daß die Epilepsie oft durch den gleichen Anlaß hervorgerufen wird. Man weiß, daß scheinbar gesunde Individuen oft in demselben Alter von einer Krankheit ergriffen werden, in dem die Eltern von derselben heimgesucht wurden. Andererseits giebt es auch erfreuliche Erfahrungen dafür, daß Individuen mit Willenskraft gewissen gefährlichen, erblichen Belastungen entgegenarbeiten können. Und was auch und mit vollem Recht in der Discussion über den Gegenstand hervorgehoben wird, ist die Möglichkeit, daß die krankhafte Anlage des einen Theils durch die Gesundheit des anderen bei den Kindern neutralisiert werden kann. Aber sowohl dieses wie viele andere Momente, ist, wie ich auch oben hervorhob, noch lange nicht ergründet.

Maudsley, der unter anderem eine Arbeit über „The Physiology and Pathology of Mind"*) geschrieben hat, hat besonders die Frage von der Erb-

*) Eine der bekanntesten älteren Arbeiten über diesen Gegenstand ist Prosper Lucas: Traité philos. et physiol. de l'hérédité naturelle (Paris 1850).

Digitized by Google

lichkeit der Geisteskrankheiten beleuchtet, obgleich auch in diesem Fall die nervösen und psychischen Krankheiten der Eltern bei den Kindern oft ihren Charakter verändern. Auch er fordert ein ärztliches Zeugnis vor der Eheschließung und verlangt, daß das Auftreten einer Geisteskrankheit in der Ehe einen gesetzlichen Grund zur Scheidung bilde. Und er hofft, daß ein „reiner" Stammbaum, in einem neuen Sinne des Wortes ebenso wichtig für die Ehen der Zukunft werden wird, wie für die des Adels in früheren Tagen. Einer von Maudsleys Sätzen ist so interessant, daß er hier angeführt werden soll, nämlich daß Väter, die ihre ganze Energie für die Erwerbung von Reichthum angespannt haben, entartete Kinder erhalten; denn die erwähnte Nervenspannung untergräbt das System ebenso unfehlbar wie Alkohol oder Opium! Sollte dieser Satz sich bestätigen, würde man noch einen Gesichtspunkt zu den vielen besitzen, die zeigen, wie lebensfeindlich das jetzige, nur auf Macht und Gewinn abzielende Gesellschaftsleben ist und wie nothwendig jene Umgestaltung des Daseins, die die Arbeit und die Production einem neuen Zwecke dienstbar machen wird: der Forderung jedes Menschen, ganz, allseitig und menschenwürdig zu leben und eine mit allen Möglichkeiten für ein ähnliches Leben ausgerüstete Nachkommenschaft hinterlassen zu können. Bricht dieser Tag an, dann wird man wie einen erschreckenden Atavismus auf dem Antlitz eines Kindes den Ausdruck entdecken, den ein Künstler der Gegenwart in dem Bilde des Knaben, der „mit der Zeit Millionär wird", bewahrt hat!

* * *

Schließlich will ich aus der Literatnr über diesen Gegenstand Nietzsches Werke hervorheben. Obgleich Nietzsche seine Gedanken vom Uebermenschen nicht unmittelbar auf Darwin's Theorien stützt, sind doch die ersteren, wie Georg Brandes kürzlich dargelegt hat, die große Konsequenz des Darwinismus, die Darwin selbst nicht einsah. In keinem Zeitgenossen ist die Gewißheit stärker gewesen als in Nietzsche, daß der Mensch so wie er nun ist, nur „eine Brücke" ist, nur ein Uebergang zwischen dem Thier und dem Uebermenschen; und im Zusammenhang damit sieht Nietzsche die Pflichten der Menschen für die Veredlung der Art ebenso ernst wie Galton, obgleich er seine Sätze mit der Stärke der Seher- und Dichterworte, nicht mit der der naturwissenschaftlichen Beweisführung ausspricht.

Die Literatur über diese Themen wächst mit jedem Tage, und die verschiedenen Meinungen prallen noch hart aufeinander. Solange dies der Fall ist, hat man allen Grund die Warnung des deutschen Sociologen Kurella zu beachten, der als er sich (in der Zukunft, Mitte der Neunzigerjahre) über diesen Gegenstand äußerte, Ammons umstrittenes Buch „Die natürliche Auslese beim Menschen" angriff und darlegte, daß man immer mit socialen sowohl wie mit anthropologischen Momenten rechnen müsse, wenn man der Entartung der menschlichen Gattung entgegenwirken wolle. Er betonte auch, daß ob nun die Darwin'sche Theorie — von der Erblichkeit erworbener Eigenschaften — oder die seiner Widersacher die siegreiche bleibt — d. h. die Theorie von einer unveränderlichen „Erbmasse", die von den Eltern auf die Kinder übergeht, so daß bessere Typen nur durch die neue Mischung der Eigenart des Vaters und der Mutter sowie durch die natürliche Auslese im Kampfe ums Dasein entstehen könnten — man doch behutsam sein muß, bevor man anfängt, auf Grund von anthropologischen Motiven social-politisch zu handeln. Er setzte schließlich mit vollem Rechte auseinander

Digitized by Google

daß das Material, das man in den Arbeiten von Spencer, Galton, Lombroso, Ferri, Ribot, Letourneau, Havelock Ellis, J. B. Haycraft, Colajanni, Sergi, Ritchie, u. A. besitzt, erst systematisch bearbeitet werden und der Sociologe auch Zoologe, Anthropologe und Psychologe werden müsse, bevor man neue Kulturpläne für die Erhebung des Menschengeschlechts durchführen soll und kann.

* * *

In Bezug auf die seelischen Anlagen meinen Einige — und das hat ja in unserer Zeit das Interesse für die Mütter berühmter Männer so sehr gesteigert — das die Ausnahmsbegabung meistens ihre Eigenart von der Mutter ererbt hat, wenn es ein Sohn, aber vom Vater, wenn es eine Tochter ist. Eine andere, schon eher ergründete Frage scheint die zu sein, daß, wenn in einer Familie die Anlagen in einem Sekulargenie ihren Culminationspunkt erreicht haben, dieses Genie dann entweder kinderlos bleibt, oder seine Kinder nicht nur gewöhnlich, sondern oft unbedeutend werden — sei es, daß die Natur ihre Productionskraft in der großen Persönlichkeit erschöpft hat, oder daß, wie man oft annimmt, die schaffende Kraft derselben in geistiger Richtung die Schaffenskraft in geschlechtlicher Beziehung verringert.

Im Zusammenhang mit der Erblichkeitsfrage steht die von der Entwickelung der Rassen. Schon im Anfange von „Origin of Species" hat Darwin gezeigt, wie wesentlich die reine Abstammung für die Heranziehung einer „edlen" Rasse ist, und auf diese Erfahrung stützt sich ein moderner Schriftsteller,*) der die Juden als das typische Beispiel für die Stärke der reinen Rasse hingestellt hat, ein Gedankengang, den einer der vornehmsten Repräsentanten des Judenthums, Disraeli auch in den Worten ausgedrückt hat: „Rasse ist alles: es giebt keine andere Wahrheit, und jede Rasse, die sorglos Blutvermischung zuläßt, geht unter." Andere Gelehrte hingegen halten gewisse Rassemischungen für höchst ersprießlich für die Nachkommenschaft.

Ein finnischer Sociologe**) hat die Bedeutung, die die Schönheit für die Liebe und so für die Rasse erlangt hat, gut motiviert, indem er darlegte, wie der Mensch als körperliche Schönheit die volle Entwickelung all jener Züge aufgefaßt hat, die dem menschlichen Organismus im Allgemeinen, den beiden Geschlechtern im Besonderen und der Rasse in erster Linie ihr Gepräge geben. Er meint, daß dies darauf beruht, daß Individuen mit diesen Zügen gerade die ihren Lebensaufgaben am besten Angepaßten sind. Es wird so eine Folge der natürlichen Auslese, daß gerade jene Individuen am schönsten gefunden und am meisten begehrt werden, die zuerst als Menschen am besten die allgemeinen Aufgaben des menschlichen Organismus erfüllen, als Geschlechtswesen die ihres Geschlechts und die als Rassewesen am besten den sie umgebenden Bedingungen angepaßt sind. Im Kampfe ums Dasein sind diejenigen besiegt worden, welche von Menschen abstammen, deren Liebesinstinkte sie zu Individuen zogen, welche jenem Kampfe schlecht angepaßt waren, während die Siegenden hingegen Kinder glücklich angepaßter Individuen sind. So hat sich der Geschmack ausgebildet, nach dem die beste Anpassung als die höchste Schönheit erscheint. Diese ist gleichbedeutend mit Gesundheit, mit Stärke, den Angriffen der Außenwelt zu widerstehen; während jede größere Abweichung vom reinen Typus des Geschlechts und der Rasse einen geringeren Grad von Anpassungsvermögen in sich schließt, d. h. von Gesundheit und so auch von Schönheit.

*) H. S. Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts.
**) E. Westermarck: The human marriage.

Digitized by Google

Ein anderer Schriftsteller hat den Fuß als Beweis für diese Sätze angeführt. Der schmale hochgewölbte Fuß mit feinem Knöchel wird ja — sagt er — als der schönste betrachtet. Aber dieser findet sich nur zugleich mit einem feinen, starken und elastischen Knochenbau vor. Ein solcher Fuß bekommt außerdem durch seine starke Elasticität eine größere Tragkraft als der platte Fuß. So erleichtert der hochgewölbte Fuß beim Gehen und Springen die Thätigkeit der Lungen und des Herzens. Diese macht wieder den Gang elastisch, fest und leicht, behend und stolz, was, aus demselben Grunde wie die Schönheit des Fußes selbst, als ein Rassezeichen angesehen wird. Diese physische Kraft und Leichtigkeit wirkt auf den Muth, auf das Selbstvertrauen zurück und steigert so das Herrschergefühl und die Lebensfreude, die eines der Merkmale des Adelsmenschen sind.

In welchem Maaße diese Beweisführung in diesem einzelnen Falle Stand hält oder nicht, beweist nichts gegen die Wahrheit der Grundanschauung, auf der sie ruht und die sich allmählich durchringt, die Anschauung, nach der Seele und Körper sich unter Anpassung an die Umgebung gegenseitig aufbauen.

Es gilt so, nicht nur herauszufinden, welche Bedingungen die beste Auslese geben, sondern auch welche äußere Bedingungen die schon durch die natürliche Auslese begründeten Eigenschaften stärken oder schwächen. Man hat so wieder die Bedeutung der körperlichen Uebungen eingesehen, und nachdem man die schmerzlichen Erfahrungen gemacht hat, die nothwendig sind, um die Folgen der Uebertreibung und Ueberanstrengung, der Wettraserei und der Sportthorheit zu hindern — die sich besonders für die Frauen mit Hinblick auf die Mutterschaft oft verhängnißvoll gezeigt haben — wird Sport und Spiel, Gymnastik und Fußwanderung, Natur- und Freiluftsleben eine der herrlichsten Quellen für die psychische und physische Erneuerung der Generation werden.

In dem Gedanken an diese Erneuerung hat man auch auf den Einfluß der Kunst hingewiesen. So hat man z. B. gezeigt, wie ein Burne-Jones den neuen englischen Frauentypus geschaffen hat, der sich unter einer allmählich sich vollziehenden Anpassung an den vornehmen und stillen Stil bildete, der durch ihn als der mustergiltige angesehen wurde! Es wird behauptet, daß man nur eine Schaar junger Engländerinnen vor seinen Bildern zu sehen brauche, um zu merken, wie nicht nur der Ausdruck, sondern auch die Gesichter eine auffallende Uebereinstimmung zeigen! Der Künstler hat der Jugend dieses Gepräge aufgedrückt, bevor sie noch bewußt war; sie sind vor diesen Formen aufgewachsen, haben sie in ihren Bilderbüchern gesehen, sie wurden in Kleider vom einem Schnitte gekleidet, der auf die Bilder des Meisters zurückzuführen ist. Ja, noch mehr: aus denselben Gründen, aus denen der griechische Reiz von der statuesken Schönheit beeinflußt wurde, mit der sich die Mütter umgaben, sollen die jetzigen Mütter ihren Kindern den Burne-Jonestypus vererbt haben! In der Antike glaubte man ja auch in anderen Fällen — z. B. bei der Erreichung des erstrebten blonden Haars — daß man dieses, sein Ziel, vorsätzlich erreichen könne.

Was die Bedeutung derartiger äußerer Einflüsse auf die Mütter betrifft, hat man doch noch zu wenig Material, um darauf Folgerungen aufzubauen; und auch in diesem Falle sind die Gelehrten unter einander uneinig. Ich habe darum nur im Vorbeistreifen auch dieses Moment unter den unzähligen erwähnen wollen, die ergründet werden müssen, bevor die Menschen schließlich sicheren Einblick in die Bedingungen der Menschenwerdung erhalten. In Ermangelung wissenschaftlicher Kenntnisse konnte

Digitized by Google

ich nur die Literatur und die umfassenden Untersuchungen andeuten, durch die man im vorigen Jahrhundert angefangen hat, Licht über die Räthsel des Werdens zu verbreiten. Noch ruht Dunkelheit über vielen derselben. Aber des Menschen Geist schwebt nun über den Tiefen und wird allmälig eine neue Schöpfung aus ihnen hervorrufen!

Im Zusammenhang hiermit steht die Entwickelung neuer Rechtsbegriffe auf diesen Gebieten. Während die heidnische Gesellschaft in ihrer Härte die schwachen oder verkrüppelten Kinder aussetzte, ist die christliche Gesellschaft in der „Milde" so weit gegangen, daß sie das Leben des physisch und psychisch unheilbar kranken und mißgestalteten Kindes zur stündlichen Qual für das Kind selbst und seine Umgebung verlängert. Noch ist doch in der Gesellschaft — die unter anderem die Todesstrafe und den Krieg aufrecht erhält — die Ehrfurcht vor dem Leben nicht groß genug, als daß man ohne Gefahr das Verlöschen eines solchen Lebens gestatten könnte. Erst wenn ausschließlich die Barmherzigkeit den Tod giebt, wird die Humanität der Zukunft sich darin zeigen können, daß der Arzt unter Controle und Verantwortung schmerzlos ein solches Leben auslöscht. Hingegen aber behält diese christliche Gesellschaft noch immer den Unterschied, zwischen „ehelichen" Kindern und „Kindern der Sünde" bei, ein Unterschied, der mehr als irgend ein anderer dazu beiträgt, die wirklich ethische Auffassung der Elternpflichten irre zu leiten. Solange nicht jedes Kind sowohl Vater wie Mutter gegenüber ganz dasselbe Recht hat und beide Eltern jedem Kinde gegenüber ganz dieselbe Pflicht, ist noch nicht einmal der Grundstein zu der zukünftigen Sittlichkeit im Zusammenleben zwischen Mann und Weib gelegt.

Die Gesellschaft wird einmal die Gestaltung der erotischen Verhältnisse als die Privatsache der mündigen Individuen ansehen. Die Liebenden, die Verheiratheten werden sich als vollkommen frei betrachten und auch so betrachtet werden; bindende Versprechungen in bezug auf Gefühle, eigenthumsrechtliche Forderungen in Bezug auf die Persönlichkeit werden ja schon jetzt von feinfühligen und entwickelten Menschen als ein Ueberbleibsel niedrigerer erotischer Gefühle angesehen, Gefühle, verunstaltet durch Machtgier und Eitelkeit, Grausamkeit und blinde Leidenschaft. Man fängt an einzusehen, daß die vollkommene Treue nur durch die vollkommene Freiheit zu erringen ist; der vollkommene Wesensaustausch nur in vollkommener Freiheit statthaben kann; die vollkommene Güte nur bei vollkommener Freiheit zu erwachsen vermag. Wenn jeder aufhört, die Gefühle und Stimmungen, die Gewohnheiten und Neigungen des anderen nach seinen eigenen zwingen und beugen zu wollen; wenn jeder die Fortdauer des Gefühls des anderen als ein Glück betrachtet, nicht als ein Recht; wenn jeder das mögliche Aufhören dieses Gefühls als einen Schmerz erlebt, nicht als eine Verunrechtung — dann erst ist zwischen den Seelen der reine, kühle, freie Raum, in dem jeder sich mit voller Selbstbestimmung bewegen und Beide in voller Einheit verschmelzen können.*)

*) Das junge amerikanische Paar, das kürzlich unter nachfolgendem Uebereinkommen getraut wurde, ist in dieser Hinsicht prophetisch für die Zukunft. Das Uebereinkommen lautete im Wesentlichen wie folgt:

„Ich glaube," sagte die Braut, „daß eine wahre Ehe eine innere Herzens- und Seelensverwandtschaft zwischen Mann und Frau ist. Da ich glaube, daß eine solche Verwandtschaft zwischen uns besteht und daß wir mit einander harmonieren werden, verpflichte ich, N. N. mich in Anwesenheit dieser Zeugen, N. N.'s Frau zu werden und gelobe, alles mit ihm zu theilen, was des Lebens Wechselfälle mit sich bringen mögen; in Schmerz und Freude, in Krankheit und Gesundheit, ob die Welt hell oder düster aus-



Digitized by Google

Für die Treue wird die Freiheit keine Gefahr. Die Art von Treue, die Kirche und Gesetz gefordert haben, ist gewiß ein bedeutungsvolles Erziehungsmittel gewesen. Aber das Mittel ist ein solches, das nunmehr dem Ziele entgegenwirkt. Denn es hat die Besitzrechtgefühle hervorgerufen, die zu Achtlosigkeit in dem Kultus der Liebe führten; die Zwangsforderungen, die Feindlichkeit in Seele und Sinn weckten; die Menschenfurcht, die alle Art von Unredlichkeit, alle mögliche Heuchelei zwischen den Gatten sowie gegenüber der „Welt" gezeitigt hat. Wenn die Bande des Zwanges wegfallen, wird hingegen das Gefühl erstarken. Denn wenn die äußeren Stützen der Treue fehlen, wird die Kraft dazu von innen geschöpft werden. Obgleich die Menschen immer der Möglichkeit tiefer Irrthümer über sich selbst und den Gegenstand ihrer Liebe ausgesetzt bleiben; obgleich die Zeit stets Menschen oder Gefühle verändern kann; obgleich so selbst in einer aus gegenseitiger Liebe eingegangenen Ehe Verhältnisse entstehen können, die Nietzsche's Gedanken, daß es besser ist, die Ehe zu brechen, als sich von ihr brechen zu lassen, Recht geben — so wird doch die Freiheit im großen Ganzen die Treue fördern, die stets eine Stütze an der Erfahrung ihres psychologischen und ethischen Werts haben wird.

Nicht durch eine Folge von leicht geknüpften und leicht gelösten Verbindungen bereitet man sich für das Glück der großen Liebe vor. Die freiwillige Treue ist ein Adelszeichen, weil sie den Willen voraussetzt, sich um den Kern seines Lebensinhalts zu konzentrieren, weil sie die Einheit mit unserem eigenen innersten Ich einschließt! Das gilt von der erotischen Treue wie von aller anderen Treue. Erst wenn die Liebe die Frömmigkeit des Werktags und die Andacht der Feierstunden ist; wenn sie unter steter Aufmerksamkeit der Seele gehegt wird; wenn sie eine unabläßige Steigerung — oder warum nicht das alte, schöne Wort „Heiligung" gebrauchen — der Persönlichkeit mit sich bringt, erst dann ist die Liebe groß. Dann besitzt sie auch ein höheres Recht als eine frühere Verbindung, weil sie dann gerade die Treue gegen unser eigenes höchstes Ich bedeutet. Aber überall, wo sie nicht diesen Charakter hat, hat sie auch nicht dieses Recht. Sie ist dann ein kleines Gefühl, selbst wenn sie durch eine große Leidenschaft verschönt wird. Und die Kinder, die aus flüchtigen Verbindungen hervorgehen, werden oft ebenso halb, als ihr Ursprung es war. „Die große Liebe ist," wie ein junger Arzt kürzlich schrieb, „nur die, welche so tief ergreift, daß man nach ihrem Verluste nicht mehr ein Ganzes, sondern die Hälfte eines Ganzen ist, obgleich die Natur die Generation gegen Vernichtung geschützt hat, indem sie die Möglichkeit gab, mehr als einmal zu lieben. Aber was das Ideal der Natur ist, darüber können wir nicht im Zweifel sein! Die Rasse, die entstehen würde, falls jungen Männern und Frauen die Möglichkeit gegeben wäre, sich zu vereinigen, wenn die erste Liebe von ihnen Besitz ergreift — jene Liebe, die die tiefste ist — diese Rasse würde gesund und stark werden und eine andere als die unsere. Aber wenn jetzt die Jugend

---

sieht, ihm zur Seite zu stehen . . . . so lange die Liebe unsere Herzen vereinigt und unsere Seelen mit einander verschmolzen sind."

Der Bräutigam sagte: „Mit dem ganzen Vertrauen der Liebe erkenne ich meiner Frau jedes Recht zu, das ein Mann seiner Gattin geben kann. Ich will mir weder Liebe erzwingen, noch irgend einen Anspruch auf rechtlichem Wege geltend machen. Nur solange die Liebe von selbst gegeben wird, ist sie Liebe. Ich will nie versuchen ein anderes widerstrebendes Wesen mit dem meinen zusammenzufesseln. Darum erkläre ich, N. N. vor diesen Zeugen, daß ich N. N. zu meiner Frau nehmen will, solange als Liebe und Weisheit uns vereinen. Ich verpflichte mich, sie nicht in der Ausübung des Berufes zu hindern, den sie erwählt hat, ihre weitere Entwickelung nicht zu hemmen . . . ."

Digitized by Google

liebt, hat sie selten die Mittel, sich zu vereinigen, und wenn sie die Mittel haben, dann ist das, was sie zu einer ehelichen Vereinigung führt, nicht das tiefste, was sie gefühlt haben, sondern etwas, das, wenn es nicht verfälscht ist, doch ein Surrogat bleibt."

Eine solche Umgestaltung der Gesellschaftsbedingungen und der individuellen Betrachtung der echten Werte des Lebens, die zur Folge hätte, daß die jungen Männer und Mädchen zwischen zwanzig und dreißig Jahren die Möglichkeit erhielten, ein eigenes Heim zu gründen und die Fähigkeit, in einfachen Verhältnissen Glück zu empfinden, wäre eine der wesentlichsten Grundbedingungen für die Entstehung eines neuen Geschlechtes, zugleich mit dem antiken Gefühl für den Herd als einen Altar, für das Liebesleben als einen Gottesdienst. Erst durch eine solche Umgestaltung läßt sich erwarten, daß das tiefste Elend der Gesellschaft, die Prostitution, gehemmt werden kann; erst nach dieser Umgestaltung kann man mit vollem Recht von der Jugend die Selbstbeherrschung verlangen, die für die neue Generation die besten Voraussetzungen zu ihrer gesunden Entstehung schafft.

So wie die Verhältnisse jetzt sind, steht es fest, daß ebenso wie es tief unsittliche unverheiratete Mütter giebt, man auch solche von tiefer Sittlichkeit findet, die Mütter wurden in einer großen, reinen Liebe zu dem Vater ihres Kindes, aber die aus verschiedenen Gründen mit diesem nicht in „gesetzlicher" Ehe vereint sind. Und auch wenn die Schließung der Ehe erleichtert wird, dürfte doch immer eine solche Mutterschaft der einsamen Frauen fortbestehen.

Björnstjerne Björson eiferte — zu derselben Zeit, zu der er im Norden seine „Sittlichkeitsvorträge" hielt — dafür, daß die Frau, die die Mutterschaft wünschte, aber ihrer Ansicht nach nicht für die Ehe taugte, als voll berechtigt zu der ersteren ohne die letztere betrachtet werden solle, falls sie nämlich gegen das Kind ihre mütterlichen Pflichten erfüllte. Und dieser Gedanke hat ganz gewiß die Zukunft für sich. Mir ist z. B. ein Fall bekannt, in dem ein voll entwickeltes, nicht mehr junges Weib kurz vor ihrer Trauung einsah, daß die Temperamente und Verhältnisse jedes der Theile die Ehe zu einem Unglück für Beide machen würde. Sie stand darum von der Trauung ab, brachte ihr Kind unverheiratet zur Welt, erzieht es nun, offen und hingebungsvoll, und es ist ihr so gelungen, sich sowohl die Liebe des Vaters des Kindes zu bewahren, wie den Arbeitsfrieden für sich selbst und ihn. Sie besitzt nun außerdem neben dem Mutterglück die Möglichkeit selbst ihre Pflichten als Tochter zu erfüllen — während das eheliche Zusammenleben all dies für alle Theile zerstört hätte! Hier ist einer der vielen Fälle aus der großen Beispielsammlung des Lebens, die zeigt, wie thöricht die Gesellschaftsforderung ist, die vielfältige Menschennatur in für alle gleiche Formen zu pressen, mit einer für alle in gleicher Weise abgesteckten Pflichtensphäre!

Aber die Pflichtensphäre, die sich immer erweitern wird, ist die, die das Recht des Kindes umschließt. Doch dürften auch deren Grenzen in Zukunft in ganz anderer Weise gezogen sein als jetzt. Als das oberste Recht des Kindes wird es dann betrachtet werden, daß es nicht in einer disharmonischen Ehe geboren wird. Vor allem deshalb muß die Ehe frei werden, das will sagen, daß die Gatten sich nach gegenseitigem Uebereinkommen frei trennen können, und nur bei der Schließung der Ehe, wie bei ihrer Auflösung gewisse Pflichten gegen die Kinder auf sich nehmen müssen. Solche gesetzlichen Verfügungen wären wohl oft auch in diesem Falle überflüssig. Aber in anderen können sie von Bedeutung sein, und in



Digitized by Google

welchem Falle immer werden sie kein Hindernis für die Entwickelung des Verhältnisses zu den Kindern, während hingegen die jetzigen ehelichen Zwangsgesetze — sowohl in Bezug auf die Scheidung wie auf die Vormundschaft des Mannes u. s. w. — Hindernisse für eine höhere Entwickelung des Zusammenlebens zwischen Mann und Weib geworden sind.

Nicht das strammere Anziehen der ehelichen Bande wird die Kinder davor behüten, in einem zerstörten Heim heranzuwachsen: sondern ein vertiefter Ernst bei dem Eingehen der Ehe, aber vor allem ein vertieftes Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber den Kindern selbst. Dieses wird es ermöglichen, daß die Gatten, die sich in ihrem ehelichen Glück enttäuscht sehen, doch eine friedevolle Resignation, eine hohe Würde bei einem fortgesetzten Zusammensein bewahren können, wenn sie fühlen, daß dies für die Kinder, die schon vorhanden sind, die beste Lösung des Konflikts ist. Aber diese Würde setzt voraus, daß kein fortgesetztes eheliches Zusammenleben, sondern nur die Elternschaft sie vereint. Nur so kann es den Kindern wirklich Nutzen bringen, daß die Ehe nicht gelöst wird, während die im Innersten getrennten Gatten keinem neuen Wesen das Leben schenken.

Der leichtsinnig eingegangenen Ehen sind viele, der leichtsinnigen Scheidungen wenige, zum Mindesten in den Fällen, wo Kinder vorhanden sind. Nicht die Gebote des Gesetzes, sondern die des Blutes wirken schon jetzt in diesem Falle zurückhaltend; nicht der Urtheilsspruch der Gesellschaft, sondern der der Kinder erscheint als der vernichtende. Aber diese tiefen Motive sind ebenso entscheidend bei der freien Verbindung wie bei der gesetzlichen, und an dem Vater oder der Mutter, die nur durch Zwang bei ihren Kindern zurückgehalten wird, haben die Kinder nicht viel zu verlieren! Es gilt, für die ungeschriebenen Verpflichtungen, die vom Gesetz zum großen Theile unbestimmbaren, das Gewissen der Väter und Mütter zu wecken, um so bessere Sitten zu bilden. Dazu bedarf es vielleicht bis auf weiteres neuer Gesetze; ganz gewiß bedarf es des Aufräumens mit den veralteten Rechtsbegriffen, die einmal ihre Aufgabe als Erzieher zur Sittlichkeit erfüllt haben, aber nun der höheren Sittlichkeit im Wege stehen. Der Mann als Verführer oder die Frau als Verführerin — das Leben des jungen Weibes oder des jungen Mannes verwüstend, oder den Frieden einer glücklichen Ehe störend — dieser Typus wird von einer immer steigenden Verachtung getroffen werden, je mehr man es lernt, das herzlose Spiel männlicher oder weiblicher Eroberungslust, die genußsüchtigen, seelenlosen Forderungen der Sinne von denen der Liebe zu unterscheiden, je mehr man den Begriff der geschlechtlichen Sittlichkeit gleichbedeutend macht mit dem Verantwortlichkeitsgefühl gegen die neue Generation.

Die der eigenen tiefen Absicht der Natur entgegenwirkende Befriedigung des natürlichen Triebes ist es, die Individuen und Völker zerstört. Aber wie gesagt, nicht durch Ausrottung der Sinnlichkeit wird es gelingen, diesen Verheerungen Einhalt zu thun.

Es ist freudig zu begrüßen, wenn der Dichter die vom Verantwortlichkeitsgefühl losgelöste Herrschaft der Sinnlichkeit bekämpft. Aber es ist unheilvoll, wenn diese Sinnlichkeit von ihm gleichbedeutend mit dem Begriffe Liebe gemacht wird. Nicht dadurch, daß man die Liebe zu bloßer Sinnlichkeit erniedrigt, auch nicht dadurch daß man sie zu bloßer Geistigkeit ätherisiert, wird das Menschengeschlecht aus der erniedrigenden Herrschaft des Triebes erlöst werden. Dies geschieht, wie ich oft und zuletzt hier oben dargelegt habe, nur dadurch daß die Sinnlichkeit zu Liebe erhöht wird — das will mit anderen Worten sagen, daß die geistige Wesenseinheit, die

Digitized by Google

Hingebung der Zärtlichkeit, die Sympathie der Seelen, die Arbeitsgemeinschaft und die kameradschaftliche Freude ebenso tief entscheidende Momente in dem erotischen Glücksgefühl und dem erotischen Zauber werden wie die Anziehung der Sinne. Dieser Reichthum an Zusammengehörigkeitselementen ist es, der die Treue der Liebe in innerem, nicht nur in äußerem Sinne erhält; diese Frühlingsluft des Seelenvollen erhält den sinnlichen Zauber frisch, während jedes Verhältnis — die gesetzliche Ehe wie die freie Verbindung — sehr bald das Glück verbraucht und den Ueberdruß zurückgelassen hat, wenn nur eine sinnliche Verliebtheit, nicht das seelenvoll-sinnliche, geistig-sympathische Zusammengehörigkeitsgefühl der Inhalt der Liebe gewesen ist.

Die verantwortungsvolle Verpflichtung gegen die Kinder wird umso strenger werden, je mehr die Gesellschaft es lernt, als eine ihrer vornehmsten Aufgaben die Verhinderung alles unverschuldeten, sinnlosen Leidens zu betrachten.

Die „Sittlichkeit" der Zukunft wird nicht darin bestehen, daß man der Heiligkeit der Familie die sogenannten „Bastards" opfert, die von der Natur oft reich ausgerüstet sind, aber durch die jetzt herrschende Rechtsauffassung eine solche Behandlung erhalten, daß sie oft dadurch „Bastards" werden, erfüllt von Rachsucht gegen die Gesellschaft und die verkehrten Rechtsbegriffe, deren Opfer sie sind. Die Kindermorde, die Phosphorvergiftungen, die „Engelmacherei" — alles hängt mit diesen verkehrten Rechtsbegriffen zusammen. Aber alle diese Folgen sind doch weniger unheilvoll, als die, welche die Gesellschaft sich durch jene „unehrlichen" Kinder zuzieht, die wohl nicht physisch, aber psychisch untergehen. In ihnen sind häufig nicht nur gute Kräfte verloren gegangen, sondern gesellschaftszerstörende Kräfte entwickelt worden. Als ganz Europa über den Mord der Kaiserin Elisabeth schauderte, da erschien mir vor allem eine Thatsache schaudervoll, nämlich das Bekenntnis des Mörders: Ich weiß nichts von meinen Eltern!

Die Zeit wird kommen, in der das Kind als heilig angesehen werden wird, selbst wenn die Eltern mit profanen Gefühlen dem Mysterium des Lebens genaht sind; die Zeit, in der jede Mutterschaft als heilig betrachtet werden wird, wenn sie durch ein tiefes Liebesgefühl veranlaßt war und tiefe Pflichtgefühle hervorgerufen hat.*)

Dann wird man das Kind, das sein Leben von gesunden, liebenden Menschen empfangen hat und das dann in Weisheit und Liebe erzogen wird, ein „eheliches" nennen, auch wenn seine Eltern sich in voller Freiheit vereinigt haben.

Dann wird man das Kind, das in einer liebelosen Ehe geboren oder durch die Schuld der Eltern mit körperlicher oder geistiger Krankheit belastet ist, als „unehelich" betrachten, und wären dessen Eltern auch vom Papste in der Peterskirche getraut! Und nicht auf die unvermählte, zärtliche Mutter eines strahlend gesunden Kindes wird der Schatten der Mißachtung fallen, sondern auf die „legitime" oder illegitime Mutter eines durch die Missethaten seiner Vorväter entarteten Wesens.

* * *

In Harald Gote's viel umstrittenem Drama „Das Junge des Löwen" fallen folgende Repliken zwischen einem älteren und einem jüngeren Mann:

*) Man sehe den Roman „Mutterrecht" von Helene Böhlau.

Digitized by Google

Der Aeltere: Das nächste Jahrhundert wird das Jahrhundert des Kindes — sowie dieses das der Frau war. Und wenn das Kind zu seinem Rechte gekommen ist, dann ist die Sittlichkeit vervollkommnet. Dann weiß jeder Mensch, daß er an das Leben, das er hervorruft, mit anderen Banden geknüpft ist, als jenen, die die Gesellschaft und die Gesetze auferlegen . . . Du begreifst, daß ein Mann von seiner Vaterpflicht nicht loskommen kann — und wenn er auch rings um die Erde führe. — Ein Königreich kann gegeben und genommen werden — aber nicht eine Vaterschaft.

Der Jüngere: Ich weiß es.

Der Aeltere: Aber damit ist noch nicht alle Gerechtigkeit erfüllt — daß man sorgsam das Leben erhält, das man geweckt hat. Kein Mann kann früh genug die Frage bedenken, ob und wann er das Recht, Leben hervorzurufen . . . .

Diese Aeußerung hat mir den Titel zu dieser Schrift und den Ausgangspunkt zu meiner Behauptung gegeben, daß das erste Recht des Kindes das ist, seine Eltern zu wählen.

Was dabei in erster Linie in Betracht kommen muß ist der Gedanke, den darwinistische Schriftsteller immer mehr hervorheben: daß die Naturwissenschaften — zu denen man ja nunmehr auch die Psychologie rechnet — die Grundlagen der Rechtswissenschaft sowie der Pädagogik werden sollen. Der Mensch muß die Gesetze der natürlichen Auslese kennen lernen und in dem Geiste dieser Gesetze handeln. Man muß die Gesellschaftsstrafen in den Dienst der Entwicklung stellen, sie müssen eine Schutzmaßregel der natürlichen Auslese werden. In erster Linie muß dies dadurch geschehen, daß der Verbrechertypus — dessen Eigenart als solchen jedoch nur der Gelehrte bestimmen kann — verhindert wird, sich fortzupflanzen, damit seine Eigenschaften sich nicht seiner Nachkommenschaft vererben.

Das Menschengeschlecht wird so allmälig von den Atavismen befreit werden, die vorhergehende niedrigere Entwickelungsstufen reproducieren. Dies ist die erste Voraussetzung für die Evolution, durch die die Menschheit es vermag, in sich selbst

— — — let the ape and tiger die.

In zweiter Linie kommt dann die Forderung, daß die mit erblichen physischen oder psychischen Krankheiten Belasteten diese nicht einer Nachkommenschaft vererben.

Was nun diese Erblichkeit betrifft, so sind die Meinungen darüber noch in hohem Grade getheilt. So stehen sich große Autoritäten in der Frage der Tuberkulose gegenüber, die der eine für erblich hält, der andere für nur durch Ansteckung übertragbar, so daß, wenn das Kind z. B. von der tuberkulosen Mutter fortgenommen würde, keine Gefahr für dasselbe bestände. Auch über die Erblichkeit des Krebses sind die Ansichten in gleicher Weise getheilt. Ueber andere Krankheiten hingegen hat man volle Gewißheit. Was die Fallsucht betrifft, hat ja die Gesetzgebung schon eingegriffen, obgleich das Gesetz in der Praxis nicht immer befolgt wird. Aber in Beziehung auf Syphilis, Alkoholismus und mehrere Fälle „nervöser" Belastung — die in verschiedenen Formen die Kinder am Sichersten heimsuchenden Krankheiten — hat die Gesetzgebung noch nichts gethan!

Es giebt eine alte Redeweise, daß man seinen Eltern für das Leben Dank schuldig sei. So können unsere Eltern, das weiß ich selbst aus Erfahrung, selbst die Erben der körperlichen und seelischen Gesundheit gewesen sein, die die Folge davon ist, daß Muttereltern, Vatereltern und Voreltern alle frühe, richtige und glückliche Ehen geschlossen haben! Aber in den

Digitized by Google

meisten Fällen müßten die Eltern umgekehrt die Kinder für deren Dasein um Verzeihung bitten.

Sei es, daß man mit Menschen spricht, die in Noth oder Verbrechen versunken sind; oder mit Menschen, die an Nervosität und anderen Krankheiten leiden oder schließlich mit Menschen, die seelisch zerrissen sind, so kann man in den meisten Fällen überzeugt sein, daß sie als die tiefste Ursache, irgend einen Umstand bei ihrer Geburt oder in ihrem Kindheitsbewußtsein bezeichnen. Bald sind sie von zu jungen oder zu alten, bald von kränklichen Vätern und Müttern geboren, bald im Rausche, bald von einer durch Arbeitsplage oder eine große Kinderschaar bedrückten Mutter. Oder sie haben das Leben aus Ehen empfangen, die ohne Liebe geschlossen oder nach dem Aufhören der Liebe fortgeführt wurden; sie sind in Widerwillen empfangen, unter Aufruhrsgefühlen getragen worden, schon in ihrem Blute den Keim der Disharmonie oder des Lebensüberdrusses tragend. Unzählige Abnormitäten — darunter der Männerhaß bei Frauen — können auf diese Ursachen zurückgeführt werden. Oder sie sind schließlich in einem Heim erzogen, in dem sie unter Unterdrückung oder schlechten Vorbildern oder strittigen Einflüssen gelitten haben.

So stark ist schon das Bewußtsein von der Bedeutung der Erblichkeit geworden, daß junge Menschen — die selbst eine durch Generationen angesammelte „Belastung" in der einen oder anderen Hinsicht getragen haben — anfangen einzusehen, daß es ihre Pflicht ist, lieber auf die Elternfreude zu verzichten, als ihr unglückseliges Erbe auf eine neue Generation zu überwälzen. Ich kenne eine Frau, in deren Familie väterlicherseits und mütterlicherseits Geisteskrankheit erblich war und die darum, obgleich selbst gesund, darauf verzichtete, sich mit dem Manne, den sie liebte, zu verheirathen. Ich weiß von einer anderen, die ihre Verlobung löste, weil sie sich überzeugt hatte, daß der Mann, den sie liebte, ein Trinker war und sie ihren Kindern nicht einen solchen Vater geben wollte. Besonders in diesem Punkte sündigen die Frauen in der Ehe, sündigen aus Unwissenheit darüber, daß Epilepsie und andere Krankheiten — vor allem Alkoholismus — oft die Folge davon sind, daß ein Kind durch einen berauschten Vater gezeugt wurde. Eine junge Frau könnte keinen sichereren Prüfstein für den Gehalt ihres Gefühles für einen Mann haben, als ob sie bei dem Gedanken, seine Eigenschaften auf ihr Kind vererbt zu sehen, jubelnde Freude oder quälende Unruhe empfindet!

Die Männer sündigen nicht nur im Rausche gegen das kommende Geschöpf, sondern auch in anderen Beziehungen, wo die Folgen noch vernichtendere sind.

Doch auch das Gewissen der Männer hat zu erwachen begonnen, und das äußert sich theils in dem Vorsatz, von der Ehe abzustehen, wenn sie wissen, daß sie ein schlechtes Erbe zu überliefern haben, theils in anderen Handlungen der Sittlichkeit, wie z. B. den folgenden.

Ein junger Mann — selbst Arzt — hatte sich für gesund gehalten, als er sich verheirathete. Er entdeckte seinen Irrthum und war nun vor die Wahl gestellt, seiner Frau zu schaden, oder von ihr zu lassen. Da sie einander tief liebten, war der einzige Ausweg, sich zu trennen. Denn die Ehe nur als Freunde fortzusetzen fand er unmöglich und unrecht, weil dies der Frau das Mutterglück geraubt hätte. Er wählte den Tod, den er sich so gab, daß die Frau ihn durch einen Unglücksfall verursacht glaubte.

Ebenso handelte ein anderer Mann, der — nachdem er mehrere Jahre

Digitized by Google

verheirathet gewesen war und drei Kinder gehabt hatte — erfuhr, daß er der Halbbruder seiner Frau war.

Aber sowohl die sittlichen Handlungen dieser Männer wie die der vorhin erwähnten Frauen sind vorderhand noch zerstreute Einzelfälle. Es bedarf der Entwickelung vieler Generationen, bis es der Frau zum Instinkte wird — zum unwiderstehlich gebieterischen Instinkt — keinen physisch oder psychisch verkommenen oder entarteten Mann zum Vater ihrer Kinder zu machen. Der Instinkt des Mannes ist in dieser Richtung schon stärker. Aber er ist dagegen wieder abgestumpft durch einen veralteten Rechtsbegriff, nach dem die Frau sich noch immer als einer Pflicht Forderungen unterwerfen muß, gegen die ihr ganzes Wesen sich sträubt. Die Frau hat in dieser Hinsicht nur eine Pflicht, eine unumstößliche, eine, gegen die jede Uebertretung eine Sünde ist, die, daß das neue Wesen, dem sie das Leben giebt, in Liebe und Reinheit gezeugt und empfangen sei, in Gesundheit und Schönheit, in voller wechselseitiger Harmonie, vollem gemeinsamem Willen, vollem gemeinsamem Glück — niemals im Rausche, in stumpfer Gewohnheit, in Ueberdruß, mit getheiltem, mit aufrührerischem Sinn. Bis die Frauen diese ihre Pflicht nicht einsehen, wird die Erde noch immer von Wesen bevölkert sein, die im Augenblicke des Entstehens schon um die besten Voraussetzungen der Lebensfreude und Lebenstauglichkeit bestohlen worden sind. Zuweilen zeigen sie früh und offenkundig die Zeichen der Degeneration oder Disharmonie. Zuweilen scheinen sie lange blühende und kräftige Menschenexemplare zu sein — bis sie in irgend einem entscheidenden Augenblick zusammenbrechen, durch jenes unzureichende Maß physischer oder psychischer Widerstandskraft, das durch ihren Ursprung selbst verursacht ist.

Was die Ehen zwischen gesunden und fertigen Individuen betrifft, so kann hier niemals das Gesetz, nur die Sitte ihren Einfluß zum Besseren üben. Erst wenn die Kinder schon vom zartem Alter an ihr Wesen und ihre zukünftige Aufgabe als Geschlechtswesen kennen lernen, können Mutter und Vater zugleich in ihr Bewußtsein nicht den abstrakten „Reinheits"begriff, sondern das concrete Keuschheitsgebot mit Feuerschrift einprägen: ihre Gesundheit, ihren Reiz, ihre Unschuld für das Wesen zu bewahren, das sie einstmals lieben werden, für die Kinder, die aus dieser Liebe das Leben empfangen können.

Der Arterhaltungstrieb macht wirklich den Menschen niedrig oder klein oder lächerlich — ganz wie bei uns Heidenstam und Strindberg, ebensogut wie Maupassant, Tolstoy und andere aus ganz verschiedenen Ausgangspunkten es geschildert haben — aber nur, wenn der Trieb ohne Zusammenhang mit seinem in der Natur gegebenen Ziel auftritt oder wenn dieses Ziel ohne Rücksicht auf die Hervorbringung einer lebenstauglichen Nachkommenschaft erreicht wird. Die Erotik, die lebenszerstörend ist, die den Werth des Individuums als Lebensschöpfer verringert, diese Erotik ist wirklich herabsetzend für den Menschen, ist „unsittlich" vom Gesichtspunkte der modernen Anschauung, die das Leben will, aber vor allem die Steigerung des Lebens zu immer höheren Formen.

Die Jugend muß daher Ehrfurcht vor ihrer zukünftigen Aufgabe lernen, die sie verfehlen, wenn sie ihre seelische und körperliche Schönheit an leichtsinnig geschlossene und gelöste Verbindungen ohne die Absicht der Treue, ohne die Würde der Verantwortlichkeit vergeuden. Aber die Jugend muß auch wissen, daß man diese Aufgabe in viel tieferer Weise verfehlt, wenn man mit kaltem Herzen und kalten Sinnen das Leben eines Kindes

Digitized by Google

hervorruft, sei es in einer aus weltlichen Motiven geschlossenen Ehe, oder in einer aus „sittlichen“ Gründen zusammengehaltenen, wo die eingetretene Disharmonie auf neue Wesen fortgepflanzt wird.

Die Mütter — stumpf und stumm gemacht durch das Bewußtsein unzähliger Treubrüche gegen ihre Jugendträume, ihr ideales Bewußtsein — sind oft diejenigen, die bei den Kindern die reinen erotischen Instinkte, die keuschen und feurigen Gefühle, die hohen Ziele bekämpfen. Sie lehren sie z. B., daß, da die Liebe oft nach der Heirath ein Ende nimmt, man diese eben so gut ohne Liebe schließen kann — ein Gedankengang, vergleichbar z. B. mit der Folgerung, daß ein Fahrzeug ganz wohl mit einem Schaden in See stechen kann, da es ja auch auf jeden Fall möglich ist, daß es einen solchen erhält! Sie sprechen von dem Unreinen der Sinnlichkeit, von den Vorzügen der freundschaftlichen Vernunftehe, von der beruhigenden Kraft der Pflicht: lauter eiskalte Vernünftigkeiten, mit denen lebenswarme Seelen gemordet werden!

Erst wenn eine Tochter von ihrer Mutter eine weise und feinfühlige Hilfe empfängt, um vor Uebereilungen behütet zu werden, um offenen Auges zu unterscheiden, wo sie selbst in ihrem Gefühl unsicher ist; erst wenn in ihre Seele und ihre Nerven mit feurigem Griffel eingezeichnet wird, daß sie ein gefallenes Wesen wäre, wenn sie sich aus anderen Gründen als aus erwiderter Liebe hingäbe, erst dann wird die große Umwandlung der jetzigen sittlichen Werte vollzogen sein. Solange die Menschen meinen, daß sie mit der Ehe machen können, was sie wollen und sie aus welchen Motiven immer schließen: daß sie z. B. aus Pflichtgefühl heirathen müssen, um gegebene Versprechungen einzulösen oder begangene Fehler zu sühnen; daß sie z. B. aus Sehnsucht nach einem Heim das Recht haben, eine Ehe ohne Liebe einzugehen — so lange stehen sie auf demselben ethischen Standpunkt wie der, welcher mordet, weil er früher gestohlen, oder, der gestohlen, weil er hungrig war! Zu glauben, daß man das verletzlichste Gebiet des Lebens, das Gebiet, wo zahllose geheimnißvolle Einflüsse die Wesensbestimmungen eines neuen Geschlechtes gestalten, nach seinem Gutdünken behandeln kann, das ist das große Verbrechen gegen die „Heiligkeit der Generation“.

So lange Kinder noch immer in der kalten Atmosphäre der Pflicht oder in der stürmischen der Disharmonie geboren werden und man solche Ehen noch immer als sittlich betrachtet; so lange man alle Art von seelischer Zerrissenheit und körperlicher Ungesundheit auf die Kinder fortpflanzen kann, und deren Eltern doch noch immer „ehrenhaft“ genannt werden — so lange ahnt man noch nicht einmal die neue Sittlichkeit, die den neuen Menschen bilden wird.

Diese neue Sittlichkeit hat noch feinere Forderungen. Heute dürfte es selten vorkommen, daß ein junges Mädchen, in Unwissenheit über die Wirklichkeit der Ehe in diese eintritt. Aber in meiner Generation weiß ich Fälle, wo in dem einen die Unwissenheit der Braut ihre Geisteskrankheit zur Folge hatte; in dem anderen, daß sie lange Selbstmordgedanken hegte; in dem dritten, daß sie das Kind, dem sie das Leben gab, immer mit Kälte betrachtete, und in dem vierten, daß das Kind abnormal in psychischer Beziehung wurde. Es genügt jedoch für die Schönheit der Ehe und die Harmonie des Kindes nicht, daß die Frau weiß, was ihr dort begegnet. Ein junger Mann äußerte einmal, daß die meisten Ehen schon im Anfange dadurch zerstört werden, daß der Mann die Anschauungsweise und die Gewohnheiten jener tiefstehenden Frauen mitbringt, die ihn in die „Liebe“

Digitized by Google

eingeweiht haben; daß er so häufig für immer das Zarteste in seinem Verhältniß zu seiner Frau vernichtet, das Schönste in ihrem Gefühl verletzt*), und daß der Mann es lernen muß, Ehrfurcht und Geduld zu haben. Und ich kenne Männer, die das wirklich bewiesen haben, weil sie einsahen, daß ihre Gattin, wie dies bei Frauen nicht selten der Fall ist, ihre Seele, ihr Herz gegeben hatte, lange bevor ihre Sinne erwacht waren, und daß nur das tägliche Zusammensein allmälig auch sie lehrte, sich nach Ganzheit zu sehnen. Erst durch diese gemeinsame Sehnsucht soll ein Kind das Leben empfangen. Noch werden viele Kinder in legalisirter Prostitution, in legalisirter Nothzucht geboren. Noch fehlt dem Bewußtsein vieler Frauen wie Männer jeder Schimmer von religiöser Andacht, von Schönheitsgefühl vor dem großen Mysterium des Werdens. Und doch will man noch immer im Namen der „Sittlichkeit" vor der Jugend die Nacktheit der Natnr verschleiern und verabsäumt es, ihr Andachtsgefühle vor ihrem eigenen Wesen als dem Heiligthum einzuflößen, in dem das Mysterium des Lebens sich einst erfüllen wird!

In diesem Mysterium giebt es noch verborgene Gebiete, zu denen nur die Intuition gedrungen ist. Nur hie und da hat ein tief blickender Dichter all die unzähligen Affinitäten oder Repulsionen geahnt, die — unter wechselnden seelischen und sinnlichen Dispositionen, unter wechselnden Stimmungen — das erotische Leben eines modernen Menschen bestimmen; die mystischen Einflüsse, die, manchmal für immer, manchmal nur zeitweise, selbst das innigste Gefühl umwandeln können. All diese mystischen Einflüsse, das zarte Gespinnst all dieser feinen Fäden wird dann ein Theil des Lebensgewebes der Kinder. Und diese geheimnisvollen Verläufe erklären die große Verschiedenheit zwischen Kindern derselben Eltern, Kindern, die in äußerlich ganz gleichartigen Verhältnissen geboren und erzogen wurden.

Daß die Menschen in all diesen Eingebungen des Instinktes, diesen kategorischen Imperativen der Nerven und des Blutes zugleich gehorsame Lauscher und strenge Herrscher werden — das ist die Voraussetzung für das zukünftige erotische Glück und das glücklichere Geschlecht der Zukunft.

Die Jetztzeit hat ererbte Sitten und neuerworbene Unsitten, die beide überwunden werden müssen, bevor Seele und Sinne in der Erotik untrennbar werden, oder mit anderen Worten, bevor diese Einheit als die einzige Sittlichkeit in dem Verhältniß zwischen Mann und Weib eingesehen wird.

* * *

Es giebt freilich — sowohl unter den genialen Männern wie unter den einseitigen Frauenrechtlerinnen — solche, die meinen, daß die Entwicklung einen ganz anderen Verlauf nehmen wird. Nachdem man den niedrigen Trieb, der der Liebe zugrunde liegt, klar eingesehen und wissenschaftlich analysiert hat, wird, sagt man, das hochstehende Individuum entweder den Trieb befriedigen, schamlos und thierisch, ohne alle Gefühlsausschmückung, oder es wird sich auch dessen Gewalt entziehen, und die Lebenskraft, den Gefühlsinhalt, der nun von der Liebe verbraucht wird, anderen edleren Aufgaben zuwenden.

Es liegt nichts Unmögliches in dieser Annahme. Ich habe schon dar-

*) Nach George Sand, die zuerst den Muth hatte, dieses Thema zu behandeln, hat die neuere Literatur es nicht selten berührt, z. B. Erik Skram in Gertrude Colbjörnson; Jules Case in Jeune Menage, u. s. w.

Digitized by Google

gelegt,*) daß die Frau durch ihre mütterlichen Funktionen so viel physische und psychische Lebenskraft verbraucht, daß sie auf dem Gebiet der geistigen Produktion minderwertig bleiben muß. Und was ich damals nur intuitiv annahm, ist mir seither von Sachverständigen bestätigt worden. So hat z. B. kürzlich ein finländischer Arzt in einer interessanten Arbeit**) dargelegt, wie die ganze Lebenskraft der niedrigeren Organismen sich in der sexuellen Produktion konzentriert, aber, wie; je höher man kommt, desto mehr Kraft freigemacht wird; und diese Kraft, die nicht für die Hervorbringung neuer Generationen in Anspruch genommen wird, kann so der geistigen Produktion dienen. Aber die beiden verschiedenen produktiven Aeußerungen der menschlichen Lebensthätigkeit müssen in gewissem Grade hemmend auf die Kraftentwickelung und das Arbeitsvermögen einer jeden wirken. Dies ist, nach dem genannten Schriftsteller die natürliche Ursache der geringeren Fruchtbarkeit des Kulturmenschen und würde — nach den früher genannten Pessimisten — auch das schließlich Entscheidende bei dem gewahrsagten Untergang der Liebe sein.

Nach meiner Auffassung des Wortes ist es im Gegentheil die Liebe, die bei der relativen Schwächung des Triebes und durch die wissenschaftliche Klarheit über denselben gewinnen wird. Die Menschen werden dann nicht mehr den Trieb mit der Liebe verwechseln, in der derselbe allerdings immer vorhanden ist, aber in derselben Weise, wie z. B. die Skulpturen des Höhlenmenschen in denen eines Michel Angelo gegenwärtig sind. Der Mensch wird dann erst mit allen Kräften seines ganzen menschlichen Wesens lieben können, wenn die Liebe „nicht nur eine Gluth, sondern ein Licht ist"; er wird dann erst einsehen, welchen Inhaltsreichthum das Leben durch die Liebe erhalten kann, wenn diese ein menschenwürdiges Glück wird, dadurch, daß sie ein künstlerisches Schaffen ist, ein religiöser Kult und — schließlich — ein Ausdruck der vollzogenen Einheit der Liebenden in einem neuen Wesen, einem Wesen, das so wirklich einstmals für das Leben danken können wird.

* * *

Wenn es sich um die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes handelt, ist die Umgestaltung der Sitten und Gefühle immer das Wesentliche, und im Vergleiche damit wird der Einfluß der Gesetzgebung immer gering sein. Aber auch diese hat, wie schon gesagt, ihre Aufgabe zu erfüllen. Besonders in Bezug auf Krankheiten, von deren Erblichkeit man absolut überzeugt ist, muß die Gesellschaft ehehindernd eingreifen. Man hat in Deutschland und Amerika einen guten Uebergangsvorschlag in dieser Richtung gemacht, nämlich daß das Gesetz das Vorweisen eines ärztlichen Zeugnisses — mit vollständigen Daten über die Gesundheit beider Theile — als obligatorische Bedingung für die Schließung einer Ehe verlangen solle. Dann hätten die Contrahenten noch immer ihre Entscheidungsfreiheit, aber sie würden wenigstens nicht wie jetzt unwissend in die Ehe treten und sich selbst und ihre Kinder deren schädlichen Folgen aussetzen. Und es scheint mir, als müßte es für die Gesellschaft mindestens ebenso wichtig sein, ein ärztliches Zeugnis über die Eignung zur Ehe wie über die Eignung zum Kriegsdienst zu erhalten! In dem einen Falle gilt es, Leben zu geben, in

*) Man sehe: Mißbrauchte Frauenkraft.

**) 'Onni Granholm: Die Liebe, ein Buch, das ich kurz nach meinem Vortrag über das Jahrhundert des Kindes erhielt und in dem ich gewisse Forderungen fand, die mit den damals von mir gestellten übereinstimmten.

Digitized by Google

dem anderen es zu nehmen, und obgleich das letztere freilich bis jetzt als eine weit ernstere Angelegenheit betrachtet wurde als das erstere, dürfte doch ein erwachendes Gesellschaftsbewußtsein bald einen Schritt in der erwähnten Richtung fordern. Es läßt sich dann denken, daß sich aus diesem Anfang die Sitte entwickelt, so daß eine weitere Gesetzgebung entbehrlich wäre, weil die Menschen gutwillig auf die schädlichste aller Freiheiten verzichteten, die, einer schlechten Nachkommenschaft das Leben zu schenken, während ein Eheverbot jetzt die Elternschaft nicht verhindern würde. Denn der große Haufe könnte ja außerhalb der Ehe fortfahren, schon vor der Geburt den Kindern Gesundheits- und Glücksmöglichkeiten zu rauben, indem er sie mit erblichen Krankheiten oder schlechten Anlagen belastete.

* * *

Nietzsche, der von der Liebe wenig weiß — weil er vom Weibe beinahe nichs weiß — und der so nicht viel des Lauschens Wertes sagt, wenn er sich über diese Themen äußert, hat doch über die Elternschaft tiefere Worte gesprochen als irgend ein anderer in unserer Zeit. Er hat gesehen, welche Unreinheit, welche Armuth sich unter dem Namen der Ehe verbirgt; welches Pfuschwerk, welche Unwissenheit unter dem der Erziehung! Und er hat herrliche Seher- und Dichterworte für das, was der Mensch durch die Elternschaft erstreben und was die Elternschaft sein sollte:

Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung.

Ueber dich sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du mir selbst gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.

Nicht fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!

Einen höheren Leib sollst du schaffen, eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad — einen Schaffenden sollst du schaffen.

Ehe: So heiße ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht vor einander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens.

Digitized by Google

# Insekten.

Von **Robert Michel.**

---

## Die Fliege.

Als Friedrich zum ersten Mal aus der Cadettenschule auf Urlaub nach Hause gekommen war, fand er vieles gegen die früheren Jahre verändert. Die Buben, die vormals mit ihm in die Schule gegangen waren, die waren jetzt Lehrjungen, Arbeiter oder Kutscher und wichen ihm scheu aus, weil sie nicht wußten, wie sie ihn grüßen sollten. Auch liebte er nicht mehr wie damals den alten Park unterhalb des Schlosses mit den Wäldchen, den hohen Bäumen, den dichten Gebüschen und den vielen Vogelnestern; er ging lieber in seiner neuen Uniform mit rothem Aufschlag und goldenen Knöpfen auf den glänzenden Kieselwegen im oberen Parke spazieren zwischen den bunten Blumengruppen und den duftenden Ziersträuchern.

Und doch begannen ihn nach einigen Tagen diese feierlichen Spaziergänge zu langweilen. Er schwankte jetzt zwischen der Sehnsucht nach seinem früheren Leben hier und dem Verlangen älter und Officier zu sein.

Bei einem dieser Spaziergänge an einem heißen Tage kam Friedrich in die Nähe des Teiches im oberen Park. Eben badeten einige Buben; er schaute ihnen von weitem zu und erkannte den Bräuerssohn, der einen ganz weißen Körper hatte; die andern Buben waren von der Sonne abgebrannt, die kannte er nicht. Sie spielten miteinander beim Springbrunnen und schrieen und spritzten, sahen aber Friedrich nicht, weil er auf einem Rasen hinter dichten Rosengebüschen stand. Die Uniform war ihm so eng und er hätte gerne auch gebadet.

Er zog sich langsam aus und legte sich in das tiefe Gras; die hochgestengelten Blumen neigten sich über ihn, bis sie sich gegenseitig berührten. Vom Teiche her kam eine schmeichelnde Frische und trug den betäubenden Duft der Rosen. Eine große Fliege flog im Zickzack über den Rasen und setzte sich auf Friedrichs Stirn. Sie sog an den glänzenden Schweißperlen, flog auf und setzte sich wieder auf seine Brust. Sie schillerte in der Sonne grün und violett und jede Bewegung drang Friedrich durch den ganzen Körper. Er hielt den Athem an; die Haut zog sich in einem sonderbaren Gefühl von Widerstandslosigkeit zusammen, als wollten alle Theile des Körpers zugleich die Fliege genießen. Einen Augenblick hielt diese allgemeine Anspannung, dann drang durch den ganzen Körper ein plötzlicher Schauer, die Haut zuckte und die Fliege flog auf den nächsten Grashalm. Friedrich hielt wieder stille, nur seine Hand langte in einer weichen machtlosen Bewegung nach dem Grashalm, um die Fliege wieder zurückzuscheuchen. Sie flog aber in die Höhe gegen die Sonne und Friedrich schaute ihr lange nach; dann schloß er die Augen und blieb so liegen, bis ihn der Schatten des nächsten Baumes erreichte.

Digitized by Google

## Die schwarze Fliege.

Als Leutnant bei einem Regimente in Wien hatte Friedrich an einem Sommersonntag die Kranken im Garnisonsspital zu besuchen. Er ging zuerst in das Schwerkrankenzimmer. Obwohl durch die offenen Fenster die erfrischende Morgenluft des Gartens zog, so drückte doch der Anblick Friedrich den Athem in die Brust zurück. Auf dem ersten Bette lag ein siecher Soldat. Nein, Soldat war er nicht mehr, es war ein Sterbender, in dessen Zügen noch die Weichheit des Jünglings lag. Sein Gesicht war durchsichtig weiß und die schwarzen Härchen auf der Oberlippe schienen wie künstlich eingesetzt. Seine Stirne hatte einen fettigen Glanz; die offenen Augen schauten nicht mehr. Durch das Fenster kam eine große schwarze Fliege und setzte sich auf seine Stirne; sie leckte an dem fettigen Glanz und dann kroch sie zu den Augenwinkeln und dann auf die Lippen. Von Zeit zu Zeit hob sich schwach die Brust des Kranken; die Fliege saß noch immer auf der Lippe des starrgeöffneten Mundes und schillerte grün und violett.

Die Brust des Kranken rührte sich nicht mehr, die Fliege kroch in seinen Mund und alle Kranken hoben bange die Köpfe.

Summend flog die Fliege aus dem Munde des Todten und durch das Zimmer und die Blicke aller folgten angstvoll ihrem Zickzackfluge.

## Noch eine Fliege.

Eine Fliege kroch über die Blattseite und gerade über die Zeile, die ich las. Schon vorher hatte sie sich einmal auf die Hand und einmal auf das Haar gesetzt; beide Male hatte ich sie weggescheucht, ohne dabei eine besondere Störung im Lesen erlitten zu haben. Jetzt saß sie aber auf dem Wort, das ich eben lesen sollte, wie auf einem sonnigen Fleckchen und rührte sich nicht. Ich hätte sie wieder wegjagen können; oder ich hätte sie auch sitzen lassen können, denn das kurze Wort, das durch sie verdeckt war, hätte ich wahrscheinlich leicht errathen und wenn das nicht, hätte mir das Ueberspringen kaum den Sinn gestört. Und doch that ich weder das eine noch das andere. Im Gegentheil, ich machte nicht die leiseste Bewegung und hielt sogar den Athem an; dabei schaute ich nur nach der Fliege und so fest, daß ich nicht einmal mit den Augenlidern zuckte.

Endlich flog die Fliege auf. Da fielen mir die Augenlider zu und hoben sich gleich wieder — jenes rasche Nieder- und Aufschlagen der Lider, das nach gewissen Pausen unbewußt geschieht, welches so kurz dauert, daß man dabei nicht einmal finster vor den Augen bekommt, welches aber lange genug dauert, daß die Augen so verdeckt die Richtung des Blickes ganz ändern können — nach dem Aufschlagen fiel mein Blick nicht auf das verdeckt gewesene Wort, sondern er fand gleich die Fliege in der Luft. Sie flog am andern Ende des Divans über meinen Füßen herum; dann entfernte sie sich in einem regellosen Zickzack immer weiter gegen die Zimmerecke. Ich schaute ihr nach. Es war keine gewöhnliche Zimmerfliege; sie hatte zwar dieselbe unbestimmte Farbe, aber sie war größer, vielleicht halb so groß wie die schwarzen Brummfliegen sind; sie summte auch nur halb so stark, wie es die Brummfliegen thun.

Digitized by Google

Im Dunkel der Zimmerecke verlor ich sie aus den Augen, und gleich darauf hörte das Summen auf.

Nun wollte ich weiterlesen. Ich begann bei dem gewissen Wort und las die Seite zu Ende. Als ich aber umblättern sollte, bemerkte ich, daß ich gar nicht wußte, was ich eben gelesen hatte. Ich las es noch einmal, blätterte um und las weiter. Schon auf der nächsten Seite aber mußte ich wieder einhalten, weil ich abermals nicht wußte, was ich las. Da war nur die Fliege daran schuld.

Mittlerweile war die Fliege aufgeflogen und ich folgte ihr wieder mit den Augen. Dieses summende Umherfliegen der Fliege hatte auf mich eine lebennehmende Wirkung; es war, als schwände mir jede Fähigkeit, mich zu rühren; ich lag ganz unbeweglich da. Aber auch alles um mich herum, die Möbel und andere Gegenstände, schienen von der Fliege verzaubert zu sein in ruhigem Banne und schienen der Erlösung zu harren. Die Fliege ließ indessen nichts aus, um alles zog sie ihre einschläfernden Summkreise.

Selbst die Menschen des Buches, in dem ich las, waren zur Ruhe gezaubert — und so schön als die Schicksale sich im Fortschreiten entwickelt hatten, so gräßlich schienen sie mir nun in dieser Unterbrechung. In der Bewegung, im Werden, Entstehen, Entwickeln, Handeln liegt immer irgend Schönheit. Eine Schlacht ist schön, aber das naturtreue Bild eines einzelnen Augenblicks in ihr wäre nicht schön anzusehn. In dem Zucken der Klinge nach dem feindlichen Leib liegt Schönheit, aber die klaffende Wunde ist nicht schön.

So zeugte auch das Miterleben der Schicksale dieser Menschen des Buches Schönheit in mir: — die Frau, deren Mann dem Wahnsinn verfallen war, der Arzt, der Beiden Freund, der vergebens mit seiner Kunst helfen will. Sie dulden Jahre hindurch und in dem gemeinsamen Schmerze nähern sich ihre Seelen, bis sich die Beiden einander schließlich ganz hingeben. So findet sie der Wahnsinnige einmal in enger Umarmung. Er begreift nicht; aber durch den Anblick erwacht in ihm der Trieb, der seit Beginn der Krankheit geruht hatte. Er begehrt wieder seine Frau. Jetzt hat sie nicht mehr die Kraft, ihn zurückzuweisen wie in jenen ersten Tagen der Krankheit. Sie ergiebt sich, thut es zweimal, dreimal und wieder und wieder. Auf den Kranken hat es eine unerwartete Wirkung, es zeigen sich Zeichen von Besserung — da war ich stehn geblieben.

Die drei Menschen schienen im Zimmer zu sein, durch das Summen der Fliege zur Ruhe gezaubert. Auf der Stirne des Kranken war Wahnsinn aber auch schon Verdacht und auf jener der Frau und des Arztes Schuld, nichts als Schuld; es war ein häßliches Bild. Ich versuchte ihr Schicksal zu Ende zu denken. Schon begann die Phantasie zu arbeiten: wie der Wahnsinnige ganz genesen würde, wie in ihm allmählich die Erinnerung jenes Anblicks emportauchen würde — da flog wieder irgendwo die Fliege auf — und alles stand still. Sie kam in die Nähe des Buches, setzte sich aber nicht; sie flog weiter gegen den Spiegel. Mochte sie wissen, daß das kein Durchgang in einen zweiten Raum sei, oder war sie durch ihr eigenes Spiegelbild gewarnt, gleichviel, sie stieß sich nicht an, sondern blieb leicht und sicher an der Spiegelfläche sitzen. Ihre Sicherheit ärgerte mich. In mir keimte der Entschluß, sie dort am Spiegel zu tödten; oder wenigstens wegjagen wollte ich sie, denn das Bild der doppelten zerquetschten Fliege störte mich innerhinein. Ehe ich indessen zu einem Entschlusse kam, flog die Fliege wieder davon. Sie summte irgendwo beim Ofen herum.

Digitized by Google

Da wurden mit einem Male die Seiten meines Buches lichter — und noch lichter, bis ich das Buch zuklappen mußte, weil es mich blendete. Draußen war die Sonne frei geworden und ihre Strahlen fielen schräg durchs Fenster herein.

Die Fliege kam vom Ofen her im lebhaften Fluge, fuhr dann einigemal wie trunken durch die Sonnenstrahlen, flog wieder zum Ofen, machte aber gleich kehrt und nun flog sie auf ganz geradem Wege zurück und mit einer Schnelligkeit, als gäbe es keine Grenzen, flog sie gegen das Fenster. Ich hörte einen kleinen Knall, wie sie sich den Kopf an den Scheiben anstieß; da lachte ich laut auf.

Die Fliege war erst aufs Fensterbrett gefallen und hatte sich dann wieder erhoben. Jetzt flog sie in wildem Zickzack durch die Sonnenstrahlen und — klaps! wieder hatte sie sich an die Scheibe gestoßen.

Das gleiche Spiel wiederholte sich einigemal, manchmal kam sie von weiter, da fiel sie nach dem Klaps regelmäßig aufs Fensterbrett, manchmal nur von nahe, da hielt sie den Stoß aus und bohrte noch fliegend ohnmächtig mit dem Kopf ins Glas.

Damit war die Zaubermacht der Fliege gebrochen. Ich hätte wieder lesen können. Indessen war während der ganzen Zeit eine Rachsucht gegen die Fliege in mir entstanden, die jetzt befriedigt werden wollte.

Als die Fliege wieder einmal nach hinten bis zum Ofen geflogen war, sprang ich rasch zum Fenster und machte es weit auf. Richtig kam sie zurück; und mit voller Wucht, als wollte sie die Scheiben durchstoßen. Ich hielt mich ruhig beim Vorhang und sah, wie sie erst blitzartig gerade hinausflog und dann senkrecht hinunterfiel. Ich neigte mich aus dem Fenster; die Fliege mußte unten auf der Gasse liegen. Ich war zwar bis im dritten Stock — ja, dort lag sie unbeweglich auf dem Rücken — so scharf sah ich. Es läßt sich auch leicht erklären; sie hatte alle ihre Kräfte gesammelt und angespannt, um sich den Weg ins Freie mit Gewalt zu bahnen. Sie fand kein Hindernis — das gab ihr den Tod.

Ich schloß das Fenster, legte mich wieder auf den Divan und las weiter von dem Irren und seiner Frau.

## Libellen.

Ella stand auf dem oberen Ende des Bretterstieges, der zwischen den Weidenbüschen hinunter zum Badhaus führte. Der weite Weg vom Schlosse her hatte sie ganz müde gemacht; sie hielt sich mit der linken Hand am Geländer und die rechte Hand stützte sie auf den Sonnenschirm. So wartete sie auf ihren Mann, der unten im Badhaus nachsah, ob alles gut gereinigt sei. Gestern hatte nämlich Ella beim Baden einen großen Nachtfalter erblickt, der unbeweglich in einem Winkel zwischen den Dachbrettern gesessen war. Da hatte sie sich gleich angekleidet; und als ihr Mann dann gekommen war, hatte er eine lange Weidenruthe zurechtgeschnitten und mit ihr so lange nach dem Falter gepeitscht, bis dieser flatternd ins Wasser gefallen war.

In der Ermüdung that Ella die Ruhe des Teiches wohl. Es störte nicht, daß drüben über dem Schilfe die erwärmte Luft zitterte und links, wo das Bächlein einmündete, kleine Wellen kamen, die gleich in der Glätte des Spiegels erstarben.

Digitized by Google

Ihr Mann war mittlerweile hinausgetreten auf die Randbretter, die um das ganze Häuschen gingen. Als er mit der Hand prüfend durch das Wasser fuhr, daß die nächsten Schilfhalme schwankten, zuckte Ella zusammen. Während er langsam über den Steg hinaufkam, trocknete er mit dem Taschentuch die Hand und nahm dann den Hut ab, um die langen weißen Haare, die ihm ein Schweißtropfen über die Stirne heruntergezogen hatte, wieder emporzuwischen und dabei sagte er: „Es ist alles in Ordnung. Wann soll ich wiederkommen?" Ella hob ein wenig die Hand und zeigte jenseits gegen die hohe Parkmauer; als die Hand aber wieder auf das Geländer zurückgesunken war und er noch immer auf eine Antwort wartete, fügte sie erklärend hinzu: „Bis die Sonne weg ist." Er ging nun durch die Wiese denselben Weg, den sie gekommen waren, und er behielt trotz der heißen Sonne den Hut in der Hand; erst als er drüben im Walde angekommen war, setzte er ihn wieder auf.

Ella ging mit kleinen Schritten über den schmalen Steg hinunter. Sie wäre gern auf den Randbrettern um das Häuschen herumgegegangen; es war aber kein Geländer zum Anhalten da und sie fühlte sich nicht schwindelfrei, so ging sie lieber gleich hinein. Nachdem sie die Thür sorgsam geschlossen hatte, zog sie sich langsam aus.

Während sie noch das Haar löste, trat sie mit einem Fuß auf die erste Stufe der kleinen Holzstiege. Da erinnerte sie sich aber an den großen Nachtfalter, wie er sterbend ins Wasser gefallen war und wie dann die vom Wasser geglätteten Härchen auf seinem Rücken einen deutlichen Todtenkopf zeichneten; sie zog den Fuß rasch wieder zurück. Dann nahm sie die lange Weidenruthe, die noch von gestern da war, und fuhr durch alle Ecken, um sich zu beruhigen. Trotzdem wurde sie das Grauen vor der Erinnerung an den Nachtfalter nicht los; sie mochte nicht mehr in dem Häuschen bleiben.

Beim Heraustreten aus dem dunklen Raum fühlte sie fast ein Unbehagen, in dem vielen Licht ohne Kleider zu sein. Sie behielt die Ruthe in der Hand und ging auf den Randbrettern bis an die Rückwand des Bades. Den Schwindel von früher empfand sie nicht mehr, da sie sich sagte, daß es nicht so schlimm wäre, ohne Kleider ins Wasser zu fallen und noch mehr, weil sie sich erinnerte, daß sie als Kind schwimmen gelernt hatte. Dennoch lehnte sie sich bei jedem Schritt mit der Handfläche an die Bretterwand.

Nun wollte sie mit der Ruthe die Tiefe des Wassers messen, ob sie nicht draußen baden könnte; aber die Ruthe bog sich immer im Wasser, sodaß sie nicht den Grund fand. Für heute gab sie also das Baden auf. Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen die Bretterwand; es gefiel ihr jetzt, sich von der Sonne bescheinen zu lassen. Besonders angenehm war ihr, wie die Sonnenhitze des Holzes durch das Haar den Rücken wärmte. Ihr schlanker Leib war halb verhüllt in dem vielen langen Haar; die Haarwellen vertheilten liebevoll ihre Last auf dem schwachen, zarten Körper.

Ella freute sich wieder an der Ruhe des Teiches. Drüben zitterte noch immer die Luft über dem Schilf und an der Mündung des Baches glätteten sich schwache Wellen; auch eine Libelle flog über dem Teiche, vielmehr sie stand meistens in der Luft und ihr Schweben brachte ebensowenig Unruhe in das Bild wie das Zittern der Luft und die kleinen Wellen.

Die Libelle kam Ella einmal ziemlich nahe, sodaß sie ganz genau den



Digitized by Google

metallischen langgestielten Hinterleib sah und den dickern Rumpf mit den durchsichtigen glänzenden Flügeln. Dann ließ sich die Libelle hinab bis zum Spiegel, nippte hinein, daß sich das Wasser rührte, als wäre ein Regentropfen hineingefallen, und gleich darauf war sie wieder emporgeflogen zu den Spitzen der Weidenbüsche und schließlich setzte sie sich auf ein schmales Weidenblatt, das unter ihrer Last zu schaukeln begann.

Und nun kam von der andern Seite eine zweite Libelle geflogen und sie kam auch in die Nähe Ellas. Diese Libelle war größer als die erste, ihre wechselnden Farben waren viel leuchtender und ihre großen Augen glänzten wie Edelsteine. Vor den Libellen empfand Ella nicht den Abscheu wie vor dem Nachtfalter, im Gegentheil, als die Libelle einmal wie suchend ganz nah vor ihrer Brust schwebte, bog Ella ein wenig den Körper entgegen. Die Libelle stieß mit ihren kurzen Fühlern an und, als wäre sie durch die Berührung erschreckt, wich sie blitzartig auf die Seite. Und gleich darauf setzte sie sich auf das rückwärtige Ende der andern Libelle wie auf einen Stengel und das Weidenblatt neigte sich noch tiefer. Im nächsten Augenblick bog sie den dünnen Hinterleib nach abwärts zu einem Ring und Ella sah, wie sich nun die Körperenden der beiden Libellen ganz vereinten. Während sie so verkettet waren, streckte die obere Libelle ihren Leib wieder gerade, indem sie mit dem Rumpf vorkroch bis über den Rumpf der untern Libelle.

Schließlich begann die obere Libelle mit den Flügeln zu schwirren und beide erhoben sich so vereint zum Fluge. Erst als sie eine Weile in dieser Verkettung über dem Spiegel hin und her geschwebt waren, wollten sie sich trennen; jede strebte nun im Fluge nach der entgegengesetzten Richtung, aber ihre Hinterleiber hielten so fest zusammen, daß sie nicht voneinander konnten. Da schlug Ella ungeduldig mit der Ruthe nach ihnen. Der Hieb traf so gut, daß die vereinten Hinterleiber von den Rümpfen abgerissen ins Wasser fielen. Ella entfuhr ein Schrei des Entsetzens. Die Leiber wanden sich wurmartig im Wasser herum, die Rümpfe mit den Flügeln hatten sich aber im Fluge ineinander verfangen und suchten sich flatternd in der Höhe zu erhalten. Sie sanken indessen immer tiefer und Ella, als könnte sie noch ihr Leben retten, stieg rasch ins Wasser, um sie aufzufangen. Schon war einer der Flügel mit der Spitze ins Wasser getaucht, während ihn die übrigen Flügel im Flattern über den Teichspiegel zogen, ein kleinstes Kielwasser hinter sich lassend. Ella folgte ihnen mit ausgestreckten Händen und sie hätte sie gewiß noch erreicht, wenn das Haar, das sich im Wasser vollgesogen, sie nicht zurückgehalten hätte.

Unten im Schlamm wurde ein Gründling aus seiner Ruhe geschreckt. Er schwamm im Teich in einem weiten Kreis herum, anfangs rasch, dann immer träger und als er wieder auf der früheren Stelle angekommen war, schlängelte er sich durch Ellas Haare bis unter ihre Augenhöhle; es erschreckte ihn gar nicht mehr, als Ellas Auge unter seiner Berührung noch ein letztes Mal zuckte.

## Die Gelsen.

Friedrich wartete beim Brunnen vor der Villa Stindl auf die Generalin Dorovin und ihre Tochter Mena. Er sollte mit ihnen auf den Berg Isel gehn, Tennis spielen sollten sie gehn. Der Tennisplatz ist dort ganz versteckt: In den Hang über der Sill sind zwischen Bäumen und Sträuchern zwei große Stufen

Digitized by Google

gegraben; auf der oberen Stufe sind die Tische und Stühle für die Zuschauer und die untere breite Stufe ist der Spielplatz selbst.

Friedrich lehnte auf dem Brunnenrand, die Sonne brannte ihm auf den Rücken, er sah ins klare Wasser. Unten auf dem Grund glänzte aus dem grünen Schlamm ein schwarzer ovaler Fleck. Das war ein Schwimmkäfer. Friedrich nahm einen kleinen Kiesel, tauchte ihn gerade über dem Käfer ins Wasser, aber ganz vorsichtig, um den Spiegel nicht zu trüben, dann öffnete er langsam die Finger und der Stein glitt zögernd gegen den Grund. Er fiel neben den Käfer; der Käfer zuckte zusammen, blieb aber auf der gleichen Stelle, nur die Füße behielt er angezogen. Aus dem Schlamm unter dem Steinchen stiegen einige Luftblasen gegen die Oberfläche und zwischen ihnen schlängelte sich ein kleiner Wasserwurm. Die Bläschen verknisterten an der Fläche und das Wasser war wieder ganz klar. Das Würmchen wand sich in halber Tiefe einige Mal hin und her und dann schlängelte es sich rasch gegen die Oberfläche. Oben hob es den Kopf ein wenig aus dem Spiegel und hielt ganz ruhig. Nach einer Weile bog es den Hintertheil; und während es ihn wieder ausstreckte, öffnete sich der Kopftheil und ein graues Etwas kroch daraus hervor. Wie es ganz draußen war, lösten sich unter den Sonnenstrahlen alsbald zarte Flügel und Füße; die Flügel spannten sich und die Gelse flog davon; kaum hatte sie sich erhoben, als die todte Hülle wieder langsam zum Grunde sank. Friedrich bückte sich wieder nach einem Kiesel — da war schon die Generalin mit ihrer Tochter.

Sie schlugen den schmalen Weg längs der Sill ein, voran die Generalin, hastend wie immer, wenn es an ein Spiel ging.

Die Luft war so eigenartig, als läge in ihr die Ankündigung irgend eines Geschehnisses; das war aber nicht von der Sonnenwärme oder das Vorgefühl eines Gewitters; vielleicht war es nur für Friedrich allein so, als ob etwas geschehn müßte.

Auf dem Tennisplatz warteten schon zwei Spieler, ein Leutnant von Kaiserjägern und ein ganz junger Cadett.

Friedrich spielte gut. Er spielte auch heute gerne, aber er fühlte den Wunsch, vieles andere zugleich mit dem Spielen thun zu können. Wie die Ermüdung zunahm, nahm dieser Wunsch an Bestimmtheit ab, bis ihm schließlich das Spiel nichts anderes schien, als das nothwendige Thun vor dem Geschehnis, das er vorausahnte.

Als die Sonne hinter der Frau Hitt untergegangen war, sah man den Ball nicht mehr gut. Mena hörte auf zu spielen und ließ sich von Friedrich auf die obere Terrasse begleiten. Die Generalin hatte noch nicht genug, sie spielte mit dem Leutnant und dem Cadetten weiter.

Mena und Friedrich sprachen nichts, weil sie müde waren. Mena lag in einem Lehnstuhl von Flechtwerk, die Beine hatte sie gekreuzt. Friedrich saß neben ihr auf einem feuerroten Holzstuhl beim Tisch und stützte den Kopf; es war ihm noch immer, als ob etwas geschehen müßte.

Auf Friedrichs freie Hand setzte sich eine Gelse. Er hielt absichtlich ruhig. Erst fühlte er einen kleinen Stich, dann aber gar nichts mehr, obwohl die Gelse den Stachel tief in die Haut gedrückt hatte. Einen Augenblick blieb sie so ruhig sitzen, ohne daß man an ihr etwas bemerkt hätte; erst später sah Friedrich, daß ihr Leib dicker wurde, während immer deutlicher die Farbe des Blutes durch-



Digitized by Google

schimmerte. Schließlich schien sie nichts anderes als ein fester Bluttropfen mit grauen Flügeln. Da zog sie langsam den Stachel hervor und flog träge davon. Wie ihr Friedrich nachsah, bemerkte er über dem Tische einen ganzen Schwarm von Gelsen; die vollgesogene flog an den andern vorüber in den nächsten Strauch. Friedrich schlug mit dem Raket durch den Schwarm und die Gelsen stoben auseinander.

Von unten herauf hörte man das Zählen des Leutnants und dazwischen die grellen Schreie der Generalin. Zum richtigen Spielen war es schon zu dunkel, so hatten die Drei ein neues Spiel erfunden. Dieses neue Spiel war wohl aus einem gemeinsamen Bedürfnis entstanden, denn jeder kam von selbst in seine Rolle ohne Verabredung der Regeln. Der junge Cadet spielte an der Seite der Generalin und ihnen gegenüber der Leutnant. Sie waren dem Netz ganz nah gerückt und das Spiel ging so: Der Cadet hob nur die Bälle auf und warf sie leicht dem Leutnant zu. Dieser war bemüht, beim Rückschlag die Generalin zu treffen; die Generalin hielt bloß das Raket vors Gesicht, wenn aber ein Ball auf ihren starken Körper aufschlug, schrie sie auf und griff mit der Linken nach der getroffenen Stelle. Nach jedem Treffer zählte der Leutnant weiter. Trotz der Dämmerung traf er den Ball sicher; mit der Zahl der Points stieg die Erregung in seiner Stimme; wenn er indessen nach dem Vierziger wieder traf, zählte er abermals von Anfang, als ob das Spiel nie enden sollte.

Friedrich beobachtete, wie die Gelsen, die er auseinander gescheucht hatte, sich wieder in einen Schwarm vereinten. Die einzelnen flogen wie trunken ganz planlos im Schwarm hin und her. Und dennoch war in dem Schweben des Schwarmes ein ganz bestimmter Rhythmus. Friedrich dachte darüber nach, warum sich die Gelsen vereinten. Er verglich mit andern Thieren: Die Häringe, die sich zur Zeit der Liebe in schwimmenden Silberinseln gegen die Küste drängen, die Vögel, die sich scharen, um gemeinsam den Weg zu nehmen nach fernen Ländern, an die Ameisen dachte er und an die Bienen und die Heuschrecken; überall sah er einen andern aber deutlichen Zweck oder Grund des Vereinens; nur bei den Gelsen verstand er ihn nicht. Selbst an die Menschen hatte er gedacht.

Während Friedrich so hinsann, trennte sich eine Gelse vom Schwarm, flog zu ihm und setzte sich auf seinen Aermel. Nachdem sie einigemal vergebens den Stachel durch den Stoff gebohrt hatte, flog sie wieder auf. Friedrich folgte ihr mit den Augen; sie setzte sich auf den Knöchel von Menas Fuß. Friedrich sah diesen grauen Punkt auf dem Schwarz des Strumpfes kaum. Der Fuß ging im Takte des Pulses unmerklich auf und nieder. Eine Weile mochte die Gelse eine günstige Stelle zum Durchstecken des Stachels gesucht haben; da zuckte Mena mit dem Fuß und indem sie ihn unwillkürlich anzog, machte sie mit der Hand eine Bewegung, als wollte sie die gestochenene Stelle reiben; da sie bemerkte, daß Friedrich zusah, wurde sie roth und berichtigte die Bewegung dahin, daß sie sich die Kleider ordnete. Als sie sich wieder zurücklehnte, knisterte das Flechtwerk unter ihr wie die Funken einer versteckten Flamme.

Friedrich stützte sich wieder gegen den Tisch und dachte nach: Wenn viele Gelsen zugleich an Menas Knöchel saugen wollten, sie hätten nicht alle Platz, sie müßten auch weiter hinauf gegen das Knie — erst hätte er beinahe laut aufgelacht — da fielen ihm indessen die Augen zu und ihm war, als könnte er mit seinem Willen die Gelsen bestimmen: ganz dicht müßten sie sich scharen und einen

Digitized by Google

undurchsichtigen grauen Schleier ziehn zwischen denen, die unten spielten, und ihnen oben und ganz einhüllen müßten sie ihn und Mena in ihren lebenden Schleier —.

„Mena, wir gehn."

Der Leutnant hatte einmal daneben geschlagen und dabei war ihm das Raket aus der Hand gefallen; als er es wieder aufgehoben hatte, zitterte ihm die Hand und er konnte nicht mehr treffen. Da hatte die Generalin gesagt, es sei schon zu finster und so hatten sie aufgehört.

Friedrich begleitete sie nach Hause. Ihm war noch immer, als ob etwas geschehn müßte.

## Der Floh.

Friedrich ging an der Universität vorüber. Es war spät am Nachmittag. Ein Bettler, der noch auf einen Gnadenpfennig für das Abendbrot wartete, kauerte auf der untersten Stufe der Universitätsstiege. Friedrich hatte einen guten Tag gehabt; er griff in die Tasche und warf dem Bettler ein Geldstück zu. Während sich der Bettler freudig danach bückte, sprang, von seiner Hand aufgeschreckt, ein Floh auf die Stiege und sprang dann in weiten Sätzen über zwei und zwei Stufen hinauf bis zur Hauptpforte; sie war zu; er schlüpfte durch eine Lücke unten hindurch. Die großen Steine, auf die die Hitze des Tages nicht gekommen war, kühlten ihn so wohl. Er schöpfte tief Athem; dann sprang er weiter, unbekümmert um die Finsternis, die ihn umgab. Und wieder kam er zu einer verschlossenen Thür. Er schlüpfte wieder unten durch, hielt aber gleich stille. Es war ein großer Saal. In einer Seitenwand dehnten sich lange Fenster, durch die ein unsicheres Licht von der Gasse heraufschimmerte. Die Größe des Saales, die Stille, die Einsamkeit und die Ferne alles Lebenden — er blickte zur Decke hinauf und es erfaßte ihn der Schwindel. Mühsam stieß er sich von den glatten Dielen ab, als er aber nach dem Sprunge wieder auf das Holz fiel, glaubte er einen tausendfachen Widerhall von den Wänden zu hören. Sein kleiner Körper zitterte vor Angst. Eilig schlich er sich hinaus; an einem Lichtschimmer erkannte er die Hauptpforte. Im nächsten Augenblick war er wieder auf der Stiege.

Der Bettler saß noch immer da; er wartete nicht mehr auf Almosen, er war froh, daß er sich für heute nicht mehr sorgen mußte, und er blieb noch sitzen, weil ihm das Sitzen ohne Betteln nicht wie eine Arbeit, sondern wie ein Vergnügen war. Der Floh sprang auf seinen Körper, kroch auf die Hand und sog warmes Blut. Dann kroch er weiter, bis er gar nichts mehr sah und wieder sog er warmes Blut.

Indessen war Friedrich um die Ecke gebogen und ging auf die Votivkirche zu. Die Luft war warm und feucht und rückte alles näher; alles war von ihr genau umgrenzt; die Gasflammen strahlten gar nicht wie sonst; und als Friedrich zu den zwei Thürmen emporsah, schienen sie ihm dunkler und begrenzter als je zuvor. — Es war seine Gewohnheit auf dem Heimwege da emporzusehen: manchmal war der untere Theil der Kirche hell erleuchtet und das Licht der Stadt reichte bis zum Kirchdach hinauf, die Thürme aber verloren sich im Dunkel; und manchmal war die ganze Kirche hell und die Thürme ragten hinauf zwischen die Sterne, zu deren Reich sie zu gehören schienen. Dieser Anblick gab ihm jedesmal vor dem Schlafengehn jene Beruhigung, die ihm in seinen Kinderjahren das Vaterunser

Digitized by Google

gegeben hatte. Heute aber jagten Wolken über die Kirche hin und die Thürme waren eben nur doppelt so hoch als die nebenstehenden Häuser, nicht einmal zu den niedrigsten Wolken reichten sie, und Friedrich konnte viel höher schaun, bis zu den Wolken und zwischen den Wolken noch weit höher in die endlose Ferne der Sterne. Dagegen waren die Thürme nichts, wirklich gar nichts.

Wie Friedrich dann auf dem Trottoir neben der Kirche ging, fiel ihm etwas ein, er wußte nicht, ob er es gelesen hatte, es verwirrte aber seine Sinne; es war beiläufig so: Gott war krank und seine Krankheit war die Natur, die Natur war krank und ihre Krankheit war der Mensch, und der Mensch erkrankte, starb und ging wieder in Gott.

Als Friedrich in sein Zimmer gekommen war, hatte er bloß das Gefühl unendlicher Leere. Ohne das Licht anzuzünden kroch er ins Bett. Durch das Fenster sah er einen Streifen des Kirchthurmes, die Spitze mit dem Kreuze konnte er nicht sehn. Es überkam ihn eine große Angst und er wollte zum Fenster springen, um an dem Thurm emporzusehn. Seine Glieder waren indessen wie gelähmt von der Angst; er blieb liegen und begann zu beten: Vater unser, der Du bist . . . .

Digitized by Google

# Rundschau.

## Reaktion und Mode.

Die Kunstrede des Kaisers hat auf die Klärung der Verhältnisse sehr befruchtend gewirkt. Die Ansichten einer künstlerischen Reaktion sind darin mit vollendeter Deutlichkeit niedergelegt. Nicht theoretisch-grau, sondern menschlich und persönlich. Man hat das Gefühl: man müßte sich mit ihm — unter freiem Geleit — eine Stunde unterhalten, ihm zeigen, was er nicht kennt, ihm erklären, was er noch nicht erkannt, und ihn überzeugen. Doch dieser Wunsch verflüchtigt sich bald vor der Besorgnis, einen modernen, menschlich und persönlich modernen Fürsten zu haben. Ein reaktionärer Fürst scheint wohlthätiger, jedenfalls ungefährlicher. Was dieser zurückhält, soll sich ruhig zurückhalten lassen; was vorwärts will, geht auch so vorwärts. Ein moderner Fürst dagegen kann fürchterlich gefährlich werden. Zu schwärmerisch, wie Ludwig II., zu illusionistisch, wie der Großherzog von Hessen, er kann die Mode des Modernen poussiren, und die Fluten brechen ihre Dämme. Friedrich der Große hielt nichts von der Zukunft der deutschen Litteratur, aber sie kam doch. Wilhelm II. hält nichts von der modernen Kunst, und sie wird im Kampfe mit ihrem hohen Feind nur ihre Reife gewinnen.

Der ruhige Betrachter sieht nur ein Schauspiel, ein altes, aber immer buntes: auf der einen Seite die Reaktion, auf der anderen die Mode. In der Mitte heißt es aufpassen.

Die Reaktion hält es mit den Romanen, sie ist renaissancelich gesinnt. In Italien und Frankreich entstehen im Zusammenhang mit den geradlinien Gärten, Alleen von Statuen. Es sind mythologische Figuren oder römische Kaiserbüsten. Im Pourtour de Latone zu Versailles, hinter dem Schloß zu Charlottenburg sieht man die Reste. Der deutsche Kaiser denkt in diesen Kunstformen, seiner ganzen Erziehungskultur gemäß, weiter. Sein Großvater hat ein imperium begründet, sein Vater einen Protestantendom begonnen, der in italienischer Renaissance aufgeführt wird, er selbst legt durch den Thiergarten eine Allee von Vorfahren, deren Figuren eine Dekoration geworden sind. Zum Theil Schemen, die ein künstliches Leben führen, ein interpolirtes Dasein, wie gewisse eingeschobene Geschlechter der Bibel zwischen David und Jesus. Es giebt nur fünf oder sechs unter ihnen, zu denen ein moderner Mensch ein inneres Verhältnis hat. So geht die Bedeutung des Einzelnen verloren; trotz der Individualisirung der Tracht, der Zeitgenossen, des Stils, der Kronen auf den Bankenden, ist es eine rechte Renaissanceeinheit, eine Parade geworden. Was die Renaissance mit Göttern und Antiken im Ensemble besorgte, mit Königsstatuen im Einzelnen, wird hier zusammen-multiplizirt: die dekorative Reihe der Fürsten, eine plastische nachträgliche Ahnengalerie. Es ist das letzte Facit der Renaissanceauffassung. Wenn ich durch die Siegesallee gehe, bin ich in einer Zwitterlaune. Im Kopf ist Louis XIV-Stimmung, in der Brust Demokratie, eine Demokratie wie die der schönen Bäume ringsum, die einst ein fürstlicher Park, jetzt eine Aue zur Erlustirung der Bürger sind. Es ist eine unangenehme, drückende Zwitterstimmung. Wir sind eben zu komplizirt, um einfach die Wirkung der Siegesallee in uns aufzunehmen, wie einst die Zeitgenossen der

Digitized by Google

Medici, die zufrieden waren, die Werke sehen zu dürfen, die von den Herren bei den Künstlern bestellt waren.

Ebenso ist die Kontrole der Baulichkeiten in der Residenz, die der deutsche Kaiser durchführt, ein Rest der Renaissanceauffassung. In jener Zeit tritt zuerst das Interesse des Bauherrn für seine Untergebenen auf. Lorenzo Magnifico korrigirt die Bauten eigenhändig. Friedrich der Große zeichnet Sammelfassaden für eine Reihe einfacher Bürgerhäuser. Ueberhaupt gilt das Wort des Künstlers nicht viel gegen den Machtspruch der Behörde. Man muß an die Geschichte des Michelangeloschen David denken, die mancherlei Parallelen zu unserer Zeit hat. Nachdem die Figur aus dem alten vorhandenen Block hergestellt war, beriet man über die Aufstellung. Es war eine Versammlung von 30 Männern, darunter Künstler wie Simone il Cronaca, Giuliano und Antonio San Gallo, Andrea dal Monte Sansovino, Andrea della Robbia, Roselli, Filippino Lippi, Botticelli, Piero di Cosimo, Lorenzo di Credi, Perugino, Lionardo: das ganze Künstlerflorenz. Trotzdem setzte der Sprecher der Signoria seine Meinung durch, den David vor die Signoria zu stellen. Donatellos Judith, mit der Inschrift Exemplum salutis publicae Cives posuere wurde fortgenommen. Der Sprecher sagte, es sei unziemlich, daß ein Weib einen Mann töte. Bei dem David wird ein Nachtwächter aufgestellt, weil es Leute gab, die nach ihm mit Steinen warfen.

Wie verwickelt liegen heut die Dinge. Der König steht einem Stadtbaumeister gegenüber, Ludwig Hoffmann, der der königlichste aller Baumeister wäre, wenn er nicht Stadtbaurat sein müßte. Hoffmann ist der gebildetste unter unseren historischen Architekten, von äußerst feinen Organen gegenüber den Maßen und Körperwirkungen aller Fassaden und Profile. Als Stadtbaumeister baut er leider Lungenheilstätten als Palazzi, Schwimmanstalten als Fürstenhöfe, Märchenbrunnen als Schloßfontänen, Schulen als pyramidale Renaissancevillen mit dem breiten bologneser Sonnendach. Als Königsbaumeister würde er ein Verwalter edelster Stiltradition sein, ein feinsinniger Erfinder ehrwürdiger Museen für mäcenatische Neigungen. Der König und der Architekt stehen sich gegenüber und merken nicht, wie verwandt sie sind. Wie verwickelt! Der König meint, seine Kunstanschauung sei den Deutschen fruchtbar und erziehlich — und merkt nicht, daß es eine italienisch-französische Ueberlieferung ist, der er dient. Er meint, die ideale Richtung wäre moralischer, als die realistische, und vergißt, daß die Elendmalerei mit moralischen Instinkten arbeitete, als sie noch die Welt beherrschte. Sie hat längst ihre Aufgabe erfüllt und längst geht der Flug wieder in die Höhen. Die abstrakte Kunst war undeutsch, die moderne persönliche und herzlichere Kunst, um so moralischer, je weiter nach Norden, ist von unserem Volkstum, ist der Sieg des Deutschtums.

Vielleicht wird man einst die Geschichte der neueren Kunst in die zwei Perioden theilen: romanisch und germanisch. Die Renaissancekunst ist Bestellung, so wie sie dem Kaiser als Ideal vorschwebt, die moderne Kunst ist gegen die Bestellung groß geworden, ist Intuition, Recht der Phantasie, Kampf gegen die Tradition, Persönlichkeit. Im Leben Michelangelos spielt sich der erste große Kampf einer Persönlichkeit gegen die Bestellung ab, aber die Bestellung siegt, es siegt der Dienst und die Autorität der Päpste; im Leben Böcklins siegt umgekehrt die Intuition über alle Päpste, wohlwollende und übelwollende. Feuerbach, Böcklin, Meunier, Manet, Rodin, Liebermann, Uhde — alle sind von sich ausgegangen, haben sich durchgehetzt, sich der Welt aufgedrückt. Die offizielle Malerei und Skulptur hat heut so wenig für die Kunstgeschichte gethan, wie die offizielle Baukunst: aus dem Atelier, aus der Freiluft, aus der Villa, aus dem Waarenhaus, aus dem intimen Milieu ist die Erneuerung gekommen. Man kann gegen die Erneuerung blind sein, wenn man Neigung verspürt, aber man kann nicht leugnen, daß sie aus dem Privaten, gegen alles Auftragwesen gekommen ist. So gehört man entweder in das Epigonentum der Renaissance, oder mitten ins Lager unserer modernen Kunst. Beides kann mit Feinheit, beides mit Roheit geschehen.

Ein feiner Epigone ist jener Hoffmann, der mit gebildetem Auge seine alten Stile ansieht, ist Licht, Messel, Seidel und mancher andere Architekt oder Möbelzeichner, der wie Anselm Feuerbach oder Adolf Hildebrand zum Alten flieht, weil er die Verwirrungen unserer Zeit überwunden hat. Der roheste Moderne aber ist die Mode, das Mißverständnis, so sehr ein Feind des wahren modernen Wesens, wie nur je ein roher Epigone. Man darf aus Liebe zu unserer Zeit die Reaktion nicht weniger bekämpfen als diese fürchterliche Mode. Wer die Reaktion mit Feinheit, die Mode mit Modern ohne weiteres gleichsetzt, ist unreif geblieben. Die innere Bildung hat nichts mit der Wahl der künstlerischen Ausdrucksmittel, nur mit der Empfänglichkeit der ästhetischen Organe zu thun. Darüber sind wir uns wohl im letzten Jahrzehnt klar geworden.

Die Mode ist die Uebersättigung der Großstadt und der Hunger der Provinz. Wer an der Quelle sitzt, verliert das Urteil über den Wert und das Tempo der künstlerischen Ereignisse. Aestheticismus, Schöngeisterei, Koketterie, Ehrgeiz und Dünkel

Digitized by Google

arbeiten gemeinschaftlich an der Karrikirung moderner Errungenschaften. Die geschwungene Linie Van de Veldes, die Helligkeit der Pleinairisten, die Lilien des Symbolismus, die abgestimmten Farben des Interieurs, der Aufbau eines Glases und die Zeichnung eines Teppichs, Proportionen breiter Hüte und langfallender Mäntel, alles findet seine Grimasse. Das Urteil reicht nicht immer, um Wahres und Falsches zu scheiden. Denn es ist das Wesen aller modernen Kunstthätigkeit, auf der Ehrlichkeit in Stoff und Zweck (so weit waren schon Semper und Morris), nun auch die Freiheit der Persönlichkeit spielen zu lassen. Stoff und Zweck abzuschätzen, dazu reichte es wohl. Aber persönliche Ausdrucksmittel, Phantasiereize und willkürliche Spiele abzuschätzen, stets innerhalb der natürlichen Grenzen von stofflicher und zweckmäßiger Technik, das ist wahnsinnig schwer. Geradezu höllische Vorstellungen der modernen Vorgänge herrschen in der Provinz, unglaubliche Verknüpfungen sensationeller Schlagworte und Zeitbegriffe. Eine Unterhaltung in der Cottbuser Gegend: „Jetzt haben sie in Berlin drei Ueberbrettls, das ist das neueste." „Schon drei? Nicht wahr, das ist so Lustiges mit Ernstem gemischt?" „Ja, alles untereinander, sehr hübsch, das ist der neue Stil Secession." „Nicht wahr, da sind keine Logen im Secessionsüberbrettl?" „Nein, so diese neuen zarten Farben, und ein Publikum ist da! Die überbieten sich in komischen Haartouren."

Ich habe lange geforscht, was „Stil Secession" ist. Ich glaube es jetzt gefunden zu haben. Stil Secession ist, wenn die Linien wie Wolkenbänder geschwungen sind, während Stil Jugend ist, wenn Blümchen dabei sind. Dies also ist die Popularität, ist die Mode des Modernen, für das wir unser Bestes in den Kampf gegeben haben. Eine grauenvolle Fratze steht am Ende des Weges, zu dem wir die Thür öffneten. Was ist besser: die traditionssichere Reaktion oder diese ignorante Mode? Man muß sich jeden Moment darüber klar sein, daß rechts die Versteinerung, links die Auflösung neben uns ist und daß wir nicht mit den Händen in den Taschen unseren Weg gehen können.

Der Kaiser hat Recht mit der Warnung vor der Presse. Wäre die Presse nicht, so lebten wir stärker in der Ueberlieferung der Renaissance als je. Die Presse mußte eingreifen, als die Renaissance aufhörte. Sie mußte vermitteln zwischen den Extremen der Versteinerten und der Intuitiven, die sich nun in voller Schärfe gegenüber traten. Das Kunstwerk wurde erst geträumt, dann geboren, dann in den großen Handel der Mobilien und Immobilien hinausgestoßen, der die wirtschaftliche Form unseres Zeitalters ist. Der Traum wurde ein Industriegegenstand. Von der Industrie hing seine Existenz ab. Es hatte nicht seinen Besteller, sondern es suchte seinen Käufer. Hätte der Käufer je etwas vom Dasein der Kunst, von den Träumen der Künstler gewußt, wenn wir es ihm nicht im Druck erzählt hätten? Gleichzeitig, fast Stufe für Stufe zusammenfallend, mit dem Ausstellungswesen entwickelt sich die öffentliche Kritik. Diderot und der Salon, Zola und die Refusés, die Litteraten und die Secession, die Tagespresse und die Kunstläden — das sind zwei Zahnräder. Ich weiß nicht, ob es eine Claque, eine Reklame der Kunst giebt, die auf die Dauer fälschend wirkte. Wir wissen nichts davon. Wir fühlen uns berufen, zu helfen und zu überbrücken, verstehen zu lehren und zu umschreiben. Wir leuchten in das Herz der Kunst und der Künstler, wir zeigen ihren Apparat und ihre Hilfsquellen, wir decken sie als Menschen auf, und retten ihnen den Zusammenhang mit den Leuten, der für ihr Dasein unvermeidlich wird. Die den Zusammenhang übereifrig suchen, sehen wir mißtrauisch an; die ihn vermeiden, lieben wir um der Ehrlichkeit ihres Eremitentums willen. Wir sind Pfleger von notwendigen Uebeln. Indiskret verraten wir dem Publikum die geheimen Kräfte reiner Kunst, und Publikum und Künstler sind uns schließlich nicht undankbar dafür. Diese Verständigung auf eine taktvolle Weise zu besorgen, um so vorsorglicher, je nötiger sie wird, das ist unser Geschäft. Eine Reklame wäre nur das Geschwür der Industrie. Der Kritiker ist kein Agent oder Sweater, er ist ein Künstler der Seelen.

Eine Broschüre eines jungen Breslauer Schriftstellers Fritz Wolff soll in diesem Zusammenhang genannt werden: „Verantwortung und Kunstkritik" (Leipzig, Diederichs). Ihre Pointe ist: Der Kritiker schreibt nicht für den Künstler, sondern fürs Publikum — er schreibt nicht als mystischer Prophet einer Elitekunst, sondern als Popularisirer der werdenden Volkskunst. Die Frage ist vielleicht verwickelter, als der wohlmeinende Verfasser glaubt. Mehr denn je giebt es heut wirklich Elitekunst, die nicht popularisirt werden soll, und andrerseits Volkskunst, vor der gewarnt werden muß. Es wird stets vom Temperament und Takt des einzelnen Kritikers abhängen, diese Dinge so weit zu sagen, als er es für seine Leser gut befindet. Einzelne Fälle interessanter moderner Kritiker in ihrem Verhältnis zu den wechselnden Schichten des Publikums durchzugehen, wäre fruchtbarer gewesen. Ich finde — das zeigte sich im Falle der Siegesallee — die Kritik im Aufschwung, und Broschüren, die noch Reste des Berichterstattertums oder Blasen des Aestheticismus

Digitized by Google

in der Berufskritik bekämpfen, hinken der Entwicklung ein wenig nach.

O. B.

## Der Tanz.

Es ist das merkwürdige Schicksal aller Bücher, die bisher in Deutschland über den Tanz geschrieben wurden, daß sie an Dilettantismus kranken. Das Thema scheint zu reizend, als daß es nicht die Halbgebildeten lockte und diese stürzen sich darauf ohne technische Kenntnisse, wenn sie Historiker sind, ohne historische Kenntnisse, wenn sie Tanzmeister sind. Selbst Böhme in seiner Geschichte des deutschen Tanzes ist von einem Dilettantismus nicht freizusprechen, der ihn aus nationaler Begeisterung alle französische Kultur mißachten läßt und ihm so das Centrum der gesamten Tanzgeschichte unsichtbar macht. Trotzdem steht an peinlicher philologischer Arbeit im Sammeln aller möglichen deutschen Volkstänze, Innungsgewohnheiten, Tanzordnungen und Polizeilichkeiten sein Werk in der deutschen Literatur einzig da, durch eine sorgfältige musikalische Beilage ausgezeichnet, ein Muster ernster, aber beschränkter Arbeit.

Unter den Tanzgeschichten, die in diesen Jahren, durch die Lust an illustrirten Monographien hervorgerufen, erschienen und erscheinen werden, gebührt derjenigen von Marie Luise Becker (bei Hermann Seemann Nachf.) der Vorzug, zuerst in Deutschland diesen Typus der illustrirten Monographie auf den Tanz angewendet zu haben. Eine große Reihe von Bildern schmücken das Buch, zum Teil wohl französischen Büchern entnommen, zum Teil ohne archivarischen Wert (moderne Schauspielerinnen als Salome zur Illustrirung des hebräischen Tanzes!), aber für diejenigen, die die pariser Tanzbücher nicht kennen, sicherlich hübsch zu blättern. Der Text beginnt, wie fast alle deutschen und französischen Tanzgeschichten, mit den Aegyptern und Asiaten; die Tiere und die wilden Völkerschaften sind einbezogen wie bei allen denjenigen Tanzhistorikern, die sich für das Phänomen des Tanzes mehr als für seine Kultur interessiren. Die alten Geschichten, die von Menestriers Tanzbuch an sich abgeschriebenerweise durch alle Historien hindurchzogen, sind hier zum Teil durch eine eigene Anschauung der Monumente ersetzt; zum Altertum der Griechen, zu den schlesischen Volkstänzen, zur modernen Plastik ist ein persönliches Verhältnis zu beobachten. Am wenigsten empfunden sind die Partien über die große Blütezeit des Tanzes im Paris des 16.—18. Jahrhunderts. Von der Technik und den eigentlichen Lebensbedingungen des Kulturtanzes sind nur schwache Vorstellungen vorhanden, dazu kommt ein peinlicher Dilettantismus in musikalischen Dingen und eine betrübende Flüchtigkeit in der Behandlung des Materials, der Quellen, der Bibliographie. Es ist das Buch einer Dilettantin, die ein gewisses liebevolles Verhältnis zum Volkstanz hat und gut gethan hätte, ihre Arbeit auf dieses Gebiet zu beschränken, also aus dem Böhme'schen Material eine Art persönliches Kulturbild zu gestalten. Es ist wieder ein ähnlicher Fall, wie bei den bisherigen Tanzhistorikern, Czerwinski oder Voß, daß die historische Bildung nicht der Liebe zum Stoff gleich kommt, daß dem guten Willen das Fundament eines Kulturempfindens fehlt.

Die Franzosen dagegen haben in allen Dingen dieses Kulturempfinden besessen, das sie stets vor dem Verfall in die materielle Philologie bewahrt hat, und sie haben speziell beim Kapitel Tanz den Vorzug gehabt, an der Quelle zu sitzen und eine reiche seit 1588 ständig sich fortentwickelnde eigene Literatur weiterbauen zu dürfen. Es giebt wenige pariser Tanzbücher, die wie die Geschichte des Professor Soria, den deutschen dilettantischen Charakter tragen. Selbst Materialsammlungen, wie der Dictionnaire von Desrat, übertreffen ähnliche deutsche Schriften an praktischer Erfahrung und Kulturgefühl, wenn sie auch wieder allzu eng pariserisch ausgefallen sind. In Frankreich ist sogar der seltene Fall passirt, daß ein historisches Werk über Tanz auf die Grundwissenschaft befruchtend wirken konnte: Emmanuel's Geschichte des griechischen Tanzes hat den Archäologen sehr wichtige Aufklärungen über eine orchestische Auffassung der antiken Plastik gegeben, die den Alten selbst gewohnt war, aber uns durch die Verschiebung der Forschung nach der philologischen Seite verloren gegangen ist.

Vor einiger Zeit erschien bei Hachette & Co. das prachtvolle Werk Gaston Vuillier's La Danse, das in Form und Inhalt bisher unübertroffen dasteht, als ein Monument, das von der Bibliophilie dem reizenden Thema des Tanzes gesetzt wurde. Auch dieses Buch ist einseitig, es fehlt ihm die technische Stilgeschichte des Tanzes, die bisher allen Büchern fehlt, es fehlt die rechte Musik, die wohl aus Unkenntnis fortfiel, dagegen ist die äußere Kulturgeschichte des Kunsttanzes und die liebliche Landschaft der Volkstänze mit vollendeter Sicherheit geschildert und auch, soweit es einem Franzosen möglich ist, ein Blick über die Grenzen Frankreichs hinaus geworfen. Diejenigen, die die Originalliteratur nicht kennen, finden

Digitized by Google

hier zum ersten Mal in einem neueren Werk den rauschenden Strom der italienisch-französischen Königsfeste, die Typen der pariser Bals publics, die Entwicklung des modernen bürgerlichen Tanzes, die Uebungen der Balleteusen — alles was für den Nichttechniker an dem Apparat und der Geschichte des Tanzes von Interesse ist. Vuillier ist kein eigener Kopf, aber ein feiner Mensch und von jener natürlichen Reife im Denken, Betrachten, Sprechen, die jedem Franzosen angeboren zu sein scheint. Er war dazu fleißig, hat seine Bücher gut und fruchtbar gelesen und seine Excerpte aus freier Verfügung verarbeitet. Er hat nichts geschrieben, was er nicht — mindestens durch das Medium der schönen Darstellung — sich zu eigen gemacht hat. Und weil er Nebensachen nicht wichtiger behandelte, als sie verdienen, und niemals von Dingen sprach, die er nicht verstand, hat er allein von sämtlichen Tanzhistorikern bisher ein Buch geschrieben, das zugleich persönlich, reich, fleißig und ohne die Nachteile des Dilettantismus ausfiel.

Aus seinem Illustrationsmaterial würden wir allein diejenigen modernen Darstellungen alter Tänze ausscheiden, die indirekt, statt direkt belehren. Alles übrige ist in der Auswahl und in der Wiedergabe tadellos. Es ist an alles gedacht: an die Feste des Saint Aubin, die Porträts der berühmten Tänzerinnen, die Vasen der Alten, die Schnitte der Japaner, die Lithographien des Gavarni, die feinen Zeichnungen des Renouard und Degas' capriciöse Pastelle, die Grotesken des Callot und die Plakate Cherets, an mittelalterliche Hochzeiten und moderne Opernmaskenbälle, an die Kostüme auf den Gravuren des XVIII. Jahrhunderts und die Bilder der Watteauschule, an die choreographischen Zeichen des Feuillet und die Quadrillenfiguren aus dem Bon genre, die reconstruirte Pavane auf der Opernbühne, englische Cotilloncaricaturen und Vernetsche Bilder vom Mabille und der Chaumière: über 400 erlesene Beigaben!

O. B.

## Gorkis Freiheit und Unfreiheit.

Gorkis litterarische Physiognomie wird durch die Ueberfülle der in autorisierten und freibeuterischen Uebersetzungen uns überflutenden Bücher jetzt vielseitiger, wechselnder und komplizierter. Es ist nicht mehr allein der sorglos verwegene Weltwanderer, der über die Erde streift und die freien Arme unter endlosem Himmel in glückseliger Unabhängigkeit reckt, der hungert und friert, aber niemandem unterthan ist. Der in Lumpen ein Fürst wird, dem das ganze Menschentreiben nur als ein Schauspiel seiner Ueberlegenheit erscheint. Der nichts fordert als den Wechsel der Bilder und der sich weiter um nichts sorgt, denn „ein Stück Brot giebt man Dir überall und was brauchst Du sonst noch in Deiner Freiheit. In der Welt legen sich die Sorgen wie Fesseln um die Seele."

Es ist nicht mehr allein der Unanfechtbare, dem nichts geschehen kann und der im Vollgefühl seiner Lebenssouveränität den unter dem Joch jahrelang Kriechenden übermütig zuruft: „Man muß das Leben öfter umrühren, daß es nicht versauert." Jetzt blickt durch den frohen Trotz der Augen Schmerz und Ungewißheit, die Züge sind vergrübelt, um den Mund liegt Hoffnungslosigkeit und die Lippen flüstern leise: „Für den, der denkt, ist es traurig zu leben." Und der, der so beredt die Freiheit primitiv-ursprünglicher Menschen schilderte, weiß nun ebenso überzeugend das Elend der Gefangenschaft, die dumpfe Notwendigkeit eingeengter Geschöpfe, die mit sich und der Welt nicht ins Reine kommen können und sich aus allem Selbstquälerei saugen, lebendig zu machen. Und mit so bitterem Vergnügen zergliedert und zerfasert er diese unseligen Temperamente, daß es klar wird, wie ihm, dem Enthusiasten der Freiheit, auch von der Seele jener anderen ein reichlich Teil zu peinlichem Tragen gegeben ward. Mit einer leidenschaftlichen Erbitterung, im Stil eines schwer erregten Menschen, der schreit, abgerissene Laute hervorstößt, sich wiederholt und schließlich mit matter Zähigkeit verbissen immer wieder nur sein Elend vor sich hinmurmelt, sind diese Bücher geschrieben. Nach Vorklängen in einigen Novellen, die Menschen schilderten, über die periodisch-unabwendbar der „Gram" kommt, nach dem Roman „Foma Gordjejew", der Lebensgeschichte des Mannes, dem „die Seele mit Gedanken, wie mit Pech verklebt" und der rettungslos in seiner eigenen wüsten Trübsal versinkt, ist jetzt das neueste Werk „Drei Menschen"*) das trostloseste Buch des Unmuts geworden. Im Gegensatz zu jenen anderen Büchern, die unter freiem Himmel spielen und deren Gestalten fähig sind, sich unabhängig von der äußeren Existenz von innen heraus eigene Lebenswerte zu schaffen, praktische Dualisten, zeigt dieser Roman den Menschen innerhalb der Mauern der Städte, gebunden und geknechtet nicht nur durch die elenden äußeren Verhältnisse, sondern vor allem durch die eigene Gedankenwildnis. Denkende Proletarier — das ist das Thema. Lebenssklaven, die den unseligen Drang haben, über sich und die Welt sich rastlos den Kopf zu zerbrechen, und die, schwerblütig

*) Autor. Uebers. von Aug. Scholz, Bruno Cassirers Verlag.

Digitized by Google

und ungeschulten Geistes, sich ihr Gefühlschaos noch mehr verwirren. Im Kreis drehen sie sich herum und stammeln von der Unsinnigkeit und dem Aberwitz des Lebens, müde fallen sie in sich zusammen, nachdem sie sich heiser geschrieen, und Gorki als Souffleur giebt ihnen der Weisheit letzten Schluß ein: „Das Leben hat uns alle an der Kehle gepackt und würgt uns."

In diesem neuen Roman aber ist die Künstlerschaft Gorkis nicht so gestaltungsstark und zwingend wie in den scharf geschnittenen Novellen. Die erstickende und erdrückende Atmosphäre der Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, die weiß er freilich zu breiten, und auch jene tief deprimierte Vorstellung vom Leben, als einem hin und hergescheuchten blöden Laufen an einer grauen, öden Mauer entlang, kommt beim Lesen mit unheimlichem Alpdruck über uns.

Doch diese Suggestion hält nicht an und der Bann ist nicht so dauerwirksam, daß man nicht in der Mitte des unökonomisch aufgeschwellten Buches schon merkt, wie die Monotomie der Situationswiederholungen kein Kunstmittel ist, sondern eine gewisse verzweifelte mürbe und mürbe machende Hilflosigkeit.

Das menschliche Interesse an der Figur des Ilja Lunew, der nach einer verprügelten elenden Jugend unter Lumpen und Abschaum weiter in der Kümmernis des Daseins herumgestoßen wird, aus Lebensabscheu und vagem Menschenhaß einen Mord an einem alten Wucherer begeht, schließlich in einem kleinen Kramladen eine gewisse äußere Behaglichkeit erlangt bei zunehmendem inneren Ekel an sich und an den Menschen, und der schließlich sein Verbrechen herausschreit, — das menschliche Interesse an dieser dumpfigen Gestalt nimmt allmählich ab. Gorki zeigt sie uns nämlich nicht anders als so, wie sie sich selbst und wie sie die andern Gestalten des Buches sehen; jene seelische Ueberlegenheit der großen Künstler, die ihre Menschen blitzartig durchleuchten, daß wir sie tiefer verstehen, als sie sich selbst, die vermißt man. Und allmählich merkt man auch, daß dieser Dichter, sonst der Lebendigsten einer, diesmal gar kein Lebensbuch geschrieben, sondern daß er „Litteratur" gemacht hat. Einen bewußten Gegensatz zur „Schuld- und Sühne"auffassung der älteren Generation wollte er aufstellen. Bewußt wiederholt er Situationen Tolstois und Dostojewskis, um an ihnen seine den Propheten der befreienden Buße entgegengesetzte Anschauung zu zeigen.

Iljas Mord an dem alten Wucherer ist eine Raskolnikowthat und das öffentlich laute Bekenntnis dieser That wirkt wie eine Variation der Bekenntnisszene aus der „Macht der Finsternis". Doch ein ganz anderes Motiv treibt Ilja Lunew, von seiner That den Schleier abzureißen, als den Dostojewskischen Mörder und den Tolstoischen Nikita. Bei Gorki regt sich nichts von jener fast mystischen Wollust brennender Reue, herzzerwühlenden Sünderelends, nichts von den sengenden Thränen der Erlösungssehnsucht jener gewaltigen dichterischen Bußpsalmen, die an die Seelen rühren und aus der Tiefe schreien: nehmt Euer Kreuz auf Euch, wie ich es that.

Gorki schüttelt darüber, wie über alle anderen Illusionen, auch nur resigniert den Kopf. Seinen Ilja packt gar keine Reue, nicht aus Verrohung, sondern weil ihm seine That unbeträchtlich gegenüber all der Gemeinheit und Niedrigkeit rings um ihn erscheint. Der Gedanke an eine Buße liegt ihm ganz fern, und absurd, ja ekelhaft käme es ihm vor, sollte er Reue und Leid machen und demütig vor den Richtern sein Geständnis ablegen. Daß er sein sorglich gehütetes Geheimnis preisgiebt, hat einen ganz anderen Grund. Und der liegt, wie das ganze Thun dieses Menschen, in seiner dumpfen Gefühlswirrnis. Er schleppt sich mit seinen finsteren Grübeleien über die Zwecklosigkeit seiner Existenz, und er sieht rings um sich behaglich schmatzende Menschen, die sich das Leben nicht schwer machen und sich breit behaglich in ihrem Pfuhl einrichten. Eine Wut packt ihn, ihm ist, als müßte er vor den Augen der Leute, dem betrügerischen Leben die falsche Maske abreißen und ihnen den Abgrund zeigen, an dem sie schmausen. Und da schleudert er, auf einem gefühlvollen Familienfest in die Versammlung hinein seine That. Propaganda des Schreckens ist dies Bekennen, grausam boshaftes Vergnügen, ein Menetekel an die Wand zu malen. Nicht Zerknirschung, sondern Ueberlegenheit giebt die Stimmung dieser Szene, denn dies ist der einzige Lebensmoment, in dem Ilja sich von seinen eigenen Fesseln frei macht, sich über sein Leben stellt und Abrechnung hält. Und damit die Bedeutung der Szene und ihre Gegensatztendenz zum Tolstoi- und Dostojewskipurgatorium nur ja nicht zweifelhaft bleibt, läßt Gorki seinen Ilja, der hochstämmig, mit trotzig aufgerecktem Kopf vor den erschrocken und beklommen an den Wänden sich herumdrückenden Festgästen steht, schließlich sagen: „Ihr denkt vielleicht, daß ich bereue, daß ich hier vor Euch Buße thun will? Da könnt Ihr lange warten! Ich mach mich lustig über Euch, — versteht Ihr!"

Für die Auffassung der jungen russischen Generation ist diese konsequent nihilistische Konfession gewiß interessant, es muß auch anerkannt werden, daß Gorki die Einzelsituation manchmal zu fast beklemmender Gegenwart gezwungen hat, aber in der Verknupfung der Situationen, in der Art, wie Ilja bewußt und allzu handgreiflich zu einem Demonstrationsobjekt gezüchtet wird,

Digitized by Google

darin muß ein künstlerisches Auge Theorie statt der Gestaltung erkennen.

Und Theorie hätte man bei Gorki doch am wenigsten vermutet.

F. P.

## Ein Ausflug nach Hamburg.

Eine dunkle Ahnung sagte mir, daß die Konkurrenz um das Hamburger Bismarck-Denkmal irgend ein Wunder zu Tage fördern werde. Und siehe: meine Ahnung hat mich nicht getäuscht, das Wunder geschah! Als die Nachricht bekannt wurde, daß die Jury den Entwurf von Hugo Lederer und Emil Schaudt einstimmig mit dem ersten Preise gekrönt habe, da hätten alle Glocken in deutschen Landen klingen, hätten alle Museen, Kunstschulen, Akademien und Künstlervereine Dankgottesdienste veranstalten müssen. Und wenn ihr mir noch so viel Vorwürfe wegen allzu jugendlich-stürmischer Begeisterung macht, ihr lieben Skeptiker, — ich lasse mir meinen Jubel nicht nehmen! Denken Sie nur, denken Sie nur: es ist von einem deutschen Bildhauer zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ein Denkmal geschaffen worden, das wahrhafte Größe besitzt! Das Ausland wird es uns nicht glauben wollen, aber wir werden es ihm beweisen! Was diese jungen Leute für Hamburg ersonnen haben, ist eine That von kunstgeschichtlicher Bedeutung. Sie hat den Fluch der ekelhaften Erbärmlichkeit und belanglosen Nichtigkeit von unserer Monumentalplastik genommen. Sie hat den zerrissenen Verbindungsfaden zwischen den Bedürfnissen des Volkes und der Kunst neu geknüpft. Sie hat hundertfachen Frevel glorreich gesühnt. Sie hat uns, um es kurz zu sagen, von der Siegesallee erlöst.

Schon lange war es klar, daß die Gesundung unserer bankerotten Denkmalskunst von der Architektur würde ausgehen müssen. Denn die deutschen Architekten haben sich durch eine glückliche Fügung des Geschicks vor dem Versinken in den kunstverlassenen Sumpf der Bildhauer bewahrt. Aber es konnte ihnen bisher trotzdem nicht gelingen, Denkmäler von Bedeutung zu schaffen, weil ihnen immer ein phrasenhafter Plastiker in die Quere kam. So ist es Bruno Schmitz auf dem Kyffhäuser, an der Porta Westfalica, beim deutschen Eck in Coblenz begegnet. Erst in dem Augenblicke, da ein Architekt und ein Bildhauer sich wahrhaft in die Hände arbeiteten, schlug die Stunde der Befreiung. Darin beruht hauptsächlich die That von Lederer und Schaudt. Bei der allgemeinen Verständnißlosigkeit, mit der man architektonischen Dingen bei uns gegenübersteht, wird dieser Punkt gänzlich übersehen. Schon bringen die illustrierten Blätter von dem preisgekrönten Denkmalsentwurf nur das Modell der Bismarckfigur in Abbildungen, schon redet alles in Zeitungen und Gesprächen nur von dieser, schon gerät der Name Schaudts hinter dem Lederers ungebührlich in den Hintergrund. Lederer soll wahrlich nichts von seinem großen Verdienst genommen, im Gegenteil: dies soll noch gesteigert werden, indem man anerkennt, wie er es verstanden hat, mit dem Architekten zusammenzuarbeiten. Denn das ist das Außerordentliche an diesem Entwurf, daß die Bildhauerarbeit mit zwingender Logik aus der Architektur herauswächst, daß sie, als organischer Abschluß der letzteren, im Figurenbilde noch einmal prägnanter, konziser, schärfer, und nun ins Individuell-Bismarcksche gewandt, das ausdrückt, was die Architektur in ihrer allgemeineren Sprache auf ihre Weise kund giebt: das Gefühl markiger Kraft, grandioser Wucht, schlichtester Größe. Es ist ein Verhältnis zwischen der Figur und dem Unterbau, wie etwa zwischen den Gestalten und der Landschaft auf Böcklins Gemälden aus seiner reifsten Zeit. Darin beruht die enorme Wirkung dieses Werkes. Prachtvoll, wie sich die Rustika-Blöcke der Umrahmungsmauer des Denkmalsplateaus und des Postaments zusammenfügen; wie aus diesem ernsten Aufbau gewaltige Platten, ohne kleinliche Randornamente, als Ruhepunkte für das Auge herausspringen und Raum für bildhauerischen Reliefschmuck bieten, für den sich eine Sprache großzügiger Einfachheit von selbst als Notwendigkeit ergiebt, wie schließlich sich auf dem höchsten Teil des Sockels, der auf dicht aneinander gekuppelten Säulen ruht, der rolandartige Bismarck in der starren Monumentalität altdeutscher Steinfiguren erhebt, angethan mit dem Gewande reckenhafterer Zeiten, bewacht von zwei fast heraldischen Adlern, die ihre Raubtierköpfe in drohender Silhouette wachsam nach außen wenden! Das ist der Bismarck, der heute schon, kaum vier Jahre nach dem Tode des alten Riesen, im Volksbewußtsein lebt: die Personifikation sicherer, grimmiger, in sich selbst ruhender Kraft, von fern schon umwittert vom nordisch-scharfen Hauch der germanischen Legende. Und noch nach einer anderen Richtung erscheint das Standbild als ein echtestes Denkmal Bismarckschen Wesens. Er war in der That ein Roland, nicht ein Kaiser Karl der Große. In romanischen Ländern werden aus diesem Holze gekrönte Usurpatoren, Napoleons geschnitzt; in Deutschland können Männer von solchem Machtdurst große Vasallen bleiben. Dieser steinerne

Digitized by Google

Bismarck Lederers ist, was der lebendige, wie erst die jüngsten Briefpublikationen aufs neue bewiesen, wirklich war, was der sterbende sein wollte: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.“

Dies Bismarck-Denkmal ist in Wahrheit zugleich ein Denkmal der Wiederaufrichtung des Reiches, wie es alle die andern Standbilder des ersten Kanzlers, soweit sie es durften, auch sein wollten, ohne dies Ziel zu erreichen. Mit diesem Denkmal brauchen wir uns vor der Nachwelt nicht zu schämen darüber, daß unsere künstlerische Kraft so himmelweit hinter unserer materiellen Stärke zurückstand. Dies Denkmal wird auch ohne Inschrift für sich selbst sprechen, allein durch seine Formen und Linien, wenn es sich auf dem Hügel am Wege zum Hamburger Hafen erhebt. Der gewählte Platz ist in mancher Hinsicht nicht begeisternd, die Umgegend ist eine höchst ruppige und der Kopf des Recken wird geraden Weges in die „Reeperbahn“ blicken, in den tingeltangelgesegneten Boulevard Clichy des Hafenvororts St. Pauli, in dessen „Vergnügungslokalitäten“ man die viel verkannte Kulturmission der Ueberbrettls zu begreifen beginnt. Aber es ist doch nicht zu unterschätzen, daß man vom Elbufer her die Umrisse der Gestalt gegen den Himmel sehen wird, daß jeder, der seinen Weg zum Hafen nimmt, an dem Denkmalshügel vorüber muß . . . .

Es ist sehr bezeichnend, daß gerade den Hamburgern dies Wunder beschieden wurde, — das hoffentlich nicht in letzter Stunde noch durch irgendwelche unberechenbaren Einflüsse, wie sie heutzutage nichts seltenes sind, den maßgebenden Persönlichkeiten der Stadt verleidet wird. Man ist versucht, dies günstige Geschick nicht als ein Geschenk des Glückes, sondern als einen wohlverdienten Erfolg zu betrachten. Es erscheint fast als ein Resultat langjährigen redlichen Bemühens.

Der Hamburgische Kunstbetrieb ist eins der interessantesten und lehrreichsten Kapitel des modernen deutschen Kunstlebens. Hamburg ist gegenwärtig, wie schon seit Jahrzehnten, ohne eigene künstlerische Produktionskraft. Gilt es größere Aufgaben zu lösen, so muß man die Leute dazu von auswärts heranholen. Beim Bismarck-Wettbewerb ist unter den 220 eingelaufenen Entwürfen nicht eine einzige Hamburger Persönlichkeit hervorgetreten. Das große Doelenstück der vierundzwanzig Senatoren hat man dem Berliner Hugo Vogel übertragen, der soeben seine Arbeit sehr glücklich zu Ende geführt hat — ebenso wie man vor Jahr und Tag schon Max Liebermann rief, um für die Kunsthalle den Bürgermeister Petersen zu malen, gegen dessen glänzendes Porträt freilich (ohne das Vogel sein Gruppenbild nie hätte malen können) sich ein solcher Sturm bourgeoiser Entrüstung erhob, daß es in die Bibliothek der Kunsthalle strafversetzt wurde. Vogel hat man ja auch die Ausmalung des Festsaales anvertraut, wie man früher bereits im benachbarten Altona für den dekorativen Schmuck des dortigen Rathauses Ludwig Dettmann, ebenfalls aus Berlin, heranzog. Aber trotz dieses Mangels an einheimischen Kräften blüht in der Hansestadt eine bewundernswert feine, gute, solide Kunstkultur. Kein sprühendes, leidenschaftliches Interesse, aber ein aus Familienstolz, Freude an häuslicher Behaglichkeit, Wohlstand, Gemeinsinn und alter Tradition organisch entwickeltes Bedürfnis, sich mit der Kunst als dem vornehmsten Luxus des Lebens zu befassen. Es ist ein Kunstbedürfnis, das vielleicht mehr in die Breite als in die Tiefe geht, im allgemeinen daher wohl das Verständnis für gewaltige und überraschende Aeußerungen eigenwilliger Persönlichkeiten ausschließt, dafür aber unter allen Umständen eine beruhigende Garantie für die Aufrechterhaltung einer gewissen Niveauhöhe bietet. Die alte schöne Stadt und ihr solides Kaufmannsleben bewahrt die Hamburger schon von selbst vor sprunghafter Unrast, hastiger Oberflächlichkeit und skrupelloser Modernitätssucht. Man braucht nur einmal diese Stadt zu durchwandern, von dem überwältigenden Getriebe des stolzen Hafens durch die Matrosen- und Arbeitergegend, durch die engen gewundenen Gassen mit den alten hohen Speichern und Kaufhäusern, wie den seltsamen finstern Winkel um „den Cremon“, über die zahlreichen kurzen Brücken hin, unter denen das träge Wasser der Fleete im dunkeln Schatten himmelanragender geschwärzter Mauern glucksend dahinfließt, bis zu den heiteren Villenvorstädten von Uhlenhorst und Harvestehude — bei leuchtendem sommerlichen Sonnenschein, wenn die unvergleichliche Blumenpracht der Gärten aufgeblüht ist, die Wiesen draußen duften, und der blaue Himmel sich in den glitzernden Wasserflächen ringsum spiegelt, oder bei winterlichem Sturmregen, wenn die Alstergegend sich in Whistlersche graue Schleier hüllt und die Dampfer im nebligen Hafen ihre angstvollen, durchdringenden Tutsignale ertönen lassen — und man fühlt: hier ist eine eigene, in sich geschlossene, bei aller Mannigfaltigkeit festumgrenzte Welt. Das äußere Kleid dieser Stadt hat einen ganz individuellen Charakter. Ganz freilich ist auch Hamburg von den Ausgeburten der „stilvollen“ Klebearchitektur nicht verschont geblieben, auch hier wird gelegentlich eine unvergleichlich schöne Ecke „freigelegt“, auch hier werden „schöne“ Häuser zum Davonlaufen gebaut. Aber diese Sünden verschwinden doch, und nirgends herrscht ihre barbarische Protzig-

Digitized by Google

keit so wie in Berlin. Und wie die Stadt, hat auch ihre Bevölkerung ein beneidenswertes Stückchen eigener Art. In der sicheren und ruhigen Haltung, mit der diese Leute auftreten und sich benehmen, das Leben auf der Straße und in den Restaurants, auch auf der wichtigen Börse (o Berlin!) vor sich geht, ruht ein ästhetisches Element.

Eine solche Stadt bietet guten Boden zur Aufnahme künstlerischer Kulturkeime. Die alten reichen Familien beweisen es. Mit den Engländern haben sie die Liebe zum eigenen Hause gemeinsam, diese erste Voraussetzung einer Blüte bürgerlicher Kunst, und in einfachen Villen von vornehmer Diskretion haben sie sich einquartiert. In einem der schönsten Patrizierssitze, dem Berkefeldschen Hause an der Alster, dessen Besitzer dem Wechsel des Kaufmannsglückes ebenso zum Opfer fielen, wie die gewaltigeren Pitti, Pazzi und Strozzi in Florenz, hat jüngst der Berliner Salon Cassirer seine Hamburger Filiale aufgeschlagen. Das ist ein prachtvolles Haus, im angenehmsten Spätempirestil gebaut. Höchst verwundert blicken der klassizistische Fries seines weißen Saales, der dem Hauptraum der Villa Carlotta am Comersee nachgebildet ist, und die Supraporten von Erwin Speckter in einem hohen runden Eckſalon auf die Pissaros und Leistikows und die van de Veldeschen Möbelstücke herab, zu denen der verdienstvolle Berliner Salon die etwas spröden Hamburger bekehren will. Er hat mit diesen Bekehrungsversuchen auch schon Erfolge gehabt, die aber auch nicht stürmisch daherrasen; denn der Hamburger kauft Bilder nur, wenn sie ihm wirklich gefallen, an der Marke, die in Berlin eine Rolle spielt, liegt ihm nichts, obwohl er ein praktischer Kaufmann ist. Und wie gut verstanden diese Hamburger von jeher zu kaufen! Welch edler, sympathischer Geschmack herrscht in ihren Privatgalerien, etwa beim Konsul Behrens, beim Konsul Weber, bei Frau Amsinck! Gewiß, nicht mit allen Stücken, die sich hier finden, kann man sich einverstanden erklären und gar manches möchte man fortwünschen. Aber das Ganze hat doch jedesmal einen persönlichen Charakter, es ist nie ein zufälliges Konglomerat, sondern immer ein Bekenntnis des Sammlers, der vielleicht nur einem Instinkt folgte. Bei Weber herrschen die alten Meister, bei Frau Amsinck die Fontaineblauer in kleinen, aber ausgezeichneten Proben, bei Behrens neben einer kostbaren Porzellansammlung die besten Deutschen der früheren Jahrzehnte: Böcklin, Menzel, Knaus. Nirgends kann man in Deutschland die Landschaftsmalerei der Schule von Barbizon, nirgends aber auch den modernen Menzel so gut kennen lernen wie hier.

Auf solchen Traditionen suchen die Männer, die heute an der Spitze des Hamburgischen Kunstlebens stehen: Lichtwark und Brinckmann, fortzubauen. Lichtwark ist der Pädagoge seiner Landsleute. Nicht als Theoretiker und Schulmeister, sondern als Praktiker und Weltmann erzieht er das Publikum. In seiner Kunsthalle sammelt er Bilder Hamburgischer Maler aus früheren Zeiten, vom 15. Jahrhundert an, da Meister Francke seine wundervollen Altartafeln schuf, über die Rembrandt- und Hals-Schüler des 17. Jahrhunderts und die Rokokomaler hin bis zu Runge, Oldach und Hermann Kauffmann. Er sammelt dazu eine Galerie von „Bildern aus Hamburg", Gemälde aus der Stadt und ihrer Umgebung, interessante Interieurs, Porträts hervorragender Persönlichkeiten, zu denen er die jüngeren Einheimischen, wie Illies, Eitner, von Ehren, Mohrbutter, und bewährte Fremde, wie Liebermann, Skarbina, Kuehl, Kalckreuth heranzieht — Heimatskunstpflege im feinsten Sinne. Er regt die Sammel- und Mäcenatenlust an, lenkt den Dilettantismus in künstlerische Bahnen, zieht auch die Amateurphotographie mit heran, hält ästhetische Vorträge, die wie Plaudereien eines geistreichen Gesellschafters klingen, schafft sich in der Lehrerschaft eine begeisterte Schaar von Jüngern und wirkt mit deren Hülfe auf die heranwachsende Generation, nach allen Richtungen hin Takt und Geschmack weniger predigend als thatsächlich verbreitend. Daneben steht Brinckmann, der Enthusiast. In seinem „Museum für Kunst und Gewerbe" vereinigt er erlesene Beispiele einheimischen und fremden Kunsthandwerks, eine unerschöpfliche Fundgrube von Anregungen. Hier niederdeutsche Möbelstücke, Bauteile, Kachelöfen, aus alten Häusern der Stadt und aus den Dörfern der Umgegend gesammelt. Dort ein großer Raum, der das moderne Kunstgewerbe, wie es sich ums Jahr 1900 in charakteristischen Proben seiner Hauptvertreter aus allen Ländern darstellt — Richard Stettiner, Brinckmanns Assistent, hat sich um ihn besondere Verdienste erworben. Dann Spitzen und Bucheinbände in großer und schöner Auswahl. Und schließlich der Stolz des Museums: die japanische Abteilung, eine ganze Welt für sich von unerhörtem Reichtum. Brinckmann hat dies Museum begründet und seit einem Vierteljahrhundert musterhaft verwaltet. Er hat jedes Stückchen selbst gekauft, und vor jedem Schranke weiß er ein Auktionsabenteuer, ein Händlerstückchen zu erzählen. Ueberall grüßen ihn tausend Erinnerungen. Manchmal bleibt er stehen, schließt eine Vitrine auf, nimmt eine kleine japanische Poterie heraus und streichelt sie mit der Hand. Auch der bevorzugte Gast darf einmal darüber streicheln. Als Kind sah ich dereinst im Theater als Weihnachtsmärchenspiel die Geschichte

Digitized by Google

vom Aschenbrödel. Die Szene war eine große Küche, die ganz vollgestopft war von Töpfen und Tellern und sonstigem Geschirr. Solange die Stiefmutter oder die bösen Schwestern auf der Bühne waren, blieb alles still, aber wenn Aschenbrödel allein da saß, dann fingen alle die Töpfe und Schüsseln und Teller an fröhlich zu hüpfen und zu nicken und zu tanzen. Sie kannten alle Aschenbrödel, standen zu ihm in einem intimen persönlichen Verhältnis und wollten sich mit ihm verständigen. So schien es mir, als käme Leben in alle diese Schwertstichblätter, Vasen, Netzke, Schnitzereien, Lackkästchen, Schalen und Räuchergefäße der japanischen Abteilung, da Brinckmanns hohe Gestalt mit dem gütigen Gesicht, den strahlenden blauen Augen und dem langen weißen Bart durch die Säle schritt.

M. O.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

Digitized by Google

# Sociale Krankheiten und sociale Hygiene.

Von Dr. **Heinrich Mertens.**

Sociale Krankheiten können erst da auftreten, wo sich ein socialer Organismus ausgebildet hat. Wo sich die Urmenschheit noch nicht zu festen Staatsgebilden zusammengeschlossen hat, wo jede kleine Familie und jedes kleine Stämmchen eine Einheit für sich bildet, da tritt die Bedeutung eines Krankheitsfalles niemals über das Niveau des Persönlichen hinaus Das Hinscheiden eines oder mehrerer Familienmitglieder trifft zwar die ganze Familie naturgemäß in ihrer psychischen Individualität; aber das Gefühl, daß hier ein socialer Schädling weitergehende Bedeutung erlangt hätte, kann auf dieser Kulturstufe nicht auftreten. Anders in einem wohl organisierten Staate. Hier bedrohen weit verbreitete Krankheiten den Staat auf die verschiedenartigste Weise. Nicht nur, daß seine Lebensfähigkeit durch ein vermehrtes Hinsterben seiner Bürger direkt geschädigt wird, es treten auch häufig genug durch die jähe Störung der socialen Koordinationen indirekt sociale Mißstände auf, die in der Gesellschaft durch Verwirrung der ethischen und politischen Funktionen schweres Unheil stiften können. Mit dem Zustandekommen aber fest organisierter Staaten tritt auch sofort der Begriff der socialen Krankheit auf. In allen alten Kulturdenkmälern finden wir Berichte über gewaltige Krankheitseruptionen, die plötzlich in den geordneten Gang der Dinge hereinbrechen, und die nach der Anschauung der Alten nur durch übermenschliches Eingreifen der Gottheiten, als himmlische Strafen, gedeutet werden konnten. Die furchtbar klirrenden Pfeile des Apollon, die die Griechen vor Troja dahinrafften, bedeuten das Schrecken erregende, in seiner Urplötzlichkeit die Gemüter verwirrende Auftreten einer verheerenden Seuche; und ähnliche literarische Denkmäler in wissenschaftlicher und künstlerischer Form geben uns zahlreiche Kunde von derartig furchtbaren Krankheitsausbrüchen.

Indessen ist zu diesen Zeiten und, um es vorwegzunehmen, fast bis in unsere Zeit hinein, der Begriff der socialen Krankheit ein sehr enger. Man verstand darunter eben ausschließlich die oben angedeuteten, plötzlich hereinbrechenden Volksseuchen, die wir heute mit dem Namen der Epidemien bezeichnen: Pest, Cholera und ähnliche. Die Krankheiten, die in stets ungefähr gleichbleibendem Maaße die Bevölkerung decimieren, hatten das fatalistische Gemüth der Menschen früherer Kulturstufen soweit abgestumpft, daß ihr Verderben bringendes Walten ihnen nicht mehr als etwas Außerordentliches und deshalb besonders Erregendes in Betracht kam. Man nahm sie ebenso ruhig und indifferent hin, wie man das natürliche Sterben im hohen Alter oder den Tod in der Schlacht als etwas Unvermeidliches erdulden mußte, um so mehr, als der damalige Stand der medicinischen Kenntnisse eine wirksame Bekämpfung nicht gestattete. Bei den plötzlichen



Digitized by Google

Seuchen dagegen handelte es sich stets um etwas Neues, Ungewöhnliches, Abruptes, das Schrecken und Furcht verbreitete und Abwehrmaßregeln der verschiedensten Art auslöste. Sehr charakteristisch ist für diese Anschauungsweise die unabänderlich feste Zusammenstellung der „Pestilenz" mit dem „Krieg". Wie ein Krieg in die beschauliche Ruhe des Friedenslebens plötzliche Verwirrung und Vernichtung vieler blühender Leben hineinträgt, so thun es eben auch jene großen Seuchen, die kommen und gehen, ohne daß man den Grund ihres Erscheinens so recht begreifen kann. Diese Krankheiten also waren in jedem Staate „Sociale Krankheiten". Sie rüttelten das sociale Gewissen des Staates gewaltig auf, sie brachen der Erkenntnis Bahn, daß es seine heiligste Pflicht sei, das Leben seiner Bürger zu schützen und bewirkten damit die ersten Regungen der Heilbestrebungen des Staates, der „Socialen Hygiene". Daß diese Abwehrbestrebungen bei dem damaligen Tiefstand der Kenntnisse von den Seuchen wie von den Krankheiten überhaupt recht minderwertige waren, liegt auf der Hand; man beschränkte sich auf tastendes Hin- und Herprobieren aller möglichen Mittel, unter denen natürlich Absperrungsmaßregeln schon damals eine Rolle spielten, weil man sich naturgemäß der Ansteckungsfähigkeit dieser Krankheiten bald bewußt geworden war. Daß der ganzen Anschauung entsprechend, neben diesen hygienischen Maßnahmen auch religiöse eine große Rolle spielten, ist selbstverständlich. Galt es doch, die zürnende Gottheit zu versöhnen, ob sie nun Apollon, Jupiter Ammon, Allah hieß, oder ob die christliche Kirche durch Gebete und Processionen Gottes Zorn abzulenken versuchte. In diesem religiösen Standpunkt liegt auch eine Wurzel der so außerordentlich schädlichen, indirekten Wirkung dieser Seuchen, die wir im christlichen Mittelalter beobachten müssen. Geistige Verwirrung, selbstzerfleischender Fanatismus und Auflösung aller sittlichen und socialen Bande, Flagellantismus und Judenverfolgung waren die traurigen Konsequenzen dieser Auffassung der Naturereignisse.

Die großen Seuchen haben ihre Bedeutung als sociale Krankheiten bis auf den heutigen Tag bewahrt. Nach wie vor betrachten es alle Kulturstaaten als eine ihrer wichtigsten und hehrsten Aufgaben, diesen Epidemien kostbare Menschenleben zu entreißen und ihren Geltungsbereich einzuschränken. Gerade an diesen Krankheitsphänomenen hat die moderne sociale Hygiene ihre Sporen verdient und mit großem Stolze kann diese junge Wissenschaft auf das in wenigen Jahrzehnten erreichte zurückblicken. Mit eiserner Hand hält sie die Infektionskrankheiten Asiens, die Cholera und Pest von den Grenzen der europäischen Kultur fern; einzelne Funken, die von dem dort unaufhörlich lohenden Brande herüberspühen, werden von den stets wachsamen Sanitätsbehörden zur rechten Zeit ausgelöscht, ohne zünden zu können. So sind speciell Cholera und Pest für Europa zu einer ziemlich bedeutungslosen Gefahr herabgesunken, während sie allerdings in ihren Brutstätten der Tropen nach wie vor Millionen von Opfern verschlingen; denn bei den dortigen Verhältnissen und der unüberwindlichen Indolenz der Eingeborenen hat die sociale Hygiene noch nicht den archimedischen Punkt gefunden, von dem aus sie diese trägen Massen in heilsame Bewegung bringen könnte.

Die moderne sociale Hygiene hat sich aber nicht begnügt, diese von außen hereinbrechenden Seuchen von unseren Grenzen fernzuhalten und sie auch in ihren Heimatsstätten anzugreifen, sondern sie hat den Kreis ihrer Wirkungsbeziehungen ganz ungemein erweitert. Das Erwachen des socialen Bewußtseins einerseits, das Aufblühen der medicinischen Forschung andererseits haben dazu geführt, daß wir heute eine ganze Reihe von Krankheiten

Digitized by Google

als „sociale Krankheiten" anzusehen gelernt haben, die bis vor ganz kurzer Zeit das Interesse des Staates absolut nicht erregt haben, die man, um eine Antithese zu bilden, als individuelle Krankheiten aufgefaßt hat. Es liegt das zum großen Teil in wirtschaftlichen Verhältnissen. Seitdem man erkannt hat, wie ungeheuer wertvoll jede einzelne „Hand" für unser ganzes sociales System ist, seitdem bemüht sich auch der Gesammtausschuß dieser „Hände", der Staat, seinen einzelnen Bürgern ein möglichst langes und intensives Arbeitsleben gewährleisten zu können; er tritt mit seiner gewaltigen organisatorischen und finanziellen Kraft da ein, wo eine private Krankheitshilfe seitens der Familie nicht mehr ausreicht. Der Staat ist sich bewußt geworden, daß er seine Millionen nicht besser anwenden kann, als indem er weit verbreitete Krankheiten nicht epidemischer Natur mit allen verfügbaren Mitteln der Volksaufklärung und des direkten Arbeiterschutzes bekämpft.

Zu der Reihe der Krankheiten, die heute also in diesem Sinne sociale Krankheiten geworden sind, gehören diejenigen, die direkte Folge der Berufsbeschäftigung sind. Es ist auch erst eine Erkenntniß der letzten dreißig Jahre, daß fast jeder Beruf seine Berufskrankheit hat, als unmittelbare Folge derjenigen Schädigungen, denen seine Organe in jahrelanger Dauer ausgesetzt sind. Besonders wichtig sind die gewerblichen Vergiftungen; die Bleivergiftungen der Buchdrucker, Glaser, Töpfer, Maler 2c., die Quecksilbervergiftung der Spiegelbeleger, die Zinkvergiftung der Gelbgießer, die Chromvergiftung der Farbenarbeiter, die Phosphorvergiftung der Zündholzarbeiter, die Schwefelkohlenstoffvergiftung der Kautschukarbeiter 2c. Ihnen reihen sich in gleicher Bedeutung an die Staubinhalationskrankheiten, die ihre schädigenden Wirkungen in erster Linie an den Lungen entfalten. Sind diese Lungenveränderungen an sich schon häufig schwer genug, um dauerndes Siechthum zu erzeugen, so sind sie vor allen Dingen deshalb so außerordentlich gefährlich und von der größten socialen Bedeutung, weil sie den Boden bereiten für den furchtbarsten Feind unserer Arbeiterbevölkerung, die Tuberkulose. Das durch Staubinhalation geschädigte Lungengewebe bietet den günstigsten Nährboden für die Schädlinge dar. Unter diesen Krankheiten leiden in erster Linie Bäcker, Baumwollspinner, Steinsetzer, Maurer, Maschinenbauer, fernerhin auch Jutespinner und Perlmutterdrechsler, bei denen ganz eigenthümliche Gewerbekrankheiten auftreten. Die bloße Aufzählung der Berufe, die wir eben gegeben, zeigt schon die ungeheure Verbreitung dieser socialen Krankheiten, da es fast keine manuellen Berufe giebt, die nicht ihre eigenen Berufskrankheiten hätten. Es ist hier nicht der Ort, auf die Details einzugehen, sonst dürfte es interessant sein, auf die Statistiken der Lebensdauer, besonders von Spiegelbelegern und Schleifern hinzuweisen, die geradezu Grauen erregende Zahlen in Bezug auf persönliche Sterblichkeit und namentlich auf die Kindersterblichkeit durch vererbte Tuberkulose darbieten. Auf diesem Gebiet hat nun seit einigen Jahrzehnten das erwachte öffentliche Gewissen begonnen, mit aller Macht den Schädlingen entgegenzutreten. Durch eindringliche Aufklärung der Arbeiter, durch Verbote bestimmter Betriebe und Betriebsformen, durch gründliche Ueberwachung derselben durch Beamte, durch zwangsweise Einführung von Sauberkeit, Lüftung und specielle Schutzapparate, hat man auf diesem Gebiete schon recht Erfreuliches geleistet. Insofern als die Gewerbekrankheiten häufig vorwiegend durch Disposition zur Tuberkulose schädlich wirken, fällt der Kampf gegen diese Krankheit zum großen Teile mit dem immer mehr an Intensität zunehmenden Vernichtungskampf gegen die Tuberkulose zusammen, auf den wir weiter unten zurückkommen werden.



Digitized by Google

Die Tuberkulose nämlich gehört zu der zweiten Gruppe derjenigen Krankheiten, die man erst neuerdings als sociale anzusehen gelernt hat. Es ist jene Klasse von Infektionskrankheiten, die sich in zwei wichtigen Punkten von den großen Seuchen unterscheidet. Erstens handelt es sich um sogenannte „endemische Krankheiten", d. h. solche, die jahraus, jahrein einen bestimmten annähernd gleichen Bruchteil der Bevölkerung konsumieren, dauernd im Lande haften und durch Gewohnheit schließlich bis vor kurzem als unvermeidliche Uebel angesehen wurden, als Ventile, durch die der überschüssige Lebensdruck des Staates sich ausgleichen könne. Zum zweiten zeigen sie den Unterschied, daß ihre ansteckende Kraft nicht so auf der Hand liegt, sodaß man erst in neuester Zeit, speciell durch die moderne Bakterienforschung dahin gelangt ist, sie als ansteckende Krankheit zu erkennen; und dadurch den ersten Schritt des Weges zu finden, der zu ihrer Bekämpfung führt, nämlich die Vernichtung ihrer Erreger. Zu diesen Krankheiten gehört in erster Linie der Typhus. Früher mystischen Qualitäten des Bodens und Wassers zugeschoben, dem „Miasma", wurde er durch die Forschungen von Eberth auf die Anwesenheit eines kleinen beweglichen Stäbchens zurückgeführt, das wir heute als Typhusbacillus genau kennen. Dieses kleine Pflänzchen lebt im Wasser und ausschließlich im Wasser haben wir die Quellen des Typhus zu suchen und zu bekämpfen. Von welch ungeheurem praktischen Werte diese Befunde waren, erhellt ohne Weiteres aus der einfachen Thatsache, daß nach Durchführung einer rationellen Kanalisation München, früher eine der typhus-reichsten Städte Deutschlands, nunmehr eine der typhus-ärmsten Städte geworden ist. Und so ist es überall. Zwar ist der Typhus nicht ausgerottet, aber er hat doch den größten Teil seiner Schrecken verloren. Andere parasitäre Krankheiten sind ebenfalls durch die sociale Hygiene ganz außerordentlich in ihrem Wesensbereich eingeschränkt worden, manche fast verschwunden, wie die rote Ruhr, Flecktyphus, Pocken. Von letzteren ist es ja bekannt, daß sie das erste Feld der modernen Socialhygiene gewesen sind, seitdem nach der klassischen Arbeit Edward Jenners über die Wirkung der Kuhlymphe, in überraschend kurzer Zeit sämmtliche Kulturstaaten die obligatorische Schutzimpfung eingeführt haben; das erste Beispiel einer socialen Hygiene im großen Stil und gleichzeitig das glänzendste; denn seit der Durchführung dieser Impfmaßregeln sind die Schwarzen Pocken, früher eine der gefährlichsten Volkskrankheiten, zu einer interessanten wissenschaftlichen Rarität in Deutschland geworden.

So erfreulich sind nun die Resultate bei den übrigen Krankheiten freilich nicht; auch beim Typhus will es nicht recht gelingen, ihn ganz auszurotten; es flackern doch immer hier oder da größere Brände auf, wie erst vor kurzem die beträchtliche Epidemie in Gelsenkirchen gezeigt hat, wo durch ein Versehen der Wasserwerke ein Teil des Trinkwassers mit Typhusbazillen verunreinigt war.

Das jüngste und gewaltigste Problem der socialen Hygiene diesen Krankheiten gegenüber ist der Kampf gegen die Tuberkulose. Wie wichtig dieses Problem ist, zeigt der Umstand, daß ca. $^1/_4$ aller Menschen an Tuberkulose sterben. Und das will um so mehr bedeuten, als ein beträchtlicher Bruchteil dieser Todesfälle junge blühende Menschen trifft, die noch ein sociales Vermögen darstellen, wodurch sich naturgemäß die Bedeutung der Tuberkulose in wirtschaftlicher Beziehung noch beträchtlich vermehrt. Der Kampf gegen die Tuberkulose konnte erst beginnen, nachdem Robert Koch 1882 den Erreger der Tuberkulose des Menschen aufgedeckt hatte. Damit hatten die jahrzehntelangen Diskussionen, ob die Tuberkulose eine ansteckende

Digitized by Google

Krankheit sei und als solche bekämpft werden könnte, überhaupt erst einen festen Boden gewonnen. So setzte denn allmählich eine lebhafte Agitation ein, die zuerst mit privaten Mitteln die Tuberkulose bekämpfen wollte, bis sich schließlich diese Einzelversuche als durchaus unzulänglich herausstellten, und der Staat zu dem Bewußtsein kam, daß nur eine einheitliche gewaltige Organisation diesem furchtbaren Volksfeinde den Boden abgraben könnte. Wir stehen jetzt gerade im Anfang der neuen zweiten Periode des Tuberkulosekampfes und so ist es denn natürlich nicht möglich, bereits von erzielten Resultaten zu sprechen. Wenn aber schon die kleine private Organisation bewirkt hat, daß die Sterblichkeit an Tuberkulose wesentlich gesunken ist, so dürfen wir wohl den neuen Versuchen mit gewaltigen Mitteln eine gute Prognose stellen und es steht wohl zu hoffen, daß nach Ablauf eines Menschenalters die Sterblichkeit an Tuberkulose so beträchtlich gesunken sein wird, daß sie als volksvernichtende Krankheit kaum noch in Betracht kommen wird. Wir stehen bei dem Kampf gegen die Tuberkulose in sehr günstiger Position. Ihre Bekämpfung erfordert außer der absolut nötigen durchdringenden Aufklärung der breitesten Massen über ihr Wesen und ihre Bedeutung im Wesentlichen nur Geld; allerdings ungeheure Summen, aber Summen, die gegenüber dem zu erreichenden volkswirtschaftlichen Ziel überhaupt nicht in Betracht kommen. Handelt es sich bei der Tuberkulose doch nicht nur darum, daß die Arbeitskraft der Gesammtbevölkerung durch Ausfall von Händen beeinträchtigt wird; der chronische Verlauf der Tuberkulose bringt es mit sich, daß die Befallenen direkt wirtschaftliche Schädlinge werden, die Jahre und Jahrzehnte lang auf Kosten der Gesellschaft gefüttert werden müssen; so würde also durch wesentliche Einschränkung der Tuberkulose die sociale Wohlfahrt in doppelter Weise gefördert werden.

Der Kampf gegen die Tuberkulose muß sich auf zwei Wegen vollziehen. Zunächst handelt es sich darum, die Tuberkulösen möglichst zu heilen; denn so lange Tuberkulöse herumlaufen und im Verkehr sind, werden sich auch überall wieder neue Erreger bilden und ihrerseits selbst Infektionsquellen darstellen. Jeder tuberkulöse Mensch ist also eine sociale Gefahr. Dazu kommt, daß diese Unglücklichen ihre Krankheit häufig auf ihre Descendenz fortpflanzen; denn obwohl die Tuberkulose nicht selbst erblich ist, so ist es doch die Veranlagung dazu, die Disposition; und da die Möglichkeit sich zu inficieren täglich und stündlich gegeben ist, so sterben die Kinder tuberkulöser Eltern sehr häufig schon relativ früh an Tuberkulose. Daraus ergiebt sich, daß es die erste Aufgabe sein muß, die Tuberkulösen zu heilen. Das ist aber nur dann möglich, wenn jeder Erkrankte, ohne Rücksicht auf die Kosten, zuerst der Möglichkeit, sich weiter zu inficieren oder seine Lungen weiter zu schädigen, entzogen wird, daß er vor allem in den ersten Stadien der Krankheit, wo das Allgemeinbefinden noch so gut wie garnicht gestört ist, in intensive Behandlung kommt und unter guten Ruhe- und Ernährungsbedingungen so lange behandelt wird, bis er absolut gesund ist. Das kostet natürlich wie gesagt, Zeit und Geld, beides im größten Maaßstabe; denn zu den Kosten der direkten Behandlung würden noch sehr häufig Unterhaltungskosten für die Angehörigen des Erkrankten kommen. Selbstverständlich läßt sich dieses Ideal nicht auf einmal durchführen; es werden Jahrzehnte vergehen, bis wirklich jeder Tuberkulöse von vorn herein auf Kosten des Staates behandelt und verpflegt wird. Und bis dieses Ideal erreicht ist, wird eine um so größere Bedeutung die andere Form dieses Kampfes gewinnen, die sich gegen den Erreger der Tuberkulose richtet. Da die Tuberkelbacillen eigentlich überall sind, so kann man sie nicht vernichten;

Digitized by Google

sondern man kann nur die Gelegenheit bekämpfen, sich damit zu vergiften. Das geschieht vor allem, wie wir bereits oben erwähnt hatten, durch den Schutz der Arbeiter vor Staubinhalation, die in doppelter Weise schädlich wirkt, nämlich erstens durch Schädigung des Lungengewebes, andererseits aber auch direkt durch den Gehalt an Tuberkelbazillen. Von denselben Gesichtspunkten aus gehen kleinere Maaßnahmen von nichtsdestoweniger bedeutender Tragweite. Zunächst müßte es sich darum handeln, den Auswurf unschädlich zu machen. Bei der bisher üblichen, unangenehmen Sitte des überall Hinspuckens trocknet der Auswurf der Phthisiker zu feinem Staub zusammen, der dann durch die Tritte und Kleider aufgewirbelt in die Atmungsorgane gelangt und dort auf geeignetem Nährboden seine Schädigungen entfaltet. Deshalb also auch der Kampf gegen das Ausspucken und die Schleppe. So setzt sich der Kampf gegen die Tuberkulose aus lauter kleinen Mosaikstückchen zusammen, die erst bei einheitlicher Organisation, einheitlicher Leitung zu einer gewaltigen Phalanx werden können, die die Tuberkulose wirksam bekämpfen kann.

Eine sehr wichtige Frage hat erst vor wenigen Monaten ein ganz anderes Gesicht erhalten. Bis zu Kochs Vortrage auf dem Londoner Tuberkulosekongreß hatte man mit heißem Bemühen die Tuberkulose des Rindviehes bekämpft und zwar nicht allein wegen der großen volkswirtschaftlichen Schäden, die diese Krankheit naturgemäß mit sich bringt, sondern vor allem in Hinsicht darauf, daß tuberkulöses Rindvieh eine stete, eminente Gefahr für diejenigen Menschen mit sich bringt, die sich mit ihm beschäftigen müssen. Eine zweite, nicht minder wertvolle Reihe von Untersuchungen beschäftigte sich mit Milch und Milchprodukten, in denen man sehr häufig Tuberkelbacillen und diesen sehr ähnliche andere Stäbchen gefunden hat. Es sind Bände darüber geschrieben worden, ob diese Stäbchen echte Tuberkelbacillen sind oder harmlose Doppelgänger; und andere Bände, ob überhaupt Milch, die nicht sterilisiert ist, eine wichtige Infektionsquelle darstellt. Und nun kommt Koch und erklärt, daß die ganze Liebesmüh umsonst sei. Nach seiner Meinung, die durch gute Gründe gestützt, wenn auch noch nicht widerspruchslos bewiesen worden ist, sind die Erreger der Perlsucht (der Rindertuberkulose) für den Menschen zum mindesten in der überwiegenden Mehrheit der Fälle unschädlich, wie er auch umgekehrt keins der gewöhnlichen Haustiere mit menschlicher Tuberkulose inficieren konnte. Wenn sich diese Koch'schen Ausführungen bestätigen, so wären sie von ganz ungeheurer volkswirtschaftlicher Tragweite, denn ein großer Teil der Millionen, die man auf die Bekämpfung der Rindertuberkulose hätte verwenden müssen, um die menschliche Tuberkulose zu bekämpfen, wird frei, sobald die Rindertuberkulose für den Menschen hygienisch gleichgiltig ist, und für diese Millionen kann man neue Heimstätten bauen, Tausende mehr dem Rachen dieser furchtbaren volksverderbenden Seuche entziehen. Der Kampf würde dadurch ein viel einheitlicherer, concentrierterer werden; und so steht es denn dringend zu wünschen, daß sich Kochs Versuche bestätigen mögen und sich die sociale Hygiene mit voller Kraft gegen die Menschentuberkulose selbst wenden könnte.

Ein Kind der jüngsten Zeit ist der auch gerade jetzt zu immer größerer Intensität anwachsende Kampf gegen die Malaria. Was bei uns die Tuberkulose ist, ist in einzelnen Gebieten Italiens, vor allem aber in unseren Kolonien das Sumpffieber, das Tausende abruft und Zehntausende zum Siechthum und Schwäche verurteilt. In unseren Kolonien ist die Malaria geradezu der Todfeind der Europäer und verhindert eine Besiedelung mit Weißen vorläufig wenigstens noch mit fast absoluter Sicherheit. Auch dieser

Digitized by Google

Kampf konnte erst mit scharfen Waffen geführt werden, als man die Ursache der Malaria kennen lernte. Der französische Marinearzt Laveran war es, der in den roten Blutkörperchen Malariakranker eigenthümliche Gebilde fand, die er und spätere Nachuntersucher mit Sicherheit als tierische Parasiten erkannten. In diesen eigenthümlichen Gebilden haben wir den Erreger der Malaria gefunden und seine Entwickelung in den Blutkörperchen ist es, die die Krankheit zu Wege bringt. Von eminenter Wichtigkeit waren die Entdeckungen von Grassi, Roß und Koch, die fast gleichzeitig unabhängig von einander erfolgten, daß nämlich die Verbreitung dieser Malariaplasmodien durch eine Mückenart der Gattung Anopheles bewirkt wird, eine Mückenart, die sich fast überall vorfindet. Der Vorgang ist so zu verstehen, daß die Mücken Malariakranke stechen, mit dem ausgesogenen Blutstropfen die Parasiten in sich aufnehmen, daß sich die Parasiten in ihnen weiter entwickeln und daß nun bei einem erneuten Stich gesunde Menschen diese Parasiten aufnehmen und an ihnen erkranken.

Durch diese Erkenntniß war nun auch ein Weg gegen die Malaria gewiesen und dieser Weg hieß Kampf gegen die Mücken. Zur Vernichtung dieser Insekten giebt es verschiedene Mittel und Wege, die alle angewendet worden sind, alle ganz gute Erfolge erzielt haben, von denen aber, aus leicht ersichtlichen Gründen, nicht ein einziges imstande ist, die Tiere auszurotten. Es ist dies vor allen Dingen die Trockenlegung von Sümpfen, ein Mittel, das schon in früherer Zeit mit Erfolg angewendet wurde, weil man die Sümpfe als direkte Malariaquellen betrachtete, während sie doch in Wirklichkeit nur die Brutstätten der Mücken sind. Das zweite ist eine direkte Bekämpfung der auf dem Wasser schwimmenden Mückenlarven durch Petrolisierung des Wassers oder ähnliche chemische Mittel; ein Verfahren, mit dem man namentlich auf isolierten Inseln, z. B. Asinara in Italien, ausgezeichnete Resultate erzielte: Mit den Mücken verschwand auch die Malaria.

Kann man die Mücken nicht vernichten, so muß man versuchen, die Menschen vor ihrem Stich zu schützen. Auch dieses Verfahren ist mit gutem Erfolge in der Campagna di Roma versucht worden. Da die Anopheles nur bei Nacht stechen, so brauchte man bei Tage keine Maßnahmen zu treffen; es genügt vollkommen, wenn man die nächtlichen Wohnstätten durch mückendichte Tüllnetze überall abschließt, und die Personen, die nachts draußen sein müssen, mit ähnlichen Gesichtsmasken und Handschuhen ihre Thätigkeit verrichten läßt. Derartige Versuche sind von der italienischen Regierung an Bahnarbeitern auf der Linie Prenestini-Cervara mit geradezu glänzendem Erfolg durchgeführt worden. Unter ca. 40 Personen, die sich derart schützten, erkrankte nur ein einziger, bei dem es sich höchst wahrscheinlich um ein spätes Recidiv einer früheren Erkrankung handelte, wie sie häufig vorkommen. Dagegen erkrankten in einem, wenige Kilometer davon gelegenen anderen nicht geschützten Halteplatze fast alle Arbeiter an Malaria.

Wir sehen also, daß sich mit diesen Mitteln bei konsequenter Durchführung Manches erreichen läßt. Einen ganz anderen Weg schlug Koch bei seinen Malariaforschungen ein. Seiner Meinung nach sind die Versuche, die Mücken zu vernichten oder abzuhalten, nicht im großen Maaßstabe durchzuführen; er richtet sein Augenmerk auf die Malariakranken selbst. Die Infektion vollzieht sich nämlich folgendermaßen: Im Frühsommer giebt es immer noch einige Kranke, die noch vom vorigen Herbst her an Rückfällen der Malaria leiden; an diesen inficieren sich zunächst die Mücken bei ihrem Auftreten im Frühsommer, um dann die Krankheit weiter zu verschleppen, sodaß im Laufe

Digitized by Google

des Sommers eine gewaltige Eruption der Malaria erfolgt. Nun haben wir ein absolutes Heilmittel gegen jede einzelne Malariaerkrankung im Chinin, das die Anfälle sofort beseitigt und die Plasmodien tötet. Koch ging nun von dem Gedanken aus, im Laufe des Winters alle noch etwa malariakrank Gefundenen durch energische Chininbehandlung absolut zu heilen, sodaß im nächsten Frühsommer die Mücken überhaupt keine lebenden Plasmodien in dem Blute ihrer Opfer mehr vorfinden. Er weist mit Recht darauf hin, daß eine consequent durchgeführte Chininisierung die Malaria auszurotten imstande ist, wie am besten die Erfolge in der Festung Spandau beweisen. 1874 befanden sich unter 3853 Mann 2557 Malariakranke, 1895 unter 5883 nur noch einer! Kochs Ansicht geht also dahin, daß es durch energisch durchgeführte Behandlung der Eingeborenen, die noch Malariakeime enthalten, möglich ist, alle Malariaparasiten einer bestimmten Gegend zu vernichten und dadurch eine Infektion der Europäer umöglich zu machen. Gleichzeitig ist es Koch bei seinen Forschungen in Neu-Guinea gelungen, die Ursache der Immunität der Eingeborenen aufzufinden. Es stellte sich nämlich heraus, daß in Malariaorten alle Kinder bis höchstens zum 5. Jahre Malariakeime enthalten, ohne übrigens im wesentlichen dadurch belästigt zu werden. Durch diese Erkrankung im Kindesalter werden nun die Eingeborenen durchweg immun gegen Malaria, sodaß man bei Erwachsenen niemals Plasmodien findet, wohl aber stets in dem Blute der jungen Kinder, die also die eigentliche Infektionsquelle darstellen. Gelangt hingegen ein erwachsener Eingeborener aus einer malariafreien Gegend nach Stephansort, so erkrankt er sofort an der Malaria, sodaß also eine Rassenimmunität nicht vorhanden ist. Koch will nun durch intensive Behandlung der Kinder die Malaria im oben geschilderten Sinne ausrotten. Seine Ausführungen sind nicht ohne Widerspruch geblieben. Einer der hervorragendsten Kenner der Malaria, der frühere kameruner Regierungsarzt Dr. Plehn, bezweifelt zwar Kochs Erfolge in Stephansort nicht, hält sie aber nur an so dem Verkehr unzugänglichen Orten für durchführbar, bei dem großen Durchgangsverkehr unserer afrikanischen Kolonien aber absolut nicht. Seiner Meinung nach wird es nie gelingen, dort alle Malariakranken dauernd zu heilen und dadurch die Infektion zu vermeiden. Außerdem aber bekämpft er Kochs Methode aus theoretischen Gründen. Nach seinen Ausführungen hebt die Chininbehandlung der Neger ihre Immunität auf, sodaß sie selbst später wieder an Malaria erkranken können, und nicht mit Unrecht führt er aus, daß es nicht angängig ist, Millionen von Eingeborenen gegen die Malaria schutzlos zu machen, um einige hundert Europäer zu schützen; denn wie gesagt, hält er Kochs ersehntes Ziel, in den Negerkindern alle Plasmodien und damit die Malaria zu vernichten, für aussichtslos, schon weil dazu ein ungeheueres ärztliches Personal der dauernden Ueberwachung wegen nötig wäre. Er plaidirt dafür, daß die Europäer sich mit kleinen Mitteln, Moskitonetzen 2c. und Chinin behelfen müssen.

Das jüngste Kind der socialen Hygiene ist der Kampf gegen den Krebs. Der Krebs hat bis vor ganz kurzer Zeit als eine absolut unsociale Krankheit gegolten, eine Krankheit, die schon deswegen kein besonders öffentliches Interesse verdiente, weil sie im Wesentlichen alte Leute hinwegrafft, und so recht als der Typus einer natürlichen Ausrottungskrankheit angesehen wurde. Es bedurfte eines neuen Momentes, um die Krankheit zu einer socialen zu machen; und das ist die geradezu erschreckende Zunahme der Krebserkrankungen, die sich seit ungefähr 50 Jahren verfünffacht haben. Nun sind allerdings die Zahlen der Statistik nicht lauter. Zwei Dinge sind es, die ihre Rein-

Digitized by Google

heit trüben; Erstens die fortschreitende Diagnostik am Krankenbett und an der Leiche, die heute vieles als Krebs erkennen läßt, was früher unter anderer Diagnose beerdigt worden wäre. Zum zweiten ist es ganz zweifellos, daß bei der zunehmenden Einschränkung der vorher erwähnten socialen Krankheiten, die vorwiegend jugendliche Menschen treffen, eben eine beträchtlich größere Anzahl von Leuten das „Krebsalter" erreichen muß, sodaß auch dieser Umstand eine scheinbare Vermehrung der Krankheit vortäuscht. Aber trotz alledem scheint auch eine wirkliche relative Vermehrung der Krebskrankheit eingetreten zu sein und dieser Umstand rechtfertigt die energischen Bestrebungen, dieses neuen Schreckens Herr zu werden. .

Dazu gehörte freilich, daß wir zunächst mal die erregende Ursache des Krebses kennen. Dazu fehlt aber eigentlich noch nicht weniger wie alles. Nicht einmal das erste Hauptstück, ob der Krebs überhaupt eine parasitäre Krankheit ist, ist entschieden. Es spricht allerdings einiges dafür, so das Vorkommen des Krebses in ganz bestimmten Städten, ja Häusern, das ziemlich häufige Vorkommen bei beiden Ehegatten 2c. Auch einige Fälle von direkter Uebertragung wollen die Autoren beobachtet haben. Andererseits sind aber bis jetzt alle entdeckten „Krebserreger", unter denen sich Bacillen, niedere Pilze, Amoeben, Protozoen 2c. befinden, mit einer Schnelligkeit in den Orkus gewandert, daß schon dieser Umstand allein die Wissenschaft außerordentlich skeptisch gegen die parasitäre Natur des Krebses überhaupt gemacht hat. Obgleich also einige der ersten Autoren, z. B. Ernst von Leyden und Czerny an eine parasitäre Natur des Krebses glauben, so stehen doch andere ausgezeichnete Kenner dieser Erkrankung, in erster Linie Ribbert, auf einem absolut entgegengesetzten Standpunkt, indem sie die Parasitentheorie als nicht nur absolut unbewiesen, sondern auch als absolut entbehrlich verwerfen. So steht denn der Kampf gegen den Krebs auf der allerersten Stufe. Es sind zunächst in sehr anerkennenswerter Weise großartige Organisationen geschaffen worden, die nach internationalen Vereinbarungen vorerst einmal die wissenschaftliche Seite der Frage aufs intensivste beleuchten sollen, und erst dann, wenn alles dieses klargestellt ist, kann ein wirksamer Kampf gegen diese furchtbare Krankheit begonnen werden.

Wir sehen also, wie mannigfach die Aufgaben der modernen socialen Hygiene sind, wie außerordentlich verantwortungsvoll und schwierig sich ihr Arbeitsgebiet darstellt, wie herrlich aber auch die Früchte sind, die ihre Bestrebungen jetzt schon, nach so kurzem Bemühen gezeitigt haben. Es ist wohl kein eitles Hoffen, wenn wir die sichere Erwartung aussprechen, daß in dem nächsten Säkulum die sociale Hygiene noch ganz andere weittragendere Fortschritte machen wird, als in dem abgelaufenen. Und vor allen Dingen glauben wir zuversichtlich hoffen zu können, daß sie den beiden, heute schlimmsten Feinden der Menschheit, der Tuberkulose und der Malaria ihr Flammenschwert ebenso entwunden haben wird, wie es die europäische sociale Hygiene des vorigen Jahrhunderts mit den Pocken, der Cholera und der Pest gethan hat.

Digitized by Google

# Das Buch vom Brüderchen.

## Roman einer Ehe.

Von **Gustaf af Geijerstam.**

(Schluß.)

### 12.

Ich glaube nicht, daß Sven je ein so wunderbares Zusammenleben mit seiner Mutter gelebt hat, wie in diesem Sommer, oder vielleicht ist es auch möglich, daß ich nie Gelegenheit hatte, es so vollständig zu verfolgen. Möglicherweise trug hiezu der Umstand bei, daß wir in diesem Sommer zum ersten Mal die Gesellschaft unseres großen Jungen entbehrten. Olof hatte nämlich nach dem Norden reisen müssen, um Waldluft zu athmen und sich daran zu gewöhnen, allein vom Hause fort zu sein. Und die Folge davon wurde natürlich die, daß die Zurückbleibenden sich noch inniger als gewöhnlich an einander schlossen. So viel ist gewiß, daß ich in diesem Sommer unbewußt anfing, Sven mit denselben Augen anzusehen wie seine Mutter, und daß mir nie so wie damals die Augen darüber aufgingen, wie verschieden er von allen Kindern war, die ich je gesehen, obgleich nichts bei ihm anders war, als was man kindlich nennt.

An einem Morgen erinnere ich mich, daß er mich, als ich spazieren ging, dadurch überraschte, daß er ganz allein auf der Wiese saß mit einem Strauß Glockenblumen und Ranunkeln in der Hand. Ich fragte ihn ob er mit mir in den Park gehen wollte. Das war ein Anerbieten, das er immer mit Entzücken aufzunehmen pflegte, und es erregte daher mein Erstaunen, daß er sich diesmal energisch weigerte.

„Willst Du nicht mit Papa kommen, Sven?"

Ich fühlte mich beinahe verletzt und dachte, es wäre eine Laune.

Sven schüttelte nur den Kopf und blieb stille sitzen.

„Aber warum denn?"

„Ja, ich sitze hier und warte auf Mama," sagte das kleine Brüderchen mit großer Bestimmtheit.

„Aber Du weißt doch, daß Mama erst viel später herauskommt. Mama ist nicht so gesund wie früher, und sie muß morgens lange liegen, weil sie in der Nacht nicht schläft."

So verhielt es sich auch, und wenn uns das nicht hinderte, unser Sommerglück zu genießen, so kam es nur daher, daß wir uns im Laufe der Jahre so sehr daran gewöhnt hatten, daß die Kränklichkeit meiner Frau zeitweise wiederkommen mußte, daß dieser Umstand uns nur ganz natürlich und alltäglich schien.

Sven ließ sich jedoch durch keine Vernunftgründe beeinflussen, sondern blieb eigensinnig sitzen.

Digitized by Google

„Ich weiß, daß sie heute kommt," sagte er.

Ich lächelte über seine Sicherheit und ging weiter, während ich weniger an seine Voraussage als an diese allumfassende Liebe eines Kindes dachte, die weit über seine Jahre hinausging, und die den Knaben veranlaßte unthätig mit ein paar Blumen in der Hand dazusitzen, nur um es nicht zu versäumen, die Mutter im selben Augenblick, in dem sie sich zeigte, zu begrüßen.

Aber während ich so weiter ging, wendete ich mich plötzlich um, und da sah ich den weißen Hut und das leichte geblumte Kleid meiner Frau zwischen den Jasminbüschen auftauchen. Im selben Augenblick hörte ich einen gellenden Schrei von Sven.

Lächelnd ging ich zurück und sah den Knaben in einem Paroxismus der Zärtlichkeit an dem Halse seiner Mutter hängen. Ich rief sie an, aber das kleine Brüderchen ließ nicht locker. Er klammerte sich an Mama an, und schon aus der Ferne rief er mit einem Gemisch von Verdrießlichkeit über mein Mißtrauen und Triumph, darüber, daß er Recht behalten hatte:

Siehst Du, daß sie gekommen ist! Siehst Du, daß ich es wußte!

„Du bist wohl drinnen gewesen und hast geguckt," sagte ich.

Nichts kann die Verachtung aller rationalistischen Auslegungen dessen, was er fühlte und wußte, beschreiben, mit der Sven antworte:

— Nein, das habe ich gewiß nicht. Hab ich es, Mama?

Und Mama tröstete ihn damit, daß er gewiß nicht geguckt hatte. Aber zu mir sagte sie:

„Du kannst nicht glauben, wie oft das schon geschehen ist. Es ist, als fühlte er mich in der Luft, bevor ich komme. Kinder können ja so etwas nicht erfinden."

## 13.

Sven war jedoch überhaupt in diesem Sommer nicht derselbe. Ohne irgend einen äußeren Anlaß konnte er plötzlich erklären, daß er müde sei, und dann wollte er nur im Grase liegen mit dem Kopf in Mamas Schoß. Oder er kam auch zu Papa und bat ihn, ihn zu tragen. Dann nahm Papa ihn auf die Schultern und trug ihn hinaus in Wald und Feld, und nie ist sein Blick dankbarer gewesen oder sein kleines weißes Händchen zärtlicher als da.

Dann klagte er über Kopfschmerzen und bekam Antipyrin, und dann wollte er des Morgens nicht aufstehen, und sagte, er sei so müde. Aber da der Kleine im Uebrigen ganz gesund schien, hob Papa ihn aus dem Bette und erkärte, er sollte sich ankleiden und zusehen, daß er hinaus in die frische Luft kam. Da stand Sven auf und versuchte, so lange Papa drinnen war, so gut er konnte, die mühsame Arbeit, die Strümpfe anzuziehen. Aber sowie Papa zu der Thür hinaus war, schlich er zu Mamas Bett und bat, zu ihr hineinkriechen zu dürfen.

Natürlich konnte Mama einer solchen Bitte nicht widerstehen. Und nie war Sven glücklicher. Da lag er mit dem Kopfe in Mamas Arm, schloß wieder die Augen und war still und ruhig, bis die Kräfte anfingen, zurückzukehren. Dann stand er wieder auf, aber bevor er es that, sah er Mama mit seinen merkwürdigen Augen an:

„Erzähle es Papa nicht!"

„Ja, aber warum denn?" sagte Mama.

„Ja, weißt Du, sonst wird Papa sehr böse."

All das erschien Mama so wunderlich, daß sie Sven alles mögliche ver-

Digitized by Google

sprochen hätte; und folglich versprach sie auch dies. Und Sven ging hinaus und war ruhig und zufrieden, weil Mama seinen Ungehorsam nicht verrieth und weil er und Mama zusammenhielten.

Aber wenn Mama fortreisen sollte oder nur ohne ihn ausgehen, da war er verzweifelt. Sein Schmerz kannte keine Grenzen, und sein Weinen war so herzzerreißend, daß man nichts anderes thun konnte, als ihm mit allen Trostgründen zusprechen, die Einem zu Gebote standen. Ja, der Anblick seines leidenschaftlichen Schmerzes war so qualvoll, daß man ihn lange nicht vergessen konnte, und eines Vormittags sprachen wir davon. Ich hatte gerade meine Frau überredet, mich auf einem Ausflug in die Stadt zu begleiten, um dort mit ein paar Freunden zu Mittag zu essen, und, wie man sagt, ein bischen herauszukommen. Und ich hatte das gethan, gerade weil ich fand, daß sie sich von Sven ausruhen sollte.

Es gelang uns schließlich auch, den Eindruck zu vergessen, den uns die Thränen des Kleinen gemacht hatten, und wir brachten einen angenehmen Tag zu, wie immer in der Stadt, wenn wir wußten, daß wir nicht dort zu bleiben brauchten. Die Stimmung war gerade auf dem Höhepunkt, als meine Frau mich im Flüstertone fragte, ob es mir sehr unangenehm wäre, wenn sie mit einem früheren Boot wegfuhr. Es war recht selten, daß wir einen Ausflug machten, um uns zu unterhalten, und der Vorschlag war nicht gerade nach meinem Geschmack. Ich stellte daher Elsa vor, daß wir gesagt hatten, wir würden erst mit dem letzten Boote kommen, und daß uns daher Niemand erwartete. Mit einem Worte — ich erhob alle die Einwände, die mir einfielen. Und zuletzt versuchte ich es mit einem Hauptargument:

„Sven hat sich ja schon niedergelegt, wenn Du kommst."

„Das ist es nicht," war die Antwort. „Ich möchte nur gerne nach Hause."

Sie sah mich bittend an, und natürlich war die Folge die, daß sie wegfuhr.

Inzwischen ging Sven Nachmittag zuhause umher und spielte. Aber als die Zeit herankam, zu der er sich niederzulegen pflegte, verschwand er spurlos. Unsere Dienstmädchen gehörten nicht zu Jenen, die sich viel Kopfzerbrechens machen; und als sie ihn ein paar Mal gerufen hatten, ohne eine Antwort zu bekommen, gaben sie sich damit zufrieden, daß er sich schon zeigen würde, wenn die Dunkelheit einbrach, und daß die Herrschaft ja auf jeden Fall erst spät zurückkam. Sven konnte also seiner Wege gehen, und gegen acht Uhr setzte er sich ganz allein auf die Dampfschiffbrücke. Er wußte nicht so genau, wann das Dampfschiff kam, und darum mußte er auch lange dort sitzen. Aber er wartete geduldig und still, und schon weit draußen in der Bucht, während das Boot zwischen den vielen Brücken hin und her lavirte, erblickte ihn seine Mama. Er saß da ganz klein und zusammengekauert, und sein kleiner grüner Crockethut leuchtete gegen das blaue Wasser.

Alles kam ihr so wunderlich vor, beinahe als hätte sie es vorher gewußt, daß er da sitzen würde, und ihre Augen ließen die ganze Zeit die kleine Gestalt nicht los, die auf der Bank der Brücke saß, mit gesenktem Kopf und gebeugtem Rücken, als grübelte er. Aber als das Boot anlegte, und Mama sich anschickte ans Land zu steigen, da stand der kleine Sven in der höchsten Spannung aufrecht auf der Brücke, und seine Augen suchten und suchten, als stünde das ganze Leben auf dem Spiel. Und als Mama ihm entgegen kam, da war es schwer zu sagen, wer glücklicher war, er, der nicht vergeblich gewartet, oder sie, die das Kind ihrer harrend gefunden.

„Aber wie konntest Du da sitzen, Sven," sagte Mama mitten in ihrer Freude. „Mama sollte doch erst spät nachts kommen."

Digitized by Google

„Ich wußte natürlich, daß Du kommen würdest," sagte Sven.

Seine Stimme und seine Augen waren voll Verwunderung, daß Mama sich eine so einfache Sache nicht vorstellen konnte.

„Ich wußte natürlich, daß Du kommen würdest, und darum saß ich da und wartete."

Und auf Mamas Frage, ob er lange gesessen hatte, antwortete er:

„Ja, natürlich, sonst hätte Hanna mich erwischt. Und dann hätte ich mich niederlegen müssen."

Mama antwortete nichts darauf. Es wäre ihr nicht möglich gewesen, ihm vorzuhalten, daß er eigentlich ungehorsam gewesen war. Seine unschuldige Liebe, die die Ursache dazu war, schützte ihn gegen jeden Vorwurf, und Sven wußte das sehr wohl. Er blickte von der Seite zu Mama auf und lächelte:

„Ich habe Hanna zum Besten gehalten. Ich bin hinter den Busch gekrochen, so daß sie mich nicht sehen konnte."

„Nein, das hast Du gethan?" sagte Mama.

Sie und Sven gingen zusammen hinauf, zufrieden wie zwei Mitschuldige, deren Streich geglückt ist, und die Folge war natürlich die, daß Mama an diesem Abend ihren Jungen selbst niederlegte. Das that sie übrigens oft, obgleich er bald sechs Jahre wurde und bei ernsthafteren Anlässen der große Junge genannt wurde.

Wie langsam es ging, wenn sie ihm ins Bett half! Wie leicht und weich nahm sie nicht seine Kleidungsstücke ab, wie vorsichtig wusch sie nicht seine zarten Glieder, wie sachte wurde er nicht abgetrocknet, und wenn dann das lange Nachthemdchen übergestreift werden sollte, ging es wie ein Spiel. Dann saß sie mit dem Kleinen im Schoße da und träumte von der Zeit, als er noch ganz klein war und sie ihn selbst nährte. Und wenn er endlich zu Bett gehen sollte, da wollte er nie sein Abendgebet sprechen. Er hatte tausend Einfälle, nur um es zu verhindern, daß Mama von ihm ging. Aber wenn er es gesagt hatte, schlang er die Arme um sie und flüsterte:

„Es ist so schön, wenn Du mir hilfst. Denn Du faßt mich nie hart an." Elsa beugte sich noch tiefer über sein Bett und flüsterte zurück:

„Ich werde Dir immer helfen. Kein Anderer darf es thun. Bis Du Dir selbst helfen kannst."

Sie war reich dafür belohnt, daß sie ein Vergnügen unterbrochen und nach Hause gefahren war, und als ich mit dem letzten Boote nachkam, lag sie wach, um mir alles zu erzählen, was Sven gesagt hatte.

Nach einem fröhlichen Tag mit Kameraden wirkten diese kleinen rührenden Züge des Knaben noch mehr auf mich, als sie es sicherlich sonst gethan hätten.

„Weißt Du, daß ein großer und guter Mann mir gegenüber einmal dieselben Worte gebraucht hat, als er von dem ersten Eindruck erzählte, als seine Mutter gestorben war?" sagte ich. „Auch er war damals zwischen fünf und sechs Jahren, und es handelte sich um dieselbe Sache — das Hemd zu wechseln. Er gebrauchte ganz dieselben Worte: „Ich fühlte das erste Mal, daß Jemand mich hart anfaßte."

Ich stand neben Svens kleinem Bett und sah ihn lange an. Seine Schläfen hatten etwas Eingesunkenes bekommen. Aber er schlief tief und gut, und ich beugte mich hinab und küßte ihn auf die Stirne.

Wir versuchten von etwas Anderem zu sprechen, aber ich war so von dem Gedanken an das Kind erfüllt, daß ich keinen Sinn für etwas anderes hatte.

„Hast Du nie an etwas gedacht?" sagte ich. Olof kann ich mir als einen großen Menschen denken, als ganz erwachsen. Und Svante auch! Sie sind ja so verschieden. Aber ich kann sie mir doch Beide so denken. Aber

Digitized by Google

Sven? Kannst Du ihn Dir groß denken? Was willst Du mit ihm in der Welt anfangen? Wohin glaubst Du, daß er passen würde, außer zu uns?"

Meine Frau lächelte mit einem schmerzlichen Zug, der nadelfeine Falten um ihren Mund bildete.

„Daran habe ich oft gedacht, sagte sie." Und ihren eigenen Gedankengang weiterspinnend, fügte sie hinzu:

„Das ist vielleicht deshalb, weil ich ihn mehr als alles andere auf der ganzen Welt liebe. Mehr als die beiden anderen Knaben, mehr als Dich. Ich habe oft daran gedacht, und ich weiß, wenn einer der großen Jungen stürbe, ich würde nie aufhören, um sie zu trauern. Aber ich glaube, ich könnte es tragen, Euch zuliebe, die ihr lebtet. Wenn Du stürbest — ich vermag es nicht zu denken. Aber wenn Sven stürbe, dann könnte ich auch nicht leben. Ich habe oftmals daran gedacht, es Dir zu sagen. Denn ich wollte, daß Du es wissest."

Sie reichte mir ihre Hand, und ihre Augen suchten die meinen, als wollte sie mich um Verzeihung bitten, daß sie glaubte, ohne mich leben zu können. Und nachdem wir das Licht gelöscht hatten, lag ich lange wach und wiederholte in Gedanken ihre Worte. Ich schlief in dem Glauben ein, daß ich niemals erfahren würde, ob sie die Wahrheit gesprochen oder nicht.

## 14.

Sven wurde so krank, daß er zu Bett gebracht werden mußte. Aber, obgleich wir sehr wohl wußten, daß es bedenklich genug war, blieb das Fieber doch so schwach, daß wir an keine wirkliche Gefahr glaubten. Ich schrieb unverdrossen weiter, und meine Frau saß am Krankenbett des Knaben, hielt seine Hand in der ihren und erzählte ihm Märchen, wenn er zuhören konnte.

Der Doctor sagte uns, daß die Krankheit zweifellos langwierig sein würde, aber glaubte uns im Uebrigen die besten Aussichten geben zu können, und da ich lange eine Reise geplant hatte, fuhr ich für ein paar Tage fort, in der Hoffnung, wenn ich heimkam, das Schlimmste vorüber zu finden. Ich brachte also drei ganze Tage mit guten Freunden zu, und ich freute mich, ohne in höherem Maße Unruhe zu empfinden, an Freundschaft und schöner Natur. Aber als ich dann im Zuge saß und nach Stockholm zurückkehren sollte und von dort nach meinem Heim, kam eine Angst über mich, die ich nicht bezwingen konnte. Unmittelbar bevor ich fuhr, hatte ich mit meiner Frau durchs Telephon gesprochen. Ich hatte aus der Ferne ihre Stimme vor Freude beben gehört: Sven ging es besser! Er hatte im Bett aufrecht gesessen und gelacht und geplaudert. Er hatte gegessen und Mama gebeten, das „Vaterle" zu grüßen, was sein Specialkosenamen war, wenn er sehr ausgelassen war. Alles deutete also auf das Beste, und doch konnte ich meine Angst nicht los werden.

Als ich nach Stockholm kam, war es zehn Uhr Abends. Ich war gerade zu der Minute gekommen, in der das letzte Boot zu mir nach Hause abging. Ich begab mich daher direkt in das Hotel, in dem ich abzusteigen pflegte. Es war dunkel, und der Regen fiel in Strömen. Hastig trat ich ins Vestibule, mit jener Empfindung hoffnungsloser Fremdheit, die mich immer überkommt, wenn ich zur Sommerszeit gezwungen bin, Stockholm zu besuchen, und weiß, daß ich allein sein muß. Ich konnte noch nicht mein Ersuchen um ein Zimmer vorbringen, als der Portier mir schon entgegenkam und mich, indem er eine Nummer nannte, bat dieselbe sogleich telephonisch anzurufen.

Digitized by Google

Ich that es und bekam nur den Bescheid, daß der Doctor schon fort war und daß ich mir augenblicklich einen Wagen nehmen und nachfahren sollte.

Der Schlag, der mich so heftig und unvorbereitet traf, lähmte mich, und die fieberhafte Thätigkeit, die ich entwickelte, erschien mir selbst ganz automatisch. Ich bestellte einen Wagen, und im selben Augenblick, in dem das geschehen war, dachte ich, daß ich essen sollte. „Sven ist gestorben", dachte ich. „Er lebt nicht mehr, wenn ich nach Hause komme. Wenn ich komme, darf ich nicht hungrig und müde sein. Ich muß wachen können und meine Frau trösten." All das ging durch mein Hirn, während ich dasaß und auf die Miethdroschke wartete. Ich sah mich selbst wie eine andere Person, sah, daß ich Fleisch auf meinen Teller legte, es zerschnitt und zu essen versuchte. Die ganze Zeit dachte ich bloß an Eines: Der Wagen, der nicht kam. Gott im Himmel! Der Wagen kam nicht, und daheim lag mein Junge und starb, und ich konnte nicht zu ihm kommen.

Ich bezahlte und ging in die Vorhalle des Hotels, wo ich auf und abging, es war mir ganz unmöglich, still zu sitzen, unmöglich, einen zusammenhängenden Gedanken zu denken.

„Mein Kind liegt im Sterben," sagte ich zum Portier. „Darum bin ich so nervös."

Ich versuchte, ihm zuzulächeln, damit er begriff, wie sehr ich selbst einsah, daß mein Betragen sinnlos war. Aber ich fühlte selbst, daß das Lächeln zu einer Grimasse wurde und ich wartete auch nicht seine Antwort ab. Ich fuhr nur fort, mit der Uhr in der Hand auf- und abzugehen, als wollte ich der Zeit vorauseilen, und als der Wagen endlich kam, war ich gewiß, daß alles vorüber war. Ich begriff nicht, warum ich dasaß oder warum ich hinaus in den strömenden Regen fahren sollte, aber automatisch wie früher sagte ich zum Kutscher:

„Fahren Sie so rasch nur ein Pferd laufen kann, mein kleiner Junge liegt im Sterben. Sie sollen es nicht umsonst thun."

Der Kutscher hatte nns schon oft gefahren.

„Ist das der kleine, liebe Junge, der so schön ist?" fragte er.

Diese einfachen Worte riefen mich wieder zur Wirklichkeit zurück, und durch meine Brust wogte eine warme Welle der Dankbarkeit gegen den jungen Menschen, der mich kutschierte.

„Ja," sagte ich mit erstickter Stimme. „Ja, er ist es."

Und ich setzte mich in den Wagen mit dem Gefühl, daß ich einen Menschen getroffen hatte, der begriff, um was es sich handelte und der mir helfen würde. Während wir über die Gassen eilten, sprach ich still mit mir selbst und weinte vor Freude und Schmerz: „Er ist so schön und gut, daß selbst ein Mann, der ihn nur in einen Wagen steigen gesehen hat, sich seiner erinnert und es mir sagt. Und er soll sterben? Es giebt ja Millionen Kinder, die leben dürfen. Warum muß gerade meines sterben?"

Nie bin ich rascher gefahren, und nie ist mir ein Weg länger erschienen. Ich sah im Dunkel die Funken um die Hufe der Pferde sprühen, ich fühlte, wie der Regen nachließ und sah die Landschaft wie ein dunkles Schattenspiel an mir vorbeifliegen, und die ganze Zeit saß ich da und sprach zu mir selbst unfaßbare Worte, von denen ich nicht verstand, wie sie mir auf die Lippen kamen. Es war, als würde ich durch die Dunkelheit gerade dem entgegengeführt, was für mich kommen mußte, und ich bat bloß um Aufschub, bat, daß er noch lebte, wenn ich ankam, sodaß er noch einmal seine Arme um meinen Hals schlingen konnte und ich seine Stimme hören durfte.

Vorwärts ging es, vorwärts in rasender Eile. Der Wagen sprang von

Digitized by Google

der einen Seite des Weges auf die andere. Aber keinen Augenblick fiel es mir ein, daß etwas zerbrechen konnte, oder daß wir umwerfen würden. Das war ein prächtiger Bursche, der Kutscher, der an meinen kleinen Jungen dachte, der so schön und lieb war und der nicht sterben durfte.

„Es ist der Vater mit seinem Kind," sagte ich laut zu mir selbst. Ohne daß ich es wußte, saß ich da und recitirte Verse, und ein krampfhaftes Schluchzen drängte sich durch meine Kehle, als wollte es mich ersticken, und um Luft zu bekommen, beugte ich mich aus dem Wagenfenster und sah die Landschaft an, in der ich jede Aussicht, jede Biegung des Weges kannte. An den Steinen, über die der Wagen jetzt rüttelte, konnte ich merken, daß wir in den Abkürzungsweg eingebogen waren, der zu meinem Heim führte. Alle Sinne angespannt, sah ich hinaus ins Dunkel, ich sah die Conturen einer Droschke, die auf dem Hofe hielt. Der Doctor ist noch da! Der Doctor ist noch da! Dann hörte ich von der Veranda die Stimme meiner Frau: „Er kommt. Gott sei Dank! Er ist da!" Und in ein paar Augenblicken war ich die Stufen hinaufgeeilt und stand im Saal.

Ich stand da, und meine Gemüthsbewegung war so ungeheuer, daß ich nichts von dem, was ich sah, auffassen konnte. Ich hatte die Empfindung, daß der Doctor dastand, und ich fühlte, daß meine Frau mich eng umschlungen hielt. Es war mir klar, daß sie froh war, ja überglücklich aussah, und daß ich es auch sein sollte. Ich hörte etwas von einem Ohnmachtsanfall, der jetzt vorüber war und wie der Doctor hoffte, nichts zu bedeuten hatte. Aber ich konnte nichts sagen und nichts denken. Das Glück kam so unvorbereitet über mich, daß es mich nicht aus der furchtbaren Betäubung wecken konnte, die mich noch in ihrer Gewalt hatte. Mechanisch nahm ich meine Handschuhe und meinen Ueberrock ab, und noch stand ich da und suchte gleichsam meine Augen an das Licht in dem erleuchteten Gemach zu gewöhnen.

„Willst Du nicht zu ihm hineingehen? Willst Du ihn nicht sehen?" sagte meine Frau. „Er ist wach."

Und ihre Stimme klang beinahe vorwurfsvoll, als hätte sie nicht verstanden.

„Ja, ja," sagte ich.

Und ohne zu fassen, was jetzt geschah, ging ich hinein und sah Sven in meinem Bett liegen und zu mir aufblicken.

„Erkennst Du Papa, Sven?"

„Ja," sagte der Kleine mit erstaunter Stimme.

Er konnte nicht begreifen, daß die Großen alle so aufgeregt und unruhig aussahen. Er streckte seine kleine Hand aus und streichelte mich und ich merkte, wie mager und dünn sie geworden war.

Während ich dastand und mich über den Knaben beugte, begriff ich, daß alles Wirklichkeit war und daß mein Kind lebte. Ich hielt seine Hand an meine Augen, und ich fühlte wie die Last von meiner Brust fiel und der Schleier von meinen Augen glitt.

## 15.

Wie wundersam, voll Hoffnung, Unruhe, Verzweiflung und Befürchtungen war nicht die Zeit, die nun folgte! Der Doktor hatte uns eine lange Kränklichkeitsperiode prophezeit, wir bereiteten uns daher, in Geduld zu warten, und wir versuchten auch, diese Tugend zu üben. In zwei langen Wochen, die nun folgten, fügte sich Svens Krankheit in die täglichen Gewohnheiten unseres Alltagslebens ein, so wie die Krankheit es immer thut, wenn sie für länger in

Digitized by Google

einem Hause einkehrt. Ich schrieb darum jeden Vormittag, ohne mich stören zu lassen, an meinem Buch, und meine Frau ging jeden Tag zwischen ihm und mir hin und her, saß in Svens Zimmer, der ruhig wurde, wenn er ihre Nähe fühlte, und schlich sich hinaus, wenn er schlief, um frische Luft zu schöpfen und mir von all den guten Zeichen zu erzählen, die ihr aufmerksames Auge stets zu entdecken glaubte. Svante ging einsam und stumm umher und fuhr über die Bucht und erzählte seinen Freundinnen, den kleinen Mädchen, daß das kleine Brüderchen schwer krank lag und daß daheim alles so still geworden war.

Wir hatten eine Pflegerin nehmen müssen, damit meine Frau sich nachts ausruhen konnte. Das geschah nicht ohne vieles Sträuben von Elsas Seite. Denn sie war so eifersüchtig auf den Kleinen, daß sie niemand Anderen duldete, den er um Hilfe bat oder der ihm solche angedeihen ließ. Und erst als sie merkte, daß die Kräfte sie verließen, gab sie mit Thränen in den Augen ihre Einwilligung und fügte sich in das Unvermeidliche.

Ein paar Stunden, nachdem die Pflegerin eingetroffen war, kam jedoch meine Frau zu mir und erzählte mit strahlenden Augen, daß Sven großes Gefallen an seiner neuen Freundin gefunden.

„Von Dir lasse ich mir gerne helfen. Denn Du bist lieb," hatte er gesagt.

Und damit schloß er seine Augen und lag stille, wie er zu liegen pflegte, mit der Eisblase auf seinem Kopfe, der immer schmerzte, die kleinen mageren Hände auf der Decke.

Eines Tages wurden wir plötzlich durch Leierkastenmusik draußen auf dem Hofe gestört, und da Sven gerade an diesem Tage gegessen und geplaudert hatte und sehr munter aussah, fragten wir ihn, ob er sich nicht heraustragen lassen wollte, um einen Affen anzusehen.

Sonst war Sven immer derjenige gewesen, der herbeigestürzt kam, wenn ein Leierkastenmann im Anzuge war. Ganz athemlos pflegte er zu Papa zu kommen und um Kleingeld zu bitten. Es war seine Freude, geben zu können und wenn er mit seinen Münzen angerückt kam und strahlend glücklich aussah, als wüßte er, was es für einen armen Musikanten bedeutete, Geld für Essen zu bekommen, da brachte er manches schwarzbraune Gesicht dazu, mit weißen Zähnen zu lachen, und dunkelglänzende Augen strahlten seine blauen an.

Aber jetzt hing er so müde und klein an Papas Arm. Vorsichtig in eine Decke gewickelt war er, und Strümpfe hatte er an den Füßen. So wurde er herausgetragen, und Papa hielt ihn auf der Veranda in seinen Armen, von wo er auf den sonnenbeleuchteten Hof herunterſehen konnte, wo die munteren Weisen des Leierkastens Sven entgegentönten.

Müde und fremd blickte er hinab auf die Bäume und den Hof, auf das Rudel Kinder, die dort im Sonnenschein standen, und sein Blick war die ganze Zeit wundersam, als grübelte er nach, warum all dies nicht schön war wie sonst. Er versuchte den Mund zu verziehen, als er den Affen erblickte, der das Lustigste war, was er kannte und der auf dem Leierkasten auf- und abhüpfte, mit seiner kleinen Kette rasselnd, und komische Grimassen schnitt, wenn er versuchte eine Nuß zu knacken.

Aber Sven vermochte es nicht, all das anzusehen. Er wurde nur immer ernster und ernster. Immer schwerer und schwerer saß er auf Papas Arm. Es war, als wäre er weit fort und sähe hinab auf Alles, was die Erde Schönes und Fröhliches hatte, und sehnte sich danach und fühlte, daß all dies nicht mehr für ihn da war. Er lehnte nur seinen Kopf an Papas Schulter, und dann wurde er wieder in sein Bettchen getragen.



Digitized by Google

Mama legte ihn hinein und strich ihm die Kissen zurecht:

„War es nicht hübsch, Sven?"

„Oh ja, ich konnte nur noch nicht recht. Aber ich werde schon bald gesund."

Da beugte Mama sich hinab und streichelte das Haar des kleinen Brüderchens, aber ohne daß er es sah, streckte sie ihre andere Hand aus und suchte die meine, die sie krampfhaft drückte.

## 16.

So saß ich eines Nachts allein in meinem Zimmer und wußte, daß am nächsten Tage die Aerzte kommen und über den kleinen Sven ihr Urtheil Leben oder Tod aussprechen würden. Ich wußte, daß ihrer Zwei sein würden, denn unser Hausarzt wollte einen Specialisten konsultiren, weil er es nicht länger wagte, auf sein eigenes Urtheil zu bauen. Ich saß allein, die Lampe war angezündet, und vor mir lag ein Manuscript, dem die Schlußkapitel fehlten.

Ich hatte meiner Frau Gutenacht gesagt und erwähnt, daß ich arbeiten würde.

„Daß Du heut Abend schreiben kannst!" hatte sie gesagt.

Und es lag eine Nüance von Bitterkeit in ihrem Tone, so als meinte sie, daß ich nicht so fühlte wie sie.

Doch sie bereute es sogleich, legte ihren Kopf an den meinen und sagte: „Du bist glücklich, daß Du es kannst."

Und hier saß ich nun allein, und jeder Nerv zitterte in einer seelischen Erschütterung, so zusammengesetzt und so ungeheuer, daß ich sie kaum beschreiben kann. Ich hoffte trotz Allem, daß mein Kind am Leben bleiben würde, ja, ich glaubte es. Aber gleichzeitig hatte ich die Empfindung, daß ich jetzt schreiben mußte, jetzt oder nie. Ich wußte beinahe jedes Wort, das auf den Blättern stehen sollte, die blank und unbeschrieben vor mir lagen. Die Nothwendigkeit trieb mich an, und ich schrieb, füllte eines nach dem anderen von den weißen Blättern und legte sie zu dem Manuscripthaufen, der vor mir auf dem Tische wuchs. Es war, als hätte mir eine unsichtbare Stimme ihre Befehle ins Ohr geflüstert, ich mußte dieser Stimme gehorchen, ihr blind gehorchen, und über mir war eine jagende Hast, so, als wüßte ich, daß es sich um das Leben handelte.

Morgen, erklang es in mir, morgen! Wer weiß, was morgen geschieht. Es kann geschehen, daß Dein Kind sterben muß. Und dann kannst Du nicht schreiben. Dann heischt man von Dir Geld und wieder Geld. Du kannst Dein Buch umarbeiten, Du kannst es besser machen, aber Du kannst es niemals fertig schreiben, wenn Dein Kind sterben sollte.

Wie Peitschenhiebe jagten mich die Gedanken vorwärts und schon sah ich bei dem bleichen Schein der Lampe das Morgenlicht durch die Gardine auf das Papier fallen. „Geld, Geld! Du mußt Geld schaffen, wenn Dein Kind stirbt und wenn Du Deine Frau retten willst."

Und durch die Stimmen, die meine Arbeit antrieben, hörte ich wie einen Ton, den ich zu erkennen glaubte: „Es ist der Vater mit seinem Kind!" Der Vater mit seinem Kind! Wo hatte ich das schon gehört? Wann hatte ich diese jagende Hast gespürt? Es war, als sausten Peitschen, als schlügen Hufe Funken aus steinigen Wegen, als fühlte ich die Nachtluft mein brennendes Haupt kühlen

Digitized by Google

Ich schrieb und schrieb. Und ich erinnerte mich, wie ich wie ein Rasender gefahren war, in dem Glauben, daß mein Kind todt war.

Aber ich dachte nicht mehr an mein Kind. Ich dachte an sie, die mich ganz besitzen mußte, wenn es denkbar sein sollte, daß sie bei mir blieb, wenn das Unfaßbare Wirklichkeit wurde und Sven starb. Ich schrieb und schrieb, schrieb, wie kein Mensch für Geld geschrieben hat, schrieb die besten Seiten, die aus meiner Feder geflossen sind. Und als die Kräfte mich verließen, trank ich, trank viel, um mich selbst am Leben zu erhalten.

Als die Sonne schon eine Weile am Himmel gestanden hatte, schrieb ich die letzten Zeilen. Und ich saß wie betäubt.

Ich sammelte die vollgeschriebenen Bogen und legte sie in meine Lade, dann schlich ich mich hinaus und lauschte an der Thüre, hinter der Sven lag. Da öffnete meine Frau dieselbe und sah hinaus. Ich wankte auf sie zu und sagte:

„Es ist fertig."

Sie lächelte mir zu, und es lag eine Welt von Glück in ihrer Stimme, als sie antwortete:

„Er schläft so ruhig. Es kann nicht gefährlich sein."

Ich ging von ihr und versank eine Weile später in einen todtenähnlichen Schlaf.

## 17.

Bevor der nächste Tag verstrichen war, wußten wir, daß es keine Hilfe gab und daß der kleine Sven sterben mußte. Die Gewißheit war wie ein schwerer Schlag über uns hereingebrochen, denn die ganze Zeit vorher hatten wir gehofft. Wir standen im Vorzimmer, die beiden Aerzte stumm und ernst, meine Frau die Augen auf ihre Züge gerichtet, als glaubte sie, daß sie noch nicht ihr letztes Wort gesprochen hatten. Ich sah sie Alle an, während ich den Arm um meine Frau legte, um zu versuchen, sie an mich zu ziehen, und ich bemerkte, wie es in dem gefühlvollen Gesichte unseres Freundes, des Doktors zuckte. Der Professor sprach sachte und mit leiser Stimme, so als kostete ihm jedes Wort eine Ueberwindung. Ich fühlte nichts anderes, als daß das Unausweichliche gekommen war und daß ich mich stählen mußte, um es ertragen zu können. Aber mit einem Druck meiner Hand, in dem ich ihren ganzen Schmerz fühlte, machte sich meine Frau aus meinem Arm los, der um ihre Taille lag, und indem sie ihre Hände rang, so daß man buchstäblich die Knochen knacken hörte, rief sie aus:

„Sagen Sie, daß noch Hoffnung ist. Sagen Sie es."

Die beiden Männer wichen ihrem Blick aus, aber da richtete sich das junge Weib empor und sagte:

„Er darf nicht sterben. Ich werde Euch zeigen, daß er leben wird."

Sie ging fort, und wir standen schweigend da und sahen ihr nach, wie sie in das Krankenzimmer verschwand. Wir begriffen Alle, wie tief sie es empfand, daß jede Möglichkeit der Hoffnung wirklich vorüber war und daß sie darum das Gelübde ablegte ihn dem Tode zu entreißen — allen zum Trotz. Wir schieden ohne viele Worte, und ich folgte meiner Frau, ohne zu wissen, was ich ihr sagen wollte, nur um in ihrer Nähe zu sein und vielleicht das zu sehen, was ich am meisten fürchtete.

Ich fand sie nicht im Krankenzimmer. Ich fand sie in meinem eigenen Zimmer, und ihre Züge waren versteinert. Sie saß zusammengesunken auf dem Sopha, die Hand hart an die Wange gepreßt, ihre Augen waren trocken und



Digitized by Google

glanzlos, und sie blickte in das große Dunkel. Ihre Gestalt, ihr Antlitz, ja sogar ihre Hände bezeugten es. Ich versuchte zu ihr zu sprechen, ich versuchte ihren Namen zu nennen, aber sie antwortete mir nicht, und schließlich mußte ich sie ihrem eigenen Schmerz überlassen, angstvoll der Worte harrend, die kommen würden, wenn er einmal losbrach.

Es dauerte sehr lange, bevor das Schweigen gebrochen wurde, und als es geschah, war es nicht mit Worten. Meine Frau streckte nur ihre Hand nach mir aus und zog mich zu sich auf das Sopha. Sie fiel in meine Arme, und ein langes Schluchzen, das aus einer einzigen Brust zu kommen schien, erschütterte uns Beide.

„Du dauerst mich so sehr!" flüsterte sie. „So sehr!"

„Ich?"

Ich riß mich los und sah auf. Denn in ihrer Stimme lag etwas, das mich mit einer Ahnung erfüllte, die ich nicht als Gedanke in mir emporsteigen lassen wollte.

Sie wendete sich mir mit gefalteten Händen zu und schrie beinahe:

„Du verlangst doch nicht von mir, das ich darnach lebe, lebe ohne Sven. Ich kann es nicht. Ich kann es nicht."

Das war meine Ahnung, der sie Worte gegeben, und ich stand da rathlos, und ohne ein Wort über die Lippen bringen zu können.

„Setze Dich zu mir," sagte sie. „Ich werde nicht heftig werden. Ich werde ruhig sprechen. Denn ich bin nicht mehr unruhig. Ich fühle nur, wie alles zusammenbricht. Ich bin schon jetzt fort, obgleich Du es noch nicht fassen kannst, weil Du so wenig weißt und ich so wenig sagen konnte. Aber warum sollte ich es Dir sagen, bevor es unumgänglich nothwendig war? Denn ich habe mit Dir leben wollen, Georg, ich habe mit Dir leben wollen, weil ich Dich mehr geliebt habe als alles andere im ganzen Leben. Ich bin jetzt nicht jung. Ich bin so alt, wie Du nie werden kannst. Du hast es nur nie gewußt, es nie sehen wollen, und wenn ich Dich so glücklich sah, wollte ich Dich nicht stören. Aber so lange ich mich zurückerinnern kann, habe ich gewußt, daß ich nicht wie andere Menschen bin. In mir habe ich das Bedürfniß gefühlt, sterben zu dürfen. Kannst Du das verstehen, was ich Dir jetzt sage, Georg? Ich verstehe es ja kaum selbst. Als ich am glücklichsten war über Dich und die Kinder und alles was schön ist, immer habe ich gewußt, daß ich eines Tages von Allem würde fort müssen und daß nichts mich daran hindern können würde. Ich würde wollen und nicht wollen, wünschen und nicht wünschen. Aber ich würde ins Dunkel gehen, wo ich hingehörte. Ich habe das Gefühl gehabt, daß etwas kommen würde und mich zwingen, mir sagen, daß ich muß. Erinnerst Du Dich an den Winter, Georg, in dem es so schwer und so düster war zwischen Dir und mir? Da versuchte ich Dir zu schreiben, wie mir zu Muthe war. Denn sprechen konnte ich ja nicht. Aber ich konnte auch nicht schreiben. Was ich Dir sagen wollte, konnte ich nicht, und ich erinnere mich, wie ich mich darüber wunderte, daß Du mich nicht auch nachher fragtest, mich oft und beharrlich fragtest, obwohl ich Dich gebeten hatte, es nicht zu thun. Zuweilen wollte ich, daß Du mich fragen solltest. Aber meistens war ich froh, daß Du es nicht thatest. Was habe ich gelitten in dieser Zeit, Georg! Wenn Du ahnen könntest, was ich gelitten habe! Du kamst und nahmst meine Hand und setztest Dich neben mich, und ich wurde nicht glücklich wie sonst. Denn ich wußte ja, daß ich Tag für Tag daran dachte, wie ich sterben und von Dir gehen könnte. Ich wollte es selbst thun, Georg. Kannst Du fassen, daß ich mitten in meinem Glücke es selbst thun wollte? Und Du warst gut zu mir und freundlich und froh, und ich hatte das Gefühl, als wäre ich ein treuloses

Digitized by Google

Weib und betrüge Dich. Und weißt Du, warum ich von Dir fort gehen wollte? Ja, weil ich es so sicher wußte, daß es eines Tages geschehen würde, und darum wollte ich lieber gehen, so lange Du jung und stark warst und mich bald vergessen und mit einer Anderen glücklich werden konntest."

Sie verstummte einen Augenblick, und ihre Augen schwammen in Thränen. Dann fuhr sie wieder fort, und ihre Stimme war wie neu.

„Dann kam der kleine Sven, Georg, und alles wurde anders. Erinnerst Du Dich, daß ich es Dir schon damals sagte? Erinnerst Du Dich, daß ich es sagte? Ich glaubte damals, daß Gott ihn mir geschickt hatte, um mich im Leben zurückzuhalten, damit ich Dich so glücklich machen konnte, wie ich es wünschte, und jeden Abend betete ich zu Gott, daß es mir gelingen möchte. Ich glaubte so fest, daß Gott mich erhört hatte, und davon sprach ich mit dem kleinen Sven, wenn wir allein waren und Niemand unsere Worte belauschen konnte. Aber jetzt, Georg, jetzt geht er von mir. Jetzt weiß ich, daß all das andere, all das, was Du bis jetzt nicht gewußt hast, wiederkommen wird, und jetzt will ich bloß, daß Du mir allen Schmerz verzeihst, den ich Dir zugefügt habe, und allen Schmerz, den ich Dir jetzt zufüge. Aber Du darfst mich nicht bitten, zu bleiben. Dahin wo Sven geht, dahin gehe auch ich."

Sie stand vor mir, und sie schien mir in diesem Augenblick größer als Menschen sind. Ich war in dem Maße auf all das unvorbereitet, was sie jetzt gesagt hatte, daß es mich dünkte, sie erzähle einen unheimlichen Traum, den ich nicht in Wirklichkeit verwandeln konnte. Aber ich fühlte auch, daß während sie mir den größten Schmerz zufügte, sie die Größe einer Liebe enthüllte, nach der ich nur meine Hände ausstrecken wollte, damit sie mir nicht im selben Augenblick geraubt wurde, in dem sie ganz mein geworden.

„Ich kann das nicht ertragen," schrie ich beinahe. „Ich kann es nicht ertragen. Dich und ihn verlieren. Du kannst es nicht meinen."

Sie erhob sich lautlos, und wie eine Niobe, die die Arme um ihre Kinder breitet, die die Pfeile der Götter selbst in den Mutterarmen suchen, stand sie vor mir.

„Laß mich Sven mitnehmen," sagte sie. „Er muß ja doch sterben. Ich trage ihn hinab zur Bucht heut Abend, wenn Alle schlafen. Es ist ein so kurzer Kampf. Und dann muß ich Dich nicht mehr quälen, als ich es schon gethan habe."

Ich stellte mich ihr in den Weg, und mit der Kraft meiner Arme drückte ich sie gewaltsam auf das Sopha.

„Warte," sagte ich, „warte! Du weißt ja selbst nicht, was Du thust."

Aber sie antwortete mir nur:

„Es wird Dein und mein Unglück, wenn Du mich hinderst. Klage mich nicht an, wenn es dann kommt."

Sie wand sich in Schmerz unter meinem Griffe, und nach einer Weile fiel sie in eine lange Ohnmacht. Ich legte sie auf das Sopha, und es war mir, als sei alles, was gesagt worden war, ein wahnwitziger Traum. Lange stand ich und betrachtete sie, bis ich hörte, wie ihre Athemzüge lang und regelmäßig wurden, und ich sicher war, daß sie schlief. Da schob ich das Kissen unter ihrem Kopf zurecht und breitete eine Decke über sie.

Vor Gemüthserschütterung wankend ging ich in das Zimmer, in dem Sven lag. Sein rechtes Auge war zusammengefallen, und sein linkes war so wunderlich klar und groß geworden. Ich beugte mich über ihn, nahm seine kleine, unschuldige Hand und führte sie an die Lippen.

„Du geliebtes Kind," dachte ich. „Wir Beide können einander nicht helfen."

Digitized by Google

## 18.

Wir hatten das Bett des kleinen Sven in das Verandazimmer gestellt, damit er durch die geöffneten Thüren die Vögel singen und die Winde rauschen hören konnte. Da lag er nun auf seinem weißen Bettchen, und wenn er aufsah, war es in der Erwartung, geküßt zu werden, oder er bewegte auch sachte die kleinen schwachen Händchen, und dann beugten wir uns über ihn, weil wir wußten, daß er uns liebkosen wollte.

Svante ging auf den Zehen in das Krankenzimmer, und sein Herz war erfüllt von dem Unbegreiflichen, daß das kleine Brüderchen sterben sollte. Lange stand er stille und betrachtete ihn oder beugte sich hinab und küßte seine Wange. Aber als Mama aus ihrer Betäubung erwacht war, da ging er auf sie zu, als sie hereinkam und legte seine beiden Arme um ihren Hals.

Nie werde ich den Blick unsäglicher Verzweiflung vergessen, mit der sie den Knaben umarmte und ihm in die Augen sah.

„Hast Du um Olof telegraphiert?" sagte sie zu mir.

Ich nickte, und wieder sah ich, wie sie sich über Svante beugte und ihn an sich drückte. Von einem plötzlichen Instinkt getrieben, erhob ich mich und ging hinaus, meine Frau allein mit dem gesunden Kinde und dem sterbenden lassend. Als ich mich in der Thüre umwendete, sah ich meine Frau Svante zu dem Bette des kleinen Brüderchens führen. Da setzte sie sich auf die eine Seite und ließ den Knaben auf der anderen Platz nehmen. Dann beugte sie sich hinab über Sven. Aber die ganze Zeit hielt sie Svantes Hand fest, und ich sah, daß sie beide Kinder liebkoste, ohne irgend einen Unterschied zu machen.

Als Svante schließlich herauskam, ging ich hinein und nahm seinen Platz gegenüber meiner Frau ein. Da reichte sie mir über das sterbende Kind ihre Hand und sagte:

„Ob es zum Glück oder zum Unglück ausschlägt, weiß ich nicht. Aber ich werde bei Dir bleiben. Denn ich glaube jetzt, daß Gott es will."

Und nach einem Augenblick fügte sie hinzu:

„Sven will es auch. Ich habe mit ihm gesprochen."

Ohne antworten zu können, beugte ich mich hinab und küßte ihre Hand. Und in dieser Stunde wußte keiner von uns, was Glück und was Unglück war.

## 19.

Die Tage, die nun folgten, suche ich vergebens von einander zu trennen. Ja, es wäre mir unmöglich, auch nur zu sagen, wie viele ihrer waren. Nacht wurde zu Tag und Tag zu Nacht und unser Leben hatte bloß einen einzigen Punkt, um den es kreiste: das kleine Zimmer, vor dem die blühenden Caprifolien die Veranda bedeckten, die Luft mit ihrem Duft erfüllend, und wo unser kleiner Junge lag und mit dem Tode kämpfte.

Hier gingen wir, hier saßen wir Seite an Seite, schliefen, aßen, wachten. Hier verschmolz alles, was wir zusammen gelebt und geträumt hatten, in einem einzigen, verzehrenden Schmerz. Hier that meine Frau, als die letzte Hoffnung erloschen schien, den Kork in die Moschusflasche. Sie, die mit ihm sterben wollte, nahm das letzte Stimulirungsmittel fort, damit sie sich dann nicht vorwerfen mußte, daß sie die letzten Stunden des Kleinen gestört, nur um selbst die Freude zu haben, sein großes Auge uns entgegenleuchten zu sehen.

Denn das rechte Auge war erloschen und hahin. Das Augenlid lag darüber geschlossen, als sei die Hälfte seines Köpfchens schon lange todt, aber

Digitized by Google

wenn das linke Augenlid sich öffnete, glänzte das Auge umso größer. Es wurde so ernst und groß, als blickte es schon in eine Welt, zu der sein Vater und seine Mutter noch nicht Zutritt hatten, und in die wir nicht kommen konnten, bevor der letzte Vorhang fiel und wir ihm auf dem Wege folgten, auf dem die Glocken des Todes läuten und der, welcher das Läuten hört, folgen muß, welche Bande ihn auch auf Erden zurückhalten mögen.

Hier saßen wir, wenn die Tagessonne leuchtete, wenn draußen der Regen fiel und wenn die Nachtlampe im Krankenzimmer ihren schwachen, zuckenden Schein über das weiße Bett warf und den kleineu Sven selbst, ihn, den unsere Blicke suchten, um den unsere stummen Unterredungen sich drehten, und dem wir nun schließlich die Befreiung von seinen Qualen wünschten! Still, wie er gelebt, lag er auf seinem letzten Lager, und wenn meine Frau sich über ihn beugte, regte er seine müden Lippen und küßte sie.

„Streichle Papa, Sven," sagte sie. „Papa ist hier."

Dann richtete er sein großes, müdes Auge auf mich und legte seine schmale weiße Hand an meine Wange mit einer Bewegung, als regte er sich nur im Schlaf.

So saßen wir in der letzten Nacht, und näher sind Menschen einander nie gesessen. Wir hielten uns über dem Bett des Kindes an den Händen, und ein leiser Druck sorgte dafür, daß keine Bewegnng in seinem Gesicht verloren ging, wenn er aufsah und uns mit seinem großen, einzigen Auge suchte. Wir sprachen zu einander: „Hast Du das gesehen? Hast Du es gesehen?" Und während wir gierig diesen Schatz von Erinnerungen sammelten, der das Einzige sein sollte, was uns blieb, verstrichen die langsamen Stunden der Nacht, und die Morgenröthe stieg über der Bucht auf, über die Eichen, über den ganzen alten Garten unter unseren Fenstern.

Als wollten wir der Seele des kleinen Brüderchen freien Lauf lassen, dahin zu fliegen, wo wir ihm nicht folgen konnten, öffneten wir die Thüren zur Veranda, und die frische Morgenluft strömte herein. Es hatte in der Nacht geregnet, und durch zersplitterte Wolken brach die Sonne über die Landschaft, während die Nebel über das Wasser der Bucht flogen. Sie stieg und stieg hinan, und bei ihren Strahlen begannen die Vögel zu zwitschern. Und das ganze herrliche Erwachen der Natur ergriff uns so, daß wir uns zum Schweigen zwingen mußten, um nicht den Kleinen zu stören, der schlief.

„Siehst Du, sagte Elsa, siehst Du? So schön muß es werden, wenn er sterben soll."

Aber noch zögerte der Todesengel, noch dauerten die ruhigen, regelmäßigen Athemzüge des Kindes fort, und Müdigkeit ergriff uns. Ich nahm meine Frau halb mit Gewalt und zwang sie, sich auf dem Sopha neben dem Bett des Knaben zur Ruhe zu legen. Da schlief sie, mit der Hand auf seinem Bette, und während die Morgensonne emporstieg, saß ich allein wach und lauschte ihren schweren Athemzügen, während in mir alles stille und ruhig wurde, und ich rief nach einem Ende dieser Pein für uns Alle. Ich saß da, bis meine Frau sich von ihrem Schlummer erhob. Dann wechselten wir Platz und ermattet schlief ich ein, die Hand auf der Stelle, wo eben die ihre geruht hatte.

So vergingen ein paar Stunden, und die Sonne stieg höher und höher auf einem klaren Sommerhimmel empor. Ich erwachte dadurch, daß meine Frau ihre Hand auf meinen Arm legte.

„Wache auf, Georg, sagte sie." „Sven stirbt jetzt."

Ich konnte nicht dort drinnen bleiben. Ich ging hinaus in den Garten; und in dem Gedanken, ihm eine letzte Freude zu bereiten — ihm, der immer Blumen geliebt — brach ich eine Rosenknospe, die schönste, die ich finden konnte, kehrte zurück und legte sie auf das Kissen meines Knaben, neben das

Digitized by Google

Auge, das noch sehen konnte. Außer Stande, es länger ertragen zu können, ging ich wieder hinaus auf die Veranda. Von dort hörte ich, wie Svante hereinkam und sich an das Bett setzte. Aber ich drehte mich nicht um. Ich ging nur und horchte den langen, furchtbaren Athemzügen, die wie von einem erwachsenen Manne kamen und mir in die Seele schnitten. Da hörte ich einen Laut von meiner Frau, und ich wendete mich um.

Sven hatte das Auge aufgeschlagen und die Rose gesehen. Dann hatte er seine Hand nach der Blume ausgestreckt, sie aufgehoben, als wollte er ein letztes Mal die Rose sehen und hatte sie dann zurück auf das Kissen fallen lassen.

Plötzlich wurde sein ganzer Körper von furchtbaren, langandauernden Krampfanfällen geschüttelt. Sie begannen beim Kopfe, der schräg gedreht wurde und schienen sich bis in die Glieder fortzusetzen, die steif und bläulich wurden. Da senkte meine Frau das Haupt, um nicht sehen zu müssen. Aber als die Anfälle aufgehört hatten, weinte sie still, und wieder reichte sie mir über das kleine Bett ihre Hand.

So saßen wir dort drinnen, bis die Athemzüge aufhörten . . . . wieder kamen . . . . . sich verlängerten, an Stärke zunahmen . . . . . und aufhörten. Dann wurde Alles still. Das Schweigen des Todes herrschte. Gebeugt und weinend folgten wir den Flügelschlägen der Seele, die im Entfliehen war.

Wir hatten ihn Jedes an einer Hand gehalten, und auf einmal ließen wir die kalten Hände hinab auf die Decke sinken.

Dann ging meine Frau aus dem Gemache und suchte die Ruhe. Aber ich blieb sitzen und fühlte mit Entsetzen, wie stumm Alles geworden war.

Am Nachmittag kam Olof, und zusammen mit Vater und Mutter trat er von seinem ersten Ausflug in die Welt an das Bett, wo das kleine Brüderchen todt lag. Da weinte er männlich und still, und als er in den Speisesaal kam, zeigte ihm Svante ernst seinen Finger.

Der trug ein tiefes Zeichen, und Svante beschrieb, wie das kleine Brüderchen seinen Nagel hineingedrückt hatte, bevor es gestorben war. Er behielt dieses Zeichen mehrere Tage lang, und er vermißte es, als es verschwand.

## 20.

Es steht ein kleiner gelber Sarg mitten im Zimmer, auf derselben Stelle, wo vor nicht langer Zeit ein Bett mit einem lebenden Kinde stand. Jetzt ist das Zimmer mit Rosen geschmückt. Man sieht beinahe nichts anderes als Rosen, und durch die Thüre tritt ein einsames Weib.

Sie trägt ein Kind auf ihren Armen, und das Kind ist todt. Sie will nicht, daß irgend jemand Anderer als sie selbst ihren Liebling berühre, und mit ihren eigenen Händen, die nicht zittern, legt sie ihn in den Sarg. Ein kleines Hündchen aus Wolle, mit dem er zu schlafen pflegte, als er noch frisch und gesund war und Niemand an den Tod dachte, legt sie in seinen Arm. Es ist „Flocki", der seinen Herrn begleiten will. Es ist ein friedlicher Schlafgefährte, der keinen stört. Dann sieht sie nach, ob ihr Knabe gut liegt und ordnet sein Bett, als hätte er eben sein Abendgebet gesprochen und sie wäre gekommen, um ihm Gutenacht zu sagen. Sie sieht ihn an, als sollte ihr Herz brechen, und sie küßt seine kalten Lippen.

Dann geht sie ihrer Wege, und ich stehe da allein mit dem Deckel, den, wie ich ihr versprochen habe, kein Anderer als ich festschrauben soll. Ich schraube

Digitized by Google

und schraube, und der Ton des Meißels gegen die Schrauben, die in das Holz eindringen, klingt schrill, so als knirschte ich selbst vor Schmerz mit den Zähnen.

Aber als es geschehen ist, fühle ich keinen Schmerz mehr. Es ist, als hätte die Angst der letzten Tage jede Möglichkeit, zu fühlen, in mir ertödtet, aber wohin ich sehe, begegnet mein Blick nur Blumen.

Da gehe ich hinaus auf die Veranda und der Duft des Caprifoliums, der aus dem Dunkel emporsteigt, schlägt mir entgegen, derselbe Duft, der mich umgab, als ich die Finger meines Kindes die meinen mit der Macht des Todes umklammern fühlte. Alles in mir ist aufgelöst, alles ist vorüber. Ich denke an sie, die eben hinausging, und an alles, was folgen muß. Ich fühle, daß ich nie Zeit haben werde ihn so zu betrauern, wie ich wollte, meinen kleinen Knaben mit den Engelsaugen, und einsam beuge ich das Knie an seinem Sarge, ich, der ich nicht weiß, vor wem ich das Knie beuge und zu wem ich beten soll.

## 21.

Aber draußen auf dem Kirchhof liegt ein kleines Grab. Es ist wie ein Garten geordnet, mit einer Buchsbaumhecke, einem Rosenstock und einem Hügelchen mit frischem Gras, dessen Gipfel dicht mit Stiefmütterchen bedeckt ist. Es ist verschieden von allen anderen Gräbern, und darüber grünt eine einsame Linde.

Auf dem Hügel ist ein Stein, und auf dem Steine stehen die Worte: „Unser kleiner Sven.“

Da schläft unser Glück, das einstmals größer war als das Anderer. Da unter der Erde ist die Seele meiner Frau gefangen, mit Zauberbanden gebunden und keine Liebe kann sie zur Erde zurückbringen.

# Dritter Theil.

Ewig besitzen wir nur das Verlorene.
Henrik Ibsen.

## 1.

Nichts von dem, was ich erwartet und gefürchtet hatte, blieb aus. Der einzige Unterschied war der, daß während das Unglück immer größer wurde, ich nicht daran glauben wollte, trotzdem ich es geahnt hatte und wußte, daß es kommen würde. Denn daß der Schmerz kommen wird, das können wir Menschen wissen. Wie er wirklich kommt, wissen wir jedoch nie.

Das Erste, was ich mit unaussprechlichem Entsetzen fühlte und verstand, als wenigstens so viele Tage verflossen waren, daß ich zur Ruhe kommen und über das, was wirklich geschehen war, nachdenken konnte, war, daß meine Frau nie so aus ihrem innersten Wesen gesprochen hatte, als da sie in meinem Zimmer vor mir saß und mir sagte, daß sie zum Unglück geboren war, und daß sie jetzt, wo Sven dahin war, nur lebte, um zu sterben. Wieder und wieder wiederholte ich ihre Worte, wieder und wieder wiederhallten sie in meinem Ohr, und je länger ich an sie dachte, desto gewisser wurde es mir, daß sie einen Kampf kämpfte zwischen dem Verlangen zu sterben und ihrer Liebe zu mir und ihren Kindern, die ihr gebot zu leben. Mehr und mehr begann doch Alles,

Digitized by Google

was sie von ihrer Liebe zu uns gesagt, vor meinen Gedanken emporzusteigen und die furchtbaren Worte zu verdrängen, welche sie von einer Todessehnsucht gesprochen, die beinahe ein Entschluß zum Tode geworden war. Ich sah sie zerrissen zwischen dem Gefühle, das sie an uns drei, die wir noch lebten, band, und der dunklen Sehnsucht, die sie zu ihm zog, der dahingegangen war. Wir waren ein Ganzes für sie gewesen, und daher kam ihr Leiden, sie fühlte, daß sie nie die strittigen Kräfte versöhnen konnte, die um ihre Seele rangen.

Ich sah all dies. Ich sah es während einer Reise, zu der ich sie fast gezwungen, um ihr den Anblick des Meers und der Sonne, neue Menschen und Eindrücke des Lebens zu geben. Nie vergesse ich diese Reise. Nie vergesse ich die Hoffnungslosigkeit, die sich meiner bemächtigte, als ich Woche für Woche immer deutlicher gewahrte, daß alles, was sie sah, an ihr vorbei glitt, als wäre es für sie nicht gewesen. Sie verbarg mir viel, sie verbarg sogar ihre Thränen, und ich begriff, daß sie das that, weil sie sah, wie ich nur in der Hoffnung lebte, sie zum Leben zurückzuführen, und sie so gerne, so gerne wollte, daß ich solange als möglich diese Hoffnung beibehalte. Ich begriff dies eines Abends, als wir auf einer Veranda saßen und über die norwegischen Fjords und Fjälls sahen. Elsa betrachtete lange Alles, dann schloß sie die Augen vor dem Bilde, das sie liebte und sah fort.

„Georg," sagte sie, „Georg! Warum läßt Du mich all das sehen?"

Dann brach sie still in Thränen aus, aber versuchte wieder ihrem Weinen Einhalt zu thun und sah zu mir empor.

„Warum thust Du so viel für mich? Warum bist Du so gut gegen mich? Es wäre viel besser, wenn Du mich meinen eigenen Weg gehen ließest."

Ich fühlte, daß ich vor einem Leiden stand, das sich nicht messen oder wägen ließ. Ich fühlte Reue, daß ich sie dem Schmerze entziehen wollte, und daß ich sie es hatte merken lassen. Ueberhaupt versuchen, sie zu leiten oder auf ihren Kummer einzuwirken, schien mir in diesem Augenblick nur elend und klein. Ich zog sie bloß an mich und sagte:

„Weine bei mir! Weine so viel Du willst! Lege Dir keinen Zwang auf! Glaubst Du nicht, daß ich trauere wie Du?"

Die Thränen strömten aus ihren Augen, und doch war das Gesicht, das sie mir zuwandte, so freudestrahlend, als sei ihr das größte Glück widerfahren.

„Wirklich?" sagte sie.

Daß meine Frau glauben konnte, ich hätte schon vergessen oder sei auf dem Wege zu vergessen, ergriff mich so, daß mein Schmerz losbrach, und ich hörte und sah nichts anderes, als was ich selbst fühlte und was mich quälte. Ich erzählte ihr, wie nüchtern unser ganzes Heim mir jetzt vorkam, seit Sven gegangen war. Ich sagte ihr, welche Angst ich hatte, wieder heim zu kommen und die Arbeit des Alltagslebens zu beginnen, wenn ich wußte, daß seine klare Stimme mich nicht willkommen heißen und er selbst nicht mehr hinter der Thüre versteckt stehen würde, um mich zu begrüßen, wenn ich heim kam. All das sagte ich ihr, und ich fühlte, wie sie an meiner Brust ruhig wurde. Ich war glücklich in dem Bewußtsein, wie gemeinsam wir noch fühlen konnten. Aber ich begriff auch, daß ihre Furcht, ich theilte ihren Schmerz nicht so, wie sie wollte, von ihrer Ahnung kam, daß Alles, was ich vornahm, alles, was ich that, dachte und sagte, in dem einzigen Versuche gipfelte, sie selbst zum Leben zurückzurufen.

Darüber dachte ich nun. Aber nach diesem Abend veränderte ich, wie ich selbst wohl wußte, mein Benehmen gegen meine Frau. Ich wurde resigniert und erwartete nicht, daß sie so bald ihre Gedanken von ihm, der dahingegangen war, uns zuwenden würde, die sie noch hatte. Dadurch wurde sie vertrauens-

Digitized by Google

voller und offener gegen mich. Aber die Reise glitt an uns vorbei, als wäre Alles, was wir gesehen nur eine Einbildung gewesen. Freunde trafen wir, aber keine Theilnahme vermochte etwas anderes als Dankbarkeit bei meiner Frau hervorzurufen, die Menschen glitten an uns vorbei, als wären wir selbst innerhalb einer Grenze gestanden, die keiner aus eigenem Willen überschreiten kann.

Und die Ruhe, die wir erreichen konnten, fanden wir nicht früher, als bis wir eines Abends in unser neues Heim einzogen. Das war eine Wohnung in Stockholm, mit der wir das Haus auf dem Lande vertauscht hatten, in dem wir so viel Böses und Gutes erlebt. Wir hatten dies schon geplant, bevor wir ahnten, daß das, was uns jetzt widerfahren war, geschehen könnte, und mit einem Gefühl der Furcht vor dem Winter traten wir in unsere Zimmer.

Aber dennoch erlebten wir hier die ersten Tage der Erleichterung und der Ruhe im Schmerze. Tausendmal bereuten wir, daß wir je gereist waren und gleichsam unseren Schmerz mit uns geschleppt hatten, um ihn von fremden Menschen betrachten zu lassen.

## 2.

Auf dem Kirchhof steht ein kleiner Stein mit der Inschrift „Unser kleiner Sven". Er ist auf den Hügel gelegt, der sich unter einer Linde wölbt, deren Blätter schon lange gefallen sind. Am Stamm der Linde steht eine Bank und, auf der Bank sitzt eine einsame, schwarzgekleidete Frau mit langem Kreppschleier wie der einer Witwe. Sie sitzt lange da, und im Herbstlicht spricht sie mit einem, den Niemand sehen kann.

Sie befiehlt dem Kutscher, der in der Nähe des Grabes hält, zurück auf die Landstraße zu fahren. Und sie beugt sich hinab und sammelt in ihrem Taschentuch Erde von dem Grabe. Dann nimmt sie aus einem Nähtäschchen schwarze Seide, Nadel, Faden und Schere. Die Seide schneidet sie zu und näht einen kleinen Beutel. Dann nimmt sie von der Erde und füllt ihn. Sie drückt ihre Lippen auf die dunkle Erde, und als sie das gethan hat, näht sie den Beutel zu. Sie näht dicht und genau, so daß kein Körnchen verloren gehen kann, und an den Ecken des kleinen Beutelchens befestigt sie starke Schnüre. Dann packt sie ihr Nähzeug wieder ein und sitzt lange da, mit dem schwarzen Amulett in der Hand, und denkt daran, daß sie nun ihm geweiht ist, der im Grabe liegt.

Dann beugt sie das Knie unter den kahlen Aesten der Linde und küßt den Stein, der den Namen ihres Lieblings trägt. Stille und feierlich, als vollzöge sie eine heilige Handlung im Beisein vieler Menschen, hängt sie die Schnüre um ihren Hals, öffnet ihr Kleid und legt die heilige Erde an ihre Brust.

Die ganze Zeit über ist ihr Gesicht ernst, aber glücklich und hell und bevor sie sich erhebt, küßt sie die Erde unter ihren Füßen und bleibt dann stehen, um einen Blick auf das Grab zu werfen. Ein Wald von kleinen Topfpflanzen blüht um das Grab, und frische Blumen sind auf den Hügel gelegt. Kein Grab ist so schön, so gepflegt, keines so reich geschmückt gerade jetzt, wo der Herbstwind die Bäume rüttelt.

Da lächelt sie vor Freude und spricht wieder leise und innig zu einem, den Niemand sehen kann. Dann geht sie zu dem Wagen, der am Thor des Kirchhofs wartet und fährt nach Hause.

Aber als sie heimkommt, geht sie geradeswegs zu mir herein, nimmt das schwarze Amulett heraus und sagt mir, was es enthält. Dann hält sie mir

Digitized by Google

es hin und bittet mich es zu küssen. Ich thue es, um ihre Freude nicht zu stören, und mit einem glücklichen Lächeln birgt sie es wieder an ihrem Busen, indem sie sagt:

„Wenn Du wüßtest, wie glücklich ich mich fühle, wenn ich draußen bei Sven bin, würdest Du dich nicht kränken, daß ich so oft fahre. Ich werde für mehrere Tage ruhig, wenn ich nur zu ihm hinauskomme."

Dann geht sie wieder und läßt mich allein. Und als ich nach ein paar Stunden von meiner Arbeit aufstehe und sie suche, finde ich sie bei Svens kleiner Kommode, wo sie die Dinge, die einmal ihm gehört haben, durch ihre Hände gleiten läßt.

3.

So kreisen ihre Gedanken stets um ihn, der todt ist und es giebt nichts das sie stören kann. Sie spricht davon, daß sie ihm bald folgen wird, und sie thut es in einem ruhigen, vertraulichen, besonnenen Tone, als müßte das die natürlichste Sache der Welt für Andere sein, so wie für sie selbst.

Manchmal pflegt sie hinzuzufügen:

„Ich möchte nur so gerne leben, bis die Knaben ein bißchen größer sind und mich nicht mehr brauchen."

Dann kann ihr Gesicht einen verzweifelten, zerissenen Ausdruck annehmen, als wüßte sie, daß dieser Wunsch mehr ist, als sie hoffen oder verlangen kann, und ihre Stirne bekommt eine tiefe Falte zwischen den Augen, so, als ob ihr Grübeln ihr Schmerz verursachte. Sie fühlt, daß sie zwischen Leben und Tod wählen muß, wenigstens in ihren Wünschen, und sie kann es nicht. Darum will sie zuerst eine Zeitlang leben, um Denen, die am Leben sind, alles zu sein, was sie ihnen sein kann, und dann sterben, um bei ihm zu bleiben, dem sie sich angehörig fühlt. Sie sucht eine Versöhnung zwischen dem Verlangen zu sterben und dem Bedürfnis zu leben, und sie fürchtet Beides, weil sie um die Herrschaft in ihrer Seele ringen und sie jedes in seiner Weise grenzenlos quälen. Gleichzeitig ahnt sie jedoch, welche der Mächte schließlich den Sieg davontragen wird, und darum fügt sie dies hinzu nicht als ein außerordentliches Ereigniß, das Verwunderung und Staunen hervorrufen soll, sondern als etwas Selbstverständliches, das sie erlebt hat und das Niemand bezweifeln kann.

„Erinnerst Du Dich, wie ich sagte, daß ich nicht an ein Leben nach diesem glaubte? sagt sie. Du hast mich gelehrt, so zu glauben."

Ihr Gesicht verdüstert sich, wie sie das sagt, und es kommt etwas wie Groll in ihre Stimme, das mir weh thut. Sie sieht es, und versöhnend legt sie ihre Hand auf die meine, indem sie fortfährt:

„Jetzt glaube ich daran, und jetzt weiß ich, daß man anfangen kann, ein solches Leben schon hier auf Erden zu leben. Dazu ist nur nöthig, daß Jemand fortgeht, mit dem man so verbunden ist, daß man das Gefühl hat, als ginge die Seele mit. Beinahe jeden Abend kommt Sven zu mir. Er kommt nicht, wenn ich es will oder wenn ich ihn bitte zu kommen. Nicht, wenn ich weine und mich sehne, meine Arme nach ihm ausstrecke und seinen Namen rufe. Aber wenn ich es am Wenigsten ahne, dann sehe ich ihn neben mir sitzen. Und wenn ich dann so recht ruhig und froh bin, dann lächelt er mir zu und sieht glücklich aus. Er sieht mich dann an, ganz wie er es zu thun pflegte, und bevor ich mich besinnen kann, ist er fort. Aber ich bin doch glücklich. Denn ich weiß, daß er bei mir gewesen ist. Er ist oft gekommen

Digitized by Google

wenn Du schliefst und ich wach lag. Mehr als ein Mal habe ich daran gedacht dich zu wecken. Aber ich habe nie gewagt, es zu thun. Denn ich fürchtete, daß er, wenn Du erwachtest, verschwunden sein würde, und dann würdest Du mir vielleicht nicht glauben, was ich gesehen."

Sie betrachtete mich die ganze Zeit mit Scheu, als glaubte sie, ich würde ihr widersprechen. Ich thue es nie. Ich weiß ja selbst nicht, was ich glaube. Ich habe so furchtbare Erschütterungen durchgemacht, daß ich nicht zu sagen wage, was Wirklichkeit und was Schein ist in den Erfahrungen der Anderen. Weiß ich es nur von meinen eigenen? Weiß ich, ob nur das, was ich mit meinem Verstande erreichen kann, Wirklichkeit ist? Ist es nicht denkbar, daß es eine Wirklichkeit giebt, die nur mit dem Gefühl oder — warum nicht — mit der Einbildung erreicht werden kann? es kommt mir vor, als hieße es gleichsam mich selbst verstümmeln, wenn ich mein Gefühl und meine Phantasie dazu degradierte, nur dazu zu existieren, um von dem Verstande unterjocht zu werden. In Gedanken vergleiche ich es damit, wenn ich das Auge einen körperlichen Schmerz leugnen lassen wollte, weil er unsichtbar ist, oder das Ohr die Möglichkeit einer Geschmacksempfindung in Abrede stellen, weil sie nicht gehört werden kann. Und wie gut ich auch all die Argumente kenne, die gegen einen derartigen Gedankengang ins Treffen geführt werden, ist es mir doch unmöglich sie in diesem Falle geltend zu machen. Ich glaube weder, noch glaube ich nicht. Ich gehe gleichsam in der peinvollen Erwartung herum, einmal über das Klarheit zu erhalten, was ich nicht weiß.

Und dabei wächst in mir ein Gedanke, der in der Stunde Wurzel geschlagen, in der ich wußte, daß mein Kind sterben mußte. Ich begreife, daß, was auch all dies sein mag, Einbildung oder Wirklichkeit, es doch eines Tages meine Frau von mir nehmen wird. Sie ist mit meinem eigenen Leben verwachsen, und ich kann sie nicht missen. Gegen mein eigenes Glück, das ich einstmals so stark wähnte, daß ich von seiner Höhe auf das Anderer herabsehen konnte, erhebt sich die Macht, die das Schicksal alles Lebenden ist. Der Tod steht vor mir, wie er einmal vor dem kleinen Sven stand, auf dem Bilde, dessen Inhalt er immer als ein Märchen erzählt haben wollte. Die Glocke läutet, und der, der nicht von hinnen gehen soll, wird gerufen, und der, dem der Ruf nicht gilt, muß zurückbleiben. Der Unterschied ist nur der, daß ich den Tod aus der Ferne sehe, lange bevor er herangekommen ist, weiß, daß seine Glocke erklingen wird, und daß die, der sie erklingt, mit Freuden scheidet.

Aber ich will nicht thatenlos die Macht des Todes verfluchen. In mir wächst ein Verlangen, das höher geht, als mir selbst bewußt ist. Es ist dasselbe Verlangen, das, als die Gewißheit vom Tode des Kindes meine Frau zu Boden drückte, sie antrieb zu sagen: „Er soll nicht sterben. Er darf es nicht. Ich weiß, daß er nicht sterben wird." In gleicher Weise sage auch ich zu mir selbst: „Ich will es nicht. Ich will sie nicht verlieren. Sie soll leben — allem zum Trotz." Ich merke nicht, daß ich das Unmögliche versuche. Die Kritik, die sogleich wach war, solange es sich um sie handelte, schlummert jetzt, wo es mir gilt. Ich will mit dem Tode kämpfen, um ihr und mein Glück zu behalten, so wie es einmal blühte, nicht, als das Leben uns entgegenlächelte, aber wenigstens als wir seine Züchtigung empfangen hatten und doch wußten, daß es lächeln konnte. Ich wollte alles thun, um sie zurückzuerobern. Wie Orpheus wollte ich hinab ins Todtenreich steigen, mit meiner Liebe wollte ich sie zwingen zurückzukehren, und folgt sie mir, werde ich mich gewiß nicht umwenden und zu den Schatten zurückblicken.

Das gelobe ich mir selbst, und ich erwarte nicht, daß der Lohn bald kommen wird. Im Gegentheil, ich bereite mich auf eine lange, harte Prüfungs-

Digitized by Google

zeit vor, und ich weiß im Vorhinein, daß das Erste, was ich lernen muß, die Kunst des Wartens ist.

Aber ich bin so sicher in meinem Glauben, daß ich für mich lächeln kann, wenn ich ihre Rede vom Tode höre. Ich kann sie sagen hören, daß sie sich fortsehnt und ihre Liebkosungen fühlen, wenn sie mich bittet, ihr zu verzeihen. Dann genieße ich die Liebkosungen und vergesse ihre Worte. Wie eine große, unendliche Gewißheit fühle ich, daß der Sieg unwiderruflich mein ist und nicht dessen, der in der Erde schlummert. Ich nehme ihn in meinen Gedanken zum Bundesgenossen, sage ihr sogar, indem ich auf ihren eigenen Gedankengang eingehe, daß sie leben muß, weil Sven will, daß sie lebt, ja, weil er es mir zugeflüstert hat, während ich schlief.

Sie hört mich mit wundernden, glänzenden Augen an, und lange Zeit später — so lange Zeit, daß ich mich nicht errinnern kann, was ich selbst gesagt habe — erzählt sie mir, daß Sven auf ihrem Bett gesessen ist, in seinem neuen weißen Kleid mit der blauen Schärpe und gesagt hat:

„Mama, du sollst nicht so viel um mich weinen. Es thut mir so weh im Kopf, wenn du weinst."

Ich höre diese Worte, und ich klammere mich an sie wie an ein Omen. Hoffnungsvoller denn je träume ich von einer Zukunft, in der unser todtes Kind ein stärkeres Vereinigungsband sein wird, als wenn es gelebt hätte, und ich gedenke mit Thränen in den Augen der Worte, die sie selbst mich einmal gelehrt:

Zusammen altern.

## 4.

Es war nichts Geringeres als ein Kampf mit dem Tode, den ich begonnen und die Zeit, die folgte, wurde ein beständiger Wechsel zwischen der düstersten Verzweiflung und der hellsten Hoffnung. Das Schwerste unter solchen Verhältnissen ist natürlich die völlige Unthätigkeit, die darin besteht, bloß ruhig auf das zu warten, was kommen soll und geduldig alles der Zeit zu überlassen, während man gleichzeitig glaubt, daß Alles, was geschieht, nur das Herannahen der Nacht beschleunigt, die man verscheuchen zu können hofft. Wie ängstlich beobachtete ich nicht meine Frau in dieser Zeit! Wie folgte ich ihr nicht auf ihren Fahrten zum Grabe! Und wie freute ich mich, wenn ich sie ruhig und fröhlich die Knaben um sich versammeln sah, ihnen erzählen und vorlesen, so wie nur sie es konnte, und wenn ich wieder ihre munteren Stimmen hören durfte, die durch einander klangen, wenn das Gelesene Anlaß zu einem dieser lustigen Commentare gab, die es zu einem Feste machen, Kindern vorzulesen. Und wie konnte ich nicht beim Mittagstisch oder bei der Abendlampe nach dem angestrengten, abwesenden Ausdruck in dem Antlitz meiner Frau spähen, der wie eine Wolke kommen und uns Alle stumm machen konnte.

Es war dann, als ginge ihre Seele plötzlich von uns fort und ließe uns allein. Die Knaben wechselten Blicke mit mir, Blicke, die deutlich sagten, daß sie, soweit ihr Alter es zuließ, ebenso wohl verstanden wie ich und ebenfalls litten, wenn es ihnen auch leichter fiel, die Gedanken zu zerstreuen. Svante stand auf und streichelte Mama, und er fühlte sich nicht zurückgestoßen, weil es ihm nicht gelang ihre Augen zu erhellen. Er konnte nachher zu mir kommen und sagen:

„Mama thut mir so leid."

Das war alles für ihn, und drum war er vielleicht ein besserer Tröster als ich.

Digitized by Google

Olof saß bei solchen Anlässen mehr still da und versuchte mit mir zu sprechen, als wäre alles, wie es sein sollte. Aber seine Augen folgten der Mutter, und ging sie hinaus, um allein zu sein, was oft geschah, wenn sie fühlte, daß sie uns nicht länger ansehen und mit uns sprechen konnte, dann pflegte er sich an ihre Thüre zu schleichen und dort lange zu stehen und zu horchen. Dauerte das Schweigen allzulange, so ging er sachte hinein und geschah es, daß er abgewiesen wurde, kam er still zurück und setzte sich mit einer resignierten Miene nieder, als wüßte er, daß er nicht alles auf einmal verlangen konnte.

Es erging ihm wie mir, er hätte es als eine Erleichterung empfunden, wenn er nur gewußt hätte, was er thun sollte.

Und wenn wir drei zu solchen Zeiten allein saßen, dachten wir alle an das, was wohl hinter der verschlossenen Thüre vorging, wo meine Frau sich immer näher und näher zu der Grenze hinarbeitete, an der das Leben aufhört, wo sie sich zum Tode durchkämpfte.

„Wißt Ihr, woran Mama leidet?“ sagte ich eines Tages.

Olof sah fort, ohne etwas zu sagen, aber Svante antwortete:

„Ja.“

Ich hätte übrigens nicht zu fragen gebraucht. Denn ich wußte, daß sie sie auf das vorbereitet hatte, was kommen sollte.

## 5.

Des Abends, wenn ich allein blieb, saß ich oft da und schrieb, um meine Gedanken zu zerstreuen oder überhaupt etwas vorzunehmen, an einer Art Tagebuch, das ich auf dem Grunde einer Schreibtischlade verwahrte, damit Elsa es nicht durch einen unglücklichen Zufall in die Hand bekam.

Ich habe es jetzt wieder gelesen, und alles, was darin steht, scheint mir vor so langer Zeit geschrieben, daß ich kaum glauben kann, daß seither nicht einmal zwei Jahre verflossen sind. Aber wie ich darin lese, wird alles, was geschehen ist, lebendig und gegenwärtig, und ich fühle wieder die Martern der furchtbaren Illusion, die mich damals aufrecht hielt.

### Tagebuch.

4. September.

Ich sitze hier und denke an den kleinen Sven. Alles um mich ist stumm und ich glaube ihn zu sehen, wie er in den letzten Tagen, in denen er noch aufsein konnte, über die Gartenwege ging, seine kleine, zärtliche Hand in der meinen und in einemfort plauderte, während er mit seinen gedankenvollen Kinderaugen zu mir aufsah. Und wie ich mich in diese Erinnerung vertiefe, ist mir die Hoffnungslosigkeit, daß ich ihn niemals wiedersehen werde, so unsäglich bitter. Denn er war, ohne es zu ahnen, des Hauses Mittelpunkt. Er war es, der immer uns vier Großen entgegengelaufen kam und der die Räume mit seinem Gezwitscher erfüllte, wenn wir heimkamen. Um ihn versammelten wir uns bei jeder Kleinigkeit, die Freude bereitete, um zu erfahren, was er dazu meinte. Jetzt geht sein Vater umher und muß sich hart gegen die Erinnerung machen, um nicht zu versagen und alles andere aufrecht zu erhalten. Darf nicht einmal zu viel denken. Nicht einmal trauern. Denn dann würde alles in die Brüche gehen.

Digitized by Google

Kam er, um seine Mutter zu holen und uns alle in Betrübniß zurückzulassen? Oder kam er, um zu gehen, so still und schön wie er ging, und uns Alle durch seinen Tod des Lebens große Kunst zu lehren?

16. Oktober.

Ich habe an alles gedacht und alles gesehen, und ich weiß jetzt, um was der Kampf gekämpft wird. Tag für Tag habe ich gesehen, wie es nur schlimmer geworden ist. Und es ist keine Freude, klar zu sehen. Es ist ein Leiden. In dieser Zeit habe ich jede Einzelheit verfolgen können, und ein Wort oder ein Blick konnte mich bis in mein innerstes Wesen erzittern machen, weil ich wußte, was er zu bedeuten hatte. In meiner Anwesenheit und der der Knaben habe ich sie gleichsam abfallen und Gespräche mit einem Unsichtbaren führen sehen. Bis aufs Aeußerste habe ich jeden Nerv anstrengen müssen, um in ihre Augen den Blick zu zwingen, der zeigte, daß sie sich bewußt wurde, daß sie nicht allein war. Ich habe sie selbst alles fühlen und verstehen sehen, ahnen und wissen, was in ihr lauerte. Sie hat sich in Angst vor mir niedergeworfen und mich gebeten, sie nicht wegzuschicken — sondern ein wenig Geduld zu haben.

Ich leide furchtbar darunter, ihren Kampf zu verfolgen, und dennoch weiß ich, daß das, was jetzt meine Qual ausmacht, nur eine andere Seite derselben Eigenschaften einer reichen und machtvollen Natur ist, deren Wellen hoch gehen wie die des Meeres — derselben Eigenschaften, die mir einst alles Glück und allen Jubel der Welt geschenkt.

30. Oktober.

Die furchtbare Spannung fängt an, vorüberzugehen, und meine Frau befindet sich von Tag zu Tag besser. Nach dem Dunkel des Winters werden wohl einmal die Tage länger und die Stunden lichter.

8. Dezember.

Es ist lange her, seit ich mein Tagebuch berührt habe. Aber das kommt daher, daß ich gearbeitet habe. Ich habe ein Theaterstück geschrieben, und es ist wunderlich zugegangen. Mitten in Korrekturen und Arbeit aller Art, in der Kränklichkeit meiner Frau und einer Nervosität, die mir mein ganzes Wesen wie eine Bogensaite gespannt erscheinen ließ, bin ich des Morgens aufgestanden und habe mir die Zeit znm Schreiben gestohlen. Ich habe Nacht für Nacht bis zwei Uhr geschrieben. Ich habe Whisky getrunken, um mich wach zu erhalten. Ich bin mitten in der Arbeit ausgegangen und habe soupiert, um Lärm zu hören und Gesichter von Menschen zu sehen, mitten in einem fieberhaften Leben zu sein, es um mich wogen und meine Schläfen brennen zu fühlen.

Aber das Stück wurde fertig, und ich fühle nur eine große Mattigkeit. Was ich erreichen will, ist jetzt wahrlich weder Ruhm, noch Schriftstellerfreude. Ich habe das Gefühl, als lebte mein Hirn allein auf Kosten des ganzen übrigen Körpers. Ja, es ist schade, daß der Tag nur vierundzwanzig Stuuden hat, wenn es gilt, das Unmögliche zu erreichen.

17. Dezember.

Es ist mir, als ob, ohne daß ich es klar weiß, Alles was ich erlebt habe und lebe, war und bin, in irgend einer wunderbaren Weise, einer Erfüllung entgegenginge, die sich vollzieht, ohne daß ich einen Finger rühren kann. Während all dem lebe ich mein gewöhnliches Leben, und ich glaube nicht, daß Jemand mich eigentlich verändert findet. Ich bin froh, wenn ich herauskomme und Menschen treffe, sogar ausgelassen. Denn das lindert.

Digitized by Google

Aber daheim lebe ich mein wirkliches Leben. Und unabläſſig habe ich dort das Gefühl, als glitte über ſie und mich etwas von dem, wovon ich einmal ſelbſt in einem ganz anderen Zuſammenhang geſchrieben habe, daß es „größer als Glück und Unglück“ iſt, etwas von dem, das keinen Namen hat.

In all dem iſt natürlich meine Frau der Mittelpunkt. Ob ſie der Geſundheit oder dem Untergang entgegengeht, weiß ich nicht. Dies ſcheint mir jetzt etwas zu ſein, in das ich nicht eingreifen kann. Es kommt mir zuweilen vor, als ſtünde ich außerhalb, als hätte ich keinen Theil daran und könnte es niemals erreichen. Und in all dem iſt keine Ueberſpanntheit, nur eine reſignierte Sehnſucht, die farblos iſt.

25. Januar.

Meine Frau hat ſich heute ans Klavier geſetzt. Singen will ſie wohl noch nicht, aber ich habe doch wieder Muſik in meinem Heim gehört, und die Melodieen von einſt haben unſeren Sinn gleichſam auf einen neuen, helleren Ton geſtimmt. Ueberhaupt iſt in letzter Zeit etwas Neues über ſie gekommen, etwas Neues das mehr verſpricht, als früher. Sie iſt zum Leben erwacht und iſt mit uns Andern wie zuvor. Noch nicht ſo recht vielleicht. Aber ich fühle, wie ſie uns mit jedem Tage näher kommt. Zuweilen glaube ich was ſie ſagt, daß all das kommt, weil ſie weiß, daß ſie nun bald ſcheiden wird und daß dieſe Hoffnung ſie aufrecht hält. Aber zuweilen glaube ich, daß wenn es auch jetzt ſo ſein mag, all dies doch auf dem Wege iſt, in etwas Größeres hinüberzugleiten, das ſie ſelbſt mit Verwunderung und Angſt ſpürt, aber nicht glauben will.

Wie es damit iſt, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß ich jetzt nicht verzweifelt bin, wie ich früher war. Denn jetzt lebe ich unter dem Schickſal, das das meine iſt und das — geſchehe was da will —, ſo wie ich es jetzt ſehe, nichts Häßliches in ihr Leben und das meine bringen kann. Das hatte ich gefürchtet.

19. Februar.

Ich halte das nicht länger aus. Ich habe Schwarz und Schwarz und Schwarz um mich geſehen, ſo daß ich in Raſerei gerathe, ſo wie ich nur mich ſelbſt in einem Spiegel erblicke. Und das Beſte iſt, daß meine Frau ſelbſt anfängt, ein wenig von alledem zu fühlen.

26. März.

Ich gehe nur und warte darauf, daß der Winter wirklich zu Ende geht, ſo daß wir von hier fortkommen. Eine Apathie höchſt wunderlicher Art beherrſcht mich, und ich habe manchmal Angſt, daß dieſer Winter mich gebrochen hat. Was der Sommer bringen kann, iſt vielleicht auch nicht gerade etwas, worauf man Erwartungen ſetzen kann. Wir zogen nach Stockholm herein, oder richtiger wir mietheten eine Wohnung, als wir glaubten, daß Alles uns vorwärts tragen würde, wenn auch langſam. Wie es geworden iſt, wäre es beſſer geweſen, wir wären auf dem Lande geblieben, in der Abgeſchiedenheit, die für uns das Beſte zu ſein ſcheint. Hier iſt es einſamer als dort.

Die Sorge wirkt verſcheuchend.

31. Mai.

Heute iſt unſer Hochzeitstag. „Im wunderſchönen Monat Mai.“ Ich kann es nicht laſſen, etwas aufzuzeichnen, wie kindiſch ich auch ſelbſt fühle, daß es iſt. Es ſind nämlich heute vierzehn Jahre, daß wir verheirathet ſind, und das



Digitized by Google

Jahr, das vergangen ist, war das Schwerste. Das, was vergangen ist, war ja das dreizehnte — das Unglücksjahr par préférence. Es ist, als glaubte ich, daß Jemand oder etwas von nun an unseren Weg ebnen wollte, oder als fühlte ich, daß etwas in mir der Heilung nahe sei. Und all dies, weil mir eine Ziffer eingefallen ist, die unter normalen Verhältnissen sicherlich spurlos an mir vorübergegangen wäre.

25. Juni.

Die Tage verstreichen, während ich umhergehe und denke, daß ich anfangen sollte, zu arbeiten. Aber die Schmetterlinge der Dichtung flattern nur unruhig über etwas umher, das öde und verbrannt ist. Zuweilen will es mich bedünken, als könnte ich ihrem Fluge folgen. Aber dann erinnert mich die Wirklichkeit wieder an das, was ist, und Alles verdunkelt sich.

Könnte ich nur stets so sein, daß meine Frau nichts merkte. Könnte ich gleichmäßig und froh sein oder es wenigstens scheinen. Aber ich kann es nicht, und ich weiß, daß sie nicht nur über sich selbst trauert, sondern auch über den Schmerz, den sie mir verursacht. Es muß furchtbar sein, so herumzugehen wie sie und nicht zu können, nichts zu vermögen, und bei dem Geringsten zusammenzubrechen, das ihr Unruhe oder Schmerz verursacht. Einhergehen und über den Tod grübeln, von dem sie glaubt, daß er kommen wird, der aber nicht kommt. Dreifach entsetzensvoll muß es sein, zu alledem dem Menschen, den man am Meisten liebt, unsägliches Leid zuzufügen und nichts thun zu können, um es zu lindern.

Sie kann zuweilen dasitzen und mich ansehen, wenn sie glaubt, daß ich es nicht merke, und dann kommt in ihr Antlitz ein solcher Ausdruck der Verzweiflung, daß er mir in die Seele schneidet.

Gestern kam sie und setzte sich neben mich und legte ihre Hand auf die meine.

„Wenn Du nur mich nicht hättest, sagte sie, um wie viel glücklicher würdest Du da sein!"

Ich weiß, daß sie an die Wahrheit ihrer eigenen Worte glaubte, und meine Antwort konnte wohl für einen Augenblick ihren Glauben erschüttern und ein Aufleuchten der Hoffnung in ihre Augen locken, aber sie konnte ihr nicht die sichere Ueberzeugung wiedergeben, daß sie unentbehrlich war und daher leben mußte.

## 6.

Wenn ich diese Blätter lese und sehe wie ich zwischen Hoffnung und Furcht geschwankt habe, begreife ich nicht, daß das, was diese Zeilen erzählen, wirklich wahr sein kann. Und doch muß es so sein. Denn scripta manent. Und wie unvollständig und fragmentarisch diese Aufzeichnungen auch sein mögen, erzählen sie mir doch mit voller Gewißheit, daß ich damals mehr hoffte, als ich jetzt fassen kann, wo alles seine Erklärung und sein Ende gefunden hat.

So viel begreife ich, daß in diesem Winter, zu dessen Erinnerungen ich nicht mehr zurückkehren will und kann, mein Glück darin bestand, daß ich schließlich etwas fand, das, wie ich glaubte, dazu beitragen konnte, meine Frau zu retten. Welches Glück war dies nicht! Nicht mehr ein unthätiger Zuschauer sein zu müssen, eingreifen, wirken, arbeiten zu können, mit einem bestimmten Ziel vor Augen, einem Ziel, das man wenigstens glaubt, erreichen zu können. In der Jugend würde eine solche Glücksquelle vielleicht arm und

Digitized by Google

gering erscheinen. Aber wenn die Jahre das Haar ein wenig grau gesprenkelt haben, begnügt man sich mit geringerem als früher. Man kann dann leben und leiden, wenn man glaubt, daß es in dem Bereiche der Möglichkeit liegt, Besserung zu schaffen, und man kann in dem bloßen Bewußtsein einer solchen Möglichkeit etwas finden, das beinahe dem Glück gleicht.

Für mich kam diese Hilfe in demselben Moment, in dem die Ahnung, die ich schon lange gehabt, daß das Stadtleben für den Zustand meiner Frau verderblich war, sich immer mehr zu wirklicher Ueberzeugung steigerte und sich schließlich in den Entschluß umsetzte, sie daraus loszureißen und zum Lande zurückzukehren, das wir nie hätten verlassen sollen. Der Arzt bestärkte mich auch in diesem meinem Entschluß, und als ich das erste Mal diesen Plan als eine bloße Möglichkeit meiner Frau vorlegte, leuchtete ihr ganzes Gesicht auf, als hätte ich ihr die Freuden des Paradieses versprochen, und sie sagte nur:

„Kannst Du das für mich thun? Willst Du das?"

Diese Worte regten mich zu Handlung und Leben an, und in allem Zweifel, aller Unruhe und allem, was ich früher geschildert und erzählt habe, allem was mich zu Boden drückte, glänzten mir diese Worte wie Sterne durch die Dunkelheit entgegen, und feuerten mich zu der letzten großen Anstrengung an, die, wie ich hoffte, uns Allen die Freude in unserem Heim wiederschenken sollte. Je mehr ich daran dachte, desto wahrscheinlicher kam es mir vor, daß, ich hier das „Sesam öffne dich" gefunden hatte, das meiner Frau den Weg bahnen sollte, wieder dem Leben anzugehören. Wie ein Mann, der glaubt einen Talisman gefunden zu haben, der ihm die Macht giebt, Wunder zu wirken, setzte ich meine ganze Zuversicht auf diesen Plan, und als wir endlich in die kleine Villa gezogen waren, die hoch oben mit der Aussicht über Fjords und Wälder lag, und wo die Blätter der Espen vor dem Fenster zitterten, an dem meine Frau sitzen und mich sehen würde, so oft ich von meiner Arbeit heim kam, da fühlte ich mit Gewißheit, daß nun die Lösung gefunden war. So wunderlich mir dies auch jetzt erscheinen mag, ich war ganz von der Gewißheit durchdrungen. Ich glaubte, und ich war unaussprechlich glücklich in meinem Glauben.

Nie habe ich mich auch hoffnungsfreudiger gefühlt, wie als diesen Winter der Schnee zu fallen begann, und wir dieses eigenthümlich heimliche Gefühl empfanden, von Allen und Allem abgeschlossen zu sein, das dem nordischen Himmelsstrich eigen ist. Vom Dachboden bis hinab zum Keller stand unser neues Heim fertig, und wie früher das Ganze ordnend und die Zimmer mit all den kleinen Erfindungen und Gegenständen schmückend, die hervorzuzaubern das Geheimniß des Weibes ist, ging meine Frau wieder zwischen uns umher. Die lauten Stimmen der Knaben wiederhallten in den Zimmern, ohne daß Jemand sie dämpfen mußte. Die Kanarienvögel sangen und trillerten, ohne daß Jemand das nächtliche grüne Tuch über ihr Bauer hing. Der Pudel bellte zu dem Spielen und Balgen der Knaben. Und das Klavier war nicht mehr verschlossen.

Das kam eines Abends, als ich es am Wenigsten ahnte. Ohne mit einem Worte ihre Absicht zu verrathen, kam Elsa hinab in das Wohnzimmer und setzte sich an das Klavier. Sie sah mich an, als sie an mir vorbeiging, und ich begriff, wie glücklich sie war, daß sie ihrem eigenen Wunsche folgen konnte. Seit Sven gestorben war und sie nicht mehr seine klare Stimme zu den Tönen des Klaviers hören konnte, hatte meine Frau nie die Lieder singen wollen, denen so oft nur er allein gelauscht hatte. Kaum meinen eigenen Sinnen glaubend, sah ich sie am Klavier sitzen, hörte sie einen Ton anschlagen, und gleich darauf klangen die Töne durch das Gemach.



Digitized by Google

Mein weißer Schwan
Du stummer stiller
Nicht Schlag, nicht Triller
Zeigt Stimme an

Und der Schluß:

Mit schmerzlicher Ode
Schloßt Du die Bahn
Du sangst im Tode:
Du warst doch ein Schwan.

Weder früher noch später habe ich dieses Lied so gehört. Während sie sang, kamen die Knaben sachte herein, nach einander kamen sie und blieben stumm in der Thüre stehen. Sie sahen mich wundernd an, als glaubten auch sie ihren Sinnen nicht, und ich nickte zur Antwort, während meine Augen feucht wurden. Als die letzten Töne verklungen waren, war es still im Zimmer, aber still wie zu einer Feierstunde.

Meine Frau stand auf und schloß den Flügel.

„Ich kann heute nicht mehr," sagte sie wie zur Entschuldigung.

Aber dann sah sie uns Alle an und begriff, welche Freude sie hervorgerufen. Ihr Gesicht leuchtete auf, sie ging an mir vorbei und auf die Knaben zu, zog sie an sich und drückte beider Köpfe an ihre Schultern.

„Dankt dem kleinen Brüderchen," sagte sie. Er hat mir geholfen.

Sie sagte das nicht krankhaft wie früher, nicht in dem beinahe feindlichen Ton, den sie angeschlangen, wenn sie glaubte, daß wir Lebenden sie hinderten dem Todten anzugehören. Sie sagte es weich und stille und beinahe glücklich, mit einem Ausdruck, als nähme sie Abschied von etwas Vergangenem, das niemals wiederkommen sollte.

## 7.

Hinter dem Schlafzimmer lag ein kleiner Raum, der ursprünglich als Toilettezimmer gedacht war, aber den man aus irgend einem Grunde nicht eingerichtet hatte. Er war sehr unregelmäßig, die Fenster saßen hoch oben, und das Licht war trüber als in den andren Zimmern.

Da wohnte der kleine Sven. Da war sein Gemach, und dieses Gemach war verschlossen.

Niemand durfte meiner Frau helfen, dieses Zimmer zu ordnen oder dort aufzuräumen. Sie allein mußte alles thun. Da hängte sie helle Gardinen vor das kleine Fenster, und in die Fensternische hinter die Gardine stellte sie einen Tisch. Für diesen Tisch nähte sie ein Tuch, das aus demselben Stoff war wie die Vorhänge, und auf dem Tisch standen Svens Spielsachen. Da war ein Pferd, das einen Wagen zog, ein paar Zinnsoldaten und ein Zelt. Da war Svens weiße Kaffeetasse mit dem Goldrand, seine Sparbüchse, ein kleiner Säbel und ein Czako. Da war Alles, was er zurückgelassen, seine ganze kleine Hinterlassenschaft. Unter dem Tisch standen zwei Holzpferde, von denen das eine seine Mähne ganz verloren hatte, und vor dem Tisch stand ein kleines niedriges Holzstühlchen, das Sven bekommen hatte und das er sich durch die Zimmer zu tragen pflegte, wenn er so recht vergnügt war und Mama dazu bekommen wollte, ihm Märchen zu erzählen.

Aber mitten unter den Spielsachen standen kleine und große Portraits

Digitized by Google

in Rahmen, und an den Wänden so nahe als möglich vom Lichte hingen andere. Da waren Bilder von Papa und Mama, von den Brüdern und von der ganzen Familie. Da war das Portrait von Sven in seinem langen Kittelchen und von Sven in dem kleinen Pelz, wie er auf einer Bank stand nnd gegen die Sonne blinzelte, die über den Schnee leuchtete. Aber alle Bilder waren aus der Zeit der Jugend und des Glücks, als noch nichts geschehen war, das an den Banden reißen konnte, die uns noch Alle vereinten. Und allein, ganz für sich, hing auf einem Vorsprung der Mauer die Abbildung von Spangenbergs Bild vom Tode, über das der kleine Sven gegrübelt und dessen Geschichte seine Mama ihm lange vor dem Tag erzählt hatte, an dem er selbst mehr davon erfuhr, als die Großen je erzählen können.

Und dann stand noch etwas da. Das war eine kleine, dunkelgebeizte Kommode, die Sven einmal bekommen hatte. Die hatte ihre kleine Geschichte, denn in früheren Zeiten hatte sie Papa gehört. Da war sie gelb und hell gewesen, aber seither hatte sie viel Schicksale durchgemacht, und als sie in Svens Besitz überging, bekam sie ihre neue Farbe. Aber in ihren drei Laden lagen all die Dinge, die Erinnerungen an den Kleinen bargen und nicht herumliegen durften. Da wurde sein letztes Hemdchen verwahrt und das letzte Paar Strümpfe, das er getragen hatte. Da lagen seine kleinen Notenhefte „Sing uns was, Mama," die nie mehr unten auf das Noteupult im Wohnzimmer kommen sollten. Da wurde sein letztes, schönes weißes Sommerkostüm aufgehoben, mit der schönen blauen Schärpe und der Rosette in der gleichen Farbe auf der weißen Mütze. Da lagen seine kleinen, braunen Schuhe, und die Bücher des kleinen Sven. Da war auch Papas eigenes Buch von den großen Brüdern, Mamas eigenes Exemplar, das Sven sich erbettelt hatte, als er Papa bat, ein Buch nur über Nenne zu schreiben.

Das war Svens Zimmer, und hier war Elsas Heiligthum. Jeden Abend ging sie dort hinein, und jeden Morgen saß sie da, bevor sie mit Anderen sprach. Nie war sie glücklicher, als wenn Papa auch hineinging und drinnen blieb.

Dort wohnte auch Sven, und was da gesprochen wurde, weiß Niemand. Auch wenn Elsa etwas davon erzählte, war das, was sie sagte, nichts gegen die Worte, die dort drinnen zwischen ihr und der Welt des Unbekannten gewechselt wurden.

„Du glaubst ja nicht daran," sagte sie eines Tages zu mir. „Aber ich fühle es."

„Woher weißt Du, daß ich nicht glaube?" antwortete ich.

Sie blickte mich mit großen verwunderten Augen an.

„Du kannst nicht glauben wie ich," sagte sie. „Denn du zweifelst gleichzeitig, ob es möglich ist. Aber ich weiß es, und ich zweifle nicht mehr."

Eine Erinnerung tauchte in mir auf, die Erinnerung an die Stunde, in der sie mir vorwarf, daß ich ihr ihren Glauben an die Wirklichkeit des Uebersinnlichen genommen. Ich begriff, daß sie ihren gegenwärtigen Glauben brauchte, daß sie ihn immer gebraucht hatte, daß er mit ihrem innersten Wesen so tief und ganz zusammenhing, daß ihr vielleicht viel Leiden erspart geblieben wäre, wenn man diesen Glauben niemals erschüttert hätte. In gleicher Weise wußte ich bei mir selbst, daß ich den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode nie ganz von mir geworfen hatte. Ich hatte kritisirt, untersucht, ja gestrebt, diesen Gedanken in meinen eigenen Augen unmöglich zu machen. Aber ich hatte das vielleicht hauptsächlich in der Hoffnung gethan, daß mich gerade dieses Suchen schließlich zu der Ueberzeugung vom Gegentheil führen würde. Diese Ueberzeugung war nie gekommen, aber mit den Jahren hatte das, was ich von dem Künftigen dachte, eine Veränderung durchgemacht.

Digitized by Google

Der Unsterblichkeitsgedanke war und blieb für mich allerdings nur eine Möglichkeit, aber mehr und mehr hatte er die Form von etwas Mattem und Mildem angenommen, dem ich mich näherte, ohne recht zu wissen wie. Schritt für Schritt hatte ich die Möglichkeit einer solchen Ueberzeugung in mir wachsen gefühlt, und was ich im letzten Jahre durchlebt, hatte mein Gefühl der Möglichkeit genähert, die mein Verstand noch immer weder annehmen noch verwerfen konnte.

Gleichzeitig schien es mir, als stünde ich allein in all diesem, und als wollte oder könnte meine Frau nicht sehen, was hierbei in mir vorging. Aber, als sie mir diese Worte sagte: „Du zweifelst gleichzeitig, ob es auch möglich sei," da wurde es mir klar, daß sie mich mißverstehen mußte, weil ich selbst nichts gesagt hatte. Wie hatte ich über all das schweigen können? Wie konnte ich vergessen, daß, was ich hier wirklich zu sagen hatte, sie sicherlich mit dem höchsten Glück erfüllen mußte? In einem Nu wollte ich gutmachen, was ich verbrochen zu haben glaubte, und ich erinnerte sie darum an den Tag, an dem sie gesagt hatte, daß sie glauben wollte wie ich, denken wie ich, leben wie ich.

„Ich will, daß Du es einmal erfährst," sagte ich. „Es sind nun seither Jahre vergangen. Aber nie habe ich etwas derartiges von Dir verlangt. Nie habe ich gewollt, daß Du etwas in Dir um meinetwillen verändern solltest. Deine Liebe hat Dir diesen Gedanken eingegeben, nicht ich."

Sie sah vor sich hin, als schweiften ihre Gedanken grübelnd in ferne Vergangenheit.

„Ich glaubte, Du wolltest, daß ich werden sollte wie Du," sagte sie.

„Nie," antwortete ich, „nie habe ich etwas derartiges gewünscht. Ich wollte mit Dir über das, was ich dachte und fühlte, sprechen können. Aber ich wünschte, daß Du es mir gegenüber ebenso machtest. Ich habe es vermißt, daß Du es nicht gethan hast."

Ich sah, daß in all dem etwas enthalten war, das sie quälte, mehr als Worte es schildern können. Aber ich ahnte nicht, was es war.

„Ich habe immer gedacht, Du wolleſt mich Dir ähnlich haben," sagte sie.

„Das habe ich gedacht und auch Anderen gesagt. Als ich glaubte, daß ich nicht mit Dir sprechen könne, habe ich zu Fremden gesprochen."

Das letzte fügte sie mit einem Tonfall hinzu, als hätte sie etwas unüberwindlich Abstoßendes ausgesprochen, dessen sie sich schämte.

„Wie habe ich Dich so mißverstehen können?" sagte sie.

Und indem sie ihren Arm um meine Schulter schlang, sah sie mir in die Augen und fragte:

„Du bist nicht böse, wenn Du mich zu Sven hineingehen siehst?"

„Böse?"

Ich mußte sie mit einer Miene des Erstaunens betrachtet haben, die nicht zu mißverstehen war. Denn sie fragte nicht mehr. Ohne ein Wort zu sagen, wendete sie sich ab und ging in Svens kleines Zimmer. Sie verweilte lange darin, und als sie wiederkam, sah ich, daß sie geweint hatte, aber nicht aus Kummer.

Aber während ich allein saß und auf sie wartete, mußte ich daran denken, daß sie nie früher in meiner Gegenwart die Thüre des kleinen Gemaches geöffnet hatte, und hereingegangen war, um dort ihre Andacht zu verrichten. Und zugleich wußte ich, daß seit Sven gestorben war, ich ihr nie so nahe gekommen war wie jetzt.

Digitized by Google

8.

Warum konnte nicht alles so weitergehen, wie es begonnen hatte? Warum kam das, was ich nicht gefürchtet, und wuchs zu einer gefährlicheren Macht für mich und die meinen heran, als irgend etwas von dem, was ich früher gefürchtet hatte? Man könnte ebenso wohl fragen, warum geschieht nicht alles, was der Mensch wünscht? Oder warum liegt es nicht in seiner Macht, die Entwickelung des Lebens so zu gestalten, wie er selbst will?

Es lag zwischen meiner Frau und mir in dieser Zeit, trotz aller Zärtlichkeit und allen Verständnisses, dennoch ein gewisses Etwas, das uns trennte Dies lag nicht in theoretischen Meinungsverschiedenheiten. Auch war es nicht der Art, daß es uns hinderte, uns stets zu begegnen, uns stets zu suchen, uns stets Einer an des Anderen Gegenwart zu freuen. Es war ganz einfach eine Verschiedenheit in unserer Art, alles zu nehmen, was in dieser Zeit geschah und zwischen uns vorging. Für sie war all das ein Abschied, bei dem sie sich immer mehr dem Ueberschreiten jener Grenze näherte, von der niemand wiederkehrt. Mir schien es wie eitel Verheißungen, daß unser Leben aufs Neue beginnen und meine Frau zu mir, zu uns Allen, zum Leben selbst zurückkehren sollte.

Aus allem, was geschah und wovon mir damals vieles dunkel und unerklärlich schien, habe ich verstanden, daß darin der eigentliche Erklärungsgrund für ihr Schicksal und das meine lag, die ganze Erklärung dessen, was war und was kommen würde, und ich hätte verzweifeln müssen, wenn ich das alles damals so klar gesehen hätte wie ich es jetzt sehe. Ich meinerseits begehrte, daß meine Frau ihre Todesgedanken aufgeben und um meinetwillen den Weg durchs Leben wieder aufnehmen sollte, auf dem sie gleichsam gelähmt stehen geblieben war, als Sven starb. Sie wieder wünschte, daß ich einsehen möchte, daß sie unwiderruflich den Schritt ins Jenseits gethan, als ihr Engel, wie sie ihn immer nannte, dahinging. Sie wünschte, daß ich das so tief verstände, daß meine Aufgabe nur die wäre, wie ein Freund an ihrer Seite zu schreiten und ihre Hand zu halten im Mitgefühl für die Finsterniß, die kommen mußte, und nach der sie selbst trachtete. So tief liebten wir uns, daß Keines von uns den Traum aufgeben konnte, den Gedanken des Anderen mit seinem eigenen übereinstimmen zu sehen. Darum konnte Keiner den Anderen seinen eigenen Weg gehen lassen und resignirt das Loos des Lebens entgegennehmen, das Einsamkeit heißt. Darum konnte auch Keiner umhin, Bitterkeit zu empfinden, als er merkte, daß seine Hoffnung fehlschlug. Darum fühlte sie mein Bemühen sie dahin zu führen, wohin sie nicht wollte, so wie ich ihren Widerstand fühlte, und darum war unser ganzes Leben im eigentlichen Sinn des Wortes ein Kampf um die Liebe und ein Kampf auf Leben und Tod.

So lange hatte ich im Schatten des Todes gelebt, daß ich es nicht einmal für möglich hielt, daß irgend ein anderer Zustand mir beschieden sein könne. Ich war damit vertraut geworden wie der chronisch Kranke mit seinen Schmerzen. Der Schatten kam nicht nur von dem kleinen Todten, der dahingegangen war, sondern auch von ihr, die gehen wollte. Er kam nicht nur von dem, was wir hinter uns gelassen. Er harrte unser auch in dem, was kommen sollte, was vor uns lag. Die beiden Schatten begegneten sich auf dem Punkte des Lebenswegs, auf dem wir jetzt angelangt waren. Die beiden Schatten umschlangen mein ganzes Leben, und meine Schuld war, daß ich es nicht vermochte, die Sonne vom Himmel zu reißen, um den letzten zu vertreiben.

Dies war meine Schuld und meine Illusion. Denn mit sehenden Augen sah ich nicht. Mit hörenden Ohren hörte ich nicht. Ich sah bloß meinen

Digitized by Google

eigenen Wunsch, hörte bloß die Laute der starken Lebenssehnsucht meines eigenen Traumes. Und doch wußte ich, daß nur in der Sage der Wille eines Mannes die Todten ins Leben zurückzurufen vermag. Ja, selbst die Sage läßt ihn gegen die Götter sündigen, dadurch, daß er das Uebermenschliche versucht, und sich im Reiche der Schatten umsehen, nur damit sie, um derentwillen er das Unmögliche versucht, auf ewig in die Nacht des Orcus zurücksinke.

## 9.

Der Frühling kam spät in diesem Jahr, der Frühling, auf den ich wie auf den Glücksbringer und Befreier gehofft, machte Miene gar nicht kommen zu wollen. Kalt und hart lag der Boden da, nackt bogen sich die Zweige der Bäume vor unseren Fenstern in einem eisigen Wind. Schneemassen thürmten sich noch Ende April, und wenn die Sonne einmal schien, blies der Nordwind, die eisige Luft vom bothnischen Meere mit sich führend.

Zu dieser Zeit kam eine Verkühlung hinzu und warf meine Frau wieder auf das Krankenlager. Wochenlang hatte sie zu Bett gelegen, und in diesen Wochen hatten wir das Schlimmste gefürchtet. Wieder war es still geworden in den Räumen. Wieder hatten die Knaben und ich ohne zu sprechen unsere Mahlzeiten an dem Tisch eingenommen, an dem ihr Platz leer war. Wieder waren die Laute im ganzen Hause gedämpft worden und wieder war die Krankheit gekommen und hatte unsere Hoffnungen verstummen gemacht.

Aber gegen alle Erwartung erholte sich meine Frau. Langsam schritt die Genesung vor, und gering waren die Kräfte. Ueber alle Beschreibung seltsam erschien dieses neue Erwachen zum Leben, das Niemand hatte erwarten können. Aber es war doch Wirklichkeit, und wenn ich jetzt allein in meinem Arbeitszimmer im Erdgeschoß saß und das ganze Haus zur Ruhe gegangen war, konnte ich wieder beginnen, Träume vom Sommer zu träumen.

Und das Wunderbarste von Allem! Ich träumte sie bald nicht allein. Als hätte die Genesung von der letzten Krankheit mehr als bloß die Rückkehr zu physischer Gesundheit bedeutet, so erlebten wir jetzt eine Zeit, die die Versöhnung alles dessen, was gewesen, in sich zu schließen schien. Meine Frau begann meine Träume zu theilen, sie begann sich darnach zu sehnen zusammen mit mir zu leben. Sie begegnete mir so wie sie mir nicht begegnet war seit dem Tage, an dem wir Sven zur Ruhe betteten. Sie war noch schwach und krank und vermochte nicht viel zu sprechen. Aber sie konnte doch hören, was ich ihr sagte. Sie wußte, daß der Frühling kam, und sie freute sich über die Frühlingsblumen, die auf ihrem Nachttischchen standen.

„Wie glücklich sind wir gewesen," Georg, sagte sie. Wie glücklich sind wir gewesen.

Sie preßte diese Worte mit dem Tone des schneidendsten Wehs hervor Sie schloß die Augen, indem sie sie aussprach, und Thränen rieselten unter ihren Lidern herab.

„Wir werden noch ein Mal ebenso glücklich werden," sagte ich.

Ich glaubte, was ich sagte, und ich nahm ihre Antwort für ein Versprechen.

„Ja, ja" antwortete sie hastig. „Im Sommer."

Sie hörte mir zu, als ich von den Freuden unserer Jugend erzählte, und von den Schären, die immer unser liebstes Heim gewesen.

„Wir werden zwischen den Inseln umherfahren nnd in der Nachtbrise segeln," sagte sie.

Und als ob quälende Erinnerungen sie störten, rief sie aus:

Digitized by Google

„Du mußt das vergessen und nie daran denken, was ich Dir in diesen letzten Jahren gesagt habe. Ich bin so wunderlich gewesen und habe mich selbst nicht verstanden. Oft, oft war es mir als spräche ein Anderer durch meinen Mund, ohne daß ich es verhindern konnte. Du hast Alles thun müssen, und ich habe nur empfangen. Aber das wird anders werden. Wenn ich nur gesund werde."

Ich beschwichtigte sie und bat sie, nicht zu viel zu sprechen, allzu glücklich um mehr sagen zu können.

„Ja, ja," sagte sie. „Ich habe zu Dir geschwiegen und zu Anderen gesprochen. Und wer sind die Anderen? Dumme Menschen die nichts verstehen."

Sie schloß die Augen und schlummerte ein. Stumm blieb ich an ihrem Bette sitzen und betrachtete sie. Sie hatte beinahe dasselbe Gesicht wiederbekommen, wie zu ihrer Mädchenzeit als ich in meinem Bett erwachte und sie zum ersten Male schlafend sah. Schwere Freudentropfen fielen aus meinen Augen, und während der Aprilschnee sich dort draußen auf die harte Erde hinabsenkte, fühlte ich wie mein eigenes Herz aufthaute.

## 10.

Meine Frau stand auf und begann sich zu erholen, sie ging wieder unter uns, und sie hatte keinen anderen Gedanken, als uns glücklich zu machen und selbst zu fühlen, wie wir uns freuten, daß sie wieder dem Leben angehörte.

Ach diese kurzen Wochen, in denen Niemand außer uns sie sah, wie gedenke ich ihrer nicht jetzt! Und wie gelang es ihnen nicht, alles, was gewesen, aus meinem Gedächtniß auszulöschen! Im Vergleich zu ihrem stummen Glück war alle Unruhe und aller Schmerz, den wir früher erlebt, für nichts zu rechnen. Alles, was gesagt wurde, habe ich in meiner Erinnerung eingezeichnet und geborgen. Was nicht gesagt wurde und größer war, als was das Leben sonst giebt, das schlummert in meiner Seele, mir den Grundton des Lebens gebend, das ich sonst nicht tragen könnte. Diese Tage, die jetzt kamen, verwischten alles, was an Unruhe, Zweifel und Mißtrauen in mir gewesen war. Denn ich hatte ihr mißtraut, ihrer Liebe mißtraut, weil sie sich nicht vom Tode zum Leben führen lassen wollte, um mit mir zu leben.

Nun war all ihr Widerstand dahin. Ich fühlte es in jedem Augenblick, den ich an ihrer Seite saß, in jedem Worte, das sie zu mir sprach. Es war als hätte die Krankheit mit Allem in ihr aufgeräumt, und als wäre sie durch dieselbe gereinigt und geläutert wiedergekehrt. Ihre ganze Persönlichkeit kehrte zurück, und stundenlang konnte ich dasitzen und mich an ihrem Gesichte freuen, weil es dasselbe war wie früher.

„Weißt Du noch, wie ich Dir sagte, daß wir uns trennen sollten?" sagte sie eines Tages.

Ich mußte nachdenken, um mich daran erinnern zu können, daß sie es je gesagt. Und als endlich die Erinnerung erwachte, sagte ich ihr, daß ich ihre Worte vergessen hatte, wie man die einer Fieberkranken vergißt.

„Ich meinte, was ich sagte, fuhr sie eifrig fort. Ich glaubte, Du wolltest mich zu etwas zwingen. Und dann thatest Du mir so leid. Du hast es so schwer gehabt, viel schlimmer als ich. Aber, Du mußt auch wissen, daß ich so krank gewesen bin, viel zu krank, als daß ich an etwas anderes als mich selbst hätte denken können. Ach, es ist, als wäre ich wieder aufgewacht!"

Sie griff sich an den Kopf mit einer wunderlichen, halb unruhigen halb glücklichen Geberde. Und sie fügte hinzu:

Digitized by Google

„Aber wenn ich einmal sterbe, dann mußt Du zu Svens Kommode gehen. Da zu oberst liegt ein Brief von mir. Aber Du darfst ihn nicht früher lesen. Denn ich weiß, daß ich doch bald sterbe, und wenn ich sterbe, werde ich ganz wie Sven sterben."

Wie oft habe ich sie nicht solche Worte sprechen gehört, und wie oft hatten sie mich nicht bis ins innerste Mark erschauern lassen! Jetzt gingen sie so spurlos an mir vorüber, als wären sie gar nicht ausgesprochen. Ich betrachtete sie als die letzten Wellen nach dem Sturme, als die letzten leichten Nachwellen, wenn das Meer in Aufruhr gewesen ist. Ich lächelte in der Siegesgewißheit, daß ich sie wieder errungen, und indem ich ihr Gesicht dem meinen zuwandte, sah ich ihr in die Augen und sagte:

„Aber jetzt willst Du ja leben?"

„Ja," sagte sie. „Ich will leben für Dich und für die Knaben und um Sven niemals zu vergessen."

An diesem Tage ging sie an meinem Arm über den Kiesweg vor der Villa. Ihre Schritte waren müde und unsicher, und sie stützte sich schwer auf meinen Arm, aber wir waren vergnügt wie zwei Kinder, und sie lachte über sich selbst, weil ihr Gang so unsicher war, daß ihre Beine unter ihr zusammenknicken wollten, wenn sie ausschritt, lachte mit einem etwas kränklichen, aber so innig glücklichen Lachen, das mich froh machte, sie stützen zu dürfen.

„Wie glücklich bin ich jetzt wieder, Georg," sagte sie, als wir wieder ins Haus gingen. „Und Du mußt es auch werden."

Dann führte ich sie die Stiege hinauf. Aber bevor sie in ihre Stube ging, wollte sie noch das Zimmer der Knaben sehen. Da stand sie lange mit mir und sah alles an, als wäre es für sie während der Zeit, in der sie krank gelegen war, neu geworden.

„Sie haben es wohl auch oft sehr schwer gehabt," sagte sie. „Ich war ja zu nichts fähig. Aber jetzt wird es besser gehen."

Die Pflegerin half ihr ins Bett, und als die Knaben vom Spielplatz nach Hause gekommen waren, rief sie sie mit ihrer dünnen, schwachen Stimme, so verschieden von ihrer früheren tiefen und vollen, damit sie hereinkamen und erzählten, was sie draußen gemacht und womit sie sich vergnügt hatten. Das thaten sie auch so gründlich, daß ich mehr als einmal versuchte sie zu unterbrechen. Aber sie hinderte mich immer daran. Und während sie durcheinander sprachen, lag sie die ganze Zeit da und sah ihre Gesichter an und hörte ihren Worten zu, als hätte sie Zeit gebraucht, um zu verstehen, daß das, was sie jetzt erlebte, Wirklichkeit war und kein Trugbild. Dann ließ sie sie zu sich kommen, um ihnen den Gutenachtkuß zu geben.

„Jetzt werde ich bald gesund, sagte sie. Und wenn der Sommer kommt dann nimmt uns Papa eine Wohnung in den Schären. Ich brauche sie nicht zu sehen oder zu wissen, wo sie ist. Denn er richtet es immer so gut für uns Alle ein."

Mit einem leisen glücklichen Lächeln schloß sie die Augen und legte sich im Bett zurecht, um einzuschlummern. Aber als ich die Knaben hinausbegleitet hatte, nahm ich meinen Mantel und ging allein denselben Kiesweg auf und nieder, über den meine Frau und ich eben gewandert waren. Es war ein ruhiger, klarer Frühlingsabend mit leichtem Nachtfrost.

## 11.

In diesen Tagen mußte ich oft, ohne daß ich mir klar machen konnte, wie oder warum, an Elsas und meine Fahrt zum Meere denken. Sie kam

Digitized by Google

mit der Erinnerung an meinen stummen Kampf, sie dahinzubringen, das zu lieben, was mir theuer war; und die Erinnerung, wie es mir gelungen und doch nicht gelungen war, reizte und beunruhigte mich zugleich.

Sie kam mir in den Sinn, als ich in diesen Tagen der Genesung mit der Hand meiner Frau in der meinen dasaß und sie ihren Kopf an meine Schulter lehnte.

„Daß ich so weit weg von Dir gewesen bin," sagte sie eines Abends. „Daß ich so weit weg gewesen bin. Das war nur, weil ich glaubte, Du wolltest mich verhindern, zu Sven zu gehen."

„Das willst Du ja jetzt nicht mehr?" sagte ich.

„Nein, nein," sagte sie. „Jetzt will ich bei Dir bleiben. Aber ich habe so viele häßliche und dumme Gedanken gedacht in dieser Zeit."

Ihre Stimme wurde wie die eines Kindes, das ein Vergehen gesteht, so daß ich lachen mußte, als ich sie hörte.

„Nein, lache nicht," fuhr sie fort. „Denn es ist wahr, ich habe geglaubt Du verstündest mich nicht, und ich habe es auch gesagt. Kannst Du mir verzeihen?"

Sie sprach so tief ernst, daß ich ganz gerührt wurde, und um sie nicht noch mehr zu erregen, antwortete ich in einem Tone, den ich so munter als möglich zu machen suchte:

„Ist das die einzige Sünde, die Du auf dem Gewissen hast?"

„Nein, nein," sagte sie, „aber gegen Dich weiß ich keine andere."

Und sie fuhr fort, indem sie sich enger an mich schmiegte.

„Aber das ist auch das Aergste, was ich sagen und denken konnte. Denn ich weiß ja, daß Niemand außer Dir mich verstanden hat. Niemand von all den Menschen, mit denen ich sprach, als ich mich so einsam und elend fühlte, und meinte, daß Alles in mir zusammenbrechen müßte."

Sie schaudert, als sie das sagt und führt die Hand an die Stirne.

„Das ist jetzt vorüber," sagt sie. „Und alles ist so ruhig und klar. Aber jetzt mußt Du noch etwas wissen."

Sie setzte sich auf und betrachtete mich mit einem Blick, so hell und tief, als wollte sie mich auf dem Grunde ihrer Seele lesen lassen.

„Du mußt wissen, was das Allerschlimmste war," sagte sie. „Als ich umherging und daran dachte, daß ich sterben und Sven folgen würde, und als ich an das so dachte, daß ich meinte, Du glittest von mir fort, und alles glitte fort und die Erde war öde und leer — da hatte ich solche Angst, ach, so furchtbare Angst. Denn ich glaubte, ich würde gezwungen sein, es selbst zu thun. Das war das Allerärgste. Aber jetzt weiß ich, daß ich es nie zu thun brauche. Das hat Gott mir gelobt."

„Meinst Du, daß Du doch bald von mir gehen wirst?" sagte ich.

Ich schauderte bei meinen eigenen Worten, und ich fühlte, daß die Stimme nahe daran war, mir zu versagen.

„Das weiß ich nicht," sagte sie, indem sie wieder den Kopf an meinen Arm lehnte. „Ich weiß nur, daß ich es nie selbst thun muß."

Sie schwieg und ich fand keine Worte, um ihr zu erwidern. Ich sah sie an. Sie war wieder ganz so wie in unseren glücklichsten Jahren. Sie erschien mir gleichsam zarter und jünger, und die Ruhe, die ihre frühere fieberische Rastlosigkeit abgelöst hatte, gab jeder ihrer Bewegungen eine vertrauensvolle Zärtlichkeit, die mir im selben Athemzuge Glück und Schmerz schenkte.

Als sie zu Bett gegangen war und ich herein kam, um ihr Gutenacht zu sagen, sah sie mich mit demselben hellen und tiefen Blick an wie früher:

„Du darfst Dich auch nicht daran kehren, daß ich sagte, Du hättest mir

Digitized by Google

meinen Glauben genommen," sagte sie. „Das hast Du nie gethan. Das habe ich mir nur eingebildet. Ach, ich habe mir soviel eingebildet. Ich habe wohl in einer einzigen Einbildung gelebt."

Ein schmerzlicher Ausdruck trat in ihr Gesicht, und indem ich über ihre Stirne fuhr, um ihn zu verscheuchen, antwortete ich:

„Das habe ich wohl nicht gethan. Das ist wahr. Aber ich hätte doch verstehen sollen, daß das, was Du glaubtest, Dir kostbar war. So kostbar, daß ich Dich nie auch nur zu der Möglichkeit anderer Gedanken hätte führen dürfen."

Ihr ganzes Antlitz erstrahlte wie von einem inneren Licht, und mit einem schwachen müden Ausruf der Freude schlang sie die Arme um mich und sagte Gutenacht.

Ich löschte die Kerze an ihrem Bett und ging sachte aus dem Zimmer. Mein Herz war übervoll von Dankbarkeit für alles, was sie gesagt hatte. Es war, als hätte sie mir einen Schatz für die Erinnerung gegeben.

Im selben Augenblick, in dem ich dies dachte, wurde es mir klar, daß ich gleichsam schon angefangen hatte, sie in der Erinnerung zu suchen. „Sie geht von mir," dachte ich. Und zu meinem Staunen merkte ich, daß ich jetzt den Gedanken ohne Bitterkeit denken konnte, nur weil ich ihr so nahe war wie nie zuvor. „Sie stirbt nicht," dachte ich den Augenblick darnach. „Sie wird leben." Und ich merkte den Widerspruch in meinem eigenen Gedankengang nicht.

Ich saß in meinem Zimmer und versuchte zu lesen. Aber ich war zu erregt, zu glücklich über den seltsamen Reichthum, der mir zugefallen war. Und plötzlich sah ich meine Frau in dem Sommer an der Westküste, in dem Augenblick, als sie sich von dem Fenster der Lotsenhütte mir zuwandte, und ich fühlte, wie wir in derselben Liebe zu dem unendlichen Meere vereint wurden, die von keiner Grenze weiß. Es war eine Aehnlichkeit zwischen dem, was ich damals empfand und was mich jetzt mit Glück und Hoffnung erfüllte, und zugleich kam es mir in den Sinn, wie viele lange Jahre ich einhergegangen war und mich nach dem Meere gesehnt hatte.

Wie eine Vision tauchte eine Erinnerung vor mir auf, die ich lange vergessen hatte. Ein Knabe steht auf einem hohen Berg und sieht hinaus übers Meer. Die Klippe ist steil, und unter ihm tosen die Wogen in wildem Schäumen. Der Knabe hat den Rock aufgeknöpft. Er hält ihn mit beiden Händen ausgespannt, so daß er wie ein Segel wirkt. Es ist ihm göttlicher Genuß, zu fühlen, wie er dem Sturme trotzt, der ihn von der Klippe zu heben und ins Meer zu schleudern droht. In dieser Freude wird er durch eine Stimme gestört, die seinen Namen durch den Wind ruft. Ein paar Arme, stärker als seine eigenen, umfassen ihn und tragen ihn mit Gewalt von der gefährlichen Stelle und vom Anblick des Meeres, das von Gefahren und Muth rauscht.

Der Knabe bin ich selbst, und ich lächele wehmütig bei der Erinnerung, während die Stunden der Nacht weiterschreiten, ohne daß ich es merke, und ich einsam sitze und in das blicke, was geschehen soll. Jetzt habe ich das erreicht, wonach das Kind sich sehnte, aber der Sturm hat mich weiter geführt, als ich selbst wollte. Jetzt wollte ich, daß sich die Elemente entweder zur Ruhe legten, oder daß Jemand, der stärker wäre als ich, mich von der Gefahr fortführen könnte, von der ich nie glaubte, daß ich sie fürchten würde.

Aber ich weiß zugleich, daß das nicht geschehen kann. Und mit beschämten und schaudernden Gefühlen denke ich an das Leiden meiner Frau, das größer ist, als das meine.

Digitized by Google

## 12.

Nicht lange nach diesem Tag wurde ich durch eine Telephonbotschaft heimgerufen, die mittheilte, daß meine Frau von einem heftigen Krampfanfall getroffen worden war. Man fügte hinzu, daß es ernst sei, und bat mich meine Heimkehr zu beschleunigen.

Am selben Tag hatte ich meiner Frau frühmorgens Lebewohl gesagt, bevor ich zu meiner Arbeit fuhr. Es war der erste Mai, und wir hatten davon gesprochen, den Kindern auf irgend eine Weise einen fröhlichen Tag zu bereiten, so wie es früher im Hause der Brauch gewesen. Es war mir auch zuerst unmöglich zu fassen, daß das, was ich gehört hatte, Wirklichkeit sein konnte.

Ich benützte daher die Zeit, die mir blieb, bis der Zug abging, um ein wenig Obst und Anderes zu kaufen, was für den frohen Tag nothwendig war. Natürlich ist das etwas Vorübergehendes, sagte ich zu mir selbst, wie ich da mit meinen Packeten im Coupé saß. Um die Zeit rascher hinzubringen, nahm ich meine Zeitungen zur Hand und versuchte zu lesen. Es gelang mir im Anfang, weil ich mich anstrengte, alles gleichsam so alltäglich wie möglich zu nehmen, damit meine Angst mir nicht übermächtig wurde, wenigstens solange ich im Coupé saß. Aber je näher ich meiner Wohnung kam, desto stärker fühlte ich, wie mich nur die Unruhe zu Allem trieb, was ich vornahm. Die Gedanken wollten den Augen nicht folgen, die mechanisch über die Zeitungsspalten glitten, und bald merkte ich, daß die Augen ohne Ordnung ihren Weg von der einen Spalte zu der anderen suchten. Ich faltete die Zeitung zusammen, und wie ein Blitz durchzuckte es mich: „Du fährst dem entgegen, was Du gefürchtet hast. Du kannst nicht leugnen, daß Du beständig gefürchtet hast. Nie hast Du geglaubt, daß sie leben würde. Du hast es Dir nur selbst vorspiegeln wollen. Jetzt hat die Stunde geschlagen, und Du entgehst ihr nicht."

Eine unnatürliche Ruhe kam über mich. Vielleicht kam dies daher, daß ich jetzt der letzten Gewißheit entgegenfuhr, vor der ich fühlte, daß aller Kampf zu Ende sein mußte. „Gott, soll sie sterben," murmelte ich „möchte sie doch ohne Schmerzen sterben können!" Und noch immer wunderte ich mich, daß ich so ruhig sein konnte. Ich sah mich auf dem Perron um, als der Zug stehen blieb. Ich hatte erwartet, daß Jemand mir entgegenkommen würde, aber Niemand war da. „Dann lebt sie noch," dachte ich mit derselben eigenthümlich klaren Ruhe. Und im nächsten Augenblick dachte ich: „Vielleicht ist gerade das ein Zeichen, daß Alles zu Ende ist. Man hat eingesehen, daß ich nicht hier vor fremden Augen erschüttert werden werden will." Aber selbst vor dieser Möglichkeit behielt ich dieselbe wunderliche Gefühllosigkeit bei. Langsam begann ich heimwärts zu gehen, schwer stieg ich den Hügel hinan. Ich blickte zum Fenster auf, und ich glaubte sie noch sehen zu können, als sie zum ersten Male nach ihrer ersten Krankheit wieder angekleidet und auf war. Ueber das schwarze Kleid, das sie jetzt immer trug, hatte sie ein helles Cape geworfen, und das Fenster stand weit offen. Sie beugte sich hinab und winkte, ungeduldig, weil ich nicht schon früher aufgeblickt hatte, und sie bebte vor Eifer, mich damit erfreuen zu können, daß sie auf war und allein gehen konnte. Diese Erinnerung durchzuckte mich, und mechanisch sah ich zu dem Fenster auf, obgleich ich wohl wußte, daß jetzt Niemand da stehen und mir zuwinken würde.

Da stand der Gedanke vor mir: „Durch mehr als ein und ein halbes Jahr warst Du darauf gefaßt, daß sie sterben würde, und Du hast sie betrauert, als wäre sie schon dahin, jetzt kannst Du nicht mehr fühlen. Der Schmerz hat sich selbst verzehrt, er ist in seiner eigenen Flamme erloschen, und nur die Asche ist übrig."

Digitized by Google

Kurz darauf stand ich im Schlafzimmer und sah, daß meine Frau bewußtlos war. Ich lauschte ihren Athemzügen, nahm ihre Hand und versuchte zu ihr zu sprechen. Ich begriff, daß Alles vergeblich war und ging hinab, um selbst mit dem Doktor durchs Telephon zu sprechen, nicht weil ich glaubte, daß er nöthig war, sondern weil ich meinte, ich müßte es. Er versprach zu kommen, und leise ging ich wieder die Stiege hinauf, auf der mich durch die geöffneten Thüren aus dem Krankenzimmer der Laut der Athemzüge meiner Frau erreichte, die allein in dem ganz stummen Hause zu herrschen schienen.

Da sah ich Olof, der stille auf der Treppe stand und zu horchen schien. Ich legte meine Hand auf seine Schulter und gedachte an ihm vorbei zu gehen. Aber der Knabe hielt mich auf.

„Warum schnarcht Mama so wunderlich?" sagte er.

Er wurde roth, als hätte er etwas Unpassendes gesagt und versuchte zu lächeln, ohne daß es ihm gelang.

„Das pflegt sich so anzuhören," sagte ich, „wenn ein Mensch nahe daran ist zu sterben."

Der Knabe brach nicht in Thränen aus. Er nickte nur und sah weg.

„Er hat es erwartet so wie ich," dachte ich.

Und im selben Augenblick sah ich, wie groß und wie klein er war.

Da war es, als bräche etwas in mir auf. „Hier steht das Schlimmste bevor," dachte ich, „das, in das Du Dich noch nicht hineingedacht hast. Die Kinder, die Kinder!" Und während die Pflegerin allein bei der Kranken saß, ging ich mit den Knaben hinunter, um zu Mittag zu essen und mit ihnen von dem zu sprechen, was geschehen sollte.

Wie wir mit einander sprachen an diesem Tag und den folgenden! Wie wir unsere Stimmen dämpften, als fürchteten wir sie zu stören, deren Ohr von keinem Laute mehr erreicht werden konnte! Meine Knaben erschienen mir plötzlich wie ein paar Altersgenossen, die allein alles getheilt und alles verstanden hatten. Für sie war nichts Wunderliches daran, daß Mama zu Sven ging. Das hatte sie ihnen ja selbst so oft gesagt. Es lag nichts Störendes für sie in dem Gedanken, daß Mama fortging, weil sie nicht zu leben wünschte. Sie wurden von keinen Theorien beunruhigt. Sie kritisierten nicht. Sie versuchten keine Auslegungen dessen, das nur einfach und groß war. Sie wußten bloß, daß wenn Mama sterben und von ihnen gehen wollte, dies nur deshalb geschah, weil sie krank und schwach war und weil sie nicht zu leben vermochte. Wenn Jemand ihnen gesagt hätte, daß ihre Mama dadurch zeigte, daß sie sie weniger liebte, würden sie gelacht haben oder empört gewesen sein.

Jetzt sprachen sie zu mir von so mancherlei, das ich nicht gehört hatte. Und wie wir sprachen begann in mir selbst der Schmerz gleichsam aus der Ferne zu erklingen. Ich wußte, daß er einmal kommen würde, mit Linderung kommen. Aber noch konnte er nicht ganz die Ruhe überwinden, die mich beherrschte und die ich selbst dann noch beibehielt, als der Doktor das Krankenzimmer verlassen und mir all das gesagt hatte, was ich schon wußte.

Aber bevor er kam, wurde ich durch Schreie hinauf ins Schlafzimmer gerufen. Als ich eintrat, lag meine Frau in krampfhaften Zuckungen, die im Gesichte anzufangen schienen und sich von da fortpflanzten, bis sie ihren ganzen Körper erschütterten. Wir konnten nichts thun. Und von Zeit zu Zeit kamen die entsetzlichen Anfälle wieder.

Der Doktor machte ihnen durch Injektionen ein Ende, und die frühere Ruhe kehrte wieder, aber das Bewußtsein kam nicht zurück. Noch fast zwei Tage lag sie in derselben Betäubung, in der ich sie zuerst gefunden. Unaufhörlich, lange nachdem die Zuckungen aufgehört hatten, glaubte ich ihr Antlitz

Digitized by Google

verzerrt und in derselben grauenvollen Weise bebend zu sehen. Da erinnerte ich mich an Svens Todtenbett. Ich wußte, daß ich damals dasselbe Bild gesehen, von der Verzerrung des Gesichtes und des Mundes bis zu dem Zittern der Glieder und den krampfhaft geballten Händen. Ich gedachte ihrer Worte: „Wenn ich sterbe, werde ich ganz so sterben wie Sven.“ Ich erinnerte mich, daß ich bei mir selbst gelächelt hatte, als ich diese Worte hörte, ich hatte sie für einen Ausdruck der Ueberspanntheit erklärt. Jetzt, wo sie sich verwirklicht hatten, konnte ich sie nicht aus dem Sinne schlagen. Woher wußte sie es? Oder wie konnte sie es so sicher sagen, wenn sie nichts wußte? War dieses Zusammentreffen bloß ein Zufall? Und kann man überhaupt Alles Zufall nennen, was man sich nicht erklären will?

Ich saß Stunden am Bette meiner Frau und ging bloß hinaus, um Luft zu schöpfen oder zu ruhen. Ich saß mit den Knaben am Krankenlager, und wir flüsterten mit einander, sprachen Worte, die niemals wiederkommen werden, und deren sich Keiner von uns mehr entsinnen kann. Ich schlief in den Kleidern auf dem Bett neben Elsa, meiner kleinen Elsa, die niemals mehr erwachen sollte, und ich saß allein wach, damit die Pflegerin Ruhe fand und ich wenigstens die Erinnerung an ein paar Stunden besitzen konnte, in denen niemand Anderer als wir Beide im Sterbezimmer gewesen waren.

Man sagt von Sterbenden, daß ihr ganzes Leben an ihnen vorüberrauscht, bevor das Ende eintritt, und es muß wohl so sein, daß man da Alles was man selbst erlebt hat, vielleicht in einem neuen Lichte sieht. Für mein eigen Theil weiß ich, daß ich in der letzten Nacht, als es so langsam Tag wurde und die Knaben ermattet zur Ruhe gegangen waren, mein eigenes Leben und Alles, was sie und ich mit einander erlebt hatte, so sah, wie ich es nie zuvor gesehen. Und ich sah, daß ich von Allem, was sie mir gesagt, mir das eingeprägt hatte, was ich hätte vergessen sollen, und gerade das vergessen, was ich vor Allem hätte beherzigen müssen. Ich hatte mir das gemerkt, was sie nach meinem eignen Wunsche sprach, nnd Alles vergessen, was sie dagegen gesprochen. Während ich glaubte alles für sie zu thun, hatte ich daher für mich selbst und mein eigenes Glück gearbeitet. Alles, was ich erlebt hatte, sammelte sich in diesem Gedanken wie ein einem einzigen Brennpunkt.

Denn hinein in das Thal des Todes hatte sie mich geführt. Das sah ich jetzt, als die graue Luft vor dem Fenster sich erhellte und ein weiter Rand der Morgenröthe sich rings um das Himmelsgewölbe abzeichnete. Von selbst und aus eigenem freiem Antrieb hatte ich niemals hingetrachtet, hatte nur gestrebt, von dort fortzukommen und zu vergessen, daß Solches vorhanden war. Und wie ich nun hier saß, wollte es mir bedünken, daß ich jetzt ebenso wenig von der Welt wußte, als da ich zuerst zum Leben in dieser Welt voll Widersprüche erwachte, und über alles wundernd, was mir dort begegnete, meine ersten Schritte machte. Immer war ich mit etwas wie Verwunderung in mir umhergegangen, immer mit einem Gefühl, daß das, was ich erlebte, nur zur Hälfte Wirklichkeit war, immer hatte ich mich gleichsam von dem, was war, dem Unbekannten entgegengestreckt, das kommen sollte. Immer hatte ich vom Glücke geträumt, und das Glück hatte sich mir nie anders gezeigt, als in Gestalt eines Heims. Dieses Glück hatte ich errungen, es errungen, wie nur einer unter Tausenden es erringt, aber der Tod, an den ich nie hatte denken wollen, war unsichtbar hinter mir hergeschlichen. Er nahm meinen kleinen Knaben mit den Engelsaugen und dem goldenen Haar. Und als er starb, beugte er sich tiefer über mich denn zuvor, breitete seine schwarzen Fittiche über mein Haus und ließ mich nicht früher los, als bis er mir und den Meinen sie

Digitized by Google

geraubt, die uns theuerer war als alles im Leben, weil sie uns theuerer war als das Leben selbst.

Ich stand auf und sah hinaus. Ich lauschte ihren Athemzügen, und ich konnte es nicht glauben, daß es meine Frau war, die hier lag und sterben sollte. Ich beugte mich hinab und benetzte ihre Zunge und ihre Lippen mit Wasser, und ich betrachtete ihre Züge, bis es vor meinen Augen schwarz wurde und ich nichts sehen konnte. Aber ihr selbst glaubte ich nahe zu sein, und war noch eine Erinnerung in ihr, die unerreichbar für mich, von allem getrennt, was wir Sterblichen Dasein nennen, sich mit ihrem eigenen Leben beschäftigte, so wußte ich, daß ich mit darin war. Ich war mit darin so, wie ich mich nie selbst sehen sollte, und kein anderer als sie mich sehen konnte.

Und während meine Gedanken so um Alles kreisten, was wir Beide zusammen erlebt hatten, vergaß ich mich selbst und sah nur sie. Jung und hingebend trat sie mir entgegen, aber in allem Glück, das um sie strahlte und ihre Schritte leicht machte, lag eine Wehmut, die umso stärker war weil sie so lange schwieg. Ich glaubte mich jetzt erinnern zu können, daß ihr ganzes Wesen früh, früh schon auf einem Plane stand, der nicht der Anderer war. Sie war geschaffen, glücklich zu sein und dann zu sterben, und der Tag kam, an dem es eine Grausamkeit wurde, zu versuchen, sie zum Leben zu zwingen. Sie konnte nicht eine Zeitlang trauern und dann vergessen. Sie konnte nur trauern und sterben. Alles über dem Gefühl ihres Schicksals vergessend, hätte ich wissen müssen, daß sie immer die Wahrheit sprach und am Meisten dann, wenn ihre Rede mir wunderlich und unmöglich schien. Aber am Allerwahrsten war sie, wenn der Schmerz die Worte auf ihre Lippen preßte und sie mich bat sterben zu dürfen.

Warum hatte ich sie nicht gewähren lassen? Warum hatte ich versucht, sie gegen ihren Willen und über ihre Kraft zu zwingen? Begriff ich denn nicht, daß sie nur durch eine unerhörte Kraftanstrengung durch zwei lange Jahre in meinem Heim gekommen und gegangen war, mit uns, die wir lächeln wollten, gelächelt, mit uns, die wir spielen wollten, gespielt hatte?

Wie hatte ich so grausam sein können, und wie kann man so grausam sein, nur weil man nicht recht und klar zu sehen vermag?

Und diese Fragen sammelten sich zuletzt in der neuen: Wie hat sie mich lieben können, wenn ich sie gegen meinen Willen so gequält habe?

Denn als hätte ich ihren Gedanken folgen können, die schon von den meinen getrennt waren, schien es mir, daß ich dies gegen meinen Willen gethan hatte, und daß sie das für mich fühlen mußte, obgleich ich es früher nicht hatte glauben wollen. Aber nie sollte mir eine Antwort auf diese Frage werden, nie sollte sie aus dieser Betäubung erwachen, und mit Verzweiflung im Herzen, würde ich mich eines Tages dem neuen Leben zuwenden, das mich ohne sie erwartete.

So suchte ich in der Ahnung dem Weg zu folgen, den ihre Gedanken nahmen, während sie tiefer und immer tiefer in die Gewalt des Todes glitt. Es war, als hätte ich mich selbst und mein eigenes Leben dem Tode gegeben und als machten wir Beide zusammen, sie und ich unsere Rechnung mit der Welt. Alles außer und in mir wurde so schwindelnd hoch und groß, daß ich glaubte nichts erreichen zu können. Es war kein Trost in all diesem, nur ein verzweifelter Abschied. Träge schritten die Stunden vorwärts, und schon kam der Augenblick unwiderstehlicher Müdigkeit, wo man die Augen schließt und die Hände zusammenpreßt in einem einzigen Gebet, daß Alles zu Ende sein möge.

Da hörten plötzlich die regelmäßigen Athemzüge auf, und ich fühlte, wie

Digitized by Google

mein Herz gleichsam starr wurde. Ich glaubte, daß nun der Tod kam, und ich eilte hinaus, um die Knaben zu wecken. Sie kamen herein, schlaftrunken und ernst, und setzten sich am Bette nieder, und in diesem Augenblicke erinnerte ich mich an das, was sie einmal gesagt hatte:

„Wenn ich sterbe, will ich, daß kein Anderer außer Dir und den Knaben um mich ist. Nur zu Euch gehöre ich."

So saßen wir nun auch, und während wir uns nicht erklären konnten, was ihre erleichterten Athemzüge bedeuten sollten, und das Ende erwarteten, merkten wir, daß ihre Augen gleichsam arbeiteten, um sich zu öffnen, und wir sahen, wie sie sich dorthin wendete, wo Svens Porträt an der Wand hing, und hörten sie sagen:

„Nenne." Schwach und leise sprach sie das kleine Wörtchen aus, aber sie hatte doch gesprochen. Krampfhaft faßten wir uns bei den Händen, und unsere Thränen flossen, nicht aus Schmerz, sondern aus Freude, daß wir wieder ihre Stimme gehört hatten.

Von diesem Augenblick an wußte sie, daß wir da saßen. Von diesem Augenblick an war gleichsam ein Abschiednehmen in jeder Miene, jeder Bewegung und jedem Worte. Wenn sie unsere Stimmen hörte, schlug sie ihr eines Augenlid auf, ganz wie Sven es einmal gethan hatte, und wir konnten merken, daß sie uns erkannt hatte und sich unserer Liebkosungen bewußt war.

Noch einmal nannte sie Svens Namen, als hätte sie sagen wollen, daß sie ihn sah, zu ihm ging. Aber dann sank sie zusammen, und wir saßen athemlos da, gierig nach einem Zeichen haschend, daß sie uns noch nicht verlassen, noch nicht von uns gegangen war.

Da schlug sie ihr linkes Auge auf, so wie Sven es einmal gethan, und ihr Blick suchte den meinen. Ich beugte mich über sie und sah, daß sie versuchte zu sprechen. Aber sie vermochte es nicht, und mit einem Ausdruck unsäglichen Leidens sank sie zurück in die Betäubung, die der Vorbote des Todes ist. Mehrere Male wiederholte sie denselben Versuch. Bei jedem Male trat in ihr Gesicht dieser Ausdruck verzweifelter Ohnmacht, und mit jedem Male wurde er herzzerreißender. Es war, als gehörte sie uns nicht mehr an, aber als gäbe es doch etwas, was sie uns sagen wollte, ehe sie für immer schied, als könnte sie nicht sterben, ohne es den Ueberlebenden mitgetheilt zu haben. Es war entsetzlich, ihren Kampf anzusehen und noch entsetzlicher, vielleicht ihre letzten Worte zu verlieren. Wieder beugte ich mich über sie hinab, und verzweiflungsvoll flüsterte ich eine Bitte in ihr Ohr. Da schlug sie ihr Auge zu mir auf, und ich sah, daß sie mich hörte. In einer Spannung, als hinge mein ganzes zukünftiges Leben von ihren Worten ab, näherte ich mein Ohr ganz ihrem Munde.

Da hörte ich ihre Stimme. Sie kam aus so weiter Ferne, wie noch keine Stimme in meinem Ohr erklungen ist. Sie war so schwach, daß ich sie kaum unterscheiden konnte. Es war kaum sie selbst, sondern eher ihr Geist, der sprach. Aber deutlich und klar vernahm ich die Worte, und Niemand außer mir konnte sie hören:

„Ich . . . . habe . . . . Euch . . . . so lieb."

Ich muß vor Schmerz aufgeschrien haben. Denn ich fühlte Hände, die mich umfaßten und stützen. Und der Ausruf, der sich mir entrungen, hatte die Sterbende erreicht. Denn von meiner Frau kam ein verzweifelter Laut des Schmerzes, der sagte, daß sie mich hören konnte, ohne es doch zu vermögen ihre leblose Hand auf mein Haupt zu legen. Diesen Laut kann ich noch zu dieser Stunde hören.

Um diese Worte sagen zu können, war sie stundenlang ringend dagelegen.



Digitized by Google

Und als sie sie gesagt hatte, sank sie in Ruhe zurück. Es war Friede über ihren Zügen. Sie wünschte nichts mehr, verlangte nichts mehr. Sie hatte ihre Rechnung mit der Welt abgeschlossen, als sie, bevor sie starb, gesagt hatte, wie sehr sie die Knaben und mich liebte.

Ein paar Stunden später hatte sie die Augen geschlossen. Es geschah ohne Todeskampf, stille und ruhig, so wie wenn ein Licht herabgebrannt ist.

Sie lebte ihr eigenes Leben und starb ihren eigenen Tod.

Sie war so schwach, daß sie keinen Todeskampf hatte. Lange genug hatte sie früher gekämpft.

Aber sie war stark genug, um uns, bevor sie ging, ein Wort zu schenken, an das wir uns erinnern und von dem wir leben konnten. Ihre Liebe war stärker als der Tod.

Segen über sie!

## 13.

Ich öffnete den Brief, der zu oberst in der kleinen Kommode meiner eigenen Kindheit dort drinnen in Svens Heiligtum lag. Da las ich dieses:

„Ich habe so oftmals vom Sterben gesprochen, aber einmal wird es ja doch geschehen. Wer dieses Blatt zuerst findet, soll es Dem oder Denen zeigen, die mein Begräbniß anordnen werden. Oh Gott, wenn ich dieses Wort niederschreibe — wäre ich so nahe dem Grabe, wie das Wort dem Papier. Ich wollte ja für Geliebte leben, die mehr für mich gethan haben, als Menschen für einen Anderen thun, und ich versuche so gut ich kann. Aber wenn es nicht gelingt — und es ist mir so zu Muthe — dann möchte ich in mein weißes Kleid gekleidet werden. In meiner untersten Kommodenlade ist all das Linnen, das Nenne, mein Engel benützte. Aber gebt es mir mit. Laßt so viel von dem was sein ist und in meinem Sarge Platz hat mit hineinkommen. Auch auf seinen harten kleinen Spielsachen werde ich weich liegen. — —

Ein letzter Wunsch noch. Sterbe ich zuhause, so versucht, wenn es möglich ist, mich in Nennes Zimmer aufzubahren.

Dank für Alles, Alles. Aber ich war ein unglücklicher Mensch und konnte nicht leben trotz aller Liebe und Zärtlichkeit — —.

Euere

Elsa."

Und so wurde sie in das weiße Kleid gekleidet, das sie nicht getragen, seit sie sich der Erde nicht mehr freute, und an Allem, was der Erde war. Alles geschah, so wie sie es gewünscht, und in Svens kleinem Zimmerchen ward ihr letztes Lager gebettet. Da lag sie, das weiche schwarze Haar gelöst über das weiße Gewand fallend, und rings um sie waren alle Blumen des Frühlings. Hinter ihr erhob sich zu dem kleinen Fenster eine purpurrothe Azalee, und auf dem Bette lag ein Regen von gelben Rosen.

Sie sah aus, als ob sie schliefe, und ihr Gesicht hatte sich im Tod verjüngt.

So ging sie zu Sven, wie sie selbst gesagt, nnd darum ist dies das „Buch vom kleinen Brüderchen", das kam und seiner Mutter Engel wurde, wenn auch nicht so, wie wir gehofft hatten. Denn er nahm sie mit, als er ging.

Digitized by Google

14.

Aber dieſes Buch iſt zugleich die Erzählung von einem Kampf mit dem Tode. Es iſt die Erzählung von einem Manne, der kämpfte und überwunden ward, aber der ſich ſeiner Niederlage nicht ſchämt.

Ich bin ſeither weit umhergezogen, und ich habe viele Menſchen geſehen. Aber Alles iſt mir fremd geweſen und Alles todt, bis dieſes Buch geſchrieben ward. Es ward geſchrieben in lichten Sommertagen, da wo die Schären aufhören und das offene Meer beginnt. Und es ward geſchrieben von einem einſamen Manne, der nicht mehr einſam iſt.

In langen Wochen hat er über das Meer hinausgeblickt, das gleich dem Menſchenleben, das des Lebens werth, niemals ruhig iſt. Er ſah dort, daß über toſenden Gewäſſern Leuchtthürme blinken, und ſollten auch die Leuchtthürme erlöſchen, ſo funkeln doch des Himmels Sterne.



Digitized by Google

# Durch Turkestan und Sibirien.

Von **Albrecht Wirth.**

„Sie lassen dich nicht über die Grenze!" versicherte mir ein Privatdozent, der kürzlich Turkestan bereist hatte. „Die Polizei kam schon an Bord des Dampfers, der uns über den Kaspi gebracht, und dann, obwohl wir Empfehlung vom großen Witte hatten, verfolgte sie uns auf Schritt und Tritt." Ich war bestürzt. „Und wie lange dauert es beiläufig, bis man eine Empfehlung von Petersburg erlangt?" „Oh," sagte der Freund, „ungefähr einen Monat." Nun war ich zerschmettert. Denn ich wollte noch im Frühling nach Ostasien kommen. Als sich jedoch herausstellte, daß nicht nur der großmächtige Ministerbrief überall die Aufmerksamkeit auf die Gesellschaft beregten Freundes gelenkt, sondern daß dieselbe, wie käfer-anziehende Tulpen, Rosen, Nelken, durch lichtes Nanking auffiel, statt sich eine Bärenmütze über den Schädel zu ziehn, da schöpfte ich wieder Mut. Vielleicht gelang die Sache, wenn man wie ein Veilchen im Verborgenen blühte. Und schließlich, wenn alles schief geht, mehr wie auf den Schub thun können sie doch nicht, und ich kann dann immer noch über Persien oder Sibirien nach dem ferneren Osten. Also unverweilt los!

Ueber Warschau nach Kiew. Es ist Anfang Februar, aber wärmer, als in Deutschland. Kiew, schon lange bedeutend als Mittelpunkt des Zucker- und Getreidehandels, hat letzthin einen neuen bedeutenden Aufschwung genommen. Arme Mudschiks wurden Millionäre und bauten sich in Kiew Paläste. Eine schöne Gemäldegallerie, verknüpft mit archäologischen Funden, wurde errichtet. Kürzlich ward der Riesenbau der Universität vollendet, die mit dem neuen Gymnasium einen Platz fast wie der Hratschin einnimmt. Ein großes Theater in Spätrenaissancestil ist beinahe fertig. Ich komme gerade in die belebteste Zeit der Stadt, die sogenannte Kontraktzeit, in der aus Rußland, Oesterreich und Deutschland Kaufleute, Fabrikherren, Ingenieure und Großgrundbesitzer zwecks größerer Abschlüsse zusammenströmen. Weiter nach Charkow, das einen weit minderen Eindruck macht. Auf dem Fastnachtsball einer deutschen Gesellschaft. Die polnische Masurka ward tadellos und mit großer Verve getanzt, aber im übrigen konnte man leider dieselben Beobachtungen machen wie in Amerika. Wie dort Englisch, so war hier Russisch die beliebtere Sprache, selbst bei Leuten, die erst wenige Jahre im Lande waren. Sodann dieselbe Neigung zu materiellem Wohlleben, dieselbe äußere Ostentation bei innerer Leerheit und Gedankenarmut wie im Yankeelande, nur — das ist der Einfluß der Slaven — mehr Höflichkeit. Dafür aber auch weniger rauhe Selbständigkeit. Ueber Rostow am Don, dessen Zigaretten großen Rufes genießen, nach Wladikawkas. In der Bahn geriet ich mit einem Tscherkessen-Emir ins Gespräch, und fand, daß die Russen im Nordkaukasus gar nicht beliebt. Der Emir erklärte, ich könne das überall erzählen und kühnlich seinen Namen dabei gebrauchen. Als guter Mohamedaner drückte er im Verlauf der Unterhaltung

Digitized by Google

seine Genugthuung darüber aus, daß Sultan und Schach sich ausgesöhnt. Nur tadelte er am Schach, daß er so gern schneckenlangsam reise; da sei Kaiser Wilhelm doch ein andrer Mann, schnell wie der Blitz: ihn liebten alle Moslime und ihm würden sie gern gehorchen.

Mit Derbend überschreitet die Bahn die Grenze Asiens. Bei Derbend, zwischen Meer und Kaukasus, war eine Haupteinfallsstraße der wilden Nordvölker, Skythen, Hunnen und Türken. Der Abstand zwischen Meer und unwegsamem Gebirge ist höchstens zwei Kilometer groß. Der Sicherheit halber sind einen Breitegrad weiter nach Süden noch andere Befestigungen angelegt, eine Art Pfahlgraben aus vorrömischer Zeit. Von Ausgrabungen ist hier noch viel zu erwarten. Ausländer werden zu solchen nicht zugelassen, aber eine russische Gräfin sollte im Frühling 1901 damit anfangen. Besser bekannt ist das andere Einfallsthor der Nordvölker, der Darielpaß zwischen Wladikawkas und Tiflis. Die Alexandersage hat viel von den Befestigungen dieser Thore zu berichten und, ihr sich anschließend, die Vorstellung der Kirche vom jüngsten Tage, den der Einbruch der nordkaukasischen Völker Gog und Magog einleitet.

An der malariaverseuchten Küste entlang. Es ist selbst in der Nacht 5—10° warm. Schnee fällt hier fast nie. An der Bahn, die vor zwei Jahren als Notbau und vorderhand ohne Stationshäuser fertiggestellt war, arbeiten Italiener, Armenier, Perser und allerlei Eingeborene des Kaukasus, besonders die hier ansässigen Tscheschenzen, zuweilen unter Aufsicht deutscher Unternehmer. Von Baku stürzt sich auf uns ein beängstigender Strom turkmenischer Pilgrime, die von Transkaspien und Bochara nach Mekka reisen. Es ist anziehend, die eifrige Selbstgewißheit zu beobachten, mit der die Moslime selbst in der Bahn unter der Leitung eines erfahrenen Hadschi den vorgeschriebenen Gebetsübungen sich unterziehen, aber die Luft wird in ihrer Nachbarschaft drückend. Wohlhabende Pilgrime fahren in ziemlicher Zahl zweiter Klasse und selbst erster. Früher gingen alle Mekka-Karawanen des westlichen Mittelasiens über Iran und von dort entweder über Indien oder den persischen Golf, ein beträchtlicher Teil dieses Verkehrs ist aber jetzt auf die russischen Bahnen übergeleitet, denen die Frömmigkeit der Moslime ein nicht zu verachtendes Einkommen liefert. Aber auch ohne das rentieren sich alle kaukasischen Bahnen glänzend. Vornehmlich das Petroleum erfordert einen ungeheuren Wagenpark, annähernd 40 000, und der Bedarf ist noch beständig im Steigen begriffen. Dann Metalle, Weine, Industrieprodukte; ferner der große Durchgangsverkehr nach Turkestan und der geringere nach Persien und Armenien; endlich der sehr erhebliche Personenverkehr, der sich ungefähr zu gleichen Hälften aus Russen und Eingeborenen zusammensetzt. Von den Russen wiederum macht einen Teil das beständige Kontingent von Militär und Beamten aus und den anderen die Zahl der Einwandrer und der bereits ansässigen Siedler. Allein in den Gebieten südlich vom Kaukasus leben 1,6 Mill. Russen, Deutsche und andere Europäer, und die Regierung wirft jährlich große Summen für weitere Kolonisation aus. Die westarische Bevölkerung Transkaukasiens und Daghestans ist dermaßen etwa $^1/_6$ der Gesamtzahl, was ein recht günstiges Verhältnis genannt werden kann.

Im Gostinize London in Tiflis fühlte ich mich sehr behaglich. Es wird von einer Deutschen, Frau Richter, geleitet. Besuchte das mit großem Geschmack angeordnete und sehr reichhaltige Museum, wie dessen Schöpfer und Leiter, Radde. Ein Mann, der sehr viel bereist, erforscht und beschrieben hat, von Ostsibirien bis zu den Molukken. Schützling und Hofprofessor verschiedener Großfürsten, die seine Lustigkeit zu schätzen und dieselbe durch gute Bordeaux und Havanna zu nähren wissen. Ein Charakter wie Renan. Viel Verdienste

Digitized by Google

und redselige Selbstbespiegelung, die man jedoch, wenn auch manchmal mit Mühe, seinem Witze verzeiht. Uebrigens geborener Danziger, was, wie er sagte, ihm nur bei dem Volke schade, während höhere Kreise Deutschen gegenüber sehr entgegenkommend wären und sie sogar den Stockrussen vorzögen. Den Hauptstoff der Tiflizer Bevölkerung bilden die Georgier oder Grusinier, die mit den Armeniern wahrscheinlich verwandt sind und gleich ihnen sich leicht westlichen Mustern anschließen. Keine angenehme Rasse. Begabt, ja, und regsam und gewandt, aber ohne tieferen Halt, zwischen Anschmiegen und Anmaßung wechselnd, lauernden Auges, das bald katzenfreundlich ist, bald giftige Blitze versendet. Die Grusinier scheinen nun dasjenige Asiatenvolk zu sein, das sich am meisten mit den russischen Herren befreundet hat. Sie besuchen russische Schulen und werden russische Beamten und Offiziere. Das können die Armenier auch, aber während die altangestammte Sonderreligion eine unübersteigbare Kluft zwischen Armeniern und Russen öffnet, haben sich die Grusinier vielfach der russisch-griechischen Kirche anbequemt.

Zurück nach dem Kaspisee und nach Baku. Hier ist der Erwerb der einzige Gott und die Schönheit findet keine Stätte. Nur die imposante Kirche, welche das rechtgläubige Rußland, hier an der Schwelle Asiens als ragend Mal seiner Herrschaft erhöht hat, ist durch Lage und Architektur wohl ein Anblick, der ästetischen Genuß zu bereiten geeignet ist. Baku ist eine kosmopolitische Stadt. Letzthin haben russische Eiferer geradezu von einem russischen Transvaal zu reden begonnen: der Einheimische werde hier von dem frechen Fremden verdrängt. Allein die Engländer, diese unbeliebtesten aller Fremden, haben an 40 Mill. Rubel in Baku angelegt. Noch mehr die Belgier und Rothschild und deutsche Firmen. Außer deutschem Kapital spielen deutsche Werkführer und Maschinenmeister eine Hauptrolle. Eine angenehme Stadt ist Baku nicht. Fast eine einzige große Werkstatt, ein fühlloser, zermalmender Moloch. Alle Gasthäuser sind schlecht. Alles ist ausnehmend teuer. Des Abends kennt man als Erholung blos eine elende Nachahmung des Wiener Corso; grusinische Gigerl mit fadem, süffisantem Grinsen, und geschminkte Loretten. Von hier in 18 Stunden über den Kaspisee nach Krasnowodsk.

Auf dem österreichischen Konsulate in Tiflis, das zeitweilig das deutsche vertrat, hatte man mir mitgeteilt, daß es noch immer der Erlaubnis des Kriegsministers bedürfe, um Turkestan zu besuchen. Es heißt nun, daß man Deutsche im Ausland überall nicht an ihrer deutschen Kleidung, sondern ihrer fremdländischen Verkleidung erkenne, und es hat so wirklich die Pariser Ausstellung zu manchem Tadel Anlaß geboten, den korrekte deutsche Journalisten gegen die kecken Hüte, die munteren Farben und die kühnen Pumphosen ihrer Landsleute schleuderten. Ich sehe in dieser Verkleidungssucht lediglich eine Rückwirkung gegen die abscheuliche Tracht, die das Alltagsleben der Neuzeit uns aufzwingt, einen mutigen Einspruch gegen die zunehmende Nüchternheit des Lebens. Diesmal aber hielt ich es für geraten, von aller Buntheit abzusehen, und behielt, als am unauffälligsten, einfach die heimischen Gewänder bei. Trotzdem klopfte mir das Herz, als ich den Boden von Krasnowodsk betrat, und jeder nahende Schritt schien der eines Häschers zu sein. Krasnowodsk (Rotwasser) ist übrigens so unschön und uninteressant wie der ganze Kaspisee, der nur im Süden gegen den Demawend zu dramatisch wirkt. Ohne Bedauern verließ ich die Stadt in den bequemen Wagen der zentralasiatischen Bahn, wie die Linie amtlich heißt. Wie wir so im Mondschein einige Stunden am nackten und fast unbewohnten Ufer des Sees nach Süden zu fuhren, entbehrte die Landschaft nicht eines gewissen melancholischen Reizes, der sich noch erhöhte, als wir in die Sandwüste einlenkten. Kein Baum, kein Strauch, kein Gras. Und eine derartige Landschaft

Digitized by Google

mit wenig Unterbrechungen während dreier Tage! In der Gegend von Askabad lief die Bahn längs dem iranischen Randgebirge hin, dessen schneebedeckte Gipfel in herrlicher Klarheit erstrahlten, dann aber hörte auch dies auf; nur flache Ebene, niedrige Sanddünen, die den Horizont auf wenige hundert Schritt beschränkten. Zum Glück war, wie meist auf russischen Bahnen, die Gesellschaft recht unterhaltend und, wie immer, die Kost vortrefflich, dazu ein unveränderlich heitrer Himmel. Obwohl erst Mitte Februar, wurde es Mittags schon empfindlich warm, während in der Nacht das Quecksilber unter den Gefrierpunkt sank. Doch soll die größte Kälte im westlichen Turkestan nicht unter 8° heruntergehen. Von der Bahn konnte man deutlich Geok Tepe sehen, wo Skobelew den letzten Widerstand der Turkmenen durch ein furchtbares Blutbad niederschlug. Dann Merw, von wo die Zweigbahn nach Kuschk an der afganischen Grenze führt, und Bochara. Den Hauptstamm in dieser Gegend bilden die Turkmenen; kriegerische Gestalten, bis 1,90 m hoch, dazu ungeheure Pelzmützen und sehr hohe Absätze an ihren wunderlichen roten Schuhen, sodaß die Gesamthöhe 2 m beträchtlich übersteigt. Ihr Charakter wird von den Russen sehr gerühmt; sie seien ehrlich, zuverlässig und — bei wilden Kriegerstämmen kein seltener Zug — gutmütig. An der Südgrenze, besonders um Askabad, wohnen Perser. Bei Bochara, dem Sitz eines nominell unabhängigen Emirs und Mittelpunkte der Teppichweberei, beginnen die Sarten. Dieselben sind aus Iraniern, Türken nnd Mongolen gemischt und sprechen eine türkische Sprache, haben aber nichts vom türkischen Rittermut. Dagegen sind sie die Träger der Kultur vom Thianschan bis zum Kaspisee und haben eine eigenartige, sehr hoch stehende Kunst hervorgebracht.

In Samarkand stieg ich aus und nahm unnötiger Weise ein Zimmer. Gleich kam die Polizei und fragte, was ich in Turkestan wolle. O, blos einen Herrn in Margelan besuchen. Nun, das ginge, aber nach Taschkend dürfte ich nicht. Besah die Grabstätte und die Moschee Timurs, des großen Khans, und die berühmte Medschete seiner Epigonen außerhalb der Stadt. Kaufte auch einige Münzen, von denen eine, ein mächtiges, hörnerbekröntes, aber edel geformtes Haupt zeigend, Alexander als Ammon darzustellen schien, eine andere den Achämenidentypus wiedergab und eine dritte vielleicht den griechisch-baktrischen Königen angehörte. Ich glaubte etwas besonders erstanden zu haben, obwohl mir nicht verborgen, daß Samarkand so gut wie Rom und Trier Falschmünzer beherbergt, die in kunstreichen Nachahmungen machen, kann aber leider den Beweis für die Echtheit meiner besten Stücke nicht vertreten, da sie ein Packpferd nachher an den Hängen des Thian-schan verloren hat. Sollte in Zukunft ein Archäologe in der Nähe des oberen Ili diese Stücke wiederfinden, so warne ich ihn dringend vor dem Schlusse, daß Alexander sich so weit östlich verirrt. In Samarkand war gerade Pferdemarkt, der famose Gelegenheit gab, nicht blos Roß-, sondern auch Menschentypen zu beobachten. Es giebt vier Pferderassen in Turkestan. Turkmenen, die teuersten und besten; Araber, die selten ganz rein sind; Kirgisen, an ihrer Schöpsnase erkennbar, nicht blos sehr ausdauernd, sondern auch sehr flink — Bigunzen, wie der Russe nach der türkischen Biga (Rennen) diese Läufer nennt — endlich Sarten, wie ihre Herren charakterloses Gemisch aus allen Rassen. Ich würde nun gern etwas zum Lobe der Turkmenen vorbringen, der ersten Rasse der Welt für weite Entfernungen, allein es giebt Fälle, wo es einem verleidet wird, die Wahrheit zu sprechen. Wo immer ich Beispiele von der erstaunlichen Leistungsfähigkeit dieser Tiere erzählte, stieß ich, selbst bei erfahrenen Kavallerieoffizieren auf mehr oder weniger entschiedenen Unglauben. Mit Jemand, der nicht selbst auf einen Turkmanen gesessen hat, ist aber nicht zu rechten. Und dann ist einzuräumen, daß die Russen

Digitized by Google

mit ihrer übertreibenden Renommiererei dazu beitragen, den Unglauben zu verstärken. Versicherte mir doch ein russischer Generalstäbler, daß Turkmenen fünf Tage lang je 350 Werst zurücklegen könnten.

Samarkand ist schon so zivilisiert, daß es sich sogar eines Tingeltangels erfreut, das auch von Persern ziemlich besucht wird.*) Das kleine Drama, mit dem auf dem Pferdemarkt ein berufsmäßiger Rezitator die Moslime ergötzt hatte, war entschieden anziehender gewesen. Doch war die Musik nicht übel. In der Nacht reiste ich ab. Gegen Mittag erreichte die Bahn den Syrdarja, ungefähr wohl an der Stelle, wo ihn Alexander berührte. Am Abend war ich in Margelan. Der Deutsche, dem ich eine private Empfehlung überbrachte, hatte schon Tags zuvor eine Drahtanfrage von der Samarkander Polizei erhalten, ob er wirklich mich erwarte. Sehr beflissen, in der That, diese Polizei. Der Margelaner Herr, den ich zuvor nie im Leben gesehen, war etwas enttäuscht, daß ich keine weiteren Papiere mitbrachte — erzählte von Oesterreichern und Deutschen, die ohne Gnade und unverzüglich zurückbefördert worden wären — nahm mich jedoch in sein Haus, überzeugte sich über Nacht von meiner Harmlosigkeit und löste am andern Tage die Schwierigkeit sehr glatt dadurch, daß er selber zum Polizeipräsidenten ging und, als angesehener Mann, von ihm alles Nötige erwirkte. Ich könne so lange in Fergana bleiben, wie ich wolle, ließ er sagen, und hingehen, wo es mir beliebe, und wenn Unterstützung irgend einer Unternehmung nötig, habe ich blos zu reden. Margelan gefiel mir ausnehmend. Seit 25 Jahren russisch, jetzt die Hauptstadt Ferganas, ist die Stadt ein vorzüglicher Beweis für die Fortschritte westlicher Kultur in Mittelasien.

Fergana ist strategisch das wichtigste Land Asiens, ist der Angelpunkt asiatischer Politik und das Durchgangsthor westöstlicher Kulturbeziehungen. Aus Fergana drang griechische Kunst nach Indien und Tibet: hier kamen die Chinesen zum ersten Mal in Berührung mit den Welten des Westens, mit den Nachfolgern Alexanders, den Anhängern des Buddhismus und Zendavesta, hier kämpften Türken und Araber, Kalmücken und Kirgisen, Christen und Mohamedaner den Kampf um die Herrschaft Mittelasiens; von hier bedrohen die Russen Indien und die Außenländer des chinesischen Reiches. Fergana ist eine große Mulde, nur nach Westen offen, sonst von himmelhohen Bergen eingeschränkt, ein äußerst fruchtbares und reiches Land, die einträglichste Provinz der Russen. Man glaubt oft, besonders in England — siehe beispielsweise das 1900 herausgekommene elende Machwerk von Hannah „A brief history of Asia“ (S. 232) — daß alle auswärtigen Erwerbungen Rußlands mit pekuniären Verlusten gleichbedeutend wären. Fergana ist im Gegenteil geradezu eine Goldgrube. Der Baumwollenertrag hat sich in wenigen Jahren verdreifacht, die Seidenproduktion ist im Steigen, letzthin ist Thee und Tabak angepflanzt worden, Handel und Wandel sind in höchster Blüte. Das Grundeigentum ist vielfach auf das Fünffache des Wertes gestiegen. Oben wurde bereits auf die Vorteile hingewiesen, die russische Bahnen von dem Verkehr der eingeborenen Bevölkerung ziehen; in Fergana ist der Zudrang zur Bahn so stark, daß man gelegentlich seine Fahrkarte viele Tage vorher bestellen muß. Außerdem harren zahlreiche Mineralschätze ihrer Hebung. Wird erst die Bahn von Orenburg nach Taschkend eröffnet, die Fergana mit Europa in unmittelbare Berührung bringt, so wird der Aufschwung des Landes noch viel rascher und nachhaltiger werden.

---

*) Im März wurde ein Stück Tolstois in der Moschee Timurs auf persisch aufgeführt.

Digitized by Google

In Fergana und halb Sibirien herrscht noch die schöne Sitte, daß Bekannte, selbst wo ein Wirtshaus ist, vor das Haus ihres Freundes fahren, der gewöhnlich von nichts weiß, und sich ohne weiteres bei ihm einquartieren. Selten hat der Freund ein Gastzimmer, da aber Jedermann sein eigenes Bett mit sich führt, so wird es einfach in irgend einer Stube aufs Sofa oder auch auf die platte Erde gelegt. So hatte kurz zuvor, als die silberne Hochzeit Ferganas mit Rußland gefeiert wurde, jener Deutsche, der mich aufgenommen, ohne Mühe fünf Ankömmlinge beherbergt. Für Fremdlinge hat dies das Angenehme, daß sie so viel besser und angenehmer Land und Leute kennen lernen, als dies einem gewöhnlichen Touristen möglich, der von einem fühllosen Hotel ins andere geschleudert wird. Und in Rußland sind Hotels besonders fühllos und unsympatisch, im direkten Gegensatz zu der behaglichen Wärme, die das russische Familienleben ausstrahlt. Wir besuchten gemeinsam einen Landrat (pristaff), der eine Bahnstunde entfernt wohnte, Kirills. Ein außerordentlich vielseitiger Mann. Drei Jahre war er auf dem Pamir gewesen und hatte dort neue Gegenden nicht nur entdeckt, sondern auch kartographisch aufgenommen und Oelgemälde von ihnen angefertigt. Vom Militär ging er zur Verwaltung über, wozu seine Kenntnis sartischer Sprache und Schrift ihn befähigte. Dazu lernte er Arabisch und Persisch. Natürlich auch Nimrod, umsomehr, als er auf dem Pamir sich häufig nur mit der Jagd auf Argali (ovis Poli) erhalten konnte. Auf seinem Landratssitz angelangt, heiratete er, las alle europäischen Klassiker und legte einen musterhaften Obstgarten an. Endlich spielt er ausgezeichnet Klavier. Ein Riese mit Bärenkraft begabt, aber gutmütig wie ein Kind. Am Tage darauf machten wir zu Dritt, teils zu Pferd, teils im Wagen, einen längeren Besuch bei einem andern Landrat, dem eine Militärkolonie unterstellt war. Wir fanden noch einen Besuch vor, die betagte Mutter des Hausherrn, die auf holprigen Pfaden von Semipalatins in Sibirien, etwa 2200 km weit, hergekommen war, um ihre Enkelinnen zu sehen. Des Abends spielte die alte Frau Zither und war die heiterste in der ganzen Gesellschaft. Am andern Morgen ward die Kolonie in Augenschein genommen. Es hatte hier vor drei Jahren eine Empörung stattgefunden, die erste seit 1876. Dreißig Soldaten der Andischaner Garnison, die nächtens die Empörer überfielen, wurden dabei getötet und viele verwundet. Zur Strafe wurde eine Anzahl der Rädelsführer aufgehängt, und 600, denen freiwillig ihre Weiber und Kinder folgten, nach Sibirien verbannt, außerdem wurde der Landrat kassiert, weil „im tiefsten Frieden so etwas nicht vorkommen durfte." Die Verschwörung war durch fanatische Derwische angefacht und zwar vollkommen geheim gehalten, aber ungeschickt geleitet worden. Das Dorf der Empörer wurde verbrannt und an seiner Statt unfern der alten Lage eine russische Kolonie eingerichtet. In den paar Jahren war sehr viel geleistet worden. Ueber hundert Bauernhäuser und zur Hälfte eine stattliche Kirche gebaut, alles von Leben und Thätigkeit erfüllt. Unser Führer war offenbar höchst eifrig bei dem dankbaren Werke und sprach sich denn auch sehr sanguinisch über die Zukunft aus. Von anderer Seite hörte ich nachher, daß diese Kolonieen, wie man sie überall in Fergana jüngst einrichtet, keineswegs einen Erfolg bedeuteten. Die Siedler seien meist minderwertig und zur Arbeit zu faul oder zu dumm. Das Geld, so sie von der Regierung für Ackergeräte und Vieh erhielten, versöffen sie und wenn man ihnen dann kein neues gäbe, liefen sie einfach davon. Auch könnten Europäer nie dauernd mit den billigen sartischen Tagelöhnern konkurrieren. Ich kann nicht leugnen, daß ich manche verkommene Gestalten gesehen; aber es war doch auch viel Fleiß und Wohlstand zu bemerken; ich halte jene ungünstige Kritik für kurzsichtig und jedenfalls

Digitized by Google

für voreilig. Bei stürmischem Regen zu Herrn Kirill zurück und abermals die Nacht bei ihm verbracht. Bei der Rückkehr war der ganze Ort auf den Beinen, begleitete und erwartete uns schon 15 km vor dem Orte, ein Meldereiter flog wie ein Pfeil zurück, dann kam der einheimische Bürgermeister auf prächtigem Araber, mit zahreichem Gefolge, uns entgegengeritten. Das sei die Pflicht der Eingeborenen bei jeder Rückkehr des Landrats! Daß so und so viele Leute dabei einen halben Tag verlieren, kommt offenbar nicht in Betracht. Die Macht eines Landrates ist recht groß, er ist ein absoluter Monarch im kleinen. Er kann ohne weiteres, weil ein Sarte sich nicht tief genug vor ihm gebückt, mit anderen Worten, weil dessen Nase ihm nicht gefällt, den Unglücklichen zu einer empfindlichen Geldstrafe verurteilen und sitzt ihm überhaupt beständig im Nacken. Allein weiter in einem offenen Güterwagen nach Andischan, dem Endpunkt der transkaspischen Bahn im Osten. Ich habe einen Brief an einen Oberförster, einen schneidigen, jungen Deutschen, der mit studentischer Jovialität mich aufnimmt. Zum Glück stand er sehr schlecht mit dem Natschalnik Ujest, dessen Amt annähernd unserm Regierungspräsidenten entspricht und Oberstenrang hat; so stellte der Natschalnik keine besonderen Fragen, als er hörte, das ich von dem gehaßten Lisnitsch (Förster) komme; und der Besuch, den ich notgedrungen machen mußte, war in wenigen Minuten beendet. Des Abends im Militärkasino eingeführt, wo einiger Argwohn rasch niedergeschlagen wurde, geschmaust, gezecht, Schach gespielt und gesungen. Es war bereits erheblich heiß in dem ungesund gelegenen Andischan, auch wollte ich nach der vielen Fahrerei seit der deutschen Grenze einmal eine ordentliche Bewegung haben und äußerte den Wunsch, ein Forsthaus meines neuen Freundes zu besichtigen. Dieser riet ab, weil jetzt im Winter in den Bergen nichts los wäre, aber rüstete mich dann in entgegenkommendster Weise mit Briefen, Pelzstiefeln und sonstigen Komfort aus. Mit einem Sarten ritt ich los, alle 20—25 Werst Pferde und Dschigiten (Diener) wechselnd. Eine Nacht bei einem einsamen Landrat, der in wunderschöner Lage am Steilufer des Syr Darja, am Fuße der Andischaner Alpen, ein geräumiges Haus bewohnte. Er war Jahrelang auf dem Pamir gewesen. Seine Frau war mitgewesen und erzählte, daß da droben im ewigen Eis, bei einer Kälte von 42° R, russische Kinder das Licht der Welt erblickten und dann fröhlich gediehen. Einmal hatte das Ehepaar Besuch von dem excentrischen einarmigen Grafen Galizyn. Das führte auf ein Gespräch über die Jingo-Politik des russischen Hochadels; ich war hocherstaunt, dieselbe heftig tadeln zu hören. Es sei eine Thorheit, immer Land und mehr Land zu erwerben, da man doch längst genug besitze und das bisher Erworbene noch lange nicht genug besiedelt habe. Der Traum des Fürsten Uchtomski, des Tatarenabkömmlings, von einer Verschmelzung der Slaven und Asiaten, sei vollends verwerflich. Die Russen seien Christen und hätten mit den Anhängern Mohammeds nichts gemein. Frühmorgens durch ein malerisches Thal aufwärts, an zahlreichen Jurten der Kirgisen vorbei, die ich hier zum ersten Mal sah, nach einem kleinen Sartendorf, wo ich zwei Unterförster oder Wildhüter traf, einen Russen und einen Tscherkessen. Nun begann der Schnee, der von 1300 m an alleinherrschend wurde. Die Kirgisen, denen wir begegneten, fand ich zuerst höchst ungesellig. Sie bogen meist vom Wege ab, sobald sie uns erblickten. Aber bald begriff ich den Grund. Die Eingeborenen sind gehalten, vor russischen Beamten vom Pferde zu steigen, und bekommen gelegentlich Peitschenhiebe vom Dschigiten, wenn sie das nicht rasch genug thun. Im Uebrigen seien die Kirgisen sehr gastfreundlich und vertrügen sich gut mit den Russen. Sie böten einem sogar, als Ueberschwang an Menschenfreundlichkeit, mitunter ein Mädchen für die Nacht an. Dasselbe er-

Digitized by Google

fuhren schon die byzantinischen Gesandten bei Attila und bei dem Türken Dilzibul, der eine „Kerkis"-Sklavin den Christen schickt. Mit diesen Faktum, das um 560 n. Chr. vorfiel, treten die Kirgisen in die Hallen der Geschichte ein.

In einem einsamen Hochthale, rings von ragenden Alpen umsäumt, ein dunkler Fleck im schimmernden Schnee, lag das Forsthaus. Es war trefflich ausgestattet. Ein gediegener Ofen, Tisch und Stühle, Bett und Pantoffeln, sogar eine kleine Bücherei und eine von Sarten bediente Küche. Ich blieb mehrere Tage hier, Tags über umherstreifend in Wäldern und Schneefeldern — herrliche Aussichten auf die Gipfel des Alai und Transalai — des Abends bei Wein, Wotka und Büchern. Eine halbe Stunde entfernt, sollte ein Tiger wohnen, eine Stunde nach der andern Seite ein Bär seinen Winterschlaf halten, aber ich habe kein Wild gesehen. Meine Umgebung war reichlich gemischt. Nicht weniger als fünf Nationalitäten waren da, mich ausgeschlossen, auf engem Raume vereinigt. Denn außer den Sarten, dem Tscherkessen und dem Russen war noch ein Tadschik im Hause, den der adelsfeindliche Landrat als Vertreter der amtlichen Macht mir beigegeben hatte. Die Tadschik sind am West- und Nordabhang des Pamir zu Hause. Sie sprechen eine persische Mundart. Ihr Name ist derselbe, den die Chinesen von Iraniern gebrauchen und in der Folge auch von Arabern. Taschkend, die „Stadt der Tadschik" hängt ebenfalls vielleicht damit zusammen. Aber was eigentlich die Wurzel des Wortes Tadschi sei, hat noch Niemand so recht herausgebracht.

Die nächste Zeit verlief aufs angenehmste in den verschiedensten Gesellschaftskreisen in Andischan und Margelan. Heute bei einem Regierungspräsidenten, morgen einem deutschen Bierbrauer, übermorgen einem Obersten des Generalstabs, dazwischen Besuche bei sartischen Kaufleuten, Mollahs und Beamten. Hierauf weiter nach Kokand, der ehemaligen Hauptstadt Ferganas, die noch jetzt die Hauptstätte sartischer Kunst ist und des größten Bazars in Mittelasien sich berühmt. Ich wohnte beim Polizeikapitän, bei dem grade jour fixe war. Baron Stackelberg, einer der Gäste, wunderte sich, daß ich von Taschkend aus nicht angemeldet sei. Aber das Spiel nahm bald alles Interesse in Anspruch. Dazu das verführerische Lächeln schöner Frauen, deren Gespräch an Freiheit Alles übertraf, was ich je in Salons vernommen. Ich schloß Freundschaft mit einem Zolldirektor, der mich einlud, ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Sein Gebiet, das Generalgouvernement Turkestan, erstreckt sich vom Kaspisee bis nach Kuldscha und Semipalatinsk, vom Pamir bis zum Ural. Zwei Monate war er allein am Pamir und Transalai herumgeritten, um dem Schmuggel zu steuern, und zwei Jahre braucht er, um sein ganzes Reich zu beschauen. Als die Gäste sich verlaufen, gegen zwei Uhr Morgens, begann eine Hauptarbeit des Polizeihauptmanns, die Runde um die Stadt. Der Hauptmann liebte es, furchtbar zu schnauzen, obwohl er im Grunde ein höflicher und herzensguter Mann war. Ich hatte sein Vertrauen dadurch gewonnen, daß ich ihn gleichfalls anschrie und womöglich überschrie, und er lud mich ein, ihn bei dem Revisions-Rundritt zu begleiten. Es war eine merkwürdige Tour. Stockfinster, dabei ritt der wilde Mann, von einem wilderen Neffen begleitet, immer schärfsten Trab, dann der Zolldirektor, der sich nicht beschämen lassen wollte und mitmachte. Gelegentlich gingen die Gäule, unmittelbar neben einem Kanal oder vor einer schmalen Brücke, in Galopp über. Und trotz dieser strammen Gangart brauchten wir drei Stunden, um die ungeheure Stadt zu umreiten. Phantastisch und Faust-artig, wie die Posten angerufen wurden und wir schon vorbeigesaust waren, ehe sie antworteten. Auch die öffentlichen Häuser wurden revidiert, weil sich dort oft Verbrecher aufhielten. Einige sartische Schildwachen wurden schlafend betroffen und von dem Haupt-

Digitized by Google

mann in aller Eile durschgepeitscht. Am anderen Morgen war derselbe liebenswürdig genug, seine „Bigunze“ einzuschirren und mich zu den schwerer zugänglichen Sehenswürdigkeiten zu fahren, zu einigen Moscheen und vor Allem zu dem Palast des einstigen Großkhans von Khokand, der jetzt der russischen Garnison als Kaserne dient. Ein Teil davon, ist, nicht zum Vorteil der Kunst, in eine orthodoxe Kapelle verwandelt worden. Der Palast, erst vor sechzig Jahren gebaut, hat die wunderbarsten Arabesken und Mosaiken, die man nur sehen kann, und ist, wenn auch nicht so geräumig, so doch eigenartiger und wirkungsvoller als selbst der Palast des Großmoguls in Delhi. Kein Zweifel, auch die Kokander Kunst ist indischen Ursprungs, aber sie hat das Original übertroffen. Und schließlich geht die mohamedanisch-indische Kunst in letzter Linie doch auf iranische zurück, sodaß sich in Kokand nur die alte Meisterschaft des Westens bewährt. Eine besondere Auszeichnung Kokands wie ganz Ferganas ist die Kupferschmiederei. Drei Strömungen vereinigen sich in ihr: chinesischer, arabischer und persischer Geschmack. Vielleicht, daß sogar einige griechische Muster in ihr noch fortleben. Ujfalwy, der ungarische Ethnologe, hat eine eigene Schrift über die verwandten Kupfergefäße Kaschmirs geschrieben, sonst ist der Gegenstand, obwohl sehr anziehend, meines Wissens noch nicht behandelt. Ich habe selber von Srinagar und Kokand eine kleine Sammlung solcher Gefäße mitgebracht und glaube, einige Unica darunter zu haben. Das merkwürdigste Stück sind zwei kleine, mit Gold tanschierte Vasen, die aus Lhassa stammen, aber dorthin doch wohl von Westen gekommen sind. Das Urteil eines Ingenieurs, eines Chemikers, einiger Orientreisender und verschiedener Archäologen und Kunstfreunde zusammenfassend, bin ich zu dem Ergebnis gekommen, daß die Vasen aus zwei Hälften bestehen, der Sockel später dazu gefertigt und daß die obere Hälfte, in der ein Glockenansatz noch erkennbar ist, als Blumenkelch gedacht war und als solcher ein Glied eines buddhistischen Glockenspieles bildete. Für die Entwicklung des Samovars sind die Gefäße Kokands besonders belangreich. Als ältester Typus ein runder Heerd mit horizontalen Dampfröhren; in der Mitte, mehr breit als hoch, die Kohlenstätte. Dann eine gestreckte, kurzschnäbelige Kanne mit einfachem oder doppeltem Deckel, und senkrechter, dünner Kohlenbehälter. Aus der letzten Form hat sich der russische Samovar herausgeschält, aber die dünne Form, deren Länge etwa drei- viermal so beträchtlich wie ihre Breite, ward zu einer dickbäuchigen, der Deckel fiel fort und statt des Schnabels ward an dem Untergestell ein Hahn angebracht. Offenbar fehlen uns bis jetzt noch mehrere Zwischenstufen, um eine richtige Geschichte des Samovars zu haben, auch sind wir über seine Wanderungen schlecht unterrichtet. Vermutlich hatten die Chinesen zuerst einen tragbaren Theeherd; daraus schufen die reisigen Mongolen, deren großer Beweglichkeit ein Herd zu unbequem war, eine Kanne; die ward in Kaschgar und Kokand mit moslimischer Kunst ausgestattet und kam, entweder durch die Mongolen oder durch die Kaufleute der Bucharei, nach Rußland. Uebrigens kam dorthin der erste Thee nicht vor der Mitte des 17. Jahrhunders. Prachtvoll sind die Kessel der Kokander Schmiede. Sie haben entschieden einen Zug ins Große. Es giebt Riesendinger von 1 m Höhe. Die irdenen Töpfe, an Ilios und Armenien erinnernd, werden sogar mannshoch. Gegen früher hat sich jedoch infolge der steigenden Nachfrage, der Kessel wie der Kannen Ornamentik erheblich vergröbert, blos die entzückenden, genialen Umrisse der Wölbungen sind geblieben. Beachtenswert ist auch die Holzornamentik von Kokand, die unter indischen Einfluß steht. Reizende Tischchen, deren zierlich gediegene Eleganz man ja auch bei uns schon längst schätzen gelernt, Handschuhkästen — ich glaube, der Handschuh stammt ursprunglich aus Mittelasien —

Digitized by Google

und kleinere Nippsachen. Höchst originell sind die ungeheuren Flaschenkürbisse, deren Hälse, bis 2 m lang, mit kunstreicher Ornamentik bedeckt sind. Diese Eigentümlichkeit findet sich nur in Kokand. Die verschiedenen Kunstzweige werden sorgsam von bestimmten Sippen gepflegt und sind keineswegs in allgemeiner Uebung. Die beste Art von Tischschnitzerei kann in ganz Kokand, das über 100 000 Einwohner zählt, nur ein einziger Mann ausführen. Eine schwierige Frage ist, in wieweit die Kunst von Fergana bodenständig, in wieweit Nachahmung? Das Gebiet, auf dem die Muster dieser Kunst verbreitet sind, umfaßt Kaschgar, Kaschmir und Tibet. Die Türken, deren Sprache die Hauptbevölkerung Ferganas redet, sind der Geschichte zuerst als Eisenschmiede bekannt geworden. Andererseits hat die persisch-arabische Kultur das westliche Mittelasien, und einmal (im 16. Jahrhundert) sogar Westtibet überzogen. Drittens hat die buddhistische und die islamische Kunst Indiens eingewirkt. Am schwächsten sind wohl die chinesischen Einflüsse, doch wird in Chroniken berichtet, daß im 12. und 13. Jahrhundert chinesische Teppichmuster bis nach Iran und Kleinasien drangen. Ich möchte hier anschließen, daß in anderen wesentlichen Formen Uebereinstimmung zwischen West- und Ostasien herrscht. Die Erdumwallungen der Städte mit den vier Ecktürmen und die niedrigen Kaufläden nnd Bazaren sind dieselben in Persien, Turkestan und China. Die Tracht der japanischen Bauern ist die Tracht der altpersischen Bogenschützen. Man ist neuerdings geneigt, den Spuren des Westens in der ostasiatischen Welt einen viel größeren Platz einzuräumen, namentlich steigt Iran, dessen Bedeutung die griechischen Berichte uns verdunkelt haben, immer riesiger vor unsern Augen auf. Das Ausfallthor iranischer Kultur aber war Fergana.

Eine merkwürdige Persönlichkeit der Kokander Gesellschaft ist der Graf G. Er wohnt einsam für sich in einem ehemaligen Lusthause des Großkhans, und schätzt mehr den Umgang mit seinem Araber, vielleicht dem schönsten Rosse Ferganas, einem wahren Gedichte von einem Pferde, als mit seines Gleichen. Er gehört einer altberühmten Familie an, die vom byzantinischen Kaiser Kantakuzen stammt, ist Majoratsherr, reich und machte lange ein großes Haus in Moskau. Plötzlich nahm er eine nicht allzu hervorragende Beamtenstelle an und ging nach Kokand in halbe Verbannung. Er huldigte jener Neigung, auf der sich Platons Symposion aufbaut und die noch der Graf Platen für erlaubt hielt. Daher verließ er Moskau, nahm aber seinen Knaben mit. Eine andere Persönlichkeit, die ich leider bei jedem Besuche verfehlte, ist ein Philosoph, Historiker und Büchersammler. Seine Leidenschaft geht einmal auf unedierte Handschriften, dann auf in Rußland verbotene Bücher, insonderheit solche, die von den Geheimnissen der Petersburger Gesellschaft handeln. Weil er den ferganischen Beamten zu gescheut ist, gilt er für halb verrückt. Doch steht im allgemeinen Bildung und Wissenschaft in ganz Turkestan auf ziemlich hoher Stufe. Ueberhaupt habe ich im großen ganzen einen sehr günstigen Eindruck von der russischen Herrschaft in Mittelasien gewonnen. Man wird allerdings leicht parteiisch, erstens durch den Engländerhaß, und zweitens, weil in keiner Kolonie, weder britischen noch französischen, noch deutschen, ein Fremder angenehmer reist und freundlicher aufgenommen wird als in einer russischen. Die Russen haben etwas geleistet. Turkestan war zwei Jahrtausende lang der klassische Schauplatz der Räuber, gekrönter und ungekrönter; jetzt kann man überall, auch in den entlegensten Thälern, ohne Revolver reisen. Die eiserne Strenge des Militärkommandos, dem noch immer die sieben Provinzen Turkestans unterstellt sind, bewirkt, daß auch nur Diebstähle fast nie vorkommen. Allerdings muß gleich zugefügt werden, daß diese Vorteile nur den Europäern erwachsen, die Mohamedaner sind gegen Polizei- und Kosackenwillkür fast wehrlos. Ein ebenso

Digitized by Google

peinlicher wie häufiger Anblick, erzählte man in einem Hause, wo junge Mädchen waren, sei der, daß die Kinder des Morgens bei ihrem Schulgange einen ermordeten Menschen auf der Straße sehen. Während ich in Margelan war, wurden in zwei verschiedenen Nächten Kirgisen erschlagen. Man wußte: von Kosacken, und den Mördern wurde garnicht nachgespürt. Wenn ferner russische Jingos beständig hervorheben, daß jeder Unterthan des Zaren gleiche Rechte genieße und Aussicht auf die gleichen Aemter und Ehren habe, so entspricht der schönen Theorie die harte Praxis mit nichten. Ich habe von den Peitschenhieben gesprochen, die ich des öfteren austeilen sah, und die tiefen Verbeugungen und das Absteigen vom Pferde erwähnt, so die Beamten von den Mohamedanern erwarten. Das indische Gesetz wertet die von einem Kuli empfangene Ohrfeige zu 30 Rupien (40 Mark). Ich persönlich finde dieses Gesetz irritierend und abgeschmackt, nur sollten sich nicht die Russen mit ihrer überlegenen Menschlichkeit brüsten. Desgleichen finden nur höchst selten Eingeborene in der russischen Gesellschaft Einlaß, und wenn einmal reiche Sarten zu einem Gastmahl gezogen werden, so kommt es gern vor, daß sie sich betrinken und dann einige tausend Rubel im Spiel verlieren. Die russische Verwaltung scheint jedoch nicht ungerecht zu sein, jedenfalls sorgt sie in jeder Weise für das materielle Gedeihen ihrer Unterthanen, mischt sich nicht in deren Religion, wie auch alles Proselytieren christlicher Priester hier verboten ist, und läßt ihnen sogar eine nicht unbeträchtliche Selbstverwaltung. Ja, die Regierer sind im Gegenteil übler dran als die Regierten, denn über eines klagen sämtliche Beamten, über ein ungeheures Ueberhandnehmen von Schreibereien. Blos in Strafsachen ist der Generalgouverneur (zur Zeit Iwanowitsch) selbstherrlich, sonst muß über die kleinste Kleinigkeit, einen Vizinalweg, eine Mittelschule, eine Holzauktion, nach Petersburg berichtet werden. Da haben es unsere Landeshauptleute doch besser, die am Tanganjika oder in Neuguinea gelegentlich einen frischen fröhlichen Krieg auf eigene Faust führen können, ja führen müssen, da, bis die Antwort auf ihren ebenmäßig gehorsamsten Bericht nach einem halben Jahr aus Berlin einläuft, sie längst einbalsamiert oder ein Fraß der Geier sein mögen. Auch bezweifele ich, ob der Plan einer Bahn und eines Drahtes von solchen frei schaffenden Männern als undiluted blessing empfunden wird. Wenigstens waren die alten Diplomaten in Peking nie seliger als im Winter, da kein Schiff in Taku einlaufen konnte, und die Nachrichten von Europa schier drei Monate brauchten, aber auch diese schönen Zeiten sind längst dahin. Das Laster der bureaukratischen Vielschreiberei ist jedenfalls uns nicht allein eigentümlich, denn wie wir, so jammern Russen, Franzosen, Italiener und Oesterreicher darüber; nur ein Volk jammert nicht, sondern ist stolz darauf, die Chinesen. Am freiesten aber von Vielschreiberei sind die Yankees, Mongolen und Türken. Ein Gutes hat aber bei dem turkestanischen Beamten das Schreiben, es hält ihn von verderblicherem Zeitverlust zurück. Außerordentlich verbreitet ist in der ganzen russischen Gesellschaft das Spiel, wobei sie nicht nur wie unsere Studenten viele kostbare Stunden, sondern auch oft mehr Geld verlieren, als gerade zuträglich ist. Wie oft büßt ein Beamter an einem Abend das dreifache seines Monatsgehalts ein. Das sinnlose Trinken des Tschinownik scheint dagegen in Turkestan keine Stätte zu haben, vielmehr herrscht eine fast unangenehme Nüchternheit. So genoß Herr Kirill nur Milch und nahm Wotka thatsächlich nur gezwungen zu sich. Einen großen Raum füllen aber im Leben der Turkestaner Ehebrüche aus. Früher war das erklärlicher, da auf zwanzig Männer eine Frau kam, jetzt ist das Verhältnis durch zunehmende Einwanderung und Besiedelung eher ausgeglichen. Trotzdem ist der Ehebruch noch häufig und auffallend genug. Ganz gewöhnlich mietet sich ein junger

Digitized by Google

Leutnant im Hause seines verheirateten Obersten ein, dem er einen übertriebenen Mietspreis bezahlt. Nicht minder kommt es vor, daß eine ältere Frau mit Wissen des Gatten einen Junggesellen aushält. Ein genauer Kenner der Verhältnisse, ein sehr hoher Beamter, sagte mir, daß die Familien in Turkestan mit den Fingern zu zählen seien, wo nicht Dreiecksverhältnisse bestünden.

Fast täglich ist in Turkestan von den Engländern die Rede; der Gegensatz zu Indien schwebt beständig vor Augen. Es ist bei uns letzthin Mode geworden, einen russischen Zug gegen Indien als Kinderspiel zu betrachten, und der minderwertige Eindruck, den die Sikh in China gemacht haben, hat diese Ansicht noch verstärkt. Die Ansicht geht auf die Russen selber zurück, deren hochgemute Aeußerungen deutsche Reisende und erst recht Deutsche, die lange in Turkestan gelebt haben, so ziemlich unbesehen sich angeeignet haben. Diese Aeußerungen dürften doch ganz erheblich zu diskontieren sein. Der russische Durchschnitts-Offizier, und vom Offizier hängt doch schließlich alles ab, nicht von der Mannschaft — ist keineswegs ein Ideal, und überaus selten sind solche Offiziere, die einen wirklich gediegenen oder gar überragenden Eindruck machen. In einem nur sind fast alle groß: im Renommieren. Es kann keinen Augenblick bezweifelt werden, daß so Offiziere wie Mannschaften den Strapazen völlig gewachsen sind, die ein Feldzug gegen Indien mit sich bringen würde, allein, worauf es bei einem modernen Feldzug hauptsächlich ankommt, und nirgends mehr als bei einem von Norden her gegen Indien unternommenen, das Aufrechterhalten der rückwärtigen Verbindungen, das ist eine Sache, die den Russen völlig abgeht und die sie heute ebenso wenig verstehen wie vor hundert oder tausend Jahren. Und an den Grenzen Indiens ist dies noch zehnmal schwieriger als etwa in Südafrika oder in der Mandschurei, deren undisziplinierten, haltlosen Widerstand zu überwinden, den Generälen des Zaren so unendliche Mühe macht.

Dr. Rohrbach hatte im Herbst 1900 über Taschkend nach Sibirien gehen wollen, war aber trotz gewichtiger Empfehlungen zurückgewiesen worden. Fürst Borghese, der es ungefähr zur selben Zeit versuchte, erhielt ebenfalls keine Erlaubnis. So blieb nur ein Weg übrig, die Erlaubnis nicht erst erbitten, sondern sie sich gleich selbst nehmen. Der einzige kleine Witz, der dabei zu beobachten war, bestand darin, in keinem Gasthaus abzusteigen, weil man da den Paß abliefern muß. Auf nähere Bekanntschaft mit Taschkend mußte ich so allerdings verzichten. Ich fuhr ein paar Stunden in der Stadt umher, die mir nicht den zwanzigsten Teil so gut gefiel wie Kokand. Das einheimische Element ist auf eine kümmerliche Vorstadt beschränkt, die Europäerstadt aber mit ihren 70 000 Seelen ist in beständigem Umbau begriffen, daher überall Trümmer- und Schutthaufen; nur das Haus des Generalgouverneurs, der erst seit wenigen Wochen im Amte war, und die gegenüberliegende Kirche gewährten einen richtigen ästhetischen Anblick. Auch eine deutsche Kolonie giebt es in Taschkend; sie besteht meist aus Balten und hat sogar eigene Kirche und Pfarrer. Des Abends ging ich auf die Post und nahm Pferde. Man wird dabei blos um seinen Namen befragt, aber es ist gleichgiltig, ob man Mayer, Schulze oder Müller sagt; ich gab zwar meinen eigenen an, aber wurde in der Regel so verhunzt, z. B. Virchow, Beata, Winzow, — daß ihn doch kein Christenmensch erkennen konnte. Und dann im langsamen Galopp dahin durch die duftende Nacht. Es war Mitte März und die Bäume begannen zu blühen. Nach zwanzig Werst wurde Tarantaß und Dreigespann gewechselt, und weiter. So die ganze Nacht, und folgenden Tag und folgende Nacht, mit geringem Aufenthalt. Traf einen Eisenbahningenieur, der nach Perowsk reiste und erzählte, die Bahn zwischen Orenburg und Taschkend werde sicher in drei Jahren,

Digitized by Google

also 1904, fertig werden. Einmal mußte ich grob werden, da der schläfrige Staroſt keine Luſt hatte nach Mitternacht anſchirren zu laſſen; behauptete, die demnächſt durchfahrende Poſt brauche die Gäule. Bei Grobheit iſt der Erfolg zweifelhaft. Japaner lachen einen aus für ſeine Mühe, Sizilianer zücken vielleicht das Meſſer, aber bei den Ruſſen wirkt ſie faſt unfehlbar. Je gröber man wird, für umſo wichtiger und mächtiger gilt man. Die Poſt war übrigens wirklich zu erwarten, aber ſie ließ, wie ſich nachher herausſtellte, auf ſich warten nnd zwar zwei volle Tage, da ſie infolge eines Platzregens im Schlamm ſtecken geblieben war.

Zwiſchen der zweiten und dritten Station liegt eine deutſche Bauernanſiedlung, ſoviel ich mich erinnere, von Kaukaſusſchwaben. Am Abend des erſten Tages war ich in Tſchimkent, einſt einem Hauptwaffenplatz Timurs, jetzt von einem ruſſiſchen Bataillon beſetzt, das auf einer maleriſchen Akropolis ſich angeſiedelt hat. Der Ort ſelbſt iſt elend und ſchmutzig. Dann durch ein Stück Kirgiſenſteppe, wo nachher die Poſt ſtecken blieb, und in das lachende Thal des Irtik. Spazierritt zu einigen Kirgiſen, die indeß ſchon halb verrußt waren. Der Staroſt von Kaſalinsk, am Aralſee gebürtig, erzählte von ſeinen Eberjagden. Die Zeit dazu ſei der frühe Herbſt, wenn aller Schnee fort und es ſich angenehm im Freien ſchlafen laſſe. Die Eber würden am beſten von zwei Freunden gejagt; einer zu Fuße, der andere im Sattel eines — Kameeles. So habe er einmal an einem Tage fünfzehn Stück zur Strecke gebracht. Aber leicht ſei das Ding nicht. Zwei Berufsjägern, die vom Ural herübergekommen, ſei der Bauch aufgeſchlitzt worden, ſo daß ſie ſofort tot waren. Das gefährlichſte Tier der Welt aber iſt der Keiler der Sümpfe des Syr Darja. Die Sümpfe ſind mit dichtem Geſtrüpp beſtanden. Der Waidmann kann, obwohl zu Pferde, dem das Waſſer bis an die Knie reicht, über das Buſchwerk nicht hinwegſehen und geht, wenn er den ortskundigen Führer verliert, in dem endloſen, pfadloſen Dickicht erbarmungslos zu Grunde; die Wildſau aber iſt tückiſch und rachſüchtig und verfolgt ihren Gegner. Es giebt denn auch ein Sprichwort in Turkeſtan: das lautet: Wer auf die Tigerjagd geht, muß einen Arzt, wer gegen Eber auszieht, einen Sarg mitnehmen. Ungefähr hundert Werſt öſtlich von Tſchimkent ſtieß ich auf Dunganen, die den Ramadan durch eine Biga feierten. Dies Volk hat eine dem Chineſiſchen ähnliche Sprache und wohnt zwiſchen Kuldja und Kanſu. Es ſind Anhänger des Islams, die mehr als einen gefährlichen Aufſtand gegen die Regierung von Peking gemacht haben, den letzten 1895—97. Jene Dunganen der Syr-Darja-Provinz waren 1882 von Kuldja ausgewandert, weil ſie unter den Ruſſen, die damals Kuldja räumten, es beſſer zu haben hofften. Einige verſtanden ſchon recht gut ruſſiſch. Später traf ich auch einige Chineſen, aber außerordentlich ſelten. Der gefürchtete Exodus der gelben Raſſe nach dem Abendlande hat hier noch nicht begonnen. Ein Militärfeldmeſſer, der geraden Weges von Kuldja kam, erzählte, daß dort nur noch zwei Sotnien Koſaken ſtänden. Bei Beginn der chineſiſchen Wirren hatten die Ruſſen in aller Stille Kuldja wieder beſetzt.

In Anlieta war es ſchon unerträglich heiß. Auffallend waren die vielen Kurgane, mächtige Grabhügel, 6—10 m hoch, von der Form eines ſtumpfen Kegels, ſo man in dieſer Gegend aller Orten erblickte. Ich glaube, ſie werden einer prähiſtoriſchen, vermutlich finniſchen Bevölkerung zugeſchrieben. Ich bog nun von der Straße nach Vjerne und Semipalatinsk, der großen Verkehrsader, die Turkeſtan und Sibirien verbindet, ab, und kehrte die Axe des Reiſewagens dem Iſſyk-kul, „heißem See“ zu, einer der ſchönſten Abſtecher, die man machen kann, und der in Europa nicht ſeines gleichen hat. Am Aehnlichſten wird noch eine Reiſe nach Lake Tahoe ſein, den Mark Twain ſo begeiſtert feiert, zwiſchen

Digitized by Google

Kalifornien und Newada. Der Issyk-kul liegt fast so hoch wie der Gipfel des Rigi, ein tüchtiger Aufstieg von der Kirgisensteppe, deren Malarialuft zu entrinnen ich nur zu froh war. Zunächst nach Tokmak, berühmt aus der Geschichte Timurs. Jetzt ist Tokmak ein herzlich kümmerliches Nest, in dessen Schmutz die Pferde bis über die Fessel versanken. In der Nacht bei einem gräulichen Oststurm weiter, der mich bis auf die Knochen erkältete. Des Morgens durch das wildromantische, hocheinsame Thal des Tschu, das nur gelegentlich von einer langsam sich hinschleppenden Kameelkarawane belebt wurde. Die Landschaft erinnerte an den Gotthard, ist aber viel kahler. Der Sturm dauerte noch den ganzen Tag an. Und noch ein letztes sanftes Joch zu überwinden, und der saphirblaue Spiegel des Issyk-kul erglänzt im heitren Sonnenlichte. Wie mit einem Zauberschlage verwandelt sich die rauhe Wildnis in ein paradiesisches Idyll, und das Toben des Sturmes dringt nicht in diese alpengeschützten Gefilde. Weit im Süden verdämmern die Gipfel des Tian-schan, des „Himmelsgebirges". Obwohl reichlich tausend Meter höher als Tokmak, sind doch die Ufer des Sees sonniger und wärmer. Kein Flocken Schnee und doch erst Ende März. Dabei eine Luft, so balsamisch und rein, wie sie Adam und Eva im Garten Eden nicht besser gehabt haben konnten. Die laue Mondnacht, durch die ich am Seegestade dahinfuhr, wird mir unvergeßlich bleiben. Wie ein Gedicht von Lenau oder Eichendorff. Der Issyk-kul, vielleicht achtmal so groß wie der Bodensee, ist am Süduser fast garnicht, am Ost- und Norduser nur sehr spärlich bewohnt, von schweifenden Kirgisen. Das ist der übergroßen Trockenheit zuzuschreiben. Je besser die Luft, desto unfruchtbarer der Boden, das ist eine Lehre, die uns aus Afrika sehr geläufig ist. Nirgends eine bessere Luft als in der Sandwüste. Ich sah eine dicke Wolkenwand über dem Issyk-kul sich heranschieben. Von Osten her schnob das Ungetüm an und kroch mit tausend Schlangenfüßen auf dem Wasser des Sees weiter. Die Ufer wurden in dichten Nebel gehüllt. Schon wähnte ich, um den ruhigen Genuß der Landschaft sei es gethan, aber es dauerte keine zwei Stunden, da lichtete sich der Nebel, die schweren Wolken sanken wie Medusenhäupter auf den See und siegreich erstrahlte die Sonne im klaren Azur. Alle Feuchtigkeit der Luft war zerteilt, zerstoben, aufgehoben, spurlos ohne Rest verschwunden. Freilich ist denn auch die westliche Hälfte des Issyk-kuls wenig mehr als eine farbenprächtige Sand- und Felsenwüste, in der nur Schafe ihr Leben fristen, blos unmittelbar am Gestade wächst etwas Schilfgras. Die östliche Hälfte oder besser das östlichste Viertel ist dagegen vom Regen sehr begünstigt und ist anbaufähig. Mehrere tausend Russen treiben dort Ackerbau. Die Lebensmittel sind sehr billig. Ein Huhn 25 Pfg. ein Pfund Rindfleisch 8 Pfg. 1 Kilo Mehl 17 Pfg. Prchwalski eingeschlossen, sind etwa 9000 Russen am Ostrande des Sees.

Der Issyk-kul war ein wichtiger Durchgangspunkt für welterschütternde Völkerwanderungen. Der Abstieg ist sowohl nach dem Ilithal wie nach der Mongolei, wie nach Tokmak zu nicht besonders schwierig, hier kamen die Nomadenscharen durch, die von der Mongolei nach Fergana, und von da weiter nach Iran und Indien oder nach Europa zogen; da das unwegsame, unwirtliche Pamir ihnen einen schwer übersteigbaren Wall auf der nächsten Linie entgegensetzte, nahmen sie lieber den Umweg über Kuldja und Issyk-kul.

Der Weg von Przwalski nach dem Ilithale war erst vor zwei Monaten von den Russen fertiggestellt worden, offenbar wegen etwaiger Verwicklungen in Chinesisch-Turkestan. Der Weg war außerordentlich mühsam. Nachts um zwei, da die erreichte Höhe etwa 2300 m betrug, senkte sich dichter Schnee herab und es ergab sich die Notwendigkeit eines Schlittens. Es dauerte drei Stunden, bis er zur Stelle und angespannt war. Die drei Pferde wurden in



Digitized by Google

eine Linie vor einander gestellt und auf das mittelste kam ein Bube als Oberlenker zu sitzen. Der Schnee nahm zu, aber war weich, und ein paarmal blieben die Pferde bis zum Bauche darin stecken. Dann ging es, der Tag war inzwischen angebrochen, wieder abwärts, der Schnee schmolz und gelegentlich mußte der Schlitten halb schwimmen und füllte sich mit Wasser, was weder meinem Gepäck noch meinen Füßen besonders zusagte. Zu 20 Werst brauchten wir sechs Stunden. Der alte Russe, der fern aller Welt auf der Paßhöhe hauste, eröffnete mir, daß nunmehr weder für Wagen noch Schlitten Fortkommen sei, aber Reiten sei möglich. Der Thauwind hatte sich inzwischen in einen eisigen Sturm verwandelt. Nie habe ich einen schwierigeren Ritt gemacht. Das Gesicht dick mit Butter verschmiert, aber der Wind trieb den Schnee mit Satansgewalt in die Haut, wo er wie glühende Nadeln schmerzte. Vor Sturm und Nebel und Schnee konnte man nur hundert Schritt weit sehen; ein Wunder, wie mein Begleiter den tiefverdeckten Weg erkannte. Das Schlimmste aber war, daß die Oberfläche der Schneemassen hart gefroren war, während die darunterliegenden Schichten, von fließendem Wasser unterwühlt, ganz mürbe waren. Alle Augenblicke mußten wir von den Pferden, die bis zum Hals eingebrochen waren und selbst ohne Last nicht weiter konnten, und stampften vor ihnen den Schnee zusammen, um ihnen einen Ausweg zu schaffen. Hier waren kleine Flüsse zu überschreiten, in denen halbgeschmolzenes Eis tosend dahinrauschte; das Wasser ging über den halben Sattel: dort waren Moore zu vermeiden, in denen kein Grund zu finden. So ging es fünf grausame Stunden fort. Und immer der tötende Sturm und kein Schutz auf der weiten Hochfläche, kein Baum, kein Bergesabhang. Ganz erschöpft kam ich in das kleine Haus eines Russen, das zum Glück gut geheizt war. Am liebsten wär' ich nicht weiter, aber es war in der winzigen Stube noch ein Reisender mit Frau und Kindern da, der seit zwei Tagen auf besseres Wetter wartete und der scheinbar alle Vorräte aufgezehrt hatte. Auch versprach man, so unglaublich es klang, daß die 25 Werst bis zur nächsten Wohnung in $1^1/_2$ Stunden zurückgelegt werden könnten. Und das Unglaubliche ward Wahrheit. Der Weg war viel besser, aber der Sturm tobte mit unverminderter Heftigkeit weiter und zwar, — die südöstliche Richtung des Weges verwandelte sich in eine nördliche — nicht mehr von der Seite, sondern grade von vorn, außerdem trug der arme Gaul etwa 15 Kilogramm Gepäck, aber trotzdem brachte es der kirgisische Dschigit fertig, daß wir, fünf Minuten Ausruhens unterwegs mit eingerechnet, — ich hatte einfach keinen Athem mehr und stieg ab, um zeitweilig hinter dem Pferde Deckung zu suchen — daß wir die 27 Kilometer genau in $1^1/_2$ Stunden machten. Und eine viertel Stunde drauf jagte der Kirgise schon wieder zurück. Ich gestehe, seitdem habe ich eine unerschütterliche Hochachtung vor kirgisischen Pferden. Und das waren noch nicht einmal kostbare Tiere, ihr Wert belief sich blos auf je 30 bis 35 Rubel. Ich habe später auf zwei bis drei Kirgisen gesessen, denen ich noch bessere Leistungen zutrauen würde. Nicht umsonst haben die Chinesen schon vor 2000 Jahren Pferde von den Hängen des Pamir und Thian-Schan bis nach Singanfu gebracht. „Tausend Li —" oder „blutschwitzende Pferde" hießen sie. Es war inzwischen dunkel geworden. Am Abend zuvor, in Przwalski hatte ich mich so müde gefühlt, ja etwas kränkelnd, als ob ich am besten eine Woche im Bett bleiben sollte: nun hatte ich die Nacht auf elenden Holperwegen durchfahren und den Tag durchritten, und siehe da, die Aufregung hatte Einen so frisch und munter gemacht, daß das Gethane zu wenig schien und ich nach reichlichem Theegenuß von neuem satteln ließ und in die Mondnacht hinaus trabte. Allerdings hörte nun endlich die Hochfläche auf, und der Weg bog in geschützte Waldthäler ein. Um 11 Uhr befanden wir uns in einer

Digitized by Google

Klamm, wo einige Kirgisenzelte standen. Ich hatte in 24 Stunden trotz aller Schwierigkeiten beinahe 130 Kilometer zurückgelegt. Unter günstigen Verhältnissen brachte ich es auf 220 oder eine Entfernung wie zwischen Frankfurt und Offenburg. In einem der Zelte wurde geschlafen, aber es war bitter kalt. Was bei der Kälte immer besonders ärgerte, war der verdrießliche Umstand, daß sie nicht einmal das leicht bewegliche, wärmefrohe Insektenvolk darniederhielt, da sie doch dicken Mantel und dickere Pelzstiefel oder Wollekanonen erforderte, die lediglich am tröstlichen Jucken verhinderten. So ward ich von den wimmelnden Kindern Mephistophelis, namentlich Flöhen, bei lebendigem Leibe aufgefressen, und gab aus Verzweiflung alle Jagd auf, ganz gewiß, daß etwaige Verluste des Feindes im nächsten Hause wieder überreich ersetzt werden würden.

Die durchrittene Gegend und Nachbarschaft, wie der eine Tagereise westlich liegende See Karaköl, an dem eine Sotnia Kosaken stationiert ist, soll außerordentlich wildreich sein. Ein Kirgise erzählte von einem Zweikampf, dessen Augenzeuge er selbst gewesen, zwischen einem Eber und Tiger. Keiner gewann. Der Tiger zerkrallte und zerbiß seinen Feind, aber der Eber schlitzte ihm den Bauch auf. Tot sanken beide hin. Auch Bären sind hier vertreten. Von Daghestan an, an dessen kaspischen Hängen, namentlich bei dem halbtropischen Lemoran der Tiger, wenn auch nicht zahlreich, auftritt, durch die iranischen Randgebirge hindurch, obwohl nicht überall stets nachweisbar, über den Alai und Thian-schan bis zum weiten Becken des Amur wohnen Tiger und Bären zusammen. Aber nicht in Freundschaft. Nördlich vom mittleren Amur fand man einmal zwei Skelette der gewaltigen Gegner neben einander, offenbar hatten sie auch einen Zweikampf ausgefochten. Bekannt ist wohl, daß der sibirische Tiger, der mitunter eine Kälte von 45 Grad C. auszuhalten hat (er geht nicht nördlich vom 50. Breitegrad) einen viel dickeren und daher geschützteren Pelz hat als seine südlichen Brüder. Vom Amur zieht sich Bär und Tiger durch die östlichste Mandschurei nach den „ewig weißen Bergen," die Korea begrenzen. Hier hört meines Wissens das gemeinsame Vorkommen der großen Raubtiere auf. Der Tiger allein ist in Korea noch ungeheuer häufig, ja eine solche Landplage, daß die Regierung eigene Korps von Tigerjägern besoldet. In der südlichen Mongolei, sowie Nordchina, leben weder Tiger noch Bäreu. Der Tiger beginnt erst wieder in Jünan, im äußersten Süden des Reiches der Mitte.

Das Thal des Ili bot ein wundervolles Panorama, von einer Ausdehnung, wie man es nicht leicht auf der Erde wieder findet. Bis weit hinter Kuldja im Südosten und bis zu dem Alatau und der Alexandroff-Kette im Nordwesten. Ich glaube, ich sah sogar den 200 km entfernten Tergri Khan, der 7300 m erreicht. Der Sturm, der sich inzwischen völlig gelegt, hatte die Luft rein gefegt, der Sonnenuntergang erzeugte die prachtvollsten Farben. Das ragendste Mal der Landschaft war die gigantische Mauer des östlichen Thianschan, an dessen Gletschern und Hörnern die letzten dunklen Wetterwolken noch zähe hafteten. Ein finster dräuender Riese, bereit, Verderben über die lachenden Thalgefilde zu schleudern. Der Ili ist hier so breit, wie etwa der Rhein bei Basel; er mündet, durch eine langtägige Wüstenwanderung geschwächt, im Balkhasch-See. Der Färge war ein Tarantsche, dessen Bruder den Prinz von Orleans und Bonival begleitet hatte. Die Tarantschen sind ein kleiner Stamm Koldschas, die türkisch sprechen, vielleicht mit den Tarkynaiwi identisch, die Ptolemäus ungefähr in derselben Gegend ansetzt. Unser Färge war ein eifriger Politiker. Er hielt sich eine Zeitung von Stambul. Er war hochzufrieden über die Aussöhnung von Schah und Sultan. Er wußte von allem, was



Digitized by Google

zwischen Kuldscha und Singanfu vor sich ging. Er konnte von Siam und Japan erzählen. Natürlich war er auch Panislamist und erwähnte, daß Senussi, jene Jesuiten des Islams, nach Kuldja gekommen seien. Das Thal des Ili, hier etwa 90 Kilometer breit, ist flach wie ein Tisch. Große Fruchtbarkeit wechselt darin mit nackter Oede. Dschingiskan und Timur haben sich hier länger aufgehalten. Seltsamer Weise giebt es in der Nachbarschaft des Ili Grabstätten von beiden, obwohl Ersterer am Sale, einem Flüßchen der Mongolei, Letzterer in Otrar, östlich vom Aralsee, gestorben ist. An der Grabstätte Timurs, die von einem Oheim unseres gebildeten Färgen, vom Mollah Abul Kasim Bey, unterhalten und überwacht wird, bewahrt man noch eine wichtige türkische Chronik der Thaten Timurs, aber selbst dem Statthalter von Semirjetschensk ist es nicht gelungen, bei einem Besuche der Chronik ansichtig zu werden. Der Mollah befürchtete, und vermutlich mit Recht, daß man das wertvolle Buch nach Petersburg schaffen werde. Einige zwanzig Werst vom Ili kam ich auf die große Poststraße zurück, die von Taschkend nach Semipalatinsk führt, und reiste nun, mit einer Unterbrechung, eine Woche lang rastlos Tag und Nacht, zumeist in der Tarantaß, gelegentlich zu Pferde. Die Straße durchschnitt wildes, wenig bewohntes Bergland, unweit vom Fuße des mächtigen Alatau. Der Name ist merkwürdig. Sicher dasselbe Wort wie der Alai Südferganas, vielleicht mit Ali-tschur, wie ein Teil des Pamir heißt, und Alin, dem chinesischen Namen für Ural (Alana der Chinesen) zusammenhängend; sowie mit mongolisch ala = Gebirge. Tau ist einfach das türkische Tagh (dagh) Berg. Posthalter waren hier mehrfach Nicht-Russen. Ich traf einen Tataren aus Kasan, dessen Frau ein dem Kleinrussischen ähnliches Kostüm trug, einen Kalmücken, dessen mongolischer Typus scharf von den Kirgisen abstach, und einmal einen kirgisischen Natschalnik, der mit einer schönen Russin verheiratet und selber rechtgläubig geworden war. Ich hörte auch allerlei Interessantes über die Besetzung Kuldjas, von der man in Europa nur die dürftigsten Nachrichten erhielt. Das Gespräch war über die Preise der Lebensmittel. Fleisch 38 Kopeken, ja manchmal schon 45, ein Huhn 70 Kopeken. Ich war erstaunt. „Das sind ja Hungersnotpreise! Und wie kam das?“ Ja, durch den Bedarf der vielen Truppen, so hier durchzogen. An 50 000 Mann wären im vorigen Spätsommer, namentlich im September, nach Kuldja gekommen. Es ist hier einzufügen, daß Kuldja, ein Schmerzenskind der chinesischen Regierung, schon einmal, und zwar ein volles Jahrzehnt (71—81) von den Russen besetzt gehalten wurde. Die Provinz ist viel fruchtbarer und reicher als die anstoßenden Gegenden Sibiriens, außerdem giebt es dort große Kohlenlager und ist Gold gefunden worden. Die Kohlen, deren Vorhandensein auch jüngst östlich vom Issyk-kul festgestellt wurde (ich wurde gefragt, ob ich ein Bergingenieur sei, um hier Kohlen auszubeuten), wären den Russen besonders erwünscht gewesen, und nur mit schwerem Herzen haben sie 1881/82 Kuldja wieder geräumt. Jetzt sind sie daran, das Verlorene zurückzugewinnen. Zur Besetzung 1900 trugen recht entlegene Garnisonen bei. Eine Brigade von Taschkand, ein Bataillon von Tschinkant, zwei Brigaden und eine Feldbatterie von Wjernüe, der Ataman mit seinen Kosaken von Sergiopol, dem Mittelpunkt der östlichen Kirgisensteppe, schließlich sogar Truppen von Barnaul am Ob und von Omsk, das von Kuldja nicht weniger als 2000 Kilometer trennen. Jetzt wie oben schon angedeutet, sind die Truppen wieder zurückgezogen aus Gründen, die man erraten, aber nicht mit Beweisen belegen kann, und sind nur zwei Sotnien Kosaken, die aber vollständig hinreichen, die Bevölkerung im Zaum zu halten, zurückgelassen worden. Jedenfalls ist schon jetzt der russische Einfluß in ganz Kaschgar, dem ganzen

Digitized by Google

Tarimbecken und der ganzen Mongolei unvergleichlich bedeutender als der chinesische.

Eine Tagereise nördlich vom Alatau machte ich einen längeren Abstecher nach dem Balkbasch zu. Die Stumpfheit der gewöhnlichen Russen, die selten über die eigene Nase hinausgucken, falls sie die überhaupt noch erblicken, zeigte sich hier wieder recht deutlich. Der Posthalter, der doch als Mann des Verkehrs etwas davon wissen sollte (ich habe seine Station vergessen), meinte, der See sei in einem oder höchstens $1^1/_2$ Tagen zu erreichen. Am Ende des ersten Reittages hörte ich, der See sei noch 3—5 Tagereisen entfernt und sei jetzt überhaupt nicht zu erreichen. Denn die Kirgisen blieben nur so lange an seinen Ufern und der benachbarten Steppe, als Schnee vorhanden zum Trinkwasser (es war jetzt April), dann gingen sie den Ili hinauf und im Sommer in den Alatau. Folglich gäbe es jetzt weder Nahrung für einen Reisenden noch Unterkunft. Am Ufer des Balkbasch könnte man jetzt neun Tage lang dahingaloppieren, ohne ein Menschenseele zu finden, aber das Galoppieren sei eben auch ausgeschlossen, da selbst die genügsamen Steppenpferde in dem verbrannten Boden nicht genug Futter fänden. Trotz dieser Enttäuschung habe ich den Ausflug nicht im geringsten bereut. Schon der Ritt durch die klare Steppenluft, an den Vorbergen des mittelasiatischen Kaliforniens, wie Semirjetschensk genannt wird, auf angenehmen Pfaden entlang. Dann die heitren Farben des Frühlings und des Südens (etwa die Breite von Barcelona); und alle halbe Stunde ein Wirtshaus in der Gestalt einer Kirgisenjurte. Sehr leicht und einfach gestaltet sich zudem der Pferdewechsel. Mein kirgisischer Begleiter, der alle Leute hier gut kannte, ging irgend einen Roßhirten unterwegs an, der nahm seine vier Meter lange, oben mit einer Schlinge versehene Fangstange, der ich übrigens den amerikanischen Lasso doch bei weitem vorziehen würde, und kaufte sich eins der weidenden Tiere, das dann flugs gesattelt und für eines unserer müden umgetauscht wurde. Das neue Pferd konnten wir dann für das Entgelt eines Rubels, etwa 15 Werst weit, benutzen. Die Kirgisen gefielen mir hier recht gut, viel besser als die, so viel mit Russen zu thun gehabt. Hier verstanden selbst die Bege (Häuptlinge) nur türkisch. Ich bemerke jedoch, daß man sonst in Mittelasien, wofern man nicht von der gangbaren Straße abgeht, überall mit Russisch trefflich auskommt, jedenfalls besser als mit Englisch in Indien. Die Zahl der zusammengehörigen Jurte, am Ausgang einer kleinen Schlucht, wo Schnee ist oder ein Bach fließt, beläuft sich gewöhnlich auf 5—7 und übersteigt selten 10. Die zusammengehörigen Zelte bilden eine Sippe für sich, mehrere Sippen eine Hundertschaft, die unter einen Khan steht und an diesen Tribut an Naturalien zahlt, und zwar viel mehr als an die russische Regierung, mit der überhaupt die Kirgisen kaum etwas zu thun haben, außer in Forstsachen. Die Kirgisen sind eine frische, gesunde Rasse von unverbrauchter Naturkraft; man findet prächtige Köpfe unter ihnen, die abgesehen vom Schlitz der Augen, an Rubens und Van Dyck erinnern, und man findet eine große Menge schöner, ja pikanter Frauen. Sehr reinlich geht es natürlicher Weise bei einem Viehzüchtervolke nicht zu, aber so gefährlich, wie die Unsauberkeit mitunter geschildert wird, ist sie keineswegs, oder sollte es sein, daß ich durch die Russen schon vorbereitet war und keinen Unterschied spüren konnte? Eins aber sind sicher die Kirgisen: sehr dumm, und ich wundere mich garnicht, daß sie es nie zu einer historischen Rolle gebracht haben, trotz ihrer Zahl, die immerhin 2 Mill. übersteigen dürfte, und trotz ihrer erstaunlichen Ausbreitung, die alle Länder vom Aralsee bis zum Tarim und von der persischen Grenze bis zum mittleren Irtisch umfaßt, ein Gebiet, wohl zehnmal so groß wie Deutschland. Die vorubergehende Bedeutung, die das Volk

Digitized by Google

im 8. Jahrhundert erlangte, kommt wohl nicht sehr in Betracht. Lesen kann kaum ein Kirgise unter tausend, und der gewöhnliche Mann weiß weder, was eine Stunde, noch was eine Werst ist. „Jetzt, da du weggehst, steht die Sonne (oder der Mond) hier, sagen sie, mit der Hand deutend, und wenn du an deinem Ziel ankommst, dort!“ Also wie der Neger Afrikas. Sie haben jedoch einige Mollahs aus ihrer Rasse, die unter ihnen lehren. In einer Hundertschaft war gerade ein Mollah, erst 21 Jahre alt, gestorben, und von überall strömten die Gaugenossen zusammen, das Begräbnis zu feiern. Die Weiber, rittlings zu Pferde, fingen schon einige hundert Schritte von den Jurten den schrillen Klagegesang an, die Weiber von der Sippe des Verstorbenen gingen ihnen schreiend entgegen und halfen ihnen absteigen. Dann umarmten sie sich fünf Minuten lang unter noch lauterer Schmerzensäußerung und gingen in die Totenjurte, wo dann mit gemeinsamer Anstrengung ein furchtbares Conzert anfing, das eine halbe Stunde dauerte. Eine Nacht brachte ich bei einem reichen Khan zu, Ali Bey, der über 130 Jurten herrschte und hundert Pferde und 60 Kameele sein eigen nannte. Stolzer als auf das Alles war er aber auf seinen Jagdfalken, ein in der That herrliches Tier. Er wurde einer bewundernden Versammlung gezeigt, und mit solcher Sorgfalt, wie man etwa bei uns einen Familiendiamantenschmuck seinen Gästen vorweiset. Der Khan verstand zwar auch kein Russisch und aß mit den bloßen Händen, war aber sonst sehr fortschrittlich. Er besaß eine goldene Uhr und Petersburger Gewehre neuen Modells, und hatte sich neben den Jurten ein mit Fenstern versehenes Haus aus Erde bauen lassen. Leider waren die Flöhe dieses Hauses noch zuthunlicher und leistungsfähiger als die der Russen. Vermutlich durch Jahrhunderte so gezüchtet, da die Kirgisen eine dickere Haut haben, die zu durchdringen mehr Schneidigkeit nötig macht.

Zurück zu dem stupiden Russen, der mich jedoch völlig dadurch aussöhnte, daß er für Geld und gute Worte mit einem Truthahn herausrückte. Es war nämlich grade Fastenzeit und einen Monat lang kein Fleisch zu haben, ja oft nicht einmal Eier und Milch. Am Issyk-kul hatte es wenigstens delikate Fische gegeben, aber in der Kirgisensteppe war Tage lang schlechtes Brot und Thee die einzige Nahrung.

Traf bei Sergiopol einen interessanten und liebenswürdigen Kosakenoffizier, der in Kaschgar gewesen. War zuerst etwas mißtrauisch, aber der Gedanke, daß jemand die Keckheit haben könne, ohne Erlaubnis durch Russisch-Mittelasien zu reisen, war ihm wohl nicht glaubhaft genug. Er taute auf und erzählte von einem unterirdischen Höhlenkloster, das er im südlichen Thianschan entdeckt. Er möchte gerne wissen, ob es buddhistisch oder nestorianisch.

Für Archäologen verspricht Ostturkestan noch reichste Ausbeute. Durch den deutsch-indischen Professor Hörnle, den Schweden Sven Hedin und den Franzosen Le Blanc ist dazu ein bedeutsamer Anfang gemacht, auch ist des berühmten Manuskriptes in Kharoshthi-Schrift (Baktro-Pali) zu gedenken, das Dutreil de Rhins bei dem Kloster Gosringa gefunden hat, unweit Khotan; das Kloster ward laut Herrn Grenard bereits von dem chinesischen Pilger Hiuen Thsang berührt. In Semirjetschensk aber wurden mehrere nestorianische Grabinschriften gefunden, die seiner Zeit Chwolson, der Petersburger Akademiker, entzifferte; auch soll eine alttürkische Inschrift aufgedeckt sein, über die ich jedoch nichts Näheres erkunden konnte. Von einigen wird Semirjetschensk, wörtlich das Siebenstromland, für die Urheimat der Arier gehalten und wurden, so vor sechzig Jahren von Spruner, vor dreißig von Gregoriew und ganz vor kurzem noch von dem genialen Orientalisten Blochet, die Gothen hierher versetzt, die man in den Kutha der chinesischen Chroniken zu erkennen glaubte. Näher

Digitized by Google

läge es, an das heutige Khotan zu denken. Jedenfalls ruht die Hypothese auf noch schwächerer Grundlage, als die meisten andern krampfhaften Versuche, die arische Urheimat aufzuspüren. Wenden wir uns lieber der Gegenwart zu und berichten, daß Semirjetschensk im Aufblühen begriffen ist, daß seine Hauptstadt Wjernüe bald 40 000 Seelen zählt und daß seit einem Jahrzehnt eine russische Einwanderung begonnen hat, die sich sogar schon in der offenen Kirgisensteppe, zum Schaden der zurückweichenden Nomaden, stark bemerklich macht. Die Russen thun sich ausnahmslos zu einem Woloſt, zu einem sich selbst verwaltenden Dorfe zusammen. Das hat den doppelten Vorteil, daß sie sich so besser gegen etwaige Erhebungen der Mohammedaner wehren und daß sie ihre Eigenart in Sprache, Tracht und Sitte besser bewahren können. Statthalter von Semirjetschensk ist gegenwärtig General Jonoff, der sich 1885 in Afghanistan auszeichnete und 1891 im Hindukusch vordrang, zum lebhaften Aerger der Engländer. Seine Tüchtigkeit und sein Charakter werden von jedermann sehr gelobt, auch scheint er als Gesellschafter sehr beliebt. Die Gouvernements Semirjetschensk, Omsk und Semipaletinsk gehörten in den 80er Jahren zu Turkestan, wurden dann an Sibirien übertragen und gehören seit 1898 wieder zum Generalgouvernement Turkestan. Die Verwaltung all dieser Gouvernements ist die gleiche. Der Bezirkschef oder Pristaff, den ich unserem Landrat gleichsetzte, über ihm der Kreischef oder Natschalnik Ujesd; dann die Prevost-choditelstwo (Exzellenz), der Statthalter. Ueber allen die Wysoko-prevos-choditelstwo (hohe Exzellenz), der General Gubernator, von dem Militär wie Civil abhängig ist. Derselbe kann eigenmächtig Todesstrafen verhängen und besitzt sogar das Recht, auf eigenes Ermessen Krieg anfangen zu können. Nur die Forstleute brauchen sich nicht an seinen Zorn zu kehren, sie ressortieren vom Ministerium des Innern. Die Militärs bemühen sich im Gegenteil manchmal um der Forstmänner Gunst, da diese beim Manöver das Holz zu liefern haben, und viel von ihrer Willkür abhängt. Auch mit den Landräten reiben sich die Forsträte öfters, da Erstere gern ein Auge gegenüber den Waldverwüstungen der Kirgisen zudrücken, die so schöne Pferde zu vergeben oder zu verkaufen haben, während letzteren die Aufforstung der baumlosen Weiden am Herzen liegt.

Ich mache nun einen raschen Sprung durch die unendliche Kirgisensteppe nach Semipalatinsk, wo ich grade zum Osterfeste ankomme. Der Gottesdienst, genau um Mitternacht, war sehr eindrucksvoll; die Damen in Balltoilette, die Herren in großer Gala. Küssen am Schluß scheint hier nicht mehr Mode zu sein; ich habe nichts davon bemerkt. Nach dem Gottesdienst ißt das ganze heilige Rußland ungeheuer, um sich für die Fasten zu entschädigen, und trinkt entsprechend. Niemand geht vor dem späten Morgen zu Bette. Das Schmausen und Zechen dauert nun eine ganze Woche lang. Vier Tage lang fuhr ich nun in easy stages durch feiernde, mehr oder weniger angesäuselte Dörfer, nach Barnaul; man kann nicht leicht mehr Heiterkeit auf einmal sehen als nach einem solchen russischen Ostern. Barnaul ist die alte Hauptstadt Sibiriens, aber bietet kaum eine Sehenswürdigkeit. Sein Handel, durch zahlreiche Dampfer vermittelt, ist bedeutend. Einige englische Kaufleute wohnen hier. Auf dem Ob in einem Frachtdampfer, der so hübsch war, wie Skipper und Mannschaft rauhbeinig, abwärts durch niedrige Hügellandschaft, an schön bewaldeten Hügeln vorüber. In einer kleinen Stadt einen Abend bei vier Dänen, die ein Buttergeschäft treiben. Sie erzählen, die Bevölkerung wäre so bösartig, daß sie nie ohne Revolver ausgingen Mord und Totschlag seien tagtägliche Vorkommnisse.

In der Kirgisensteppe und noch in Semipalatinsk war es recht heiß gewesen. Ich erreiche jetzt die sibirische Bahn an der Station Obi, in dessen

Digitized by Google

kümmerlichem Wirtshaus ich eine schauderhafte Nacht verbringe, und werde durch ein Schneegestöber überrascht. Die Breite beträgt hier fast 60°, das Queckſilber ſteht noch auf — 8°. Um ſo angenehmer wirkte der Gegenſatz in dem Expreß der ſibiriſchen Bahn mit ſeiner behaglichen Heizung, ſeinem tadellos ausgerüſtetem Speiſewagen und ſeiner munteren, unterhaltſamen Geſellſchaft. An jeder Stadt erhalten wir ſibiriſche Zeitungen. In einer ſteht ein Brief von Niſchne Kolymsk. Das iſt in der äußerſten nordöſtlichen Ecke Aſiens, richtig am Ende der Welt. Der Briefſchreiber beklagt ſich darüber, daß die Poſt ſo gar ſelten komme. Das letzte Mal ſei ein Jahr zwiſchen ihren Beſuchen verlaufen. Das ſei beſonders betrübend, da man auf Nachrichten von den Buren und Südafrika ſehr begierig ſei.

Station Irkutsk. Die Stadt hat ſich ſehr vergrößert, aber für die Kaufleute ſind die alten guten Zeiten dahin. Die Konkurrenz! Die ſchönen Profite von ehedem ſind nicht mehr möglich. Unerhörter Weiſe muß man jetzt, ſtatt mit 100 % ſich mit 50 oder gar 40 begnügen. Das Muſeum mit ſeinem ſchönen Monumentalbau hat ſeit meinem letzten Beſuche (1897) keine Fortſchritte gemacht. Die Verwaltung iſt lotterig. Sehr eigenartig und ſonderbar iſt die Sammlung buddhiſtiſcher Götzen aus der Mongolei und Tempeln der Burjeten. Irkutsk iſt ganz europäiſch: Zylinder und Frack und tägliche Theatervorſtellung. Die öffentliche Sicherheit iſt ſchlecht. Vor kurzem erſt iſt ein Bürgermädchen bei lichtem Tage auf der Straße überfallen worden, nackt ausgezogen und in der Kälte liegen gelaſſen. Die Aermſte liegt im Hoſpital, aber von der Aufregung ſo erſchüttert, daß ſie noch heute nicht erzählen kann, wie eigentlich Alles gekommen. Ein Herr, der eine verantwortungsvolle Offiziersſtellung im mandſchuriſchen Feldzuge bekleidete, erzählt, das jetzt 240 000 Mann in der Mandſchurei ſtünden. Wieder Renommage! Ein Deutſcher erwähnte ſpäter, der Stationsvorſtand von Irkutsk habe telegraphiſche Anweiſung bekommen, für die Beförderung von weiteren 50 000 Mann zu ſorgen. Ein Bankdirektor erklärt, in wenigen Tagen würde Krieg mit Japan ausbrechen. Ein Reſerveleutnant erzählt, es ginge in der Mandſchurei garnicht zum Beſten. Tauſende von Koſaken, die ſich einſt angeſiedelt, ſeien wieder umgekehrt, da ſie ſich nicht halten konnten. In der „Woſtoſchne Obosrenie“ (öſtliche Rundſchau) ſteht, 30 000 Don-Koſaken ſeien zu Waſſer in Stretensk angekommen. Ein Ruſſe bezeichnet das als Uebertreibung. Noch kaum 3000! Der Franzoſe Le Gras wird gerühmt als der Mann, der das beſte Buch über das gegenwärtige Sibirien geſchrieben. Habe ſich überall umhergetrieben, Droſchkenkutſcher und Fiſcher befragt. Ein amerikaniſcher Ethnologe, Cellins, habe zwei Monate mit Eifer burjätiſche Märchen und Merkwürdigkeiten geſammelt ohne ruſſiſch oder burjätiſch zu verſtehen. Beſuche Photographen Hofmann, höre, daß 200 Proteſtanten in Irkutsk, mit Kirche und Pfarrer. Geſamtbevölkerung von Irkutsk etwa 60 000, ſtehe an Bedeutung Tomsk doch noch nach. Andere erklären Irkutsk für Mittelpunkt Sibiriens.

Die Yankees ſind ſteif und feſt davon überzeugt, daß ein Wachstum wie das der amerikaniſchen Städte in der ganzen Weltgeſchichte noch nicht vorgekommen. Berlin aber iſt im letzten Jahrzehnt raſcher gewachſen als Chicago, und einen Fortſchritt wie Ludwigshafen hat überhaupt faſt keine Stadt aufzuweiſen. Einen noch härteren Stoß empfinge der Dünkel der engliſch redenden Völker, die immer mit ſolcher Verachtung auf öſtliche Barbarei herabblicken, wenn ſie ſich dazu entſchließen könnten, ruſſiſche Statiſtiken zu ſtudieren. Sie würden finden, daß Lodz, das vor kurzem ein unbedeutender Ort von einigen 30 000 Seelen war, jetzt der halben Million naheſteht. Und ein Beſuch ruſſiſcher Städte würde zeigen, daß vielfach deren Straßen breiter ſind und

Digitized by Google

mehr neue Riesenbauten aufweisen als amerikanische. So hat sich namentlich das Bild von Kiew seit nur fünf Jahren durch Theater-, Universitäts- und andere großartige Bauten von Grund aus geändert. Der Aufschwung der Städte hat sich von dem europäischen nach dem russischen Asien fortgepflanzt. Der Geräumigkeit und Schönheit Margelans, der Hauptstadt Ferganas, wüßte ich keine Stadt Amerikas oder der englischen Kolonien an die Seite zu stellen. Tacoma am Pugetsunde und Lahore in Pendschab erfreuen sich vielleicht größerer Pracht der Häuser bei gleicher Geräumigkeit, aber jene Häuser bilden immer nur ein bestimmtes Viertel, abgesondert von der Hauptmasse; bei den Russen ist alles gleich großartig angelegt, nur freie Plätze und Boulevards. In sibirischen Städten sind Straßen von 40, ja hundert Meter Breite keine Seltenheit, und die Plätze, mit englischem Lehnwort squares genannt, sind schier unübersehbar. Ein Madison oder Union-square von New-York hätte oft zehn und zwanzig Mal Raum in ihnen. Nicht minder lassen andere Errungenschaften der Neuzeit, elektrisches Licht, Dampfschiffe und Eisenbahnen, sehr wohl eine Gegenüberstellung von Turkestan und Sibirien mit angelsächsischen Verhältnissen zu. Nur in elektrischen Bahnen sind die Russen noch stark zurück und in Zeitungen. Dagegen stehen die russisch-asiatischen Eisenbahnen turmhoch über den indischen und in der Verpflegung unbedingt auch über den amerikanischen.

Am 26. April wurde verboten, über das Eis des Baikal zu gehen. Da ich jedoch fand, daß trotzdem noch Leute hinübergingen, trotz der gefährlichen Sprünge, schien die Sache einen Versuch wert. Doch, siehe, aus dem Schlote des „Baikal", des großen Eisbrechers, stieg Dampf. Ich begab mich an Bord, sah gewaltige Güterwagen „ostchinesische Eisenbahn" beschrieben, die bereits im Riesenbauche des Brechers verladen waren, bewunderte die Schönheit und Sauberkeit der Kabinen — auch ein Fürstenzimmer war dabei, und fragte, wann der Dampfer, der offenbar reisefertig, losgehe. „Seitschas" (sogleich). Man kann dies Wort wie das berühmte Tadaima der Japaner, unbedenklich dem ehrlicheren bukra (morgen) der Moslime gleichsetzen. Es bedeutet entweder „diesen Augenblick" oder „dieses Jahr" oder „nie". Ich erkundigte mich, was es im Fall des Baikal vorstellen solle. „Nun, ungefähr in drei Tagen." Der Baikal hatte schon einmal einen Versuch gemacht, das sieben Fuß dicke Eis zu durchbrechen, aber hatte etwas an sich selbst zerbrochen und war nach zwei Werst zurückgekehrt. Der Baikal soll 7000 Tonnen haben. Der erste Ingenieur sagte mir, er habe 23000 Pferdekräfte. Einige Wochen darauf traf ich einen wohlunterrichteten Mann, der sagte, das sei alles Schwindel. Etwas über 3000 Tonnen und noch nicht 8000 Pferde. Man sieht, es ist selbst für die wahrheitsliebendsten Reisenden oft recht schwer, genau zu erzählen. Der Mann setzte hinzu, in ganz Rußland habe man keinen Mechaniker finden können, der die fertigen Pläne auszuführen, und dann keinen Monteur, der die Teile zusammenzusetzen verstanden hätte. So wurde alles von England gemacht, daß so seinem nordischen Freunde die Herrschaft über Asien erleichterte. Freilich für teures Geld. Englische Handwerker, die gewöhnliche Schlosserarbeiten verrichteten, hätten bis 50 Mark täglich bezogen.

Neben dem Baikal lag die kleine Angara, ebenfalls ein Brecher, wie ein Schellfisch neben einem Haifisch, aber ebenso rasch wie der große Bruder. Eine recht thörichte Ausgabe, diese beiden Eisbrecher! Sie kosteten $7^1/_2$ Mill. Rubel und leisten so gut wie nichts, namentlich auch deshalb, weil sie bloß für 7 Fuß Eis bestimmt sind. Man wußte nämlich in Petersburg nicht, daß das Eis des Sees bis 11 Fuß stark wird. $7^1/_2$ Millionen, da die ganze Ringbahn um das gebirgige Südende des Sees auf 22 Mill. veranschlagt wird. Mit

Digitized by Google

dem unnütz hinausgeworfenen Gelde hätte man also ein Drittel jener Bahn, die 300 Werst lang wird, herstellen können. Jetzt sind erst 5 Werst fertig, meist durch Italiener gebaut, die hier bis 5 Rubel täglich bekommen. Das ist am Ostufer; am Westufer ist fast noch garnichts gethan.

Ich traf einen Reisegefährten auf der Fahrt nach Irkutsk, den Direktor einer dem Zaren gehörigen Goldmine. Der Generalgouverneur von Irkutsk habe ihm gestern mitgeteilt, daß er das Beschreiten des Eises verbieten werde. „Aber, was wollen Sie in Sibirien verbieten?" Bei einem See, der sich auf fünf Breitegrade erstreckt, ist allerdings ein Verbot herzlich aussichtslos, aber immerhin eine bemerkenswerte Anschauung für einen Beamten des Kaiserlichen Zivilkabinets, nicht? Also dann hinüber! Ein Schlittenbesitzer trat auf und forderte 10 Rubel per Schlitten. Wenn wir aber heil hinüber kämen, fünf mehr. Auch nicht übel, diese Taxe. Wenn Mann und Pferd im See ersäuft, ist es fünf Rubel billiger. Bei herrlich klarem Wetter, aber schneidendem Ostwinde, am 27. April fuhren wir hinüber. Im Süden und Osten hohe Gebirgsketten; gegen Norden zu, wo allein kein Ufer zu sehen war, ward die Gegend flacher. In den Bergen giebt es noch viel kostbares Pelzwild, Zobel und blaue Füchse. Die Pferde griffen gut aus. Einige Steinwürfe entfernt war der erste Spalt, fast einen Meter breit. Ich stieg aus und hüpfte hinüber. Sehr bald aber bemerkte ich, daß die trefflich eingeübten Pferde noch besser sprangen als ich, und blieb daher, gleich meinem ruhigeren Gefährten, in der Folge gelassen sitzen. Es ging auch alles sehr gut. Nach 80 Werst, die letzte Strecke dicht am malerischen Strande, kamen wir, ich halb erfroren, in Myssowskaja an, dem Ausgangspunkt der transbaikalischen Bahn. Ungeheures Leben auf dem Bahnhofe. Die Gesichter aber minimales Vertrauen erweckend, noch weniger als in Irkutsk. Alles, auch die stattlichen Neubauten neben Erdhütten und knietiefem Dreck, erinnert an die Goldminenstädte des Far West. Essen auf der Bahn vorzüglich, aber unsere erste Klasse unglaublich schmutzig. Man darf nie sein Gepäck allein lassen, und wer allein reist und einmal aussteigt, um zu essen oder auch nur ein bißchen spazieren zu gehen — die Züge halten sehr lange — thut gut, jedesmal einen Träger eigens zu besolden, um auf seine Sachen aufzupassen.

In Werchne Udinsk trennte ich mich von meinem Gefährten, dem gebildetsten und angenehmsten Russen, den ich je kennen gelernt — seine Mutter war freilich eine Deutschschweizerin, seine Frau ist aus England — besuchte den Bürgermeister, machte Einkäufe, darunter — die Kälte des Baikal hatte mich erschreckt — einen Pelz, mit Wolle gefütterte Langstiefel, die, trotzdem es schon Ende April war, sich noch recht nützlich erwiesen. In Japan habe ich selbst bei großer Julihitze die über die Knie reichenden Kanonen noch schätzen gelernt, indem ich sie gegen Moskitos mit Erfolg anzog.

Da ich die sibirische Bahn jetzt verlasse, über sie noch einige Worte. Ein deutscher Assessor Wiedemeyer, hat ein zusammenfassendes Buch über sie veröffentlicht, das, obwohl der Autor kein russisch kann, vorzüglich ist. Er äußert sich nicht allzu günstig. An der sanguinischen Erwartung, als ob der Lauf des Welthandels durch die Bahn umgewandelt werden könne, hält niemand mehr fest. Allein auch die strategische Leistungsfähigkeit der Bahn ist bis jetzt recht gering. Sie ist erzschlecht gebaut, zum Teil mit Absicht, zum Teil infolge der Unterschlagungen der Unternehmer. Sie geht infolgedessen sehr langsam. Immerhin verkehren schon zwei bis drei Züge täglich auf jeder Richtung (nicht fünf, wie einst ein offiziöser Bericht sagte), auf der transbaikalischen Strecke nur je einer. Jede Woche aber kommen Unglücksfälle vor. Nahe der Brücke von Krasnojarsk sahen wir 23 übel zermalmte Wagen rechts und links vom Bahn-

Digitized by Google

körper liegen. Eine der üblichen Entgleisungen hatte stattgefunden, und wir fuhren blos drei Stunden später über die Unglücksstätte. Das Defizit der Bahn betrug 1900 noch 6 Mill. Rubel. Die Auswanderung aber nach Sibirien ward so schlecht geleitet, daß Zehntausende, um Geld und Hoffnungen ärmer, wieder zurückkehrten. Trotz alledem aber ist und bleibt die Bahn ein Kulturwerk ersten Ranges. Fehler müssen überall begangen werden. Später wird man die Schäden vergessen, und bloß den Nutzen, den sie gestiftet, preisen. In jedem Fall hat sich seit dem Beginn der Bahn, seit 1891, die Zahl der Slaven in Sibirien schon fast verdoppelt. Sogar Leute, die keine russischen Unterthanen, galizische Slowenen, sind nach Sibirien ausgewandert. Die mandschurische Bahn, die aus Privatmitteln gebaut ist, sollte bestimmt, so hieß es im Frühling, noch vor Ende Juli fertig werden, was nicht eingetreten ist. An der mandschurischen Bahn sind Mitglieder des Ministeriums und einige Großfürsten beteiligt, die später die Bahn mit wesentlichem Nutzen an die russische Regierung loszuschlagen gedenken. Das ist der Hauptgrund dafür, daß trotz der ungeheuren Kosten, die die Mandschurei verursacht, und der geringen Erfolge, die im Grunde bis jetzt erzielt wurden, eine Wiederherausgabe des Landes, wie selbst russische Patrioten es wünschen, ausgeschlossen ist.

Digitized by Google

# Die schöne Adeline.

## Novelle.

Von **Gabriele Reuter.**

---

Die Kunstschüler von Bernhardshausen gaben ein Sommerfest; keine von den feierlichen offiziellen Veranstaltungen, bei denen alle Professoren, die Prinzessinnen mit ihren Hoffräuleins und der Herzog selbst erschienen, sondern eine harmlose lustige Landpartie nach dem Rödchen.

Am Eingang des Wäldchens überfielen Landsknechte und Raubritter, in verstaubten Theatermänteln und mit fürchterlichen angeklebten Bärten die jungen Mädchen, die in ihren hellen Kleidchen munter und ahnungslos in die grüne Dämmerung eindrangen. Unter wildem Geschrei und Gelächter wurde die holde Beute zum Tanz auf dem freien Platz unter der Linde beim Försterhaus entführt.

Ein Scheibenstand war auch errichtet worden. Man konnte hier einen Feldblumenstrauß oder eine Skizze gewinnen — je nachdem das Glück einem lächelte. Aber wollte man die Skizze mit nach Haus führen, so mußte man den Einsatz doppelt zahlen — zwei Fünfpfennigstücke, für die Vergnügungskasse des armen Malervolkes.

Auf einem Platz mit Brettertischen und Bänken, unter Tannen und Buchen wurden behäbige Väter und Mütter seßhaft, bei Kaffee und Kuchen oder Schinkenbrödchen. Dorthin zu der Erfrischungsquelle hüpften dann die jungen Mädchen, glühend vom Tanz, mit glänzenden Augen am Arme ihrer künstlerischen Verehrer. Man klang mit den Gläsern aneinander, man lachte, sang und jubelte in einer Lust, zu deren Rausch der Uebermut der Jugend mehr Feuer gab, als das perlende Selterwasser mit Himbeersaft, oder das leichte Bier von Bernhardshausen.

Bei dieser Gelegenheit sah Baron Laßberg Adeline zum erstenmal.

Er saß abseits von den Uebrigen mit Fräulein von Chatullier am Tische und machte ihr den Hof. Sie waren auf ihren Rädern gekommen und nur durch Zufall zwischen die Gesellschaft der Kunstschüler geraten. Herr von Laßberg, der auf höheren Befehl und um seine etwas verwirrten Finanzen in Ordnung zu bringen, in dem kleinen Bernhardshausen weilte, war von der harmlosen Munterkeit um ihn her fast gerührt. Als die Jugend im Ringelreihen um die Linde tanzte, hob er sein Glas und rief mit der feinen, müden Stimme, in der seine Begeisterung nur wie ein leiser, weicher, Flötenton nachhallte, dem alten Kienhoff zu:

„Ich bin charmiert — einfach charmiert. Da erlebt man ja Böcklinsche Stimmungen — vielleicht eher Thoma — ja — aber jedenfalls deutsch — urdeutsch!“

Der alte Professor Kienhoff stand in seinem unvermeidlichen, abgetragenen Havelock, dem er angetraut war, wie die Leute sagten, mit seinem

Digitized by Google

zerzausten weißen Bart und dem wettergefesteten Filz von unbestimmter Form und Farbe auf dem kurzgeschorenen Kopf breitbeinig und schweigsam unter der Jugend, die er ernsthaft betrachtete.

Der Alte war ein wunderlicher Heiliger. Laßberg hatte oftmals Abends in der Kneipe lange Debatten mit ihm und das Nachdenken über manche Aeußerung von Kienhoff vertrieb ihm einige sonst sehr langweilige Stunden. Ohne Zweifel ein geistreicher Kerl. Solche Originiale trifft man nur noch in kleinen Städten, meinte Laßberg und es amüsierte ihn, den Alten auszuholen und zu studieren. Er dachte nicht daran, daß der alte Menschenkenner vielleicht auch an ihm seinen Spaß haben könne, als an einer interessanten Spezies feiner und jäh getriebener Kulturentwicklung.

Kienhoff kam auf Laßberg zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte fast feierlich:

„Kommen Sie mit, ich will Ihnen einmal etwas sehr Schönes zeigen."

Laßberg folgte ihm lächelnd und neugierig.

Einige romantische ältere Mädchen hatten Adeline abseits von der übrigen Schaar auf einen Baumstumpf gesetzt, ihr das Haar aufgelöst und ihr einen Kranz von Waldblumen aufs Haupt gedrückt. Um sie her lagerte ein Kreis Andächtiger, die sich hier zur stiller Schönheitsfeier gesammelt hatten.

Ein junges Bürschchen, frisch aus einem Thüringschen Dorfe in die Kunst verpflanzt, staunte mit großen Augen und zeichnete gierig in sein Skizzenbuch.

Wie oft Adeline schon gemalt, gezeichnet und modelliert worden war, ist gar nicht zu sagen. Sie schien dies als einen notwendigen Bestandteil des Lebens aufzufassen — so unberührt ließ es sie. Auch jetzt saß sie mit einem ganz natürlichen Ausdruck in friedlicher Haltung auf dem Baumstumpf. Die blauen Glockenblumen, die grünen Farrenwedel ihres Kranzes nickten in ihr wunderfeines Antlitz, das die kühle, zarte Farbe rosiger Meermuscheln trug. Ihr Haar verhüllte ihr ungeschickt geschnittenes weißes Kleidchen, glitt ein Mantel von weicher Seide an den Linien ihrer Gestalt entlang und vermischte seine wie aus Sonnenlicht und Mondesglanz gewobenen Strähne mit den Waldkräutern, die zu ihren Füßen sproßten.

„Ganz unwahrscheinlich," sagte Laßberg. „So etwas giebts ja eigentlich gar nicht mehr! — Einfach verblüffend."

Kienhoff lachte, als hätte er auf irgend eine Weise Teil an diesem gelungenen Meisterstück der Natur.

„Ueberhaupt, das alles ist ja entzückend hier," rief Laßberg. „Reizend primitiv! — So jung — so gesund! Ja — man muß in die kleinen Städte kommen, da findet man noch Sonne und Frieden. Es ist ein Jammer, wie wir existieren. Eine Ueberreiztheit sondergleichen. Kunst — Kunst — Kunst — alles Kunst! Unser ganzes Leben. Sehen Sie den Jungen, wie er das Mädel anschaut — diese Andacht im Blick — das ist noch Begeisterung — ist noch Liebe! Gott, was gäbe ich drum, wenn ich noch so empfinden könnte. Sehen Sie, Professor — sogar hier kritisiert man . . . Es fällt einem ein: Thumann . . . .! Also eigentlich süß — beinahe banal vor lauter Schönheit . . . ."

„Na, wenn Der das rauskriegte," brummte der Alte. „Könnte sich die Finger lecken."

„Irgend etwas fehlt doch — ich weiß nicht — irgend ein Gewürz . . ."

„Ich will Ihnen sagen, was Ihnen fehlt, das Hautgout fehlt Ihnen! Sie können einfache, gesunde Schönheit garnicht mehr vertragen. Die wird

Digitized by Google

Ihnen langweilig. Ach, wir sind hier auch nicht mehr so primitiv, wie Sie meinen. Das sieht nur so aus. So ein paar gute Jungens, die am Anfang stehen, und dem Mädel nichts bieten können — na ja! — Aber warum ist so ein Geschöpf noch nicht verheiratet? — Ich sehe seit zwei Jahren zu. Bewundert wird sie genug."

„Vielleicht — ich könnte mir denken, daß sie nicht zur Leidenschaft reizt. Harmonie ist nicht alles. Rätsel müssen auch sein. Schneiden Sie nicht so ein satyrisches Gesicht, alter Brummbär. Die Liebe ist selbst ein Rätsel und hat gern mit dem Rätselhaften zu thun."

„Die Liebe — ja wie Ihr sie versteht, als ein raffiniertes Spiel, Euren Lebensdégout zu überwinden!"

„Und was wäre sie sonst?"

„Ach, Ihr würdet mich doch nicht verstehen."

„Sie wissen, daß ich sehr viel übrig habe für Ihre Gedankenwelt. Etwas Einseitiges — das sage ich Ihnen ja immer — das bunte Leben könnte bei so strengen Maximen schwerlich bestehen, indessen . . ."

Der alte Mann mit der gewaltigen Gestalt und den versonnenen Augen lachte still in sich hinein.

„Ihre Dame sieht sich schon längst nach Ihnen um, lassen Sie sie nicht zu lange warten," sagte er sanft ablehnend. Laßberg folgte seinem Wink und fuhr fort, vor Fräulein von Chatullier Adelinens Schönheit zu zergliedern, mit dem heimlichen Nebenvergnügen, das elegante Baroneßchen ein wenig eifersüchtig zu machen.

Es war wirklich zu nett in diesem kleinen Bernhardshausen. Alles hatte so einen gewissen Zauber. Als er hierher kommen mußte, weil sein Vater es mit der Herzogin zu seinem Heile so ausgemacht hatte, um für sie gewisse, alte Handschriften zu ordnen, hätte er garnicht geglaubt, daß er den ganzen Sommer werde aushalten können — der verwöhnte junge Lebemann, dem alle feinsten Essenzen moderner Lebenskunst noch nicht fein genug, dem alle raffinierten Genüsse noch nicht raffiniert genug waren — und der sich dabei fortwährend predigte, daß es irgend etwas ganz Einfaches geben müsse, das ihn endlich befriedigen würde.

Er traf später Adeline allein im Wald, bemüht ihr langes, schweres Haar zusammen zu fassen und wieder zu flechten.

Aufs Neue dachte er: Unwahrscheinlich, ganz märchenhaft.

Er trat zu ihr — hob mit zarten Fingern eine der langen blonden Strähne in die Höhe und führte sie an seine Lippen.

„Man huldigt Königinnen, indem man den Saum ihres goldenen Mantels küßt," sagte er mit seinem feinen ironischen Lächeln. „Königinnen pflegen in Gnaden zu gestatten."

Adeline blickte freundlich, ein wenig errötend.

„Bitte, zerstören Sie das nicht," sagte er leise und innig, auf die niederfließenden blonden Wellen deutend.

„Das Haar ist so heiß und schwer," sagte sie einfach. „Es ist eine Last."

„Die Schönheit ist auch eine Last," bemerkte er.

„Ach ja," antwortete sie mit einem kleinen Seufzer.

Sie schlenderten nebeneinander dem Versammlungsorte zu. Beim Ueberschreiten eines kleinen Rinnsals hob Adeline ihr Kleid auf, Laßberg sah den Saum eines grauen Barchent-Röckchens. Er wandte den Blick ab in die grüne Blätterwelt zu seinen Häupten. Es hatte ihm weh gethan, was er da gesehen.

* * *

Digitized by Google

Bei Mondschein sammelten sich die Pärchen zum Heimweg. Laßberg und Fräulein von Chatullier hatten beschlossen, ihre Räder unter die Hut des Försters zu stellen, um sich der Gesellschaft anzuschließen. Es war Fräulein von Chatullier's Vorschlag, sie war immer zu solchen kleinen Extravaganzen aufgelegt. Sie hatte Herrn von Laßberg so lange mit seiner Blasiertheit geneckt, bis er mit ihr und allen andern jungen Mädchen um die Linde tanzte. Auch mit Adeline. Diese tanzte nicht besonders — ganz richtig und gut, aber scheu, ohne Hingabe, ohne Schmiegsamkeit.

Als die jungen Leute lärmend oder heimlich tuschelnd aufbrachen, stand sie allein und sah in den Mond, ihr Märchenhaar war aufgesteckt und machte ihren Kopf ein wenig zu dick, ihr Kleid war zu eng über der Brust und zu kurz in der Taille und um die Knöchel. Sie kam Laßberg vor wie ein enthrontes Königskind in einer entstellenden Verkleidung. Er fühlte einen Augenblick ein romantisches Mitleid mit ihr und dachte, er möchte wohl im Dunkel des Waldes leise mit der Hand über ihren wundervollen schlanken Arm und die Linien ihrer Hüften entlang gleiten. Fräulein von Chatullier kam und holte ihn. Sie sprachen wieder von Adelinens Schönheit. Fräulein von Chatullier, welche Act zeichnete und sich gern „le paintre Chatullier" nannte, erzählte, sie habe Adelinen im Bade gesehen. Ihre Knie seien unvergleichlich und die Proportionen ihres Körpers genau die der medizeischen Venus. Sie habe mit dem Centimetermaaß gemessen. Und dann kam man auf die Beziehungen der Schönheit zur Liebe. Es war doch ein toller Reiz, dachte Laßberg, im deutschen Wald bei Mondschein und Volksliederbegleitung zu plaudern, wie mit einer verheirateten Pariser Mondäne. Diese deutschen Mädchen in kleinen Städten — wahrhaftig ein höchst wunderbares Gemisch, ein garnicht uninteressantes Studium! Auf immer heiklere Gebiete lockte er seine Gefährtin. In delikaten Worten flüsterten sie, was kaum zu nennen war, überboten sich in graziösen, kitzlichen Bedenklichkeiten, die ihre Nerven leicht und zitternd erregten.

Adeline ging mit dem alten Kienhoff heim — ein stilles Paar, vielleicht das stillste von allen.

Der alte Professor Kienhoff interessierte Laßberg im Grunde mehr als die beiden Mädchen miteinander. Mein Gott — die Frauen . . . Das war wie ein Schluck Bier oder ein Glas Mosel oder veuve Cliquot — je nachdem. Ob man nachher einen klaren frischen Kopf und eine angenehme Erinnerung oder einen dumpfen Kater hatte, war eigentlich das Unterscheidende und das Hauptkennzeichen von der Güte der Sorte.

Aber man besaß denn doch noch etwas Höheres in sich, als das Alltägliche . . . . Erlösung hast Du nicht gewonnen . . . . klangs ihm nach allem Lieben in den Ohren und irgendwie sehnte er sich nach Erlösung von den Leiden seines jungen Lebens, von der Wirrniß und Zerfahrenheit aller Sehnsuchten und Bestrebungen. Darum horchte er so gierig auf jeden neuen Ton, der in seiner Nähe klang, ob er ihn auf irgend einen Weg, zu irgend einem Ziel weisen möchte. Um ihn her schossen die neuen Weltanschauungen wie Pilze aus der Erde. Sie waren das Gelächter und der Spott von ihm und seinen Freunden. Trotzdem beschäftigte er sich mit jeder. Wie er sagte: Um die Zeichen der Zeit zu studieren. Aber heimlich dachte er: Man kann nicht wissen, von welcher Seite das Heil einmal kommen wird! Er sah Ehrgeiz und Berechnung im Gefolge von allen. Es schien den Gläubigen immer nur wieder ein Spielen und Versuchen.

Mit dem alten Kienhoff sprach er viel von diesen Dingen. Der suchte keine Schüler, wollte keine Gemeinde bilden, hauste so still für sich als ein

Digitized by Google

entschlossener Junggeselle in seinem kleinen Hause, einsam draußen in den Feldern, wo der Wind wehte und man weit hinausschauen konnte bis zum Thüringer Wald. Laßberg trat hier eigentlich zum erstenmal ein Mann entgegen, der nach seinem Bewußtsein von Wahrheit und Recht lebte.

Mißtrauisch hatte er spioniert im Anfang, doch in dem Gebäude dieses Lebens war keine Lücke zu entdecken. Kienhoff handelte wirklich nach seinen Ueberzeugungen. Hatte seinen Posten an der Hochschule aufgegeben, weil er sich unleidlich gemacht hatte, mit seinem strengen Urteil. Eine Verlobung war vor Jahren von ihm gelöst worden, weil er fühlte, daß das Mädchen innerlich nicht zu seiner Art gehörte und andere Erwartungen an die Zukunft stellte, als er zu erfüllen im Stande war. Nun trug er das Wirkungslose seines Daseins, zu dem er verurteilt war, mit freundlichem Ernst. Wenn er jemand gern hatte, sagte er ruhig und offen seine Meinung. Laßberg hatte er gern. Und Laßberg fühlte: Hier war etwas, das auch ihm zum Halt gereichen mochte. Aber instinktiv empfand er schon mit innerem Widerstreben, daß das alles auch sehr unbequem werden konnte.

Es war die Beobachtung dieses Kampfes in dem jungen Herrn, die den alten Mann anzog.

Heut fragte sich Laßberg mit heimlichem Gelächter, ob der Alte in die Adeline verliebt sei. Es schien ihm, als werde jener dadurch von der Höhe, die er ihm neidete, herabgezogen.

Er neckte Kienhoff mit den Freuden seines Heimwegs: das schöne Mädchen am Arm durch den dunkelnden Wald.

„Ja ja," sagte der, „da denken Sie wohl gleich Allerlei. Sagen Sie mal — wenn die Adeline so Eine wäre, zum Tätscheln und Drücken, und mal ein Küßchen hier und ein Küßchen da — man hätte sie für mich alten Kerl dastehen lassen? Sie haben Menschenkenntniß! Das muß ich bewundern. Warum haben Sie sie denn nicht aufgefordert, waren ja doch ganz weg von ihrem Anblick."

„Ich war verpflichtet, Fräulein von Chatullier nach Hause zu bringen . . ."

„Na ja also . . ."

„Uebrigens ein geistreiches pikantes Mädel."

„Genäschig und verspielt, wollten Sie sagen."

„Sie urteilen einmal wieder sehr streng, alter Freund. Warum soll solch ein junges Mädchen nicht mitnehmen, was sich so bietet? Wenn sie dabei graziös bleibt — und natürlich gewisse Grenzen nicht überschreitet. Sehen Sie mal, Ihre schöne Adeline — mein Gott — wenn das Mädchen zu dem Aussehen Temperament hätte — das wär ja eine Göttin . . . ."

„Wissen Sie genau, daß Göttinnen Temperament hatten? Wozu in aller Welt braucht eine Frau Temperament, wenn sie gesund und jung und gütig ist? Ich fahre für einen Tag zum Vesuv herüber und bewundere meinetwegen — ich werde mir mein Haus doch nicht da bei dem Lavadrachen bauen. Das ist ja eben der Unterschied: Liebe ist Euch ein Spiel mit Sensationen geworden. Kein Ernst. Kein heiliger Zweck. Mein Freund: Diese Adeline ist eine Kostbarkeit, wie sie heute nur noch selten aus der Hand der Natur hervorgeht. Sie sagen: langweilig. Darauf antworte ich: gesund, hat Ruhe und Frieden in sich. — Von der wollt ich Kinder!" Der Alte schlug mit der Faust auf den Tisch. „Wäre ich der in meinen jungen Tagen begegnet . . . . Ich sage Ihnen, ich hätte gewußt, was ich an ihr habe. Ein Geschlecht hätten wir in die Welt gesetzt, das sich hätte sehen lassen können."

Digitized by Google

„Und warum jetzt nicht mehr?“ fragte Laßberg leicht ironisch.

„Jetzt?“ murrte Kienhoff. „Dazu ist sie mir zu gut — und ich mir auch. Jugend zu Jugend. Aber ich rate Ihnen, sehen Sie sich das Mädel an — die könnte vielleicht noch was aus Ihnen machen. Und hier möcht ich sie raushaben. Wird ja rein zum Malermodell. Pfui Teufel! Will ihr Lehrerinnenexamen machen .... Hungert sich so durch mit der Mutter .... Na — ich habs Ihnen gesagt. Ueberlegen Sie's! Aber nicht etwa ihr Flausen in den Kopf setzen, wenn Sie es nicht so meinen. Dann kriegen Sie es mit mir zu thun. Dazu sind die peintres Chatulliers und Consorten da.“ Er lachte herzlich. „Sehen Sie, um die ists auch Schade! Ein talentvolles kleines Frauenzimmer. Die habt ihr schon auf dem Gewissen ....“

„Nicht daß ich wüßte,“ antwortete Laßberg mit leichtem Lächeln.

„Ach, alter Kunde, Sie verstehen recht gut, wie ichs meine. Es giebt auch eine geistige Verführung.“

„Sie haben ja Recht, tausendmal Recht,“ sagte Laßberg plötzlich ernst. „Aber sehen Sie — das ist wie Trinken, oder Rauchen — man weiß, es ist ein schädlicher Reiz — es höhlt die Kraft aus — man kanns doch nicht lassen.“

„Ja — freilich — wenn mans nicht lassen kann .... Da ist ja dann weiter nichts zu machen. Warum schießen Sie sich denn nicht lieber gleich eine Kugel durch den Kopf?“

* * *

Vier Wochen später sandte Dietrich Laßberg die Anzeige seiner Verlobung mit der schönen Adeline in die Welt. Er wollte Kienhoff beweisen, daß es noch junge Leute von Willen und Charakter giebt.

---

So war das Märchenglück zu Adeline gekommen. Denn für sie schiens das Märchenglück und Laßberg der verzauberte Prinz, dem sie willenlos und demütig zu Füßen sank.

Laßberg nahm nun vor allen Dingen Adelinens Erziehung energisch in die Hand, sie mußte reiten und schießen, Tennis spielen und Cigaretten rauchen lernen. Er bat Fräulein von Chatullier, ihn in seinen Bemühungen zu unterstützen und diese half mit Vergnügen, die junge Frau für die Kultur zu formen.

Dietrich sorgte dafür, daß ihre schönen Glieder in Spitzen und zarte Seide gehüllt wurden, wie er sich den Körper einer Frau vorzustellen liebte. Er wollte, daß jedermann, auch der Droschkenkutscher auf der Straße und das Fräulein im Geschäft begreifen mußte, warum er, dieser raffinirte Mann, Adeline zur Gattin gewählt habe.

Zuweilen sah ihn Adeline mit ihren großen Augen ernsthaft an und sagte: „Dietrich, das alles ist mir so peinlich. Du hast ja das Geld garnicht zu dem Leben, welches wir führen. Ich bin auch glücklich ohne die vielen schönen Sachen.“

— Das gute Kind — sie dachte, er wolle nichts anderes, als sie mit diesen Dingen erfreuen ... Uebrigens war sie nicht dumm, nur haftete ihren Aeußerungen immer eine gewisse bürgerliche Schwerfälligkeit an, die Laßberg nicht mochte.

Sonst liebte er sie ja. Und sie? ... Sie war einfach seine Sklavin, diente ihm in froher Demut und Ergebenheit — hätte sich auch von ihm



Digitized by Google

mißbrauchen und mißhandeln lassen, wenn es ihm so gefallen haben würde.

Wohl hatte sie sich die Ehe anders gedacht — feierlicher und heiliger — so wie er als Bräutigam davon geredet hatte, wenn ihr zu Mute war, wie in der Kirche und als höre sie ihren Heiland. Aber was hatte sie denn gewußt?

Anfangs gab sich Dietrich redlichste Mühe, ihre Beziehungen schön und zart zu erhalten. Es war ihm ein neues und ungewohntes Vergnügen, mit diesem unschuldigen und noch ganz liebesfremden Geschöpfe schonend umzugehen, sie als ein in den Irrungen des Genusses erfahrener Mann, vorsichtig den rechten Weg zu führen. Er empfand oft eine heimliche Rührung über sich selbst und den naiven, gesunden Frieden seiner Ehefreuden. Ab und zu freilich gelüstete es ihn, mit Adeline zu experimentieren — nur eben als eine Probe, was wohl noch in der stillen, so innigen und doch so kühlen Frau verborgen sein mochte. Aber bei dem geringsten Versuch, sie in die raffinierteren und gesteigerteren Künsten der Sinnenlust einzuweihen, las er in ihren Augen Schrecken und banges Erstaunen. Sie that alles was er wünschte, aber nicht aus Begierde, sondern einfach, weil es ihrem Geliebten so gefiel. Da begann er sich vor ihr zu schämen und das konnte er ihr natürlich nicht vergeben. Es wäre ihm lieber gewesen, sie hätte sich ihm versagt, und ärgerlich schalt er sie in seinem Herzen dafür, daß sie nicht mehr Härte in der Güte besaß.

Es ärgerte ihn, daß die schlanke, weiße, junge Schönheit, die sich doch auf den Kissen des Ehebettes so willig seinen Zärtlichkeiten preisgab, ihn nicht stärker und nachhaltiger zu reizen vermochte. Er empfand darin ein Armutszeugniß für sich selbst und das steigerte seinen Groll gegen sie.

Voll Ueberdruß konnte er ihren harmonisch gebildeten schönen Leib nach Fehlern und den Malen von Schmerzen und Leidenschaften durchforschen und sich dann gähnend abwenden. Ihre Ahnungslosigkeit empörte ihn. In solchen Augenblicken haßte er Adeline beinahe.

Nach einem halben Jahr ihrer Ehe betrog er seine Frau bereits mit dem paintre Chatullier, der in dem Haushalt des jungen Paares als beratende Freundin weiter aus und einging. Ganz Bernhardshausen wußte, daß zwischen den beiden ein bedenkliches Einvernehmen herrschte — nur Adeline ahnte nichts.

Während er und die kleine Chatullier eines Abends auf Adeline warteten, die ihre Mutter besuchte, hatte das Baroneßchen sich ihm gegeben, auf dem Sopha in seinem Studierzimmer, ganz plötzlich und ungeniert, er war fast davon verblüfft worden.

Aber dann — das war freilich etwas anderes als mit Adelinen. Jedesmal ein neuer Kampf, ein Auf und Ab von Stimmungen, die so reizend und schillernd wechselten, wie die Farben ihrer seidenen Röckchen und ihrer weichen Atlasmieder. Und eine Keckheit in der Lasterhaftigkeit ihrer kleinen Person, die seine Gleichgültigkeit immer aufs Neue zu bebendem Verlangen aufstachelte. Welches eigenartige Vergnügen, sie in ihrem schmucklosen blauen oder grauen englischen Tuchkleidchen mit ihrer spröden knabenhaften Grazie neben ihrer würdigen korpulenten, in viele schwarzen Spitzen gehüllten Mama Sonntags Morgens in der Kirche zu treffen. Er hatte sich angewöhnt, wieder in die Kirche zu gehen, nur um in seiner Phantasie ihres Wesens Gegensätze zu genießen. Bei dem hochnäsigen, kaum merkbaren Nicken ihres zurückgeworfenen Köpfchens zu wissen, welchen kokettlüsternen Ausdruck ihr Gesicht annehmen konnte, wenn sie ihn neugierig

Digitized by Google

nach den Erfahrungen seines Junggesellenlebens aushorchte. Oder auch lächelnd zu denken, daß sie für ihn Ruf und Zukunft jeden Tag aufs Spiel setzte. Für ihn? Nein, so thöricht war er denn doch nicht, sich dergleichen ernstlich einzubilden. Aus Lust am Wagnis, aus Freude an dem pikanten Erlebniß. Sie wußte auch, daß ihr die Zukunft nichts bieten konnte — sah mit ihrer kalten Verstandesschärfe ihr Loos als armes, adeliges Fräulein illusionslos voraus. Sie und er träumten wahrhaftig nicht in Idealen, machten sich gegenseitig nichts weis. Und das eben war ihm angenehm. Hier fühlte er sich zu Hause, war auf bekanntem Boden. Die Kraft der Hingebung, die er zuweilen in Adeline ahnte, hatte ihn bedrückt.

Uebrigens erwartete sie jetzt schon Mutterfreuden und war damit völlig beschäftigt. Diese Frauen — auch den Besten sind ja die Männer immer nur Mittel zu einem Zweck. Wie war das Weib glücklich gewesen, als der Arzt seine Befürchtungen bestätigte. Er selbst geriet einfach in eine fürchterliche Laune und machte ihr bittere Vorwürfe.

Sinnlos — mußte er sich ja später sagen. Er hatte doch seine Ehe selbst begonnen mit dem Nietzsche-Wort: Lebendige Denkmale sollst Du bauen Deinem Siege und Deiner Befreiung .... Ehe: so heiße ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht voreinander nenne ich Ehe, als vor den Wollenden eines solchen Willens.

Er bat Adeline um Verzeihung, seinen Zorn damit motivierend, daß sie ihm nun nicht mehr so viel sein könne, wie bisher — nicht mehr sein göttlich schönes Liebchen — daß er sie respektieren müsse.

Adeline lächelte dazu, glücklich — ruhig — es schien ihr nicht einmal leid zu thun. Diese Frauen sind dem Manne doch ewige Rätsel.

Erlösung hatte er auch hier nicht gewonnen — darin hatte der alte Kienhoff sich gründlich geirrt. Die gute Adeline besaß wahrhaftig nicht die Kraft — dieses dämonische Fluidum, welches manche Frauen ausströmen, so daß man rettungslos ihrem Bann verfällt — dieses gewisse Etwas, es fehlte ihr vollständig, trotz ihrer Schönheit.

Adeline lebte in einer seligen Traumwelt. Die kühlen Zärtlichkeiten Dietrichs sagten ihr genügend von seiner Liebe, seiner Erwartung. Ihr ganzes Wesen war aufgelöst in unendlicher Sehnsucht. In der Seele der stillen Frau wogte es von großen starken Gefühlen, die an die Ufer ihres Lebens schlugen wie starke Meereswellen und sie erschütterten bis in die Gründe ihres Seins. Nun hatte alles, was ihre zarte Unschuld erschreckt, und oft tiefer gedemütigt hatte, als sie den lieben Mann ahnen ließ, einen wundervollen Sinn bekommen. Sie war entsühnt und geheiligt. Und er mußte es auch empfinden. Sie fühlte sich ihm verbunden in diesem Wissen, als sei sie nun erst, in einer höheren Weise als in den Umarmungen der Liebe, mit seinem Wesen zu geheimnisvoller Einheit verschmolzen.

Es war fast zur Gewohnheit geworden, daß Dietrich in der Dämmerstunde ausging, ein Glas Bier zu trinken und in die Zeitungen zu sehen, wie er zu sagen pflegte und erst zum Abendessen wieder kam. Aber seit einiger Zeit blieb er daheim und saß schweigsam rauchend und träumend, während seine Gattin ihm Thee bereitete. Fräulein von Chatullier war mit ihrer Mutter auf einer längeren Reise abwesend. Da Adeline aber nicht den mindesten Zweifel in die Liebe und Treue ihres Mannes setzte, war sie garnicht darauf verfallen, das Gehen und Kommen Dietrichs mit den Reisen ihrer Freundin in irgend eine Beziehung zu bringen.

Eines Tages empfing er in ihrer Gegenwart einen Brief. Er saß bei ihr und sie sprach leise und lachend zu ihm von ihren Hoffnungen.



Digitized by Google

Er nahm den Brief, ging von ihr fort, legte sich auf den Divan, las lange Zeit — immer wieder — immer wieder.

„Ist es etwas Unangenehmes?“ fragte sie.

„O nein, — nein — durchaus nicht,“ antwortete er. Seine Lider waren leicht gerötet, als er nach einer Weile zu ihr zurückkehrte, in seinen Augen glomm der verträumte, schläfrige Ausdruck, den sie kannte. Er war zerstreut. Ein paar mal lächelte er vor sich hin und endlich sah er sie mit demselben Lächeln an. Es war nicht eigentlich ein zärtlicher Ausdruck — es lag beinahe etwas Grausames um seine feinen schmalen Lippen. Ihr lief ein leichter Schauder über den Rücken, sie begann zu frieren. Und doch überwältigte sie die grenzenlose Sehnsucht, in der sie atmete, verdichtete sich zu der Sehnsucht nach ihm, nach seiner Liebe, die sie begehrte wie nie zuvor, mit einem Durst, einer Gier und zugleich einer Angst als müsse sie daran sterben. Und er nahm sie an dem Abend mit einer Begierde, wie nur in den ersten Tagen ihrer Ehe. Und doch anders. Seine Leidenschaft war wilder und rücksichtsloser. Die Grausamkeit, die sie auf seinem Gesicht hatte lauern sehen, stürzte sich auf sie. Es freute ihn, ihr wehe zu thun, ihr Schaudern und Entsetzen hervorzurufen, ihre Seelenpein mit der so plötzlich in ihr erwachten Sinnenglut ringen zu fühlen, — und Scham und Reinheit in schmerzlich wollüstigen Zuckungen vor seinen Augen verscheiden zu sehen.

Adeline litt tief und schwer in den nächsten Tagen. Ihr war, als habe sie nie zuvor gewußt, was Leben heißt. Sie las auf Dietrichs Antlitz Ekel und Verachtung und fürchtete sich vor ihm.

Krampfhaft weigerte sie sich, seinen Zärtlichkeiten nachzugeben. Sie fühlte, daß beide ein Sakrilegium begehen würden, wenn sie aufs Neue so in seine Hände fiele — sie wehrte sich und rang in weinendem Flehen um seine Schonung. Aber dabei zeigte sie in ihrem Wesen eine neue, fremde, nervöse Kraft und Leidenschaft und der Kampf mit ihr wurde ihm plötzlich ein toller heißer Reiz. Er beugte sich scheinbar ihrem Willen. Aber er begann ihre Phantasie zu verführen. Er legte sich von nun an nicht den geringsten Zwang mehr auf, sich ihr in einem höheren und idealeren Lichte zu zeigen. Sein feiner und scharfer und in der Sünde so heimischer Geist mischte die gefährlichsten Gifte, sie in dem seltsamen Rausch von Wollust und Qual, in den er sie versetzt hatte, zu erhalten — es wurde ihm immer mehr eine unnatürlich aufstachelnde Lust das Auf- und Niederwogen von Abscheu und vor Ekel zitterndem Verlangen an dem jungen Weibe zu beobachten und damit die sichere und instinktive Lasterhaftigkeit des kleinen **peintre Chatullier** zu vergleichen.

Diesen doppelten heimlichen Genuß zu kosten, zwischen seiner gleichförmigen Arbeit über den alten Pergamenten in den stillen, kühlen und weihevollen Räumen der alten herzoglichen Bibliothek, mit leichtem Lächeln im Vorübergehen die Blicke über die Büsten von Gelehrten und Dichtern gleiten zu lassen und dabei zu denken: Ihr edlen Köpfe wußtet zu Eurer Zeit auch etwas von dem zweiten heimlichen Leben, dem wir alle verfallen sind .... alles dies machte das Dasein in dem harmlosen Bernhardshausen doch erträglich interessant.

Adeline verfiel. Ihre Augen waren dunkel umschattet und oft rotgeweint und trübe. Sie wurde von mannigfachen Leiden heimgesucht und man sagte ihr, das bringe ihr Zustand so mit sich. Was galten ihr diese körperlichen Beschwerden gegen den dumpfen Druck auf ihrer Seele, der sie befiel, sobald Dietrich nicht bei ihr war, gegen die unaufhörliche bange Gewissensqual, mit der sie ankämpfte gegen die seltsamen Gespenster, gegen die

Digitized by Google

verstohlen lachenden und grinsenden Fratzen, die ihre Phantasie lüstern peinigten . . . .

Zuweilen gelang es ihr, sie zu verscheuchen und sich in den feierlichen und schönen Zustand zurückzuversetzen, in dem sie den ersten Teil ihrer Schwangerschaft verbracht hatte. Aber nie konnte sie lange darin verharren, und sie verfiel aufs neue der Gewalt, die der inbrünstig geliebte Mann auf sie übte. Ihre Liebe selbst wurde ihr zu einem Feuer der Hölle, in dem sie von Angst fast erstickt, bebend nach Erlösung und Hülfe rang.

Da begab es sich, daß sie einen Brief von Fräulein von Chatullier an Dietrich fand. Ein dummer, unvorherzusehender Zufall spielte ihn in ihre Hände und sie las ihn ganz ahnungslos. Er war nicht unterschrieben, aber sie kannte die Handschrift. Ein Brief — ein Brief — . . . Das Blut drang ihr zu Kopf, sie fühlte es in ihren Ohren brausen, in ihrem Hirne dröhnen, gleich der Gewalt großer Wasser. Sie wurde brennend rot vor Scham. Von Angstschweiß übergossen stand sie wie betäubt.

Vor Wochen noch hätte sie geglaubt, solche Dinge seien überhaupt nicht in Worte zu fassen — jetzt . . . . jetzt kannte sie diese Sprache . . . . Und so schrieb ein fremdes Weib an ihren Gatten . . . . . .

Und sie las die Worte: Ich weiß ja, daß ich Dich mit ihr teilen muß . . . . parbleu, ich bin nicht eifersüchtig — Eifersucht ist ein bourgeoises Laster, das ich nicht in mein Repertoire zähle . . . . . Ja, laß mich Dir gestehen mein Freund, zu Zeiten schweift meine Phantasie zu Dir und stellt mir Dich und Deine Adeline vor . . . . . .

Ein röchelnder Schrei brach aus der Brust der Frau. Ihre Hände griffen hilflos in die leere Luft und suchten sich an etwas anzukrallen — — rote und blaue Kreise schwirrten vor ihren Augen und wurden zu gelben und schwarzen Sonnen, die sich mit rasender Schnelligkeit drehten. Sie brach in die Knie und lag so, die Hände aufgestützt, wie ein Tier auf dem Boden, in stumpfem Wahnsinn auf die Dielen starrend.

Die Erinnerung an jenen Abend, als der Brief eintraf und Dietrich ihn las, und wieder und wieder las, und zu ihr zurückkehrte, mit dem grausamen Lächeln auf den feinen schmalen Lippen . . . . . die Erinnerung kroch als ein ekles Gewürm durch ihre Seele, daß sie sich wie in einem Krampf von Schauder und Qual zusammenzog, und erstarrte, und aufbäumte . . .

Um die Lust der Beiden zu stacheln, hatte sie das werdende Leben unter ihrem Herzen geschändet . . . . . .

Sie erhob sich plötzlich mit einer unnatürlichen Kraft — — ihr Atem ging schwer und röchelnd, in ihren großen, weit aufgerissenen Augen glomm der fahle Glanz, mit dem das Wild des Waldes, die Todeswunde in der Brust, sich wendet, um sich auf seinen Mörder zu stürzen.

* * *

Eine Stunde später sammelte sich ein erregter Menschenhaufe vor dem Atelier von Fräulein von Chatullier.

Ein Attentat war verübt — ein unbegreifliches Verbrechen begangen . . . . . Eine Frau hatte Herrn von Laßberg aufgelauert, der zum Thee bei der Malerin gewesen, war ihm im Treppenflur entgegengetreten und hatte einen Revolver auf ihn abgedrückt. War er tot? Nein, nur verletzt. Er lag oben im Atelier seiner Freundin. Die Missethäterin war ohnmächtig zusammengebrochen. Man sagte, es sei seine eigne Frau.

Digitized by Google

Ein schwerer Körper, von einem Tuch verhüllt, wurde durch die neugierig andrängende Menge getragen, in einen Wagen gehoben und fortgeführt.

Aerzte, Polizei, die würdige Frau von Chatullier in ihren vielen schwarzen Spitzen, der Adjudant des Herzogs — alles war binnen kurzer Zeit an der Unglücksstätte versammelt. Herrn von Laßbergs Wunde wurde verbunden.

„Sie konnte niemals richtig zielen," sagte er mit einem gezwungenen Lächeln auf dem blassen Gesicht. „Ich will übrigens sehen, wie es ihr geht. Die Arme! Es war ein Anfall von Geistesstörung. Nicht wahr, Doktor, man hat das öfter bei Frauen in diesem Zustande? Gnädiges Fräulein, in welche Unordnung habe ich Ihr Atelier gebracht. Verzeihen Sie gütigst die fatale Störung. Mir wird doch etwas schwach — Ihren Arm, Doktor." Und dann leise zu dem Manne: „Glauben Sie, daß man meine Frau arretieren wird? Wenden Sie bitte Ihren Einfluß auf. Ein Skandal wäre mir entsetzlich! Wer hätte Adeline das jemals zugetraut?"

* * *

In dieser Nacht entfloh eine kleine Seele, noch ehe sie ins Leben hineingeschaut hatte, all seinen Mysterien und Schrecken. Dann brachte man Adeline in eine Nervenheilanstalt. Die Aerzte erklärten, sie habe die wilde That in einem Anfall von Geistesstörung begangen. Die gerichtliche Untersuchung wurde niedergeschlagen.

Man erwartete natürlich, Baron Laßberg werde sich von seiner Frau scheiden lassen. Wenn er noch immer mit dem notwendigen Schritt zögerte, so konnte der einzige Grund sein, daß er dann in die Zwangslage geraten wäre, Fräulein von Chatullier heiraten zu müssen. Vielleicht fürchtete er sich davor, errieten einige kluge Damen von Bernhardshausen.

In der Heilanstalt erschoß sich bald darauf ein junger Russe aus Liebe zu Adelinen und aus Verzweiflung, weil sie kalt gegen sein Werben geblieben war. Die Nerven des Jünglings waren wohl nicht sehr widerstandfähig gewesen, sonst würde er sich schwerlich in einem Sanatorium befunden haben. Aber alle Gäste dort hatten seine verzehrende Leidenschaft beobachtet, es konnte kein Irrtum über die Gründe herrschen, die ihn in den Tod getrieben. Er war der Sohn eines sehr vornehmen, sehr reichen Grundbesitzers. Die Sache machte viel Aufsehen.

Nach einem Jahr wurde Adeline als geheilt entlassen und kehrte nach Bernhardshausen in die kleine Mansardenwohnung ihrer Mutter zurück. Laßberg hatte ihr zwar brieflich seine Verzeihung zugesichert, aber sie widerstrebte einer Begegnung mit ihm so heftig, daß die Aerzte ihm dringend anrieten, seine kranke Frau zu schonen, und die Sachen vorläufig gehen zu lassen, wie sie mochten. Er nahm also bei der Herzogin längeren Urlaub, der ihm gern bewilligt wurde, und reiste nach Italien. Krank war Adeline noch immer, nicht im Geiste, aber in ihrem armen Körper, dessen Schönheit in diesem einen Jahr böse zerstört worden war. Ihr herrliches Blondhaar war unter der Scheere den unabläßigen Kopfschmerzen zum Opfer gefallen, und das, was ihr blieb, hatte seinen weichen Glanz verloren, und einen spröden, flatterigen, ruhelosen Charakter angenommen, der freilich zu dem nervös verzerrten bleichgelben, abgemagerten Antlitz ebenso in Uebereinstimmung stand, wie die sanften Scheitel und die schweren Flechten früher zu der zarten jungen Rosenröte der weichen Wangen, zu den großen, friede-

Digitized by Google

vollen Augen, in denen jetzt unter halbgeschlossenen, leichtentzündeten Lidern ein müder Verdruß träumte.

Trotzdem blieb man noch immer auf der Straße stehen und starrte ihr nach, und sie blieb noch immer eine Sehenswürdigkeit von Bernhardshausen, die man den Fremden zeigte, wie man ihnen das Theater, die Fürstengruft und die Standbilder der Dichter wies. Die Frau, die auf ihren Gatten geschossen hatte . . . .

Das monströse Ereigniß war ein ganzes Jahr lang das Hauptthema in den Kaffeegesellschaften der Damen, bei den Scatabenden der Herren und in den Ballunterhaltungen der jungen Leute, war mit wollüstigen kleinen Schaudern und Entrüstungen in allen Einzelheiten und allen möglichen Voraussetzungen und Folgen durchgegangen worden, und noch war das Interesse daran keineswegs erloschen, als der Tod des jungen Russen und Adelinens Rückkehr in die Heimat es aufs neue zu lodernden Flammen der Neugier anfachte.

Adeline hielt sich von der Oeffentlichkeit fern, so viel es ihr möglich war. Sie suchte keinen ihrer alten Bekannten und Freunde auf. Tagsüber saß sie müßig und immer müde in den schrägen kleinen Zimmern, wo sie ihre friedliche Mädchenzeit verlebt hatte, und wo ihre Mutter sie nun schmerzlich und scheu beobachtete, wie ein fremdes, böses, unverständliches Geschöpf, von dem man keinen Augenblick sicher sein konnte, was es nun wieder Schreckliches beginnen werde. In der Dämmerung wandelte sie schleppenden Schrittes die Feldraine entlang, oder durch die entlegensten Schattenwege des herzoglichen Parkes. Auf diesen einsamen Streifereien begegnete sie hin und wieder dem alten Kienhoff, der sie jedesmal respektvoll grüßte, aber sie war zu müde und zu gleichgültig, um den alten Freund anzureden. Und er achtete ihre selbstgewählte Einsamkeit und richtete niemals das Wort an sie. Ihre Träume bewegten sich mit einer kranken Hartnäckigkeit um den Augenblick, in dem sie die blanke kleine Waffe in der Hand gefühlt und auf Dietrich abgedrückt hatte, sie hörte den eigentümlichen Knall, sah sein plötzlich so jäh erblaßtes Gesicht und das dunkle Blut, das aus seiner Schulter durch den Rock hervordrang und über die weiße Weste lief. Sie dachte mit Ekel daran und doch mit einem Schauder von Vergnügen. Und wie sie den seltsamen Knall eines losgedrückten Revolvers noch einmal gehört hatte — spät Abends, als sie schon im Bett lag, vor ihrer verriegelten Thüre in dem langen Korridor des Sanatoriums und den dumpfen schweren Fall auf dem Steinfußboden — — und wie sie eiskalt und zitternd lag, und nicht um Hilfe zu rufen wagte, und doch wußte, was da geschehen war. Der junge Mensch hatte ihr vor wenigen Stunden die elegante Waffe gezeigt, die er sich durch die seltsamsten Listen zu verschaffen gewußt hatte. Und sie hatte ihn ausgelacht, mit dem gleichgültigen müden Lachen, daß sie all seinem Liebeswerben entgegengesetzt hatte.

Sie sah nun immer seine glühenden hungrigen Augen auf sich gerichtet, sie fühlte die tastenden Berührungen seiner heißen, feuchten, bebenden Hände, die sie mit Ekel von sich abgeschüttelt hatte, und sie litt wie eine böse, tückische Krankheit die Sehnsucht nach seinen Augen, nach seinen fiebernden Händen, den Durst, der sie heimlich verzehrte: noch einmal, und immer wieder seine Todesqual zu sehen.

Eines Abends, als sie allein zu Haus war, nahm sie eine kleine spitze Scheere, stach sich langsam und tief in die Hand, sah lächelnd mit zusammengebissenen Zähnen unter dem Licht der Lampe ihr Blut fließen, legte ihre Lippen auf die Wunde und fühlte den faden Geschmack der roten, zähen Tropfen auf der Zunge.

Digitized by Google

Das Lächeln blieb auf ihrem Munde und wenn sie nun einem Manne begegnete, blickte sie ihm damit ins Gesicht.

Da drängten sich die Männer voll brünstigen Wollens in ihre Verborgenheit.

Ein junger Pfarrer, den die Mutter gebeten hatte, ihrer armen, schwermüthigen Tochter mit geistlichem Rat und Trost beizustehen, war der Erste. Er beschwor sie, sich scheiden zu lassen, und ihn zu heiraten. Er dachte nicht mehr an seinen geistlichen Beruf, nicht an das Aergerniß, daß er in der Gemeinde bereiten würde. Er sah nur noch sie.

Er war der Erste, aber ihm folgten viele andere: einfache tüchtige, welche ihr das zerstörte Leben neu aufbauen wollten, und kalte gleichgültige, lasterhafte, die Exentrizitäten, Verderbtheiten unerhörter Art in dem Hirn hinter den verschleierten Augen vermuteten.

Es bildeten sich in Bernhardshausen unter den Frauen zwei Parteien, die eine, welche mit ungeheurer sittlicher Entrüstung sich über Adeline ereiferte, und eine andere, welche sie in Schutz nahm, sie unglaublich interessant fand, und als Lockvogel für ihre Salons zu benutzen dachte. Man zerrte sie hinaus in das Gesellschaftsleben des kleinen Städtchens und sie folgte, getrieben von dem lüsternen Verlangen nach Grausamkeit, das allein noch im Stande war, ihre Müdigkeit und Unlust zu einer wunderlichen Art von Lebensfreude aufzupeitschen.

Ein Duell zwischen zwei jungen Offizieren, Vettern, fand um ihretwillen statt und fachte das gespannte Verlangen, das mit heißem Atem um sie her auf der Lauer lag, zu wilder eigensinniger Brunst.

Ein Duft von Blut und Wunden ging von ihr aus, wie ein böser heidnischer Liebeszauber.

Adeline wies alle Bewerber am Ende mit höhnischer Verachtung zurück. Aus der zertretenen Güte wuchs allmählich in ihr ein cynischer Dünkel empor und breitete sich durch ihr ganzes Wesen. Die vegetative, etwas indolente Freundlichkeit ihrer Jugend verwandelte sich zu einem wollüstigen Egoismus, der nicht thatkräftig und aggressiv vorging, sondern mit einer orientalischen Trägheit auf seine Beute wartete, bis sie sich ihr freiwillig zum Opfer brachte. Und so glücklos war das alles.

Endlich entschloß sich Adeline, hauptsächlich, weil es ihr peinlich war, noch immer Laßberg mit den Kosten ihres Unterhaltes zur Last zu fallen, einen Millionär zu heiraten, und schrieb an ihren früheren Gatten, die Scheidung energischer zu betreiben.

Als Antwort kam Laßberg nach Bernhardshausen zurück. Er hatte zu dem Zweck den Nachtzug gewählt. Während er in die Ecke eines leeren Coupees gedrückt, bei dem gedämpften Licht der Deckenlaterne zu schlafen versuchte, machte er sich unaufhörlich das Absurde, die ganze Lächerlichkeit seines Vorhabens klar. Es war kein Zweifel möglich — da er sich hier im Zuge sah, unaufhörlich seinem Ziele entgegengetragen — er wollte wahrhaftig die Frau, die ihn hatte niederschießen wollen, wie einen tollen Hund, bitten, sich wieder mit ihm zu vereinigen. Wenn es nicht anders ging, wollte er ganz demütig um ihre Liebe werben . . . . .

Besitzen mußte er sie wieder — das stand felsenfest für ihn. Eine rasende, böse krankhafte Sehnsucht nach dieser Frau zehrte an ihm, die er befriedigen mußte, koste es, was es wolle . . . . er biß in sein Taschentuch und schluchzte vor Aufregung in dem einsamen Wagen. Die Sehnsucht war wie ein Schmerz in allen seinen Gliedern. Er empfand in dem Kampf, den der Frühling mit dem Winter kämpfte, die Narbe seiner Schußwunde brennen

Digitized by Google

und stellte sich mit geschlossenen Augen vor, Adelinens Lippen auf jener Stelle zu fühlen, wie sie mit trunkenen, saugenden Küssen sein Blut, seine Kraft, sein Leben aus seinen Adern sog. — — Taumelnd wachte er aus dumpfen Halbschlaf auf, und fühlte wie er im Traum namenlose Eifersucht gelitten hatte, weil sie auch von anderen begehrt wurde. Mußte ein Weib von so gewaltthätiger Leidenschaft nicht wieder begehren — nicht erhören? Was galt neben ihr dieser kleine, hohle „peintre Chatullier", dachte er mit intensiver Mißachtung seiner einstigen Freundin.

Und er war stolz und glücklich, daß er noch so um eines Weibes willen leiden konnte. Uebrigens — auch die Eitelkeit kitzelte ihn, was die Gesellschaft sagen würde? — Ein Thema für gute und schlechte Witze — aber schließlich .... was kümmert ihn die Gesellschaft? Er war in gewissem Sinne stolz auf Adelinens That. — Immer hatte er etwas Besonderes in diesem Weibe geahnt — warum hätte er sie sonst zu seiner Gattin erhoben?

Und er versuchte sich vorzustellen, wie das in ihr vorgegangen sein mochte — wie das Gefühl gleich einer ungeheuren Meereswelle aus den Tiefen dieses scheinbar so stillen, gleichmütigen Geschöpfes aufgeschwollen sein mußte, mit verheerender Wucht zu seinem Ziele stürmend — ohne einen Moment des Zweifels, des Zauderns — blind und geradezu wie ein Naturereignis .....

Er sprach in Gedanken zu ihr — deutete ihr das eigene rätselhaft schreckliche Thun — und wie mußte sie dankbar sein, sich so verstanden zu sehen .....

Er wußte, daß sie krank geblieben war, oft von großen Schmerzen gefoltert wurde, und er war gespannt zu sehen, wie das Leiden auf ihren Geist und fast noch mehr, wie es auf ihren Körper gewirkt haben mußte ... Er würde trauern um die zerbrochene Schönheit und ihre erblaßten schmerzlichen Lippen küssen mit einer Wollust, die er nie zuvor gekannt — mit der Wollust des Zerstörers.

Aber als er ihr nun wirklich gegenüberstand, gestaltete sich alles ganz anders. Seine Worte klangen zage und scheu.

Die Frau sah ihn schweigsam an und er wurde befangen vor dem kalten und gleichgültigen Ausdruck ihres Antlitzes. Es wurde ihm fast unheimlich dabei zu Mute.

Diese Frau hatte ihre Macht kennen gelernt und verstand sie zu gebrauchen. Wie eine grausame Kriegswaffe.

Er war vor ihr nur noch ein hungernder Bettler.

Er fühlte das mit einer zitternden, qualvollen Scham. Und konnte doch nicht anders — mußte betteln — ihr sein Verlangen zeigen .....

Aber ihr ekelte vor ihm.

Er sah ihren Abscheu, ihre namenlose, tiefe, kalte Verachtung.

Und schweigend ging er.

* * *

Adeline heiratete den Millionär. Sie liebte ihn nicht, sie hatte auch gegen ihn den krankhaften, schaudernden Widerwillen, den ihr alle Männer einflößten. Aber er war ihr ergeben wie ein Hund, lebte von den Brosamen ihrer Gnade und bedeckte sie mit Juwelen und auserlesenen Kostbarkeiten, von wilder Eifersucht verzehrt und von Stolz geschwellt über den Schweif von Anbetern, der sich hinter dem blassen, müden, höhnischen Götterbilde

Digitized by Google

bewegte, wie ein Zug von Priestern, welche gezeichnet sind zu einem strengen, Leib und Leben verzehrenden Dienste.

Was in Adelinens Innerem vorging, wußte niemand. Nicht einmal sie selbst. Zuweilen kam es ihr vor, als sei ihre Seele gestorben in jener Nacht, als das zarte, kleine, werdende Leben sich von ihr löste, als habe sie sich ihm vereinigt, um ins Nichts oder in das All zurück zu kehren. Ihr Dasein war schattenhaft, öde, unwirklich und gleichgültig.

* * *

Bei einer Gelegenheit besuchte sie mit ihrem Manne Bernhardshausen. Es gab irgend ein großes Fest. Und wieder war sie die Königin der Schönheit. Eine Königin der Kunst und des Geschmackes, in ihren wundervollen Gewändern, die eine unauflösliche Harmonie bildeten mit den bleichen, fahlen Farben ihres hochmütigen, verdrossenen Gesichtes.

Eine Gruppe von Herren, die sie als Mädchen gekannt, darunter der alte Kienhoff und Laßberg schaute ihr nach, als sie am Arm des Herzogs vorüberwandelte.

„Die hat Carrière gemacht," murmelte einer, mit einem Seitenblick auf den früheren Gatten.

„Ja," rief der, indem seine Lippen sich schmerzlich verzogen, „sie kommt aus meiner Schule! Uebrigens will ich mich nicht rühmen. Eine ganz ungewöhnliche Frau — eine Frau von großem Styl!"

Der alte Kienhoff rückte seinen Stuhl zurück, stand vor dem Tische auf. Schweigend ging er davon und spie aus. Von der Zeit ab grüßte er Laßberg nicht mehr.

Digitized by Google

# Musikalisches.

Von **Oscar Bie.**

Bei dieser Ueberschrift fällt mir eine brauchbare Ständeeinteilung ein, von der ich heut ausgehen will. Sie stimmt auffallend: 1. Unmusikalisch. 2. Musikalisch. 3. Musiker.

Die Unmusikalischen haben gar kein Verhältnis zu den Tönen, es fehlt ihnen das Ton-Organ. Ich denke an einen Schulfreund von mir, der jetzt ein berühmter Professor der Mathematik ist, ein wunderbarer lebender Beweis für jenen Lehrer des jungen Heiner, den Emil Strauß gedichtet hat. Er teilte mir in der Prima ganz aufgeregt mit, er habe soeben entdeckt, bei den Soldaten machten die Pfeifer die Melodie und die Trommler die Begleitung. Ich fürchte, daß seine musikalischen Genüsse bei dieser Entdeckung stehen geblieben sind.

Dagegen nenne ich „musikalisch" alle diejenigen, für die die Tonkunst ein angenehmes dekoratives Gehörspiel ist; sie haben ein unleugbares Vergnügen, ja einen Rausch an der Sprache der Töne, obwohl sie diese Sprache nicht analysiren können. Was sie hebt und beflügelt, gefällt ihnen; das andere nicht. Sie gewinnen stets durch öfteres Hören an musikalischer Empfänglichkeit. Auch Musiker müssen musikalisch sein (ein Satz, den ich unterstreiche) und ich habe bei mir selbst einen interessanten Fall beobachtet, in dem ich erst musikalisch, dann Musiker war. Als ich ein Werk über Klavierkompositionen schrieb, spielte unter mir eine Dame täglich ein einfaches Stück von Chopin. Während des Schreibens umflogen mich die gedämpften Töne, wie eine alte Erinnerung — unklar, aber gesättigt von Stimmung und einige Wendungen verbanden sich, wie man es sonst bei Gerüchen bemerkt, unlöslich mit der Vorstellung des Schreibens an Winterabenden. Die Sache kehrte sich um, als ich bei meinem Buche an die Stelle gelangt war, dies Stück selbst analytisch vornehmen zu müssen. Die Dämmerung verflog, die Noten traten vor den Geist, ich sah die Handschrift des Komponisten, ich sprach mit dem Autor über sein Werk, das zu mir gesprochen hatte.

Dies ist der „Musiker". Er hat sich über den dekorativen Genuß hinaus zur unmittelbaren Verständigung entwickelt. Er sitzt am Instrument und weiß sich, fast mechanisch, so wie wir sprechen, in den Tönen auszudrücken. Ein zweiter steht neben ihm und versteht, ohne eine Wort zu sagen, diese Sprache, versteht eine harmonische Wendung, eine Melodieführung, eine Anspielung, eine Ironie. Es unterhalten sich zwei miteinander, gleichviel, ob sie im Moment etwas improvisiren, oder ob sie die Kompositionen drucken und aufführen lassen.

Für den Musiker ist diese Verständigung in der geheimnisreichen Sprache des Tons ein Wunder, das größte Wunder, das ihm als Menschen beschеert wurde.

Digitized by Google

Für den musikalischen Schriftsteller scheint es eine Schwierigkeit, sich über diese Dinge mitteilen zu sollen. Bleibt er „musikalisch", so redet er dekorativ rings um den Gegenstand herum. Aber diese Schwierigkeit wird für ihn eine Prüfung, ob ihm die Musik nur Schusterei, oder Lebenssache ist.

Wenn ich etwas aus dem Reiche der Musik erzählen soll, so wie man über Litteratur, Kunst und Politik schreibt, wenn ich sagen soll, was jetzt die Geister bewegt, was schwach ist und was auf eisernen Füßen steht, was nachläuft und was vorwärts strebt, was die Masse liebt und was Einzelne erzwingen, so muß ich wohl recht musikalisch zu reden versuchen, um mich verständlich zu machen. Ich will dabei ganz ungezwungen spazieren gehn.

Es ist sicherlich in keiner Stadt ein so musikalisches Leben wie in Berlin und Berlin hat sicherlich die beste Musik. Das macht der moderne industrielle Betrieb, der den Markt der Großstadt zu seiner Wichtigkeit erhebt. Und wie die Theaterbauten eine ihnen eigentümliche Litteratur umschließen, so wirken die Concertsäle auf ihre Musik. Unsereinem fallen diese Zusammenhänge mehr auf die Nerven, als irgend einem unmusikalischen Musiker. Die intimste Musik Berlins, leider noch nicht immer die beste, findet bei Keller & Reiner statt, in einem Kunstsalon, dessen Oberlichtsaal mit seiner Estrade und den anschließenden Zimmern von Zeit zu Zeit in einen großen Salon verwandelt wird mit verstreuten Stühlen, vereinzelten Tischchen, Gobelins, Statuen, Bildern, Spiegeln, Blakern, und einer Gesellschaft im Dinerkostüm, die in zierlich illustrirten Catalogen blättert. Die Sänger und Virtuosen gehören zu dieser Gesellschaft, sie tauchen aus keinem Künstlerzimmer auf, sie haben freien Verkehr mit den Anwesenden, es ist das Privatconcert, in eine halbe Oeffentlichkeit verwandelt. Die Akustik ist schön, die Ehepaare d'Albert und Strauß, Künstlerehen, deren männlicher Teil schafft, deren weiblicher reproducirt, kommen hier zu einer neuen Geltung.

Es giebt außer diesem Raum noch einen Concertsaal, der Stimmung hat. Das ist die Oper. Die Oper ist kein mustergiltiger Bau, aber es herrscht eine einladende Wärme in ihren Räumen. Das Licht ist gelb, die Sitze bequem, die Proportionen gemütlich. Es ist gute Luft in jedem Sinne. Die Oper ist das Gegenteil von jenem Kunstsalon. In ihren Concerten ist der Einzelvirtuose eine Seltenheit, das Orchester beherrscht das Programm, die klassische Litteratur wird bevorzugt. Weingartner, ein Dirigent, dessen Eleganz man nicht über seine Fähigkeiten stellen sollte, hat eine Triumphzeit herbeigeführt. Er nimmt ohne Rücksicht auf ästhetische Neugierigkeiten bisweilen tadellos sachliche, ja historische Programme.

Er wäre im Stande nur zweimal die Neunte hintereinander zu spielen. Aber diese Sachlichkeit hat sein Publikum noch niemals gestört. Es ist in der Geschichte des gesamten Concertwesens unerhört, daß am selben Tage die sogenannte Generalprobe, und der Abend, vorher ausverkauft sind. Die Generalprobe hat ihren reizenden Bohèmecharakter verlieren müssen, da die Unnummerirtheit aufgehoben wurde. Nur unnummerirte Probenbesucher sind sicher, für musikalisch gehalten zu werden.

Wir haben außerdem die Singakademie. Es ist ein Raum von altehrwürdiger klassicistischer Stimmung mit schulmäßig eingerichteten Bänken und so deutsch, daß ihrem Chor deutlich der Ueberfluß an klingenden, jüdischen sinnlichen Stimmen fehlt, der den Ochs'schen Chor so mustergiltig gemacht hat. Die Philharmonie ist ein unglücklicher Aufenthalt und kann geradezu deprimirend wirken

Digitized by Google

durch das kalte weiße Licht, die schlecht fließende Luft, die hypnotisierenden Glühtrauben, die über das Orchester herabhängen, und jene fürchterlichen Musen, auf die ich stundenlang hinstarren muß, um mich von der vollendeten Scheußlichkeit unserer Monumentalplastik zu überzeugen. Der Bechsteinsaal erinnert stets an Anfängerconcerte und der Beethovensaal, der eine hübsche Balkonecke besitzt, ist für ein Orchester zu eng, für die Kammermusik zu weit — nichts störender als ein so süßer Flötist, wie Herr Gaubert aus Paris, auf einem verlassenen großen Podium, an dessen Rückwand unter schlecht gemalten Vorhängen einige verlegene Concertbesucher husten. Ich möchte die süße Flöte Gauberts, das silbernste Blasinstrument, das ich in meinem Leben gehört, in einem kleinen Kunstsalon genießen. Ich würde bei dem grünen Klange dieser kleinen Flöte Frühlingsillusionen haben, Träume von angenehmster Verwirrung.

Die Musiker sind dekorativ noch unverbildet. Sie sehen nicht, sie hören bloß. Sie halten unsereinen vielleicht für einen Decadenten. Bei Kroll spielt Richard Strauß mit seinem neuen Orchester auf einer Bühne, die eine Gartendekoration darstellt; durch den blauen Himmel sind drei Löcher gerissen, zur Befestigung dreier Kronleuchter; vor dem Podium sah man eine obstinate Reihe von Muscheln und Zweigchen drapiert. Anno 1902.

Diese Strauß'schen Concerte, wenn man die Augen schließt, waren das größte musikalische Ereignis des Winters. Aus einem minderwertigen Instrumentenkörper, der seit längerer Zeit neben dem Opern- und Philharmonieorchester als dritte Berliner Kapelle ein vorstädtisches Dasein fristete und bei einer Aufführung der Aeschyleischen Orestie die Schillings'sche Musik in eine klägliche Wimmerei unverständlicher Blas- uud Streichlaute verwandelt hatte, formte die Energie von Richard Strauß ein Orchester von verblüffender Klangwirkung und voller Ausgeglichenheit. Man fragt so oft: ist denn der Dirigent wirklich so wichtig, kann er denn dieselben Menschen, die sonst gut spielen, verpfuschen und schlechte Spieler verbessern? Hier ist der Beweis gegeben worden, so frappant, wie wir Musiker es selbst nie erhoffen durften. Das „Tonkünstler-Orchester" scheint mit seinem hinreißenden Feuer die Instrumente zu verschönen, mit seiner aufopfernden Liebe die neue Musiklitteratur in ungeahntem Maße dem Publikum näher zu bringen.

Denn es ist eine „Freie Bühne" der Musik, was Strauß in diesen Abonnementsconcerten mit populären Preisen geschaffen hat. Er machte aus der Not eine Tugend, verzichtete auf Mozart und Beethoven, weil er doch hiermit nicht in einen Wettbewerb zu Weingartners und Nikisch' Orchestern treten wollte, und proklamirte die Modernität. Seine Programme werden bestritten von Symphonien, Opernstücken, Orchesterliedern, Concerten neuester Zeit oder wenigstens nicht so bekannter Art und jedesmal bildet eine symphonische Dichtung von Liszt den Refrain. Das Publikum ist dankbar, ja begeistert und selbst hier beginnen sich schon die unnummerirten öffentlichen Generalproben auszubilden, die das sicherste Zeichen musikalischen Interesses sind. Man kann an diesem Unternehmen eine interessante wirtschaftliche Beobachtung machen. Die Leiter der Veranstaltung brauchten einen Hebel. Sie berufen unseren ersten Komponisten. Strauß acceptirt, weil er seine alte Idee der Novitätenprogramme so endlich durchzuführen hofft. Aber er sagt ihnen gleichzeitig, daß das ein Deficit ergeben würde. Die Leiter meinen: das schadet nichts, der Erfolg wäre eine Reklame, um weiter zu wirken und die Verluste anderswie einzubringen. Alle Beteiligten sind in der nötigen

Digitized by Google

Abstufung Idealisten, und doch läuft es für keine der Parteien geschäftlich schlecht ab. Strauß hat seine Concerte, an denen ihm aufregend viel gelegen ist; die Direktoren haben ihre gut erzogenen Künstler und den Ruhm des Berliner Erfolges; und das Publikum hat sechs billige und lehrreiche Abende. Ein popularisirender Zug von ausgezeichneter ökonomischer Berechnung liegt hier zu Tage. Strauß lebt gern mit dem Volke; er hat in der Philharmonie schon eigene Compositionen vor dem dankbaren Bierpublikum zu sechzig Pfennigen aufgeführt; er hat in Kellers Festsälen vor Arbeitern gespielt. Der Zunftprotze, der der Musiker alter Zeiten mehr war als irgend ein anderer Künstler, wird vom socialen Strom fortgeschwemmt. Die Musik wird nicht nur Lebens-, auch Volkssache. Charpentier in Paris, der Schöpfer der frohlockend unmoralischen „Louise", das Kind des Montmartre, hält propagandistische Reden im Syndikat der Musiker, schwärmt für Arbeiterfreikarten, und wird in kurzer Zeit ganze Stiftungen zur Verbilligung von Concertaufführungen in Anregung bringen.

Das Publikum wird immer mehr darauf angewiesen sein, das, was in diesen Concertsälen von drei Orchestern, zahllosen Chören, von Jahr zu Jahr sich vermehrenden Kammermusikgruppen und der endlosen Schaar der Virtuosen geschaffen wird, sich selbst zu kritisiren und in ein persönliches Verhältnis umzusetzen. Die Vermittlung der Presse reicht für die Schauspielkunst; für die Musik reicht sie so wenig wie für die Litteratur. Eine Zeitung besoldet im besten Falle drei Musikkritiker. Aber selbst diese können die Arbeit nicht bewältigen und geben in ihrem Urteil nur Zufallseindrücke und Fragmente von Stimmungen. Wie oft habe ich in Concerten beobachtet, daß der wichtigste Moment des Abends gerade in der Sekunde eintrat, da ein angesehner Kritiker den Saal verließ, um noch anderswo ein Stück Musik zu erhaschen. Wer kann über ein Schauspiel oder einen Darsteller urteilen, den er nur einen Akt lang beobachtete? Vielleicht war er zuerst befangen, vielleicht zuletzt übermüdet, vielleicht war das Programm ungeschickt geordnet. Es ist, als ob mir ein Haufe von Romanen auf den Tisch geworfen würde, von dem ich nur die Titel lese, um einen Bericht über die zeitgenössische Litteratur zu verfassen. Das Interessante im Musikbetriebe beginnt erst mit der Erfassung von Stimmungen, die über einem ganzen Abend liegen, mit der Beurteilung der künstlerischen Persönlichkeit, die sich in Fehlern offenbaren kann, mit der Verfolgung des ganzen Ensembles, das Auftreten, Vortrag und Geschmack bilden. Wenn wir für das Publikum schreiben, und nicht für die Künstler, so müssen wir an der musikalischen Kultur bauen helfen, die dieser Kunst einen einen breiteren Boden geben kann. Technische Stichproben sind wertlos, sind Schulratsbesuche. Wenn wir nur Gesangstechniker wären, so würden wir dem aufgehenden Stern der Berliner Oper, der Geraldine Farrar, — ich feiere hiermit meine schönste gesangliche Erinnerung des Winters — vielleicht diese und jene Unreife in der Höhe vorwerfen, die für die Allgemeinheit ganz gleichgiltig ist. Wenn wir aber Zeit haben uns in den Werdegang einer Künstlerin zu vertiefen, wenn wir von Anfang bis zu Ende ihre Führung beobachten und durch keinen musikalischen Frohndienst stumpf gemacht sind, werden wir an dieser Person ein ganz anderes lebhaftes Interesse finden: wie sich ihre schwelgende, melbafarbige Stimme mit der Unroutinirtheit ihrer Bewegungen eint, wie sie knospenhaft Ton, Ausdruck und Geste findet für Motive in der Margarete oder Traviata, die längst clichirt zu sein schienen. Jeder Schritt, den ihre Gainsboroughgestalt machte, war

Digitized by Google

eine künstlerische Linie, die das Kostüm, die Stimme, der Vortrag mit Farbe füllte. Auf der Bühne trennt sich nicht die Stimme von der Figur, das Kleid von der Bewegung. Alles zusammen macht die künstlerische Erscheinung und nur ihre Harmonie ist Veranlagung fürs Theater. Das kann man nicht stückweise genießen, erst in der Bewegung durch mehrere Akte, in der Vollendung eines geschlossenen Abends liegt die Einheit.

Wenn ich nun aber an die neuen Compositionen der letzten Saison zurückdenke, so ist es nicht verwunderlich, daß mir Richard Strauß' einaktige Oper „Feuersnot" voran steht. Strauß hat vor allen anderen lebenden Musikern etwas voraus, das ihn beflügelt. Er hat keine Spur von Philistrosität. Auch im Componiren giebt es ein Philisterium, ein Herumreiten auf sauber gerichteten Gestellen und ein Ausnützen gegebener Motive. Es ist eine Musikmacherei, die sich an den Stoff des Themas, an die periodische Liedform, an die Abgrenzung des Gedankens und Durchführung einer Idee mit schulmeisterlichem Eigensinn festklammert. Fast Niemand ist davon frei, fast Jedem ist es unter Umständen eine angenehme Brücke über Verlegenheiten, fast Keiner darf seinem Geist soviel zutrauen, daß er ihn auch ohne massive Disposition auf den ätherischen Wegen der spielenden Phantasie zum gewünschten Ziele bringt. Strauß kann es. Seine Musik kommt aus dem Handgelenk, er schüttelt sie frei und leicht aus unerschöpflichen Tiefen. Er fingert auf dem Apparat des Orchesters. Verschieden ist die musikalische Einbildungskraft der Naturelle. Mozartsche Temperamente, wie noch Hugo Wolf eines war, besitzen eine grenzenlose Biegsamkeit melodischer Vorstellungen, die ihnen ermöglicht, mit jedem Takte eine feine Wendung zu machen, die die Durchschnittsphantasie hinter sich läßt, und dennoch zum Schluß ein organisches Gebilde hingestellt zu haben. Berliozsche Temperamente, in deren Kreis Strauß gehört, finden ihre Quelle ganz anderswo; ihre Intelligenz spielt mit dem musikalischen Vorstellungen und erhält von dem Apparat der Instrumente farbige Anregungen, die die Phantasie völlig befreien und ihr eine ganz neue constructive Fruchtbarkeit geben. Strauß hat die symphonische Dichtung, die Liszt in einer oft recht rohen Form, nur angefüllt von guten Einzelideen erfand, zu einem wirklichen Gedicht entwickeln können, aber es wäre ärmlich, dies als sein künstlerisches Ziel zu betrachten. Überall liegt die Quelle der Kunst nicht in einem Stoffgebiet, sondern im Temperament. Und wohin Strauß sich auch wendet, zum Klavierlied, zum Chor, zum Orchestergesang, zur Oper und — vielleicht zum Ballet, er wird alle diese Reiche mit seiner Freiheit beglücken, die auf einer musikalischen Anschauung ruht. Seine Sprache ist so rhythmisch ungebunden und farblich nüancirt, daß Wagner gegen ihn zu verblassen beginnt. Naturen, wie er, beherrschen die Technik spielend, weil schon in ihrer Vorstellung kein Instrument durch ein anderes ersetzt werden könnte. Sein Fagott ist niemals für Baßclarinette umzuschreiben und seine Harfenglissandi, die das unbefangene Ohr gar nicht hört, geben dem Orchesterklange eine latente Farbe. Die Individualisirung der Instrumente ist bis zu einer Höhe gediehen, daß wir von einer Kammermusik des Orchesters sprechen müssen.

Diesen Stil, diese Ausdrucksweise das erste Mal auf eine deutsche Oper übertragen zu haben, ist das Anregendste an der „Feuersnot". Was wir von Verdis Falstaff her träumen und was uns neue Wege führen kann, ist hier eingeleitet. Das subtile, solistische Spiel des gewaltigen modernen Orchesters, zarte undefinirbare Huschstimmungen und plötzliche zerreißende Accente, eine Flut

Digitized by Google

kleiner minutiöser schimmernder Wellen und doch ein großer Rhythmus, der eine Steigerung von $1^1/_2$ Stunden ermöglicht, ein Aufklingen von Millionen Farbennüancen unter dem äußersten technischen Raffinement und doch wieder ein weises Dämpfen des ganzen Tonkörpers, nicht durch einen unterirdischen Bau, sondern nur durch Verteilung und Auffächelung — das sind die Dinge, die vor der Bühne passiren. Auf der Bühne selbst hören wir Chöre, die aus naturalistischen, wild unter einander geworfenen Gebilden oder Stilisirungen freiester Ausrufe zu gigantischen Ensembles emporwachsen, und dazwischen leuchten wie lyrische Blumen neckische Stimmenkammermusik oder beseligende Sologeständnisse. Chöre beginnen das Werk, eine Orchestermalerei schließt es. Als ich es in Dresden hörte, griff der große Finsternischor tief in mein Herz ein. Im Ubrigen freute ich mich auf das zweite Mal. Strauß erobert nicht sofort. Aber er wächst bei wiederholtem Hören.

Von dem Inhalt, dem textlichen Gerüst der „Feuersnot" zu sprechen, ist nicht ganz angenehm. Wolzogen hat ihn ohne rechtes Stilgefühl zusammengedichtet. Die alte Sage erzählt, daß eine Stadt ihr Feuer verlor, weil sich ein gefoppter Liebhaber mit diesem Feuerbann an ihr rächte. Die Stadt erhielt ihr Feuer nur wieder, indem sich jeder einzelne Bürger seine Kerze am — Popo des betreffenden Mägdleins anzünden mußte. Der Popo fiel der Musik und ihrer gesitteten Weltanschauung zum Opfer, so wie ihr so viele Sagenmotive zum Opfer gefallen sind. Aber das wäre nicht so schlimm. Doch hat Wolzogen neben dem Stil Alt-Berlin, in dem er eine Handlung dichtete, den Stil Wagner für die lyrischen Ergüsse angewendet. Man möchte ihn als Parodie nehmen, wenn es dem Dichter nicht wieder um seinen Helden ernst wäre. So wird man zwischen Himmel und Hölle geschaukelt und es kommt nichts irdisches dabei heraus. Die Texte! heut suchen die Musiker genau so wütig danach, wie vor Wagner. Nur waren die Alten unliterarisch genug und zimmerten das übliche Gerüst aus Liebe, Rache und Versöhnung. Sie zimmerten es sehr brauchbar. Heut wollen die Komponisten literarisch sein und fallen dabei hinein. Bierbaum dichtet dekorativ und darum nicht unmusikalisch, aber er weiß selbst, daß sein Drama nur ein lyrisches ist. Er möchte lebende Lieder, lyrische dargestellte Musik — wie schön, wenn sie nicht zu lang ist. Guggeline, sein neuester Text, an dem Thuille wieder seine Leier probirte, ist so lang, daß er vor Künstlichkeiten zergeht. Seine Blumen sind gemalt, seine Figuren sind am Draht. Den dritten Akt Lobetanz hat er noch nicht übertroffen. Adelheid Wettes Hänsel und Gretel und Charpentiers Luise sind die einzigen wichtigen Texte seit Wagner. Wo ersteht der Dichter, der das Musikdrama schreiben kann, das kein lyrisches Schauspiel, keine zerhackte Tragödie, kein Bildungsprotzentum ist, sondern diese ganz eigentümliche und für sich bestehende Gattung, die das Wort in der Oper verlangt? Culturtiefen, große allgemein menschliche Momente in klaren Zügen, eine zarte innere Welt, Unausgesprochenes, Erinnerungen, Hoffnungen, die der Musik winken, und eine singende Sprache? Ist es vielleicht d'Annunzio? Unsere Componisten schreien nach einem Dichter. Sie kommen so nicht weiter. Die „Feuersnot" versteht niemand, der sie nicht gelesen hat. Kienzl, der sich durchaus sträubt ein schlichter Lortzing zu bleiben, dichtet sich selbst die Texte mit einer donquixotesken Melancholie. Sporck stellt für d'Albert einfach einige Dialoge des Steigentesch zusammen, die sich widerwillig den Schmeicheleien der Musik fügen. Für Herrn Sormann dichtet eine Persönlichkeit, die ich als Leiter photo-

Digitized by Google

graphischer Ausstellungen kennen lernte, einen Schmarren nach einer Novelle von Voß, dessen einziger Vorzug in seiner Congruenz mit der Musik besteht. Es macht mir Spaß, die Anfangsverse dieser „Sibylle von Tivoli", deren Text auf der ehrwürdigen Berliner Oper im Jahre 1902 gesungen ward, den Lesern der Neuen Deutschen Rundschau vorzulegen:

Die alte Sibylle. Was die Menschen Dir auch sagen,
wenn sie fluchend mich verklagen,
ich bin keine Zauberin.

Die junge Sibylle. Nein nur rein war stets dein Sinn.

Alte. Nur ein Trost bleibt mir auf Erden,
wenn sie Alle lästern werden,
meine Tochter glaubt an mich.

Junge. Liebe Mutter, ewiglich.

Alte. Liebes Mädchen, laß dich küssen,
wenn du gleiches Teil erlost,
wünsch ich dir denselben Trost.

So kommt es, daß auch die Musiker beginnen, alte Bücher nachzuschlagen, alte Texte zu suchen. Klopstocks schwerfällige Frühlingsfeier hat zwei musikalische Auferstehungen gefeiert. Sowohl Arnold Mendelssohn als Urspruch haben sie in Töne übersetzt. Warum auch nicht? Was uns literarisch an Klopstock stört, ist nur die Schuld seiner Nachfolger, die Vorstellungskreise und Ausdrucksformen fanden, aus denen sich eine Disciplin deutscher Kunst entwickeln ließ. Die innere Musik ist bei Klopstock dieselbe wie bei irgend einem modischen Lyriker. Nun passirte eine wunderbare Verschiebung. Urspruch ist fortschrittlich gesinnt und als Musiker ganz Naturalist. Innerlich ist er, wie man aus seinen Aufsätzen erkennt, nicht frei von Dickblütigkeit. So hat er den dickblütigen Klopstock zu einem ganz kühnen Chorwerk umgeformt, das wahrscheinlich durch diese Zwitterhaftigkeit nicht lange am Leben bleiben wird. Der umgekehrte Fall läuft günstiger ab. Man kann ihn an dem Hölderlin-Brahms'schen Schicksalslied studiren. Hier beginnt die Dichtung mit göttlichem Glanze und schließt mit irdischem Sturze. Der Komponist folgt getreulich dieser Entwicklung, aber er führt zum Schluß auf der Brücke absoluter Musik wieder zum Göttlichen zurück, er rahmt das Gedicht mit der Musik ein. Er darf es als Musiker. Er thut weiter nichts, als eine im Zuhörer nachklingende Stimmung musikalisch auszusprechen, was durch Worte banal gewesen wäre. Sein Nachspiel gewinnt eine höhere künstlerische Bedeutung, er läßt Erlebtes noch einmal aufklingen, eine der edelsten Wirkungen von Musik. Die Musik hat zeitliche, aber auch räumliche Kräfte. Sie entwickelt, aber sie faßt auch zusammen, sonst wäre sie nicht so tief.

Ochs mit seinem unheimlich leistungsfähigen Chor brachte zufällig, oder nicht zufällig, das Schicksalslied und den Frühlingshymnus hintereinander. Ich weiß mich noch der Zeiten zu erinnern, wo mich der „versöhnliche" Schluß des Brahmsschen Werkes störte. Es war die hohe Zeit der realistischen Stofflichkeit. Ich war damals zu literarisch. Heut bin ich wieder musikalischer und nichts ergreift mich mehr, als diese Rückkehr in das Licht der Musik, gegen die alle literarische Hintereinanderdichtung flach bleibt. Urspruch dagegen componirt Stück für Stück, jedes in seiner Stimmung, jedes in seinem Detail, ein Panorama von



Digitized by Google

Musik, bei dem er das Orchester nicht zu neuen Farben erhebt und den Chor so instrumental behandelt, daß er die beste Farbe des Orchesters wird. Er schreibt so rücksichtslos gegen menschliche Stimmen, daß es wie deutscher Eigensinn aussieht, ein instrumentaler Eigensinn, der mit Beethoven begann, und hier zu einer Art Orthodoxie der Freiheit auswächst, so wie ein verbohrter Achtundvierziger. Es sind lauter Blitze, lauter interessante Neuigkeiten, lauter Vorwärtsschiebungen, aber es ist keine Kraft. Es fehlt diesem Musiker das Musikalische. Er hat keinen Raumsinn und hat keine Erfindung. Seine Themen sind dürftig oder Reminiscenzen. Es giebt Reminiscenzen, die nichts schaden, weil sie sozusagen genossenschaftlich sind. Aber gewisse Dinge, wie den Des-dur-teil von Chopins Trauermarsch, darf man einfach nicht noch einmal hinschreiben. Dagegen ist Urspruch als Musiker aller Achtung wert. Einer, der neue Dinge wagt, der neue Anregungen schafft, und doch die alten Wege kennt. Einige behaupten sogar, daß er selbst die alten Kirchentonarten neu belebte. Das ist einfältig. Denn wir können heut mit unserer Chromatik fünfzig Tonarten machen, wenn wir wollen, gegen die die Musik der alten Kirche nur eine Katheder-wissenschaft ist.

Ich gebe mit Vergnügen zu, daß Urspruchs Chorwerk eines der anregendsten Ereignisse des Winters war. Zwischen Angeregtsein und Gefallen ist ein Unterschied. Wie oft treffe ich auf zweifelhafte Werke, aus denen doch an irgend einer Stelle, aus irgend einer undefinirbaren Coincidenz von Stimmung und Arbeit eine fruchtbare Kette von Vorstellungen durchs Gehirn läuft. Berlioz' Romeo und Julie ist gewiß ein stilloses Werk und doch muß ich sagen, daß diese Chor- und Soloprologe, die einen weltlichen Stoff in religiösen Rhythmen ankündigen, einen mindestens noch nicht ausgeschöpften Reiz musikalischer Gestaltung ausüben. Liszts symphonische Dichtungen sind oft Theorie, oft Virtuosentum, der Orpheus ist ärmlich, die Preludes trivial, der Tasso protzig in der lauten Glorificirung eines Gondolieremotivs, und doch packt mich dieser Takt, jenes Motiv, diese Farbe, jene Instrumentirung bis ins Innerste, wie man aus dem stammelnden Munde der Pythia Offenbarungen ablieſt. Mascagnis Gesangssymphonie zur Leopardifeier fällt gewiß auseinander, aber diese Methode, einer Solostimme halbmystische Gesänge zuzuweisen, die man sehr gut mit Spruchbändern verglichen hat, Gesänge, die die symphonische Arbeit des Chors wie eine Devise schmücken, das hat doch seinen zweifellosen Phantasiereiz. Auch bei Bruckner habe ich ähnliche Empfindungen. Er ist eine jener Halbnaturen, die man Eklektiker nennt, bald beethovensch, bald wagnersch, aber beides nebeneinander, nicht wie in Brahms sich Beethoven und Schumann organisch mischen, sondern ganz willkürlich, schwankend, ja kindisch. Und doch giebt es etwas Menschliches in diesem Bruckner, das zu Thränen rührt. Seine Stillosigkeit ist keine Parodie, sie ist ein Unglück, ein wahnsinniger Schmerz. Er schreibt im Stile seiner Muster, aber er empfindet es als eigen. Er schreibt nichts Unempfundenes, und doch nichts Eignes. Eine der furchtbarsten Seelenspaltungen, die je ein Künstler durchmachte. Was ich zu Hause improvisierend am Klavier mir gestatte, etwa in Rococoart anzufangen, dann in romantischen Sturm auszubrechen, dann in einer Gavotte zierlich zu werden, dann mit Musikemphase das erste Thema schön zu wiederholen — das schreibt Bruckner hin, das nimmt er für Erkenntnis. Auf Nichtmusiker, aus einem wunderbaren Mißverständnis, kann er darum ganz stark wirken, weil er ein Populariſator ist ohne die Unfeinheiten des Epigonentums, ein Empfinder ohne die Verblüffungen des Neuerers.

Digitized by Google

Einen der profundesten Menschen, die ich kenne, hat seine achte Symphonie, in der die Machtlosigkeit Bruckners offen daliegt, bis aufs Innerste getroffen; er bezeichnet sie als eines seiner größten Erlebnisse. Derselbe nannte das in sich so zerrissene Bild Rembrandts aus dem Haager Moritzhaus, Saul und David, wahrhaft befreiend. So herrlich können die Nebenwirkungen der Kunst ausfallen. Neben der gewollten Kunst giebt es noch eine ungewollte, eine zufällige, die täglich zu neuen und unerhofften Associationen führen kann, sie liegt als von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht in der großen Kunst eingeschlossen und zündet plötzlich heller, als es in diesem Augenblick ein Meisterwerk vermöchte. Solche Kurzschlüsse sind oft die Erreger der fruchtbarsten künstlerischen Vorstellungsreihen.

Wie es fruchtbare Einzelanregungen giebt, kenne ich auch einzelne Zeichen tiefer Verstimmung, Stellen, Anschauungen, die mich mit dem Autor für lange Zeit auseinanderbringen können, wenn er noch so schön musiciert. Am ärgerlichsten ist zur Zeit das Leitmotiv und seine Doctrin. Nichts kann so doctrinär werden als diese Verbindung eines rein künstlerisch abstrakten Themas mit einer wirklichen Person. Was bei Beethoven noch das Thema eines Symphoniesatzes, bei Berlioz schon die idee fixe eines Wesens war, wird in der symphonischen Oper Wagners auf ganz reale Vorstellungen übertragen. Wagner erreicht damit das letzte, was sich erreichen läßt, und er führt sein System mit wahrhaft musikalischer Consequenz durch. Er vermeidet das Leitmotiv festen Dingen anzuhängen, er hängt es wandelbaren an, seine Motive schildern nicht einen Menschen, sondern eine Bewegung. Mimes Motiv ist das Schmieden, das Schwertmotiv ist das Herausziehen, das Liebesmotiv die Sehnsucht, die Meistersinger marschiren, der Tod wehklagt, Siegfried bläst das Horn, Brunhilde umschlingt ihn. Seine Musik singt, sie etikettiert nicht. Kein Meister läßt sich ungestrafter nachahmen wie Wagner und keiner ist öfter nachgeahmt worden. Was er in der Oper als letztes Resultat vollzog, wird von seinen Nachfolgern wieder ein Stadium zurückversetzt, wieder in die symphonische Dichtung hinunterverwiesen. Jetzt lebt in der Symphonie nicht ein rein musikalisches Thema, das seiner Verarbeitung entgegensieht, sondern es laufen Schemen von Menschen herum, die ein Motiv aufgeklebt erhalten haben. Von zahllosen Epigonenwerken wäre hier zu reden, doch ich will nur einige bezeichnende Beispiele anführen. Siegmund von Hausegger schreibt eine Barbarossasymphonie und giebt seinem Helden ein Leitmotiv. Huber schreibt eine Böcklinsymphonie und giebt Böcklin ein Leitmotiv. Barbarossas That besteht in dem Wiedererwachen, das Leitmotiv schildert es, so wacht er in der Musik, während er noch schläft, er dreht das Plakat des Motivs einmal auf die Vorderseite, einmal auf die Rückseite: der nächste Schritt wäre, absteigendes Motiv bedeutet Schlaf, aufsteigendes Wachen. Das Jongliren mit den symbolischen Noten. Wagner ist nicht ganz unschuldig daran. In der Tantriserzählung dreht er das Tristanliebesmotiv um. Aber ich finde doch einen Unterschied. Das Liebesmotiv ist elementar, es sind vier chromatische Töne, die immer aufsteigend sich sehnen, absteigend sich demütigen werden. Tristan und Tantris sind nur Anwendungen eines allgemeinen elementaren Musikausdrucks. Der Fehler vieler Nachahmer liegt in der Umkehrung: daß sie aus dem besonderen Fall ein Motiv bilden, das sie dann verallgemeinern. So giebt Huber Böcklin ein Motiv, das er gewaltsam an den betreffenden Stellen seiner Symphonie einreiht. Im letzten Satz variirt er das Thema und jede der Variationen stellt ein Böcklinsches Bild dar. Welche Armut musikalischen Empfindens! Es ist nichts, als eine Be-



Digitized by Google

schränkung der Musik, die allein durch geistreiche Einzelheiten gut gemacht werden könnte. Durch Geistreichtum rettet sich beispielsweise Elgar in einem ähnlichen Falle. Elgar ist ein aufsteigender englischer Componist, von dem man seit dem Birminghamer Musikfest redet. Er hat Variationen geschrieben und jede der Variationen ist ein kleines Porträt eines Freundes. Man braucht dies nicht zu wissen, um die Stücke bis auf den verzettelten Schluß ganz reizend zu finden. Aber wenn man es weiß, wird man nur den Geist des Componisten um so mehr bewundern, der an den kaum noch sichtbaren Faden seines Themas einige sehr verschiedene, sehr durchgeschliffene und sehr graziöse Steine zog. Elgar ist eine Schumannsche Begabung. Schon für eine Ouvertüre, die das Straßenleben Londons schildert, reicht es nicht mehr. Das Kleine zersetzt das Große, aber das Kleine ist vortrefflich.

Während zahlreiche Operncomponisten nach der eingeführten Methode ihren Helden ein Heldenmotiv, ihren Narren ein Narrenmotiv auf den Leib kleben, während zahllose Symphoniker ihre Programmmusik aus fertiggestellten Leitmotiven permutiren und variiren, hat das Motiv selbst eine Entwicklung genommen, die zu kurios ist, als daß sie nicht das witzige Ende einer ganzen Stilepoche bedeuten sollte. In der Zauberflötenouvertüre hatte Mozart ein Clementisches Motiv nicht anders benutzt, wie ein Architekt das Ornament eines allgemein zur Verfügung stehendes Apparates. Im Don Juan hatte er ein Stückchen seines Figaro zur Tafel spielen lassen und Leporello bemerkt nur dazu: Questa poi la conosco pur troppo. Dies war ein Citat, begründet durch das Wesen der Tafelmusik. In den Meistersingern macht Hans Sachs eine Andeutung von Tristan und im Orchester erklingen einige Takte aus Wagners früherem Werk. Das war ein Selbstcitat im Rahmen des fortlaufenden Dramas. Im Heldenleben läßt Richard Strauß bei der Erinnerung an die Jugend eigene Themen aufklingen. Das war im Rahmen der wortlosen symphonischen Dichtung ein Zurückgreifen auf frühere eigene Werke, ein ganz absolut musikalisches Selbstcitat. In der Feuersnot gab Strauß ein Drama, das von eigenen Münchener Erfahrungen getränkt war, eine kleine Symbolik von Wagners und von Straußens Behandlung an der Isar, in das Gewand des Mythus gekleidet: also eine Oper als Bekenntnis, in kleinem Format, wie es die Meistersinger in großem waren. Kryptographisch entdeckt man im Text an der markantesten Stelle die Namen Wagner, Strauß, Wolzogen. Strauß hatte die Idee des ganzen Stoffes gegeben, Wolzogen aber sich mit eingravirt. Da wo von Wagner die Rede ist, im Text unter der Blume, ertönt im Orchester, ganz leicht gestreift, das Walhallmotiv aus dem Nibelungenring. Das Orchester spricht nie unter der Blume. Es citirt auch offen. Es sagt die Wahrheit dem Text gegenüber, wie sonst bei ernsten Dingen, wie im ersten Walkürenakt. Es sagt hier die Wahrheit des ganzes Stücks: Feuersnot ist in der That eine Anklage gegen München. Dies ist die letzte Frucht des musikalischen Themas, als Citat zur Erläuterung des Textes. Wir sind außerhalb der Musik. Oder giebt es kein Außerhalb?

Solange uns noch die Doctrin des Motivs gedankliche Bahnen führt, fühlen wir uns doppelt angezogen von jenen Paradiesen, in denen nicht an jedem Baum sein botanisches Etikett hängt und wir über den Rasen laufen dürfen. Symphonische Dichtungen von edelster Freiheit und einer satten Farbenglut waren die finnischen Tonstücke des Sibelius. Nach den wenigen Proben, die Europa bisher von ihm vernahm, ist er einer der begnadetsten Musiker, die heut leben. Auch er läßt sich

Digitized by Google

literariſch anregen. In der finniſchen Sage giebt es einen ſtygiſchen Schwan, und giebt es irgend eine Heldenheimkehr. Was entwickelt er aus dieſen Zügen! Die gedämpften Streicher mit der Klage des engliſchen Horns ſind eine wunderbare Böcklinilluſtration, ohne daß ſie es vorgeben zu ſein, ohne daß ſie ſich mit irgend einer anderen Kunſt entſchuldigen. Und aus der Heldenheimkehr wird ein Stück von unerhört neuer, von ethnologiſcher Coloriſtik, ein Singen, Springen, Pfeifen nnd Schlagen von einer rhythmiſchen Ueberlegenheit, gegen die die ganze übrige junge ruſſiſche Schule mit ihrer franzöſiſchen Eleganz endgiltig abfällt. Man vergleiche, was ein Schulmeiſter, wie Kaun, aus der Indianermuſik in ſeinen Longfellowſymphonien braute, und was dieſer Sibelius dichtete! Nichts ſchrecklicher, als wenn ethnologiſche Muſik in Wachs gegoſſen und europäiſch drapirt uns vorgeſetzt wird — nichts tiefer, als wenn ein Dichter aus ſeiner Heimat, ſeiner Jugend Weltgebilde formt, die ihre Geſetze und Schönheiten ſich ſelbſt gegeben haben, wie einmalige große Erlebniſſe, die in ewiges Erz gegoſſen wurden. Es iſt wohl kein Zufall, daß auch die zweite ſymphoniſche Überraſchung aus Rußland kam. Ein nachgelaſſenes Stück von Tſchaikowski. Eine Tondichtung in bloßem Orcheſter nach der ruſſiſchen Ballade vom Tode des Woywoden. Wer an der Programmmuſik zweifelt, wird durch dieſes Stück überzeugt werden — daß ein Programm einem Muſiker nichts ſchaden kann, wenn ihm etwas Gutes einfällt. Das Stück iſt wahnſinnig naturaliſtiſch, wild dramatiſch, kochend, aufregend, mit einem freien abgeriſſenen Schluß, wie eine Pantomime der Muſik. Es iſt im Stande, ſechs Theorien auf einmal zu widerlegen, vor Allem, daß ein ſchlechter Operncomponiſt undramatiſch iſt. Tſchaikowskis Oper Eugen Onegin iſt ein mißlungenes Drama und dieſes Orcheſterſtück iſt dramatiſch, daß das Blut ins Geſicht ſteigt. Es iſt vollkommen national-ruſſiſch und kann einen Spanier zum Morde aufreizen.

Digitized by Google

# Rundschau.

## Der Weg des Geistes in den Gewerben.

Prof. Karl Theodor Reinhold †: Der Weg des Geistes in den Gewerben. Erster Band: Arbeit und Werkzeug. Leipzig (Hirschfeld) 1901. XVI und 392 S.

Reinholds gesellschaftswissenschaftliche Auffassung ist ganz von zwei Darwinschen Gedanken beherrscht: es sind dies der „Kampf ums Dasein" und die „Auswahl des Besten." Er ist einer der entschlossensten Malthusianer, und zwar huldigt er der Lehre in ihrer älteren und schrofferen Fassung, wonach immer mehr Menschen sich zur Tafel des Lebens drängen, als die Natur Gedecke darauf servieren kann — d. h. er sieht als die bewegende Kraft und gleichzeitig als das Schicksal der Menschengemeinschaft den struggle for life in seiner brutalsten Form an. Und nur eins tröstet ihn: daß aus diesem Gemetzel voll Grauen wenigstens immer die „Besten", die Stärksten des Geistes, die Herrenmenschen als Sieger hervorgehen, während die Schwachen unter die Füße getreten werden. Um diese zwei Grundgedanken, wie um die zwei Brennpunkte einer Ellipse, kreist seine gesamte Anschauung.

Da ich die erste der beiden Theorien für vollkommen, die zweite für mindestens zur Hälfte falsch halten muß, kann ich unmöglich seine Deduktion für richtig halten. Aber ich will von vornherein feststellen, daß mir vieles in der Reinhold'schen Auffassung sehr sympathisch ist. Sie ist erstens konsequent bis zur Uebertreibung, und ihr liegt zweitens eine tapfere und freimütige Stellung zur Welt zu Grunde. Da ist keine Spur einer feudalisierenden Neigung zu finden: Reinhold windet seine Lorberkränze nicht den „historischen" Machthabern, nicht dem Adel und der Büreaukratie, sondern vor allem dem „Königlichen Kaufmann", dem eigentlichen Herrscher unserer Zeit, dem Schöpfer und Reichtumsbringer; ihm ist die „Spekulation" im guten Sinne eine Thätigkeit, die aller „produktiven" Arbeit in der engen Bedeutung unserer Mittelstandsfanatiker weit voransteht; er findet von diesem Standpunkte aus mutige Worte zu Gunsten der Börse und sogar, man staunt, der Juden! Er spricht von der Religion in so kalten Worten wie man sie seit langer Zeit im Munde eines preußischen Hochschullehrers nicht mehr gehört hat; und er schwärmt für Preußen nur aus dem einen Grunde, weil er es für den historischen Beruf dieses Staates hält, die rationale Demokratie zu verkörpern. Das alles ist ja heute einigermaßen antiquiert: es ist der Standpunkt des alten, guten Liberalismus, Marke Nationalverein, bevor er regierungsfähig und maraistisch wurde: aber so spricht doch heute nur ein aufrechter Mann ohne Streberſinn, dem man seine Achtung nicht versagen kann, mag man seine Meinung teilen oder nicht.

In diesem Buche ist vom „Bevölkerungsgesetz" nur im Vorbeigehen die Rede, es dreht sich ganz und gar um die „Auswahl des Besten" im wirthschaftlichen Lebenskampfe. Wenn ich im folgenden meine Gründe gegen diese Theorie zu skizzieren versuche, derzufolge immer die Starken, die besser Angepaßten „überleben", die Schwachen, schlecht Angepaßten aber „ausgejätet werden", so polemisiere ich nicht gegen Reinhold allein; er vertritt nur eine Anschauung, zu der die Mehrzahl aller Nationalökonomen und Sociologen sich gleichfalls bekennt, wenn auch nicht in dieser fast fanatischen Consequenz, die Reinholds Denken überhaupt kennzeichnet. Wer vom Standpunkte einer herrschenden Klasse aus den Gang der Welt betrachtet — und das thun unbewußt und gutgläubig fast alle nicht ausgesprochen demokratischen und socialistischen Gelehrten —, der wird immer geneigt sein, die bestehende Klassenordnung und Klassenscheidung auf Unterschiede der natürlichen Begabung zurückzuführen: die oberen Klassen erscheinen ihm durchweg als Adel des Verdienstes, des besseren Blutes, die unteren als die durch eigene Schuld Gesunkenen. Die tägliche Erfahrung scheint diese Anschauung ja auch zu bekräftigen, denn wir erleben es fortwährend, daß begabte Männer aus den tiefsten Volksschichten zu den höchsten Stellungen in der Gesellschaft emporsteigen, während leichtsinnige oder unfähige Söhne der oberen Klassen fast noch häufiger in der Hefe versinken.

Und trotz alledem läßt sich, wie ich

Digitized by Google

glaube, nachweisen, daß diese Auffassung als Erklärung im Großen durchaus nicht für die Entstehung der Klassenverschiedenheiten herangezogen werden kann. Ich habe der Diskussion dieses Punktes, der thatsächlich von grundlegender Wichtigkeit für die gesammte Sociologie ist, in meinem „Großgrundeigentum und sociale Frage" ein einleitendes Kapitel gewidmet, in dem ich den Beweis angetreten habe, daß nicht die Verschiedenheit der Klassen eine Folge allmählich entstandener Vermögensverschiedenheiten ist, wie man heute ganz allgemein glaubt; — sondern umgekehrt: daß die Verschiedenheit der Klassen das Primäre war, und daß aus ihr erst die Unterschiede der Vermögensverhältnisse erwachsen sind.

Das läßt sich für die Anfänge der Staats- und Wirtschaftsentwicklung mit geradezu absoluter Sicherheit nachweisen. Der einzige Reichtum primitiver Zeiten nach der Seßhaftwerdung ist bekanntlich der Grund und Boden: und keinesfalls hätten sich viele Jahrhunderte lang irgendwo bedeutende Verschiedenheiten des Grundbesitzes ausbilden können, wenn die Okkupation des Landes durch eine Gemeinschaft freier gleicher Volksgenossen erfolgt wäre, wie man das gewöhnlich voraussetzt, denn kein Bauer hat die physische Möglichkeit, allein viel mehr Land zu bebauen, als der Durchschnitt seiner Gaugenossen; Arbeiter aber kann er nicht mieten, wo Jeder grundbesitzender Bauer ist; — hätte er aber auch die Arbeitskraft und -Lust, so fehlte ihm doch das Motiv, mehr zu erzeugen, als den Bedarf seiner Familie; denn in solcher Gesellschaft, wo Jeder den Acker baut, haben die Ackererzeugnisse weder Markt noch Preis. Boden aber zu okkupieren, den man nicht bebauen will, kann dem Angehörigen des Naturalstaates ebensowenig in den Sinn kommen; denn hier hat Boden noch keinen Wert! Ist er doch noch ein im Ueberfluß vorhandenes freies Geschenk der Natur!

Trotzdem findet sich in der Geschichte eines jeden uns bekannten Volkes sofort nach der Ansiedlung ein starker Großgrundbesitz vor. Wie ist er also entstanden, welchen Motiven dankt er seine Entwicklung?

Die Erklärung ist die einfachste von der Welt, sobald man von der unzweifelhaften, Jedermann bekannten, aber im entscheidenden Augenblicke regelmäßig vergessenen Thatsache ausgeht, daß alle Völker schon mit sehr ausgeprägten Klassenunterschieden die Bühne der Weltgeschichte betreten. Schon die höheren Nomaden haben mindestens drei Stände: Edelinge oder Reiche, Gemeinfreie und Sklaven: und nur mit Hilfe der Sklaven können die erstgenannten ihre zuweilen ungeheuren Herden erhalten. In dieser Organisation kommen sie zur Seßhaftigkeit: und dann schneiden sich die Herdenbesitzer, da Sklaven rechtsunfähig sind, aus dem Gemeinlande Stücke heraus, groß genug, um sich selbst und ihre Sklaven zu ernähren. Oder — und das ist der eigentlich typische Verlauf —, es unterjocht ein Stamm kriegerischer Nomaden ein friedliches, schwach organisiertes Volk von Ackerbauern, etablirt sich über ihnen als herrschender Adel und besetzt große Ländereien, die ihnen die zu Hörigen herabgedrückten Bauern zu bestellen haben. In beiden Fällen — und es giebt keine dritte Art der Staatenentstehung — ist es die politische Gewalt, und nicht wirtschaftliche Ueberlegenheit, die die Klassenunterschiede in die Erscheinung treten läßt: sie sind das Primäre, und die Vermögensunterschiede sind ihre Folge, nicht aber ihre Ursache. Und auf diese Thatsachen läßt sich allenfalls eine feudale Weltanschauung gründen, niemals aber eine liberalistisch-demokratische. Allenfalls eine feudale! Denn gar häufig war der Mongole oder Semit der erobernde Nomade, und der Arier der unterworfene Bauer: man denke nur an die Araberherrschaft in Spanien oder die Türkenherrschaft in Griechenland, so daß es manchem blaublütigen Europäer hart ankommen dürfte, hier überall das Obsiegen des „besseren Blutes" zu erkennen. In der That siegte hier häufig — nicht immer — nicht die bessere Rasse, sondern lediglich die höhere staatliche Organisationsstufe.

Jedenfalls entstanden auf diese Weise überall feudale Machtpositionen, die zum Teil als solche, zum Teil in etwas abgewandelten Formen und in zahllosen Folgen noch heute in allen Kulturvölkern bestehen und auf die Klassengliederung und Vermögens- resp. Einkommensverteilung nach wie vor die mächtigsten Wirkungen ausüben. Das ist keine neue und keine ketzerische Weisheit. Seit es eine wissenschaftliche Nationalökonomie giebt, legt sie das größte Gewicht auf diesen Punkt. Adam Smith, der Kirchenvater der Wissenschaft, leitete geradezu alle Störungen der Wirtschaft von dem Fortbestehen solcher feudalen Machtpositionen — Zunft- und andere Privilegien, Fideikommisse ꝛc. — ab; und der von Reinhold oft zitierte Dühring hat daraufhin seine Lehre vom „Gewalteigentum" entwickelt, das aus der Gesamt-National-Produktion „Gewaltanteile" ohne Gegenleistung vorwegnimmt, so lange es besteht.

All diese Untersuchungen scheinen für Reinhold nicht zu existieren. Selbst die Ausstattung mit dem „Kapital" erscheint ihm als fast gleichgültig gegenüber dem Einfluß der großen Begabung, des technischen und kaufmännischen Talentes. Ich kann nicht anders, als das für eine ungeheuerliche Uebertreibung halten. Es ist eine grundfalsche Generalisierung seltener Einzelfälle. Die wirtschaftliche Rennbahn ist kein Sportplatz, in der alles „fair" zugeht, sondern es

Digitized by Google

ist ein Wettlauf zwischen ausgezeichnet trainierten Reitern auf windschnellen Vollblutrossen einerseits und Läufern andererseits, die noch dazu häufig genug Gewicht zu tragen haben und Vorsprung geben müssen. Wenn doch einmal ein Läufer siegt, weil er wirklich ein Maximinus Thrax oder Kaepernick ist oder, weil der Jockey stürzt, so beweist das nur, daß er Glück oder in der That einmal Lungen und Schenkel von besonderer Leistungsfähigkeit hat, aber es beweist nicht im mindesten, daß die Ueberzahl der siegreichen Reiter bessere Läufer sind, als die Besiegten. Die Chancen sind eben nicht gleich, und der Sport ist nicht fair.

Das aber will uns Reinhold gerade glauben machen, er sieht überall den Sieg des „Besten" im strengsten Sinne, auch im geschichtlichen Verlaufe der Vorzeit. In die spanischen Stiefel dieser Theorie preßt er alles und hat so einen Abriß der deutschen Wirtschaftsgeschichte geschrieben, der sich nahezu wie eine spaßhafte Irreführung des Lesers ausnimmt. Ich kann hier auf Einzelheiten nicht eingehen, darf mir das aber auch mit gutem Gewissen ersparen, weil ich eine Darstellung derselben Epochen geschrieben habe (im zweiten Teile meines „Großgrundeigentums und soziale Frage"), in der gerade umgekehrt der Nachweis versucht wird, daß alle Verschiebungen der Klassenlage sich als unmittelbare Folgen jener fortbestehenden feudalen Machtpositionen entwickelt haben. Nur das eine, vielleicht das stärkste Beispiel von Reinholds endloser Vergewaltigung der Geschichte will ich hervorheben, seine Darstellung, als sei der Niedergang der deutschen Bauernschaft im späteren Mittelalter eine Folge ihrer geistigen Rückständigkeit gewesen, während doch nichts gewisser ist, als daß sie aus einem Zustande vergleichsweise hohen Wohlstandes und hoher Kultur durch grobe Vergewaltigung und Rechtsentziehung seitens der Fürsten, Stände und Juristen ins Elend geschleudert worden sind. Die ganze Geschichtsdarstellung ist eine einzige Kette ähnlich grober Mißverständnisse.

Daß das durchaus gutgläubig geschieht, ist außer jedem Zweifel. Und da entsteht die Frage: wie kommt ein scharfsinniger, ungewöhnlich — fast zu sehr! — belesener Mann zu solcher Verkennung der elementarsten Dinge? Der Titel des Buches giebt uns Aufschluß. Reinhold wird von einer philosophischen Gesamtidee geleitet: er sieht in der Entwicklung der Wirtschaft den „Weg des Geistes", eine fortschreitende Emancipation der „herrschaftlichen", nur dem Anordnen, Befehlen, Herrschen zugewandten höheren Menschlichkeit von der grob-stofflichen körperlichen Thätigkeit der niederen Menschlichkeit. Darum ist ihm auch die „Spekulation" als rein geistige Bethätigung die höchste Staffel des Gewerbes.

Der Mensch, sagt er, will ein „Geistwesen" sein, er schämt sich seines Körpers, den er darum versteckt und verkleidet (!). Er schämt sich auch der groben Arbeit, die angeblich immer und überall eine Schande sein soll. All sein Streben geht dahin, von dieser Schande freizukommen; der Geist will frei werden, will herrschen, und das ist die treibende Kraft aller Wirtschaftsentwicklung, aller Menschheitsentwicklung überhaupt. Das treibt die im Geiste Starken empor, „wie eine Blas' im Teich", während die Schwachen unten bleiben.

Das ist sehr geistreich, aber falsch! Der Mensch im allgemeinen schämt sich seines Körpers durchaus nicht; alles was Reinhold zum Beweise dieser Behauptung aus der Kulturgeschichte zusammenträgt, ist ebenso mißverstanden und vergewaltigt, wie das eigentlich historische Material. Der Mensch kleidet sich im Norden aus Bedürfnis, im Süden aus Schmucksucht und hebt häufig genug gerade dasjenige seiner Körperlichkeit naiv hervor, was er am schamhaftesten verdecken müßte, wenn R. recht hätte. Wo der Mensch sich seines Körpers schämt, ist es eine späte Massensuggestion durch religiöse Einflüsse. — Und dem Menschen im allgemeinen gilt grobe Arbeit ebenso wenig für entwürdigend, sondern das ist einzig und allein da der Fall, wo der Hauptteil der groben Arbeit von einer verachteten Klasse — Pariahs oder Sklaven — verrichtet wird. Dann überträgt sich die Verachtung allmählich vom Ausführenden auf die Verrichtung, aber nicht umgekehrt. Das beweist die Betrachtung jeder Gemeinschaft, in der die freie Arbeit das Feld beherrschte: Rom zu Cincinnatus' Zeit und die deutschen Freistädte in ihrer Blüte. Hatten doch im 14. Jahrhundert selbst die ungelernten Tagelöhner und Packträger ihre Zünfte, die in gleicher Ehre standen, wie Schmiede, Weber u. s. w.! Erst als durch die agrarische Besitzumwälzung unterhalb des dritten Standes der vierte sich bildete, ein Proletariat armseliger „Producenten ohne Produktionsmittel," verlor die grobe Arbeit in den Städten ihre „Ehre".

Ich glaube also nicht daran, daß der Geist alle Technik ersann, um sich zu befreien vom „peinlichen Erdenrest": er folgte nicht einem idealen Drang, sondern sehr materialistisch dem universalen „Gesetz der Strömung", dem alles unorganische und organische Geschehen unterworfen ist, vom Orte höheren Druckes zum Orte niedrigeren Druckes auf der Linie des geringsten Widerstandes. Man nennt das in der Oekonomik das „Gesetz des kleinsten Mittels". Den gewünschten Erfolg mit dem kleinsten Kraftaufwande zu erreichen, d. h. an Rohstoff, Muskelkraft, und, in höher entwickelter Tauschwirtschaft, an Kapital und Lohn zu sparen: das ist die offen zu

Digitized by Google

Tage liegende Triebkraft der wirtschaftlichen Entwicklung gewesen.

So scheint mir dieses Werk, trotz mancher erfreulichen Einzelnheit, in der Grundidee und dem Hauptteil der Beweisführung verfehlt. F. O.

## Hinter der Weltstadt.

Unter diesem vielsagenden Titel hat Wilhelm Bölsche ein Dutzend Essais gesammelt und er hat ihre zeitgeschichtliche Bedeutung mit dem Untertitel „Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur" noch enger zusammengefaßt. (Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901.) Der Name Friedrichshagen klingt bereits wie aus einer ehrwürdigen alten Legende, er hat für uns etwas Komisches und etwas Rührendes, da wir unserer nächsten so fernen Vergangenheit nicht anders als ironisch gegenüberstehen können, da wir an so viele vergebliche, spurlos verflüchtigte Anstrengungen denken müssen und doch für die Epoche der von dort diktierten litterarischen Revolution einen gewissen Respekt bewahrt haben, weil sie so vertrauend, selbstbewußt, männlich gewesen ist. Die Revolutionäre von damals sind heute Minister, wie das nun zuzugehen pflegt, nur Wenige sind nicht vorwärts gekommen, die Anderen bis auf Bölsche und Bruno Wille leben längst in fashionableren Vororten, sie pflegen sich mit Tantièmen und sogar mit hohen Honoraren, sie sind Theaterdirektoren, Theaterkritiker, Chef- und Feuilletonredakteure. Einige haben es sogar zu Interviewern und Ballberichterstattern gebracht, ohne dabei die in Deutschland noch so ungepflegte Kunst der Reportage zu heben. So viel Leute haben natürlich garnicht in Friedrichshagen gewohnt, aber sie stammen aus der in diesem Namen versinnbildlichten radikalen Epoche und sie tragen in sich einen Rest von Radikalismus, der sich in geringschätzigen, cynischen Bemerkungen über ihre jetzige lohnende Thätigkeit äußert. Dazumal hatten wir jungen Studenten für diese Stürmer eine hochachtungsvolle Sympathie ohne die Distanz der Schüchternheit, weil wir garnicht so viel jünger waren und bald ebenso rauhbeinig aufzutreten hofften. Aber wir hatten verflucht wenig Talent zur Rauhbeinigkeit, sehr schnell, viel zu schnell ging es aus den Wasserstiefeln in die Lackschuhe, aus dem trotzig wehenden Havelock in den sanft, korrekt hängenden Raglan. Zugleich wurde in Berlin eine Entdeckung gemacht, über deren Plötzlichkeit die späteren Kulturhistoriker staunen werden, daß nämlich gut Essen und gut Trinken eine schöne Sache sei, um von den Bestrebungen um eine neue künstlerische Kultur oder von unerhörten Ansprüchen auf Lebenskomfort garnicht zu reden. Nach uns Epikuräern ist gar die um fünf Jahre jüngere Generation der Bacchanten gekommen, die sich gern verkleiden, die ästhetische Kultur mit Ballfesten weiter fördern und aus Berlin eine Karnevalsstadt von fabelhafter Tollheit gemacht haben. Es ist der litterarischen Revolution wie der sozialen gegangen, der große Kladderadatsch wollte nicht kommen, er wurde immer wieder neu angesetzt, um immer wieder hinausgeschoben zu werden, und man ist dann schließlich zu der Ansicht gekommen, daß die Bewegung alles, das Endziel aber nichts sei. Am Ende der achtziger Jahre waren wir jungen Leute Revolutionäre auf allen Gebieten, auf wissenschaftlichem, litterarischem, sozialem, Fanatiker des Materialismus und Naturalismus, aber längst bevor das alte Jahrhundert zu Ende ging, mußten wir merken, daß das alles sehr kompliziert und überhaupt eine zähe Materie mit recht verwickelten Zusammenhängen sei. Doch ich fürchte, mit diesem leichtfertigen Tone nicht auf das schöne und ernste Buch von Bölsche kommen zu können, und wir wollen uns dem Verfasser etwas enger anschließen. Mit Recht verwahrt sich Bölsche gegen die Legende von einem Friedrichshagener Parnaß, als ob da eine revolutionäre Dichterschule gesessen habe. Eine engere Gemeinschaft wurde nur von ihm, von Bruno Wille und den Brüdern Hart gebildet, mit denen Gerhart Hauptmann in dem nahen Erkner gute Nachbarschaft hielt. Wir wissen, daß alle dann ihren eigenen Weg gegangen sind, wie es die besseren Deutschen überhaupt nur so lange in trauter Kameradschaft aushalten, als sie sich ihre sehr bestimmten Ansichten mit teutonischer Ursprünglichkeit an den Kopf zu werfen haben. Die persönliche Einleitung des Buches ist ein hübsches Blatt der Erinnerung, das wohl für spätere Betrachter als Dokument stehen bleiben wird. Vor dreizehn Jahren wohnten Bölsche und Wille mitten im Herzen Berlins, wenn es eins hat, nämlich in der Jüdenstraße, in einem Hause, das vorn einen Käseladen und hinten einen Lederhandel hatte; ein dritter Ort des Hauses bildete im Winter einen Gletscher aus, und wenn er taute, wußte man, daß es in der Welt wieder Frühling geworden war. Wenn die beiden morgens um fünf aus dem Nachtcafé nach Hause kamen, sang ihnen das berühmte Glockenspiel der Parochialkirche sein rührendes „Nun danket alle Gott!" Friedrich der Große, der, wenn ich mich recht besinne, dieses Glockenspiel der Stadt Berlin noch dem Abschluß des Hubertusburger Friedens schenkte, hat auch Friedrichshagen gegründet, wo er die Seidenraupe zu akklimatisieren dachte, die ihm nun allerdings keine Seide gesponnen hat. Aber ein Paar ehrwürdiger Maul-

Digitized by Google

beerbäume steht heute noch in der Hauptstraße des Ortes. In Erkners Kiefernhaide hauste damals, noch unbekannt und sehr gering, Gerhart Hauptmann, und als die Beiden ihn einige Male besucht hatten, beschlossen sie, sich gleichfalls hinter der Weltstadt in Friedrichshagen anzusiedeln. Bölsche erzählt nun, wie er sich allmählich im Kiefernduft der einsamen märkischen Wälder die schwarze Brühe der Großstadt geistig und körperlich heruntergewaschen hat, wie er auf entlegenen Waldpfaden Käfer sammelnd spazierte und auch mit dem einen oder anderen lieben Genossen philosophische und ästhetische Gespräche führte. Von diesem Vorort, den ich mir immer nur unter einer Hülle von weggeworfenem Stullenpapier vorstellen kann, wurde das litterarische Berlin beschossen, Gerhart Hauptmann stellte mit seinen Erstlingen die Theaterverhältnisse der Großstadt auf den Kopf, und der „Freien Bühne" folgte unsere liebe Zeitschrift gleichen Namens, die Bölsche von Friedrichshagen aus redigierte. Er meint, daß ein wirklich famoser Kreis von vernünftigen Menschen sich für die Mitarbeiterschaft interessierte, und ich finde in aller Bescheidenheit, daß das auch heute noch der Fall ist. Um diesen engsten Kreis schaarte sich ein weiterer, der nur nach außen drohende Einigkeit zeigte, während man sich in ihm verketzerte, verfluchte, gegenseitig der Zurückgebliebenheit zieh, und schließlich ist alles auseinandergebröckelt durch den Mißerfolg, viel mehr noch durch die zersetzende Macht des Erfolges, und nur Bölsche und Wille sind der märkischen Haide im Osten treu geblieben. Die Kollektiveindrücke einer Schule oder Genossenschaft haben den Verfasser des Buches frei gelassen, aber er empfindet stärker als je den alten Gegensatz, der ihn dort hinaustrieb: des nervösen Denkens und Weltanschauens der Großstadt und „der stillen Einkehr da draußen, am Schilfufer eines überglänzten Sees, wo die Seele langsam in ihre Stimmungen, ihre Entwicklungen steigt wie das Lebenswasser in die feinsten Haarröhrchen des Mooses." Seine Essais sind Gedenkblätter aus dieser Einsamkeit und ihr Motto ist „Aesthetische Kultur". Das ist das Oedipuswort, vor dem sich die Sphinx der Großstadt in den Abgrund stürzen soll, und in einer Zukunftsvision des neuen Jahrhunderts sieht er bereits, wie das ungeheure, arbeitende, qualmende, dröhnende Tier zu wanken beginnt, wie der kolossale Bovist mit Gewalt und Gestank zerplatzen wird. Wir sehen nicht recht, woher ein so historisch denkender Mensch wie Bölsche die apokalyptischen Reiter kommen sieht, wir meinen im Gegenteil daß die ästhetische Kultur des Bodens der Weltstadt bedarf, wie weit sie auch noch von ihr entfernt ist, aber anstatt seine Vision durch eine andere ebenso berechtigt unberechtigte zu kritisieren, wollen wir ihm lieber für die ernsten Anregungen danken, die von den menschlich frischen und ehrlichen Betrachtungen des Buches ausgehen. Das erste Essai gilt dem neunzehnten Jahrhundert. So ein Präludium von Bölsche spielt mit Jahrmillionen, ein Spaziergang am Müggelsee läßt ihn alle geologischen Perioden der Erde durchleben, er kennt die Heimat eines roten Granitstücks, eines Feuersteinbrockens, und er weiß, wie die Gletscher der Eiszeit gearbeitet haben, um uns diese Souvenirs auf dem märkischen Sande zu lassen. Das vergangene Jahrhundert hat für die Entwicklung der Technik mehr geleistet als anderen zusammen, eine Minute von heute zählt gleich Jahren von früher, aber die Ideen der Menschheit wachsen mit der Langsamkeit von Korallen, Schopenhauer ist ein Sohn des Buddha und Fechner führt uns wieder auf Plato zurück. Dieser merkwürdige Naturforscher und Dichterphilosoph, den auch Wille in seinem letzten Roman eingeführt hat, scheint ihm mit Recht die Erfüllung von Novalis zu sein, der um die Geburtsstunde des neunzehnten Jahrhunderts starb, wie Fechner um seine Todesstunde erst zur Wirksamkeit auferstehn, da die rein physikalische Weltanschauung zusammengebrochen ist und eine neue Synthese von Philosophie und Poesie versucht wird. Der Romantiker und der Naturwissenschaftler, die beide eine ästhetische Weltanschauung verkünden, erhalten sehr schöne Würdigungen. Andere Aufsätze handeln über den alten Fontane, über die Ebner-Eschenbach besonders in ihrer ethischen Bedeutung, über Heine, der immer noch zu lebendig ist, um ein Denkmal zu bekommen, über Herman Grimms von uns noch garnicht auszuschöpfende Bedeutung, über die Brüder Hart mit einer sehr liebenswürdigen die Einseitigkeit des „Lumpengesindels" vertiefenden Charakteristik ihrer Bohèmezeit, über Gerhart Hauptmann und den neuen Menschen im Drama, auch über allgemeinere Fragen wie die der freien Universitäten, die Bölsche selbst mit seiner Thatkraft in Bewegung gebracht hat. Er vertritt niemals ein ästhetisches Werturteil, das eine Schöpfung von seinem Schöpfer isoliert, und eine Schätzung nach rein künstlerischem Maßstab wird häufig zu anderen Schlüssen kommen, dagegen weiß er, wie selten einer, die Geschichte seiner Verhältnisse zu den Geschilderten darzustellen, er spricht immer zu uns als Persönlichkeit und macht darum auch die des Lesers lebendig. Sein eigenes Wort, das im Namen Goethes gesprochen sein könnte, dürfen wir ihm zurückgeben: „Ein neues Menschenleben, ist immer eine ungeheure Erfahrung, die man macht; eigentlich die größte von allen, die man machen kann." E—r.

Digitized by Google

## Kunst und Schule.

Eine geradezu fanatische Begeisterung für die Popularisierung der Kunst und Wissenschaft geht durch Deutschland. Universitätsdozenten bilden Vereine für populäre Vorlesungen, Volkshochschulen jagen sich die Erfolge ab. Ministerien interessieren sich plötzlich für Kunst und Stadtverordnete besuchen Kritiker, um sich über offizielle Kunstlehrmöglichkeiten zu informieren. Kunstausstellungen werden in Arbeitervierteln eingerichtet, Wanderausstellungen für die Kunst des Kindes durchziehen das Land. Es läutet nur so von Kunst. Was bedeutet das? Es geht wieder einmal eine Welle von oben nach unten. Diejenigen, die eine Auflösung der Kunst in das Plebejische befürchten, mögen sich trösten. Der Bodensatz unten hindert nicht die ewige Bildung der Blume oben. Um so sublimierter wird die Kunst, die immer Luxus und Ueberfluß ist. Die lebendige Kunst ist nichts fürs Volk, das nur von groben Mißverständnissen lebt. Die Kunst ist peinlich aristokratisch.

Aber unter den guten Wirkungen dieser Kunstausdehnung ist ihre erziehliche. Hier könnte uns geholfen werden. In Dresden tagte am 28. und 29. September 1901 ein Kunsterziehungstag, dessen gesamte, sehr lesenswerte Verhandlungen jetzt bei R. Voigtländer, Leipzig erschienen sind. Es war eine absichtlich theoretische Unterredung. Jeder besang seine Ideale, der eine die moderne Kunst, der zweite den deutschen Offizier, der dritte die Zukunftsschule. Der eine warnte vor dem Militarismus, der andere betete ihn an. Es ist der alte Kampf um den Lehrer. Es giebt zu wenig Lehrgenies, weil in der Regel das Genie sich nicht für andere interessiert und der Pädagoge wiederum kein Genie ist. Der Lehrer Götze aus Hamburg hielt eine sehr warme Ansprache für die Verstärkung des Zeichenunterrichts in der Schule, der Schulinspektor Scherer hielt das Formen für wichtiger als das schon abstraktere Zeichnen und der Bildhauer Obrist sagte, die Hauptsache wäre, daß nicht das Zeichnen von den sogenannten Lehrern, sondern von Künstlern den Jungens beigebracht würde. So vermeide man die „Methode". Wo ist nun das Genie, das ohne Methode die Anschauungskraft der Schüler hebt? Und das sein ganzes Leben lang aushält?

Die bisherige Erfahrung empfiehlt sehr das Gedächtniszeichnen. Der Junge soll den Apfel aus dem Kopf skizzieren; kann er nicht, wird er ihm auf einen Moment gezeigt — bis er es schließlich aus dem Gedächtnis bezwingt. Nun weiß er, worauf zu achten ist, und nun achtet er überall in individueller Weise auf Form und Farbe. So tritt er der Natur fortan mit einem ganz anderen, sinnlichen Interesse gegenüber, als wenn er sie aus Büchern kennt. Das „Kennen" ist für das „Wissen" eingetreten. Welche wunderbare Perspektive eröffnet sich uns, wenn wir denken sollten, die Zukunftsschule gäbe uns nicht mehr Gehirnballast, und selbst die Führung unserer Gedankengänge vollzöge sich nur nach sinnlichen Associationen. Dies würde das Verständnis der Kunst wohl popularisieren, aber zugleich ungeahnte neue Möglichkeiten zu ihrer eigenen Verfeinerung schaffen. O. B.

## Anzengruber-Briefe.

Denen, die nach Menschen suchen, bietet sich nun ein wundervoller Fund in den lebendigen, mehr gesprochenen, als geschriebenen Anzengruber-Briefen, die Anton Bettelheim jetzt zwölf Jahre nach des Dichters Tode der Oeffentlichkeit übergeben hat. (J. G. Cotta Nachf.)

Man kann sich keinen vollendeteren Testamentsvollstrecker denken, als diesen Herausgeber. Subtile Ordnung, Pietät gegen das Kleine, zuverlässigster Takt und reifstes Verstehen für alle Lebensäußerung von der gesteigerten künstlerischen Stimmung bis zum derben Wort aus den Niederungen des Alltags finden sich bei ihm zusammen. Er hat Hand und Kopf eines penibelen Archivars, der jedes Zettelchen treu gegenwärtig hält und dazu die künstlerische Seele, die aus Büchern und Papier den Atemzug der Persönlichkeit vernimmt. So ist er an die verschlossenen Laden Anzengrubers herangetreten nnd so hat er mit einigenden Blicken die von verzweigten Richtungen ihm zugeflogenen Blätter und Episteln seines Dichters angesehn. Ein Mosaikbild fügte er aus ihnen zusammen, gerundet, anschaulich und lebensvoll. Die Scene beherrscht Anzengruber, der redende Anzengruber, immer nur selbst. Gleichsam die szenischen Bemerkungen dazu giebt der Herausgeber in ausführlichen Einleitungs-Kapiteln, die die Adressaten exponieren und von allen Seiten mannigfach gebrochene Lichter auf die Situationen und Gruppen fallen lassen. Eine Autobiographie unbewußt gespiegelt, empfängt man so. Nicht aus der reifen Ueberlegenheit eines Vollendeten, mit bedächtiger Hand zurückgeblättert, beschwichtigt und abgestimmt rollt sich ein Lebenslauf ab, sondern die leibhaftigen Zeugen von Momenten, Etappen, Stationen, von bedeutungsvollen Augenblicken und auch vom Einerlei der Tage, vom höchsten Leben und von dem Durchschnitt rufen uns hier an, gestikulierend, lachend, übermütig; ironisch, bitter grollend, galgenhumoristisch, aus den Tiefen verzweiflungsvoller Lebensfinsternis; vibrierend in künstlerischer Empfängnisstimmung, beschenkt, beglückt, und matt mit halber Stimme

Digitized by Google

aus den toten Stunden der Leere und des hohlen Schweigens heraus.

Diese beiden Bände sind unschätzbar als Botschaftsbringer von Einem, der unter unseren Dichtern ein Wahrhafter und Echter war, aber darüber hinaus sind sie Lebensbücher, die an einer Persönlichkeit, von der man nur diese Bekenntnisse brauchte, um von ihr gebannt zu sein, die ganze Vielheit des Daseins voll Lachen, Weinen und voll nachdenklicher Humore mit sehr bescheidenem Sinn voll zeigen.

Anzengrubers feiner spröder Sinn hatte eine Scheu davor als Erzähler seiner harten Zeiten, der Elendjahre und seiner Leiden der Enge, Gedrücktheit und des Schattens, die nicht bloß junge waren, sondern getreu bis an sein Sterbebett zu ihm hielten, auf das öffentliche Podium zu treten. Er sagte selbst und charakterisierte damit voll tief eingefressenem verhaltenen Schmerz, wie an seinem Leben fremde Mächte, die keinen Teil an ihm hatten, sinnlos herumflickten: „Ich beneide diejenigen, die ein freundliches Los ein Leben wie aus einem Stücke führen ließ, die ohne Wahl und Qual aus dem Schatz der Erinnerungen schöpfen und dabei gewiß sein können, im Erreichten nur Gewolltes, im Erleben nur ihrer Eigenart Angepaßtes aufzugreifen. Ich beneide sie, ohne es ihnen zu mißgönnen. Ich möchte es nur auch so gut haben. Ich wollte, ich bekäme diese Gabe nur leihweise, für nicht längere Zeit, als hier die Ausführung einer dürftigen Skizze aus meinem Leben verlangt. Wenn aber selbst die Klärung des Wollens durch widrige Umstände verzögert wurde, wenn das Erlebte wie ein Fremdes, Angeflogenes, Angequältes erscheint, dann versteht man sich nicht gern dazu, Erinnerungen zu wecken, noch viel weniger sie leibhaftig herauf zu beschwören; man weiß nicht, ob man ihrer Herr bleibt, ob nicht ein Ungeahntes plötzlich feindselig hervorbricht und einem mit erdrückender Wehmut das Herz preßt."

Anzengruber haßte alle Wehleidigkeit. Er war der Männlichsten einer. Er ist kein Freund „nasser Augen" und er schreibt seinem Jugendfreund Lipka, dem Empfänger jener Briefe aus der „prähistorischen Zeit" des Schauspielerelendes und der kümmerlichen Zigeunerei durch unaussprechliche, unwahrscheinliche Orte Kroatiens und Ungarns: „ich vermeide das Traurige, Du weißt nicht aus Leichtsinn, ich schätze die Thränen zur rechten Zeit, aber ich mag nicht die Wassertünste immer spielen sehn, wie in alten Heulromanen und Komödien nicht, so auch nicht im Leben."

Gerade diese Zeit voll krauser Schicksals-, Kreuz- und Querzüge, voll erschütternder Tragikomik, voll grotesten Pechs, voll lächerlicher Erbärmlichkeit, die alle vergebens an der Arbeit sind ein Edles unterzukriegen, breitet sich in den Büchern aus. Und es ist bedeutungsvoll, daß gleich der erste Brief, der Brief des Neunzehnjährigen aus dem Spital ist, mit Bleistift auf grobes Kanzleipapier hingehaun, mit wildem Humor die Nachtstücke schildernd: wie die Lungenkranken des Nachts den Schlaf weghusten, wie die Sterbenden, in die Bettleintücher eingehüllt, von zwei Kerlen weggeschleppt werden, und in dem Wunsche endigend: Wäre ich nur bald aus diesem Hungerturm heraus. Heraus kam er, aber der Hungerturm folgte ihm anhänglich durch die sechs Jahre ziel- und planloser Wanderfahrten als Komödiant für alles bei Truppen, die ihr Höchstes in unfreiwilliger Komik leisteten. Sein Sinn für das Grimmige, Spaßhafte des Lebens empfing hier reichste Nahrung; das war aber auch das einzige, was ihm im Ueberfluß ward. Mit einem schweifigen, grell kolorierten und unterstrichenen Humor malt er breit und mit einer ironischen Selbstgefälligkeit dem Freunde die grinsende Komik dieses Hundelebens aus, die Schillervorstellungen, bei denen dem „Schillerschen Skelett wohl die Knochen geschauert haben," und er tobt sich aus: „Ich habe noch immer Saurollen, noch immer Statiererei, o Hundedirektion, o, miserables Sauneist."

Die innere Trauer übertönt er mit diesem Poltern, stark aufrecht hält er sich, ein prächtiger Trotz stärkt ihn und läßt ihn in den „scheußlichen Tagen pekuniärer Fretterei, Rollenmisere und Stückabweisungen," sich als Kämpfer fühlen, der beinah froh die Arm reckt gegen die Widersacher „kein Taglungerer, kein Angstbeber, sondern thatkräftiger Fatalist."

Es ist ein ganz großes Schauspiel, doppelt groß, weil es sich unpathetisch, unbewußt, von Narrheit und lärmender Tollheit umspielt vor uns vollzieht: Wie ein Mensch in Wüste und Wirrnis, in Erniedrigung und Demütigung verschlagen, in die Existenzsphäre einer geflickten, fadenscheinigen Lumpenwelt verbannt, sich innerlich rein, echt und aufrecht hält, wie er sich von seinem wahren Wesen, das er in sich wirksam erkennt, nichts verderben und zertreten läßt. Als ein Gepanzerter geht er durch Schmutz und Widerwärtigkeit. Und die Unwahrheit falschen Bretterwesens bekommt nicht die geringste Macht über ihn. Doch auf die Dauer wird es unerträglich und die Erkenntnis wird unabwendbar: „Willst du Mensch bleiben, so entsage der Komödie," und sich und dem Freunde spricht er fest gefügte Worte: „Wirf über Bord unseren Theaterschwulst — wir sind zu männlich, um da mitzumachen."

Nach diesen theatralischen Wanderjahren kommt die Wiener Zeit, wo man Anzengruber als Diurnist, als Tageschreiber bei der Polizei und Witzfabrikant für drei

Digitized by Google

Kreuzer die Zeile wieder steht. Und der arme Tagelöhner steht in der Einfahrt des Theaters an der Wien und wartet auf Freund Lipka, der in der Kanzlei nach dem Schicksal eines gewissen Dramas, das der „Pfarrer von Kirchfeld" heißt, sich erkundigen soll.

Und Lipka kommt heraus und sagt, der Pfarrer ist angenommen. Der Dichter aber steht da und kann nichts weiter antworten als: — „Jessaß".

Der Erfolg naht, doch die frühe Wahrheit „Pech ist mein Lebenselement" bleibt bestehn und der „gußeiserne Humor" bekommt für jetzt und immer reichlich Gelegenheit, sich zu bewähren. Spiegelbild der Jahre dieses zweiten Lebens als Theaterdichter, als „dramatischer Bauernkerl," wie er sich selbst nennt, werden vor allem die Briefe an Rosegger. Sie charakterisieren gleichzeitig Anzengrubers Freundschaftsfähigkeit, die seltene, wahrhaft richtige Menschlichkeit des Gebens und Empfangens, die Bewahrung des Eigenen, den Respekt vor dem Fremden; die offene Aussprache, die sich auch vor dem „Anhahnln" nicht fürchtet, die sich nicht genügen läßt, immer nur der „gute blinde Freund" zu sein, sondern gerade heraus erklärt: „Ihr Buch ist gut, aber Sie sind besser, in Ihnen steckt noch viel mehr, das muß heraus — und darum werde ich Sie von Zeit zu Zeit ärgern — Ihr müßt das Gleiche mit mir thun."

Und dies Wesen voll selbstverständlicher Grabheit, ohne alle gefühlvolle Biederkeit, wird recht klar in dem Brief, in dem der „Kirchfelder" dem Freund gegenüber sich wegen einer „Eselei" entschuldigt, die er in der „Exaltation etlicher Trünke über den Durst" begangen, (es war eine Anulkung der Roseggerschen Kalendermacherei): „Offen gesteh' ich ein, es war vielleicht so viel, daß es ein Bruder dem andern hätte übelnehmen können, ich dachte aber gar nicht daran, daß Sie mir fremd sein können."

Mit seltener hoher Freudestimmung setzte dieses neue Leben ein. Das Kirchfelderglück beflügelt ihn: „es kam ein Jahr, wo ward, was ich lang erstrebt, wo ich den Genius über mir schweben hatte, der alle Wasser aufrührt — den Erfolg: es war das erste Mal, daß ich mit einiger Rücksicht mich zu beachten anfing."

Aber wirklich gut und warm sollte es ihm nie werden. Diese Wienerstadt, die er so ersehnt hatte, als seine Heimat, nach der er in den unstäten Jahren verlangte, belog und betrog ihn. Die Zensur verfolgte ihn und die Kritik mißverstand ihn und er war eigentlich recht von Herzen einsam. Und nicht nur sein inneres Leben war bedrückt, auch das äußere war geknebelt und gebunden. Der Dichter des Pfarrer, des Vierten Gebots, des Meineidbauern, der Kreuzelschreiber, der Gestalter des Sternsteinhofes und des Schandflecks mußte dauernd schwer um das Notwendigste kämpfen. Dreifache Redaktionsdienste lähmten seine Arbeitskraft und der „Feldgendarm Sorge" ließ nie ab von ihm.

Es galt nun auch für eine Familie zu arbeiten, in der die Kinder kamen und starben. Bitterer Humor steht Pate bei diesem ehelichen Glück und an den himmelschreienden Hohn des Lessingschen Geburts- und Todesbriefes mahnt es, wenn Anzengruber schreibt: „das Kind starb nach achtzehn Stunden an Lebensschwäche und ich denke, es ist sicher beneidenswerter, als irgend ein anderer, der, weiß der liebe oder nicht liebe Himmel, was alles durchzumachen hat, bis es ihm gelingt, durch Altersschwäche das zu erreichen, was das Kind auf kürzestem Wege erreichte." Und ein andermal sagt er von einem andern seiner Neugeborenen: „Was meinen Jungen anlangt, so rebellirt er gegen diese Welt, soweit in seinen geringen Kräften liegt. Er scheint eine Ahnung zu haben, wohin er geraten."

Die Lebensgemeinschaft dieser Ehe, an Schmerzen und Kummer überreich, unter unsäglichen Opfern erkämpft, ging schließlich ganz in Trümmer, sie wurde getrennt. Anzengruber starb als ein einsamer Mann.

Und auch der Dichter in ihm blieb einsam. Widerhall fand er zwar in der Ferne. Aus seinen Briefen an Paul Lindau und Fritz Mauthner, die damals die ersten deutschen Revuen redigierten; an den finnischen Aesthetiker Bolin, an Julius Duboc; aus den Akten über das Maximilianordenskapitel; aus der Verlagskorrespondenz mit Breitkopf & Härtel sieht man, wie die besten sich um ihn bewarben, wie man ihn ehrte und ihn wert hielt. Aber so wohl ihm die Grüße dieser stillen Gemeinde der Besseren thaten, es waren und blieben für ihn doch nur Stimmen von jenseits des Wassers. Als ein Darbender und Verschmähter saß er in der Heimat, die er so liebte, unter den Seinen, die an ihm vorübergingen zu den Possen der Tagesspaßmacher.

Einstmals, nach dem Pfarrer, hatte er bewegt und ergriffen aus der Fülle seines Herzens an Rosegger geschrieben: „Plötzlich wimmelts auf meinem Weg herauf vom Thal, ich sehe mich ganz verstanden, seh' mich eingeholt, umrungen und steh' dem Volk gegenüber, gehätschelt wie ein Kind oder ein Narr — die bekanntlich die Wahrheit sagen. Gott erhalte uns das Volk so, wir wollen gern seine Kinder sein und seine Narren bleiben."

Von diesem theoretisch-enthusiastischen Volksbegriff kam er nur zu bald ab. Der „Doppelselbstmord" füllte kaum drei Abende das Haus. Und bittere Worte fallen jetzt über die lieben Landsleute: „Man thut in der Litteratur gerade den besten Patrioten weh, das Gesindel kann sich seines Lebens

Digitized by Google

freuen, nur den Honetten macht mans sauer." Er glaubt auch (es ist im Jahre 1881) nicht mehr an eine Zukunft des Volksstücks, und macht sich unerbittlich klar „der Geschmack des Publikums, —! Pah, das Zeug hatte nie welchen. In der Mode war ich, man sieht das eben nicht gleich ein, ein wenig Eitelkeit ist ja verzeihlich, aber das Wenige schon macht blind — ich bin abgelegt, — genug von mir." Aehnlich hatte er schon früher resumiert: „ich leide unter einer Verstimmung, man könnte sie eine „großstädtische" heißen, ich erlahme, alle Talentlosigkeit ist mir um eine Nasenlänge vor, meine Verhältnisse verschlechtern sich, andere verstehen es doch besser; es ist eine wahre Anmaßung, für das Gesunde, das Echte und Rechte sich einzusetzen, man hat nichts als Anfechtungen davon."

Und der Schluß ist: „So sehen Sie denn in mir einen Kleinproduzenten im Gebiet des Feuilletons und der Erzählung, was aber den Dramatiker anlangt, so finden sie ihn ganz mutlos." Dazu kommen dann noch die Bekenntnisse der schlimmsten Stunden, da ihn, wie jeden wahren Künstler, die erstarrende Angst vor der Leere befällt, die Qual der Schaffensunmöglichkeit, der Apathie, die ihn beim müßigen Herumsitzen zu Haus sogar nach seinen Redaktionstagen mit ihrer mechanischen Arbeit verlangen läßt. Aber all das wird ohne Wehleidigkeit vorgebracht, mit dem einfachen Ernst des Menschen, der zu tragen gewohnt ist, und der nur leise vor sich hin sagt: so arg hätt' es doch nicht kommen brauchen.

Karge Lichtblicke sind die Dämmerschoppenstunden in den bescheidenen Altwienergasthäusern, wo er sich mit ein paar Freunden, darunter dem graunzenden „Rappelkopf", dem schnell verzankten und schnell versöhnten Schlögl trifft. Diese etwas „harbe" Gemütlichkeit voll seßhafter Stillvergnügtheit an der Neutralität einer ruhigen, verräucherten Bierecke, voll Behagen an der umständlichen Wichtigkeit, mit der man den Stoff und den Tabak (zu bescheiden bürgerlichem Preis) prüft, erinnert an Gottfried Keller und an ihn auch der gerechte Zorn über eine unwürdige Stätte, wo es „schlechter Getränke und üblen Fraßes halber nicht auszuhalten war".

Im Jahre 89, Anzengruber ist fünfzig, kommt das Todesleiden, ein schmerzhafter, in schwerer Operation geöffneter Abscess. Die letzten Späße machte der Sieche: „Hier liege ich, rückwärtig aufgeschnitten, und kehre den Unaussprechlichen gegen die ewigen Götter." Und die letzten Sorgen des Dichters können nicht einmal seine eigenen Arbeitspläne, der Gedanke an die geplante Gesammtausgabe sein, sondern Redaktionsbeschwerden des Gewissenhaften sind es um die Füllung der Witzblattnummer, die fertig zu stellen er nicht mehr imstande ist.

„Mir fallt nix ein, ich bin ein armes Hunderl" — so klingt dies unpathetische und ergreifend tief gelebte Leben in Briefen aus.

F. P.

## Mörickestimmen.

Noch eine andere Menschlichkeit ist uns jetzt neu nahegeführt worden, die Gestalt Möriches, der auch ein Reicher war an der Fülle alles Diesseitigen und Jenseitigen, ein beschaulicher Heger liebevoll empfundener Alltäglichkeit und dabei begabt mit jenem zweiten Gesicht, das alles schwebende Wunderbare in Wald und Garten, in Ferne und Nähe, das den verborgenen Lebensrhythmus im scheinbar unbeseelten Ding ahnungsvoll gegenwärtig fühlte.

Das Bild dieses Mannes, seine äußeren Schicksale und seine innere poetische Existenz, bemühen sich zwei biographische Bücher zu zeichnen. Das eine, von einem jüngeren Litterarhistoriker Dr. Harry Mayne (bei Cotta), ist sehr scharf und präcis konturirt, man merkt ihm den Wunsch an, die Kennerschaft mustergiltiger Methode zu zeigen. Jeder Strich kann durch ein Zeugnis belegt werden, und die Terrainbeherrschung ist hieb- und stichfest. Für das Curriculum vitae des Dichters, für die Irrfahrten seiner Jugend, — Anzengruber war wandernder Komödiant, Möricke wandernder Vicar im ähnlichen Gefühl der Ziellosigkeit —, für manche in hypothetischer Dämmerung liegende Episoden, wie der erlebten romantischen Novelle von der geheimnisvoll verwirrenden „schönen Sünderin" und Landfahrerin Peregrina, werden durch Mayne klare und aufhellende Weglichter angesteckt. Aber Mayne ist nicht nur in der Kanzlei der Poeterei zu Haus, er hat auch den Klang Hugo Wolfscher Möriceweisen im Ohr, und in ihm schwingt künstlerisches Mitverstehn. Das restlos zum Ausdruck zu bringen, mit Ober- und Untertönen, mit vorstellungweckenden Bildern, dazu reicht freilich nicht ganz das sehr saubere, klare aber nicht farbigpersönliche Deutsch dieses Biographen, der mehr Gleichmaß als Temperament hat.

Der andere Porträtist, Karl Fischer, (Verlag von B. Behr (Bock) ist diesem umsichtigen Forscher gegenüber ein Enthusiast, der seine höchste Aufgabe darin sieht, den Dichter zu kränzen und mit tausend Zungen von ihm zu reden und zu künden. Im Archivalischen ist er nicht so subtil und penibel wie der andere. Der Mund geht ihm über und es kommt ihm nicht darauf an, Züge aus Möricks Dichtungen ohne Kontrolle zur Charakteristik des äußeren Lebens zu benutzen, wenn die Schilderung dadurch geschmückt wird. Streng biographischen Forderungen würde diese Technik nicht einwandsfrei erscheinen. Viel mehr in seinem Element

Digitized by Google

ist Fischer, wenn er das Forschermäßige lassen kann und frei sich der blühenden Wunderwelt Mörickescher Vorstellungen hingeben kann, mit ihrer Mischung aus Ernst und lieblicher Narrheit, Engelsflügeln und Spinneweben, Arielsingen und Rüpelspäßen, Feenhaftem und Purzlichem. Ebenbürtig der Mörickeschen Ausdrucksfähigkeit mit ihren lebenstrotzenden Worten, nie papierenen sondern immer durchaus originellen sinnfälligen, Anschauung weckenden Prägungen ist diese Reproduktion auch nicht. Sie umgeht sogar nicht immer die Klippen des Schönrednerischen, was in der Mörickewelt das Unmöglichste von allem ist.

Aber — und das giebt dem Buch seinen großen Reiz — es geizt nicht heißhungrig danach, immer selbst das Wort zu haben, sondern läßt den Dichter selber sprechen. Und mit sicherem Gefühl für das Wesentliche und Charakteristische sind diese Zitate aus Briefen, aus den Werken, aus Mitteilungen der Freunde zusammengetragen und noch farbiger getönt durch allerlei korrespondierendes Material. So hat Fischer z. B. Kenntnis von einem ungedruckten Romanfragment und giebt mit wenig Umriß-Strichen ein Bild von den dämmernden Balladenstimmungen einiger Situationen, des nächtlichen Brandes, in dem die koloristische Glut des „Feuerreiterliedes" noch einmal gewaltig aus Gebälk und Mauern aufloht und des Nachtstückes auf dem alten Jagdschloß mit der geheimnisvollen Szenerie des weiten, dunkelrot drapierten Saales, in dem das Spinnrad unter dem Fuß einer hünenhaften Greisin schnurrt und unheimliche schottische Weisen durch das Dunkel klingen.

Die Linien des äußeren Lebens, die Profilstellung der Entwicklungsetappen mag nicht sehr scharf sein, vom inneren Leben, von der Märchenwelt, die der Dichter als stärkstes Eigentum mit sich herumtrug und die ihm die Straßen der Philisterstadt ebenso belebte, wie die versonnen gewandelten Wege der Waldeinsamkeit, davon erhält man hier schwingende Eindrücke.

Das Dichterische in Möricke schweigt nie, es ist in jeder Lebensäußerung, ja manchmal ist die in Einfällen, in Zickzackzeilen der Briefe unbewußt produzierte Stimmung voller als manches von dem, was in gebundener oder ungebundener Rede fertig gemacht wurde.

Das Wesen dieser Art ist das, was unsere Gegenwart so liebt: das Irdisch-Alltägliche ehrlich, ohne Schönfärberei aufzunehmen und dabei doch in jedem Augenblick hellsichtig zu empfinden, wie wundersam, märchenhaft es ist, daß alles so vor uns liegt, daß man ein Wasser fließen sieht und drüber ein Brückenbogen sich spannt; daß die Aeste sich in seltsamer Verstrickung verzweigen und daß bewegungslos ein Schiff vorübergleitet; daß man auf Straßenpflaster an Krambuden, Häusern und geschäftigen Menschen vorbeigeht und daß sich über dies realistische Marktgewimmel ganz dicht die Farbenphantastik und die Riesenvisionen der Wolkenlandschaften breiten.

Diese Mischung aus Kleinbeobachtung, liebevollem Sinn für alles genrehafte Detail und dem schwebenden Schaun „märchenhaft mit aufgeschlossenen Sinnen", das ist Mörickes Art und Kunst.

Und in richtigem Takte schwang das miteinander. Möricke haßte das Breitgefühlvolle, die säuselnden Gefühlsflötentöne und wahrte sich durchaus das Recht, die Dinge so zu erzählen, „wie die Niederländer sie gemalt haben". Als Geibel auf einem Spaziergang beim Anblick der Cirruswolken voll Emphase in „schöner Bewegtheit" sagte: „lieber Möricke, welch ein Schauspiel"? empfand der das peinlich berührt als schief und dämpfte die poetische Regung durch die trockene Antwort: „bei uns nennt man das Schäfle".

Ganz anders als solche selbstgefällige Geschwätzigkeit der Schönempfindelei ist Mörickes Eigentümlichkeit, sich seine Empfängnisse zu steigern.

In seinem Roman „Maler Nolten" hat er sie selbst formuliert: „alles, was ihn auf längere oder kürzere Zeit interessierte, seinen nächsten Umgang, das Leben mancher Freunde durch Zuthat seiner Einbildung mit einem magischen Firniß aufzuhöhn, sich näher zu bringen und so alles auf zwiefache Art zu genießen." Doch gleich dabei steht die Einschränkung, die Mörickes Takt bestätigt: „er habe diesen idealischen Unterschleif nicht leicht in solchem Maße getrieben, daß ihm dadurch die natürliche Ansicht von Dingen und Personen verrückt oder unschmackhaft geworden wäre".

Der Spieltrieb des Kindes, dem die Dinge nicht genügen, das sie durch Vorstellungen bereichert, vielfältiger, beziehungsvoller macht, stellt sich in solchem Wesen künstlerisch gereift voll Zeugungsfülle dar.

Möricke ist ein Virtuose der Vorstellungsvergnügungen aller Stimmungsstadien.

Liebliche Alltagsbeschaulichkeit im verschneiten Pfarrhaus eines Alpendorfes stimmt er sich noch heimlicher durch den Gedanken, daß er auf dem Hospiz vom St. Bernhard in einer warm geheizten Zelle oder im Turmknopf eines Münsters sitzt. Mit seinen Tieren, dem Star und der Lerche, treibt er wunderliche Zwiesprache, und in den alten Turmhahn verwandelt er sich, der nach langen Jahren nun seinen Ruheplatz auf dem breiten buntverkachelten und legenden-beschilderten Pfarrofen gefunden hat, von wo er friedsam nachdenklich in diese Welt des Zimmers blickt auf Pergament und Kirchenväter, auf Geranium- und Resedastöcke des Fensterblumenbretts, durch die der Sonnenstrahl schlüpft, über Schweinsleder und Gänsekiel

Digitized by Google

zum Ofen tanzt und Kringel auf die grünen Fliesen in der Sonntagsmittagsstille malt.

Hierzu paßt sein Basteln, sein Sammlervergnügen, seine Freude, gewisse Menschen und Dinge, um sie drolliger zu empfinden, mit skurrilen Beinamen zu versehen, ja sich einen fiktiven Umgang skurriler Gestalten zu erfinden, grotesker Gespenster.

Aber dies Heiterheimliche und Gemütliche kann sich auch zum Visionären steigern. Er kennt das höchste Schauern und das Gefühl: Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir. Der Aberglauben ist ihm „der Grenznachbar alles Tiefpoetischen." Er hat Traumerlebnisse, die ihn der „dritten Welt" nähern und aus der ihm Gedichte wie von Geisterhänden in die mühelos gebreiteten Hände gleiten. Alle schwebenden Zwischenzustände sind ihm innig vertraut und wunderbare Worte voll tiefer Ferne und klingendem Ahnen hat er für sie gefunden: „lichte Dämmerung verdichtet sich, je tiefer die Gedanken gehen, bis zur dunklen, seligen Selbstvergessenheit, wo die äußeren Sinne sich zu schließen scheinen, alles, was uns umgiebt, verschwindet und versinkt, und die innerste Seele die Wimpern langsam erhebt" ... und er spricht von den Stunden: „Wenn sich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen und die Wünschelrute seines Herzens sich zitternd nach den verborgenen Urmetallen hinabsenkt."

So betrachtet, wird uns dieser Dichter neu geschenkt. Er gehört nicht zu den ganz großen in dem, was er geschaffen, aber in seines Wesens Fülle, in dem, was er menschlich gewesen, ist er einer derer, zu denen unsere Liebe immer wieder zurückkehren wird. Bestehen bleibt, was Fr. Vischer in seiner Denkmalsweihe von ihm sagte: „Das Leben, das wirkliche Leben braucht ja noch andere Kräfte, nüchterne, eiserne, auch das Reich der Muse verlangt anders geartete Kräfte noch als die Deinen, verlangt Kräfte mit Adlersehnen und mit breiterem Schwung der Fittiche. Aber darum möchten wir nicht und können wir nicht missen die Geister mit weicher, träumerischer, mit sanfter Bewegung der Schwingen, die Geister, deren Träume aber darum keine hohlen Träume sind, sondern tiefe Träume, die zurückgehen zu den alten Völkerträumen, den uralten Phantasien, womit ahnende Völker sich das Rätsel der Welt zu deuten gesucht."

Und gleichfalls Bedeutung und Gültigkeit wird das einfachere Wort von David Friedrich Strauß behalten: „Ihm verdanken wir es, daß man keinem von uns jemals wird Rhetorik für Dichtung verkaufen können."

Diese Unterschiedserkenntnis sich zu schärfen thäte heute, wo eine Periode der „schönen Sprache" voll innerer Hohlheit im Anzuge zu sein scheint, dringend not.

F. P.

**Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.**

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

Digitized by Google

# Eine Vorrede*) von Friedrich Nietzsche.

## Bruchstück.

### 1.

Menschliches Allzumenschliches: mit diesem Titel ist der Wille zu einer großen Loslösung angedeutet, der Versuch eines Einzelnen, sich von zerbrochenen Vorurtheilen, welche zu Gunsten des Menschen reden, loszumachen und alle Wege zu gehn, welche hoch genug führen, um, für einen Augenblick wenigstens, auf den Menschen hinab zu sehen. Nicht das Verächtliche am Menschen zu verachten, sondern bis in die letzten Gründe hinein zu fragen, ob nicht selbst noch im Höchsten und Besten und an Allem, worauf der bisherige Mensch stolz war, ob nicht an diesem Stolze selber und der harmlosen oberflächlichen Zuversichtlichkeit seiner Werthschätzungen etwas zu verachten bleibt: diese zeitweilige, nicht unbedenkliche Aufgabe war ein Mittel unter allen den Mitteln, zu denen eine große, eine umfängliche Aufgabe mich gezwungen hat. Will Jemand mit mir diese Wege gehen? Ich rathe Niemandem dazu. — Aber ihr wollt es? So gehn wir denn!

### 2.

Wer die Begierden einer hohen und wählerischen Seele hat, dessen Gefahr wird zu allen Zeiten groß sein: heute aber ist sie außerordentlich. In ein lärmendes, pöbelhaftes Zeitalter hineingeworfen, mit dem er nicht aus Einer Schüssel essen mag, kann er leicht vor Hunger und Durst, oder, falls er endlich dennoch „zugreift", vor Ekel zu Grunde gehen. Einem solchen Menschen müssen schon zur rechten Stunde ein paar Glücksfälle zu Hülfe kommen!

Darum kann ich die drei Glücksfälle meines Lebens nicht genugsam preisen, die zur rechten Zeit noch ausglichen, worin ich etwa durch eine ungesättigte, sehnsüchtige und vereinsamte Jugend zu Schaden gekommen war. Das Erste war, daß ich in jungen Jahren eine achtbare und gelehrte Beschäftigung fand, welche mir erlaubte, mich in der Nähe der Griechen heimisch zu machen, wenn man mir diesen unbescheidenen, aber verständlichen Ausdruck nachsehen will. Solchermaßen bei Seite gerückt und auf das Beste unterhalten, brachte ich nicht leicht über mich, über Etwas, das sich heute begiebt, heftig zu zürnen. Dazu kam, daß ich einem Philosophen ergeben war, der auf eine tapfere Art allem Gegenwärtigen und den „modernen Ideen" zu widersprechen wußte, ohne doch durch ein Uebermaß von Ver-

*) Diese Skizzen einer Vorrede aus dem Frühjahr 1886 waren zu einer beabsichtigten, aber nicht ausgeführten Umarbeitung und Fortsetzung des „Menschlichen, Allzumenschlichen" bestimmt. Einiges davon ist in „Jenseits von Gut und Böse" übergegangen.
Elisabeth Förster-Nietzsche.



Digitized by Google

neinung die Ehrfurcht selber bei seinen Schülern zu entwurzeln. Endlich bin ich von Kindesbeinen an ein Liebhaber der Musik und auch jederzeit guten Musikern selber Freund gewesen: dies Alles zusammen ergab, daß ich wenig Grund hatte, mich um die heutigen Menschen zu kümmern: — denn die guten Musiker sind alle Einsiedler und außer der Zeit.

3.

Es geschah spät, daß ich dahinter kam, was mir eigentlich noch ganz und gar fehle: nämlich die Gerechtigkeit. „Was ist Gerechtigkeit? Und ist sie möglich? Und wenn sie nicht möglich sein sollte, wie wäre da das Leben auszuhalten?“ — solchermaßen fragte ich mich unablässig. Es beängstigte mich tief, überall, wo ich bei mir selber nachgrub, nur Leidenschaften, nur Winkel-Perspektiven, nur die Unbedenklichkeit Dessen, dem schon die Vorbedingungen zur Gerechtigkeit fehlen, zu finden: aber wo war die Besonnenheit? — nämlich Besonnenheit aus umfänglicher Einsicht. Was ich mir allein zugestand, das war der Muth und eine gewisse Härte, welche die Frucht langer Selbstbeherrschung ist: und in der That gehörte schon Muth und Härte dazu, sich so Vieles und noch dazu so spät einzugestehn.

4.

Dieses einleitende Buch, welches in einem weiten Umkreis von Ländern und Völkern seine Leser zu finden gewußt hat und irgend eine Kunst verstehn muß, durch die auch spröde und widerspänstige Geister verführt werden, ist meinen näheren Freunden am unverständlichsten geblieben: — es war ihnen als es erschien ein Schrecken und ein Fragezeichen und legte eine bange Entfremdung zwischen sie und mich. In der That, der Zustand, aus dem es entsprang, hatte des Räthselhaften und Widersprechenden genug in sich: ich war damals sehr glücklich und sehr leidend, eines Sieges stolzbewußt, den ich eben über mich davon getragen hatte, — aber eines jener Siege, an denen man zu Grunde zu gehn pflegt. Eines Tages — es war im Sommer 1876 — kam mir eine plötzliche Verachtung und Einsicht in mich: unbarmherzig schritt ich über die schönen Wünschbarkeiten und Träume hinweg, wie sie bis dahin meine Jugend geliebt hatte, unbarmherzig ging ich meines Weges weiter, eines Weges der „Erkenntniß um jeden Preis“: und ich that dies mit einer Härte, mit einer Ungeduld der Neugierde und auch mit einem Uebermuthe, daß es mir auf Jahre hinaus die Gesundheit verdarb.

5.

Was begab sich damals eigentlich mit mir? Ich verstand mich nicht, aber der Antrieb war wie ein Befehl. Es scheint, daß unsre ferne einstmalige Bestimmung über uns verfügt; lange Zeit erleben wir nur Räthsel. Die Auswahl der Ereignisse, das Zugreifen und plötzliche Begehren, das Wegstoßen des Angenehmsten, oft des Verehrtesten: dergleichen erschreckt uns, wie als ob aus uns eine Willkür, etwas Launisches, Tolles, Vulkanisches hier und da herausspränge. Aber es ist nur die höhere Vernunft und

Digitized by Google

Vorsicht unserer zukünftigen Aufgabe. Der lange Satz meines Lebens will vielleicht — so fragte ich mich unruhig — rückwärts gelesen werden? Vorwärts, daran ist kein Zweifel, las ich damals nur „Worte ohne Sinn".

Eine große, immer größere Loslösung, ein willkürliches In-die-Fremde-gehen, eine „Entfremdung", Erkältung, Ernüchterung — dies allein, nichts weiter war in jenen Jahren mein Verlangen. Ich prüfte Alles, woran sich bis dahin überhaupt mein Herz gehängt hatte, ich drehte die besten und geliebtesten Dinge um und sah nur ihre Kehrseiten an, ich that das Entgegengesetzte mit Allem, woran sich bisher die menschliche Kunst der Verleumdung und Verlästerung am feinsten geübt hat. Damals ging ich um Manches, das mir bis dahin fremd geblieben war, mit einer schonenden, selbst liebevollen Neugierde herum, ich lernte billiger unsere Zeit und alles „Moderne" empfinden. Es mag im Ganzen wohl auch eine Art des bösen Spiels gewesen sein; — ich war oft krank daran. Aber mein Entschluß blieb stehen; und, selbst krank machte ich noch die beste Miene zu meinem „Spiele" und wehrte mich boshaft gegen jeden Schluß, an dem Krankheit oder Einsamkeit oder die Ermüdung der Wanderschaft Antheil haben könnten. „Vorwärts, sprach ich mir zu, morgen wirst Du gesund sein; heute genügt es, Dich gesund zu stellen." Damals wurde ich über alles „Pessimistische" bei mir Herr; der Wille zur Gesundheit selbst, das Schauspielern der Gesundheit war mein Heilmittel. Was ich damals als „Gesundheit" empfand und wollte, drücken diese Sätze verständlich und verrätherisch genug aus: „eine gefestete, milde und im Grunde frohsinnige Seele, eine Stimmung, welche nicht vor Tücken und plötzlichen Ausbrüchen auf der Hut zu sein braucht und in ihren Aeußerungen nichts von dem knurrenden Tone und der Verbissenheit an sich trägt — jenen bekannten lästigen Eigenschaften alter Hunde und Menschen, die lange an der Kette gelegen haben"; — und als der wünschenswertheste Zustand erschien mir: „jenes freie, furchtlose Schweben über Menschen, Sitten, Gesetzen und den herkömmlichen Schätzungen der Dinge". — In der That eine Art Vogel-Freiheit und Vogel-Umblick, etwas wie eine Neugierde und Verachtung zugleich, wie dergleichen ein Jeder kennt, der unbetheiligt ein ungeheures Vielerlei übersieht — das war endlich der erreichte neue Zustand, in dem ich es lange aushielt. „Ein freier Geist" — dies kühle Wort thut in jenem Zustande wohl, es wärmt beinahe; der Mensch ist zum Gegenstück Derer geworden, welche sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehen; den freien Geist gingen lauter Dinge an, die ihn nicht mehr „bekümmern".

## 6.

Das persönliche Ergebniß von alledem war damals (M. Allzum. p. 31), wie ich es bezeichnete, die logische Welt-Verneinung: nämlich das Urtheil, daß die Welt, die uns überhaupt etwas angeht, falsch sei. „Nicht die Welt als Ding an sich — diese ist leer, sinnleer und eines homerischen Gelächters würdig! — sondern die Welt als Irrthum ist so bedeutungsreich, tief, wundervoll, Glück und Unglück im Schooße tragend": so dekretirte ich damals —. Die „Ueberwindung der Metaphysik", „eine Sache der höchsten Anspannung menschlicher Besonnenheit", p. 23, galt mir als erreicht; und zugleich stellte ich die Forderung, für diese überwundenen Metaphysiken, insofern von ihnen „die größte Förderung der Menschheit" gekommen sei, einen großen, dankbaren Sinn festzuhalten.



Digitized by Google

Aber im Hintergrunde stand der Wille zu einer viel weiteren Neugierde, ja zu einem ungeheuren Versuche: der Gedanke dämmerte in mir auf, ob sich nicht alle Werthe umkehren ließen, und immer kam die Frage wieder: was bedeuten überhaupt alle menschlichen Werthschätzungen? Was verrathen sie von den Bedingungen des Lebens, deines Lebens, weiterhin des menschlichen Lebens, zuletzt des Lebens überhaupt? —

## 7.

Ich war schon über die zwanziger Jahre hinaus, als ich dahinter kam, daß mir die Kenntniß des Menschen fehlte; und ist es auch wahrscheinlich, daß Jemand zum Menschenkenner werden könnte, der seinen Sinn weder auf Ehren, noch auf Geld, noch auf Aemter, noch auf Weiber gerichtet hat und die längsten Stücke jedes Tags mit sich allein verbringt? Hier gäbe es mancherlei Anlaß zu spotten: wenn es nicht wider den guten Geschmack ginge, in der Vorrede eines Buches dessen Urheber zu verspotten. Genug, ich fand Gründe und immer bessere Gründe, meinem Lobe wie meinem Tadel zu mißtrauen und über die richterliche Würde, die ich mir angemaßt hatte, zu lachen; ja, ich verbot mir mit Beschämung endlich jedes Recht auf Ja und Nein; zugleich erwachte eine plötzliche und heftige Neugierde nach „der unbekannten Welt" in mir, — kurz, ich beschloß, in eine harte und lange neue Schule zu gehn und möglichst weit weg von meinem Winkel! Vielleicht, daß mir unterwegs wieder die Gerechtigkeit selber begegnen würde.

Also kamen für mich Jahre der Wanderschaft; dies waren Jahre der Genesung: vielfältige Jahre voll bunter, schmerzlich-zauberhafter Verwandlungen, Begebnisse, von denen die Gesunden, die Vierschrötigen des Geistes eben so wenig etwas begreifen und riechen dürften, als die Krankhaften, die Verurtheilten, die zum Tode und nicht zum Leben Vorherbestimmten. Damals hatte ich „mich" noch nicht gefunden: aber ich war tapfer unterwegs nach „mir" und prüfte tausend Dinge und Menschen, an denen ich vorbeikam, ob sie nicht zu „mir" gehörten oder etwas mindestens von „mir" wüßten.

## 8.

Allmählich aber gerieth ich in ein reineres, tieferes Erstaunen, — es wurde wärmer um mich, gelber gleichsam. Mir ward zu Muthe, als ob nach solchen Fernblicken mir meine Augen, die Augen für meine „Nähe" erst aufgingen. Diese nahen und nächsten Dinge: welchen Flaum und Zauber hatten sie inzwischen bekommen! Wie dankbar ward ich meinen Abenteuern! Und daß ich nicht, wie ein ängstlicher Eckensteher und Winkel-Frosch immer „zu Hause" geblieben war! Welche Ueberraschungen fand ich nun! Welche neuen Schauder? Welches Glück noch in der Müdigkeit! Welches Ausruhen in der Sonne! Und diese neue Stimme, die ich hörte — diese Begegnungen, diese seltenen Zärtlichkeiten! Was habe ich nicht damals gehört! — Und freilich auch immer wieder die alte, harte Stimme, welche befahl: „Fort von hier! Vorwärts, Wanderer! Der Mensch ist Dir noch unentdeckt! Es sind noch viele Länder und Meere übrig, welche Du sehen mußt: wer weiß, wem Du noch begegnen wirst! Dir selber vielleicht!"

Digitized by Google

## 9.

Wie es einem Jeden ergeht, meine Freunde, der lange neugierig unterwegs und in der Fremde ist, so sind auch mir manche seltsame und nicht ungefährliche Geister über den Weg gelaufen: vor Allem aber Einer, und dieser immer wieder, nämlich kein Geringerer als der Gott Dionysos: jener große Zweideutige und Versucher-Gott, dem ich einstmals, wie ihr wißt, in aller „menschlichen Ehrfurcht" meine Erstlinge dargebracht habe: — es war ein rechtes Rauch- und Brandopfer der Jugend, und noch mehr Rauch als Brand!

Inzwischen lernte ich Vieles, Allzuvieles über die Philosophie dieses Gottes hinzu — und vielleicht kommt mir noch ein Tag von so viel Stille und halkyonischem Glück, daß mein Mund einmal von all dem, was ich weiß, überfließen muß, — daß ich euch, meine Freunde, die Philosophie des Dionysos erzähle. Mit halber Stimme, wie billig, — denn es handelt sich dabei um mancherlei Heimliches, Neues, Fremdes, Fragwürdiges, sogar Unheimliches. Daß aber Dionysos ein Philosoph ist und daß also auch Götter philosophiren, dünkt mich eine nicht unbedenkliche, eine vielfach verfängliche Neuigkeit, welche vielleicht gerade unter Philosophen Mißtrauen erregen muß: — unter euch, meine Freunde, wird sie weniger gegen sich haben, es sei denn, daß sie euch nicht zur rechten Zeit bekannt gemacht wird: denn man glaubt heute unter euch, wie man mir verrathen hat, nur ungern an Götter!

## 10.

Es war Frühling und alles Holz stand in jungem Safte. Als ich so durch den Wald ging und über eine Kinderei nachdachte, schnitzte ich mir eine Pfeife zurecht, ohne daß ich recht wußte, was ich that. Sobald ich aber sie zum Munde führte und pfiff, erschien der Gott vor mir, den ich seit langem schon kenne und sagte:

„Nun, Du Rattenfänger, was treibst Du da? Du halber Jesuit und Musikant, beinahe ein Deutscher!"

(Ich wunderte mich, daß mir der Gott auf diese Art zu schmeicheln suchte, und nahm mir vor, gegen ihn auf der Hut zu sein.)

„Ich habe Alles gethan, sie dumm zu machen, ließ sie im Bette schwitzen, gab ihnen Klöße zu fressen, hieß sie trinken bis sie sanken, machte sie zu Stubenhockern und Gelehrten, gab ihnen erbärmliche Gefühle einer Bedientenseele ein —"

‚Du scheinst mir Schlimmes im Schilde zu führen! — sagte ich da — Man möchte glauben, Du wolltest den Menschen zu Grunde richten!'

„Vielleicht! — antwortete der Gott — Aber so, daß dabei etwas für ihn herauskommt!"

‚Was denn?' fragte ich neugierig.

„Wer denn? solltest Du fragen!"

Also sprach Dionysos und schwieg darauf, in der Art, die ihm eigen ist: nämlich versucherisch. Ihr hättet ihn dabei sehen sollen!

Es war Frühling und alles Holz stand in jungem Safte.

Digitized by Google

# Der Moloch.

Roman

Von **Jakob Wassermann.**

(Nachdruck verboten.)

---

## Frau Ansorge.

### 1.

Zwischen Podolin und Lomnitz, wo sich die Ebene aus einer flachen Mulde zu einem unscheinbaren Hügelchen erhebt, lag der Ansorge-Hof. Das Wohngebäude lehnte mit der Rückseite gegen die wilden Hecken, die den weitläufigen parkartigen Garten begrenzten. Das Haus, mit den weißgekalkten Mauern tief und förmlich trotzig in die Erde gebohrt, erschien durch eine zum Thor führende Steintreppe und durch die zopfigen Verzierungen um die Fenster-Vierecke als ein Mittelding zwischen Bauern- und Herrenhaus. Das überhängende Ziegeldach leuchtete wie eine mächtige Kapuze brennend rot über die Landschaft. Vom Dorf war nur der Kirchturm zu sehen, denn unvermutet, durch eine Laune der Natur, erhebt sich bei Podolin ein schroffer Erdhügel, der den träg einherziehenden Fluß zwingt, ihm in weitem Knie auszuweichen. Podolin selbst liegt auf der sanfter abfallenden Seite des Hügels, ist aber gegen Süden bis hart an den Fluß herangebaut, so daß die Hauptstraße des Dorfs nahezu die Gestalt eines S hat. Ringsumher dehnt sich wellig-ebenes Land, das nicht allzu reichlich mit Baum und Busch bedeckt erscheint.

Zwischen dem Dorf und dem Ansorge-Hof breitete sich ein häuserloser, öder Erdstrich. Nur ein großer Zimmererplatz lag am Flußufer und von ihm strömte Sommer und Winter der Geruch frisch behauener Baumstämme aus.

Die meisten Leute in der Gegend erinnerten sich genau des Tages, an welchem Frau Ansorge in einer altertümlichen vierschrötigen Kutsche von der Ostrauer Straße her ins Dorf eingefahren war, begleitet von ihrer Dienerin Ursula, die den fünfjährigen Arnold auf den Knieen hielt. Der damalige Bürgermeister hatte die Frau hinüber geführt auf den Hof, der seit mehr als hundert Jahren einem ehemals reichen und nun zu Grunde gegangenen Bauerngeschlecht gehört hatte. Bald begann eine ruhige, doch unablässige Geschäftigkeit das Aussehen des verwahrlosten Gutes zu verändern. Stall und Scheune wurden in Stand gesetzt, Zäune aufgerichtet, der versandete Brunnen wurde tiefer gegraben, der Viehstand verbessert, neue Möbel, neue Pflüge, neues Gesinde beschafft und das Wohnhaus erhielt jenes bunte Dach, das an hellen Tagen wunderlich frech und maskenhaft unter dem blauen Himmel brannte.

Drei Monate früher hatten Frau Ansorges Wünsche noch anderen Lebenszielen gegolten, als in der mährischen Einsamkeit Ruhe vor der Welt zu suchen. Sie hatte die Vergnügungen der Geselligkeit und alle jene Freuden

Digitized by Google

geliebt, welche ihr der Reichtum ihres Mannes verschaffen konnte. Alfred Ansorge war einer der großen Kohlenwerksbesitzer des Ostrauer Reviers gewesen. Allerdings hatten ihn seine Geschäfte gezwungen, einen großen Teil des Jahres in der traurigen, rußgeschwärzten Stadt zuzubringen, aber desto blendender war dann der Gegensatz zu der in Wien, im Gebirge oder auf Reisen verbrachten Zeit. Von einer solchen Reise kehrte die Familie, Mann, Frau und Kind, Anfangs Dezember nach Ostrau zurück. Die furchtbare Winternacht, der sie entgegen fuhren, besiegelte das Schicksal der drei Menschen. Eine Viertelstunde vor dem Ziel lief der Eisenbahnzug auf ein falsches Geleise und prallte in vollem Rasen gegen einen aus Schlesien kommenden Personenzug. Dieselben zusammenprasselnden Wagenteile, die dem entsetzt auffahrenden Mann den Kopf zermalmten und die Hand zerfleischten, waren der Frau wunderbar zum Schutz geworden und hatten sie und den Knaben umgeben wie die Bretter eines Sarges. Als man sie befreien konnte, lag das Kind unversehrt zwischen ihren zu einem Bett erweiterten Schenkeln. Nur ihre Augen zeigten, was in ihr vorgegangen war, als sie in dem Verließ gelegen, das Brausen des Windes im Ohr, der Rettung ungewiß, ungewiß auch was mit dem Knaben sei. Vierzehn Tage lang vermochte sie nicht zu gehen, zu reden und zu hören. Ihre Seele schien erfroren, schien nichts mehr aufzubewahren, als die furchtbaren Laute dieser Stunde, die am Rande des Lebens und am Anfang des Todes lag. Und gleichzeitig, wie das Wasser unter der Eisdecke des Stromes fließt, schien doch ihr dunkler Wille einer neuen Form des Lebens zuzutreiben.

Der Anwalt Borromeo aus Wien, ein Bruder Frau Ansorges, ordnete die Hinterlassenschaft des Mannes, wohnte dem Begräbnis bei und nahm den Knaben in seine Obhut. Aber bald wurde Frau Ansorge innerlich und äußerlich ruhig; sie vermochte sich mit den laufenden Geschäften zu befassen, bekundete sogar eine eindringlichere, härtere Teilnahme als der geschäftsgewohnte Bruder und was sie unternahm, war auf ein Ziel gerichtet, dem sie schweigsam und mit aller Bestimmtheit zuschritt. Sie sorgte für die beste Verzinsung des Kapitals, nachdem alle liegenden Gründe veräußert waren, und kaufte, ohne ihren Vorteil zu übersehen, das Gut bei Podolin, dessen Weltentlegenheit ihre Wahl sehr beeinflußt hatte.

Ihr Fuß wurde vorsichtig im Schreiten wie der eines Blinden. Sie that keinen unnotwendigen Schritt und vermied jede überflüssige Bewegung. Sie haßte alles Fahrige, Eilige, alles Springen, Laufen und Tänzeln. Was auf Rädern lief und nur entfernt einer Maschine ähnlich sah, erregte ihren Abscheu. Im Hause durften keine Wanduhren ticken, vor den Fenstern mußten Büsche gepflanzt werden, denn sonderbarer Weise konnte sie weder den Anblick der Horizontlinie, noch den der langhinlaufenden Straße ertragen. Spiegel und Bilder liebte sie nicht; nichts was an der Wand oder an der Decke hing. Ihr Bett lag flach und knapp über den Dielen.

In solchem Kreis des Ruhens wuchs Arnold empor. Auf dem Grunde eines schwarzen Unheils malte sich wie etwas Rosiges sein junges Leben. Die beharrende Furcht der Mutter war eine Schranke um ihn, aber eine unsichtbare. Nicht etwas Nennbares und Wechselndes, sondern ehern und unablässig als Naturkraft wirkend, bildete sie die Quelle seiner Gewohnheiten; wunderbar wurde aus dem Trüben Helles und aus dem Starren Lebendiges. Wie ein Fluß dem Bette folgt, das er sich selbst geschaffen zu haben scheint, so friedlich floß sein Dasein durch die Jahre. Sein Herz blieb rein von allen Schwärmereien, auch hatte er nichts von der Zuchtlosigkeit, die durch regellose und eifersüchtige Geselligkeit entsteht. Er ging still zufrieden unter dem Auge Gottes umher. Frau Ansorge, nicht aus Grundsatz und Entschluß, sondern aus jenem eigen-

Digitized by Google

tümlichen Abwarten, das sich für immer in ihrem Wesen festgesetzt hatte, überließ den Himmel sich selbst und Arnold sich selbst. Sie glaubte, daß es das Rechte war, denn der Herrgott blickte wie ein gutmütiger, ratfreundlicher Patriarch auf den Knaben, und indem Arnold wuchs, wuchs auch Gott, nicht ins Ungeheuerliche, sondern nur im Kreis menschlicher, gefühlvoller Beziehungen.

Er zeigte als Kind oft ein verstocktes, ja grämliches und mürrisches Wesen. Mit zusammengezogenen Brauen und seltsam gespreizten Schrittchen stapfte er herum wie ein kleiner Bär. Dies reizte natürlich die Leute auf dem Hof zum Lachen; besonders Ursula, die sich zu gewissen Zeiten in einem überkindischen Betragen gefiel, äffte Arnolds Gebahren mit großer Treue nach. Das empörte dann den Knaben zu unbändigem Zorn; denn für die Neckereien der Erwachsenen besaß er damals und auch später nicht das geringste Verständnis; sie erschienen ihm als ein durchaus unrechtmäßiger Eingriff in seine persönliche Freiheit. Mit schiefem Blick und zwischen die Schultern eingezogenem Kopf stand er bei solchen Gelegenheiten da, und wenn der feindliche Spott kein Ende nehmen wollte, zog er die Lippen auseinander, jappte jähzornig, machte zwei Fäuste, die er gleich Puffern links und rechts an der Brust hielt, sprang auf den Plagegeist los und biß und schlug. Doch solche Zornwütigkeit zeigte sich mit den Jahren immer seltener, und statt ihrer stellte sich eine verächtliche Blick- und Wortsparsamkeit ein, die dem Bewußtsein der Körperkraft entsprang und gar possierlich wirkte.

Als Sieben- oder Achtjähriger fand Arnold einen Gespielen in dem Sohn des Postmeisters Zirill von Podolin. Es war ein schwächlicher Knabe, ein Jahr jünger als Arnold, dumm und von wunderbarer Gutmütigkeit. Sie spielten nicht gleich andern Knaben ihres Alters. Der kleine Zirill, von Natur ein Schwätzer, nahm sich Arnolds sachliche Trockenheit zum Vorbild und spazierte in onkelmäßiger Würde neben dem Kameraden einher. An schönen Tagen fuhren sie in einem alten Kahn den Fluß hinab und hinauf, oder sie ließen Papierdrachen in die Luft steigen, aber alles dies geschah mit Bedeutung und Gewicht.

Da starb der Postmeister, und der kleine Zirill, der jetzt nur noch eine Stiefmutter hatte, hielt es nicht länger mit dem Stoicismus. Da er von Schlägen und Hunger zu leiden hatte und er über den Tod des Vaters sehr traurig war, so zerfloß das künstliche Heldentum vor Arnolds Augen. Arnold war verwundert und verlegen. Er faßte den Tod des Postmeisters keineswegs als den Beginn einer ewig währenden Abwesenheit auf, sondern redete dem Spielfreunde zu und meinte, sie sollten doch abends oder morgens zu einer menschenleeren Stunde, mit Schaufeln und Stricken versehen, auf den Kirchhof wandern und den Vater Zirill aus seinem Grabe holen. Mit der Schaufel könnte man die Erde entfernen und mit dem Strick den Toten wieder ins Leben herauf ziehen. Denn er selbst war ja dabei gestanden und und hatte mit Erstaunen bemerkt, wie man Erde und Steine auf den Körper eines Menschen geworfen hatte, den er nun durch ein richtiges Befreiungswerk aus einem Kerker retten wollte, in welchen er unschuldig geraten war; der kleine Zirill machte furchtsame Einwände; er meinte tot sei tot, da wäre nichts mehr zu machen. Aber Arnold, von dem Erfolg des schwierigen Unternehmens tief überzeugt, lachte ihn aus. Als die Dämmerung kam, holten sie zwei Schaufeln aus dem Gärtnerhaus und einen langen Strick aus der Scheune. Jeder schleifte seine Schaufel hinter sich her in weitem Kreis um das Dorf, und verstohlener Weise gelangten sie auch über die niedere Mauer auf den Kirchhof. Der kleine Zirill begann langsam zu glauben, und obwohl ihm das kalte Entsetzen durch die Glieder rann, schaufelte er eben so tapfer wie Arnold

Digitized by Google

darauf los. Aber das Unternehmen endete schmählicher als es angefangen hatte. Der Küster hatte vom Turm aus zwei Zwerglein hantieren gesehen, alarmierte in Eile einige Leute, deren Uebelwollen es dann verschuldete, daß der Postmeister seinen Tod weitertragen mußte.

Wenige Tage später zogen die Zirills aus der Gegend fort, und wenn auch Arnold allmählich begreifen lernte, daß denen unter der Erde keine Schaufel und kein Strick mehr dienen kann, so dachte er doch an jenen Kirchhofsabend mit dem Trotz eines Menschen zurück, der um den Erfolg seiner Mühe betrogen wurde.

Die Verlorenheit des Aufenthaltes entzog Arnold jedem Bildungszwang. Durch die weitgehenden Verbindungen Friedrich Borromeos bildete die Militärpflicht Jahre voraus keine Sorge mehr für Frau Ansorge. Sie selbst lehrte ihn lesen und schreiben. Jahre lang studierte sie gleich einem bildungshungrigen Fräulein, um ihn auch weiterhin unterrichten zu können, und so wurde sie seine Lehrerin in Sprachen, Geschichte und allgemeinen Dingen. Ihn im Dunkel der Unwissenheit zu lassen, darin sah sie keine Sicherheit. In seinem fünfzehnten Jahr besaß er die Durchschnittsbildung der jungen Leute seines Alters. Er hatte keinen Ehrgeiz in geistigen Dingen und fand Vergnügen an körperlicher Arbeit. Frei von ungesunder Sehnsucht, warf er keinen Blick hinaus über den Kreis, den die friedlichen Tage begrenzten. Die Mutter wünschte ihn mittelmäßig und so am meisten geschützt gegen die Anstürme des Schicksals. Der Anschein befriedigte sie.

Einmal, es war in der drängendsten Zeit der aufwachenden Mannbarkeit, verriet sich an ihm eine unruhige Ueberschwänglichkeit und Phantasterei, die seiner Natur im Innersten vollständig fremd war und auch fernerhin fremd blieb. Da kam es vor, daß er während einer ganzen Sommernacht sich in den Wäldern herumtrieb, nach den Sternen starrte, in die Erde hinein horchte und mit eigentümlicher Angst den Aufgang der Sonne erwartete. Ein andermal entfernte er sich in der Früh und kam erst am zweiten Tag zurück. Vierzehn Stunden war er gegangen, um zu erfahren, was hinter dem Wald, hinter den Hügeln der Ferne lag, und traurig hatte er den Heimweg angetreten, als immer wieder dieselben Aecker und Wiesen, dieselben unansehnlichen Häuschen an derselben Straße erschienen waren. Natürlich hatte er kein Zauberland zu erblicken geglaubt, aber das Unbekannte war ihm so golden und lockend erschienen, daß es ihn mit drückenden Träumen verfolgte. Diese Erfahrung genügte, um ihn noch stiller und zufriedener in das gewohnte Leben einzuspinnen.

Bald verging das aufgeregte Wesen wieder und kehrte sich fast in sein Gegenteil, so daß Arnold den Eindruck eines mürrischen, trockenen und phlegmatischen Burschen machte, der ohne Furcht seine Straße zog, aber auch ohne jene Ahnungen, welche im edleren Sinn aus der Gegenwart lösen und emporheben. Ohne sichtbare Freude der Wahrnehmung, ja sogar ohne Frohsinn, ließ Arnold Sommer und Winter und wieder Sommer und Winter vorbei ziehen, denn dieser Wechsel und nicht die Ereignisse der Welt war für ihn das bedeutendste Schauspiel auf dem Zifferblatt der Zeit, das er mit trockener Selbstgenügsamkeit verfolgte. Er war träg und schwieg gern aus Trägheit, auch gegen die Mutter. Es bestand zwischen ihnen kein gefühlvolles Streben nach Annäherung, auch keine geheimnisvolle Abgeschlossenheit. Jeder schien in einem eigenen Land, nach eigenen Gesetzen zu leben. Die Einfachheit der Tage und der Beschäftigungen bestimmte Wesen und Charakter ihres Verhältnisses. Arnold war nie trotzig oder aufgeblasen gegen die Mutter, er war kein Besserwisser und Besserthuer, aber sie war für ihn mehr eine ältere Genossin als eine Achtungsperson. Später zeigte er in den kurzen Ge-

Digitized by Google

sprächen mit ihr gern eine spöttische Aufmerksamkeit, die ihm nicht übel zu Gesichte stand, und die Frau Ansorge vielleicht nur darum ein wenig ängstigte, weil sie etwas an sich hatte, was wie ein Zeichen geistigen Erwachens aussah. Aber die Sache war einfach die, daß Arnold nicht mehr ausschließlich die Mutter, sondern auch die Frau in ihr erblickte, nicht in scheeler Verkniffenheit, sondern mit dem bedachtsamen Zögern, welches darauf schließen ließ, daß neue Gedanken und Empfindungen in ihm aufgetaucht waren.

Die Beziehung zwischen den Geschlechtern war nie ein schwüles Mysterium für ihn gewesen. Seine früh erwachte Sinnlichkeit, veredelt und abgelenkt durch Arbeit und körperliche Uebungen, hatte keinen Anlaß zu dunklen Träumereien gefunden. Als er mit sieben Jahren zum ersten Mal das Belegen einer Stute mit ansah, da begriff und empfand er das gewaltige Weben, welches scheinbar aus dem Nichts eine neue Kreatur erschafft. Obwohl sich sein Blick langsam für dergleichen Schauspiele abstumpfte, so vergaß er doch niemals den herrlichen Anblick des sich bäumenden Hengstes, sein schaumtriefendes Maul, die geblähten Nüstern, die feurig lohenden Augen, die schweißbedeckte dampfende Haut.

Nun war er zwanzig, und bald rückte das einundzwanzigste Jahr heran. Es ging auf den Sommer zu und ein wunderliches Drängen und Wühlen meldete sich bisweilen in seinem Innern. Oft war es, als ob das Herz aufgeschwellt wäre durch einen schrecklichen Ueberschwang zielloser Kräfte, die des Nachts, in einem Traum etwa, den eigenen Körper, in dem sie wohnten, zu erschüttern und zu verwunden trachteten.

Da heiratete die Kleinmagd auf einen fremden Bauernhof fort, und die neue, die nun kam, war in ihrer Art eine Schönheit, braun wie eine Kastanie, frisch und von ungestümer Art. Sie war aus dem Polnischen und hieß Salscha. Als Arnold sie gewahrte — sie stand am Brunnentrog und wusch, ihre Bewegungen hatten etwas Rauhes und Herausforderndes — da erblaßte er. Er besann sich lange, schaute gegen das sonnebeschienene Gelände und blinzelte mit den Augen. Aber er konnte nicht helfen, es zog ihn hin, und es war, als ob seine Kräfte plötzlich kindisch geworden wären gegenüber der ziehenden Gewalt. Er machte nicht viel Umstände; als er vor Salscha stand, fragte er einfach, ob sie ihn haben wolle, und zwar hatte er dabei einen strengen Ton und sah finster aus, als fordere er etwas, das ihm seit langem gehörte und unrechtmäßig vorenthalten war. Die Magd lachte und ließ ihn stehen. Aber zwölf Stunden darauf war sie die seine. Ohne zu schleichen, ohne Belauern und Ueberlisten, das war seine Sache nicht, nahm sie Arnold und war bei ihr nachts in der Kammer oder mittags im Heu, wenn alles auf dem Hof unter der senkrechten Sonne schlief. Kurze Zeit glaubte Salscha guter Hoffnung zu sein, doch damit war es nichts. Und als die Glut des Sommers abnahm, verschwand plötzlich Arnolds hastiges Liebesfeuer und Salscha war ihm nichts mehr denn ein leeres Gefäß, dessen Inhalt er hatte trinken müssen, um den eigenen Körper vor Verderben zu bewahren. Sein Herz wurde wieder ruhig und hell.

## 2.

Das Laub zeigte schon die herbstlichen Farben. Gelbrot, violett, saffianfarben, purpurn und zinoberrot wogte es in der abendlichen Luft ineinander. Ferne Waldstände glichen einem Guirlandenbehang in der tiefen Sonne, der Arnold langsam entgegen ging. Aus der Ebene ertönte bäuerlicher Gesang, vom leise sausenden Oktoberwind bald verweht, bald überdeutlich gemacht. An einem Tümpel in den Wiesen stand Maxim Specht, der Podoliner Lehrer,

Digitized by Google

und plätscherte mit einem Baumzweig im sonnegeröteten Wasser. Bisweilen blickte er gegen den Ansorge-Hof, als ob er von dort jemand erwarte. Er war erst seit zwei Monaten in Podolin; Arnold hatte nie mit ihm gesprochen.

An der Zaunthüre des Hofes angelangt, lehnte sich Arnold lässig an den Pfosten und betrachtete die ruhig vorbeitrippelnden Hühner, die sich langsam nach ihrer Schlafstätte in der Scheune aufmachten und bisweilen leise gackerten, als ob sie einander gute Nacht wünschten. Draußen schob sich Maxim Spechts Gestalt schwarz und scharf zwischen die Ebene und den flammenden Himmel.

Kleiderrauschen veranlaßte Arnold, sich umzudrehen. Zu seinem Erstaunen bemerkte er zwei Frauen, die an ihm vorübergingen. Die eine der beiden, ein junges Mädchen, lächelte verlegen und verschmitzt mit halbabgewandtem Gesicht. Waren sie bei uns? dachte Arnold befremdet. Während er ihnen nachschaute, kam der Lehrer voll Eile den beiden Frauen entgegen, um dann mit ihnen die Richtung nach dem Dorf einzuschlagen.

Es wurde dunkel. Als Arnold in die Stube trat, fragte er, wer dagewesen sei. Frau Ansorge wandte ihm langsam das Gesicht zu, das so viele Falten zeigte, wie ein Baumblatt Adern. „Sie machen Besuche," erwiderte sie vorsichtig, „das ist so Sitte. Sie haben das Haus des verstorbenen Michael Becker geerbt und sind nach Podolin übersiedelt. Hanka heißen sie."

Ursula brachte das Abendessen, Kartoffeln, Butter, Häringe, Milch und Brot. Arnold setzte sich hungrig zu Tisch. Seine Wißbegierde war befriedigt. Er bemerkte nicht, daß die Mutter durch die neuen Ansiedler nachdenklich geworden war, denn ein neuer Mensch war ihr eine neue Gefahr. Arnold sah in der Mutter nur die Ruhe, die er selbst besaß. Der Lehrer, der Pfarrer, der Doktor, die Post- und Gerichtsbeamten waren außer den Bauern die einzigen, die er zu Gesicht bekam. Sie gaben ihm nichts zu denken.

Kaum war die Lampe angezündet, als es an die Thür klopfte und Maxim Specht eintrat. „Ich bitte vielmals um Entschuldigung," sagte er gewandt und liebenswürdig, „das Fräulein hat einen Shawl hier vergessen." Er lächelte, wobei das Liebenswürdige, Gesellschaftliche noch stärker hervortrat und daneben etwas Ueberlegenes wie bei jemand, der zu beobachten fähig ist und sich dessen freut.

Das Tuch hing über einem Stuhl, und Arnold gab es dem Lehrer. „Es ist sehr gelb, das Ding," meinte er lachend. Er schnupperte und steckte die Nase in den gestrickten Stoff. „Pfui!" rief er.

„Es ist parfümiert," sagte Specht verwundert. „Finden Sie das schlecht?" Er sah Arnold an wie einen jungen Bären, dessen Kraft und Dressur zu allerlei geschäftlichen Unternehmungen locken. Er hatte in Podolin viel reden hören von dem Leben auf dem Ansorge-Hof. Arnold seinerseits betrachtete das Gesicht des Lehrers, das im vollen Lampenlicht ihm zugewandt war, mit solcher Aufmerksamkeit, als dürfe er nicht ein Härchen vergessen. Er empfand Mißtrauen und zugleich eine unklare Regung der Kameradschaft.

Dem Lehrer, der den abweisenden Blick Frau Ansorges auf sich ruhen fühlte, geboten Takt und Bescheidenheit, sich zu entfernen. Mit einer leichten Bewegung warf er das gelbe Tuch über die Schulter, verbeugte sich galant und wünschte gute Nacht.

## 3.

Vor Aufgang der Sonne erwachte Arnold. Als er gewaschen und angekleidet war und in den Stall hinüberging, leuchtete schon der frühe Tag. Er liebte diese Stunde, besonders jetzt, in der Oktoberklarheit und -frische. Die

Digitized by Google

Waldränder am Horizont, rosig bemalt, sahen aus wie dunkle Vorhänge, bald gezackt, bald lang verlaufend. Die Rinder wurden zur Tränke geführt, und sie blökten freundlich. Innerhalb des Zauns gackerten die Hühner und drei Hähne krähten wichtig. Im Garten lärmte eine Spatzenversammlung.

Ehe Arnold nach Podolin ging, wo er mit dem Fleischer Uravar wegen einer Kuh unterhandeln sollte, kehrte er ins Haus zurück, um zu frühstücken. Er fand Elasser, den jüdischen Hausierer, bei Frau Ansorge. Der Jude kam jeden Monat zwei- bis dreimal, um Stoffe und Wolle, auch sonstige Gegenstände für den Haushalt zu verkaufen. Frau Ansorge beschäftigte sich viel mit Stickereien. Noch aus früherer Zeit hatte sie eine feine Hand dafür behalten.

Elasser begrüßte Arnold knixend, während er Stirn und Glatze, die trotz des kühlen Morgens schon schweißbedeckt waren, mit einem blauen Tuch trocknete. Sein langhängender brauner Bart verhüllte fast den Ausdruck des ziemlich gutmütigen Gesichts. Er steckte das Geld, das er empfing, äußerst sorgfältig in einen schmutzigen, alten Lederbeutel, huckte seinen ansehnlichen Pack auf den Rücken, grüßte ehrerbietig grinsend und ging.

Arnold trank seinen Topf Milch zu Ende und sagte, nun wolle er ins Dorf. Frau Ansorge nickte ihm zu. Er dehnte sich träg; seine Lider waren halb geschlossen.

Der Weg nach dem Dorf wurde doppelt leicht in der herben und würzigen Luft. Die Welt atmete Frieden. Der Himmel, herbstlich blaß, war leer von Wolken. Indem Arnold rege vorwärtsschritt, fühlte er sich gelaunt, tagelang zu wandern; seine Haltung wurde aufgerichteter und sein Blick ungeduldig. Er hob einen dicken Ast auf, der am Wege lag, brach ihn entzwei wie ein Rohr und warf die Stücke in den Fluß, dessen mühselig hinfließendes Wasser nichts von der Reinheit des Himmels wiedergab.

Podolin streckte sich lang hin. Die Häuser, arm und schmutzig, entfernten sich nur an einer Stelle von der Straße und bildeten, den Hügelrücken hinan, einen überaus weiten Platz, an welchem die Kirche, das Pfarrhaus, die Schule, die Post und das Gerichtsgebäude standen. Uravar wohnte am Eck hoch oben. Als Arnold in den Laden trat, erblickte er zu seiner Ueberraschung den jüdischen Hausierer, hektisch rot im Gesicht, mit leidenschaftlichen Geberden auf den Metzger einsprechend. Uravar hockte nachlässig, die Hände in den Taschen, auf der Kante des langen Tisches, der mit Blut und Fleisch bedeckt war, knirschte mit den Zähnen und lachte. Sein Gesicht war rot und glänzend wie das rohe Fleisch, völlig bartlos; am Kinn hatte er eine Warze mit fünf langen Haaren, welche aussah, als ob beständig eine Kreuzspinne auf seine Lippen zukröche.

„Wenn Sie mir nicht geben wollen mein Geld," sagte der Hausierer, „werd ich Ihnen verklagen bei Gericht,. Es wird geben eine Masse Schererei, ich weiß, aber Gott verzeih mir, mein Leben is doch so kein Leben." Er trocknete sich die Stirn mit seinem großen Tuch und lachte unruhig.

Uravar schlug sich auf die Schenkel und zeigte die blendend weißen Zähne. „Judd, geh furt, sonst holl ich Hund," sagte er und warf einen beifallhaschenden Blick auf Arnold, der still auf der Schwelle stand.

Der Hausierer wurde erregt. „Ich fürcht mich nicht vor Ihrem Hund," antwortete er. „Ich fürcht mich nicht einmal vor Ihnen, wie soll ich mich vor Ihrem Hund fürchten. Geben Sie mir mein Geld und die Sach hat sich gehoben." Sein Gesicht sah trocken und fahl aus, und die Augen fielen kummervoll und ermüdet in ihre Höhlen. Rettungsuchend blickte er an Arnold vorbei auf den öden Platz, als Uravar sich von seinem Sitz herabschnellte und mit ausholenden Schritten auf ihn zuging. Er packte Elasser mit beiden Armen um den Leib, hob ihn empor und schleppte ihn, als trüge er ein verendetes

Digitized by Google

Kalb, gegen die Thüre. Aber zwei Hände klammerten sich mit solcher Kraft um seine dicken Schultern, daß die Schlüsselbeinknochen krachten und zurückgedreht wurden. Mit einem Wutgebrumm ließ Uravar den Juden zur Erde gleiten, drehte sich schwerfällig um, den Kopf geduckt und blickte den Einmischer, der ihn nun wieder losgelassen hatte, tückisch an. Arnold erwiderte den Blick mit solcher Kraftbewußtheit, daß der Fleischer fast demütig zuckend zurücktrat und das Kinn herabzog, wodurch die Kreuzspinne mutlos zusammenschrumpfte.

Elasser huckte keuchend seinen Pack auf. „Der Herr wird dafür zu büßen haben," sagte er, auf Uravar deutend. „Einem Besoffenen und einem Heuwagen muß man ausweichen, heißt es. Aber gegen Gewaltthätigkeiten sind da die Gerichte." Er knixte schwerfällig vor Arnold und verließ den Laden. Die Rettung aus den Händen des Fleischers erschien ihm selbstverständlich und keines Dankes wert.

Arnold hatte den Anlaß seines Kommens vergessen. Er trat, ohne mit Uravar zu reden, auf den Platz hinaus und sah weit hinunter, die Augen gegen die blendende Sonne mit der Hand beschirmend. Trotzdem kam es ihm vor, als sei der Sonnenschein trüber geworden, oder als seien die Grenzen des Horizonts ferner gerückt, und die Sonne habe nicht Licht genug, den größer gewordenen Raum zu erleuchten. Was so ein Metzger alles treibt, dachte er.

Hinter den Kindern, die jetzt dem gegenüberliegenden Schulhaus entströmten, wurde Maxim Specht sichtbar. Er schritt ohne weiters auf Arnold zu und sagte mit gewinnendem, anerkennendem Ausdruck: „Sehr schön, sehr gut. Ich habe vom Fenster aus zugesehen. Endlich einmal ist dieser Uravar bestraft." Er lachte meckernd, wobei seine Augen ganz klein wurden und freundschaftlich glänzten. Dann lud er Arnold ein, ihn ein Stück Wegs zu begleiten; oft schon hätte er sich eine nähere Bekanntschaft gewünscht. Obwohl sein Anzug ärmlich war, sah er darin adrett aus; im Gespräch war er ungezwungen und zugleich zurückhaltend. Er war sehr neugierig in Bezug auf alles, was Arnold betraf, vermochte es jedoch zu verbergen, besonders durch die Mischung von Wärme und Ueberlegenheit, die in seiner Natur lag. Außerdem war in seinen Worten ein Klang von Zukunftsgewißheit, von gesellschaftlichem und menschlichem Verstand und Formensinn. Dies letzte war sogar das Wesentliche und darauf schien er zu bauen. Kein Ton seiner Rede hätte an einen Andern gerichtet sein können als an den, mit dem er gerade sprach. Was er that, wußte er bis in die Fingerspitzen, und er imponierte schon allein dadurch, daß selbst der Einfachste nicht begriff, wie er es nicht weiter hatte bringen können, als zum Dorfschullehrer oder wie er überhaupt in das verlassene Nest hatte kommen können.

Specht fragte Arnold, ob er denn an diesem abwechslungslosen Leben Gefallen habe, ob ihn denn nie etwas hinausgezogen habe in die Fremde, in die Welt, in die Stadt. „Waren Sie nie in der Stadt?" fragte der Lehrer.

Arnold verneinte harmlos und ohne Verlegenheit.

„Merkwürdig, merkwürdig," fuhr Specht fort. „Ihre Sprache ist städtisch, Ihr Gesicht ist eigentlich auch städtisch, Ihr Inneres ist doch auch nicht bäurisch, und doch sind Sie ein Bauer, oder wollen es wenigstens sein . . . Merkwürdig."

Verwundert schüttelte Arnold den Kopf. Da es ihm zu heiß wurde, zog er seine Lodenjacke aus, wobei er stehen blieb und den Lehrer durchdringend und verständnislos anschaute. Aber Specht achtete nicht darauf.

Sie waren gegen die Nordseite vors Dorf gekommen. An der Straße lag eine Art Meierhof: ein schmuckes Wohnhaus, Stall, Scheune, alles sauber und neu umzäunt. Wie eine appetitliche Speise auf dem Teller lag das kleine

Digitized by Google

Gut in der Ebene. Unter dem Haus stand ein junges Mädchen, auf den Lippen ein Kinderlächeln. Als Specht sich von Arnold verabschiedet hatte, schlug sie den gelben Shawl fester um Brust und Schultern und ging dem Lehrer mit bewußter Fröhlichkeit entgegen.

## 4.

Es war Nachmittag und Arnold saß am Fluß und schaute ruhig nach der Angelschnur, die sich in weitem Bogen zum Wasser senkte. Er hatte das Hemd über der Brust geöffnet; es war ungewöhnlich schwül geworden. Nicht das kleinste Fischlein wollte sich verbeißen, und den schwarzen Fluß kräuselte keine Welle. Der Himmel hatte sich umzogen; über den schlesischen Wäldern lag ein Wetter.

Salscha kam vom Dorf blieb neben Arnold stehen und plauderte. Sie wußte schon die Geschichte von Uravar und dem Juden. Die Juden beherzten das Vieh, wie alle Welt wisse, und schlachteten Christenkinder. Aber Uravar sei ein Hund. Elasser habe neun Kinder im Haus und brauche das Geld, aber gegen Uravar werde er nicht zu seinem Recht gelangen.

Salscha setzte sich auf einen Stein neben Arnold, die Kniee unter den Röcken weit voneinander, die Augen nicht von seiner bloßen Brust wendend. Weit und breit war kein Mensch zu sehen; eine Viertelstunde der Liebe schien erwünscht. Aber endlich merkte sie die Kälte Arnolds. Verächtlich schielte sie nach der Angel, stand auf und ging. Lange noch hörte Arnold ihr gleichmäßiges und erzürntes Trällern über die Wiesen klingen.

Der Jude, der gegen Uravar nicht Recht bekommen sollte, ging ihm nicht aus dem Kopf. Da Arnold, wenn er einmal einen Gedanken erfaßt hatte, nicht an bloßen Bildern haften blieb, war ihm das Zu-Ende-Denken notwendig. Trotzdem türmte sich hier eine Wand empor. Gab es einen Menschen, der ein unerfülltes Recht umhertrug, weil er zu arm, zu schlecht, zu gering, zu verachtet war?

Arnold schnellte die Angel aus dem Wasser und machte sich auf den Heimweg, da der Regen nahte. Ueber Podolin wetterleuchtete es. Er schulterte die Rute und schritt fest über den dürren Ackerboden. Frau Ansorge saß bleich in der Mitte des Zimmers, als er eintrat, denn sie fürchtete Gewitter, besonders die des Herbstes.

Aber die Wolken verzogen sich wieder.

„Was hast Du denn mit Uravar gehabt?“ fragte Frau Ansorge. Arnold erzählte.

„Bleiben wir in Frieden, Arnold,“ sagte sie, als er fertig war, und legte ihre Hand auf seine. „Sie verwirren Dich nur und sind leer wie Stroh.“

„Auch mit Specht habe ich gesprochen,“ erzählte Arnold mitteilsam. „Er konnte gar nicht glauben, daß ich noch nie in der Stadt war.“

„Stadt .-. Stadt,“ murmelte Frau Ansorge mit orakelhafter Schwermut. Dann stellte sie sich ans Fenster und blickte in den Himmel, wo ein Regenbogen stand. „Komm, Arnold,“ sagte sie, und er trat an ihre Seite. „Siehst Du den Regenbogen? Jetzt steht er im ganzen Halbkreis vor Dir. Kommst Du zwischen Gassen und Häuser, so siehst Du nur ein Stück davon. So viel wie dein Auge davon verliert, so viel hast Du an Glück verloren.“

Arnold dachte nach und war verwundert über den bildlichen Einfall der Mutter.

Digitized by Google

5.

Hankas, die neuen Bewohner von Podolin, hatten Besuch. Der Bruder von Agnes Hanka, Alexander, war aus Wien gekommen. Er wollte nur drei Tage bleiben; Erbschaftsangelegenheiten waren zu besprechen. Auch wegen Beate kam er, die seine Schutzbefohlene war. Agnes hatte sie einst auf seinen Wunsch zu sich genommen. Vor Jahren hatte er die arme Waise den Händen böswilliger Verwandten entrissen, der Familie seines Gutsinspektors in Böhmen. Alexander Hanka, den alle Welt für die Vernunft und Hausbackenheit selber hielt, hatte damals fantastische Pläne gefaßt. Ein Ideal schwebte ihm vor: ein von der Gesellschaft losgelöstes Weib, innerlich frei und kräftig, unverblendet und natürlich. Seitdem waren acht Jahre verflossen, und er sah auf sein ehemaliges leichtgläubiges Ich etwas gelangweilt herab. Beate selbst fand diese gleichmütige Gesinnung sehr bequem. Wer nicht dankbar zu sein braucht, ist wenigstens ehrlich; sie schätzte den Beschützer, wußte, was sie an ihm hatte, that sogar oft zutraulich, aber in einer Art, die nur ihr eigen und die nicht frei von Hochmut war.

Als Doktor Hanka in Podolin ankam, stand die Sonne schon tief im Westen. Harzgeruch würzte die Luft, Bauern gingen vorbei und grüßten. Am Rain weideten Kühe und blickten mit Ruhe und Mißbilligung auf den städtischen Ankömmling.

Agnes und Beate waren nicht zu Hause. Er konnte sich der Magd durch einige böhmische Worte verständlich machen und erfuhr, daß seine Schwester beim Pfarrer, Beate man wisse nicht wo sei. Damit gab er sich zufrieden, setzte sich auf die Bank vor dem Haus, rauchte, schlug die überaus langen Beine übereinander und wartete. Die Stille und der große Himmel, dessen Anblick in solchem Umfang ihm ungewöhnlich war, ließen ihn seine anfängliche Verdrießlichkeit über den Landausflug vergessen. Er beobachtete mit Wohlgefallen sich und seine Gedanken und nickte sich hie und da mit den Augenlidern Beifall zu.

Während er noch in Nachdenken versunken war, es fing schon an zu dämmern, klang ein überraschtes Ach an seine Ohren. Beate stand hinter ihm, und mit ihr war Maxim Specht gekommen. Beate, indem sie eine ungeschickte Tanzstunden-Höflichkeit annahm, machte die beiden Männer miteinander bekannt. Der Lehrer und Beate sahen belustigt und aufgeräumt aus. Mit offenbarem Vergnügen an seinem Talent, Erlebtes wiederzugeben, erzählte Specht, daß sie auf der Lomnitzer Straße Arnold Ansorge begegnet seien und sich sehr gut dabei unterhalten hätten.

„Er fragte, ob ich schon einen Liebhaber hätte," platzte Beate lachend heraus.

„Nicht was er sagt, ist so amüsant," erklärte Specht weise, „sondern wie er zuhört, wie er verwundert ist, wie er jedes Wort bedenkt. Er ist nicht dumm."

„Wer ist Arnold Ansorge?" fragte Hanka kühl, dem diese Art Lebendigkeit und Witz nicht sympathisch war. Indes kam auch Agnes Hanka. Bruder und Schwester begrüßten einander herzlich, Alexander mit der ihm eigenen Gravität und spöttischen Zurückhaltung, Agnes mit einem Ausdruck unbegrenzter Hochachtung vor dem Bruder und mit fragender Zärtlichkeit in den guten Augen. Da sie schwerhörig war, redete sie wenig, aus Furcht, mißzuverstehen und aus noch größerer Furcht, denjenigen allzusehr zu bemühen, mit dem sie sich unterhielt.

Alle vier gingen ins Haus. Specht verabschiedete sich bald. Sein Taktgefühl sagte ihm, daß er überflüssig sei, und seine schmerzhaft wache Empfindlichkeit, daß Hanka nicht ganz zufrieden sei mit der Anwesenheit eines Fremden, obwohl das undurchdringliche Gesicht des Doktors nichts davon verriet. Aber

Digitized by Google

als Specht gegangen und Agnes in der Küche beschäftigt war, erkundigte er sich bei Beate, was es mit dem Lehrer sei.

Beate blickte den umherstolzierenden Frager mit damenhafter Nachlässigkeit an. Sie hatte die Hände über den Knieen verschränkt, saß vorgebeugt und trippelte leise mit den Fußspitzen. Sie begann von Specht zu schwärmen, der arm sei, aber nach ihrer Ueberzeugung es zu etwas Großem bringen würde. Nur die Not habe ihn hierher verschlagen, bald wolle er die Schulmeisterei an den Nagel hängen. Er sei durch und durch „Sozialist," aber das könne sie nur als ein tiefes Geheimnis verraten und Hanka möge darüber schweigen.

Hanka blieb mit gespreizten Beinen vor ihr stehen, wiegte sich in den Hüften, schmunzelte gutmütig, und um seinen vollen, weichen Mund zuckte die Ironie wie in kleinen Schlänglein. Sogar in den Bewegungen seines langen, hagern Körpers drückte sich Wohlwollen und Spott aus. Zum ersten Mal heute sah er Beate voll und deutlich an; sie gefiel ihm, besonders behagten ihm die schmalen, schwarzen Linien der Brauen über den perlmutterglänzenden Augen. Darauf erblickte er sein eigenes Bild, denn hinter dem dunklen Kopf des Mädchens hing der Spiegel. Nie glaubte er Häßlicheres gesehen zu haben: eine dicke, lange Nase, eine niedere Stirn; ein blasses Mephistogesicht. Bestürzt wandte er sich ab. „Wir haben uns ja schon zwei Jahre lang nicht gesehen," sagte er. „Wie gehts Dir denn, Beate? Einmal schrieb mir Agnes, Du hättest Dich fortgestohlen, um zu tanzen. Wie verhält sich das?"

Seine vor Fülle vibrierende Stimme mit den tiefen O-Lauten erregte Beates Lachlust. „Es macht mir jetzt gar keine Freude mehr zu tanzen," log sie und kettete gleich eine zweite Lüge bequem an: „ich lese nämlich sehr viel."

„Hm—m, Herrn Spechts Einfluß," sagte Hanka mit hölzerner Würde, die er gern übertrieb. Zugleich sah er im Geist den jungen Lehrer mit dem gutrasierten Gesicht und dem flinken Benehmen.

Die Fenster waren offen, die kühle Herbstluft strich herein, die Lampe brannte freundlich, und altvertraute Bilder schauten von der Wand. Beate nahm fleißig thuend einen Strickstrumpf und Agnes steckte den vom Herdfeuer erhitzten Kopf arbeitsfroh durch die Thürspalte, um zu erfahren, ob Alexander auch den richtigen Hunger habe. Hanka stellte allerlei Betrachtungen über das Landleben an, rauchte schweigend seine Cigarette und sandte bisweilen einen kurzen Blick nach Beate.

Agnes trug zu essen auf, wie für eine Soldaten-Kompagnie. Dabei entschuldigte sie sich, daß sie dies oder jenes nicht habe bekommen können. Beate reichte Hanka eine Schüssel um die andere, so daß er sich in eine Art Betäubung hineinaß. Er schob die Lippen vor, machte eine Schnauze, drehte den Hals wie eine Ente im Wasser und sagte, es thue ihm leid, daß er morgen schon wieder abreisen müsse. Beate wiederholte es lauter für Agnes und diese sah ihn vorwurfsvoll an. „Müssen?" betonte sie.

Das junge Mädchen ging bald schlafen, und die Geschwister hatten eine ernsthafte Unterredung. Mitten darin verlor sich Hankas Geist in die Breite und spielte mit den lichten Gestalten eines Traumzustandes. Oben am Haus öffnete sich ein Fenster. Beates Stimme sang ein Lied, das sie von den Czechinnen gelernt hatte.

Kudy, kudy, vede cestička
Pro mého jenička . . .

Der Liebste ist zwar in die Ferne gegangen, bedeutet es, um sich eine Reiche zu suchen, aber das kann nicht hindern, ihn noch weiter zu lieben.

Digitized by Google

6.

Da in der Nacht leichter Frost eingetreten war, hatte es Arnold übernommen, die Fruchtstöcke für den Winter mit Stroh zu umhüllen. Salscha half ihm, trug Stroh aus der Scheune und legte es in lange Bündel. Sie war mürrisch und traurig und suchte Arnold durch Gleichgiltigkeit aufmerksam zu machen. Er stand auf der Leiter und blickte in den Sonnenball der hinter Nebeln glühte. Während er den Arm hinunterstreckte, um ein Bündel zu ergreifen, begegnete er Salschas Blicken. Die Polin wurde blaß, zog die Lippen von den Zähnen zurück und stieß einen leisen Pfiff aus. Eine Sekunde lang stand sie noch schweigend, dann kehrte sie um, ging ins Haus, trat entschlossenen Schrittes vor Frau Ansorge hin mit der Miene eines Menschen, der endlich einmal viel zu sagen hat. Frau Ansorge legte die Stickerei auf den Schoß und lächelte Salscha entgegen. Als sei sie dadurch um alle Wissenschaft und Fassung gebracht, hielt die junge Bäuerin den nackten Arm vor die Augen und fing an zu schluchzen. Das Lächeln auf Frau Ansorges Lippen nahm nacheinander jeden Ausdruck der Frauenhaftigkeit an: Mitleid, gütigen Spott, Ratlosigkeit und leichte Geringschätzung; dahinter gleich einem feinen Schimmer die Freude über den, der solche starke Kränkung zufügen konnte. Sie stand auf, räumte ihre Arbeit bei Seite, legte beide Hände auf die Schulter der Magd und sagte: „Das vergeht schon, Salscha. Gott hat tausend andere für Dich erschaffen. Jetzt geh nur, geh; zu Kirmes heute bekommst Du einen neuen Unterrock von mir."

Arnold war von der Leiter heruntergestiegen. Gleichmütig stieß er mit dem Fuß das Stroh aus dem Weg und wandte sich zum Gartenthor, da er dort einen Mann stehen sah, der ein junges Mädchen an der Hand führte. Als er näher kam, erkannte er Elasser, den Hausierer. Aengstlich und demütig entblößte der Jude das kahle Haupt und fragte Arnold, ob er Zeugenschaft vor Gericht ablegen wolle gegen Uravar; das heißt, eigentlich war es mehr eine zuvorkommende Mitteilung, die er selbst überbrachte, um den Unwillen über einen lästigen Gang zu beschwichtigen und so sich dankbar zu erweisen. Trotz seiner Ehrerbietigkeit war er kurz, trotz der süßen Freundlichkeit war in seinen Mienen zu lesen, daß es für den Gebetenen keinen Ausweg gab, als zuzusagen, wenn es so weit kam. Arnold dachte nicht an anderes. Er blickte das Mädchen an, das Elasser mit sich führte, und der Gegensatz, in dem die winzige Gestalt und die überaus reifen Züge standen, erschreckte ihn fast. „Sag dem Herrn Dank, Jutta," murmelte Elasser und schüttelte den Arm des Mädchens. Die Kleine betrachtete Arnold mit einem prüfenden und furchtsamen Seitenblick. Sie war dreizehn bis vierzehn Jahre alt und mit ihren etwas schwärmerischen Augen schien sie wie ermüdet von den Lasten der Generationen, die gleichsam das natürliche Wachstum ihrer Gestalt verhindert hatten.

Frau Ansorge war betroffen durch Arnolds neue Angelegenheit, von der sie weder Gutes noch Schlimmes fürchtete. Aber sie begann zu ahnen, daß man die Welt, auch die Welt engsten Eigentums nicht regieren könne, ohne den Flug einer Biene in Rechnung zu ziehen, daß es keine Macht gab außer der, die auch den Bienenflug befehligen konnte.

Arnold trieb es fort aus dem Kreis der mütterlichen Grübeleien, die für ihn wesenlos waren. Er marschierte über die kahlen Wiesen, wich dem Dorf in weitem Bogen aus, ließ die Landstraße links, indem er der Sonne zuwanderte. Schon schmolz der schwache Reif und blitzte tauig auf den Grasstümpfen über der harten Erde. Arnold ging stundenweit. Er vermied den Wald heute, da die Freie und die helle Luft besser waren als ein Bad. Er gelangte bis gegen



Digitized by Google

das Dorf Komorn, welches seltsam auf einer fast würfelförmigen Erhebung thronte. Die kleinen, weißen Häuser, in ihren Reihen wie eine Festung anzusehen, leuchteten reinlich im Mittag herab. Der bläulich-graue Himmel schien sie zu berühren; aus weiten Schlöten stieg der dünne Rauch empor. Scheckige Kühe weideten am steilen Hang, von Menschen war nichts zu sehen. Ohne die herbstliche Feuchtigkeit des Bodens zu beachten, legte sich Arnold mitten in die Wiese, den Kopf auf einen Stein gebettet. Weithinaus, meerähnlich dehnte sich die Ebene. Zur Linken schloß der Erdwürfel von Komorn die Welt ab, rechts standen drei Birkenbäumchen und eine verwitterte Pappel an der Straße. Oben am Himmel krochen zwei Wolken auf einander zu, bekamen Arme und Häupter und wurden wieder zu langen, formlosen Dunstgebilden. Arnold wurde nicht müde, emporzublicken. Sein Auge blieb ungeblendet von der ungeheuren Flut des weißen Lichts. Ueber ihn kam nichts Süßes oder Bitteres. Er dachte: hier liegt sichs gut; oder: es ist heute stiller als sonst. Für ihn hatte die Einsamkeit nichts Beflügelndes, sie gab ihm nichts, nahm ihm nichts, hielt ihn nur fester und besser bei sich selbst. Er betrachtete einen Stein, eine Wurzel, einen Schatten, ein Gefährt an der Straße, und darin war eine Art Weltgefühl.

Aus den zwei dunklen Wolken war eine Schar geworden. Ueber Komorn zogen sie daher, drohend und langsam, nahten einander wie zum Gefecht. Helleres Licht sickerte nur wie aus Löchern zur Erde. Auch diese Löcher schlossen sich; zwei schwarze Ballen waren wie Vorposten gelagert. Arnold wartete, was sie unternehmen würden; sie lösten sich in lange, graue Bänder wie eine Reiterkette zum Frontgefecht. Die Birkenbäumchen schüttelten sich, die Pappel krümmte sich. Ein Tropfen fiel in eine Erdspalte neben Arnolds Ohr, und er hörte es knacken. Eine Feldmaus rannte erschrocken zum Grabenrand, die Kühe am Abhang kletterten zur Höhe. Bald war die Atmosphäre rings mit hellen, durchsichtigen Pünktchen getüpfelt; es regnete.

Arnold fing mit der Zunge ein paar Tropfen auf und erhob sich zum Rückweg. Bald kam er aus dem Bereich der tiefstehenden Wolken; wo er hinmarschierte, war der Weg trocken. Er schaute zurück, Komorn war schon klein wie ein Ameisenhaufen. Nach anderthalb Stunden, es war schon tief im Nachmittag, war er Podolin so nahe, daß die Kirchweihmusik als verwickelter Lärm zu seinen Ohren drang. Etwas zog ihn hinüber. Es war, als sei der Weg nach Haus heute schwerer als sonst. Er hatte die Empfindung, als sei dort im Hause etwas Dunkleres als in ihm selbst.

Rasch ging er dem Dorf zu. Gassen und Häuser waren vom Kirchweihdunst erfüllt. Aus allen Dörfern und Gehöften der Umgegend waren die Bauern zusammengeströmt und ihre Weiber mit bunten Tüchern. Geschrei und Musik waren nicht mehr von einander zu unterscheiden. Die Wirtsstuben konnten ihre Gäste nicht fassen, die überall im Flur und auf der Gasse hockten, auf Fässern, Blöcken, Ballen und Balken, schrieen, spielten, handelten und Lieder johlten. Alle Gesichter waren rot wie mit Farbe bestrichen. Einige Knechte lagen am Eingang zum Hauptplatz und schnappten betrunken; Salscha stand bei ihnen, und einer um den andern reichte ihr den Krug. Der Hauptplatz war voll wie eine dichtbepackte Kiste. Uravar stand wie ein Redner vor seinem Laden, und die Kreuzspinne lag groß und tückisch auf der Lauer. Die Drehorgeln quietschten, die Heringsbrater schrieen, Kinder schlüpften wie Eidechsen um die Beine der Erwachsenen. Aus der geöffneten Kirchenthür strömte der Weihrauch in den Heringsgestank, und mit bunten Fähnchen und schläfrigem Gesang kam eine Prozession heraus, die sich im Gedränge kaum vorwärts schieben konnte. Einige in der Nähe bekreuzten sich, knixten und stürzten wieder

Digitized by Google

in den Trubel. Dabei wurde es Abend. Die Menge staute sich immer mehr. Arnold wurde in den Flur des „goldenen Stern" gedrückt, wo die Tanzmusik erklang. Ein Mann schrie verzweifelt, seine farbigen Ballons waren ihm in die Luft geflogen. Fünf Mägde, Arm in Arm wie Soldaten, schwenkten aus dem Thor und sangen lachend ein Lied. Hinter ihnen stand plötzlich Maxim Specht und winkte Arnold lächelnd zu. Er wollte folgen, aber ein Verkäufer von Zaubertränken versammelte die Zecher um sich, und der Durchgang war versperrt. Als er neben sich blickte, sah er auch den jüdischen Hausierer. Seine traurige Gestalt, das unbewegt demütige Gesicht und die nüchtern und gefaßt prüfenden Augen wirkten so befremdlich in dem Haufen, daß Arnold ihn fragte, was er da suche. Elasser gab fast mechanisch Auskunft, als wenn er seit Stunden mit niemandem hätte über das sprechen können, was ihn sehr zu bedrücken schien. Seine Tochter Jutta sei vom Hause weg, erzählte er mit einer fast geschäftlichen, undurchsichtigen Freundlichkeit. Seit er vom Hof des gnädigen Herrn Ansorge zurückgekommen, sei sie verschwunden. Am Sonntag helfe sie manchmal beim Wirt Gläser spülen, aber sie sei nicht da. Wunderlich genug, daß Arnold Sorge um das gesuchte Mädchen empfand, als ob er sich hier an Menschliches klammern müsse, wo er nur betrunkene Tiere sah. Er wurde nachdenklich und sah diese winzige Jutta irgendwo im Wald verirrt. Er wollte fragen, aber Elasser war schon fort, fortgedrängt und Arnold befand sich neben der Saalthüre, dicht neben Specht und Beate. Specht faßte ihn sofort unter dem Arm und fragte vertraulich, fast zärtlich, wie es gehe. Verlegen zuckte Arnold die Achseln, denn er fand keinen Tonfall gegenüber dieser sonderbaren Liebenswürdigkeit. Neugierig sah er auf die Füße der Tanzenden, denn diese plumpen, gespreizten, lächerlichen und wilden Bewegungen reizten immer seine Schaulust. Oben auf einer Estrade hockten wie Kobolde die Musikanten, durch den Dunst halb verwischt. Beate wandte sich erhitzt mit derselben unerklärlichen Vertraulichkeit, aber mit einem geheimnisvoll tückischen Glanz in den Augen zu Arnold und fragte, ob er denn nie beim Jahrmarkt gewesen sei, weil er so erstaunt starre. Auch die Schnelligkeit und falsche Heiterkeit, mit der sie redete, hatten etwas Unerklärliches. „O ja," antwortete Arnold gelassen, „aber ich habe es vergessen." In der That, für ihn war ein Jahr eine unübersehbare Epoche.

Beate tanzte mit einem Bauernburschen von riesenhaftem Wuchs davon. Auch Specht war nicht mehr zu sehen. Der heiße Saal mit seinen trüben Lichtern glich einer kleinen Hölle. Bald schien es Arnold, als drehten sich die Wände statt der Menschen. Er stand am Schanktisch, konnte weder vor- noch rückwärts, blickte zwischen Köpfen hinweg, über zuckende Schultern in den Dampf. Die Wirtin stellte Bier vor ihn hin; er hatte Durst, zahlte und trank. Er sah Beate vorbeifliegen, und ihre Röcke wehten. Der Bauer schien sie zu tragen, und seine großen Stiefel polterten vernehmbar vor allen. Dann standen auf einmal wieder sie und der Lehrer dicht vor ihm. Beide sahen ihn nicht. Spechts Antlitz war grau; er hatte das Mädchen am Oberarm gefaßt und knirschte etwas durch die Zähne. Seine Unterlippe bewegte sich leidenschaftlich. Beate antwortete ihm mit einem langen Blick, der zugleich nachlässig, verliebt, unentschieden und von äußerster Wildheit war. Ihre Haare klebten an der Stirn, ihre Halsader sah Arnold pochen, ihre Ohren waren purpurrot, das Gesicht blaß. Zwei betrunkene Bauern, die czechisch lallten, verdeckten gleich darauf die beiden für Arnolds Blicke. Er drängte sich zur Thüre durch. Er war schon im Freien, als er eine Stimme hinter sich vernahm. Es war Specht, der seinen Arm abermals in den Arnolds schob und höflich bat, mitgehen zu dürfen. Arnold wußte nichts zu entgegnen. Die Welt ist für Jedermanns



Digitized by Google

Füße, dachte er. Er hörte den Lehrer keuchen von der Anstrengung des Nachlaufens.

„Bleiben wir doch noch zusammen," bat Specht wiederum. „Ich möchte nicht gern allein sein. Es ist erst sieben Uhr und wir könnten ganz gut noch einen Spaziergang machen."

Arnold nickte, halb neugierig, halb gleichgiltig. Bald hatten sie den Lärm hinter sich. Die Nacht breitete sich aus; doch war der Weg deutlich, denn der Viertelsmond stand im Südosten. Der Frieden der Felder schien vertausendfacht durch das nun verklungene Marktgetöse.

## 7.

„Elende Bauern," sagte Specht, nachdem sie eine Viertelstunde lang schweigend gegangen waren. „An einem einzigen Sonntag werfen sie fort, was sie einen ganzen Sommer lang zusammengescharrt haben." Er redete in Wut und Haß und warf irgend eine Anklage, die mit seinen Gefühlen gar nichts zu schaffen hatte, irgendwohin, wo sie echolos verklang.

Arnold schwieg, denn er wußte nichts zu erwidern.

„Und was ist das überhaupt für ein Leben!" fuhr Specht mit einer verzweifelten Bewegung seines ganzen Körpers fort, „bin ich denn der Sklave jedes Narren? Darf mir jeder Bauernlümmel den Stärkeren zeigen! Ah! ich verbrenne vor . . . ich weiß nicht was." Er warf die Arme, blieb stehen und atmete tief auf. „Ich rate Ihnen, gehn Sie den Frauenzimmern aus dem Weg, die ein verständnisvolles Gesicht schneiden," begann er gleich darauf von neuem. „Sehen Sie mich an, wie ich da stehe, bin ich denn zu nichts nutze, als Liebesseufzer auszustoßen? Giebt es nicht große Dinge in der Welt, für die ich zu brauchen bin? O verflucht, verfluchtes Leben."

Specht schien sich selber zu suchen. Ihm drängten sich die Worte auf die Zunge wie heiße Tropfen aus einem verschlossenen Gefäß. Er wurde fast erbittert gegen Arnold, der neben ihm wanderte, ein Bild des Friedens und der geschlossenen Kraft. „Auch Sie," sagte er, „Sie leben ja wie ein Murmeltier, unter der Erde. Gewiß, Sie sind etwas für sich; aber man muß auch etwas für Andere sein." Das Liebenswürdige und Gewinnende in Spechts Benehmen war plötzlich verschwunden, er war scharf und bissig geworden.

Doch Arnold verstand nicht. Er dachte, der Lehrer ärgert sich, weil sein Mädchen mit einem andern getanzt hat, warum macht er solches Wesen davon? Mit Aufmerksamkeit lauschte Arnold dem Schrei eines Wildes. Das Dorf war längst verschwunden, sie schritten schweigend am Waldrand entlang. Die Wiese glänzte silbern, silberne Mondnebel erfüllten den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde, aus dem Wald schaute kohlenschwarz die lautlose Nacht. Vor ihnen tauchten die Mauern des Klosters der Felicianerinnen auf. Ueber dem hohen Thor glänzte ein Kreuz.

Das war Arnolds Revier. Hier kannte er jeden Grashalm, jedes Vogelnest, und jeder Baum hatte sein besonderes Gesicht für ihn. Hier war er dem Himmel näher als sonst, und wenn er sich niederlegte, schwebte Gott zu ihm herab, kein Gott, den er sich ausgedacht, oder den er gläubig übernommen hatte, sondern der mit ihm gewachsen war, ein Freund, nur mit Absichten, die nicht allemal ganz zu durchschauen waren, sodaß die Einsicht immer ein wenig später kam, die dankbare Einsicht. Gott und Arnold waren nahe befreundet, sie hatten keine Geheimnisse voreinander, denn Gott hatte ja seine Welt aufgeschlagen, und wandte die Blätter dieses großen Buches mit milder Belehrsamkeit um, bald

Digitized by Google

ernst, bald lächelnd. Er nahm nichts übel und warnte vor nichts; gewähren und belehren war sein Wesen, Heiterkeit strömte er aus, und seine Unsichtbarkeit war das einzig Wunderliche und Wunderbare an ihm, da ihn doch Arnold oft so greifbar nah wußte, in der Süße des Honigs sowohl wie in den Neckereien der Träume. Dabei aber „dachte" Arnold nicht an Gott, sondern er webte in ihm. Er konnte nicht einmal das Wort hören. Er mußte stets lachen, wenn jemand Gott rief oder damit feierlich that.

„Wir sind sehr weit," sagte Specht bedenklich, schaute auf die Uhr, die er nahe ans Auge hielt, dann lehnte er sich an einen Baum. Mit verborgener Bewunderung heftete er den Blick auf Arnold, der ihm gegenüberstand, die Füße in schreitender Stellung, das Gesicht mit einem Ausdruck des Lauschens emporgewandt, das braune Haar ordentlich aus der Stirn gestrichen. Die etwas lange, gerade, aber breitrückige Nase verlieh dem Gesicht einen durchaus reifen Charakter.

Der Lehrer riß einen Zweig ab und zerbog ihn. Seine Haltung war sinnend und schwermütig. Ihm war, als sei sein Gemüt gereinigt worden, und er hörte mit ganz anderm Ohr das Rauschen, welches der Wind in den Baumkronen verursachte. Seine Qualen rückten auf ein anderes Ufer, vor ihm floß ein Strom der Einsamkeit, doppelten Einsamkeit der Nacht, und neben ihm stand Arnold, der ihn durch seine bloße Gegenwart, nur durch schweigsames Mitgehen zu so tiefer, zufriedener Ruhe gebracht hatte.

Sie gingen ein Stück weiter bis zum Fuße der Klostermauer. Dort setzte sich Specht auf eine Steinbank und erzählte, wie um Arnold Rechenschaft zu geben und sich dankbar zu erweisen, von seiner Thätigkeit als Lehrer, von seinem sozialen Ideal, das ihn anderswo hinweise, als in mährische Einöden. Er erzählte von seiner Bibliothek, von seinen mit Studien verbrachten Nächten und deutete dumpf und schamvoll sein kümmerliches Auskommen an. Sein Ton war einfach, wenn auch durch die Nacht etwas gedrückt. Ihm war, als müsse er diesem Menschen beichten, und er vergaß die jüngeren Jahre Arnolds. Leicht erzeugt ohnedies eine solche Stunde festere Brücken zwischen Männern, als etwa ein Beisammensitzen im Sonnenschein, wo sie in leerer Sympathie einander entgleiten würden. Freilich nicht bei Arnold, den keine innere Enge trieb, sich mitzuteilen. Aber da es für ihn nichts Längstbekanntes gab, kein alltägliches Schicksal, lauschte er dem Lehrer mit Interesse.

Endlich erhob sich Specht und meinte, es sei doch Zeit, nach Hause zu gehn. Während des Heimwanderns brachte er noch vielerlei vor, denn er hatte einen regen, lebendigen Geist, und mit einer tiefen Unrast suchte er Beziehungen und wünschte er Sympathieen.

Platz und Straße in Podolin waren wie ausgestorben, die öden Marktbuden standen im Mondschein wie Häusergerippe. Arnold reichte Specht die Hand, dann wanderte er rasch dem Ansorge-Hof zu.

## 8.

Am Morgen, als Arnold und Frau Ansorge beim Frühstück waren, kam Ursula und erzählte, die Felicianerinnen hätten die Tochter des Juden Elasser zu sich ins Kloster gebracht. Vierzehn Stunden hätten die Eltern nicht gewußt, wo das Kind sei. Erst um Mitternacht sei es durch einen Zufall ans Licht gekommen und der Jude sei gleich mit dem Gendarmerie-Wachtmeister Wittek ins Kloster gegangen. Aber das habe nichts geholfen, und er hätte allein nach Hause zurückkehren müssen.

Digitized by Google

„Ursula hat schon wieder eine wunderbare Geschichte," bemerkte Frau Ansorge spöttisch.

Arnold erinnerte sich an das beklommene Wesen des Hausierers gestern am Thor des „goldenen Stern". „Man kann doch nicht ohne weiteres ein Mädchen rauben," sagte er verwundert.

„Die Juden sollen eben bekehrt werden," erwiderte Ursula mit einiger Unsicherheit.

Ein wenig später kam der Bäcker aus Podolin und erzählte das Ereignis. Arnold stand dabei, und seine Verwunderung wuchs. „Das verstehe ich nicht," sagte er zu Frau Ansorge. „Sie haben einfach ein Kind gestohlen? Warum?"

„Du hörst ja, Arnold. Damit es Christin wird."

Arnold blickte vor sich nieder. „Aber die Eltern wollen doch nicht," wandte er zweifelnd ein.

„Das wird wenig helfen. Vielleicht will das Kind. Es braucht ja nur vierzehn Jahre alt zu sein, und die Eltern haben kein Recht mehr darüber."

„Wenn aber das Mädchen nicht will —?" beharrte Arnold.

Frau Ansorge zuckte die Achseln.

„Dann müssen sie es zurückgeben, nicht wahr?" fragte Arnold.

Frau Ansorge zuckte abermals die Achseln.

Arnold half bei den Gartenarbeiten, ohne recht dabei zu sein. Bisweilen setzte er aus und schaute sinnend gegen Podolin, als sei dort etwas im Werk, wobei er nicht fehlen dürfe. Er nickte vor sich hin, als wolle er sagen: aha, man wird's ihnen schon geben, nur Geduld. Wenn jemand auf den Hof kam, eilte er herzu, um zu hören, was gesprochen wurde. Gegen Mittag machte er sich auf den Weg nach dem Dorf. Es war schon kalt. Die Wassertümpel in den Wiesen zeigten eine feine, klare Eisdecke. „Wenns im Herbst zu frühe friert, Winter seinen Schnee verliert," murmelte Arnold.

Wozu bist Du nun hier? redete er sich selbst an, als er auf dem Hauptplatz des Dorfes stand; bist neugierig, wie es den Klosterleuten gegangen sein mag? nun stiefle nur wieder heim. Aber fast wider seinen Willen trat er in den Ullmannschen Schnapsladen an der Ecke. Bauern, Knechte, Tagelöhner, Unterstandslose, ja sogar ein paar Weiber saßen dort und machten Lärm. Arnold ließ sich ein Glas Tschai geben. Ein alter, dicker, gichtiger Bauer, der weithin nach Schnaps roch und dessen Mund verzogen war, als hätte er Citronensaft auf der Zunge, sagte, jetzt sei die Zeit gekommen, und endlich werde dem Juden der Garaus gemacht. Getauft oder verbrannt, schrie ein Bursche, dem die bloße Brust durch das zerrissene Hemd schien. Der Ladenbesitzer, selber ein Jude, mit einem Bart, der dünn und kranzartig um das ganze Gesicht lief, lachte mit weit aufgerissenem Mund. Eine pockennarbige Bäuerin behauptete, der Papst und der Erzbischof hätten den Felicianerinnen strenge befohlen, alle Judenkinder zu taufen.

Arnold fragte den geleckt und hungrig aussehenden Geschäftsgehilfen nach der Wohnung Elassers und verließ dann den Laden.

Podolin, aus einer langgestreckten Reihe niedriger Häuser bestehend, hatte nur eine einzige Seitengasse und dort, dicht am Flußufer, wohnte Elasser. Die abschüssige Gasse war fast ungangbar durch Misthaufen, Kotpfützen, Schottergestein und umhergackerndes Geflügel. Von den Mauern des Elasserschen Häuschens war der größte Teil der Mörtelbekleidung abgefallen. Arnold ging durch die offene Hausthüre in ein gleichfalls offenes Zimmer zur Rechten, wo sich ihm ein ebenso wunderbarer als trauriger Anblick bot.

Digitized by Google

9.

Samuel Elasser hockte zusammengekauert, die Kniee fast bis zur Brust emporgezogen, im Winkel eines schmutzigen Kanapees. Er hatte mit beiden Händen das Gesicht so vollständig bedeckt, daß darunter nur der braune Bart hervorquoll, wie der Farn aus einem kahlen Felsen. Auf dem Kopf trug er ein altes, hintübergeschobenes Seidenkäppchen mit einer Quaste. Um ihn herum standen wie in einem abgemessenen Halbkreis sechs Kinder und blickten regungslos auf die kauernde Gestalt ihres Vaters. Eines von etwa zwei Jahren kroch halb spielend, halb winselnd über die Dielen und ein Neugeborenes lag eingehüllt in bunte Lappen, die wiederum durch einen grünen Gürtel zusammengehalten waren, auf einer breiten Bank neben dem Ofen. Die Frau stand vor dem Fensterssims und bewegte betend die Lippen und den Oberkörper. Außer dem Gelalle des kleinen Halbnackten war kaum ein deutlicher Laut vernehmbar. Auf dem Tisch standen acht blecherne Kaffeetassen, an einem Strick vom Ofen zur Wand hingen rote Windeln zum Trocknen und der Thüre gegenüber nahm ein uralter Schrank den fünften Teil des Raumes ein.

Nachdem Arnold einige Minuten ruhig auf der Schwelle geblieben war, trat er ins Zimmer. Sogleich drängten sich die sechs Kinder in einen Knäuel zusammen. Elasser ließ die Hände vom Gesicht fallen und blickte den Fremdling in seinem Haus mit glasigen Blicken an. Arnold war etwas verdutzt über die gepreßte Trauer und düstere Niedergeschlagenheit, die hier herrschte. Er forschte unter den Gesichtern der Kinder und als er das ihm bekannte der kleinen Jutta nicht erblickte, fragte er: „Ist sie noch nicht zurück aus dem Kloster?“

Die Frau drehte sich um und heftete aus ihren hervorquellenden, ermüdeten Augen einen ungewissen und furchtsamen Blick auf Arnold. „Weiß der Herr nicht, daß unsere Jutta geschleppt worden ist mit Gewalt ins Nonnenkloster?“ rief sie mit einer überscharfen, gleichsam zerfetzten Stimme. Ihre Züge, obwohl alt und häßlich, entbehrten nicht des Reizes, den das Leiden in jeder Form zu erteilen vermag.

Arnold blickte die Frau aufmerksam an. „Ja ja,“ erwiderte er, „aber das ist doch gegen das Recht.“

„Sehn Sie nur an,“ fuhr die magere Jüdin fort und hob sibyllenhaft den Kopf, „wie es bestellt ist um uns. Wir können nicht den Bissen im Mund behalten; Gott hat ihn verbittert. Und mit was kann ich dienen? Mit wem hab ich das Vergnügen?“

„Es ist der gnädige Herr Ansorge,“ klärte Elasser auf, mit einem Blick, der ebensowohl für ehrfürchtig als für kummervoll gelten konnte. „Der Herr kommt nicht in schlechte Absichten, Mutter. Erinnern Sie sich, gnädiger Herr, wie ich meine Jutta hab gesucht Sonntag? Wir haben gewartet und gewartet und wer nicht gekommen is, war unsere Jutta. Und der ganze Abend ist geflossen un endlich gegen elf is gekommen der Gehilf vom Uravar und klopft da draußen und meint, wir sollen doch einmal nachfragen im Kloster. Und ich denk mir noch und denk mir noch, 's ist wahr, sie kann sein gegangen mit die Bänderchen zu den Nonnen, denn sie ist allein hausieren gegangen, und solche Sachen sind schon bereits vorgekommen, und der Gehilfe, der 's Fleisch bringt ins Kloster, kann sie dort gesehn haben. Gnädiger Herr, meine Tochter ist eine starke Jüdin in ihrem Herzen, warum soll sie bei den Nonnen geblieben sein? Und es war Mitternacht, bin ich noch gegangen und der Herr Wachtmeister, ein freundlicher Herr, ist mit mir gegangen ins Kloster. Und wir verlangen die Oberin zu sprechen, aber die Schwester Pförtnerin sagt, wir sollen

Digitized by Google

kommen in der Früh und meine Jutta wäre da. Und der Herr Wachtmeister sagt, warten wir bis in der Früh. Gut. Sie können sich denken, daß wir kein Aug zugemacht haben die ganze Nacht, und in der Früh um sechs bin ich abermals wieder gegangen mit dem Herrn Wachtmeister und verlang zu sprechen die Oberin. Un sie kommt und ich verlang zu haben mein Kind. Und gnädiger Herr, glauben Se mir, mein Herz is still gestanden, sie sagt, ich soll kommen in fünf Tagen, bis sich das Mädchen besser gewöhnt haben wird an die neue Umgebung."

Elasser wand sich, als ob ihn die Eingeweide brennten. „Un so bin ich fortgegangen," schloß er und atmete tief.

„Und der Wachtmeister?" fragte Arnold, dessen Gesicht sich verfärbt hatte.

„Der Herr Wachtmeister is ein freundlicher Herr, aber er hat gesagt, leider, es ist vorläufig nichts zu machen. Man muß warten. So wart ich."

Der Säugling auf der Ofenbank erwachte und begann ein dünnes Geheul, bis die Mutter hinging und ihm ein in Honig getauchtes, kugelartiges Leinwandstück in den Mund steckte. Auch das auf dem Boden kriechende Kind fing an zu weinen. Die Frau blickte gleichgiltig herab, gab ihm mit dem Bein einen leichten Stoß, und als es platt auf der Erde lag, rollte sie es mit dem Fuß gleich einem Fäßchen hin und her. Das Kind lachte, während die Mutter leise summte und mit der Hand den Säugling wieder in Schlaf schüttelte.

Elasser erhob sich, nachdem er lange vor sich hingebrütet hatte und blickte Arnold ohne jede Schüchternheit mit funkelnden Augen an. „Was soll ich thun, lieber Herr," sagte er dumpf und sein demütiger Tonfall wirkte sonderbar im Gegensatz zu seinem Aussehen. „Kann ich mir helfen, sagen Sie selber? Wenn sie sagt, ich soll kommen in einem Jahr, kann ich mir helfen? Und wenn ich keine Nacht mehr schließ ein Auge, kann ich mir helfen, lieber Herr?" Er ging auf und ab.

Arnold verfolgte ihn mit den Blicken. Er begriff nicht, begriff nichts. Diese Verzweiflung schien ihm unwürdig und unverständlich.

„Papa," rief jetzt der älteste Knabe mit finsterer Entschlossenheit, „hör auf zu reden, bitt dich, vor dem Christen."

„Keine Ruh will ich haben, keine ruhige Stunde, bis sie mir nicht mein Kind gegeben haben!" rief Elasser mit scheuer Leidenschaftlichkeit. „Und wenn ich bis Rom zum Herrn Papst gehen muß, un wenn ich hungern un dürsten muß."

„Und sollen Weib und Kinder gleichfalls hungern?" fragte die Frau mit streng zusammengezogenen Brauen, und ihre Lippen entfernten sich von einander; — ein medusenhafter Zug.

Elasser bewegte seinen Kopf, als ob er lose auf den Schultern säße und antwortete nichts.

„Schämen Sie sich doch," sagte Arnold laut und blickte verdrießlich von einem zum andern, „giebt es denn kein Gericht? Jeder Richter muß Ihnen das Kind zurückgeben, sobald es das Gesetz verlangt."

Draußen wurden Schritte laut und drei jüdische Männer betraten den Raum, wobei sie Gebete murmelten.

Arnold ging. Er war kaum bis zur Ecke des Hauptplatzes gelangt, als ihm Specht begegnete. Der Lehrer schien die größte Eile zu haben, blieb aber doch bei Arnold stehen, fing von der Klostergeschichte an und meinte, es sei sonderbar, daß sie beide gerade gestern Abend vor dem Kloster geweilt hätten. „Und was sagen Sie zu alledem? Klingt es nicht fabelhaft, daß dergleichen noch vorkommt?" Leise und geheimnisvoll fügte er hinzu: „Ich berichte alles an eine hauptstädtische Zeitung." Hastig setzte er seinen Weg fort. Sein ganzes Wesen war von einer Art dunklen Ehrgeizes durchflutet.

Digitized by Google

Am Flußufer entlang ging Arnold nach Hause. Ueber dem Wasser flatterten noch Nebelfetzen und ihre Schatten lagen beweglich auf der sonnebestrahlten Fläche. Die gefrorenen Pfützen glitzerten auf den Wiesen, und der ferne, dunkelblaue Wald grub sich tief in den Rand des Himmels. Von Ufer zu Ufer flogen Krähen und schrieen schicksalsvoll und unzufrieden. Niemals, so schien es Arnold, hatte ihn jedes Kräuseln der Wasserfläche so sehr gefesselt, jeder dürre Ast am Weg, jeder Ruf vom Dorf. Er kam sich müssig vor, beschleunigte seinen Schritt, verfiel aber bald wieder in Langsamkeit. Es war spät, als er zu Hause ankam.

Frau Ansorge erzählte, Salscha habe den Dienst aufgekündigt und gehe zu einem Großbauern ins Ungarische.

## 10.

Bei den Ställen wurde Dünger aufgeladen, und im Garten wurde seit frühem Morgen ein Teil des Zauns erneuert. Der Gärtner verlangte zwei Knechte zum Umgraben der Gemüsebeete. Da niemand frei war, erbot sich Arnold zur Hilfe, nahm rasch die Schaufel und begann hemdärmlig in der herbstlichen Sonne zu arbeiten. Weiße Fäden flogen; die Katze umschlich ihn miauend und mit emporgeringeltem Schwanz, und viele Fliegen surrten herum und plagten den Schwitzenden.

Er grub und grub, legte die schwarze Erde um, dachte nichts und sah nichts. Von Zeit zu Zeit erschien der Gärtner, schielte schmunzelnd nach ihm hin, machte kurze Station, warf ein Wörtlein ein, schob seine Pfeife von einem Mundwinkel in den andern und ging wieder an die eigene Arbeit. Die Hühner eilten gackernd herbei, denn auf der umgeschaufelten Erde wanden sich rote Regenwürmer.

Als die Sonne am Sinken war, warf Arnold die Schaufel hin, zog seine Joppe an und ließ sich von Ursula ein Stück Brot geben. Er machte sich auf den Weg nach Podolin und stillte seinen Hunger unterwegs.

Eine unbekannte Kraft regierte seine Schritte.

Im Dorf angelangt, sann er betroffen darüber nach, wohin er denn gehen wollte. Es dämmerte; wenige Leute waren zu sehen. Ein Mann ging vorbei, der zwei Zicklein, denen die Beine gefesselt waren, an einem Stock über die Schulter trug. Beide Tiere schrieen im Wechsel, als ob sie einander klagten und fragten. Arnold schaute dem Mann mit leerer Spannung nach, als hinter ihm an ein Fenster gepocht wurde. Er drehte sich um und gewahrte Specht. Der Lehrer öffnete das Fenster der kleinen Wirtsstube, in der er sich befand und forderte Arnold auf, ihm Gesellschaft zu leisten. Arnold folgte zögernd, betrat das dumpfe und dunkle Gemach, nahm schweigend neben Specht Platz und nickte, als der Wirt ein Glas Tschai vor ihn hinstellte.

Niemand war hier außer den Beiden. Ein kleiner Rattenpinscher lag neben Specht auf der Bank, erhob den Kopf, knurrte und schlief bald weiter. Maxim Specht schien lange innerlich zu kämpfen, endlich sagte er: „Heute ist es mir schlimm ergangen; heute hab ich was Schlimmes erfahren. Hören Sie nur . . . Vielleicht bereu ich einmal, daß ich schwatzhaft war, aber der Teufel kann ewig schweigen."

Arnold horchte hoch auf und schaute erwartungsvoll auf den Mund des Lehrers.

„Sie kennen doch Beate?"

Arnold wandte den Kopf ab und nickte gleichgiltig. Specht legte seine

Digitized by Google

Hand auf Arnolds Schulter und sagte beschwörend und schmerzlich: „Ich übertreibe nicht, Arnold, aber wenn es eine verkörperte Ruchlosigkeit giebt, ist es diese siebzehnjährige Hexe. Was ich gelitten habe! Doch es ist vorbei; Anderes liegt vor mir.“ Er bedeckte die Stirn mit der Hand; seine Lippen zitterten und in seinen Augen glühten schon jetzt Scham und Reue über seine Mitteilsamkeit. Seine Miene wurde plötzlich kalt, und das Gesellschaftliche in seinem Wesen trat mit auffallender Schärfe hervor, als er sagte: „Ich hoffe, Sie können schweigen. Wir dürfen die Frauen nicht einmal ins Gerede bringen, während sie uns ungestraft zum Wahnsinn treiben.“ Er lächelte bitter und zupfte an seinem schmalen, blonden Schnurrbart.

Arnold, der für solche Schmerzen keinerlei Verständnis besaß, hatte zerstreut zugehört. Jene schmächtige, blaßsüchtige Person erschien ihm nicht der Schamröte eines Mannes wert. Er selbst schämte sich für Specht.

Ueber eine Viertelstunde saßen sie schweigend beisammen. Der Wirt hatte die Lampe angezündet. Endlich fragte Arnold, indem er den Kopf ein wenig vorstreckte und das Kinn mit zwei Fingern der linken Hand drückte: „Wann wird man denn befehlen, das Mädchen frei zu lassen?“

„Welches Mädchen?“ entgegnete Specht aufschreckend. „Die Elasser meinen Sie? Ich weiß nicht.“ Specht fühlte sich beleidigt, daß Arnold einer so fernen Angelegenheit mehr entgegenbrachte als seiner, Maxim Spechts, persönlich nahen. „Wer, glauben Sie denn, daß hier befehlen wird?“ fragte er ironisch.

„Das Gericht, denk ich,“ entgegnete Arnold und wandte sich dem Lehrer völlig zu.

„Sie ahnen offenbar nicht, um welche Mächte es sich hier handelt?“ Specht lächelte boshaft vor sich hin, als ob er mit diesen Mächten im Bunde sei und nicht gegen sie kämpfe. Arnolds Wesen verdroß ihn, ärgerte ihn, stachelte ihn auf.

Mit lachendem Mund und höchst erstauntem Ausdruck sagte Arnold: „Es handelt sich um ein Unrecht.“

Specht meckerte. „Unrecht hin oder her. Leben wir denn im Paradies? Findet denn jedes Unrecht einen Richter? Und wenn es schon einen Richter findet, findet es dann auch Gerechtigkeit?“

„Sie sind dumm oder ein boshafter Teufel,“ erwiderte Arnold, erhob sich mit blitzenden Augen und schob den Tisch mit dem Oberschenkel von der Bank weg. Der Hund fuhr aus dem Schlaf empor und bellte wütend. Bestürzt und erschrocken blickte der Lehrer Arnold an, der schweigend sein Geld auf den Tisch legte und die Wirtsstube verließ.

Specht seufzte. Er schloß grübelnd die Augen und gedachte seiner Herzens-Misere. Bald machte auch er sich auf den Weg, schlenderte die finstere Dorfstraße entlang und kam bis zum Hanka'schen Zaun. Er lehnte sich an das Gartenthor und begann melancholisch zu pfeifen, scheinbar ohne Absicht und nur in sich selbst versinkend. Seltsame Menschen giebt es, dachte der Lehrer, indem er weiterpfiff, mit Beziehung auf Arnold. Was ficht ihn an? Für ihn ist das Leben ein warmer Pfannkuchen; er braucht sich nur hinsetzen, um zu essen. Will er Rechenschaft haben über die Unbescholtenheit der Henne, von der die Eier kommen?

Im Haus wurde ein Fenster geöffnet und eine helle Stimme rief: „Specht! Herr Specht! Kommen Sie doch herein! Was stehen Sie denn und pfeifen!“

Mit zitternden Knieen folgte Specht der Einladung. Beate und Agnes saßen beim Tisch und schienen soeben mit dem Abendessen fertig geworden zu sein. Beate blickte Specht durchdringend an. Hochmut, Hohn und Befehl zur Verschwiegenheit lagen in ihren Zügen, deren Jugendlichkeit durch solchen Aus-

Digitized by Google

druck völlig verschwand. Specht verbeugte sich ceremoniell, lächelte flüchtig, nahm Platz und fragte höflich nach Agnes Hankas Befinden. Freundlich und eilfertig bot ihm Agnes von den Ueberresten der Mahlzeit und obwohl er hungrig war, schüttelte Specht den Kopf und deutete scherzhaft auf seine Magengegend. Beate hatte nicht aufgehört den Lehrer fest anzublicken. Sie spielte mit einem Zeitungsblatt und sagte plötzlich vor sich hin, ohne Furcht, daß sie von Agnes gehört werden könne: „Wenn Du nicht vernünftig bist —“ ... mit einer kategorischen und deutungsvollen Bewegung riß sie das Blatt mitten entzwei.

„Erlauben Sie, ich nehme mir doch ein Stückchen Käse,“ rief Specht, zu Agnes gewandt, die ihm erfreut Butter, Brot, die Weinflasche und den Wurstteller hinschob. Sie klagte dem Lehrer, daß sie Sorge um ihren Bruder Alexander habe; welche Sorge, das könne sie kaum bezeichnen. Uebrigens habe er heute in einem Brief versprochen, gegen Weihnachten längere Zeit in Podolin zuzubringen. Wenn Agnes sprach, war in ihrem lieben Gesicht ein unbestimmt aufblitzendes Lächeln, welches um Entschuldigung dafür bat, daß sie für ihre Worte Zeit in Anspruch nehme.

Specht fragte, was Alexander Hanka eigentlich treibe.

Agnes besann sich, ob es nicht doch vielleicht etwas gab, das Hanka „trieb“. „Nichts,“ erwiderte sie endlich scheu.

Der Lehrer lächelte wissend.

„Er lebt von seinem Geld,“ sagte Beate stirnrunzelnd. „Er ist reich genug. Ist das vielleicht nicht erlaubt?“

„Es ist leider nicht nur erlaubt, es wird gern gesehen,“ antwortete Specht.

Agnes gab dem Lehrer ihres Bruders Brief zu lesen. Es war, als suche sie über etwas Beunruhigendes in Hankas Leben Aufschluß und Trost, naiv dem Fremdesten vertrauend. Specht betrachtete zerstreut die ungefügen Schriftzeichen; die großen Buchstaben sahen aus wie Zaunpfähle, die kleinen wie Kaninchen, die sich darunter verstecken.

## 11.

Frau Ansorge vernahm mit Kopfschütteln aus Wien die Nachricht, daß ihr Bruder Borromeo sich wieder verheiratet habe. Die Photographie der neuen Schwägerin zeigte eine üppige Gestalt mit schönen Zügen, die einen herrischen und kalten Ausdruck hatten. „Friedrich thut nichts Gutes in seinem Schwabenalter,“ sagte Frau Ansorge zu Arnold, der das Bild ansah und kaum begriff, daß ein lebendiger Mensch darunter gemeint sei.

An demselben Morgen schickte Maxim Specht einen Brief und eine Zeitung. Die Zeitung enthielt Spechts Bericht über den Raub der Jutta Elasser. Arnold las, und es wirkte erstaunlich auf ihn, nicht gerade wie eine Lüge, sondern wie Schiefheit, wie Backen-Aufblasen. Aus dem Nahen, Wahren, Unmittelbaren war etwas Fernes, Gespreiztes und Lärmendes geworden.

Der Brief lautete: „Wenn es Ihnen paßt, holen Sie mich morgen früh um sieben Uhr ab. Der Polizei-Hauptmann hat mit der Elasser'schen Angelegenheit einen Kommissar beauftragt, der ein guter Bekannter von mir ist. Er erlaubt mir und Ihnen dabei zu sein, wenn Elasser im Kloster seine Tochter zu sehen bekommt. Davon darf man die Entscheidung erwarten, denn es ist nicht einzusehen, wie sie ihm dann noch das Kind verweigern wollen, was doch zweifellos geschehen wird. Der Zweck ist, die Sache hinzuziehen, bis Jutta das religionsmündige Alter von vierzehn Jahren erreicht haben wird. Dann

Digitized by Google

wird dem Samuel Elasser die väterliche Gewalt durch die Vormundschaftsbehörde abgesprochen und der Taufe steht kein Hindernis im Wege; denn über das, was das Mädchen selbst will oder nicht will, wird ja die Oeffentlichkeit getäuscht. Also nicht ich bin boshaft, lieber Freund, sondern die Ereignisse sind es. Und dumm bin ich vielleicht nur deshalb, weil ich mich darum kümmere und die Welt ändern möchte. Aber das ist nicht nur Dummheit, sondern Irrsinn. Bleiben Sie gut Ihrem Specht."

Arnold hatte das Gefühl eines Hinterhaltes. Er las den Brief nicht nur, sondern er studierte ihn, drehte ihn um und um und zerstampfte ihn schließlich mit den Stiefeln. Den ganzen Tag über vermochte er nichts Rechtes anzufangen, und am Abend suchte er gewaltsam eine Zerstreuung, indem er wie ehemals in der Knabenzeit, an das Fenster von Ursulas Kammer schlich, um durch einen Spalt des Holzladens zu beobachten, wie die Alte sich zu Bett begab. Dies geschah seit vielen Jahren täglich auf dieselbe seltsame Art. Nachdem Ursula bis aufs Hemd entkleidet war, stellte sie sich auf einen Schemel dicht neben das Bett und ließ sich langsam nach kurzem Zögern der Länge nach rückwärts auf die Federmatratze fallen. Durch das Gewicht ihres eigenen Körpers hopste sie nun auf diese Manier ein paar Mal froh und behaglich lächelnd auf und ab.

In der Nacht hatte Arnold einen seltsamen Traum. Er kam von einer langen Landstraße an eine hohe Gartenmauer. Vor der Mauer standen zwei Pferde einander gegenüber, ein kleines und ein großes Pferd. Beide Tiere sahen aus, als ob sie mit Grünspan überzogen wären. An Hals, Kopf, Rücken und Bauch trugen sie allerlei Zierraten, die, ebenfalls grünspanfarben, aus der Haut hervorragten, als ob es nur künstliche Tiere wären. Aber beide Pferde lebten. Nun stand an der Mauer eine Tafel, welche die Inschrift trug: diese Pferde können sprechen. Nachdem er eine Weile unschlüssig und doch höchst begierig gestanden war, warf er ein Geldstück hin. Darauf ertönte ein langsames Glöckchen über der Mauer; das größere Pferd erhob den Kopf und öffnete weit das Maul, um zu sprechen. In diesem Augenblick wurde Arnold von einem so furchtbaren Schrecken ergriffen, daß er in der größten Eile über die Landstraße Reißaus nahm. Als er aufwachte und den Traum überlegte, kam er ihm überaus albern vor; dennoch, die dünne Luft, die Mauer, die einsame Straße, die schwermütige Miene des grünen Gauls, der sich anschickte zu sprechen, das alles trug etwas Unvergeßliches in sich.

Punkt sieben Uhr stellte sich Arnold bei Maxim Specht ein. Es war noch halb dunkel, als sie sich auf den Weg machten. Arnold verzehrte sein Frühstück unterwegs. Specht war schweigsam. Arnold war es, als sähe er tief in sich selbst hinein, und diese Tiefe glich einer von kämpfenden Wolken überdeckten Landschaft. Keineswegs ist die Ruhe daraus verschwunden, aber die Luft vibriert, Ahnung zittert über jeder Scholle.

Vor dem Klosterthor warteten sie. Als die ersten Wolken vom Frührot glühend wurden, traf der Kommissär mit einem Gendarmen ein. Ein wenig davon entfernt gingen Elasser und der Rabbiner aus Lomnitz. Der Kommissär zog die Glocke. Die Schwester Pförtnerin öffnete, deutete gegen eine schmale Thüre zur Linken und hinkte auf einer Krücke davon. Als die Thür geöffnet war, wurde ein langer Gang sichtbar, an dessen Ende ein Windlicht brannte, welches nur mühsam die Finsternis verringerte. Darnach kam ein weiter, flurartiger Raum. Auf einem Schemel hockte schlaftrunken eine Laienschwester und zeigte stumm auf die zur Linken befindliche Glasthür. Die Männer betraten ein saalartiges Gemach, dessen Decke durch ein gekreuztes Tonnengewölbe gebildet wurde. Auf einer langen Bank standen zwei dreiarmige silberne Leuchter,

Digitized by Google

darüber hing ein ehernes Kreuz mit dem Heiland. An der hinteren Wand öffnete sich ein dunkles Loch, vor welchem sich ein aus weißen Stäben bestehendes Gitter befand. Elasser und der Rabbiner standen schweigend abseits; sie starrten vor sich nieder; in beiden Gesichtern, in dem gutmütigen des Rabbiners und dem verhärmten Elassers lagen Furcht, Erbitterung, Trotz und Müdigkeit.

Nach einigen langen Minuten, während welcher Arnold seine Uhr in der Tasche ticken hörte, knarrte eine zweite Thür in der Ecke und vier Nonnen traten herein. Elasser reckte den Kopf auf — Arnold gedachte seines Traumpferds, welches sprechen wollte — und blickte nach der Thür, die sich indes wieder schloß, ohne daß seine Tochter eingetreten wäre. Plötzlich war das finstere, vergitterte Loch durch eine Kerzenflamme erleuchtet. Eine Gestalt bewegte sich vorbei, eine andere folgte. Die erste kehrte zurück, streckte die Arme aus, als wolle sie einen schweren Gegenstand ans Licht ziehen. Darauf wurde das Oeffnen einer knarrenden Thüre hörbar, und in demselben Augenblick begann ein Weinen und Schluchzen, das um so schauerlicher wirkte, als es wie durch das Fallen einer Wand mit einem Mal hervorgebrochen schien. Die Arme regten sich geschäftiger, noch ein paar Arme und ein Kopf schienen Beistand zu leisten, aber das nicht zu beschwichtigende Weinen und Schluchzen erfüllte nach wie vor anschwellend den Raum. Die Kerze wurde ausgelöscht; das Gitter wurde wieder finster, die knarrende Thüre ließ sich von neuem hören; Füße scharrten wie auf sandbestreuten Brettern, und mit einem Schlag war es wieder still.

Elasser war einen Schritt vorwärts gegangen. Der Mann zitterte und seine Stirn glänzte von Schweiß. Ein gurgelndes Geräusch kam von seinen Lippen. Er schwenkte die Arme hin und her; der Rabbiner und der Gendarm mußten ihn bei den Schultern zurückhalten. Als es hinter dem Gitter finster und ruhig wurde, war auch er wieder still. Einige Minuten lang hörte man das leise Aufprasseln der Kerzenflammen auf der Bank. Die frommen Schwestern zeigten eine durch Gewohnheit und Uebung erlernte und befestigte Gleichgiltigkeit. Ihr inneres Leben schien sich zu einem verheimlichten Lauschen gesammelt zu haben, wovon allein die Bewegung der Augenlider Zeugnis ablegte. Specht stand mit bleichem Gesicht. Arnold betrachtete auch ihn; sämtliche Gestalten erschienen im trüben Zwielicht wie Phantome. Es war kaum zu unterscheiden, ob sie schliefen oder wachten.

Jetzt öffnete sich zum zweiten Mal die seitliche Thür und die Oberin trat ein. Specht, der Kommissär und der Gendarm verbeugten sich ehrerbietig. Die Oberin streifte die Männer mit einem eisigen Seitenblick und richtete die Augen befremdet und fragend auf Arnold, der sich nicht rührte, nicht grüßte und mit verhängten Augen auf das eherne Christuskreuz sah. Indessen wandte sich die Dame ab, trat mit festem Schritt auf den Kommissär zu und sagte: „Herr Elasser kann leider seine Tochter nicht sehen. Das Mädchen ist krank.“

Elasser hob blitzschnell beide Hände, zog sie rasch gegen sein Herz, schien reden zu wollen, — denn sein Bart bewegte sich auf und ab, — wollte auf die Oberin zugehen, aber furchtsam hielt ihn der Rabbiner und kräftig der Gendarm. Ja, er schien gewaltsam bemüht, die ränkevolle Finsternis, die er um sich gewahren mußte, wenigstens durch Worte zu zerstören; der Polizei-Kommissär nahm seine Partei, bemerkte schüchtern, die Mutter des Kindes liege schwer darnieder und wünsche die Tochter vor ihrem Tode noch einmal zu sehen. Durch diese List gedachte er das Herz der Oberin zu rühren.

„Sie wird sie im Himmel wiedersehen,“ antwortete die Oberin mit feierlich erhobener Hand und mit langsamer, zu peinvollem Lauschen zwingender Stimme. Dann winkte sie den Nonnen zu und verließ an ihrer Spitze den Raum.

Digitized by Google

Arnold, als wären seine Sinne für andere Wahrnehmungen getrübt, starrte gegen den Boden; das rasche, allseitige Getrappel auf den Steinfließen schien ihn zu fesseln. Auch er wandte sich schließlich, um fortzugehen. Noch immer waren jene zwei um Elasser beschäftigt, der allmählich den Widerstand aufgab. Er stieß einen Seufzer aus, der Arnold noch lange in der Erinnerung haften blieb, ordnete den feiertäglichen Rock, der sich verschoben hatte und sagte mit seinem kummervollen, diesmal aber von Entschlüssen durchwühlten Gesicht nichts als: „So wahr ein Gott lebt — !"

Der Kommissiär und Maxim Specht gingen dem Dorfe zu. Plötzlich verabschiedete sich Specht von seinem Begleiter, schaute sich nach Arnold um und wartete, bis er herankam.

## 12.

Arnold ergriff Maxim Spechts Arm und drückte ihn so fest, daß der Lehrer sich zusammennehmen mußte, um seinen Schmerz zu verbeißen. „Nicht so stürmisch," sagte er mit schwachem Lächeln, aber Arnolds funkelnde Augen ließen auch dieses verschwinden. Arnold atmete tief auf, dann wandte er den Blick von Spechts unschlüssigem, aber ernstem Gesicht ab, ließ ihn langsam über die Landschaft gleiten, und um seinen Mund zuckte es. Er schüttelte heftig und kurz den Kopf, und ohne den Lehrer zu grüßen, ging er mit raschen Schritten querfeldein. Der Wind sauste ihm entgegen, bald schien die Sonne, bald verging sie wieder, dann strömte auf einmal Regen, vom Sturm zu Wirbeln gepeitscht und gedreht, und von neuem brach kalt und fahl die Sonne durch. Stumm und weit dehnten sich Aecker und Wiesen. Arnold war unzufrieden mit sich selbst; diese Empfindung beirrte ihn. Wozu dies Streunen? dachte er. Er fing an, seiner Zweifel sich zu schämen, und langsam erhellte sich seine Stirn. Denn daß Elasser um sein offenbares klares Recht gebracht werden könne, erschien ihm so unmöglich, wie daß der Sonnenball für immer verschwinden sollte, weil eine Wolke darüber zog.

Als er zu Hause ankam, war es Mittag. Der Podoliner Doktor stand mit Ursula im Hof. Arnold erfuhr, daß den alten Gärtner der Gehirnschlag betroffen habe. Frau Ansorge wußte es schon, aber das verwandelte, abgewandte Wesen Arnolds gab allein, wie sie so still im Lehnstuhl saß, ihren Gedanken die Richtung in die Dunkelheit.

Die Parteien des ganzen Landes bemächtigten sich schnell der auffallenden Begebenheit in Podolin. Aber der Tumult wollte keine Aufmerksamkeit, sondern Tumult. Jeder zerrte am Strang jener Glocke, die in vervielfältigendem Hall seine eigenen Wünsche und politischen Begierden widertönen ließ. Der öffentliche Aufruhr kehrte brausend nach Podolin zurück, wie etwas Fremdes und von weither Kommendes.

Immerwach und in unbewußtem Horchen glaubte Arnold bisweilen, die Ereignisse entzögen sich ihm. Er wagte niemand zu fragen, denn ihm schien, als ob auch das harmloseste Wort sich im Mund der Gutgesinnten wie der Feindseligen unversehens verdrehte. Da schickte ihm Specht zum zweiten Mal die Zeitung herüber, an welche er berichtete und Arnold las: „Neuestes aus Podolin. Samuel Elasser, unterstützt durch die Hilfe und getragen durch die gemeinsame Angst und Entrüstung seiner Stammesgenossen, hat seiner Sache einen Rechtsbeistand gewählt, den Advokaten Dr. Steinbacher in Krakau. Unter Berufung auf den § 145 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches wurde eine Eingabe an die Polizeibehörde gerichtet. Dieser Paragraph erklärt deutlich, daß

Digitized by Google

die Eltern berechtigt sind, vermißte Kinder aufzusuchen, entwichene zurückzufordern und flüchtige durch Unterstützung der Obrigkeit zurückzubringen. Der Polizeidirektor lehnte jedoch jede Vermittlung mit folgenden erstaunten Worten ab: „Was? ich soll ein Mädchen aus einem Kloster herausnehmen?“ In der tiefsten Besorgnis über das Wohlbefinden seiner Tochter, da ihm die Oberin doch Angst eingeflößt, verlangte Samuel Elasser die Untersuchung des Gesundheitszustandes. Nach langen vergeblichen Bemühungen und langen Beratungen wurden ein Gerichtsarzt und der Universitätsprofessor Dr. Woering in das Kloster gesandt. Beide Aerzte stimmten darin überein und sagten aus, daß Jutta Elasser vollkommen gesund sei. Nun erfolgten dringendere Vorstellungen des Vaters. Ein Polizeibeamter wurde beauftragt, in aller Form des Gesetzes vom Kloster wenigstens die Vorführung des Mädchens zu verlangen. Die Oberin antwortete dem Beamten: „In sieben Tagen wird sie ihr Vater sehen.“ Der Beamte mußte sich damit begnügen, diesen Bescheid stillschweigend zu Protokoll zu bringen. Samuel Elasser fand sich am festgesetzten Tage bei der Polizeibehörde ein. Da überreichte man ihm eine schriftliche Meldung der Schwester Wirtschafterin, wonach Jutta Elasser zwei Tage vorher aus dem Kloster entflohen sei. Dies der nackte Bericht. Man muß nur darüber erstaunen, daß die Schwester Wirtschafterin den Ausdruck „entflohen“ wählte. Entflohen? Wohin? Wohin, wenn nicht zu den Eltern? Warum gebrauchte die Schwester Wirtschafterin nicht den klareren und wahreren Ausdruck: entführt —? Denn das Mädchen wurde inzwischen schon im Kloster Lagiewniki bei Podgorze gesehen.“

Stumm reichte Arnold seiner Mutter das Blatt und bohrte die Zähne in die Lippe, während sie las. Frau Anjorge schüttelte den Kopf, als sie fertig war und sagte nichts als: „Wer die Hand aufhebt, hat Unrecht.“

Arnold hörte sie schweigend an. Ihm schien, als sei nichts zu widersprechen, als verstünde er sie nicht, sie ihn nicht, als könnten sie einander nicht einmal gewahren. Sie wußte gar nicht mehr, was sie aus ihm machen sollte. Sein Benehmen zeigte ihr so viel an Ueberlegenheit und bewußtem Eigenwillen, so viel Selbsterleben, so viel Hinaustasten und geheimnisvolles Erzittern alles dessen, was eben nur in einem Mann erzittern kann, daß sie nicht mehr aus noch ein wußte; ihre ahnungsvolle Beunruhigung ernährte sich und nahm zu aus der Luft und aus Träumen. Ohne daß sie ihren versteckten Beobachtungen, die ihr halb wie Diebstahl an ihm, halb wie Selbstdemütigung erschienen, eine Bedeutung beizumessen wagte, fahndete sie doch nach den Ursachen und Quellen, durchforschte ihn, weniger seinem Betragen gemäß, als nach dem Verschwiegenen, das sich zwischen ihnen lagerte. Sie dachte, nun sei es Zeit, ihn als Mann gewähren zu lassen. Aber damit konnte sie sich kaum eine Stunde lang begnügen. Sie überlegte die Berechtigung ihrer Pläne, und manches kam ihr schwankend und schwächlich vor, worauf sie in kühler Zuversicht das ganze Gebäude der Zukunft errichtet hatte. Ja, es fehlte nicht viel, so wäre sie selbst zur Unrast aufgerüttelt worden; gewisse Empfindungen der Teilnahme und Bethätigung fristeten ein kurzes Dasein bei ihr, um wieder zu ersterben, wenn der unvergängliche Atem jener Stunde kam, die aus ihrem Leben zwei Abschnitte, so verschieden an Ziel und Inhalt gemacht hatte. So zog sie sich selbst zur Rechenschaft, verglich sich mit ihrem vergangenen Ich, zweifelte das Wandelbare an, haderte mit der Zeit, verwob sich an Stelle Arnolds in das Leben einer künstlich erbauten Außenwelt, und das alles machte sie im Stillen für sich ab. Daß etwas in Arnold zur Bewegung gelangen würde, daß die Bewegung ihn ergreifen und mit sich zerren müsse, daran wurde sie unaufhörlich gemahnt. Sie litt unter seinem veränderten Gang, seiner beherrschteren Miene, seinem nach innen prüfenden Blick und erkannte plötzlich Kräfte seines Verstandes, seines

Digitized by Google

raschen Auges, seiner Entflammbarkeit, die sie früher mit ihrer Sorge kaum berührt hatte. Wohl nahm sie bald wahr, daß er sich in einem seltsamen Zustand der Erwartung befand, aber außer einigen blitzhaften Einblicken blieb ihr alles ein Rätsel. Sie fand ihre Beobachtungsgabe verschärft, verzehnfacht; sie überzeugte sich, daß ihn nichts Trübes erfüllte, nichs Lebenfeindliches, im Gegenteil. Für ihn hatte ein jedes Ding Farbe, Bedeutung und Weitläufigkeit.

Sie sprach mit ihm über Menschen, über geselligen Verkehr, rührte dabei an längst Entschlummertes, und aus abgestandenen Erinnerungen zog sie Weisheitsschlüsse, die sie bis zum Augenblick kaum selbst darin vermutet hatte. Schließlich wurde ihr klar, daß der Schweigende doch ein Geheimnis bewahre, und sie stellte sich unwillig und traurig. „Kein Geheimnis, Mutter," entgegnete Arnold kopfschüttelnd, während sein Blick sich in das Schneetreiben vor den Fenstern verlor, „laß mir Zeit und hab Geduld. Zu sagen ist nichts."

Er hatte indessen einen Entschluß gefaßt. Er verließ den Hof und ging nach Podolin, bog um die bekannte Seitengasse und betrat das Elasserische Haus. Dort schien sich nichts verändert zu haben; der Säugling lag noch auf der Ofenbank, die Windeln hingen noch auf Stricken. Von den übrigen Kindern und Elasser selbst war nichts zu sehen. Die Frau lag auf dem alten Sofa und blickte ruhig gegen die rauchschwarze Decke. Als Arnold eintrat, erhob sie sich, und ihr Gesicht bekam einen widerwilligen und boshaften Ausdruck.

„Wo ist Herr Elasser?" fragte Arnold sanft.

„Wo wird er sein!" erwiderte die Frau und lehnte sich ermüdet und mürrisch gegen den Sofawinkel.

„Was haben Sie für Nachrichten über Jutta?" fragte Arnold, der Widerwillen empfand gegen die Jüdin und die unordentliche Behausung.

Die Frau schwieg.

„Ich habe gehört, daß sie in Podgorze ist," fuhr Arnold ruhig fort.

„Warum nicht?" erwiderte die Frau höhnisch und zuckte die Achseln. Plötzlich sprang sie auf, als drohe das Blut ihre Adern zu sprengen, schritt hastig quer durch die Stube auf Arnold los und rief: „Wollen Sie mich zum Besten haben, mein Herr?" Sie blickte Arnold an, als sehe sie in ihm eine Person von unergründlicher Falschheit. „Wissen Sie was, gnädiger Herr? ich will einmal sagen und Sie sind ehrlich. Was kommen Sie dann von mir zu erfahren, was die Spatzen pfeifen auf allen Dächern? Ja! in Podgorze ist Jutta, zwei Nonnen haben sie in der Nacht herausgebracht aus dem Kloster im Wagen. Und Elasser ist gegangen nach Podgorze und die Gendarmerie dorten hat erwiesen, daß Jutta war im Kloster. Aber sie haben gesagt, sie hätten keinen Auftrag einzugreifen. Und Elasser ist gegangen zum Bezirkshauptmann von Podgorze und der Bezirkshauptmann ist gegangen zum Herrn Grafen Statthalter und wie er zurückgekommen ist, war unsere Jutta verschwunden aus Podgorze. Und Elasser ist gegangen ins Kloster nach Binczice und ins Kloster nach Morawice und ins Kloster nach Wolajustowska und nach Wielowics und überall ist Jutta gewesen und überall ist sie wieder fortgebracht worden und überall hat die Behörde verweigert, den schuldigen Beistand, und kaum war der neue Aufenthalt von unserm Kind bekannt, so war sie auch schon wo anders. Und blos in Kenty hat der Herr Bürgermeister geleistet Beistand und ist vorgestern verhaftet worden wegen Hausfriedensbruch. So, mein Herr! Wollen Sie noch mehr wissen?"

Mit funkelnden Augen sah ihn das Weib an und lachte, ohne daß sich ihr Mund öffnete. Was antwortest Du, Schuldiger? schien ihr Blick zu fragen. Arnold senkte den Kopf und verließ langsam das Zimmer und das Haus.

Digitized by Google

13.

Die ganze Ebene lag im tiefen Schnee. Es war sogar mühselig, nach Podolin zu kommen, aber da Maxim Specht Arnold durch einen kleinen Burschen hatte zum Besuch bitten lassen, folgte er der Aufforderung, trotzdem es schon weit im Nachmittag war. Als er in der Wohnung des Lehrers ankam, war es schon dunkel. Specht saß lesend am Tisch, und in einer Theekanne vor ihm summte das Wasser. Das Stübchen war gemütlich; der Lehrer trug einen großväterischen Schlafrock und rauchte aus einer langen Pfeife. Die Tabakswolken zogen langsam durch das Zimmerchen, nur über der Lampe wurden sie in schnellen Wirbeln emporgerissen.

Als Neuigkeit erzählte Specht, seine Schreiberei habe in der hauptstädtischen Redaktion solchen Beifall gewonnen, daß man ihm eine Stellung bei dem Blatt angetragen habe. Er werde auch nicht säumen; noch vor Weihnachten gehe er nach Wien, obwohl sein neues Amt erst im Januar beginne. Aber da sei viel zu ordnen und zu rennen, und er könne es vor Ungeduld in Podolin nicht mehr aushalten. „Ich freue mich ja wahnsinnig, lieber Freund! Endlich! Wenn Sie wüßten, was in mir alles brodelt, was da drinnen steckt! Nicht genug Hände hat man dort, und hier sind zwei bald zu viel. Endlich werd ich atmen können!“

Arnold nickte. Niemals war ihm der Lehrer so sympathisch gewesen, niemals auch hatte er so leicht das Wesen eines Anderen begriffen. Atmen können! Er betrachtete das Gesicht des Lehrers, das in peinlicher Sauberkeit gehaltene Stübchen, die Bücher an den Wänden und auf dem Tisch. Maxim Specht, an das wortkarge Gehaben des Kumpans längst gewöhnt, war der Gelegenheit froh, sich ausfreuen zu können, und sogar die Selbstgefälligkeit, die er dabei an den Tag legte, war nicht ohne Reiz. Er schenkte Thee ein; Arnold lehnte sich auf dem Sessel zurück und starrte in die Luft. Auch in ihm meldete sich höheres Leben. Das durch Gewohnheit nahe trat zurück, und der Horizont wurde beglüht von einem noch verborgenen Feuer.

„Sie müssen mir ein wenig auf Beate achten,“ sagte Specht, in Freudigkeit vor sich hinbrütend, und ohne seine Worte sonderlich zu wägen. „Zwar ist alles aus zwischen uns, aber was man geliebt hat, soll man bewahren. Vielleicht gehen Sie hie und da zu Hankas. Zu Ihnen hab ich ein, ich möchte sagen metaphysisches Vertrauen. Jaja,“ seufzte er, schlürfte behaglich aus der Tasse und blickte nicht ohne Empfindsamkeit in die Rauchwölkchen, „so geht die Liebe hin und das Leben ergreift uns.“

Arnold griff nach einem der Bücher im Regal. Es war ein Teil von Gibbons Geschichte, welche den Untergang des Römerreichs schildert.

„Sie hat jetzt ein Verhältnis mit dem Bauernknecht auf dem Randomir'schen Gut,“ fuhr Maxim Specht halb für sich fort, als vermöchte er sich von diesem Gegenstand nicht zu trennen. „Traurig genug. Mir thut nur der arme Hanka leid. Er hat sich ihrer angenommen und glaubt nun, eine unverdorbene Blume zu besitzen.“

Arnold bat, Specht möge ihm die Geschichtsbücher auf einige Tage borgen. Bevor die Reiserüstung beginne, solle er sie wieder haben.

Das plötzliche Interesse für jene Historie war kaum mehr als Selbsttäuschung; ein sonderbarer Versuch, sich von seinem Innern abzuwenden. Nur eine einzige Stelle in dem aufgeschlagenen Buch hatte ihn gefesselt; es war von einer Gesetzgebung des Theodosius die Rede. Er hatte nach Schriften



Digitized by Google

solcher Art nie gefragt. Sein einfacher Bildungsgang hatte ihn weder davon entfernt, noch damit verbunden. Die Vergangenheit der Erde und ihrer Völker war zwar bei ihm nicht Lernfutter gewesen, um abgelegene Höhlen des Gedächtnisses zu stopfen, aber nie war auch Lebendiges daraus hervorgegangen. Wie er nun zu Hause sich in diese Darstellung des Falls einer Nation vertiefte, gewahrte sein frischer Geist mit einem unermeßlichen Erstaunen, wie die Führung der menschlichen Angelegenheiten stets weit über den persönlichen Willen hinausgerückt wird. Dadurch erschien ihm zunächst alles als ein bodenloses Märchen. Zorn und Gleichgiltigkeit wechselten in seinem Innern. Voll edlen Sträubens las er trotzdem Seite für Seite, brachte jedem Ereignis eine Fülle von Miterleben entgegen und lachte nicht selten spöttisch und verächtlich, da manches ganz anders auslief, als er es abgeschätzt hatte. Wie ebensoviele Käfer, die dumm in der dunklen Rinne laufen, statt den glatten, sonnenbeschienenen Weg zu wählen, kamen ihm die Handelnden vor und gar die Leidenden wie Mücken, die stumpf und trunken ins kleine Netz sich verstricken, während rundum die Luft voll Freiheit ist. Seltsam war seine Anteilnahme, seltsam, wie er von dem längstentschwundenen Treiben längstvermoderter Geschlechter für die Gegenwart Besitz ergriff, wie er über Schicksalsmächte ataviſtisch verfügte, mit brennendem Kopf den Zusammenhang verlor und in wirrem Trotz sich anmaßte, an Stelle eines jeden dieser Helden und Unhelden frei über das Kommende bestimmen zu können. Indem das in Zeit und Raum Entlegenste wie Nächste vor seiner Phantasie verschmolz, stieß er die neuen Bilder bald voll Haß von sich und kehrte bald leidenschaftlich suchend danach zurück.

Aber gleichwie in dünstevoller Atmosphäre sich ein vielfarbiger Ring um jede Flamme bildet, so waren jene Bewegungen nicht das eigentlich ihn Erfüllende, sondern nur Ausstrahlungen. Er las, geriet in Zwiespalt, Betrachtung, in ein Aufraffen, Bekämpfen, Ordnen und Ueberblicken, aber dies war nicht abhängig von seiner Lektüre.

Nach kurzem Siechtum starb der alte Gärtner. Arnold begleitete den Sarg auf den Podoliner Kirchhof, wohnte zerstreut und kalt dem Begräbnis bei und wanderte allein über den Schnee nach dem Dorf zurück. Er kam zu einer kleinen, entlegenen Bauernschenke, die in der Nähe der sogenannten Polen-Mühle lag. Da ihn von der Kirchhofskälte fror, hielt er Einkehr und ließ sich ein Glas Wein geben. Zufällig fiel sein Blick in ein von einer Talgkerze erhelltes Seitenzimmerchen und dort sah er Beate, dicht und zärtlich an den hünenhaften Knecht geschmiegt, mit dem sie auf dem Jahrmarkt getanzt hatte. Arnold achtete nicht sonderlich darauf. Er griff nach der Zeitung, die auf dem Tisch lag. Es war der „Mährische Landbote“. Gleichgiltig las er, bis sein Blick auf eine telegraphische Meldung fiel, des Inhalts, daß der Jude Elasser beim Justizminister zur Audienz vorgelassen sei. Mehr stand nicht darüber, aber dies befriedigte Arnold so vollkommen, daß er munter pfeifend seinen Weg fortsetzte.

Vor dem Postamt auf dem Hauptplatz gewahrte er Specht. Der Lehrer wartete auf das Postfräulein, das nebenan im Wirtshaus saß. „Wie geht es Ihnen?“ fragte Specht mit so übertrieben liebevollem Tonfall, daß Arnold ihn befremdet und mißtrauisch anblickte. Das Wort „geht“ drückte Specht gleichsam zärtlich auf der Zunge entzwei.

„Elasser ist beim Justizminister, — wissen Sie schon?“ sagte Arnold. Wie er so dastand, ein wenig vorgebeugt, mit listig spähendem Blick, das erregte Maxim Spechts Lachlust, und er erwiderte: „Schon längst gewesen.“

„Nun, und ist Jutta schon frei?“ fragte Arnold.

Digitized by Google

„Frei? Meinen Sie wirklich frei?“ Specht lachte, aufs äußerste belustigt. Da er aber bemerkte, wie sich in Arnolds Gesicht wieder jener Zorn sammelte, dessen Aeußerung er fürchtete, sagte er schnell: „Der Minister hat sich sehr gut benommen, o ja. Er hat dem armen Vater auf die Schulter geklopft, das thut ein Minister in solchen Fällen stets, und hat ihn mit den Worten entlassen: Fahren Sie ruhig nach Hause; das Kind wird Ihnen zurückgegeben werden.“

Arnold nickte, als habe er nichts Anderes erwartet. Den Spott in dem Bericht des Lehrers begriff er nicht.

„Sie scheinen ganz einverstanden zu sein,“ fuhr Specht fort, als ob der Verlauf dieser Begebenheiten zu den erfreulichsten Dingen seines Lebens gehöre, „aber nun weiter. Der Minister beauftragt den Staatsanwalt, beim Landesgericht die Strafanzeige wegen Entführung zu erstatten. Er verlangt ferner, daß ein gerichtlicher Auslieferungbefehl geschrieben und dem Kloster zugestellt wird. Und was, meinen Sie, geschieht darauf? Die Ratskammer des Landesgerichts lehnt diese Anträge einfach und rundweg ab.“

„Das wissen Sie doch noch nicht,“ versetzte Arnold unwillig. Er mißverstand Spechts lebendige Wiedererzählung, durch welche die Zeitwörter in der Gegenwartsform erschienen.

Maxim Spechts Mienen wurden feierlich. „Was für ein Unglück für Sie, Arnold, daß Sie jung sind!“ rief er aus und schlug die Hände zusammen. „Allerdings hätte ich es vorher nicht wissen können, denn so weit kann sich der frechste Pessimismus nicht versteigen. Aber es ist geschehen, ist schon geschehen.“

Arnold schwieg. Er schaute den Lehrer seltsam studierend an, als mangle ihm in diesem Augenblick das Zutrauen in dessen Worte. Besinnend zur Erde blickend, schüttelte er den Kopf.

„Und noch etwas, lieber Freund, das ist noch nicht alles,“ fuhr Specht mit leiser Stimme fort und zog Arnold ein wenig von den Häusern weg. „Der Advokat Elasſers wollte die Akten sehen, in denen dieser Beschluß stand. Das erlaubt das Gesetz. Man sieht aus den Akten die Begründung des Urteils. Denn schließlich sollte doch jedermann wissen dürfen, warum die Ratskammer das Verlangen des Justizministers abschlägt. Und auch das ist nun verweigert worden, auch das.“ Specht suchte erregt in seiner Tasche, nahm einen Zettel heraus, entfaltete ihn und sagte: „Ich habe mir von dem Dekret eine Abschrift genommen. Hören Sie.“ Arnold trat dicht neben Specht, so daß er beim dürftigen Schein einer Oellaterne mitlesen konnte, was Specht murmelnd vorlas. „An den Landesadvokaten Dr. Steinbacher. Ohne die Frage zu entscheiden, ob Samuel Elasſer in dieser Angelegenheit als Privatbeteiligter anzusehen sei —“

„Was heißt das?“ unterbrach Arnold.

„Das? Das ist ein Schnörkel, den niemand auf Gottes Welt verantworten kann. Es ist nämlich nicht entschieden, heißt das, ob es den Elasſer etwas angeht, wenn ihm sein Kind gestohlen wird. Also weiter ... anzusehen sei, wird die Einsichtnahme in die Akten betreffs der Sache Jutta Elasſer verweigert, weil wichtige Gründe dem im Wege stehen. Das Landesgericht in Strafsachen.“ Specht faltete seinen Zettel wieder zusammen.

„Wichtige Gründe?“ — fragte Arnold, der immer noch nicht völlig glauben wollte und keiner Lüge auf den Grund zu kommen fähig war. Fassungslos schaute er dem Lehrer ins Gesicht und allmählich begriff er selbst, daß diese wichtigen Gründe in den zwei Worten bestanden, die sie vorgeben sollten.



Digitized by Google

„Nun spüren Sie den Atem unserer Welt," sagte Specht mit wahrhafter Bitterkeit, denn er hatte sich nicht nur hinein geredet, sondern auch hinein empfunden. „Heute war ein Herr von Gröden bei mir, Gerichtsadjunkt in Lomnitz. Er sollte sich im Auftrag der Regierung über die Stimmung unterrichten, die unter den Gutsbesitzern für oder gegen diese ganze Geschichte herrscht. Ich habe ihm ein Licht aufgesteckt und ihm selbstverständlich am meisten von Ihnen gesprochen . . ."

Arnold hörte das alles nicht. Er stand und schien zu überlegen, welchen Weg er zu nehmen habe, um nicht einem furchtbaren Gespenst in die Arme zu laufen, das aus der Nacht emporstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Romantische Aerzte.

Von **Ricarda Huch.**

---

Justinus Kerner erzählt, wie er als Knabe, etwa um 1798, von einer langwierigen Magenkrankheit heimgesucht wurde, an der die Kunst der damaligen Aerzte sich mit Mixturen, Pillen und Latwergen vergebens versuchte. Als nun der russische Geheimrath Dr. Weickardt, ein berühmter Brownianer, der Leibarzt der Kaiserin Katharina gewesen war, nach Heilbronn kam, machte sich des Justinus Mutter mit dem kranken, sehr heruntergekommenen Jungen auf, in der Hoffnung, die Wunderkuren des modernen Arztes möchten sich auch an ihm erproben. Als der Geheimrath, ein kleiner Mann mit rotem Bordenrock, hoher Frisur, blitzenden Augen und beweglichen Gesichtsmuskeln, vor dem kleinen Kerner stand und ihn untersuchte, mußte dieser an den gestiefelten Kater denken, bekam Herzklopfen und fiel in Ohnmacht. „Das ist die erklärteste Asthenie" rief der Brownianer (so erzählt Just. Kerner im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit") „und da werden Hopelpopel und Pfefferkörner die zweckmäßigste Diät sein." Hopelpopel war ein aus Thee, Eigelb und Kirschgeist gemischtes Getränk; Pfefferkörner sollten nach jeder Speise geschluckt werden. Eine befreundete Dame versicherte der Frau Kerner daß der Doktor „entsetzliche Kuren" mit Hopelpopel gemacht und Menschen, die bereits begraben werden sollten, damit wieder ins Leben gebracht habe. Der kleine Justinus brach indessen, wie er es mit allen Medicinen zu machen pflegte, auch diese wieder heraus, und wurde darin noch durch einen andern, gleichfalls berühmten Arzt in Heilbronn bestärkt, nämlich den Dr. Gmelin, einer der ersten, der durch Magnetismus heilte. Dieser traf den bleichen, schwachen Knaben zufällig, kurz nachdem die Hopelpopel-Kur begonnen hatte, betrachtete ihn liebreich und mitleidsvoll, reichte ihm die Hand und beklagte ihn, daß ihm so viele Arzneien seien eingeschüttet worden; dann führte er ihn in sein Zimmer, sah ihn fest an, bestrich ihn mit den Händen und behauchte ihn, worauf Justinus schläfrig wurde und das Bewußtsein verlor. Er schrieb seine bald hernach sich einstellende Besserung dieser magnetischen Behandlung zu; denn den Hopelpopel, den seine Mutter ihn noch eine Zeitlang zu trinken gezwungen hatte, hatte er im Gefühl, er würde ihm nicht gut thun, beharrlich immer wieder herausgebrochen.

So treffen sich in der Jugendgeschichte Kerners die alte Medicin, die neue, die aber damals schon anfing sich zu überleben, und die der Zukunft, vertreten durch Gmelin.

John Brown, ein Schotte, im Jahre 1736 geboren, war ein genialischer Mensch gewesen, auch in den wilden Ausschweifungen seines Lebens nicht ohne Großartigkeit, weswegen er wohl mit Paracelsus verglichen wurde. Der Grundgedanke seines Systems war die Auffassung des Lebens als eines

Digitized by Google

Erregungszustands, hervorgehend aus einer Wechselbewegung zwischen der organischen Reizbarkeit und äußeren Reizen, wobei ein Zuviel oder Zuwenig das Wesen der Krankheit ausmache. Je nachdem der Charakter der Krankheit in zu geringer oder zu heftiger Erregung bestehe, unterschied er asthenische und sthenische Krankheiten und kam dem Organismus mit stärkenden oder schwächenden Mitteln zu Hülfe.

Der deutsch-russische Arzt Weickardt brachte im Anfang der 90er Jahre das System nach Deutschland, wo es von den Aerzten Markus und Röschlaub in Bamberg begeistert ergriffen wurde. Von Röschlaubs Persönlichkeit ist mir nichts bekannt geworden, als was die Anhänglichkeit seiner Schüler im allgemeinen gutes von ihm aussagt. Markus scheint die stärkere Natur von beiden gewesen zu sein: ein Mensch von ausgeprägter Eigenart, thätig und energisch eingreifend, gehaßt und geliebt, so oder so unabweisbar auf die Gemüther wirkend. Ein in Mitteldeutschland geborener Jude siedelte er 1778 als tüchtiger Arzt nach Bamberg über und schuf sich dort eine hervorragende Stellung. Als Leibarzt des Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, der große Stücke auf ihn hielt, begründete er ein allgemeines Krankenhaus, das er in musterhafter Weise einrichtete. Um das Jahr 1793, gerade zu der Zeit als er sich das Brown'sche System zu eigen gemacht hatte, eröffnete er am Krankenhause klinische Vorlesungen, welche die neue Lehre verbreiteten.

Die bis dahin in Deutschland geübte Medicin war im allgemeinen roh empirisch verfahren, oder, wenn man sich an eine Theorie hielt, war es die sogenannte Humoralpathologie, die durch massenhafte Säfteentleerungen wirkte. Das Brown'sche System, von einer Idee beseelt, einheitlich und konsequent, gewann gerade die bedeutenderen Aerzte, die längst nach einem höheren Gesichtspunkte verlangt hatten, so daß sie anfänglich seine Einseitigkeit übersahen, die es ja freilich einerseits auch um so schlagender wirken ließ. Die Bamberger Klinik wurde durch das System, das Markus und Röschlaub lehrten und ausübten, so berühmt, daß lernbegierige Studenten und Aerzte nicht nur aus Europa sondern auch aus Amerika sie besuchten.

Lustig erzählt Gotthilf Schubert, wie er als Student der Medicin in Jena, selbstverständlich eifriger Brownianer, bei Gelegenheit einer kleinen Ferienreise zum ersten Mal in die Lage kam, ärztlichen Rath zu ertheilen und seine Kur streng nach Brownischer Lehre einrichtete. Eine alte Frau holte ihn zu ihrem Manne, einem Arbeiter am Eisenhammer, der in einem entlegenen Waldthale in niedriger Hütte krank lag. Schubert betrachtete den Mann, ließ ihn seinen Zustand beschreiben und fand sich einigermaßen in Verlegenheit, da er mindestens zehn Krankheiten wußte, die sich genau ebenso anließen. Nach einigem Besinnen tröstete er sich mit dem Gedanken, es könne schließlich was für eine Krankheit es wolle sein, jedenfalls wäre sie entweder sthenischer oder asthenischer Art. Infolgedessen schrieb er zwei Mittel auf, ein kühlendes und ein anregendes, trug der Frau auf, beide in der Apotheke machen zu lassen und ihrem Mann zunächst von dem einen zu geben. Thue ihm das gut, so möge sie dabei bleiben, thue es nicht gut, so möge sie es mit dem anderen versuchen; eines von beiden werde sicher helfen.

Aber um diese Zeit wurde der Brownismus bereits durch die Naturphilosophie überwunden. Die romantische Schule in Jena, die alle Wissenschaften, namentlich die Naturwissenschaften und also auch die Medicin, in ihr Bereich zog, brachte der Brownischen Lehre, die die Medicin eigentlich

Digitized by Google

erst wieder zur Wissenschaft machte, lebhafte Theilnahme entgegen. Schon im Jahre 1799, dem Geburtsjahre der Romantik, wurden die Schlegel, Schelling und Steffens mit Markus und Röschlaub bekannt, und enge freundschaftliche und wissenschaftliche Beziehungen entstanden besonders zwischen Schelling und den Aerzten. Eine Zeitlang war Schelling dabei der empfangende; bald aber hatte er die neue Lehre seinem System eingeordnet und gab sie verwandelt seinen Lehrern zurück. Der Stern der Naturphilosophie, der auf alle Wissenschaften und Künste, ja auf das Leben selbst ein wundervolles blendendes Licht warf, ließ auch die ganze Würde, Schönheit und Tiefe der Heilkunde wieder erscheinen. Das Begreifen der Natur als eines lebendigen Ganzen, als eines Organismus, in dem jedes kleinere Glied ein Abbild des größeren sei, verdunkelte die tastenden Konstruktionen, die vorher Eindruck gemacht hatten. Man sah nun ein, daß Brown nur eine Seite des Organismus erfaßt und sie fälschlich für das Ganze ausgegeben hatte. Gerade das worauf die Naturphilosophie Werth legte, den Organismus als etwas einheitliches und lebendiges, zwar bestimmbar, aber auch sich selbst bestimmend anzusehen, hatte er außer Acht gelassen.

Gerecht abwägend urtheilt Windischmann: „Kein Wunder, daß ein gewaltiger Griff in die Saiten des Lebens und der Kunst, wie John Brown that, bezauberte. Er hatte Sinn für die alte, gediegene Existenz. Falsche Theorieen und ungeschickte Praxis durchschaute er. Er suchte das Leben auf zwei Grundkräfte, Erregbarkeit und Reiz, zurückzuführen. Erregung nannte er das mittlere. So erscheint das Leben als etwas erzwungenes, aus seinen Faktoren calculables. Die Heilkraft der Natur, das rhythmische, hat er ganz verkannt. Seine Therapie ist ein Streit des Künstlers mit dem Tode, wo es auf das höchste Gebot für das hin- und hergezerrte Leben ankommt.“ Er kommt zu dem Schluß, daß Brown ein Newton, das heißt ein Begründer des Mechanismus, auf dem Gebiete der Medicin sei.

Das Hauptverdienst der naturphilosophischen Medicin lag nun darin, daß sie große und allgemeine Gesichtspunkte aufstellte und den Organismus als Einheit von Leib und Seele zu fassen suchte. Nunmehr eng verbunden mit der Physiologie und Psychologie hätte sie, um die Fülle der neuen Ansichten verwerthen zu können, weit mehr Kenntnisse besitzen müssen, als die damaligen Aerzte hatten und haben konnten. Bei dem Mangel an thatsächlichen Kenntnissen und dem Reichthum an neuen Anschauungen, die sich von allen Seiten aufdrängten, erscheinen die Verkünder der neuen Lehre oft verworren. Sie selbst waren dermaßen durchdrungen von der Höhe und Ergiebigkeit ihres Standpunktes, daß sie die Aussicht auf das neue Reich genossen, ohne sich durch Zweifel, ob und wann es erobert werden würde, stören zu lassen

Schelling und Steffens hielten in Bamberg Vorträge über Naturphilosophie, die die Zuhörer mit Enthusiasmus erfüllten. Röschlaub und der feurige Markus hatten die Wendung mit Entschiedenheit mitgemacht und Markus schwang in seinen Schriften auf romantische Art „den Zauberstab der Analogie;“ da heißt es z. B.: „Gewitter ist Fieber der Natur. Wasser-Erzeugung dort ist Schweiß-Erzeugung hier, Fieber und Entzündungen entstehen nur durch Temperaturveränderungen.“

Die dreifache Erscheinungsweise des Organismus als Reproduktivität, Irritabilität und Sensibilität diente als Grundlage bei der Betrachtung des Menschen. Steffens Einfall diese drei Systeme als Analoga der drei großen Naturkräfte Elektricität, Magnetismus und Chemismus zu fassen, und dementsprechend, entweder parallelisierend oder antagonisierend, die Arzneien

Digitized by Google

anzuwenden, fand Schellings Beifall. Es ist bezeichnend dafür, wieviel Ideen galten, daß Männer, die philosophisch-naturwissenschaftlich gebildet waren, aber doch nicht Medicin studirt hatten, nicht nur die Aerzte anregten und ihnen Wege wiesen, sondern ihre Theorieen selbst ausübten.

Schelling erlebte einen unglücklichen Ausgang seiner Kunst in einem Falle, der die romantische Schule nah anging, am Krankenbett der kleinen Auguste, der Tochter Karoline Schlegels, die bald hernach seine Frau wurde. Karoline hatte ihrer eigenen Gesundheit wegen das kleine Bad Bocklet bei Bamberg aufgesucht, wo Schelling häufig in ihrer Nähe sein konnte. Die 15jährige Auguste, die ihre Mutter hatte pflegen wollen, wurde selbst krank und starb, von Schelling behandelt, nach wenigen Tagen. Dieser Todesfall, für Schelling, dem Mutter und Kind theuer waren, so überaus traurig, zog einen häßlichen öffentlichen Streit nach sich; denn die zahlreichen Widersacher Schellings benützten den Anlaß, um den siegreichen und hochmütigen Vertreter der neuen Medicin anzugreifen, wobei die innersten Privatverhältnisse der betheiligten Personen boshaft hervorgezogen und Schellings Gefühl und Ehre so gekränkt wurden, daß der korrekte Wilhelm Schlegel, obwohl selbst hart betroffen, mit öffentlichen Erklärungen für seinen Nachfolger in der Ehe mit Karoline eintrat.

Kurze Zeit nach diesem Ereignis, im Jahre 1802, fiel Bamberg infolge der Kriegswirren an Kurbaiern, und Markus wurde zum Direktor sämmtlicher Medicinal- und Krankenanstalten gemacht. Er führte nun eine Reform des Medicinalwesens durch und begründete eine Reihe von Anstalten nach einem wahrhaft großartigen Plane; doch wurde er andererseits dadurch gekränkt, daß die Universität aufgelöst und nach Würzburg verlegt wurde, so daß Bamberg aufhörte Mittelpunkt der neuen Lehre zu sein.

Schon durch die Naturphilosophie mit der Romantik verbunden, wurde die Medicin nun vollends zur romantischen Wissenschaft, indem sie sich einer Erscheinung bemächtigte, die ihrem Entstehen nach eigentlich einer vergangenen Epoche angehörend, erst von der Romantik aufgefaßt und gewürdigt wurde, nämlich des Mesmerismus oder animalischen Magnetismus.

Franz Anton Mesmer, im Thurgau im Jahre 1734 geboren, also 2 Jahre jünger als John Brown, erwarb sich im Jahre 1766 durch eine Abhandlung über den Einfluß der Gestirne den Doktortitel und gab dadurch eine romantische Art, die Welt anzusehen, zu erkennen. Doch war dieser merkwürdige Mann viel zu früh geboren, um ein echter Romantiker zu sein; so oft er sich auch in seinen Gedanken mit moderner Anschauung begegnet, behielten sie doch immer die Natur der Aufklärungs- und Revolutionszeit, der er angehörte.

Der Grundgedanke von dem Mesmer ausging war, es gebe eine Kraft, die, getragen von einem Aether, einer ganz feinen Flut, das All durchdringe und in allen seinen Theilen zusammenhalte. Die Eigenschaft der thierischen Körper, welche sie für diese Kraft empfänglich macht, nannte er thierischen Magnetismus. Indessen wäre das Theorie geblieben, wenn ihm nicht zugleich der Gedanke gekommen wäre, man müsse diese Kraft in seine Gewalt bekommen können.

Nur ein Mensch von großer Kraft und gesunder Naivetät konnte ernstlich daran denken, einen solchen Gedanken auszuführen; es berichten denn auch alle Zeugen, die etwas von Mesmer überliefert haben, einstimmig von seiner ungeheuren Kraft des Körpers sowohl wie des Willens. Seine Erscheinung war stattlich und schön, übrigens war er ein echter Schweizer, einfach, still, so unauffällig in seinem Wesen, daß er trotz

Digitized by Google

seiner merkwürdigen vielberedeten Entdeckung persönlich fast unbekannt blieb. Er schrieb und sprach wenig, that aber desto mehr. Nichts weniger als ein Charlatan that er so gut wie nichts zur Verbreitung seines Systems und blieb im Hintergrunde, als gegen das Ende des Lebens der Magnetismus mit Geräusch Triumphe feierte. Ein pietätvoller Anhänger des Magnetismus, Wolfart, suchte ihn im Jahre 1812 in der Schweiz auf und fand einen kräftigen, heiteren und freundlichen Greis, der den Eindruck von Weisheit und Güte machte. Wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, heilte er Kranke aus der Umgegend, übrigens lebte er zurückgezogen das einfache Leben eines alten Landmannes. Er war das Urbild eines starken Wurzelmenschen, dem immer neue Kraft der Erde in den Stamm strömt, so daß er dasteht als ein mächtiger Baum, jenen heiligen Eichen vergleichbar, in denen nach dem Glauben alter Völker die Götter wohnten.

Von seiner imponirenden Kraft zeugt folgendes Beispiel, das er selbst erzählt: „Ich bereute die Zeit, die ich anwandte, Ausdrücke für meine Gedanken zu machen. Ich fand, daß wir jeden Gedanken unmittelbar, ohne langes Nachsinnen in die Sprache einzukleiden pflegen, die uns die bekannteste ist. Und da faßte ich den Entschluß, mich von dieser Sklaverei loszumachen. Drei Monate dachte ich ohne Worte. Als sich dies Nachdenken endete, sah ich mich voll Erstaunen um. Meine Sinne betrogen mich nicht mehr wie vorher. Alle Gegenstände hatten für mich eine neue Gestalt.“ Er wollte also denken, wie man im Traume denkt, unmittelbar, oder man könnte sagen, er wollte das Denken in Schauen verwandeln und setzte das auch durch, wie sich von selbst versteht, nur bis zu einem gewissen Grade. Es läßt sich denken, daß wer solche Herrschaft über sich selbst ausübt, auch über andere, schwächere Menschen viel vermögen kann.

Ob seine Behandlung des blinden Mädchens, der Fall, welcher die Ursache wurde, daß er Wien verließ und sich nach Paris begab, Erfolg hatte oder nicht, seine Wirksamkeit auf Menschen, die er nicht einmal zu berühren, in deren Nähe er nur zu kommen brauchte, ist vielfach bezeugt und außer allem Zweifel.

Männer dieses Typus, unbewußte, urwüchsige Naturen waren viele von den Aerzten, die in der Folge magnetische Kuren machten, so Wienhalt, ein Bremer, Gmelin, ein Schwabe; sie waren von den ersten, die die neue Heilart vertraten. Es ist wahrscheinlich, daß die Wirksamkeit solcher Aerzte überhaupt, auch wo sie nicht absichtlich magnetisirten, zum großen Theil magischer Natur war. Um den unmittelbar heilsamen Eindruck zu schildern, den Markus' Erscheinen machte, sagt Oken: „Wer krank im Bette lag, fühlte Hippokrates.“ Einmal behandelte Markus einen Kranken, der fürchtete, die Brustwassersucht zu haben oder zu bekommen und die Verordnung eines gewissen Mittels, welches dagegen angewandt zu werden pflegte, gleichsam als ein Todesurteil von den Lippen des Arztes erwartete. Markus untersuchte ihn aufmerksam und verordnete eine andere Arznei, obwohl die gefürchtete angemessen gewesen wäre. Später, als der Kranke genesen war, äußerte sich Markus darüber: „Auf seinem Gesicht lag die Frage, ob ich das Mittel billigen würde oder nicht. Ich wußte, daß er dasselbe gegen die sich einbildende Krankheit kannte und würde es ihm nicht verschrieben haben, selbst wenn er die Brustwassersucht wirklich gehabt hätte. Kranke seiner Art muß man nicht bloß mit Mitteln aus der Apotheke kurieren wollen.“ Er suchte also hier mit Bewußtsein auf den Körper durch die unbewußt bildende Seele zu wirken; that es aber sicher oft ohne Wollen und Wissen.

Digitized by Google

Ringseis, der Baier, war ein Mann von erquickender Naivetät und Urwüchsigkeit. Bettine hat ihn beschrieben, wie er aussah und war, als er in Landshut studirte: „ein Gesicht wie aus Stahl gegossen, alte Ritterphysiognomie, kleiner, scharfer Mund, schwarzer Schnauzbart, Augen, aus denen die Funken fahren, in seiner Brust hämmert's wie in einer Schmiede, will vor Begeisterung zerspringen; und da er ein feuriger Christ ist, so möchte er den Jupiter aus der Rumpelkammer der alten Gottheiten vorkriegen, um ihn zu taufen und zu bekehren."

Noch als alter Mann hatte er einen feinen Kopf mit energischen Formen und sprühenden Augen. Auf Kranke hatte er einen unmittelbaren beruhigenden Einfluß; er besaß so viel magische Kraft, daß er zuweilen Zahnschmerzen augenblicklich stillte dadurch, daß er den ausgestreckten Zeigefinger gegen die schmerzende Stelle bewegte. Uebrigens nahm er magnetische Kuren nicht vor, da er es für eine bedenkliche Sache hielt. Im Anfang seiner Laufbahn besuchte er das Wolfart'sche magnetische Institut in Berlin und nahm als Begründung der beobachtenden Erscheinungen die Reil'sche Theorie von der Verkehrung der Pole im Cerebral- und Gangliensystem an. Später, als seine kirchliche Richtung strenger wurde, verwarf er diese Ansicht als zu materiell und sah nun religiöse Geheimnisse durch den Magnetismus und Somnambulismus angedeutet; umsomehr scheute er sich, damit zu experimentiren.

In seiner Blüte galt Ringseis als der erste Diagnostiker seiner Zeit. Der Kronprinz von Baiern, später König Ludwig I., ließ sich von dem tüchtigen, durch und durch anständigen, sympathischen und kunstliebenden jungen Mann auf seinen italienischen Reisen begleiten. Auf den Landschaftsbildern in den Arkaden zu München, die die auf diesen Reisen geschaute Schönheit festhalten sollten, war denn auch Ringseis angebracht, in einer Sänfte sitzend und lesend; noch in seinem hohen Alter sah man ihn über die damals noch stillen Straßen Münchens nicht ohne ein Buch oder Zeitung gehen, worin er las. Nachdem er lange Jahre ein gefeierter Arzt gewesen war und bedeutende Stellungen innegehabt hatte, wandte sich die Neuzeit, die das Experiment vergötterte und über der Beschränkung aufs Einzelne den großen, allgemeinen Standpunkt verlor, gegen den Romantiker. In seinem System der Medicin hatte er oft Analogien aus den verschiedenen Wissenschaften herbeigezogen, da alle, wie er sagte, mit einander zusammenhingen, besonders auch Theologie und Philosophie. Dies, für die romantische Anschauungsweise selbstverständlich, war dem nachfolgenden Geschlechte lächerlich und anstößig. „Daß er geschöpft aus dem Ganzen und Vollen" so sagt einer seiner damaligen Schüler, „daß er seine Wissenschaft niemals losgelöst von der wissenschaftlichen Gesammtwahrheit, vom Bleibenden in Welt- und Menschengeschichte, vom Urheber aller Dinge", grade das habe auf viele am meisten gewirkt, während es ihm von anderen am meisten zum Vorwurf gemacht sei.

Die besseren unter seinen wissenschaftlichen Gegnern konnten sich der Macht seiner Persönlichkeit doch nicht entziehen. „Nein, dieser Ringseis ist gar zu lieb," rief einer von ihnen aus, „mag man noch so wenig mit ihm einverstanden sein, lieb muß man ihn haben." Noch jetzt, lange nach seinem Tode, wird schwerlich einer, der sich mit dem „Ritter ohne Furcht und Tadel" beschäftigt, ungerührt und unerwärmt bleiben durch alle die Aeußerungen, in denen sich die Offenheit, Gradheit, Ehrlichkeit, Kindlichkeit und Herzlichkeit seines Wesens offenbart.

Karl Gustav Carus, in Leipzig im Revolutionsjahre 1789 geboren,

Digitized by Google

war der strengste und behutsamste unter den romantischen Denkern; ein Mann mit einem ernsten, kräftigen, bedeutenden Kopfe, körperlich und geistig gesund und dauerhaft, besonnen; beinah zäh im Hergeben, bewußt ein vornehmes Maß im Denken und Leben bewahrend. Weniger die Fülle schöpferischer Ideen zeichnete ihn aus, als hervorragende Fassungskraft, umfassender Blick, feines, logisches, konsequentes Denken. Von Schelling erfuhr er die erste, große Anregung; aber vor der Verworrenheit und den Uebertreibungen, in die manche Naturphilosophen geriethen, schützte ihn immer die unbestechliche Klarheit seines Geistes. Wünscht man über die Liebhabereien der Romantik, Magnetismus, Rhabomantie, Sympathie, Magie, Mystik aller Art, ein billiges und dabei geneigtes Urtheil zu vernehmen, so kann man keinen besseren Führer als Carus wählen. Als Schriftsteller ist er zwar nicht temperamentvoll, aber von wohlthuender Zuverlässigkeit, seinem Stil ist Schönheit, Klarheit und Würde wesentlich, doch mag man die deutliche Anlehnung an Goethes Alters-Stil dabei zuweilen störend empfinden. Seine Arbeitskraft und seine Vielseitigkeit waren gleich bedeutend, außer seinen medicinischen und naturwissenschaftlichen Werken hat er auch über Psychologie, Physiognomik und Craniosкopie grundlegendes geschrieben. Auf allen Gebieten vertrat er den Entwickelungsgedanken und erkannte darin Goethe und Oken als Vorläufer, doch war er viel tiefsinniger und umfassender als der letztere. Er wußte stets, echt romantisch, sich über die Pole Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft zu erheben und beide von einem höheren Standpunkt aus zu vereinigen.

Ebenso ernstlich und gründlich wie mit den Wissenschaften beschäftigte sich Carus mit den Künsten. In der Literatur huldigte er der romantischen Richtung, doch so daß ihm Goethe, über den er auch ein Buch geschrieben hat, der Mittel- und Gipfelpunkt war. In Dresden ansässig lernte er Tieck kennen und wohnte zuweilen seinen Vorlesungen bei; doch gewisse häusliche Verhältnisse des übrigens verehrten Dichters verleideten ihm den Umgang. Besonders begabt war Carus für Malerei. Viel Anregung empfing er von dem Maler Friedrich, der auch in Dresden lebte und mit dem er verkehrte, dessen stimmungsvolle Meer- und Heidebilder die Erstlinge einer romantischen Landschaftskunst waren. Die Titel der Bilder, die Carus malte, deuten gleichfalls einen romantischen Charakter an: Eingang in die Unterwelt nach Dante; die Erscheinung eines musicirenden Engels im Morgennebelduft am Fenster eines Malers; die Musik, dargestellt durch eine Harfe in einem mondhellen Zimmer; dann Landschaften: Island, das Profil der Südwestspitze, umgeben von bewegter Luft und bewegtem Meer, das treibendes Eis und ziehende Walfische beleben.

Ein gutes Beispiel für sein zugleich künstlerisches und naturwissenschaftliches Anschauen gibt ein Aufsatz über die Bedeutung der besonderen Bildung der Augen auf manchen alten Gemälden, besonders denen von Fiesole. Die Augen der Engel und Heiligen auf den Bildern des Fiesole sind bekanntlich schmal und lang mit auffallend kleinen Augensternen. Carus, der dies beobachtete, erklärt nun, daß die Markhaut, nämlich das Weiße im Auge, das feinste, geistigste Gebilde des Auges, Iris und Hornhaut, der Augenstern, das niedrigste sei. Vergleiche man das Auge des Embryo, der Thiere, des Kindes, des reifen Menschen, so finde man, daß, je niedriger der Stand der Organisation sei, desto größer verhältnismäßig der Augenstern gegenüber dem Weißen sei, und eben darauf beruhe der Ausdruck von Geistigkeit und Verklärung, den das schmale, längliche Auge mit kleinen Augensternen

Digitized by Google

mache, wie es Fiesole und andere ältere Maler gewissen Figuren, die überirdisch wirken sollten, gaben.

So suchte Carus bei jeder Erscheinung nach einem natürlichen Grunde mit geistiger Entsprechung.

Erst später im Leben versuchte Carus in die Musik einzudringen, zu der er nicht den angeborenen, überschwänglichen Hang der eigentlichen Romantiker hatte. Durch fleißiges Hören und Studiren bildete er sich doch auch auf diesem Gebiete zum verständnisvollen Kenner aus und wenn er über Musik schreibt, geschieht es immer mit der Tiefe der Anschauung und der Reinheit des Ausdrucks, die ihm eigen waren.

Auch Carus machte mit Glück magnetische Kuren; er betrachtete das Versenken des Kranken in Schlaf und seine dadurch herbeigeführte innigere Vereinigung mit der Allnatur als ein natürliches, gutes Heilverfahren, ohne religiöse oder sonst überirdische Aufschlüsse von diesen Erscheinungen zu erwarten. Hierin unterschied sich Carus, dessen Entheismus — Gottinnigkeit — wesentlich Gedankenergebnis war, von anderen Aerzten seiner Richtung, z. B. Ringseis und Passavant, deren Religiosität mehr herzlicher Art war und überhaupt die Gefühlsgrundlage, aus der das ganze Leben hervorwuchs.

Johann Karl Passavant gehörte einer französischen Hugenottenfamilie an, die nach Basel auswanderte und sich von da nach Frankfurt a. M. verzweigte. In diesen Familien hat sich oft eine ernste Frömmigkeit durch Jahrhunderte erhalten. Ihr stand in dem jungen Johann Karl ein ausschweifender Ehrgeiz und ein heißblütiges, sehr reizbares Temperament entgegen, das sein hoher sittlicher Wille jedoch zu bändigen wußte. Sein beständiges Arbeiten an sich trug ihm im Alter Früchte, da er sich im Gegensatz zu vielen andern regsam und heiter erhielt; bis im Alter blieb er auch ein Freund der Frauen im schönsten Sinne. Er sah schön und bedeutend aus und soll Goethe geglichen haben.

Sein Lebenlang schwankte Passavant zwischen zwei Berufen, dem des Arztes, den er ausübte, und dem des Theologen, zu dem er neigte; er konnte es nie ganz verwinden, daß er seinen Lieblingswunsch seinem Vater geopfert hatte, und mußte sich immer wieder selbst ermuntern, seiner Thätigkeit mit Eifer und Liebe nachzugehen. Das Ideal seines theologischen Strebens, Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche, ließ er nie aus den Augen. Er verhandelte darüber oft mit dem großherzigen Sailer und dessen Schüler Melchior Diepenbrok und verließ dabei nie den großartigen Standpunkt einer wahrhaft allgemeinen Kirche, in der die christlich-katholische Lehre, gestützt und erhellt durch freie protestantische Forschung, wieder auflebt. Wie hier ein tief religiöses Gefühl stets die Kühnheit der Wissenschaft begleitet, die vor keiner Folgerung zurückschreckt in inniger Sicherheit, daß Glaube und Wissenschaft sich schließlich in einem Grunde treffen müssen, und wie die klare, durchdachte Darstellung von sympathischer Wärme überall durchdrungen ist, das ist an diesen Erörterungen besonders bemerkenswerth.

Als Arzt erlangte Passavant niemals großen Ruhm, sei es daß dem durchaus innerlichen, kontemplativen Menschen die richtige Beanlagung zur Heilkunst abging, sei es daß die reiche Handelsstadt Frankfurt kein geeigneter Boden für seine Richtung war. Von seinen magnetischen Kuren glückten, wie es sich von selbst versteht, durchaus nicht alle; doch hing die häufige Anwendung des magnetischen Verfahrens und die Verwerthung von Rathschlägen somnambuler Personen eng mit seinen Ideen über Medicin und Magnetismus zusammen.

Digitized by Google

Passavant erhielt eine nähere Kenntnis vom Magnetismus als Student in Wien durch Malfatti. Dieser, ein Italiener aus Lucca, ein „scharfgeistiger, schnell- und tiefblickender" Mann, prakticirte in Wien in den vornehmsten Familien, wie er denn auch Arzt des Herzogs von Reichsstadt war.

Ueberhaupt verkehrten die meisten romantischen Aerzte in den höchsten Kreisen: Ringseis war Leibarzt des Kronprinzen v. Baiern, Breslau bairischer Hofarzt, Markus Leibarzt des Fürstbischof v. Bamberg, Windischmann Leibarzt des Kurfürsten Dalberg, Carus Leibarzt des Königs von Sachsen, Justinus Kerner war und blieb zwar ein einfacher Landarzt, stand aber mit der bairischen und schwäbischen Königsfamilie in leutselig-herzlichen Beziehungen. Koreff mußte schleunig und heimlich Christ werden, um eine Stelle als Arzt und vortragender Rath beim Minister Hardenberg bekleiden zu müssen. Auch von Koreff, unter dessen Anleitung Passavant in Wien arbeitete, und der, wie Malfatti, ein gesuchter, erfolgreicher Magnetiseur war, wird jener manches über die neue Heilmethode erfahren haben.

Koreff gehörte dem Kreise junger Berliner Dichter — Varnhagen, Chamisso, Robert, Hitzig — an, die sich im Ganzen den Romantikern anschlossen, denen aber ihr heißes Blut, ihr Schmelz, ihr seelischer Zauber fehlte. Immerhin lebt Koreff als der witzige, bizarre, kenntnisreiche und scharfsinnige Vinzenz in E. T. A. Hoffmanns Serapionsbrüdern, von ungewissem Reiz umgeben in unserer Vorstellung. Die Unterhaltungsgabe des „ergötzlichen Fabulanten" muß in der That außerordentlich gewesen sein; an seinem etwas zweideutigen Charakter mag es gelegen haben, daß seine Berührung mit der unsichtbaren Kirche — wenn das romantische Freundesnetz so genannt werden darf — nur lose war. Koreff war einer von den Heimatlosen, schon durch seine Natur und Erscheinung ein Fremdling; denn er sah wie Brentano weit mehr jüdisch-italienisch als deutsch aus. Er war beständig auf Reisen, unstät, lange begleitete er den Minister Hardenberg, den er auch magnetisirte; am längsten lebte er in Paris, wo er eine Zeitlang Ruhm und Reichtum genoß, dann aber den Umschwung der Zeit erfuhr, in der öffentlichen Meinung sank, und den Verfall seines Vermögens erlebte.

In Passavants Leben machte die Bekanntschaft mit dem Magnetismus Epoche, indem diese wunderbaren Erscheinungen seinen Sinn vollends auf das innere Leben lenkten.

Als er die Geliebte seiner Jugend, die spätere Frau von Ringseis, nach längerer Trennung wiedersah und ihre auf ihn gesetzten Hoffnungen durch ablehnendes Betragen enttäuschte, schrieb sie in einem Briefe über ihn: „Nichts als inneres Leben, nichts als Bestimmung, nichts als Rapport mit Geistern und endlich noch Magnetism. Vom Magnetism sprach er mit hohem Ernst. Soviel ich mir zusammenreimen kann, muß er sich haben magnetisiren lassen und darum seinen Lebensplan gesponnen haben."

Auf Reisen, namentlich in Südfrankreich, wo sich nach Mesmers Auftreten bedeutende Schulen gebildet hatten, ergriff er die Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln; in Frankfurt hatte ein älterer Freund und Kollege, Professor Dr. Neef, bereits viel Material gesammelt. Ein pietistischer Zug bezeichnet den Frankfurter Freundeskreis, in dem Passavant verkehrte, und auch die dort herrschende Auffassung des Somnambulismus, insofern, als der Zustand des Hellsehens als Vorbild und Bürgschaft eines geistigen Lebens nach dem Verlust oder nach der Verwandlung des materiell-körperlichen angesehen wurde.

Digitized by Google

Uebrigens war Passavant ein zu gebildeter Denker, um alle die Anschauungen seiner hellsehenden Patienten, die zum Beispiel über den Aufenthalt der Verstorbenen auf den Sternen genaue Angaben machten, für objektive Wahrheit zu halten. Abgesehen davon, daß ihm Magnetismus und Somnambulismus Analogieen für höhere Verhältnisse boten, hatten die Gesichte der Schlafwachen psychologischen Werth für ihn, indem sie in die Innerlichkeit des Menschen gleichsam tiefer hineinleuchteten. Er selbst warnte andere, so namentlich den Freund Justinus Kerner, das in Traumzuständen Geschaute und Erlebte aus dem Innern des Schläfers in die Außenwelt zu übersetzen oder etwa gar sich von ungebildeten oder betrügerischen Personen täuschen zu lassen.

Keiner von den Aerzten seiner Zeit ist so vom Zauber der Romantik umgeben wie Justinus Kerner, der Dichter, der Geisterseher, der, wenn er des Nachts zu Kranken gerufen wurde, von seinem Hündchen und von den Geistern der Verstorbenen, die er nicht hatte heilen können, begleitet, die wunderliche Runde machte. Wenn die Güte des Wollens und aufrichtige Hülfsbereitschaft Grundbedingungen des magnetischen Wirkens sind, war Justinus Kerner ausnahmsweise befähigt, er schien nur für andere da zu sein, sein Haus war stets voll von Hülfsbedürftigen aller Art, die das Vertrauen auf seine allbekannte rührende Herzensgüte und zum Theil auf das Gerücht von seinen magischen Kräften anzog. Von den nervösen und gemütsleidenden Freunden, von den Somnambulen abgesehen, hielten sich im Laufe der Zeit 8 oder 9 Besessene bei ihm auf, die scheu und bleich, unheimliche Erscheinungen, an den erschrockenen Kindern und Gästen vorüberstrichen. Sie wurden kakomagnetisch behandelt, das heißt, die Dämonen, von denen der Kranke besessen war, wurden durch magnetische Manipulationen und die Ueberlegenheit eines guten Willens ausgetrieben. Eine solche Scene muß schauerlich, ja entsetzenerregend gewesen sein, da die Kranken wirklich wie von bestimmten Personen oder Teufeln bewohnt, die mit unnatürlichem Gebrüll aus ihnen heraus sprachen, sich geberdeten, in den kritischen Augenblicken sich wehrten und in gräßlichen Krämpfen knirschend sich wälzten. Besonders niederschlagend war es, wenn nach erfolgter Austreibung und Besserung der verjagte Dämon von seinem Opfer wiederum Besitz ergriff und plötzlich in höhnenden Worten sein Wiederdasein ankündigte. In einzelnen Fällen erzielte Kerner doch eine völlige Heilung. Das meiste Aufsehen erregte ein von einem Mönch besessenes Mädchen, der nach eigener Angabe vor mehreren Jahrhunderten in einem Kloster, dessen Trümmer in der Nähe des Heimatsdorfes der Kranken noch vorhanden waren, ein verbrecherisches Leben geführt, mehrere Frauen verführt und nebst den Kindern, die sie von ihm bekamen, umgebracht hatte.

Die Möglichkeit des Besessenseins wurde von mehreren Aerzten und Philosophen festgehalten; Baader, der in seiner Jugend auch Medicin studirt hatte, war stolz auf den Ruhm, die im Alterthum und Mittelalter bekannte Krankheit sozusagen wieder entdeckt zu haben. Ringseis machte Kerner darauf aufmerksam, daß die Kirche die Annahme, es könnten auch Verstorbene, nicht nur Dämonen, von Menschen Besitz ergreifen, als unwahr und Betrug höllischer Geister verworfen habe; wodurch sich Kerner aber nicht irre machen ließ. Auch Görres, der Katholik, nahm das Besessensein durch Verstorbene wirklich an und hat in seiner Mystik dies Geheimnis in einer auch für Ungläubige bewundernswerthen Weise beleuchtet.

Man beurtheilt Kerner falsch, wenn man ihn für einen Gefühlsschwärmer hält, der sich mit leicht erregter Phantasie in alberne Spuk- und

Digitized by Google

Gespenstergeschichten verträumt habe. Er selbst versichert, daß er auf dem Wege der Naturforschung und kalter Beobachtung zu diesen Dingen gekommen sei, die seiner Phantasie vielmehr entgegen gewesen wären, und daß Poesie und Religion keinen Antheil daran hätten. Auch spricht er in einem Vorwort zur Seherin von Prevost den Wunsch aus „es möchten diese Phänomene mehr auf naturforscherischen als religiösen Boden gezogen" und dort weiter verfolgt und erklärt werden. Dies wurde aber nicht beachtet, denn man wollte lieber, wie er klagt, die Geister mit dem Poeten zu Tode schlagen.

Einen kritischen Verstand, den poetische, kindlich unschuldige und liebreiche Menschen der Art überhaupt selten haben, besaß Justinus Kerner allerdings nicht, und er sonderte die Angaben seiner Kranken viel zu wenig von dem was ihre Einbildung und beschränkte Auffassung hineingemischt hatte. Zuweilen mag ihn auch sein Humor verleitet haben, einen angenehmen Schnörkel, wie E. T. A. Hoffmann es genannt haben würde, stehen zu lassen oder anzubringen; vergessen darf man nie, wenn man sich das Bild des „ungemein dicklichen" Justinus vorstellen will, diesen feinen Humor, der in seinen Augen saß, und alles was er sah, that und dachte, auch seine ernsten Ueberzeugungen, mit einem guten, herzlichen Lächeln betrachtete.

Seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltete Kerner, als er den armen Irrsinnigen, den die Leute eingesperrt hatten und an den sich nun niemand heran wagte, weil er in seiner Raserei den Ofen umzureißen drohte, durch Musik beschwichtigte. Gelassen begab er sich in die Zelle und da er sah, daß freundliches Zureden unverstanden blieb, zog er seine Maultrommel, ein der Harmonika ähnliches Instrument hervor, und begann zu spielen, worauf der Irre allmählich ruhig und zutraulich, schließlich ganz folgsam und zufrieden wurde. Daß Spiegel und Musik, namentlich Aeolsharfe und Harmonika, die magnetische Wirkung verstärken, hatte schon Mesmer beobachtet; er hatte im Alter Versuche über die Wirkung der Musik auf Thiere mit der Glasharmonika angestellt, was Kerner mit der Maultrommel fortsetzte. Diese Art der psychischen Heilmethode, zu der Reil die erste Anregung von berufener Seite gegeben hatte, ist besonders charakteristisch für die romantische Arzneikunde.

Bei weitem leichtgläubiger und kritikloser als Justinus Kerner war sein Freund und Landsmann Eschenmayer, der Arzt und Philosoph, als welchen ihn zwar die wissenschaftlich gebildeten Philosophen nicht gerne wollten gelten lassen, da er überwiegend aus dem Gefühl heraus grübelte. Mit seinem guten, versonnenen Gesicht ist er doch eine bemerkenswerthe Erscheinung unter den schwäbischen Naturphilosophen. Im hohen Alter ließ er sich von einem Schneider, der in den Augen auch der nachsichtigsten Beurtheiler ein Trunkenbold und frecher Gaukler war, mit vorgespiegelten Ekstasen hinters Licht führen, so daß selbst Kerner nicht umhin konnte, den Kopf zu schütteln. Indessen sind seine Werke über Naturphilosophie und Magnetismus reich an feinen und tiefsinnigen Anschauungen.

Fast alle diese Aerzte und eine Reihe von anderen, die ich nicht erwähnt habe, Breslau in München, der jüngere Schelling in Stuttgart, Ludwig v. Voß und Wolfart in Berlin, Hufeland, ein Bruder des bekannten, Windischmann in Aschaffenburg standen miteinander in Verbindung, zum großen Theil in freundschaftlicher. Sie fühlten sich, von gewissen Abweichungen abgesehen in den grundlegenden, wissenschaftlichen Ueberzeugungen einig. Es lassen sich in der theoretischen Medicin der Romantik haupt-

Digitized by Google

sächlich zwei Richtungen unterscheiden, die aber beständig ineinander übergehen, die durch die Naturphilosophie und die durch den Magnetismus eingeschlagene.

Ringseis hatte in Anlehnung an seinen Lehrer Röschlaub den Begriff der Krankeit bestimmt als ein dem Organismus fremdartiges Wesen, das sich als Parasit im Körper entwickle, und legte diese Lehre seinem System der Medicin zu Grunde.

Diese Wesen gehören der niedersten Lebensstufe an; es sind „vollkommene, d. i. im Verein von männlichem und weiblichem gebildete Samen, welchen der Organismus nur den Boden oder Uterus bietet." Der Kranke könne demzufolge, da ein Leben nach eigenen Gesetzen störend in sein Leben eingreife, nicht als einheitliches Ganze betrachtet werden. Die Heilung gehe von dem gesundgebliebenen Körper aus, keineswegs sei also die Krankheit mit dem Heilungsproceß gleichzusetzen. Im hohen Alter — Ringseis starb erst i. J. 1880 — erfuhr Ringseis zu seiner Ueberraschung aus einer kleinen Schrift von Virchow, daß diese Theorie mit der modernsten medicinischen Forschung übereinstimmte. Die große Entdeckung des Tages, die Bacillentheorie, war eine wesentliche Behauptung seines verhöhnten Systems gewesen; allerdings hatte Ringseis durchaus nicht angenommen, daß es sich in allen Fällen um wirkliche Parasiten handle, sondern den Vergleich herbeigezogen, um das organische Eigenleben der Krankheit zu bezeichnen.

In einem anderen Punkte wich allerdings Virchow von Ringseis ab, indem er nichts von der Lebenskraft wissen wollte, die für jeden romantischen Arzt ein unerläßlicher Begriff war. Die Lebenskraft war ihnen nicht, wie vielfach fälschlich geglaubt wird, eine zum Organismus hinzukommende, von ihm trennbar zu denkende Kraft, vielmehr das Wesen der Seele, das durch den Organismus etwas einheitliches, sich selbst bestimmendes ist. Durch die Lebenskraft unterscheidet sich der Organismus von der Maschine; grade in diesem Punkte war die Naturphilosophie dem herrschenden Brownismus zuerst entgegengetreten. Ringseis wies darauf hin, daß auch Hippokrates in jedem Organismus ein seelisch einheitliches Princip angenommen habe, das den Körper gestalte, erhalte und in Krankheitsfällen wiederherzustellen bestrebt sei, indem es seine Alleinherrschaft gegen das störende Fremde geltend machen wolle. Alle die großen Aerzte der Vergangenheit, auf die die Romantiker zurückgriffen, hatten diese Auffassung ihren Systemen zu Grunde gelegt: Paracelsus, der Schweizer, der romantisch-mystische Arzt des Mittelalters, Helmont und Sydenham, die im 17. Jahrhundert lebten, Stahl, der im Geburtsjahre Mesmers starb.

Besonders Paracelsus wurde von den Naturphilosophen häufig angeführt. Sie nannten ihn den Luther der Medicin, weil er die scholastische Medicin angegriffen und überwunden und einige, damals berühmte Bücher von Galenus und Avicenna verbrannt hatte. Auch auf seine urkräftige und eigenthümliche Sprache bezog sich der Vergleich; der kundige Wilhelm Grimm, der in Halle, wo der Geist der Romantik besonders kräftig wehte, sowohl Jakob Böhme wie Paracelsus kennen lernte, wunderte sich darüber, wie diese beiden die damalige Sprache fast gewaltsam durchbrochen hätten.

Paracelsus nannte das Princip des Hippokrates den Archaeus und sagte so: jede Krankheit ist ein eigener, für sich bestehender, nach bestimmten Gesetzen sich darstellender Organismus, erzeugt durch das gestörte Verhältnis der Elementarstoffe und durch den verstimmten Archaeus, das dämonische Princip des Lebens im menschlichen Leibe; in der Heilung wird der Archaeus

Digitized by Google

des Abweichenden mächtig. Bei Ringseis lautet es: „Krankheit ist diagonale Wirkung aus Lebenskraft und etwas fremdartigem, was den Organismus kränkt."

Helmont und Sydenham hatten diese Lehre wieder aufgenommen, der letztere die Krankheit als selbständigen Afterorganismus bezeichnet. Stahl wurde gerühmt, weil er sich bemüht hatte, die Vernunft der Seele in den vegetativen Bildungsprozessen darzuthun, also das vernünftig bildende Unbewußte, das Carus zuerst wieder wissenschaftlich untersuchte und als göttlich darstellte, erkannt hatte.

Der Ausspruch des Paracelsus: „Jegliche Krankheit ist ein ganzer Mensch, hat einen unsichtigen Leib und ist selbst Mikrokosmus, so daß in der Krankheit zwei Leben in einem sind," stimmt durchaus zu der romantischen Anschauungsweise, die alles, was vorher toter Begriff gewesen war, reell, körperlich, lebendig machte.

An allen diesen Aerzten rühmten die Romantiker vorzüglich auch die Einfalt und kindliche Treue, mit der sie der Natur gegenüber standen, ihre Erscheinungen beobachteten und sie ehrfürchtig zu leiten suchten. Denn sie waren zu der Ueberzeugung gekommen, daß niemand zu heilen wisse, als die Natur selbst, das heißt in diesem Falle die auf geheimnisvolle Weise unbewußt vernünftig bildende Seele, und daß es nur darauf ankomme, sie richtig zu verstehen, sie nicht zu stören und ihr allenfalls zu Hilfe zu kommen. Von dieser Annahme ausgehend mußte die Heilmethode durch Magnetismus schon deshalb einleuchtend erscheinen, weil sie, nach Mesmer, nichts anderes als die Wiederherstellung der Harmonie im Körper bezweckte und das durch Schlaf erreichen wollte, während des Schlafes aber das Unbewußte am schnellsten und kräftigsten zu wirken pflegt.

Doch auch noch aus anderen Gründen wurde der Magnetismus als erster Schritt zu einer neuen Heilkunst angesehen, die als Bedürfnis empfunden wurde. Mit ihm schien sich der Ring zu schließen, der mit Heilung durch Handauflegen der Priester, Schlaf und Traum im Tempel und pythischer Weissagung begonnen hatte. Wie auf allen Gebieten war auch hier die Romantik die Ausdeuterin der verborgenen Weisheit, die die instinktiven Regungen des Altertums geleitet hatte. In einem Buche des Arztes und Philosophen Windischmann stellt sich dieser Gedankengang folgendermaßen dar: Die Krankheiten sind Geschlechter und Arten, lebendige Organismen, die sich im Laufe der Zeit verändern zugleich mit dem Stamme, an dem sie wuchern und von dem sie abhängen. Wie es Krankheiten des Kindesalters, des Jünglings-, Mannes- und Greisenalters giebt, so auch Krankheiten der Menschheit in ihren verschiedenen Epochen; so daß, kennte man nur die Geschichte der Krankheiten besser, sich an ihrem Charakter das Alter des Menschengeschlechts genau müßte feststellen lassen. Es können deshalb die Beobachtungen des Hippokrates, an sich nicht genug zu würdigen, als an anderen Menschen und anderen Krankheiten gemacht, für unsere Zeit nicht mehr genügen. Allem Anschein nach tritt das menschliche Geschlecht jetzt in die gefährliche Periode des Mannesalters; denn unsere Krankheiten unterscheiden sich von den früheren im allgemeinen durch ihren häufig sensiblen Charakter. Früher hatte der Organismus mehr Einheit und die Seele mehr Kraft, sowohl die einzelnen Organe, wie die in ihren Organismus hineinspielende Außenwelt ihrer Alleinherrschaft unterzuordnen; jetzt hingegen ist die Einheit gelöst, vielleicht am meisten durch die Lustseuche, die Generationen in ihren Folgen vergiftete. Die Menschen haben die Innigkeit und Kraft der Triebe, die Einfachheit und Sicherheit des In-



Digitized by Google

stinktes verloren und sind doch noch fern von der Klarheit wissender Vernunft. Je komplicierter, reicher und bewegter das äußere Leben geworden ist, desto reizbarer die Seele. Aus der Schwelgerei des Daseins und dem zerstörten Geschlechtstrieb, aus der maßlos gewordenen Temperatur der bis in die letzte Faser aufgeregten Seele entspringen Hirnkrankheiten, ja, alle Krankheiten haben zugleich nervöse Symptome. Wie es nichts Kraftvolles im Menschen mehr giebt, nicht einmal große Laster, kühnen Egoismus, so verlieren sich auch die vehementen Krankheiten: alles beginnt mit Heftigkeit und endet mit Ohnmacht. Für die veränderten Bedingungen genügt unsere Heilkunst nicht mehr; „die Leidensgeschichte der Menschen geht mehr in die Tiefen des Lebens ein, und so muß auch die Heilkunst mehr in das Innere gehen." Sie muß auf die Seele wirken, die eigentlich die Mitte des Menschen ist und von der aus die Krankheit erst Geist und Natur ergreift. Materie kann keine Ursache sein, Materie und Ursache schließen sich aus. Nimmt die Seele die Krankheit nicht an, so kann sie den Leib nicht ergreifen. Krankheit ist Sünde, meist eigene Verschuldung oder Schuld des sündhaften Geschlechtes, an welcher jeder einzelne theilnimmt. Es giebt Erbkrankheit, wie es Erbsünde giebt. Auch die Hippokratische Schule lehrte: der Mensch ist von der Erzeugung an eine Krankheit.

Wem dies befremdend erscheint, der bedenke, daß jeder Arzt, auch der bloße Empiriker und Materialist, den Kranken empfiehlt, sich heiter zu erhalten, da ein ruhiges, heiteres Gemüt Bedingung der Besserung oder doch ihr förderlich sei, und also, bewußt oder unbewußt, einen Antheil der Seele am Erkranken und Genesen voraussetzt.

Betrachtet man nun die Romantiker selbst mit ihren körperlichen und seelischen Leiden, so findet man an ihnen durchaus bestätigt, was Windischmann über den Krankheitscharakter der Zeit sagt. Vielen Zeitgenossen drängte sich diese Einsicht auf. Eine kluge, ältere Frau, Therese Huber, einst als Therese Heyne und Frau Forster die Freundin Karoline Schlegels schrieb an Justinus Kerner, als der Hyperromantiker Graf Löben, ein durch und durch kranker, epileptischer junger Mann, zur Behandlung in seinem Hause sich aufhielt, daß die Aerzte solchen Fällen gegenüber, die jetzt so häufig vorkämen, die intellektuelle Unmäßigkeit außer Acht ließen, die sie verschuldete. Sie machte geradezu die romantische Schule dafür verantwortlich, erinnerte an Jean Paul, dessen ärmlichen Jugendtagen abwechselnde Reizmittel versagt gewesen seien, der sie mit Wein ersetzt hätte und den nun auch Branntwein nicht mehr reizte: „er wankt schlaff, stumpf, ohnmächtig ins Grab." Robustere Naturen überlebten den Taumel und bildeten sich eine Lage, „in der sie die überlebende Sinnlichkeit befriedigen und mit Besonnenheit andern ein Blendwerk vormachen; dahin gehört Tieck mit seinen zwei Frauen." Kerner pflichtete ihr bei, nur meinte er, daß nicht das körperliche Leiden solcher Schriftsteller aus ihrem Intellektuellen hervorgehe, sondern umgekehrt. „Löbens Körper wurde schon in früher Jugend zerrüttet, und die Art seines schriftstellerischen Strebens ging gerade daraus hervor." Auch er habe ihm ein einfaches, mäßiges, arbeitsames Leben zu seiner Heilung angerathen, „allein ein Dämon, der in ihm ist (der der Epilepsie) strebte mir immer entgegen."

Von dem Jugend- und Studienfreunde Armins und Brentanos, Winkelmann, dem Physiker, der jung in Braunschweig starb, sagt Arnim, er habe sich nicht eigentlich durch Liederlichkeit geschwächt, denn das sei mehr Redensart gewesen, sondern durch ein Ritter nachgebildetes Leben: „langes Arbeiten für einige Tage, Hungern, dann Schlafen, Fressen für die

Digitized by Google

folgenden, Verliebtthuen, Verzweifeln, eine künstliche Empfindungsmanege."

Bei dem unglücklichen Ritter war denn aber doch auch simple Liederlichkeit im Spiele. Clemens Brentano schrieb an Görres, er sei durch eine Krankheit gestorben, welche eine Folge des Branntweinsaufens war; „dies war eine der herrlichsten Naturen, die vielleicht je von ihrer Zeitteufelei sind vernichtet worden." Baader gegenüber, der Ritters Freund, Bewunderer und Wohlthäter war und ihm gutgemeinte Vorstellungen machte, daß er an seiner Kränklichkeit selbst Schuld sei durch Ueberreizung und Unmäßigkeit, verantwortete sich Ritter: er habe sein von Natur aus unsäglich schwer zu bändigendes Temperament doch nach Krä,ten im Zaune gehalten; Weingenuß habe er erst in seinem 26. Jahre im Umgang mit einem berühmten Manne — es ist wohl Schelling gemeint — kennen gelernt, Opium nehme er erst seit zwei Jahren. „Ich habe vielleicht fast alles erlebt, was man bis zu meinen Jahren erleben kann; vieles habe ich nie gesucht, aber dagegen oft auch absichtlich mich nicht zurückgehalten, dies und jenes geschehen zu lassen; sicher, doch wohl, auch noch so tief darein, doch nie mit dem Kopfe unterzutauchen und zu seiner Zeit glücklich und sehr belehrt wieder das Ufer zu erreichen." Dies Experiment habe er indessen in letzter Zeit bei weitem nicht mehr in jenem Grade getrieben, wie in seinem 19. bis zum 26. Lebensjahre.

In solchen Fällen zeigt sich allerdings deutlich die „Schwelgerei des Daseins" und „maßlose Temperatur der Seele" als Ursprung körperlicher Leiden, denen gegenüber sich die geistreichsten Aerzte, wenn sie nur über die Mittel der alten Medicinwissenschaft geböten, ohnmächtig erklärten. Kranke der Art bedürfen eines zugleich seelenkundigen und seelengewaltigen Arztes, eines Priester-Arztes, wie Windischmann ihn als Ideal des künftigen Heilkünstlers hinstellt. Christus, der Heiland, ist das Vorbild desselben, und der Glaube an Christus ihre erste Vorbedingung zu segensreicher Ausübung der Kunst, das will sagen: der Glaube an die menschliche Erlöserkraft durch den in ihm wirkenden Gott. Heiland und Erlöser ist ja der Arzt dem Kranken gegenüber: wenn diesem die Kraft fehlt, sich zu Gott, nämlich dem Quell des Heils, zu erheben, muß der Arzt sein Leiden auf sich nehmen, gleichsam sich selbst zu seiner Seele machen, ihm eine rechte Mitte geben. In diesem Sinne faßte Baader die Krankheit als Unvermögen des Organismus, das Gute vom Bösen zu scheiden, auf. „Wenn nun das Gute + a das Böse — b nicht mehr von sich zu scheiden, sich nicht mehr von ihm frei zu machen, es nicht mehr unter sich zu bringen vermag, so muß ein analog freies + A dem + a zu Hilfe kommen, als Heiland, als Erlöser, indem dieses + A, die Aktion — b an sich ziehend, sie absorbierend, gleichsam als diese Sündenlast auf sich nehmend, das + a befreit."

Dies ist die Wirkungsart jeder Medicin, vor allem aber die des Magnetismus auf den Hypnotisirten. Hier wirkt Seele auf Seele, die Urkraft des Menschen, der Wille, auf den Urgrund des Menschen, der, geschwächt und gelähmt, die Heilkraft nicht mehr aus sich selbst erzeugen kann. Aus der Einbildung und dem Willen — Suggestion und Magnetismus — geht die Heilung hervor, die dauernd und segensreich ist. Es erhellt nun von selbst, daß diese Ansicht von der Heilkunst im Arzte Eigenschaften voraussetzt, die sich nicht ohne weiteres erlernen lassen: nämlich einen starken Willen und einen guten, reinen Willen. Viele von den romantischen Aerzten, die magnetische Kuren machten, scheinen diese Bedingungen bis zu



Digitized by Google

einem hohen Grade erfüllt zu haben. Von dem jungen Schelling, den Ritter im Jahre 1807 den besten Magnetiseur nannte, sagt derselbe Ritter, er sei ein „unendlich reiner, unschuldiger und fühlender Mensch," was andere bestätigen. Als sein Bruder ihn, den Studenten, in Jena in den Schlegel'schen Kreis einführte, wurde er gutartig, aber noch etwas roh gefunden; es mag eine gewisse Kraft und Naivetät gewesen sein, die unter den Romantikern auffiel, und die ihn eben befähigte, ein tüchtiger Magnetiseur zu sein. Wolfart wird ein „tiefgediegener, inniger Mensch mit reinem Gemüth" genannt und sein pietätvolles Benehmen gegen den verehrten Mesmer läßt in der That auf kindliche Herzensgüte schließen. Ueber die Kraft und Reinheit des Willens bei Passavant, Ringseis, Carus besteht kein Zweifel, letzterer betont ausdrücklich, daß er sich der priesterlichen Natur des ärztlichen Berufes immer wohl bewußt gewesen sei, seine Aufgabe nie leicht genommen habe. Von Ennemoser, dem Tyroler Hirtenknaben, der einer der meistbeschäftigten Magnetiseure wurde, ist wenigstens primitive Kraft vorauszusetzen.

Wie es sich von selbst versteht, hielt keiner dieser Aerzte das unmittelbare Wirken auf den erkrankten Organismus durch Arzneien und die genaue Kenntnis des Organismus für überflüssig. Windischmann erinnert diesbezüglich an den heiligen Benediktus, der den Klostergeistlichen auferlegte, die Kranken durch erprobte Naturmittel, Gebet, Handauflegen und Exorcismus zu heilen. Dementsprechend sollte die Aufgabe des Arztes dreifach sein: einen Schatz von Heilkräften zu suchen, die in der Natur liegen; das Wesen der Krankheit zu erkennen; die Einwirkung des Mittels selbst zu begleiten, das heißt magisch zu wirken.

Daß allerdings die Chirurgie, das Fach, in welchem die moderne Medicin ihre Triumphe feierte, gänzlich vernachlässigt, vielmehr beiseite gelassen wurde, braucht nicht erwähnt zu werden. Die Chirurgie blieb altherkömmlicherweise den Wundärzten überlassen als ein von der Arzneikunde gänzlich getrenntes Gebiet. Ringseis trug als Leiter des Medicinwesens darauf an, daß die Wundärzte eine gründlichere wissenschaftliche Bildung zu erwerben haben sollten.

Dreierlei will ich noch als charakteristische Merkmale der romantischen Medicin erwähnen: erstens die Neigung der Aerzte an *eine* Krankheit als Wurzel aller Krankheiten und dementsprechend an *ein* Heilmittel zu glauben. Auch hierin war Mesmer vorangegangen; er hatte freilich nicht gemeint, daß der Magnetismus ein Allheilmittel wäre, aber doch, daß er dazu werden könne. Kieser beschränkte das soweit, daß er wenigstens alle die Krankheiten, die überhaupt durch stärkende Mittel gehoben werden könnten, für heilbar durch Magnetismus erklärte. Markus wandte das monistische Prinzip auf eine gewisse Gruppe von Krankheiten an, indem er sagte, es gäbe nur *eine* Entzündung und demgemäß nur eine Heilart aller Entzündungskrankheiten. Ringseis aber lehrte, daß alle krankhaften Gebilde, Gebilde der Entzündung seien. Auch die erzeugenden Schädlichkeiten seien nicht so viele und verschieden, wie man glaubte. „Wie alle Sünden aus einer Stammsünde, so alle Krankheitsprozesse aus Einem Ursprünglichen." Griff man in die Vergangenheit zurück, so war es wiederum Paracelsus, der von einer Universalmedicin träumte.

Durchaus romantisch war es ferner, die Medicin als Kunst zu betrachten, weshalb man sich auch gern des Wortes Heilkunst bediente. „Nicht jeder ist zum Künstler geboren" heißt es bei Windischmann, „und nur diejenigen haben eigentlichen Beruf zur heilenden Kunst, welche mit scharfem

Digitized by Google

Sinn das Krankhafte unter dem Schein des Gesunden bemerkend, dasselbe nicht ertragen können, weil sie von der Vollkommenheit und Schönheit des Gesunden und Harmonischen im Leibe, in der Seele und im Geist durchdrungen und erfüllt sind. Ihnen wird dieser künstlerische Sinn keine Ruhe lassen, bis sie ihn zum Gedanken ausbilden, den Gedanken in die Wissenschaft entfalten und die Wissenschaft ins Werk setzen." Aehnlich äußerte sich Ringseis: ein geniales Können soll dem Wissen an die Seite treten.

Nicht genug aber daß Wissenschaft und Kunst sich vereinigen: zusammen sollen sie wieder in einem höheren aufgehen, in der Religion. Windischmann nannte sein Werk über die Heilkunst einen Versuch zur Vereinigung derselben mit der christlichen Philosophie; und ich habe geschildert, wie er mit seiner wissenschaftlichen Forderung zu demselben Ergebnis kam wie das Evangelium: „Den Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden sich wohlbefinden." Ebenso bezweckte Ringseis in seinem System der Medicin die Wissenschaft in Einklang mit der christlichen Religion zu setzen. Wie die Heilkunde im Alterthum von den Tempeln ausgegangen war, sollte sie nun in die Kirche zurückkehren, und der Arzt, ohne Priester zu sein, doch als Vermittler zwischen dem Kranken und Gott stehen.

Digitized by Google

# Kinderarbeit und Kinderverbrechen.

Von Ellen Key.

Wenn man von der Frage der Fortpflanzung selbst zu den Bedingungen übergeht, unter denen das Kind ausgetragen, geboren und aufgezogen wird, so packt Einen Entsetzen vor all den Unglücksfällen, die die Kinder in Folge der mangelnden Einsicht der Mütter treffen. Die Aerzte werden z. B. nie müde zu zeigen, welche Mißbildungen das Schnüren verursacht; wie viele Kinder im ersten Lebensjahre durch Verwahrlosung blind werden — um nur einige der Leiden zu nennen, die die grobe Unwissenheit oder Gewissenlosigkeit der Mütter ihnen selbst oder den Kindern zufügt. Dazu kommt die Unruhe und Unsicherheit in der Kinderpflege, die eben eine Folge jener Unwissenheit ist. Und eine durchgreifende Besserung in all diesen Dingen ist nicht früher zu erwarten als bis — zugleich damit, daß die Frauen das allgemeine Wahlrecht erhalten — das Gesetz festsetzt, daß die Frauen in demselben Alter, in dem die Männer ihre militärische Wehrpflicht abdienen, eine ebenso lange dauernde Ausbildung in Kinderpflege, Gesundheits- und Krankenpflege durchmachen müssen, und das ohne andere Ausnahmen als dieselben, die für die Befreiung des Mannes vom Waffendienst Geltung haben. Diese „Wehrpflicht" würde für viele Frauen gerade in die Zeit fallen, in der ihr Interesse für den Gegenstand durch die Schließung oder den Gedanken an eine Ehe, die diese ihre Ausbildung noch bedeutungsvoller machen würde, eben erwacht ist. Aber auch die Frauen, die selbst niemals Mütter werden, würden so gewisse allgemeine Principien der Psychologie sowie der Gesundheits- und Krankenpflege lernen, von denen sie dann in jeder Lebenslage Nutzen haben könnten. Weiteres erwarte ich immer mehr von jenen Einschränkungen des Rechtes der Eltern über ihre Kinder, durch die man schon jetzt Verbote gegen das Aussetzen der Kinder, Strafen für Kindermord, Strafen für Kindermißhandlungen, das Gesetz des obligatorischen Schulbesuchs u. s. w. erwirkt hat. In England haben sich so Gesellschaften gebildet, um die Lage der Kinder in den Familien zu untersuchen und um Grausamkeiten gegen Kinder zu verhüten. Auf ihre Anzeige hin können pflichtvergessene Mütter mit Gefängnis bestraft, pflichtvergessene Väter gezwungen werden, die Kinder zu erhalten, ꝛc. — und, wo die Eltern sich unverbesserlich zeigen, hat man das Recht, ihnen die Kinder zu nehmen. In den verschiedenen Staaten Deutschlands giebt es auch Gesetze, nach denen die Kinder jenen Eltern, die durch Mißbrauch ihrer Stellung dem geistigen oder körperlichen Wohl des Kindes schaden, genommen werden können. Die Kinder erhalten diese sogenannte „Zwangserziehung" auch in anderen Fällen, wo dies zur Rettung aus sittlicher Verderbnis nothwendig ist. Die „Zwangs-

Digitized by Google

erziehung" kann entweder in einer geeigneten Familie durchgeführt werden oder in Anstalten und soll sich bis zum achtzehnten Lebensjahr erstrecken. Eine beachtenswerte Bestimmung ist, daß die Aufsicht über diese Kinder auch Frauen übertragen werden kann.

Ein immer weiter ausgedehntes Recht für die Gesellschaft in der ebenerwähnten Richtung ist eine ihrer wichtigsten Schutzmaßregeln für sich selbst und eine ebenso berechtigte Einschränkung der individuellen Freiheit wie die Gesetze zur Verhütung der Ausbreitung ansteckender Krankheiten. Auch in Schweden hat man nun ähnliche Vorschläge gemacht, doch findet man in denselben die gleiche mechanische Auffassuug des Wesens der Erziehung, die sich auch anderswo bei ähnlichen Maßregeln geltend macht. Man soll die Eltern oder Vormünder des verwahrlosten Kindes „verwarnen", das ausgeartete Kind ermahnen und, wenn das nicht hilft dafür sorgen, daß es gezüchtigt wird, — lauter unerhörte Sinnlosigkeiten, in den Fällen, um die es sich eben handelt! Denn man lehrt nicht durch „Verwarnungen" schlechte Eltern die Kunst der Erziehung; nicht durch Ermahnungen bringt man ausgeartete Kinder dahin, ihren Sinn zu ändern, wenn sie in der Umgebung belassen werden, die die Ausartung hervorgerufen hat. Und durch eine Züchtigung in Anwesenheit von Zeugen macht man nur das schon an Püffe und Schläge gewöhnte Kind noch verhärteter und frecher. Jeder Mensch, der nur eine Linie tief in den Gegenstand eindringt — um nach den Ursachen zu suchen, die solche Eltern und solche Kinder schaffen — befindet sich mitten auf dem nach allen Richtungen hin unübersehbaren Gebiet der sozialen Frage. Da findet man z. B., daß die niedrigen Löhne — an denen die Kinder- und Frauenarbeit mitwirkt — elende Wohnungen, unzureichende Nahrung und schlechte Kleidung bedingen; daß die Außenarbeit der Frau die Verwahrlosung der Kinder und des Hauses mit sich bringt; daß der Wohnungsmangel das Bettgehersystem im Gefolge hat; daß das Unbehagen im Hause den Mann zum Wirtshausleben treibt und daß dies zusammen die Unsittlichkeit und die Trunksucht hervorruft, die die physischen und psychischen Krankheiten verursachen, mit denen die Kinder oft schon geboren werden.

Wenn ich die Vorstellung ausnehme, daß mit Gottes Hilfe die Schlachtfelder sich mit zerrissenen, verstümmelten Wesen bedecken, mit deren Gehirnen unzählige Gedanken und Gefühle erlöschen, die die Menschheit hätten bereichern können, so kenne ich keinen ketzerischeren Gedanken, als wenn man, falls der Zufall ein paar Kinder vor einem Unglück bewahrt, von ihrem „Schutzengel" spricht. Wo ist dieser „Schutzengel" bei unzähligen anderen Unglücksfällen, wenn z. B. Kinder allein gelassen werden, weil die Mutter in die Arbeit muß, und sie zum Fenster hinaus oder ins Feuer fallen; wenn sie in dunklen Kellerräumen das Augenlicht verlieren; wenn sie todtgedrückt werden, weil sie in den elenden Löchern das Bett mit den Eltern theilen und z. B., wenn diese berauscht sind, ihr Leben verlieren; wo, wenn Eltern aus Religionsgrübeleien oder Lebensüberdruß ihre Kinder morden oder wenn die Kinder selbst, des Leidens müde oder aus Furcht vor Mißhandlung, sich das Leben nehmen? Wo mit einem Wort sind diese „Engel der Kinder" bei all den Gelegenheiten, wo man sie am meisten brauchen würde, vor allem in den Gäßchen der Großstädte und in den Centren der Großindustrie, wo der Mangel an Sonnenlicht und reiner Luft sowie an allen anderen elementaren Voraussetzungen für die Entwickelung von Körper und Seele, die Lebenstauglichkeit der Kinder schon vor der Geburt untergräbt?

Die Hand der Vorsehung in einer zufälligen Rettung zu sehen, aber diese Vorsehnng vom Antheil an allen Naturereignissen, an allen Schrecken

Digitized by Google

der Gesellschaft freizusprechen, die jede Sekunde die Erde mit Qualen erfüllen, das ist ein Ueberbleibsel eines Aberglaubens, das überwunden werden muß, wenn der Mensch selbst von Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber den Verhältnissen durchdrungen werden soll, die er beherrschen und umgestalten kann! Der moderne Mensch wird immer mehr seine eigene Vorsehung. Gegen das Feuer schafft er schon Feuerwehrcorps und Feuerversicherung; gegen das Meer Lebensrettungsgeräthschaften; gegen Pocken und Cholera, gegen Diphteritis und Tuberkulose findet er andere Schutzmittel. Den blinden Glauben, daß der Tod von „Gottes Wille" abhängt, mißt er an den Zeugnissen der Statistik, die besagen, daß die Lebensdauer mit verbesserten sanitären Verhältnissen steigt; daß wenn dieselbe Krankheit oder Sommerhitze die Kinder der Armen in den dunklen Baracken niedermäht, der Reiche in seiner gesunden hellen Wohnung die seinen behalten darf.

In Deutschlands aristokratischen Familien sterben z. B. in fünf Jahren von tausend Kindern jährlich 57, aber in Berlins armer Bevölkerung 345! Eine andere Untersuchung aus Halle zeigt, daß die Anzahl Todtgeborener in der oberen Klasse 21 von tausend betrug, während es in der Arbeitsklasse 55 von tausend waren! Die Proportion zwischen der Sterblichkeit der Kinder der Landarbeiter und der Industriearbeiter; zwischen ihrem Gewicht; zwischen der Anzahl der zum Militärdienst untauglichen — in der Schweiz ist z. B. diese Anzahl in den industriellen Cantonen um ¼ größer als in den ackerbautreibenden — zeigt gleichfalls, wie schlechte Lebensbedingungen die Entwickelungsmöglichkeiten und die Lebenstauglichkeit der Kinder — und damit des ganzen Volkes in physischer wie in psychischer Hinsicht hemmen.

Jeder einzelne Mensch, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wartet nicht auf die Engel, sondern stürzt selbst herbei, um ein Kind aus einer Gefahr zu retten! Aber der Aberglaube der Mehrzahl an Gottes Vorsehung wird vielleicht denselben Menschen veranlassen, mit vollkommenem Stumpfsinn, Verhältnisse anzusehen, durch die mittelbar Millionen und abermals Millionen Kinder geopfert werden. Die Aerzte wissen, daß die Verheerungen, die die Bacterien anrichten im Vergleich zum Pauperismus als Krankheitsursache unbedeutend sind. Ueberanstrengte Mütter, trunksüchtige Väter, schlechte Wohnungen z. B. solche, wo die Armen gegen billige Miethzinse den Reichen neugebaute Häuser „trockenwohnen"; ungenügende Nahrung, erbliche Krankheiten, besonders Syphilis, zu frühe Arbeit — all das zeigt seine Folgen in den ausgemergelten, welken, wunden Kinderkörpern, die in den Krankenhäusern zuweilen von der augenblicklichen Krankheit geheilt, aber nicht von den Folgen der Lebensbedingungen befreit werden können, unter denen sie geboren und erzogen werden. Bis nicht die Aerzte sowie die anderen Gesellschaftsfactoren ihre ganze Energie dafür einsetzen, Krankheiten zu verhüten, nicht nur sie zu heilen — und was sie in diesem letzteren Falle jetzt erreichen können, ist verschwindend im Verhältnis zu all dem unheilbarem Uebel, das üppig emporwuchert — bis nicht die Gesundheitssorge in der Gesellschaft einen ebenso großen Raum einnimmt wie die Seelsorge, wird diese letztere im großen Ganzen vergeblich sein. Mag sie nun die Form der religiösen Erbauung oder der intellektuellen Aufklärung annehmen, ist sie doch nur eine abgeschnittene Blume, in einen Rehrichthaufen gesteckt.

Mit entsprechender Gewißheit kann man aus der Verbrecherstatistik beweisen, daß die Gesellschaft selbst die entarteten Kinder schafft und daß sie, wenn sie sie dann auf den „Weg der Tugend" züchtigen läßt, wie ein

Digitized by Google

Tyrann handelt, der zuerst einem Menschen die Augen ausstäche und ihn dann prügelte, weil er nicht selbst seinen Weg finden kann!

* * *

Eine wirksame Schutzgesetzgebung für Frauen und Kinder sollte in diesem Augenblick der kategorischeste Imperativ des socialen Gewissens sein.

Ueberall, wo die Industrie sich entwickelt, wird die Frau dem Hause, das Kind dem Spiele und der Schule entzogen. In den Zeiten der Zunft vollzog sich die Kinder- und Frauenarbeit im Haushalt und in der Werkstatt des Mannes. Aber seit die Industrie die häusliche Arbeit der Frau immer mehr eingeschränkt hat, konnte die Großindustrie ihren Bedarf an billiger Arbeit durch die Frauenarbeit decken, die, so wie die Kinderarbeit an verschiedenen Orten die Löhne der erwachsenen männlichen Arbeiter gedrückt hat. Der Lohn, mit dem der verheiratete Mann durch seine Arbeit die Familie versorgen konnte, vertheilt sich nun auf mehrere deren Mitglieder. Solange die Berufsarbeit große persönliche Körperstärke oder ausgebildete Geschicklichkeit verlangte, fiel sie in der Regel auf das Loos des Mannes, nicht auf das der Frauen oder Kinder. Aber mit den Maschinen fiel dieser ihr natürlicher Schutz fort; denn um eine Maschine zu bedienen bedurfte es in vielen Fällen weder Stärke noch Geschicklichkeit, ja in gewissen Fällen — z. B. in den Baumwollspinnereien oder unten in den Schachten — waren die zarten Finger wertvoller, weil sie geschmeidiger, die zarten Körper willkommener, weil sie schmäler waren!

In England erreichte die Frauen- und Kinderarbeit zuerst ihren Höhepunkt. Die Armenhäuser schickten z. B. ganze Ladungen Kinder in die Wollwebereien in Lancashire, Kinder, die abwechselnd an denselben Maschinen arbeiteten und in denselben schmutzigen Betten schliefen! In den Industriedistrikten verkümmerte infolgedessen die Bevölkerung; ehedem unbekannte Krankheiten entstanden; die Unwissenheit, die Rohheit nahm zu. Schwangere Frauen, Kinder von 4—5 Jahren arbeiteten 14—18 Stunden! Durch den Bericht über die Untersuchungen auf diesem Gebiete veranlaßt schrieb Elisabeth Barrett ihr Gedicht „The cry of the children," das den Zorn der Arbeitsgeber hervorrief, dafür aber zu der „Zehnstundenbill" mitwirkte. Durch diese wurde bestimmt, daß Frauen, Kinder und jüngere Personen nicht mehr als zehn Stunden täglich in den Textilfabriken arbeiten durften, und nach diesem Gesetze kamen andere in demselben Sinne. Aehnliche Verhältnisse haben auch in anderen Ländern eine ähnliche Schutzgesetzgebung hervorgerufen. In Sachsen, Belgien, Elsaß, den Rheinprovinzen — wo schon im Jahre 1828 ein preußischer Militär darauf aufmerksam machte, wie die Zahl der Waffentüchtigen infolge der degenerierenden Einwirkung der Frauen- und Kinderarbeit gesunken war — traten die Folgen des Systems ebenso furchtbar zu Tage wie in England. Aber ungeachtet der dort sowie fast überall angenommenen Schutzgesetze dauert doch noch immer die Frauen- und Kinderarbeit fort, und dies nimmt die verheerendsten Formen in jenen Berufszweigen an, die außerhalb des Gebietes der Gesetzgebung liegen. Es giebt Orte, in denen die Kinderarbeit ebenso entsetzliche Formen hat wie in England vor 1848. In Rußland hat man z. B. bei den Bastmattenwebereien Kinder von drei Jahren gefunden und Massen von Kindern unter zehn, mit einer Arbeitszeit, die bis auf 18 Stunden anstieg! In Deutschland zeigt die Spielwarenfabrikation grausige Ziffern in Bezug auf die Kinder-

Digitized by Google

arbeit, umso grausiger, als um glücklichen Kindern Freuden zu bereiten, anderen die Lebenskraft ausgepreßt wird; und die industrielle Heimarbeit beschäftigt Vier- bis Fünfjährige, während die Altersgrenze für Kinderarbeit in den Fabriken hier so wie in der Schweiz 14 Jahre ist; dieselbe Altersgrenze hat die Regierung in Dänemark vorgeschlagen. In Italien sind die meisten bettelnden Krüppel Kinder, die in den Schwefelgruben Siciliens aufgewachsen sind, zusammengehockt in niedrigen Gängen, beladen mit schweren Säcken, in einem Alter, in dem ihre zarten Glieder unter solchen Bedingungen rettungslos verkümmern mußten. Schon mit 12—14 Jahren sind viele von ihnen arbeitsunfähig. In Spaniens Magnesiumgruben werden Mengen von Kindern zwischen 6 und 8 Jahren verwendet, die durch die giftigen Dämpfe von einer schweren Krankheit befallen werden, und andere Kinder müssen mit schweren Wassereimern, die sie auf dem Kopfe tragen, die trockenen Gegenden bewässern: das Kind bietet ja wohlfeilere Transportkosten als der Esel! In Frankreich, wo der Socialist Millerand jetzt nicht mehr zu verlangen wagt als den Elfstundentag für Männer, Frauen sowie Kinder — um dann progressiv die Stundenzahl zu verringern — kann man sich schon darnach den Zustand der Kinderarbeit vorstellen. Aber das absolute Verbot aller Kinderarbeit ist dort wie überall der Wunsch der Socialisten.

Man stimmt in diese Forderung ein, wenn man z. B. aus dem Rapport eines Arztes entnimmt, daß trotz der Schutzgesetze die Durchschnittszahl der Körperhöhe und des Gewichtes bei den Lancashirekindern noch immer niedriger ist als anderswo. Von 2000 dort untersuchten Kindern waren nur 151 wirklich gesund und stark, während 198 in hohem Grade verkrüppelt waren und die übrigen mehr oder weniger unter „the standard of good health!“ Alle Arbeit in der Baumwollindustrie von sechs Uhr morgens bis fünf Uhr abends verwandelt, sagt dieser Arzt, den hoffnungsvollen Zehnjährigen in den mageren bleichgelben Dreizehnjährigen, und diese Entartung der Bevölkerung in den Fabriksdistrikten wird eine ernste Gefahr für Englands Zukunft.

Wenn man überall zu der Einsicht gelangt, daß dieselbe Gefahr für alle Kulturvölker besteht, dann wird man überall die industrielle sowie die Straßenarbeit der Kinder verbieten. Und dann erst hat man siegreich den Grundsatz des Kinderschutzes durchgeführt, der auf diesem wie auf allen ähnlichen Gebieten anfangs sowohl mit ökonomischen wie mit individualistischen Gründen bekämpft wurde, unter anderem mit dem „unbestreitbaren Rechte des Vaters, selbst über die Arbeit seines Kindes zu bestimmen!“

* * *

Nicht nur die Frage der Kinderarbeit allein zeigt den niedrigen Standpunkt, den die staatlichen Autoritäten Europas einnehmen, sondern auch die bei uns und in anderen Ländern — z. B. England — angeregte Frage der Einführung der Prügelstrafe für Gefangene.*) Daß man in der Gefängnisverwaltung sogenannte affliktive Strafen braucht — wie Dunkelhaft, hartes Lager, eingeschränkte Kost u. dgl. — ist wahrscheinlich, und das hat auch

*) In Schottland hat sich doch die Polzei geweigert als Profoß zu funktionieren, und The Humanitarian League hat eifrig der sogenannten whipping bill entgegengearbeitet, die voriges Jahr nicht durchdrang, weil das Parlament nicht dazukam, darüber zu verhandeln.

Digitized by Google

nichts Brutales, wenn es unter strenger Kontrole nur bei gegen alle anderen Mittel verhärteten Unruhestiftern angewendet wird. Die Prügelstrafe hingegen, die ebenso erniedrigend ist für den, der sie ertheilt, wie für den, der sie empfängt, zeigt sich außerdem unwirksam. Von einer der hervorragendsten Autoritäten unseres Landes auf diesem Gebiete habe ich die Machtlosigkeit derselben erwähnen gehört. Weder die Scham noch der physische Schmerz haben eine andere Wirkung, als eine verhärtende, wenn die Prügel mit kaltem Blute verabfolgt werden, lange nachdem die That begangen ist. Die Meisten sind schon so gewohnt an Schläge, daß dieselben sie physisch wenig berühren, aber sie erwecken haßerfüllte Empfindungen gegen die Gesellschaft, die so ihre eigene Schuld rächt. Ist die Seele des Kindes empfindlich, so kann die Strafe eine tiefe Seelenqual hervorrufen, so wie dies der Fall mit dem vor einigen Jahren ertrunkenen Helden Skagens, Lars Kruse war, den alle aus Drachmanns vortrefflichen Schilderungen kennen. Lars Kruse, der in seiner Knabenzeit eine gestrandete Planke genommen und verkauft hatte, wurde dafür zu einer Züchtigung verurtheilt. Bis spät in sein Mannesalter verzehrte ihn die Scham nicht über die Handlung, aber über die Strafe — ein ganzes Leben so verbittert, und das Leben eines großen Menschen!

Diese „gesellschaftlich" ertheilten Prügel — Kindern ertheilt, deren Armuth und vernachlässigte Erziehung in den meisten Fällen an ihren Fehlern die Schuld trägt, Kindern, oft abgemagert vor Hunger, zitternd vor Scham oder Angst — die rufen keine einzige Seelenerregung hervor, die der Ausgangspunkt einer moralischen Veränderung werden könnte!*)

Wenn man eine Statistik über die Lebensverhältnisse dieser Geprügelten aufstellte, dann würde man finden, daß die Mehrzahl aus einem Heim kommt und in ein solches zurückkehrt, wo die Mutter — infolge von Außenarbeit — verhindert ist, sich um die Kinder zu kümmern oder wo das Beitgehersystem — infolge der Wohnungsnoth — seinen demoralisierenden Einfluß ausübt; oder daß das Kind auf der Straße als Bote, Cigarren- oder Zeitungsjunge oder dgl. seine Erwerbsarbeit angefangen und aus nächster Nähe das Luxusleben der oberen Klasse gesehen hat, das er dann bestrebt ist zu reproducieren! Es vergeht ja kaum eine Woche, ohne daß der Gassenjunge von Unterschlagungen und Veruntreuungen in der besitzenden Klasse liest, häufig begangen von ergrauten Männern, die doch ihre Kindheitseindrücke in „der guten alten Zeit" erhalten haben, als „die schlappe Erziehung" der Gegenwart noch nicht ihre Einwirkung ausüben konnte!! Kein Tag vergeht, ohne daß er sieht, wie die Angehörigen dieser oberen Klasse, die Aelteren wie die Jüngeren ihre Genußsucht befriedigen. Aber von ihm — dem Kind der Baracke und der Gasse — fordert man spartanische Tugend oder sucht sie ihm einzubläuen! Es ist schwer zu sagen, was hier größer ist, die Einfalt oder die Rohheit.

* * *

*) Man empfiehlt Prügel, weil nur Schmerz und Demütigung die Verhärteten beugen. Man hat z. B. angeführt, daß das bloße Drohen mit Prügel genug war, um einen Nordlund zu einem anständigen Betragen im Gefängnis zu zwingen. Aber — das hinderte ihn nicht, sein Verbrechen zu begehen, als er herauskam! Und es wird sich zeigen, daß Keiner von Denen, die im Gefängnis „weich" geprügelt wurden, dadurch gebessert ward. Ebenso roh oder noch roher werden sie in die Gesellschaft zurückkehren, die mit ihren brutalen und grausamen Strafen nur die Verbrechen mehrt, die aus Brutalität und wildem Sinn entspringen.

Digitized by Google

So lange die Oberklasse sich selbst roh, maßlos, genußsüchtig, träge zeigt; so lange es der Lebenszweck der Mehrzahl ist, Geld zu verdienen und Geld zu verschleudern; so lange viele essen können, ohne zu arbeiten und viele keine Arbeit finden, die welche suchen; so lange liederlicher Luxus Seite an Seite mit liederlicher Noth lebt, hat die Oberklasse nicht einen Schatten von Recht, eine bessere Unterklasse zu erwarten. Die jetzige Gesellschaft schafft und erhält das sociale System, dessen Wirkungen ihr dann in den ökonomischen Verbrechen der Oberklasse, wie der Unterklasse begegnen. Es ist nicht wunderlicher, daß eine Großstadt voll Vagabunden und Gassenjungenbanden ist, wie daß ein verdorbener Käse voll Maden steckt!

Ein zerstörtes häusliches Leben, ein wahnsinniges Schulsystem, ein zu frühzeitiges Fabriksleben, ein abstumpfendes Straßenleben — das giebt die Großstadt den Kindern der Unterklasse, und es ist weit erstaunlicher, daß die besseren Instinkte der Menschennatur doch meistens in der Unterklasse siegen, als daß sie es zuweilen nicht thun!

* * *

Noch ein Argument gegen die Kinderarbeit ist, daß diese sich mittelbar an der Industrie selbst rächt.

Die schulgebildeten Arbeiter sind es, die sich nun überall als die Tauglichsten zeigen. Selbst in Rußland, wo die Volksbildung noch so mangelhaft ist, hat man schon diese Erfahrung gemacht; und der lese- und schreibkundige Arbeiter erhält darum ausnahmslos einen höheren Lohn als die Analphabeten, die nur zu der gröbsten Arbeit gebraucht werden können. Der jetzige Aufschwung der deutschen Industrie vor z. B. der englischen ist auch der höheren Schulbildung des deutschen Volkes zuzuschreiben. Die intensive und intelligente Arbeit des amerikanischen Arbeiters hat theilweise denselben Grund. Aber wenn die Kinder, erschlafft von der Fabriksarbeit, in die Abendschule kommen oder vorzeitig aus der Schule genommen werden und unter fortgesetzter schwerer Arbeit die Lust sowie die Möglichkeit verlieren, sich eine höhere Bildung anzueignen, da werden sie zu organischen Maschinen gemacht, die die unorganischen speisen — und damit muß auch der Wert der Arbeit sinken. Diese organischen Maschinen sind passiv; sie suchen nicht ihre Lebensbedingungen zu verbessern, wie die höheren Arbeiter es thun. Aber diese lebenden Maschinen werden auch nicht die Arbeitsresultate heben! Die intelligenten Arbeiter, die über ihre Rechte wachen und sie erweitern, sind auch diejenigen, welche am leichtesten neue Arbeitsmethoden lernen, selbst neue Erfindungen machen die ihrem Berufe zugutekommen und so auch den Produktionswert desselben steigern. Nur indem ein Land immer mehr die letztere Kategorie von Arbeitern entwickelt, kann es heutzutage im Concurrenzkampf bestehen. Aber die Hauptbedingung hierfür ist, daß die Körper- und Seelenkräfte des Kindes bis zum fünfzehnten Jahre für seine eigene Ausbildung gebraucht werden durch Schule, Sport und Spiel, während gleichzeitig seine Arbeitsthätigkeit durch häusliche Beschäftigung und die Fachschule geübt wird, nicht aber durch Industriearbeit.

Von Preußens — sowie von Schwedens — Agrariern hört man freilich darüber klagen, daß die Volksschule den Kindern zu viel Wissen beibringt! Aber diesen Behauptungen wurde jüngst mit gutem Grunde die Forderung der Umgestaltung des Bildungsideales nach der socialen Entwickelung gegenüber gestellt, ein Bildungsideal, das für alle Gesellschafts-

Digitized by Google

klassen gleich sein und zur Theilnahme aller an dem geistigen Leben des Volkes führen sollte!*)

Ich kehre später zu diesem Gegenstande zurück, aber will nur in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, daß der Kampf um die Kinder im letzten Grunde ein Ausdruck der Reaction ist, die überall gleich bleibt, der Reaction, die unter lauten Wehrufen über die Schlechtigkeit der Zeit die Entwickelung zurückzuschrauben sucht, anstatt in den Fällen, wo sie auf Abwege gerathen ist, die neue Straße zu bahnen, die sie weiter vorwärts führt.

Aber die neuen Wege — die fürchtet man eben so sehr! Bis auf Weiteres sucht man mit Zwangsgesetzen der großen Organisation entgegenzuwirken, die die jüngste der Geschichte ist, den Fachvereinen, und die, wie alle früheren großen Organisationen, ihre Aufgabe in der sozialen Entwickelung zu erfüllen hat. Denjenigen, die bis auf Weiteres bei uns die Macht in Händen haben — fehlt jeder Blick für große Gesellschaftsfragen; sie fördern Klasseninteressen nicht das Interesse des Ganzen; sie vertreten kleine Provinzrücksichten, nicht große, menschliche und vaterländische Gesichtspunkte. In den Fragen der Arbeitergesetzgebung, der Versammlungs-, Gedanken- und Glaubensfreiheit sowie in Bezug auf die Entwicklung des Rechtswesens sind wir Schweden so noch ziemlich zurückgeblieben; und das wird nicht anders werden, bis nicht die Generation, die jetzt zwischen dem 15. und 30. Lebensjahr steht, einstmals über unser politisches Leben entscheidet. Denn in dieser jungen Generation wächst mit jedem Jahre die ernste Entschlossenheit des socialen Verantwortlichkeitsgefühls.

* * *

Im Vorjahre ist ein Gedicht über die ganze civilisierte Welt erklungen, von Canada bis zu den Inseln im Stillen Ocean. Der Verfasser desselben**) war von Millets einfachem wunderbaren Bilde inspiriert worden, dem Manne mit der Hacke, dem Erdarbeiter, der mit gebeugtem Rücken die eine Hand auf der anderen ruhend auf den Griff der Hacke gestützt dasteht. Millet hat in ihm den Ausdruck verewigt, den man so oft bei alten Arbeitern sieht, insbesondere bei abgeplagten Tagelöhnern. Leer, nichtssagend, in menschlicher Beziehung erloschen, begegnet man bei ihnen nur dem Blick des geduldigen Lastthieres. Denn während die maßvolle Arbeit das Thier im Menschen veredelt, tödtet die unmäßige Arbeit den Menschen im Thiere.

Millets Bild wurde für den Dichter, der selbst ein Sklave der physischen Arbeit gewesen war, eine Offenbarung, der ewige künstlerische Typus der Entartung des Menschen, der von Kindheit an unter das Arbeitsjoch gebeugt wird. Und in Strophe um Strophe der großangelegten Dichtung schildert er „dieses Ding, das nicht trauert und niemals hofft, diese erloschene Seele, für die Plato und die Pleiaden, die Morgenröte und die Rose, alle Schätze des Geistes und der Natur nichts sind!“ Der Dichter fragt Herrscher, Meister und Regenten, wie sie diesem Dinge seine Seele wiedergeben, ihm die Musik und die Träume wiederschenken wollen? Was, fragt er, wird aus ihnen allen werden, die dieses Wesen zu dem machten, was es nun ist, wenn nach jahrtausendelangem Schweigen

*) Beim evangelisch-socialen Congreß in Kiel 1899.
**) E. Markham, ein in mittleren Jahren stehender Schullehrer.

Digitized by Google

jene Stimme des Entsetzens einst Gott auf die Frage antworten wird, was aus seiner Seele geworden?

Viele solche Arbeitsherren gehen auch in die Kirche. Sie hören dort Auslegungen von Texten wie dies: Was ihr dem Kleinsten Gutes gethan, das habet ihr mir gethan . . . alles, was ihr wollt, daß andere euch thun, das thut auch ihnen . . . . Aber es fällt ihnen nicht ein, zu bedenken, wie Jesus — dieser am richtigen Orte Rücksichtsloseste der Menschen — ihre Forderungen charakterisiert hätte, diese „Kleinsten" schon mit zehn Jahren in den Glashütten verwenden zu dürfen, oder sich zu fragen, ob sie ihre eigenen Kinder in diesen oder anderen Fabrikslokalen sehen wollten?!

Dieser schneidende Dualismus zwischen Leben und Lehre in unserer jetzigen Gesellschaft wird nicht früher aufgehoben werden, als bis man zu der Einsicht kommt, daß die Lebensanschauung, die die Menschen mit ihren Lippen bekannt, aber mit ihren Thaten Lügen gestraft haben, nicht mehr als absolute Lebenserklärung und Lebensregel verkündet werden soll.

Erst jene Lebensanschauung, die den Menschen als Herr über das Christenthum, ebenso wie über alle seine anderen Schöpfungen betrachtet, wird das verwirklichen können, was das Christenthum an Unvergänglichem in sich birgt. Des galiläischen Zimmermanns flammender Gedanke — der Brüderlichkeit — wird den Menschen keine Ruhe lassen, bis er nicht den letzten Rest von Ungerechtigkeit in den Gesellschaftsverhältnissen ausgetilgt hat. Aber der Gedanke wird nicht durch Jene zu Wirklichkeit werden, die Jesus als das absolute Ideal betrachten! denn diese Betrachtung ist es, die das Gewissen der Menschheit gelähmt hat, wenn es die Verwirklichung dieses und aller anderen Ideale galt. Ein, unter den gewöhnlichen Voraussetzungen des Menschenlebens unausführbares Ideal, dem man dessen ungeachtet die Autorität der göttlichen Offenbarung gegeben, als absolut zu begreifen — das ist die große Ursache der Demoralisation seit 1900 Jahren gewesen, während derer die Geschichte der Menschheit eigentlich nur zeigt, wie sie dieses ihr absolutes Ideal verrathen haben! Erst wenn diese Ursache der Demoralisation aufhört, wird das Dasein ernstlich von Jenen neugestaltet werden können, die der Ansicht sind, daß Ideale wirklich verpflichten können!

Dann wird man nicht wie jetzt unter dem Mißbrauch des Vatersnamens, den Jesus den Menschen auf die Lippen legte, einander zur Lösung politischer und ökonomischer Machtfragen auf den Schlachtfeldern massenmorden. Dann wird nicht eine Gesellschaft, die sich christlich nennt, Todesstrafe und Prostitution, Börsenspiel und Kindersklaverei aufrecht erhalten. Dann wird man nicht wie jetzt Menschen, die auf dem Schoße ihrer Mutter gelernt haben, daß sie ihren Nächsten lieben sollen wie sich selbst, in den Fußtapfen ihres Vaters sich gegenseitig im Kampfe ums Brot niedertreten sehen!

Dann wird unsere Gottesverehrung darin bestehen, das Dasein zu vermenschlichen durch Humanisierung des Menschengeschlechts.

* * *

Die Jugend unserer Tage ist aber nicht in glücklicher Weise von dem christlichen Ideenkreise in einen anderen gekommen. Die glückliche Weise besteht darin, sogleich neuen Aufgaben gegenüberzustehen, an die man glaubt und für die man leben will. Aber die Jugend von heute weiß oft von

Digitized by Google

keinen neuen Aufgaben, an die sie glauben kann. Daher stammt jene geistige Mattigkeit, die sich eines großen Theils der jungen Generation bemächtigt hat. Ohne die Einflüsse der Umgebung zu unterschätzen, glaube ich doch nicht, daß die Jugend, die ihre Ideale verloren, ohne an deren Stelle neue zu erhalten, nur beklagenswert ist. Denn die Jugend, die nicht aus ihrem eigenen Innern Ideale schafft, würde auch zu keiner anderen Zeit das Ideale gefunden haben. Eine solche Jugend hätte Sokrates ins Lächerliche gezogen; sie würde mit einem Achselzucken den Zimmermann aus Nazareth ans Kreuz haben schlagen sehen; sie wäre ohne Zweifel 1789 mit den Bourbonen ausgewandert!

Wenn die Jugend einer Zeit ohne Ideale dasteht, dann erleben wir ein Jahrhundertende, gleichviel wie die Jahreszahl lauten möge. Aber wenn eine Jugend mit dem Gefühle dasteht, große Aufgaben zu haben, dann beginnt ein neues Jahrhundert.

Es ist überall das glückliche Recht der Jugend, vor allem den Individualismus zu fördern. Sie thut es jedes Mal, wenn ein junger Mensch in gesundem Egoismus voll und stark seine eigene Persönlichkeit entwickelt, sich kühn in den Kampf für das eigene Glück stürzt. Jedermann, der seine individuelle Entwickelung tief ernst nimmt, wird doch finden, daß er schwerlich dadurch eine freie, feine, vornehme Persönlichkeit wird, daß er die Persönlichkeiten anderer niedertritt. Und er wird weiter finden, daß es seine persönlichen Kräfte stärker in Anspruch nimmt, zu versuchen mit neuen Mitteln neue Werte zu schaffen, seine junge Energie neuen Aufgaben zu widmen, als auf schon verbrauchte Ideale zurückzublicken. Aber noch eines wird das junge Menschenkind bald erfahren: je rückhaltsloser ein Individuum sich in den Kampf des Lebens stürzt, desto wahrscheinlicher ist es, daß es dort verwundet wird; je reicher entwickelt ein Individuum ist, desto mehr verwundbare Punkte giebt es, an denen es verbluten kann. Der große Schmerz sowohl wie die große Seligkeit ist für den großen Menschen ein Teil von des Lebens Fülle, und die Niederlagen einer Persönlichkeit sind oft bessere Bürgen dafür, daß sie über den Durchschnitt hinausragt, als ihre Siege. Aber diese Niederlagen, die uns oft nur Fetzen dessen übrig lassen, was unsere innerste Persönlichkeit war, können ertragen werden, wenn wir gelernt haben, daß es einen Verband giebt, der uns hindern kann, an unseren Wunden zu verbluten — den Verband, den wir auf die Wunden anderer legen!

Kein echter Mensch braucht jedoch zu warten, bis das Leben ihn zerrissen, um Mitgefühl empfinden zu können. Das edelmütige Alter der Jugend vermag dieses Gefühl gleichzeitig mit einer starken individuellen Kraftempfindung zu fühlen. Und manche bleiben in diesem Sinne immer jung, immer im stande, inspirierte Augenblicke zu durchleben, solche, wo eine große That, eine große Wahrheit, eine große Schönheit oder ein großes Glück unser Wesen erfüllt, Augenblicke, wo die Thränen strömen, die Arme sich ausstrecken, das Weltall zu umfangen, die Gedanken es durcheilen. Solche Augenblicke schließen die intensivste Empfindung unserer eigenen Persönlichkeit ein, zugleich mit ihrem vollsten Aufgehen im Gemeingefühl mit dem ganzen Dasein.

Ein großes Leben — das ist, solchen inspirierten Augenblicken im Handeln Continuität geben.

Es giebt jedoch junge Menschen, die auf keine solchen Augenblicke zurückzublicken haben; die vornehm auf die Fragen der Zeit von der Höhe

Digitized by Google

ihrer Uebermenschentheorieen oder ihrer gelehrten Bildung herabsehen. Solche hat es zu allen Zeiten gegeben.

Es giebt jedoch kein Gebiet, für das es verhängnißvoller wäre, wenn sich die Jugend in solcher Weise exklusiv davon zurückzöge, als jenes auf dem die socialen Kämpfe ausgefochten werden. Die Forderung der Zeit, besonders an die Jugend, ist, daß sie diese Fragen von allen Gesichtspunkten prüfe, daß sie alle anderen Ideen im Verhältniß zu diesen erforsche; und daß sie jeden Reformplan mit Rücksicht auf seine Einwirkung auf die Probleme des Individualismus und Sozialismus untersuche. Von der Jugend hat man etwas für die Zukunft zu hoffen. Aber diese Hoffnug setzt voraus, daß die Jugend, wenn sie sich in Denken oder Handeln den vielen nähert, deren Los zu verbessern die nächste Aufgabe der Zukunft ist, die Worte Walt Whitmans auf dem Schlachtfelde zu den ihren macht: „Ich frage nicht, ob mein verwundeter Bruder leidet. Ich werde selbst dieser Verwundete."

Digitized by Google

# Der Ritter.

Von **Sophus Michaëlis.**

---

## I.

Ein Frühlingstag am Wall! Das Thor stand weit geöffnet, und die südlichen Halden schimmerten von bleichendem Linnen. Silberne Wölkchen zogen über den Himmel. Die Sonne war wie ein blinzelndes Auge und warf flüchtige, launenhafte Blicke zwischen den Wolken hervor, die in fernen, goldenen Flecken über die Höhen glitten. Und unter den Strahlen des Lichtes glänzte das Gras wie Grünspan, und leuchteten die Flüsse und Bäche wie Glas.

Die Luft zitterte über den Wallhang, erfüllt von dem süßen Duft des wilden Goldlacks, und strich über die alten, regenverwaschenen Sandsteinmauern, wo die Eidechsen halb verkrochen in ihren Höhlen saßen, starr wie aus Bronce, aber mit zitternden Zünglein.

Der starke Grasduft drang durch Mauern und Wände. Die Pferde schnupperten danach, und die Menschen sehnten sich wie sie, sich in dem warmen Grün zu sonnen. Selbst der Ritter mit seiner Gattin und seinem kleinen Sohn folgte dem Ruf des Lenzes. Unter den dichten Fliederbüschen, die von der Mauer wild über den Wall wuchsen, streckten sie sich in ihren schweren Kleidern, die sie selbst im Hochsommer zu tragen pflegten, mit Pelzwerk und Puffen, unzähligen Falten und schweren Goldketten, wie es der Anstand und ihre adelige Würde erforderten.

Aber hier draußen, wo sie niemand sah, außer dem kleinen Jungen, der umherlief und im Grase spielte, war es, als läge das eheliche Himmelbett ausgelüftet auf der Bleiche. Der Ritter streifte das schwere, pelzverbrämte Wamms ab und hing es über die Schulter, so daß der lichtblaue Damast des Unterwammses und der feingekrauste Hemdkragen sichtbar wurden. Das schwere, hochrote Sammtbarett flog ins Gras, und feine, lockige Haarfülle wellte sich in ungehemmter Freiheit.

Auch die Rittersfrau löste ihre steifen Kleider. Sie legte das schwere Oberkleid ab und öffnete die Schnüre ihres engen Leibchens, daß ihre Brüste frei hervor lugten. Die perlengestickte Haube glitt von dem kranzförmig aufgesteckten Haar.

Beide lagen mit halbgeschlossenen Augen und leichtgeöffnetem Munde, athmeten die Sonnenwärme ein und lauschten dem wunderlich stoßweisen Windesrauschen und des Knaben unermüdlichem Umherspringen auf dem Wall.

Der Ritter lag und träumte von seinem Pagenleben am Hofe des alten Markgrafen, von all der heimlichen, süßen Liebe, die er genossen hatte. Von der



Digitized by Google

ruhmredigen Verliebtheit der Freunde, von der glühenden Erwartung der Stelldicheins bei Nacht und von der höfischen Courtoisie am Tage, gegenüber den schönen, tugendreichen Damen, deren Hände zu küssen, die Junker beglückte.

Die Rittersfrau hatte dickeres Blut und weniger schwärmerische Erinnerungen. Sie hatte nie bei Hofe gelebt, sondern stets in der stillen, väterlichen Burg, mit Spinnen und Weben beschäftigt. Sie kannte nur einen einzigen Mann, und seine starke, gesunde Liebe. Und sie athmete ruhig und sicher an seiner Seite.

Rings um sie war der Lenz erfüllt von Duft und Liebe. Ueber ihren Häuptern flatterten die Vögel in verliebter Geschäftigkeit. Sie begegneten und trennten sich, und fanden sich wieder wie in einem hurtigen Kuß. Und unten am Flußbett dröhnte der weiche Boden von dem brünstigen Liebesgalopp der Hengste und Stuten.

Des Ritters Halbschlummer war bald vorüber. Er stützte sich auf seinen Ellbogen und sah die Glut auf Frau Veronikas Wangen; er berührte ihren runden, weißen Arm, der halbbegraben in den seidengefütterten Aermelpuffen lag, und fühlte ihre Brust wogen unter seiner Hand. Sie lag wie ein blühender, glühender Goldlack unter all den kleinen, wilden Schwesterblüten. Und der Ritter fühlte die Macht einer seltsamen Erdenwonne, sie hier auf dem Grashügel, am hellichten Tage, unter den Schäferwölkchen des freien Himmels in seine Arme zu nehmen, während über ihnen unter dem grünen Dach des Fliederbusches die Schwalben schnäbelten.

## II.

Ein gellender Kinderschrei weckte sie.

Der Ritter hob noch hastig genug den Kopf, um zu sehen, wie sein kleiner Knabe unter die Hufe eines Rosses lief, das gerade um die Wallecke bog und in rasendem Galopp vorbeijagte. Die flüchtigen Pferdefüße schienen des Knaben stürzenden Körper kaum zu streifen, aber nach dem einen Schrei blieb er regungslos liegen. Einige Augenblicke später wurde das Pferd mit gewaltsamem Ruck angehalten, und eine fürstlich gekleidete Dame ließ sich aus dem Sattel gleiten.

Schluchzend lag Frau Veronika über der zertretenen Leiche ihres Sohnes. Sein kleines Gesicht war von den Pferdetritten zermalmt, und der Schrei war im Blute erstickt.

Auch der Ritter kniete vor seinem Sohn. Beide bemerkten die Fremde nicht eher, bis ihre vorgestreckte, behandschuhte Hand das seidige, blonde Haar des Knaben mit der Reitgerte berührte.

„Rührt ihn nicht an," schrie die Mutter, ohne aufzusehen, und stieß die Reitgerte mit geballter Hand fort.

„Weshalb achtet Ihr nicht auf Euer Kind," flüsterte die Fremde.

„Weshalb achtet Ihr nicht auf Euer Pferd?" Der Ritter erhob sich, bleich und zitternd vor Schmerz. „Was wollt Ihr auf meinen Feldern?"

Erst jetzt betrachtete er die fremde Dame. Mit der einen Hand hielt sie das Pferd, das schnaubend und schäumend in die Zügel biß, mit der andern hob sie die schwere Purpurschleppe ihres Kleides auf. Sie hielt den Kopf gesenkt. Er sah

Digitized by Google

nur den breiten, aufgekrämpten Hut, der einem Korb voll weißer, krauſer Federn glich.

„Ich reite, wo ich will," ſagte ſie tonlos wie vorher.

„Auch durch fremde Frühlingsſaat," fragte der Ritter und beugte ſich vor, um unter den Federhut zu ſpähen.

„Ueber die Saat, welche ich niederritt, könnt Ihr Euch bei meinem Herrn beſchweren."

„Diesmal wird es ſchwere Forderung gelten," antwortete der Ritter und zog das Wamms über der Bruſt zuſammen.

Er ſah jetzt, daß ſie jung und ſchön war. Sie ſtand mit niedergeſchlagenen Augen, als blickte ſie in ſich ſelbſt und nicht auf die jammernde Mutter zu ihren Füßen. Dann neigte ſie ſich noch einmal herab, ließ Kleid und Gerte ſinken und flüſterte: „Ich hoffe zu Gott, daß Ihr Beide mir vergeben werdet." Aber die Mutter lag, ihres Kindes blutiges Haupt an die Bruſt gedrückt, und jammerte nur lauter wie ein mißhandeltes Tier:

„Rührt mich nicht an! — Rührt mich nicht an!"

Die Fremde richtete ſich hoch auf: „Für Unglück kann niemand. Und zweimal bitte ich nicht um Vergebung."

Sie wandte ſich dem Pferde zu.

„Spannt den Leibgurt feſter," befahl ſie mit veränderter Stimme.

Der Ritter zauderte.

„Spannt ihn feſter," wiederholte ſie und hob die Wimpern, und ſah ihn an. Ihr Blick traf ihn wie eine Meſſerklinge: „Traut Ihr Euch nicht wegen Eurer Frau, thue ich es ſelbſt."

Er gehorchte. Und er half ihr in den Sattel. Er ſchauderte, als er Blut auf ſeinen Händen ſah. Und von den Händen glitt ſein Blick auf den Knaben.

Als er die ſchwere Schleppe um den Steigbügel legte, bemerkte er, daß Blut von ihrem Schuh troff. Ein langer Sporen war daran befeſtigt. Und die Flanke des Pferdes zeigte eine friſche Wunde.

„Wenn Ihr etwas von mir wollt, kennt Ihr den Weg zum Markgrafenſchloß", ſagte ſie und ſpornte das Pferd an.

Der Ritter ſtand und ſah ihr nach. Er glaubte zu ſehen, wie ſich eine rote Blutſpur über das Gras zog — —.

## III.

Der Knabe war begraben. Aber die Trauer blieb in des Ritters Hof. Seine Gattin kam nicht zur Thür heraus. Sie hielt ſich im Schlafgemach auf oder brütete über dem kleinen Sarg in der verfallenen Burgkapelle.

Der Ritter wußte nicht, wie er mit ſich fertig werden ſollte. Er ging und trug das lähmende Gefühl mit ſich herum, daß der Tod ſelbſt über ſeinen Grund geritten war in Geſtalt einer ſchönen, jungen Frau, die mittels eines Anſporns ihrer kleinen Ferſe das Herz ſeines Sohnes zertreten hatte.

Jeden Morgen ſtand er vor dem Bett ſeines Weibes und ſagte: „Höre Du, — weine nicht mehr! Heute reite ich zum Markgrafen und heiſche Sühne!" Aber ihre Lippen zuckten nur, und ſie ſchüttelte das bleiche Haupt. Und während er ſich dem Stalle näherte, ließ er ſeinen Entſchluß wieder fallen und blieb



Digitized by Google

daheim. Und wenn er am Abend unverrichteter Sache zu Bette ging, tröstete er sich damit, daß seine Frau noch zu verzweifelt war um sie allein zu lassen.

Doch einmal mußte es werden. Er ersehnte und fürchtete es, und schauderte, auf den Grund seiner Gefühle zu blicken.

Zuweilen saß er und starrte auf seine leeren Hände. Suchte man ihn vergebens in Haus und Hof, wußte man wo er zu finden war. Er lag am Südabhang des Walles und starrte auf das Gras, als suchte er nach verlorenen Perlen einer zerrissenen Schnur.

Eines Morgens erhob sich Frau Veronika zuerst, öffnete Schränke und Truhen und legte Reisekleider auf sein Bett. Gedankenlos zog er sie an, und erst als er den Mantel um seine Schulter hing, bemerkte er, daß er reisefertig war.

„Gehe jetzt, wohin Du gehen mußt," sagte sie.

Er ging zur Thür, dann wandte er sich um und riß das Barett vom Kopfe.

„Ich gehe nicht," sagte er.

„Soll ich glauben, daß Du feige bist?" fragte sie und trat vor ihn hin.

„Ulrich, ich weiß wie es Dich gepackt hat, und ich sehe wie Du Dich darunter krümmst, — ganz nutzlos. Du hast keinen eigenen Willen mehr, Dich verzehrt eine heimliche Begierde. Ich weiß nicht, wer *sie* war, die mein Kind zertrat. Aber sie blickt mir aus Deinem Antlitz entgegen, ich höre sie aus Deiner klanglosen Stimme. Und stehst Du mir auch Aug' in Auge gegenüber, ich fühle, Ihr trefft Euch hinter meinem Rücken."

Er wurde glühend rot unter ihren Worten und athmete schwer. Mit gefurchten Brauen antwortete er scharf:

„Du sprichst wie ein thörichtes Weib. Mit wem sollte ich heimlich zusammen kommen? Quälen mich der Schmerz um unseren Sohn und der Drang nach Sühne nicht genug, wenn ich sie auch Deinetwegen bisher nicht fordern konnte?"

„Ulrich, Du weißt nicht was Du sprichst. Aber ich will Dir sagen, was Du fühlst. Dich quält kein Schmerz, sondern Liebesbegier. Dich treibt die Sehnsucht zu ihr, und nicht die Rache."

Der Ritter fühlte sich im Innersten empört, züchtigte sie mit geballter Hand und rief:

„Glaubst Du meine Gedanken besser zu kennen als ich? Dann sollst Du auch meine Hand kennen lernen! Du willst mir einreden, ich sei in eine Frau verliebt, die mein Kind getödtet hat? Jetzt gehe ich Sühne heischen für Dein Kind! Und wenn ich sie Dir nicht bringe, siehst Du mich niemals wieder."

Diesmal wurde es ernst. Wenige Minuten später ritt er aus dem Hofe. Sie schüttelte den Kopf, als sie ihn allein fort reiten sah. Er hatte an kein Gefolge, geschweige denn an einen Schiedsrichter gedacht.

Lange ritt er auf staubigen, sonnigen Wegen bis zum Markgrafenschloß. In der Mittagsschwüle standen alle Fenster und Thüren offen. Ungehindert ritt er in den innersten Schloßhof, wo der Markgraf am Rande eines längst vertrockneten, grasüberwachsenen Springbrunnens saß. Er war dick und kurzstämmig, mit einem Kopfe, der von der Seite betrachtet, an eine Schildkröte erinnerte, und mit einer Nase, die sich wie ein Schnabel gegen das spitze Kinn krümmte. Er saß im Unterwamms und gelbrotgestreiften Hosen und dressierte ein paar Bulldoggen.

Digitized by Google

Von den Hunden sah er auf den Ankömmling und sagte ohne Gruß, und ohne eine Miene zu verändern, — sein Antlitz war wie hörnern:

„Ich habe Euch längst erwartet."

Er geleitete ihn nach seinem Schreibzimmer, verriegelte die Thür und erwartete schweigend, was ihm sein Gast zu sagen kam.

Als der Ritter vor diesem gefühllosen Schildkrötengesicht stand, unter dessen hoher, steifer, scharlachroter Mütze sich der struppige, dünne, pechschwarze Haarbusch hervordrängte, ward es ihm mit einem Male klar, daß er nicht seinetwegen gekommen war.

„Markgraf, ich habe mit Eurer Gattin zu sprechen."

„Das kann nicht sein."

„Weshalb nicht?

„Weil es nicht sein kann."

„Ist sie krank?"

„Ihr könnt es so nennen."

„Wie heißt ihre Krankheit?"

„Sie krankt nach Männern," sagte der Markgraf kurz und sah starr auf den Ritter. Es schien, als wären seine Lider unbeweglich.

„Kennt Ihr die Sage vom Drachen, der täglich frisches Menschenfleisch braucht? Wenn ich ihren Hunger stillen wollte, müßte ich einen Trupp Söldner für sie werben."

Sein lippenloser Mund verzog sich zu einem hölzernen Lächeln, dessen Falten gleichsam eingegraben blieben.

„Aber Euch möchte ich nicht gerne zum Truppenführer machen."

Der Ritter fühlte ein Brausen durch alle seine Sinne. Er konnte diesen starren, unbeweglichen Hornblick nicht länger ertragen, wandte sich mit einem Schritt der schmalen Fensternische zu.

„Richtig," sagte der Markgraf. „Die Magnetnadel folgt dem Pol. Frau Sibylla ist in jener Richtung. Sie weilt fromm in der Kirche. Ihr wißt, bei uns ist der Schloßgarten in der Kirche. Dort stiftet sie kein Unheil an. Dort reitet sie über keine fremde Saat."

Der Ritter wandte sich ihm wieder zu.

„Markgraf," sagte er scharf, „Ihr sollt meiner nicht spotten."

„Beileibe nicht! Ich vergesse nicht, was ich Euch schulde. Frau Sibylla erinnert mich jeden Tag daran. Sie ist über Euer Feld geritten. Zum Entgeld habt Ihr tiefe Spuren in ihr Herz getreten. Sie redet immer nur von Euch. Versteht Ihr mich jetzt?" Sein Mund klappte zusammen, als hielten ihn hörnerne Kinnladen.

Sie standen lange und sahen einander schweigend an.

„Ihr versündigt Euch an Eurer Gattin, Markgraf."

„Euch schulde ich keine Rechenschaft, sondern nur etwas Korn."

„Wahrt Euch," rief der Ritter und packte ihn an der Schulter.

„Laßt mich, oder Ihr bekommt meine Hundepeitsche zu fühlen."

„Ist das die Sühne für meinen Sohn?"

„Das ist der Lohn dafür, daß Ihr die Gedanken meines Weibes vergewaltigtet. Laßt los," wiederholte der Markgraf noch zweimal in dem gleichen leidenschaftlosen Ton. Und als ihn der Ritter nicht frei gab, schlug er ihn mit

Digitized by Google

der Peitsche über die Stirn. Dieser Schlag wurde sein Tod. Der Ritter warf ihn hintenüber, daß sein Rücken gegen den schweren Eichentisch fiel. So gewaltig war der Stoß, und so unglücklich der Fall, daß er lautlos, mit gebrochenem Rückgrat zu Boden glitt.

## IV.

Dem Ritter schienen diese wenigen Augenblicke Jahre zu sein. Er stand allein vor dem Leichnam. Das Blut brauste in seinen Ohren. Er dachte nicht an den Mord, nicht an die Folgen, nicht an die Gefahr. Er wußte weder, weshalb er hier stand, noch weshalb der Mann todt zu seinen Füßen lag. Er sah nur, daß an dem Gürtel des Todten Schlüssel hingen, und nahm sie mit fieberhafter Hast an sich.

Er verschloß das Zimmer und ging über den Schloßhof, wo ihn die Hunde beschnüffelten. Der Springbrunnen erschien ihm noch viel schlammiger und verwahrloster als vorher. Zum Knechte, der aus dem Stalle trat, sprach er: „Laß das Pferd stehen, — ich bleibe hier. Der Markgraf ist in seinem Schreibzimmer und will nicht gestört werden."

Dann stand er vor der Kirche, die schon seit Jahrhunderten, nach der großen Belagerung in Trümmern lag. Nur die Außenmauern und das schwere eisenbeschlagene Portal hielten noch zusammen.

Er trat in die Ruine und schritt lautlos, ohne sich umzusehen, über die grasbedeckten Fliesen hin zu dem Schiff ohne Dach, zwischen buschwerkumrankten Pfeilern und Säulen, dem Chore zu, der wie eine Laube grünte.

Vom Hintergrunde löst sich eine Gestalt, in ein moosfarbenes, bis zu den Füßen reichendes Gewand gehüllt. Der Gürtel sitzt dicht unter dem Busen, und der kurze Schnürleib gleicht der Hülle um eine erblühte Rose, dem Kelche, der die weißen, von feingefälteltem Linnen verschleierten Brüste trägt. Eine einzige Goldspange umschließt das glatte, dunkelrote Haar und läßt einen blutroten Edelstein über der weißen Stirne funkeln.

Sie streckt ihm die Arme entgegen, und ihre dunkeln Augen strahlen tiefer und weicher als die Nächte, die er nach ihnen verträumt hat.

„Endlich."

Ist es die zerfallene Kirche, die das Wort flüstert? Oder liest er aus dem Dunkel dieser Augen? Oder ist es ein Seufzer aus der Tiefe seiner eigenen Seele, die endlich den Grund ihrer Sehnsucht erkennt?

„Endlich."

Sie legt ihre kühlen, weißen Arme um seinen heißen Nacken.

„Sibylla, rührt mich nicht an! Blut klebt an mir!"

„Endlich," — flüstert sie.

„Hört Ihr, Sibylla, berührt mich nicht, der letzte Atemzug eines Todten haftet an mir!"

„Endlich," — flüstert sie und schlingt die Arme fester um seinen Hals.

„Sibylla was thut Ihr? Hört Ihr nicht, ich habe den Markgrafen, Euren Mann ermordet."

„Endlich," — flüstert sie noch einmal und legt ihre Wange an die seine.

Digitized by Google

„Endlich“ — —

Da wird er mit einem Mal ruhig, streift das Haar aus der Stirn und schüttelt die Reue ab. Weshalb noch Bedenken, da er sein Ziel erreicht hat? Seine Augen schließen sich unter ihren Lippen, und das Dunkel ihrer Blicke senkt sich in seine Seele.

„Denke,“ flüstert er, „daß jetzt niemand auf der Welt sei, außer Dir und mir. Niemand außer uns.“

Und das Dunkel ihrer Augen verlöscht die Erinnerung an seinen getödteten Sohn, an seine verlassene Frau, an den ermordeten Markgrafen und den Gedanken, daß es noch etwas nach jener Stunde geben könne.

Und sie raunen einander zu, was alle Liebenden sich in solcher Stunde zuflüstern: daß dieser Augenblick für sie die Lösung aller Räthsel ist, daß ihr ganzes Leben nur eine einzige, zitternde Sehnsucht nach einander war, und daß es ihr einziger Wunsch sei, in diesem Augenblicke leben und sterben zu können. Wie der Ritter endlich seine Augen öffnet, erinnert er sich zuerst der heiligen Stätte. Er sieht sich in der Ruine um, wo das Gras die Fliesen mit dunkelgrünem Teppich bedeckt, wo Bäume und Büsche in dem kühlen Schatten des Kirchenschiffes wachsen, wo der Himmel seine reine, blaue Decke über das nackte Steingerippe der Wölbungen breitet.

Er saugt die unbeschreibliche Stimmung dieser Kirche ein, wo seit Jahrhunderten keine Messe geläutet wurde, keine Predigt ertönte, wo alles in Vergessenheit und tiefem Frieden dahindämmert, wo nur Baum und Busch die stille, stumme Gemeinde bilden, die unter dem Tau des Himmels gedeiht, der nachts zwischen den hohen Pfeilern herabfällt, und unter dem gebrochenen Sonnenschein, der tagsüber durch die Fensterrosen und gotischen Bogen quillt.

Welche seltsame Andacht bezwingt ihn? Nirgends scheint das Gras so zu wuchern, wie auf diesem Tempelboden, wo es über die verwitterten Spuren von tausenden von Fußtritten, über zerbröckelte Leichensteine wächst. Nirgends hat er Syringen und Capriofolien so feierlich emporragen gesehen, wie in diesen schlanken Seitenschiffen, wo sie die Sonne nur wenige Stunden des Tages segnet. Können Blumen ins Kloster gehen? Wie sie ihre feinen, bleichen Häupter gleich andächtigen Nonnen unter dem zarten Schattenschleier neigen! Wie die Winde in schmachtender Ekstase bis zum Triumphbogen des Chores emporstrebt! Wie der Weinstock seine großen, schönen Blätter die Mauer hinaufrankt und seine kleinen grünen Reben wie feine Arabesken über den lichtgrauen Grund des Kalksteins spannt! Und seine Augen weiten sich in dem Lichte, das in die von der Natur zurückeroberte Kirche fällt, — kein Licht ist so mild und kühl, durchsichtig und rein, wie dieses. Es ist, als gleite der lichtblaue Aether selbst zwischen die Bogen, um in schleierleichten Weihrauchwolken wieder emporzusteigen. Eine Schwalbe fliegt zur Fensterrose herein, quer über das Mittelschiff, wie ein geflügelter Gedanke, ein andächtiges Wort. — Kann die Natur selbst Kirchen bauen? Der Ketzergedanke fragt es in ihm, und antwortet ja. Staub ist der Baumeister, Staub sein Name, Staub sind alle die Hände, die diese Steinblöcke schichteten, sie zu Pfeilern und Bogen bauten, Staub die Bilder, die diese Wände schmückten, Staub die Steinblumen, die auf diesen Capitälen wuchsen, Staub der Kirche Weihgefäße und Staub die Hände, die sie hielten. Staub ist die buntgekleidete Schaar, die diese Schiffe erfüllte. Aber die Pfeiler stehen, — lotrecht, aufragend,

Digitized by Google

zwischen Blumen und Gras, wölben sich zu Bogen und Chor, — stark, fest und schön, — zu einer natürlichen Kirche, einem Gotteshaus, das unverändert bleibt, wenn auch alles Menschenleben erstorben, das Priesterwort verklungen ist. Das Buschwerk grünt im Schutz der starken Mauern. Aus dem verwitterten Staub der Wölbungen sprossen das nickende Gras und die schwankenden Blüten. Und hoch oben rankt sich die wilde Rose als Siegesfahne der Natur, die sich auf der Spitze aller versunkenen Tempel erhebt.

## V.

Eine Altarruine ist ihr Brautbett gewesen. Sie haben sich auf rasenüberwucherte Leichensteine gelegt.

Der Ritter sitzt und hält sie in seinem Arm. Nie vorher ist ihm etwas so unbegreiflich und doch so natürlich erschienen, wie dies alles.

Und wenn sie auf dem Grabe seines Sohnes oder vor den Augen seines Weibes lägen, er würde keine Reue empfinden. Soll er bereuen, daß er das Räthsel des Lebens in diesem Augenblick versteht?

Sie schläft, das Haupt an seine Schulter gelehnt. Er selbst hält die Augen geschlossen. Er hat ihre kleine, blutbefleckte Ferse an seiner Seite gefühlt. Jetzt hält er sie in seinem Schoße, seinen ganzen Reichtum mit den Armen umfangend.

Er fühlt sich eingewiegt in namenlose Seligkeit, die nie ein Ende nehmen soll. Ewig, — ewig, — denkt er, ewig, — was ist ewig? Ein Jahrhundert kann er sich ausmalen, ein Jahrtausend kaum, und doch sitzt er und wägt das Wort e w i g in seiner Seele. Er spinnt die Sorglosigkeit des Momentes, den Halbschlummer des Glückes ins zeitlose Nebelgrau hinaus. Er wünscht immer in dieser Stellung zu verharren, in diesem todten Kirchenfrieden zu verstummen, ein Stein zu werden, auf dem das Gras wuchern und Blumen wurzeln können, und doch das Bewußtsein zu behalten, jetzt ruhen zu dürfen, nachdem er das ewige Glück gewonnen hat.

Und wie er sich immermehr in sich selbst verliert, fließen seine Gedanken wie in einen Ring zusammen. Schwächer und schwächer fühlt er den Druck auf seiner Schulter, während sein Herz in denselben Pulsschlag übergeht, wie das Herz an seiner Seite. Zwei Liebende glauben ihren ersten Liebesschlaf in die Ewigkeit hinein zu träumen.

Wie lange hat er geschlummert? Hat er tage- oder jahrelang geschlafen? Hat die Ewigkeit vielleicht begonnen? Es durchzuckt ihn, als solle er erwachen, aber er erwacht nicht, schlägt nicht die Augen auf und hat nur das Gefühl, als bedeute dieser Ruck einen großen Zeitabschnitt, ein Jahrhundert oder zwei vielleicht. — Schlaf und Zeit haben ihren Wunsch vielleicht erfüllt.

Er fühlt einen leisen, prickelnden Schauer über seine Stirn. So ist es also geschehen. Ein Skelett sitzt auf seinem Schoß, kein warmes, lebendes Wesen, nur harte, eckige Knochen. Ein Todtenkopf liegt auf seiner Schulter. Scharfe Knochenröhren legen sich um seinen Hals. Kein warmer Atem streift seine Wange. Modergeruch umgiebt ihn. Mit einem Satz fährt er empor und schlägt die Augen auf. Es ist, als rollen ihm Knochen von Schoß und Schulter, und indem er den Fuß ausstreckt, stößt er gegen einen dumpf und hohl klingenden Gegenstand.

Digitized by Google

Das Tageslicht ist fort. Ueber die nackten Bogen wölbt sich die milde Sommernacht wie von Demantgefunkel durchzittert.

Er ist allein und tastet vergebens um sich im tauschweren Gras. Zu seinen Füßen greift er nach einem Todtenschädel. Er hebt ihn auf und sieht seine weißen Zähne schimmern, wie jene, die er zuletzt geküßt hat.

Allein —

Ist er mit dem Tode auf dem Schoße gesessen? Hat er Jahrhunderte oder nur wenige Stunden verschlafen?

Verwirrt und schlaftrunken tastet er sich längs der Kirchenpfeiler hin und flüstert ihren Namen. Keine Antwort. Nur Fledermäuse rascheln, indem sie die Wölbung umkreisen.

Braucht er eine ganze Nacht, um das Thor im Seitenschiff zu finden? Ein dumpfes, quälendes Erinnern regt sich in ihm. Er fühlt, daß es mit dem Tage voll erwachen wird.

Der Schlüssel klirrt im Schlüsselloch. Wie er über die Schwelle tritt, zucken Sensen durch die Luft und schlagen ihn zu Boden.

Die Markgräfin hat die Bauern gegen den Mörder ihres Eheherrn geworben.

Sie haben den geheiligten Raum der Kirche nicht betreten dürfen.

Aber auf der Schwelle mähen sie ihn nieder.

Digitized by Google

# Die russische Literatur der Gegenwart.

Von **A. L. Wolynski** (St. Petersburg).

## I.

Man kann nicht über die russische Belletristik der Gegenwart schreiben, ohne voraus die Rolle, die in ihr Tolstoi und Dostojewski spielten, zu zeigen. Ich beginne mit Tolstoi — nicht darum, weil er etwa der gegenwärtigen Belletristik näher stünde, im Gegentheil, enger mit ihr verknüpft ist Dostojewski — sondern, weil in ihm ein Zug des normalen russischen Menschen, klar und lichtvoll zum Ausdruck kam. Eine Analyse soll man mit dem Normalen beginnen, denn nur im Vergleich mit dem Normalen werden die verschiedenen Abweichungen von dem Typus verständlich — die kleinen und großen, die zufälligen und bedeutungsvollen.

Tolstoi ist ein erstaunlich normaler russischer Mensch. Auf dem letzten Porträt eines der talentvollsten russischen Maler, Rjepin, steht er barfuß, in seiner gewöhnlichen Arbeiterblouse, mit durch den Gürtel gesteckten Fingern, ohne Mütze, mit traurigem, nachdenklichem Gesichtsausdruck. Ich hatte Gelegenheit Tolstoi noch damals zu sehen und mit ihm zu sprechen, als bei all' seinem Alter, er den Eindruck einer großen beweglichen Kraft machte. Diese zottigen Brauen, die über den stahlgrauen Augen, mit dem klaren durchdringenden Blick, so finster sich zusammenziehen, der lange Bart, der schnurrbartumrahmte Mund mit den Alterswinkeln und dabei die hastige Rede, die hastigen Gesten — das alles bleibt unvergeßlich in Erinnerung. Und das alles ist vorhanden im Rjepin'schen Bilde, doch etwas gemildert. Man ahnt in ihm die Lebensmüdigkeit, den erhabenen Stillstand der Seele, der — von Weitem — der Tod schon naht. Wenn Tolstoi todt sein und der rauschende Ocean der von ihm verkündeten Gedanken still werden wird, sein Kampf mit den Stützen der Gesellschaft und der staatlichen Gewalt, dann wird seine Physiognomie klarer und deutlicher hervortreten. Man wird verstehen, daß in seiner Person ein Millionen-Bauernreich lebte, wirkte und dachte. Das ist die Poesie der Einfachheit und der höheren Menschlichkeit. Der russische Bauer durchpflügt seinen Landstrich, indem er ihn liebt, die Erde liebt, die er mit dem Pfluge aufreißt, sein Pferdlein liebt, das ihm mit einer sprachlosen Liebe auf seine Liebe antwortet. Und die Erde, und der Pflug, und das Pferdlein, und der Bauer selbst und sein ganzes Hauswesen, und alle Dorfeinrichtungen — das alles verschmilzt zu einer Einheit, zu einem Organisch-Vollendeten. Das alles ist in ein unfaßbares Gefühl, in eine einzige Stimmung getränkt. Und legt man das Ohr an die russische Erde, so hört man gleichsam ein leises Rauschen, ein gleichmäßiges, etwas trauriges, aber weiches, gleich den

Digitized by Google

bäuriſchen Träumereien. Sie verkümmert, giebt keine Saat, es ſcheint aber, als ob ſie durch Leiden und Stöhnen auf das Stöhnen des ruſſiſchen Pflügers antwortet. Nirgends in der Welt empfindet man einen tieferen, man kann wohl ſagen, einen myſtiſcheren Zuſammenhang zwiſchen dem Menſchen und dem Boden wie gerade in Rußland, im ruſſiſchen Dorfe. Der talentvolle Ruſſe entſteht und reift auf dem Boden, wie eine Aehre, die von ihren Säften voll iſt, und durch ſie die Feuchtigkeit des Himmels genießt.

Und das eben iſt Tolſtoi — das echte Wort des bäuriſchen, geiſtigen Elementes, ſein geiſtig-materieller Ausdruck, ſeine Sprache, ſeine Pſychologie. Er iſt nüchtern, deutlich, ein echter, arbeitſamer Pflüger in der Ideenwelt, der den Boden aufreißt und liebevoll in ihn Samen ſenkt — Samen eines neuen Lebens, des evangeliſchen Glaubens. Ein echter Ruſſe, erhebt er ſich nie in den metaphyſiſchen Himmel, ſondern umkreiſt unermüdlich die Fragen des menſchlichen Wohles, über ſie quält er ſich, über ſie philoſophirt er. Er ſpricht immer über das Konkretſte — über Soldatentum, über das Rauchen, über Säuferei, über die franzöſiſch-ruſſiſche Allianz, aber dabei iſt die Kraft ſeines Verlangens und ſeiner Sehnſucht nach dem auf Erden noch nicht exiſtierenden Gottesreich ſo ſtark, ſo grenzenlos, daß zu ſeinem Verſtändniß eine echte Metaphyſik nötig wäre. Und auch den ruſſiſchen Muſhik kann man ohne Metaphyſik nicht begreifen, weil alles hier — in ihm und um ihn — voller Rätſel und Geheimniſſe iſt, voll organiſcher Proceſſe, aus denen Leben entſteht. Und auch Tolſtoi, mit ſeinem ganzen ethiſchen Suchen der letzten zwanzig Jahre, ſogar mit allen ſeinen Bemühungen aus dem Evangelium ein realiſtiſch-belehrendes Buch zu machen, von ihm die Aureole niederzureißen, mit der es die Jahrhunderte alte Legende ziert, — und auch Tolſtoi kann man nur auf metaphyſiſche Weiſe begreifen, weil in ihm ein echter metaphyſiſcher Geiſt, in ſeinen zaubervoll-klaren ſinnlichen Ausdrücken, lebt und wirkt. Er iſt ſo human, wie man ſo nur ſein kann, wenn man ſich von Principien der Religion in ihrer metaphyſiſchen Echtheit leiten läßt. Er verleugnet ſo leidenſchaftlich die Lebensidole — und dazu noch die am meiſten autoritativen, daß ſein Leugnen ſelbſt als ein Beweis ſeiner myſtiſchen Weitſichtigkeit dient: durch alle Empirismen des ſtaatlichen und Geſellſchaftslebens blickt er mit dem magiſchen Kryſtall ſeines Glaubens in die entfernteſte Zukunft.

Dieſer Tolſtoiſche Glaube aber iſt ein dogmatiſcher, ſo zu ſagen ein vorkantiſcher, dem zu Grunde eine naive Auffaſſung der Seele, als etwas Einfaches, Ganzes liegt, das in ſeinem irdiſchen und himmliſchen Urſprung nicht zerſpalten iſt. Dem großen ruſſiſchen Muſhik ſcheint: wenn man ſich recht ſehr bemühte, ſo könnte der Menſch über ſeinen ganzen, ſchlechten, irdiſchen Urſprung wegſchreiten, ſich von ihm befreien, und dadurch auf immer das ſchwere Drama der perſönlichen und hiſtoriſchen Exiſtenz löſen. Es giebt nicht im Menſchen jene für das Leben hoffnungsloſe Tragödie, die in ihm durch das Wechſelverhältnis zwiſchen dem Willen und dem Herzen zu beſtehen ſcheint, zwiſchen dem Perſönlichen und Göttlichen, dem Streben nach Schönheit und dem Streben nach Heiligkeit. Er ſieht nicht den Dämon, der aus dem Menſchen hervorblickt, den weiſen, bezaubernden Dämon und, wie ein echter Ilja Muromez*), meint er, daß das ganze Uebel des Lebens in irgend einem Mörder Solowei**) beſteht, den man an die Kehle faſſen

*) Der Held einer ruſſiſchen Volksſage. Der Ueberſ.
**) Ein ſagenhafter ruſſiſcher Mörder, den Ilja Muromez umbrachte. Der Ueberſ.

Digitized by Google

kann und an der Erde zerschlagen. Einen solchen Charakter tragen die größten Werke des Tolstoischen Talentes — sein Buch über die Kunst, seine „Kreutzersonate“, und sein letzter Roman „Auferstehung“. In seiner Studie über die Kunst nimmt er einen Kampf mit der Idee des Schönen auf, weil er als genialer Künstler weiß, daß diese Idee immer in die Kunst Sturm hineinträgt, den Schöpfer auf die Wege der Schilderung der menschlichen Versuchungen lockt. An Stelle dieser Idee stellt Tolstoi die Idee der gütigen, allmenschlichen Liebe auf. Eine solche vereinfachte, nämlich dogmatische Lösung der Frage, hätte einen Wert nur in dem Falle, wenn die Idee des Schönen wirklich eine von Außen kommende Idee wäre, eine Fiktion, die von der oberflächlichen Kultur geschaffen, und nicht gerade organische Wurzel im Menschen selbst hätte, in seinem Innern, in seinem individuellen, persönlichen Charakter, der nach seiner vollständigen Verkörperung strebt. Mit der Schönheit kämpfend, die aus dem individuellen, egoistischen Ursprunge hervorgeht und die ebendarum schlecht und ebendarum unbesiegbar ist, erscheint Tolstoi gerade im Centrum aller gegenwärtigen geistigen Bewegungen, er steht aber in diesem Centrum unbeweglich, wie ein großer Stein, über den schäumend und rauschend, die lebendigen jungen Wellen der zeitgenössischen Gedankenwelt schlagen, der zeitgenössischen Geschichte mit ihren kritischen Horizonten, mit ihrer Dialektik und neuen befreienden Ekstasen. Das Tolstoische Buch erregte das Aufsehen der ganzen Welt, aber es war zu ohnmächtig um etwas an ihr zu ändern, sie nur um einen Schritt weiter zu bringen, weil die von ihm vorgeschlagenen Mittel, die Schönheit zu verdrängen und sie durch das reine Gute zu ersetzen, auf einen fast rührenden Glauben an die Güte des menschlichen Wesens begründet sind. — Solch einen naiven Charakter trägt, bei all dem Glanz des künstlerischen Talentes und bei all' der Kraft der Verneinung auch ein anderes Werk von Tolstoi — die Kreuzersonate. Der Aufschrei von Posdnischew erschreckte alle Welt. Einen Augenblick konnte man meinen, daß Ilja Murometz wirklich den Mörder Solowei an die Kehle faßte und ihn zu Boden schlug, daß man die menschlichen Leidenschaften verneinen muß und soll, wenn dies auch das Aufhören des Menschengeschlechtes kosten sollte. Noch einmal riß Tolstoi aus dem Lebensstrudel eine der größten Fragen des menschlichen Seins, hob sie empor, zeigte sie im Lichte seiner Moral, aber auch hier ermaß er nicht die Bedeutung der menschlichen Leidenschaft in ihrer Ganzheit, in ihrer Unbesiegbarkeit, in ihrer Untrennbarkeit vom menschlichen Willen, der selbst als Lebensprincip unausrottbar, und der die Urquelle aller menschlichen Leidenschaften ist. Die unlösbare Tragödie im Kampfe des Fleisches mit dem Fleischlosen im Menschen wurde bei Tolstoi zum Drama, das bei sittlichen Bemühungen und Selbstverleugnung zu gutem Ende gelangen kann. Er will das Fleisch vom Menschen reißen, und glaubt, daß dabei der Mensch Mensch bleiben wird.

Endlich der letzte Roman von Tolstoi — „Auferstehung,“ ist das am meisten dogmatische, und vielleicht das naivste seiner Werke. In diesem Werke giebt es keine echte Auferstehung, die Auferstehung des Menschen in seiner Seele und seinem Fleische, weil eine solche Auferstehung nur eine Neugeburt aus einem complicirten psychologischen Processe sein kann, der bei dem Helden des Romanes, bei Nechljudow, durch eine plötzliche moralische Selbstverurtheilung, durch die Schmähung des eigenen gesellschaftlichen Auftretens ersetzt ist. Der Roman zeigte äußere, aber nie innere Peripetien, er giebt ein glänzendes Bild gesellschaftlicher Vorurteile, brandmarkt die Unsittlichkeit mehrerer Staatsinstitutionen, zeigt aber nicht in seinem Helden

Digitized by Google

die innere Dialektik, die den Menschen zum Bewußtsein seiner eigenen Nichtigkeit und zur göttlichmenschlichen Nachsicht im Verhalten zu den anderen Menschen führt. Abgesehen von einigen poetischen Bildern, ist der Roman im Grunde prosaisch, weil er auf eine primitiv moralische Idee aufgebaut ist, von der alles Ueber- und Unterirdische bewußt losgerissen wurde.

## II.

Diese normale Philosophie des normalen russischen Menschen hat für die russische Gesellschaft der letzten Zeit viel gethan. Sie erregte Aufsehen, lärmte, rief eine furchtbare Polemik seitens der liberalen Routiniers hervor, wurde von der jungen Generation begrüßt, die anerkannte, daß die Rettung nicht in der Politik zu suchen ist, daß es etwas Tieferes giebt, als die Politik. Es bildete sich um Tolstoi eine ganze Sekte von Tolstoijanern, und obwohl Tolstoi von diesen seinen eifrigen Anhängern, die seine Lehre bis zum Pedantischen ausspannen, mit rührendem Humor sprach (er sagte lächelnd, daß er selbst zu den Tolstoijanern nicht gehöre), so stand er doch trotzdem im Centrum dieser Leute, dieser Bewegung, dieser kolossalen sittlichen Bewegung, die frische Wasserstrahlen in die intelligente Massen schickte, welche an rein-politisches Raisonniren gewöhnt sind. Das Pathos der bäurischen Redeweise besiegte sichtbar die Herzen.

Die russische Geschichte aber wird nicht nur von normalen Menschen beherrscht. Rußland hat seine Verrückten, seine Wahnsinnigen. Sie tragen etwas in ihrem Inneren, erspähen etwas in sich — etwas Erhabenes, Besonderes, — dieselbe erhabene Spaltung, die Kant in der menschlichen Natur entdeckte, und die in dem Kontrast des empirischen und mystischen, des menschlichen und göttlichen Ursprunges besteht. Kant umfaßte diese Spaltung mit seinem Verstande, beleuchtete sie mit einem Strahle seiner genialen Vernunft, und das ist der Grund, weshalb seine von Grund aus tragische Philosophie als etwas Ganzes, Klares, fast Harmonisches erscheint. Die Ekstase, die aus einer solchen Spaltung kommt, und die in der letzten Tiefe des menschlichen Wesens entsteht, tiefer, als die für die Vernunft sichtbare Spaltung, verwandelt den Menschen wieder in ein ganzes, in ein erhabeneres Wesen. In der kritischen Philosophie Kants erkannte der Mensch sich selbst und die großen Wahrheiten berührend, wurde er zum neuen Menschen — mit neuem Fleische und neuer Seele. Aber was dem Bewußtsein Kants zugänglich war, war dem russischen Menschen nicht erlaubt. Er näherte sich auch dieser Spaltung, aber nicht mit dem Bewußtsein, sondern mit einer bloßen Empfindung. Er empfand sie in sich, erzitterte und lachte auf — mit jenem eigenthümlichen, qualvollen, wahnsinnigen Lachen, in dem ein großes Verneinen — ein Verneinen seiner früheren Naivität zu vernehmen ist, und auch ein großes Bejahen, — ein Bejahen eines metaphysischen Gottes, und prophetische Ekstase. Hier ist die russische Verrücktheit zu suchen. Diese Verrücktheit des kritischen Selbstbewußtseins, die bei irgend einem einfachen Bauer primitiv ist, ist bei solchen Leuten wie Dostojewski complicirt und voll Licht. Das Empfinden dieser Zerrissenheit, die furchtbar brennend und aufregend in jenen Tiefen ist, die von dem berechnenden Gedanken nicht erreicht werden, dieses Empfinden verwandelt sich beim russischen Menschen in eine Art Wollust, die nichts Anderes

Digitized by Google

ist, als eine wollüstige Trunkenheit an eigenem Leiden. Und in den Leiden ist — Leben, und in der Tiefe des eigenen Sinkens ist — Gott. Das ist die Psychologie, die ohne Zweifel einen Zusammenhang mit der kritischen Bewegung der ganzen Welt hat und die jetzt aus dem kulturlosen Rußlande kommt, indem sie in sich Elemente zukünftiger Verjüngungen der Kunst enthält. In Rußland begannen die Wahnsinnigen zu sprechen, denn dieser Wahnsinn, der sogar in seinen leidenschaftlichsten Erscheinungen erhaben ist, ist eben ein solcher Grundzug der russischen Natur, wie die nüchterne Normalität Tolstois. Der normale Typus — das ist der Typus des Moralisten; der Typus des Wahnsinnigen ist der des russischen Metaphysikers, mit seinen unberechenbaren, plötzlichen Wendungen, mit seiner Bewußtlosigkeit, mit seinem räthselvollen — weder spöttischen noch begeisterten — Lachen.

An der Spitze der zeitgenössischen Literatur steht — der normale Tolstoi, und der wahnsinnige Dostojewski.

Dieser Mensch Dostojewski existirt schon lange nicht unter uns, sein Bild aber steht vor den Augen der lebenden Generation mit einer aufregenden Deutlichkeit. Das ist der echte Typus des begeisterten Wahnsinnigen, der in einer Reihe mit Tolstoi, mit den ebenso normalen, epischen Figuren Turgenjews und Gontscharows, einen unverlöschlichen Eindruck macht. Von den künstlerischen Riesen der vergangenen Zeit erinnert er entfernt an Gogol, der auch furchtbar complicirt in seiner Natur gewesen, und psychologisch zerrissen in seinem Schaffen. Ein wenig gebückt, kränklich, mit einem Gesichte, auf dem Züge eines gequälten Satanismus lagen, mit durchbohrenden Augen — so war Dostojewski, so erinnere ich mich seiner, wie ich ihn flüchtig, unter einer Studentenmasse gesehen habe, die sich auf einem öffentlichen Abend um ihn drängte. Er sprach etwas zu diesem Studentenhaufen mit einer besonderen Sprache, und, ich erinnere mich, daß die jungen Leute über seine prophetischen Reden verwirrt lachten, für die noch damals die Zeit unreif war. Wenn er jetzt erschiene, mit denselben Reden, sogar ohne ein Wort zu ändern, es hätten ihn dichte Massen des Volkes umdrängt, ohne irgend welches Bedenken. Gerade jetzt wendet sich die Literatur Dostojewski zu.

Dostojewski entblößte die menschliche Seele bis auf die Tiefe und zeigte die unvermeidliche Tragödie ihres Lebens, die ihre kaum faßbare Lösung auf einer dünnen Linie hat, die irgend wohin von der Wirklichkeit fort läuft. Indem man die Dostojewski'schen Hauptwerke verallgemeinert, kann man sagen, daß er erschienen ist als der Schilderer des menschlichen Willens, des persönlichen, individuellen, immer verfeinert schlechten und verfeinert egoistischen, in seinem ewiglichen Kontraste mit dem menschlichen Herzen. Der Wille und das Herz kämpfen mit einander, wie zwei entgegengesetzte Kräfte, von denen eine jede ihre besondere Dynamik hat. Die Willenskraft bedingt die Dynamik des wirklichen Lebens, erfindet immer für sie — früher als der Verstand, mit dem unbewußten Instinkt der Verkörperung — neue persönliche und historische Formen, alles, was wir ringsherum um uns sehen — alle Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft — das alles erscheint als der Fleisch gewordene Massenwille, der seine niedrigsten und höchsten Gesetze hat, die physiologischen und ästhetischen. Der Wille ist immer schlecht in seinen grellsten leidenschaftlichen Erscheinungen, weil er in seinem Ursprunge, in dem metaphysischen, räthselvollen, dem Guten entgegengesetzt ist, das mit dem Siege des persönlichen Egoismus unvereinbar ist. Dieses Gütige aber ist dem menschlichen Herzen eigen. Seine Forderungen sind verfeinert und nebelhaft wie Träume, es schreit

Digitized by Google

niemals, sondern ist sehnsüchtig, weint, und im Kampf mit dem schreienden Willen erscheint es ohnmächtig wie ein Kind. Niemand noch hat seine genaueren Gesetze, seine Handlungen erfaßt, aber dabei ist seine scheinbare Ohnmacht eine kolossale Kraft, die manchmal fähig ist, den Willen in seinem ungestümen Laufe aufzuhalten. Eine sonderliche, merkwürdige Dynamik — das Wehen eines unirdischen Elements, das das irdische Pathos erkalten macht und eine andere Atmosphäre mit sich bringt, in der phantastische Blumen wachsen. Nur das Herz ist beim Menschen das Organ der Religion und Sittlichkeit. Das ist die Philosophie des künstlerischen Schaffens von Dostojewski, und diese Philosophie, die die Sittlichkeitsfragen von allen utilitaristischen Erklärungen befreit hat und für sie die Logik eines höheren metaphysischen Verständnisses verlangte, erschien dem gegenwärtigen Menschen besonders nah. Die Dostojewski'schen Romane werden mit besonderem Interesse gelesen und abermals gelesen, weil durch sie der russische Mensch mit noch unbearbeiteten Wahrheiten seiner Seele in Berührung kommt, mit Fragen, die vielleicht Tolstoi erweckte, aber nie befriedigte. „Schuld und Sühne" „Idiot" „Brüder Karamasow" „Teufel" — in diesen wahnsinnigen, chaotischen Romanen ist das russische Leben in einer solchen Tiefe beleuchtet worden, wie es allen Völkern und Menschen gemeinsam ist. Der dämonische Traum Raskolnikows, ein zweiter Napoleon zu werden, dem alles erlaubt ist; das Leben einer Frauenseele, die im Kampfe der bestialischen Leidenschaften mit den Herzensbegierden begriffen ist, in Nastaßja Philippowna im Romane „Idiot"; der Idiot selbst, Fürst Mischkin, mit seinen religiösen Ekstasen; die Idee des Menschengottes in den „Teufeln" und „Brüdern Karamasow", — hier ist der ganze innere Proceß der Gegenwart. Hier ist Nietzsche überholt, und vielleicht auch besiegt. Auch hier ist in seiner ganzen Kraft der dämonische Ursprung im Menschen geschildert, all' sein Steigen, alle seine übermenschlichen Verzückungen, aber an gleicher Stelle, in einer Reihe, auf derselben Linie, die von der Wirklichkeit in ferne Weiten läuft, in irgend eine andere Wirklichkeit, wird gezeigt, daß die letzte Kraft trotzdem nicht in diesem bösen, listigen Elemente besteht. Die übermenschlichen Verzückungen im Geiste Nietzsches werden bei Dostojewski von gottesmenschlichen Ekstasen, von stillen Ekstasen des Herzens besiegt. Und über all diesen Romanen leuchtet mit feurigen Zügen eine besondere prophetische geisterseherische Weisheit, die das Unsichtbare sieht, irgendwohin ruft, irgendwohin lockt. Bei oberflächlicher Bekanntschaft mit Rußland kann es einem scheinen, daß im allgemeinen hier der nüchterne, normale Geist Tolstois herrscht, daß der Stern Dostojewskis an dem Horizont der Masse noch nicht aufgegangen ist; indessen aber unterliegt es keinem Zweifel, daß der befremdliche Glanz gerade dieses apokalyptischen Sternes alle feineren und nervösen Naturen schon aufregt, hinreißt. Es haben sich schon in die Literatur Ströme jenes Wahnsinns und jener Ekstase ergossen, die von Dostojewski ausgehen und mit einer tiefen psychologischen Selbstkritik verbunden sind. Von der Literatur werden diese Ströme in die Gesellschaft eindringen, und sie mit jener Leidenschaft anstecken, die einen Zug des russischen Volksgeistes ausmacht, seinen erhabenen Zug. Die ganze Gesellschaft wird von dieser Ekstase erfaßt werden — wenigstens jener Theil der Gesellschaft, dem es beschieden ist, die große Umwälzung der zeitgenössischen Wirklichkeit in einen neuen Strich historischen Lebens zu vollziehen. Nicht dem normalen, sondern dem übernormalen, dem ekstatischen Typus steht es bevor, diese Umwälzung, die große geistige Revolution herbeizuführen.

Digitized by Google

## III.

Das größte Talent in der gegenwärtigen russischen Belletristik, — Anton Tschechow, muß — als Künstler — bald nach Tolstoi genannt werden. Er führte bis zu Ende die Schilderung der normalen russischen Seele, die auf dem Uebergang von einer historischen Epoche in die andre, unter den sie zersetzenden Krankheiten zu leiden begonnen hat. Tschechow, als Arzt, stellte sich still an's Bett des sterblich kranken Menschen. Und was für eine wunderbare Kunst entstand unter der Feder dieses Arztes. Seine Novellen, seine letzten Dramen, alles, was er schreibt, ist von einem tiefen Ernst und einer Herzlichkeit durchdrungen, die einem echten Arzt so gut stehen. Er fühlt den Puls, hört den Herzschlag, spricht vorsichtige, weiche Worte und dreht sich rasch um, um vor dem Kranken die Thränen zu verhehlen, die in seinen Augen, unter dem Gefühle seiner Hilf- und Kraftlosigkeit, die Krankheit zu besiegen, zittern. Das sind heilige Thränen einer gütigen russischen Seele. Der Stil der Tschechow'schen Erzählungen, seine Schilderungen, die Gespräche der Helden — das alles ist von den heimlichen Thränen des Dichters erfüllt. Es ist ganz begreiflich, daß in der letzten Zeit das russische Publikum diesen talentvollen Menschen so lieb gewonnen hat. Nach dem Maaße, da ihm seine Krankheit klar geworden, kam er ihm näher und näher und in seiner schmerzreichen Kunst erkannte es sich besser und besser.

Tschechow hat seine literarische Thätigkeit mit harmlosen Kleinigkeiten begonnen, die in satirischen Journalen erschienen. Ihn kannte nur ein kleiner Gesellschaftskreis, aber, wie es mit wahrhaft talentvollen Menschen immer ist, er hatte schon damals seine begeisterten Anhänger. Aus diesem kleinen Kreise ist sein Name, sein schriftstellerisches Pseudonym Tschechonte in das große Publikum gedrungen. In Petersburg hat sich eine Legende gebildet, als ob die „Nowae Wremja" zu den ersten Erfolgen Tschechows beigetragen hätte. Diese Zeitung soll ihn bald bemerkt und emporgehoben haben. In Wirklichkeit ist es lächerlich, davon zu sprechen. Der echte Künstler hatte nicht den Schutz der Possenreißer von der Presse nötig, die in letzter Zeit sich sogar über ihn lustig machen. In die echte russische Literatur kam Tschechow mit seinen im „Sewerni Wjestnik" („Der nordische Bote" zur Zeit der Redaktion von Jewreina) veröffentlichten Novellen. Die Kritik begann über ihn zu sprechen, und die Gesellschaft sich zu begeistern. Von diesem Momente an wuchs seine Berühmtheit und Popularität ungeachtet der Ausfälle seitens liberaler Journale.

Der Ruhm Tschechows drängt den Ruhm aller anderen zeitgenössischen russischen Dichter in den Hintergrund. Besonders viel trugen dazu seine drei letzten Stücke — „Möve", „Onkel Wanja" und „Drei Schwestern" bei, die, man kann wohl sagen, mit unerhörtem Erfolg, auf der Scene des prachtvollen Moskauer künstlerischen Theaters, das von Stanislawski und Nemirowitsch-Dantschenko gegründet wurde, gegeben werden. Das Publikum erblickte hier die Tschechow'schen Helden in lebendiger Verkörperung und erkannte in ihnen sich selbst. Quälende Krankheiten wurden auf der Scene von zarter, vorsichtiger Hand aufgedeckt, und obwohl in den Werken Tschechows keine Kraft enthalten ist, so ist doch in ihnen Mitleid und uneigennütziger Trost vorhanden. Dem sterbenden alten Menschen schwebt ein Traum einer fernen Zukunft vor, gesunderer, glücklicherer Nachkommen, die mit guten Worten die für sie leidenden und arbeitenden Menschen ermahnen werden. So träumt Doktor Astrow in „Onkel

Digitized by Google

Wanja", indem er sich in dem aufsaugenden Leben der Provinzstadt tröstet; so phantasirt der Oberst Werschinin — der in dem Militärleben sich Jahrelang langweilt — in den „Drei Schwestern". Beide ragen aus ihrer Umgebung hervor und darum ziehen sie feine Frauenherzen an sich heran und geben beide, wie dies kaum besser möglich ist, die tiefe Stimmung Tschechows selbst, seine eigenen Träume, seinen eigenen Trost, wieder. Und wirklich, unter den Gährungen der neueren Literatur, die auf das Kommen des neuen Menschen hindeuten, steht Tschechow ganz allein, fast einsam da. Die stärker schäumende Welle der Gegenwart fluthet nach einer anderen Seite — in der Richtung von Tolstoi nach Dostojewski und deshalb ist Tschechow, der auf von Tolstoi gepflügtem Boden emporgewachsen, dem Lesepublikum gar näher, als seinen Kollegen von der Feder. Mit diesen Leuten hat er trotzdem etwas Gemeinsames, das ihn von Tolstoi unterscheidet. Tolstoi meint, daß der alte Mensch sein ganzes Leben radikal umschaffen kann, ohne darum aufhören zu müssen, der alte zu sein. Seine Helden erforschen die Ursache ihrer Unzufriedenheit durch eine bewußte Selbstanalyse und so finden sie einen normalen Ausgang für ihr Sehnen. Die Tschechow'schen Helden kranken und wissen nicht woran sie kranken, sie sterben und wissen nicht woran sie sterben, und dieses Nichtwissen und Nichtverstehen zeigt, daß sie einer großen, komplicierten, von ihnen noch nicht erfaßten Wahrheit gegenüberstehen. Der Künstler selbst hat diese Wahrheit noch nicht erfaßt und möglich auch, daß er sie niemals erfassen wird, er steht aber vor ihr, empfindet ihre ganze Bedeutung. Wenn er seine Helden beerdigt, scheint es oft, als ob er sich schon vor einer neuen übernormalen Wahrheit beugt.

Gleichzeitig mit Tschechow ging das flimmernde Sternchen Korolenko auf. Auch dies ein talentvoller Schriftsteller, der sofort die Aufmerksamkeit auf sich lenkte und, man kann wohl sagen, mit einemmale die Grenzen seiner künstlerischen Entwickelung erreichte. Seine besten Novellen tragen einen exotischen Charakter, weil er für das russische Leben nicht typische Stoffe behandelte, die Farben der fernen Grenzgebiete. Er schildert nordische, sibirische „Taiga", Typen der polnisch-russischen Gegend, die freien Helden Sibiriens. Ueberall empfindet man bei ihm einen liberalen Protestantismus, der durch den Mit-Klang einer herzlichen Saite gemildert wird. Er schildert das Leben von außen in berechenbaren, individuellen Formen, aber jedesmal da er in „die rätselvolle Tiefe der verfinsterten menschlichen Seele" hineinblicken will, wird seine künstlerische Kraft durch etwas gehemmt. Die Schilderungen der äußeren Natur und des äußeren Lebens — der Schneegestöber und Stürme, des brennenden Frostes, der Eisgänge der sibirischen Teiche, des poetischen Rauschens der finsteren, dichten Wälder, das Leben verschiedener Flüchtlinge und der unter der Last der Not stöhnenden Jamtschiks — das alles entrollt sich bei ihm grell und stark und das alles ersetzt bei ihm fast den inneren Sinn des Menschenlebens, der für einen Künstler vom Range Korolenkos das höchste Interesse darbieten könnte. Wer weiß, was für innere Kämpfe diesen Dichter quälen und was ihm diese Selbstbeschränkungen im Interesse des Preßliberalismus kosten, dieser eigentümliche publicistische Takt in künstlerischem Schaffen, der nur eine leichte, vorsichtige Berührung gewisser Themen zuläßt, die die hergebrachten Heiligtümer der progressiven „subjektiven" Sociologie nicht angreift. Man darf zwei bis drei Worte „über Gott," „über den abnehmenden und sich sehnenden Glauben" sagen, aber es muß im Fluge, flüchtig geschehen, als eine Concession an die Lebenswahrheit, die, wenn man sich ihr ganz hingäbe, den



Digitized by Google

Künstler abseits von seiner einfachen realistischen Aufgabe forttragen könnte. In den Schriften Korolenkos, der Seite an Seite mit Michailowski arbeitet, zusammen mit ihm das bleiche Abbild der „Otetschestwennija Sapiski“ — „Russkoe Bogatstwo“ („der russische Reichtum“) redigirt, spürt man eine gewisse Unterdrücktheit, einen Zwang der rein künstlerischen Stimmung, eine vornehme Bereitschaft, sich dem Parteiprogramm als Opfer zu bringen. Etwas in dem Schicksale dieses Dichters erinnert an den talentvollen Glieb Uspenski, obwohl dort, bei Uspenski, das Opfer ein mehr passives, weniger bewußtes war, während es bei Korolenko ganz von bewußten, fast vernünftelnden Bestrebungen und Sympathieen abhängig ist. Etwas Nüchternes, Klares, Echt-Normales liegt in seinen exotischen Erzählungen — in den schönen, aber nicht hitzigen, human-erhabenen, aber nicht ekstatischen. In dieser Beziehung ist Korolenko bedeutend zurückgeblieben nicht nur hinter dem, was in der modernen Literatur vorgeht, sondern sogar hinter bei weitem weniger begabten Schriftstellern, die aber so oder so in den Wellen des modernen Ideentums plätschern. Er erstarrt allmählich in seinem Schaffen, beginnt schon einige seiner früheren Motive zu wiederholen und erweckt schon darum beim Publikum kein besonderes Interesse mehr, das sich ganz solchen Talenten zuwandte, wie Tschechow und Gorki. Sogar der Umstand, daß er bei all seiner zusammengesetzten Redaktionsarbeit jahrelang in der Provinz lebt, zeigt, daß die Gährungen der Hauptstadt, die in Rußland sozusagen sich vom Centrum nach der Peripherie verbreiten, ihn bloß fruchtlos aufregen. Er hat nicht, was er auf sie antworten könnte — ohne ganz mitzufühlen, ohne ganz abzulehnen. Das sympathische Talent Korolenkos erlischt und verkleinert sich allmählich.

Gleich nach Korolenko muß Mikulitsch genannt werden. Eine Schriftstellerin, die in der Literatur Aufsehen erregte, überall eine Art Flüstern des Vergnügens hervorrufend, ähnlich wie das beim Erscheinen einer geschmackvoll gekleideten, pikanten Frau in der Gesellschaft geschieht. Sie schilderte pikant und geschmackvoll die leere Gesellschaftsdame, ihre Evolution, von ihrer frühesten Kindheit bis zu ihren letzten Familienzwistigkeiten. Die Erzählung ist in gewandtem, humoristischem Tone gehalten, in dem helle, stählerne Töne klingen, die an das Klirren der Offiziersporen erinnern. Und dabei bescheint die Hauptepisoden ein Feuerwerklicht, kalt wie das Licht des Mondes, das auf den kaukasischen Schneegipfeln spielt. Das Talent von Mikulitsch, das sogar die Anerkennung Tolstois hervorgerufen, wurde sofort und erstaunlich einmütig anerkannt, aber ach, dieses Talent erschöpfte sich rasch. Unter dem Deckmantel frischer, lebendiger Farben versteckten sich enge, moralistische Stimmungen; im Verlangen, in der Moral Tolstoi zu folgen, und noch tiefer als dieses Verlangen, in der Urquelle der Schriftstellerin lag eine kaum faßbare, aber immerhin spürbare Heuchelei. In den letzten zwei bis drei Jahren ist sie so ziemlich ganz von dem Horizonte der Literatur verschwunden.

## IV.

Auf den Scheideweg zwischen der alten und neuen Literatur, sozusagen auf den Uebergang vom normalen Tolstoi zu Dostojewski, muß Garschin gestellt werden. Das ist ein Dichter von besonderem Schicksale, das vielleicht tragisch im ernsten Sinn des Wortes genannt zu werden verdient. Bei seinem Leben flößte er allen eine tiefe Ehrfurcht ein. Sein

Digitized by Google

Schaffen war von seiner menschlichen, durch und durch humanen, poetisch humanen Persönlichkeit untrennbar. Er wurde wahnsinnig, wurde aus dem Irrenhause entlassen, aber der Schimmer eines rührenden Wahnsinns, der die Nüchternheit der ihn umgebenden Leute ironisirte, verließ ihn niemals. Ich kann nicht einen zufälligen persönlichen Eindruck von Garschin bei der Begegnung im Newski-Prospekt vergessen. Das Gesicht, die Augen, der weiche, vorsichtige Gang — das alles rief die Vorstellung hervor, daß es ein besonderer Ausnahmemensch sei, unhaltbar und niemand ähnlich. Ein paar Tage darauf verbreitete sich in Petersburg das Gerücht, daß Garschin Selbstmord begangen habe, indem er sich von der Treppe stürzte. Dieser Tod, der nichts Unerwartetes an sich hatte, den man in gewissem Grade voraussagen konnte, wenn man sich in seine phantastisch-prachtvolle Erzählung „Die rote Blume" gut hineinlas, dieser Tod verlieh Garschin im Bewußtsein der darauf folgenden Schriftsteller-Generation das unbestreitbare Recht, als erster Kämpfer für die vertiefte und breiter gewordene Lebensauffassung angesehen zu werden. In seinem liberalen Kreise, wo Dostojewski keine gehörige Anerkennung gefunden hat und bis auf den heutigen Tag nicht findet, wirkte Garschin mit seiner eigenen Persönlichkeit für jene höhere Menschlichkeit, die in keinen Partei-Rahmen hineinpaßt und sich keinen politischen Programmen fügt. — In einer seiner besten Erzählungen: „Aus den Erinnerungen des Soldaten Iwanew," giebt er eine vortreffliche Scene, die zu ihrer Zeit die Redaktion der „Otetschestwennija Sapiski," die sie zum Abdruck brachte, chokiren mußte. Es wird ein Moment aus dem russisch-türkischen Kriege geschildert, wie die Militärtruppen vor dem Kaiser Alexander II. vorbei defilieren sollen. „Als wären Flügel hervorgewachsen und hätten vorwärts getragen," — schreibt Garschin — „dahin, wo die Musik schon rauschte und ein ohrbetäubendes Hurrah erschallte." Der Künstler zeigt, daß in dieser Bewegung der Masse irgend ein mächtiger Instinkt steckt, eine merkwürdige Lebensweisheit, die die Menschen beflügelt, indem sie sie über die gewöhnlichen, vernünftelnden Motive ihrer Handlungen emporhebt. „Ich erinnere mich nur der Aufregung, die die Seele erfaßte beim Begreifen der furchtbaren Kraft der Masse, zu der ich gehörte und die mich hinriß. Ein jeder dachte, daß jener, an dem dieser Strom vorüberfluten wird, im Stande ist, mit einem Worte, mit einer Handbewegung seine Richtung zu ändern, ihn zurückzudrängen oder von neuem vor schrecklichen Hindernissen stehen zu lassen, und jeder wollte im Worte dieses einen und in der Bewegung seiner Hand das Unbekannte, das uns zum Tode einführte, entdecken." Was für ein durchdringender Einblick in die soziale Psychologie mit ihren unbewußten, drängenden, elementaren Kräften und unsinnigen Bedürfnissen ein sichtbares Symbol für ihre Verehrung zu finden, — eine Art irdischen Gottes, einen „Menschengott," wie Dostojewski gesagt haben würde. Der Kaiser sollte, wie es scheint, dieser Masse als ein solcher Mensch-Gott erscheinen, als allbeherrschender „Chef der Erde." Aber da ist eine neue künstlerische Wendung, ein vorzüglicher, rührender Einfall, der in einer Sekunde alle naiven Zweifel und naiven Hoffnungen zerstreut. Der russische Kaiser, wie das in der echten russischen Kunst ausgedrückt werden sollte, erschien plötzlich einfach als Mensch, als ein wirklicher Mensch, d. h. nicht als Mensch-Gott, sondern als Gott-Mensch. „Er saß auf seinem unbeweglich dastehenden Schimmel, der die Ohren auf die Musik und auf die tollen Begeisterungsrufe spitzte. Ich erinnere mich niemandes aus dieser glänzenden Reiterreihe, außer eines einzigen auf einem Schimmel, in einfacher Uniform und weißer Mütze. Ich erinnere mich an das blasse, erschöpfte Aussehen, erschöpft von dem Be-



Digitized by Google

wußtsein der Last eines gefaßten Entschlusses. Ich erinnere mich, wie auf seinem Antlitz unaufhörlich Thränen strömten, die auf seine Uniform in hellen, glänzenden Tropfen herunterrieselten. Ich erinnere mich der krampfhaften Bewegung seiner Hand, die die Zügel hielt, und der bebenden Lippen, die etwas sprachen, wahrscheinlich eine Begrüßung der tausend jungen, dem Tode geweihten Wesen, über die er weinte." Die Masse zieht an dieser bleichen Vision auf dem Rosse „voll unmenschlicher, rasender Begeisterung" vorbei, weil für sie der Imperator ein Gott ist Aber der Künstler, der ganz in die Psychologie der Masse eindrang, erhebt sich doch über diese Psychologie, indem er in einer blitzesschnellen Empfindung eine andere, höhere Wahrheit offenbart. Diese eine Seite, deren Stil so vollendet, deren Inhalt so kühn, muß als eine der besten der neueren belletristischen Literatur, obwohl sie an einige Stellen aus „Krieg und Frieden" erinnert, bewundert werden. In Garschin war etwas Tolstoisches, etwas ihm durch die sittliche Erhabenheit der epischen Erzählung Verwandtes, aber sogar diese Tolstoischen Motive verfeinerten sich bei ihm zu einer lyrischen Ekstase, schwammen weiter, erzitterten und lösten sich in eine tragische Disharmonie auf. In der „Roten Blume" tritt der wahnvolle und nicht normale Mensch als Kämpfer auf, der seine Hand gegen das große Weltübel erhebt und in unverwirklichtem Traume vom allmenschlichen Wohle stirbt. In diesem Wahnsinne und in solchen Träumen hat wohl Garschin seinem eigenen Leben ein Ende gemacht.

Mit der großen Popularität Garschins kann nur der lebende, junge Schriftsteller Maxim Gorki sich messen. Er hat sehr rasch Aufsehen erregt, in 2—3 Jahren, und wie es scheint, schon den Gipfel seines Ruhmes erreicht. Seine Schöpferkraft reicht schon nicht weiter und vielleicht ist auch sein Talent im Sinken. Uebrigens kann das Schicksal solcher unvollendeter, unebener Talente nicht vorausgesagt werden, und es ist leicht anzunehmen, daß bei irgend welchen neuen, starken Eindrücken, aus einer anderen Lebenssphäre, als jene, die er schon bearbeitet hat, Gorki sich von einer neuen Seite zeigen wird. Jedenfalls ist es zweifellos, daß er eines der originellsten gegenwärtigen Talente ist — ein etwas wildes, aber deshalb auch anziehendes. Was war Gorki nicht während seiner Lebenswanderung, bis er professioneller Schriftsteller geworden! Er war Schuhmacherlehrling, Koch auf einem Schiffe, Bäcker, Straßenverkäufer von Aepfeln und Kwes, war Schreiber bei einem Rechtsanwalt, aber ohne auf die gute Stellung bei ihm zu achten, ging er weg und nahm wieder sein Wanderleben auf, war Packträger auf dem schwarzen Meere und arbeitete in den Eisenbahnwerkstätten. Ungeduldig, hitzig und freiheitsdurstig, konnte er nie an einem Orte sitzen bleiben, tauschte eine Beschäftigung gegen die andere ein, verlor mehrmals den Lebensmut, machte einen Selbstmordversuch, richtete nachher sich wieder auf — mit einer trauernden Kühnheit. So ist er im Leben, und so auch in der Kunst. Er schuf in der Literatur den Vagabunden-Typus, des von der Scholle losgelösten, aber nie zum städtischen Proletariat sich gesellenden Menschen. Die junge Marxistenbewegung erhob ihn natürlich auf den Schild, weil Gorki den treuherzigen Menschen der Erde, diesen normalen Typus des russischen Menschen, mit seinem Humor schilderte, aber im Grunde gehört er auch dieser Bewegung nicht an, weil er an Stelle der Idee und Instinkte des Klassenkampfes, in sich die Idee und den Instinkt der persönlichen, individuellen Freiheitsliebe, den anarchistischen Trieb trägt, der ihn einigen westeuropäischen literarischen Bewegungen näher bringt. Sein Schaffen ist jeder Vernünftelei fremd und kommt aus

Digitized by Google

einer Art inneren Brennens, bald eines sehnsüchtig-träumerischen, bald eines ekstatischen. Manchmal erwacht in ihm etwas Böses, Rücksichtslos-Verneinendes, es entstehen in ihm Kräfte, die ihn über die plumpe Lebensmoral erheben, und in diesen Momenten schillert seine Kunst in Nietzscheschen Farben und erinnert etwas an Dostojewski. Hierin ist sein Erfolg in der modernen Gesellschaft zu suchen: er ist frisch, neu und ohne seiner Biographie nach ein Kulturmensch zu sein, steht er doch in der vordersten Reihe. Wie unbestimmbar sein Talent auch sein mag, er hat in die russische Literatur ein neues Moment gegeben, das zu neuen literarischen Organismen führen wird.

Was die Dimensionen seines Talentes betrifft, läßt sich Folgendes sagen: Seine künstlerische Schreibart ist sehr unvollendet, manchmal grob, manchmal übertrieben, im Ganzen uneben. Seine Farben sind grell, oft schreiend, rhetorisch, wie bei einem Menschen mit großem Gefühlsschwung und Empfindungskraft, aber ohne genügende Selbstkritik und verfeinerten Geschmack. In einigen seiner Bilder ist Affektiertheit zu spüren. Seine Bilderaffektiertheit entspringt aus demselben Grunde, wie seine Farben-Rhetorik: aus dem Schwung der Stimmungen, die der Künstler, sozusagen in den modernsten Tönen, die dem gewöhnlichen russischen Leben nicht entsprechen, ausklingen lassen will. Der Gorkische Vagabund erscheint nicht immer und nicht in allem als ein echtes Geschöpf des russischen Bodens, in dem ohne Zweifel dies Element des herumschweifenden Satanismus vorhanden ist, der aber in dieser Richtung nur von einem Dostojewski bearbeitet werden konnte. Sie streifen im Staubwirbel umher, die Gorkischen Helden, und überall wohin er sie auch versetzt, erscheinen sie als Fremdlinge, als Eingewanderte, unbekannt woher. Der Fehler des Gorkischen Schaffens ist so zu erklären, daß er gleich am Anfang, als ein Schriftsteller eines bestimmten beliebten Motives, das in seiner eigenen Seele entstanden, auftrat und daß dies nun, dank dem ungewöhnlichen Erfolge beim Publikum sich bei ihm in eine vorherrschende Idee verwandelte. Sein Gesichtsfeld verschmälerte sich, und dem Dichter droht die Gefahr, einem monotonen Schematismus anheim zu fallen. Seine neueren Sachen besitzen schon nicht mehr die ursprüngliche Frische und Gewalt, obwohl der Autor versucht, seine Arbeit durch Studien in anderen nicht vagabundischen Sphären des russischen Lebens zu heben, wie z. B. in der Erzählung „Warenka Olisowa" und in dem Romane „Toma Gordejew." Manchmal empfindet man bei Gorki eine Konfusion, einen Hang zum Raisonniren in Themen, die bei weitem nicht neu sind, wie in seinen Fantasieen „Ueber den Teufel," aber manchmal schlägt die frühere Grundtendenz seines Schaffens durch, wie z. B. in seiner Skizze „Sechsundzwanzig und Eine." Einzelne Seiten dieser Erzählung sind voll Kraft und trotz der realistischen Schilderung des finsteren Bäckergesellen-Milieus, voll poetischer Anmuth. Der Autor nannte diese seine Schilderung ein Poem. Wahrhaftig, die Heldin dieses Poems, die Magd Tonja, mit dem rosigen Antlitz und den blauen, fröhlichen Augen, von Natur aus rein, und doch kühn in ihrer ersten Leidenschaft, erscheint als ein höheres Wesen, die ganz natürlich die Verehrung der 26 Bäcker hervorrufen muß. Sie war ein kleiner Gott für diese Leute, plötzlich fiel sie in ihrer Meinung, zog dadurch ihre Bosheit auf sich, aber sie steht trotzdem mit stolzem Haupte, mit einem Gefühl der Geringschätzung für diese unglückliche Masse vor uns. Der Autor überzeugt uns. Wir glauben ihm.

Wir sind nun bei der sogenannten russischen Dekadenz angelangt. Ich werde zuerst versuchen, ohne noch den russischen Boden zu berühren, eine

Digitized by Google

Definition der Dekadenz zu geben. Dekadenz heißt Verfall, oder richtiger ausgedrückt, der bewußte Abfall von etwas, das früher als unerschütterlich betrachtet wurde. Nun fragt es sich, wovon eigentlich?

Das ist ein Abfall von den früheren Heiligtümern, vom früheren Gott, von der Sittlichkeit, — ein Abfall nach der Seite, die Gott entgegengesetzt ist, in die böse, dämonisch-verführerische Schönheit. Wenn der Mensch von seinem inneren göttlichen Ursprunge abzufallen beginnt, bleibt ihm nichts übrig, als immer weiter und weiter auf dem Wege seines persönlichen Wesens zu gehen. Auf diesem Weg, der auch kein Ende hat, erforscht er immer mehr seine Persönlichkeit, in ihren noch nicht entwickelten Neigungen, wie in allen ihren Wurzeln, die einmal lebten, aber schon verdorren — in jenen äußerst persönlichen Instinkten, die in dem geistigen und sozialen Geschichtsprozeß gebändigt waren. Also, der Charakter der Dekadenz ist das Streben zur reinen Aesthetik, die von einer jeden anderen, höheren Kontrolle losgelöst ist. Das ist der Sinn der Dekadenz in allen ihren Hauptströmungen — in der Literatur, Malerei und bewußten Agitation. Hier ist Leidenschaft, Müdigkeit, nervöse Gequältheit vorhanden, weil der Mensch hier einen Kampf mit sich selbst zu führen hat, mit dem göttlichen Ursprunge, der nicht aus ihm schwinden kann, wohin ihn auch die persönlichen Instinkte drängen mögen, wohin ihn auch der bewußte Gedanke leiten mag. Deshalb tritt in den besten Schöpfungen der Dekadenzliteratur, bei solchen Talenten wie Baudelaire, Verlaine, die in ihrer Dekadenz ganz anfrichtig sind, der ästhetische Kultus in Begleitung einer inneren Zerrissenheit und Zerwühltheit der Seele hervor. Bei Baudelaire sind die „Blumen des Bösen" eines kühnen, dreisten Hohnes voll, aber in diesem Hohne ist eine Gespanntheit zu spüren, die zeigt, was dem Künstler der dekadente Trieb kostet. Bei Verlaine vermengen sich immer seine echten bacchischen Ekstasen, soweit sie auf modernem Boden möglich sind, mit einer offenen Rückkehr zu dem katholischen Gotteskultus. Bei beiden leuchten solche merkwürdige, verfeinerte und krankhafte Empfindungen — deshalb merkwürdige, verfeinerte und krankhafte, weil der Mensch von einer tiefen Uneinigkeit gequält wird und auf die Welt durch die Verwirrungen seiner Individualität schaut. Er reißt sich von der Norm, und die Welt verwandelt sich in seinen Augen in eine berauschende, wollüstige Hallucination. Es entstehen für ihn neue Farbennuancen, neue Klangnuancen, vereinigen sich miteinander nach Gesetzen noch unerforschter Associationen, wie bei Rembrandt. — Die Dekadenz ist eine Krankheit, aber in dieser Krankheit ist ein heiliger Sinn gelegen. Sie ist Reaktion gegen die empörende Routine. Selbst in der Auflösung entdeckt sie den frischen, gesunden Kern eines neuen Menschen.

Als Haupt der russischen Dekadenz-Bewegung müßte Mynski betrachtet werden. Er schreibt Dramen, kritisch-philosophische Aufsätze und verfaßte sogar ein eigenes philosophisches System. Das schöpferische Talent bei Mynski ist nicht groß und ist unschön. Das ist besonders in seinen Gedichten zu sehen. Bei alledem ist Mynski interessant und bedeutend, weil seine Schriften voll Gedanken, oder richtiger, origineller Einfälle sind. Das ist ein echter Dekadent, aber ein Dekadent der Vernunft und nicht der Empfindungen. Indem er mit großer Schwierigkeit über religiös-jesuitische Wurzeln in sich hinwegschreitet, widmet er sich mit starker Leidenschaft logischen Philosophieen über Gott. Hievon finden wir bei ihm allzuviel und dazu in verschiedenen Richtungen, in verschiedenen Schattirungen, weil in ihnen, so weit es bewußt geschehen kann, das ent-

Digitized by Google

fernt wurde, was sie eint, ihnen Harmonie und Einfachheit verleiht. Eine Art Auflösung vernünftelnder Kraft, die zu ewigen Zerrissenheiten in Gedanken führt, zum Beschauen der Welt nicht in ihren natürlichen organischen Formen, sondern in chimärisch-doppelten Stimmungen. Er sieht die Welt wie sie Leute sehen, bei denen infolge einer Gehirnkrankheit sich alles in den Augen verdoppelt. Das ist die Duplicität der optischen Verführung und nicht des dialektischen Denkens, weil in seiner Doppelheit alles willkürlich fantastisch ist und ein Spiel über dem Abgrund der Leere darstellt. Hier ist keine wahre Tragödie und hier sind keine inneren versöhnlichen Motive vorhanden. In dieser Beziehung bieten seine „Philosophischen Gespräche," die vor kurzem in „Mir Isskusstw" erschienen, besonderes Interesse. Mynski will zeigen, daß echte Religion nicht auf dem Glauben begründet ist, der vergeht, sondern auf mystischer Erkenntniß, die nicht der Glaube, sondern die Sicherheit giebt. „Bauten, die auf Steinen errichtet sind, stürzen gänzlich," — schreibt er — „unerschütterlich aber sind die Sterne, die über dem Abgrund hängen. Und nun liegt mein Tempel, den ich auf Stein baute, in Schutt, ruinirt, und ich will einen unerschütterlichen Tempel über den Abgrund und über die Leerheit bauen."

Das Philosophieren Mynskis mußte, mit diesen zur Seite geschobenen „Steinen des Glaubens," fatal zur Idee des leeren Abgrundes gelangen, die er an die Stelle der Gottheitsidee setzte. Hier ist der Punkt, wo seine Gekünsteltheit, seine Verstandesfalschheit beginnt, mit ihrer nachgeahmten Weisheit, die die charakteristische Eigenheit seiner Werke ausmachen, mit ihrer Gespanntheit und Rhetorik.

Als Belletrist beschäftigte Mynski in der letzten Zeit viel die Presse mit der „Tragödie aus dem Leben der Gegenwart" — „Aljma." Dieses Werk, wie seine ganze dichterische Thätigkeit überhaupt, erscheint als lebendiges und beschämendes Zeugnis seiner inneren Ohnmacht. Dem Thema nach, wie immer, ist er furchtbar philosophisch, aber gleichzeitig ist er unfähig zu irgendwelchen unmittelbaren, sozusagen ehrlichen Empfindungen, sogar dekadenten Charakters. Aus seiner Seele können keine einfachen, harmlosduftenden Blümlein hervorblühen, auch nicht böse, parasitische Orchideen — im Geiste Baudelaires. Er geht unter den modernen Schriftstellern, wie ein kluger Taubstummer, der manchmal mehr sieht als die anderen, aber nichts zu sagen vermag, und immer bestrebt ist, Gedanken und Gefühle zu zeigen durch verschiedene verabredete Symbole und Gesten — durch ungraziöse, unschöne, fieberhafte. So ist der Charakter seiner „Aljma," ein Werk, jeder lebendigen Psychologie bar, ausgeklügelt, eine unangenehme Mißgeburt. Während seines ganzen Lebens schreibt Mynski über Schönheit, als der Erste in Rußland begann er über sie zu schreiben, aber in ihm selbst, in seiner Seele ist keine Schönheit vorhanden, und darum fehlt auch jede Schönheit in seinen Werken. Schönheit ist ein Wunder persönlicher Entwicklung, ihre organische Vervollkommnung, ein lebendiges Wunder des lebendigen sinnlichen Elementes, und kann daher nicht das Produkt irgend welcher schlauen Vernunftsdichtungen sein.

Von Mynski ist es natürlich, zu Mereshkowski überzugehen. Auch er ein Dichter, Belletrist und Kritiker. Mereshkowski befindet sich in einem ewigen Evolutionsprozesse, aber in einer durchaus unorganischen Evolution, in einer, die dadurch erklärt wird, daß in seiner Seele kein selbständiger, unzerlegbarer Kern vorhanden ist. Die Winde wehen von vielen Seiten, und Mereshkowski überläßt sich dem Spiel, bald des einen, bald des anderen Windes. Anfangs sang er Hadson nach, war ein Harodnik

Digitized by Google

(Volkstümler) und berauschte sich an Gljeb Uspenski, nachher in den 90er Jahren, als Mynski in die Lyrik philosophische Motive, mit einer Schattirung des Vernunftsdekadenz hineinbrachte, begab er sich rasch auf seinen Stelzen nach dieser Richtung. Unterwegs traf er Nietzsche, und von seinem Dämonismus berauscht, wurde er in seinen lyrischen Gedichten ein echter Megalomane, und begann zu gleicher Zeit bachische Ekstasen zu predigen. In seinem Nietzsche-Taumel schrieb er einen großen kritischen Aufsatz über Puschkin, in dem er schülerhaft auf dessen Werke die Idee des Nietzscheschen Heroismus anwendete. Zur selben Zeit schrieb er einen historischen Roman „Der Abtrünnige," der der Anfang einer historischen Trilogie sein sollte, die alten heidnischen Götter besang, und eine Rückkehr zu ihnen predigte. Der Roman hatte Erfolg, weil in ihm grelle Dekorationsschilderungen und echt dramatische Scenen vorhanden sind. Das Publikum vermochte nicht in die Geheimnisse von Mereshkowski zu dringen — in diese Mechanik der breiten Kompilation, bei der das Schaffen im Zusammennähen fremder Seiten aus einer glänzenden historischen Literatur besteht, die bloß wenig, nur sehr wenig durch die eigene, manchmal freie Uebersetzung aufgeputzt werden. Der zweite Theil der Trilogie: Leonardo da Vinci ist schon in etwas anderem Geiste geschrieben. Auf seinen Stelzen wandernd, begegnete Mereshkowski den idealistischen Strömungen der Gegenwart und unter seinen neu-heidnischen Tendenzen begannen neu-christliche Motive hervorzusprießen. Als Kunstwerk steht dieser Roman von Mereshkowski viel niedriger, als „Der Abtrünnige." Er ist schleppend, durchaus undramatisch, und stellt ein Chaos verschiedener Stoffe dar, die schon ganz offen, ohne jegliche Umarbeitung, der ungewöhnlich reichen Renaissance-Literatur entlehnt sind. Die Figur des Leonardo da Vinci selbst kam blaß und verschwommen heraus, weil sie durch das Medium verschiedenartiger fremder Arbeiten empfunden worden ist. Aber auch hier sieht der uneingeweihte Leser nicht das Hauptgeheimnis des Autors. Der Roman ist voll von fremden Worten, von fremden Charakteristiken, von verschiedenen feinen Bemerkungen und Hinweisen, die von Schriftstellern der Renaissance gemacht worden sind, wie Vasari, Paolo Giovio, Kardinal Borromeo und von späteren Schriftstellern bis auf die modernsten, wie Uzielli, Richter, Müntz, Pater. Es wird dies alles ohne Quellenangabe entlehnt. Die eigenen Manuskripte Leonardo da Vinci's scheint der Autor überhaupt nicht studirt zu haben, die Manuskripte des Französischen Instituts und des „Atlantischen Kodex" — und solche Citate entlehnt er chrestomatischen Ausgaben oder fremden Büchern. Bloß dort, wo historische Daten nicht ausreichen, holt er eigene Phantasien herbei, die sehr banal sind und oftmals der historischen Wahrheit zuwiderlaufen, soweit sie aus anderen Quellen bekannt ist. Gewiß, dieses ganze Kompilationssystem ist bei dem Schaffen eines historischen Romans im gewissen Grade unvermeidlich, die Sache aber ist die, daß er das entlehnte Material, ganz ohne Bearbeitung, roh verbraucht, so daß der Roman den Sinn und den Wert eines Kunstwerkes verliert. Wenn man ihn liest, sieht man alle Nähte, alle nach allen Seiten laufenden bunten Fetzen, und unwillkürlich erinnert man sich an das Urtheil Michel-Angelos über einen zeitgenössischen Maler: „auf dem menschlichen Gericht wird der Maler sich nicht schlecht ausnehmen, was wird aber mit ihm auf dem jüngsten Gericht sein?" — sagte Michel-Angelo — „sein Werk wird man nach den einzelnen Theilen auseinanderlegen müssen, um sie ihren Eigenthümern abzugeben, den anderen Malern, und dann wird

Digitized by Google

doch nichts von ihm übrig bleiben!" Gegenwärtig ist Mereshkowski an einem neuen Punkt angelangt, den man eigentlich einen sehr alten nennen könnte. Nietzsche ist schon niedergerissen und in seinem Wahnsinn erblickt er die strafende Rechte Gottes — jetzt ist er rechtgläubig und ist bereit, gerührt die Stufen der russischen rechtgläubigen Kirchen zu küssen. Tolstoi, der es wagte, die Heiligkeit der Dogmen zu leugnen, erscheint ihm einfach lächerlich. Mereshkowski zerstampft ihn in Gedanken mit den Füßen, wie er einst in einem seiner früheren Gedichte den Vesuv zerstampfte, obwohl man sich nur noch schwer erinnern kann, weshalb er eigentlich damals den armen Vesuv so übel zurichtete.

Indem er sich an den dritten Theil seiner Trilogie macht, der auf russischem Boden spielen wird, schüttelt er den Staub der westlich-europäischen Kultur von seinen Füßen und beginnt mit Fleiß die echt russische Verrücktheit in sich zu pflegen. Hier werden wir es mit der Apokalypse oder richtiger mit Citaten aus der Apokalypse zu thun haben, wie auch mit Schluchzanfällen eines künstlerischen, religiösen Wahnsinns, weil dies alles farbenreich im historischen Romane aus der russischen Wirklichkeit herauskommen muß. Die neuen Helden von Mereshkowski werden gewiß von Visionen vom jüngsten Gerichte und von der Hölle gepeinigt werden, wo die Sünder brennende Bratpfannen lecken und wo die Teufel sie mit eisernen Haken martern. All das, was vom erhabenen Dostojewski als Routine und Vulgarität in Fragen der Religion verschmäht wurde, wird als gutes Material für das wechselnde Pathos Mereshkowskis dienen können.

Als die am meisten typische Figur unter den Dekadenten erscheint vielleicht Hyppius. Zum Unterschiede von Mynski, dem Verstandesdekadenten, ist sie eine Dekadentin der Empfindungen. Alles, was sie schildert und beschreibt, ist ein dünnes Gewebe oder, richtiger, ein Spinngewebe der Empfindungen, durch das sie auf die Welt schaut. Die Conceptionen ihrer Erzählungen sind vernunftgemäße, erscheinen nicht als organische, künstlerische Pläne, und das ganze Interesse ihres belletristischen Schaffens besteht in diesen dekadenten, ausschließlich ästhetischen Sinneswahrnehmungen. Die Naturschilderungen erscheinen schön, wie ein feiner Kupferstich, weil die Natur und besonders eine schöne Natur ein sehr dankbares Material für dekadente Schilderungen darstellt. Aber diese Schilderungen Hyppius', wie ihre ganze künstlerische Arbeit, enthalten eine tief verborgene Falschheit: bei äußerer Schönheit ist dies alles erschrecklich leblos, reizt die Nerven, dringt aber nicht in die Seele, weil das keine Seele hat und sogar jene Kraft nicht besitzt, die andere dekadente Naturen, welche von etwas Machtvollem in ihrer Seele sich losrissen, ausüben können. Ein schwacher, kühler und feiner Wind bewegt immer das Spinngewebe Hyppius', in dem gleich Fliegen die von ihr erdachten, kleinen, immer blutlosen Menschlein sich verwickelten. Sie klettern, klammern sich an, ärgern sich mit einander, dünken sich als etwas Großes, Wichtiges, im Grunde aber leben und sterben sie, wie echte Fliegen, mit einem kaum hörbaren Summen. Der Autor scheint seine Helden als echter Lucifer zu betrachten, weil er bemüht ist, sie mit allen Eigenschaften des dekadenten Typus auszurüsten, — mit einem alles wagenden Egoismus, einem Haß gegen die Moral und mit verschiedenen, verfeinert-giftigen Neigungen, die den Romanen Dostojewskis entlehnt sind. Indessen werden alle Motive, die rein dekadenten nicht ausgeschlossen, in ihren Werken entkräftet, weil sie zu wenig in sich selbst besitzt und sich mit fremden Motiven und fremden Ideen umgiebt. Diese fremden Ideen, fremden Motive, die immer zeitgemäßen, die sozusagen dem Vereins-Hauswesen ange-

Digitized by Google

hören, wechselt sie in ganz kleine, dünne Empfindungen aus. Etwas Krankhaftes und zugleich Prätentiöses spürt man in allen ihren Werken, in den manirierten, koketten, die trocken wie seidene Frauenröcke knistern. Das lesende Publikum wird aufgereizt, wird beleidigt, weil es in ihnen einen tiefen, sittlichen Verderb herausfühlt, etwas Fruchtloses, Totes, gerade in jenem Punkte, wo andere Leute, sogar die Dekadenten in ihrer Einseitigkeit, mit sich selbst bitter zu kämpfen haben. In der letzten Zeit beginnt Hyppius, von den neuen idealistischen Strömungen begeistert, die göttliche Seele in der menschlichen Natur hervorzuheben, gerade dasjenige, das früher von ihr geringschätzig behandelt wurde, und träumt vom Siege über die seelische Zerrissenheit, aber origineller und ehrlicher wird es dadurch nicht. Diese ihre Gespräche über Gott, dieses ewige „zu Gott zu Besuche-Gehen", sind nicht mehr als eine neue Art des Kokettirens, des Interessant-sein-Wollens.

Es bleibt noch übrig, etwas über den letzten Dekadenten der russischen Belletristik zu sagen, der sich rasch Berühmtheit erworben hat, einige Zeit sogar Aufsehen erregte, zur Zeit aber ganz versiegt ist und aus der Literatur verschwunden ist. Ich spreche von Sologub, dem Autor einiger sehr talentvollen Gedichte, einer sehr talentvollen Erzählung unter dem Namen „Schatten" und einiger weiterer Erzählungen und Novellen, die mit einem Schlage die Grenzen seiner Begabung zeigten. Sologub ist auch ein Dekadent der Empfindungen, etwas Hyppius verwandt, kraftvoller und mürrischer als sie, ihr aber in Verstandeskultur nachstehend. In der Erzählung „Schatten" klang ein trauernder Wahnsinn, etwas tief Pessimistisches. Ein russischer Schopenhauer, der aus einem erstickenden Keller heraufkam, auf die Welt hinschaute und sagte, daß alles — Schatten ist. Eine absolute Verneinung der Welt, all' ihrer Freuden, all' ihrer Aufregungen. Wenn Sologub Kraft genug besäße, diesen Weg weiter zu gehen, wenn er geistigen und kulturellen Inhalt genug besäße, er wäre ein großer Dichter geworden. Dieser düstere Keller aber, dem er eine Minute entstieg, ließ in ihm keine Kraft, kein Blut, keine echte Phantasie zurück, die die Eindrücke des Lebens in poetische Symbole verwandelt. Das, was Sologub nach den „Schatten" geschrieben hat, ist voll krankhafter Hallucinationen, sittlicher Verderbtheiten und bietet in grober, unkünstlerischer Form die Miasmen der Verwesung, einer inneren und äußeren Armut. Die Kritik warf sich bald auf die schwachen Seiten seiner Dichtungen und benutzte sie dazu, um die russische Dekadenzbewegung zu kompromittiren. Wahrlich, ebenso wie Hyppius mit ihrer seelenlosen Koketterie aufreizt, reizt Sologub mit seiner Grobheit auf. Bei dem einen wie bei der anderen empfand man eine sittliche Verderbtheit, die niemals in den Werken der echten russischen Talente gewesen und niemals für das russische Publikum anziehend sein wird.

Wie es scheint, wurde das schon von den Dekadenten selbst empfunden, die in Rußland wie in Westeuropa ihrer Dekadenz untreu geworden sind und in die idealistischen Strömungen übergingen. In Rußland ist eine solche rasche Evolution der Dekadenz besonders natürlich, weil es kein anderes Volk auf Erden giebt, wie das russische, in dem das der Dekadenz entgegengesetzte religiöse Element so ausgeprägt wäre, und auch deshalb, weil die Dekadenz eine rein kulturelle Schöpfung ist und nach dem schlammigen Rußland durch westeuropäische Winde verschlagen wurde. Jetzt löst sie sich scheinbar auf, und nachdem sie sich in eine neue Form des Schaffens verwandelt haben wird, kann man hoffen, daß aus dieser ganzen Bewegung

Digitized by Google

neue literarische Kräfte hervorgehen werden. Das wird die Dostojewskische Epoche, das werden Leute von derselben Leidenschaft sein. Die Tolstoische Tragödie ist in der russischen Litteratur schon ganz erschöpft, und das große Talent von Tschechow erscheint als das letzte Wort in dieser Richtung. Der Dostojewskische Strich beginnt nun eben. Der künstlerische Gedanke ist durch das Bewußtsein der menschlichen Zerrissenheit gegangen, und schöpfte aus diesem Bewußtsein eine tragische Vertiefung und eine gewisse neutestamentarische Hoffnung auf andere, höhere Formen des Lebens, neue Formen der Kunst und eine neue, vollendete Schönheit.

## V.

Ich verfolgte zwei besonders tiefe Strömungen in der russischen Literatur — die Tolstoische Strömung und die von Dostojewski. Es bleibt noch zur Vervollständigung des vorliegenden Bildes übrig, in allgemeinen Zügen verschiedene Seitenströmungen in der gegenwärtigen russischen Literatur zu zeichnen, in denen ein eigenes Leben, eigene Talente vorhanden sind. So ist es unmöglich, Schriftsteller wie Jassinski, Nemirowitsch-Dantschenko, Gnieditsch unerwähnt zu lassen — Schriftsteller, die sich zuvörderst durch ihre saftigen, untendenziösen, rein künstlerischen Begabungen hervorthun. Jassinski besitzt einen grellen, bösen, etwas heimlichen Erotismus, ein durch die Vielschreiberei und literarische Maßlosigkeiten zu Grunde gerichtetes großes Talent. Eine Maßlosigkeit, die ihm erlaubte, sein Talent durch belletristische Revanche und Angriffe zu vergeuden. Im allgemeinen aber geht schon seine belletristische Thätigkeit ihrem Ende entgegen. Er schreibt noch sehr viel — Belletristik, Publicistik, er redigirt eine Zeitung und eine Zeitschrift; der Ruhm eines echten Künstlers schwindet von ihm allmählich. Ein ebenso grelles, noch unmittelbareres Talent ist Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko. Ein jeder seiner Romane ist ein Kurierzug, der zwischen halb fantastischen, blendenden Landschaften des europäischen Südens dahinjagt, die mit einer kopfschwindeligen Eile entgegen glänzen, indem sie sich vereinigen, zusammenschmelzen. Seine Helden eilen auch, — vereinigen sich und schmelzen zusammen in eiligen Begegnungen auf hastigen Wegen und ohne gehörig ihre Seele gezeigt zu haben verschwinden sie im Rauche ferner Horizonte. Sie sprechen alle etwas eilig und lauter wie gewöhnlich, indem sie den betäubenden Lärm des Zuges überschreien. Man liest seine Romane und man sieht sich in einem Coupee mit einem guten, herzlichen Menschen, der Gott weiß was schon alles in seinem Leben gesehen hat, trotzdem aber keiner pessimistischen Tiefsinnigkeit anheim gefallen und fähig ist, mit seinen fröhlichen, manchmal stark realistischen Erzählungen uns bis zu Thränen lachen zu machen, und manchmal — uns durch den Ausdruck einer besonderen Herzlichkeit zu rühren. Diese Herzlichkeit quillt einfach aus seiner Feder. Was Gnieditsch angeht, so ist dieses Talent auch ein ziemlich saftiges, wenn auch nicht ein so tiefes wie Jassinski und nicht ein so grelles wie Nemirowitsch-Dantschenko. Etwas Bourgeoises und Unreines ist in einigen seiner Erzählungen, die immer den Stempel des Selbstvertrauens und der Albernheit tragen. Wenn die Romane Nemirowitsch-Dantschenkos einem Kurierzuge gleichen, so kann Gnieditsch einer Droschke mit Gummi-Reifen verglichen werden, einer Droschke eines Petersburger Miethskutschers, auf der der Autor komfortabel spazieren fährt, und dabei die Fußgänger mit Straßenkoth bespritzt.

Digitized by Google

Eine ganz einsame Stellung unter den zeitgenössischen russischen Belletristen nimmt der schon nicht mehr junge Schriftsteller Albow ein. Das ist buchstäblich die Heine'sche Fichte, die auf der kahlen Bergspitze steht, traurig und unklar, von etwas Fernem träumend. In Albow steckt etwas von Dostojewski, aber ohne dessen tiefe Kontraste, ohne dessen Temperament, nicht die höhere Leidenschaft von Dostojewski, sondern der schwere Alp seiner unterdrückten ehrlichen Seele. Er schreibt ungemein wenig, jede Zeile quälerisch von sich abreißend, schreibt immer weniger und weniger, schon Wiederholungen anheimfallend. Das ist ein Künstler, von dem man sagen kann, er habe nur aus sich selbst geschaffen, der fast nichts vom Leben genommen hat; und das Wenige, das er wußte und sah, tauchte er in das Dämmerungslicht seiner Seele. Wenn man aber seine besseren alten Sachen durchliest — die mit den dunstigen Kellern und mit den betrunkenen Helden der armen Petersburger Vorstädte, so wird man ergriffen und gewinnt dieses nachsinnige und vornehme Talent lieb. Wir lieben in der Literatur die breite geräuschvolle See, und die einsame nordische, auf dem Felsen stehende und vom Nebel umhüllte Fichte.

Wie groß ist noch die Masse gelesener Belletristen! Sie ist schwer nach einzelnen Gruppen zu qualificieren, aber eine solche Qualifikation ist auch nicht nötig, denn das literarische Schaffen lebt ein freies Leben, und dasjenige, was im gegenwärtigen Augenblick keinen bestimmten Sinn als künstlerische Erscheinung hat, kann nach einer gewissen Zeit, im Verein mit anderen literarischen Rhythmen und bei größerer Tiefe der Talente — eine neue Kraft hervorbringen. Eines aber muß von allen diesen Belletristen gesagt werden: sie schwimmen mit dem liberalen Strome der Journalistik, indem sie sich von fortschrittlichen Motiven begeistern lassen. Solch einer war der unlängst verstorbene Romanschriftsteller Scheller, der den Wechsel verschiedener Generationen schilderte, mit einer belehrenden pädagogischen Note, aber ohne echtes künstlerisches Talent. Lange und eifrig arbeitete in der Literatur dieser russische Spielhagen — ohne das maßvolle deutsche Kulturträgertum und ohne jenes rein-poetische Aufflackern, die beim echten Spielhagen anzutreffen sind. Jetzt kann man sagen: gut, daß er in der Literatur gewesen, gut aber auch, daß er sie schon verlassen hat. — In einer Reihe mit Scheller muß Boborykin genannt werden, ein schon sehr berühmter Schriftsteller, auch ein unermüdlicher. Er geht seinen Weg durch verschiedene Generationen mit hohem Haupte, mit einem großen Intelligenz-Mantelsack, wenn man sich so ausdrücken darf, und mit einem photographischen Momentapparat in der Hand — ganz nach europäischer Art. Im Roman ist er nur Publicist, obwohl er in seinen nicht langen Erzählungen Streifzüge in die moderne Psychologie macht, bald in die weiberfeindliche, bald in die melancholische. Es ist sehr gut, daß er in der Literatur noch lebt, besser aber wäre es vielleicht, wenn er sich ein wenig beschwichtigen würde. Boborykin fand unter den Collegen einen sehr heißen Anhänger — Lugowoi, der Autor ungewöhnlich langer Romane, die wie bei Boborykin mit verschiedenen fremdländischen Phrasen durchwürzt sind. Uebrigens begnügt sich Lugowoi nicht in der Rolle eines lebenschildernden Künstlers: er liebt ewige Fragen zu beleuchten, obwohl in nicht ewiger Beleuchtung.

Noch wie viel Namen! Ertel, Mamin, Matschtiet, Barantschewitsch! Ertel rief vor Zeiten eine gewisse Sensation hervor. Er war Schilderer der neuen Stimmungen, der neuen gährenden und unruhigen Elemente der Gesellschaft, liebte verschiedene merkwürdige Figuren zu zeichnen, die sich

Digitized by Google

aus unintelligentem Milieu zur Intelligenz emporhoben. Ein nicht besonders großes und nicht besonders produktives Talent, mußte Ertel in dem Augenblick erblassen, da in der Literatur wahre psychologische Fragen gestellt wurden. Zusammen mit ihm erstickten die Begabungen von Salow, eines Turgeniew-Nachahmers und des Schilderers des Volkslebens — Nefiedow. Hier muß Mamin-Sibirjak erwähnt werden, ein Mann, der in seiner ethnographischen Sphäre großes Talent besitzt. Jetzt verfällt Mamin, der seine Eindrücke aus dem Leben der fernen Handelssphären Rußlands nicht auffrischte, in Wiederholungen, und in psychologischen Sujets hat er niemals etwas Interessantes zu Stande gebracht. Dann kommt Barancewitsch in den Sinn, der Schilderer der grauen, bürgerlichen, kleinen Tschinewniki-Vorstädte von Petersburg — ein bescheidener, stiller, vornehmer Literat, der als Lebensunterhalt die einfache Arbeit eines Beamten an einer Pferdebahndirektion der Hauptstadt nicht verschmäht, obwohl er ziemlich viel schreibt. In dieser Beziehung steht Barancewitsch etwas höher als Potapenko, ein Mann von echter Begabung, der sehr rasch sein heiliges Feuer verbrauchte. Seine ersten Erzählungen aus dem ihm sehr gut bekannten Leben der Geistlichen waren prachtvoll. In ihnen war Kraft, Humor und eine gewisse Herzenswahrheit. Er hatte aber das geräuschvolle Hauptstadtleben nöthig und er begann fast mit beiden Händen zu schreiben — für Journale, Zeitungen, für das königliche Theater, indem er als Künstler immer niedriger und niedriger sank. Uebrigens ist das Schicksal von Potapenko sehr charakteristisch, wie überhaupt das Schicksal vieler enger Talente, die sich in der Schilderung eines gewissen Lebensstriches erschöpfen. Solche z. B. sind Stanimkewitsch und Matschtiet. Matschtiet, der mit großer bürgerlicher Gespreiztheit schrieb, verfaßte einst einen unmenschlich vortrefflichen „Juden", der bei vielen Seelen Thränen der Rührung hervorrief, nachher aber erwies er sich als ohnmächtig, jemandes Herz und womit es auch sei, zu rühren. In Zorn geratend, begann er talentlos und gemein in einer Provinzzeitung nach allen Seiten zu verleumden. Er ist seit einem Monate tot.

Noch und noch Namen! Wie soll man nicht einen solchen begabten, ehrwürdigen Kot-Murlika erwähnen, den prachtvollen Märchenerzähler, der doch in der Romanliteratur, Gott weiß, was nicht alles zusammenschrieb: er mischte den Spiritismus mit hinein, und gemeine Juden und irgend-welche Brände. Wie gut ist es, daß er einst ein so prachtvoller Erzähler gewesen, und wie gut wär's, wenn er seine Romane nicht geschrieben hätte! Ich überlasse dem Leser ganz ohne Charakteristik solche Schriftsteller wie Bjeshetzki, Budischzew, Bunin, Timkowski, — nicht weil sie ganz ohne Talent wären, sondern weil es von gewissen Talenten zu sprechen so freudlos ist. Es ist aber notwendig, einige Worte über Melschin, Tschirikow und Weresaew zu sagen. Das sind alles Schriftsteller von einer publicistischen Färbung. Melschin, der Autor viel Aufsehen erregender Schilderungen aus dem Leben der Zwangsarbeiter unter dem Namen „Aus der Welt der Verstorbenen", — ist ein Schriftsteller nicht ohne Talent, bloß von einer primitiven, radikal-volksthümlichen Tendenz, die sogar auf den Seiten der Zeitschrift „Russkoe Bogatstwo", wo die tendenziöse Belletristik zu Hause ist, unangenehm berührt. Tschirikow und Weresaew — junge, auch tendenziöse Schriftsteller, ein wenig marxistisch, bekämpfen immer in ihren Erzählungen die bourgeoise Gesellschaftsordnung. Man liebt sie, druckt sie gern, ihre Popularität wird aber ganz in den Schatten gestellt durch den Ruhm eines Schriftstellers wie Gorki, der für sie eine nie zu erreichende Höhe bildet.

Digitized by Google

Von einer Welle zur anderen habe ich so in meinem kritischen Kahne fast das ganze literarische Meer des gegenwärtigen Rußlands durchfahren. Bis zum Ufer ist eine Welle noch übrig geblieben — eine weiche mit zottigem Kamme. Das sind die Schriftstellerinnen, die Frauen. Sie arbeiten schon lange in der russischen Literatur und haben einige vortreffliche belletristische Namen aufzuweisen, wie Marko-Wowtschok, Kochanowskaja, Chwoschchinskaja, Smirnowa. Smirnowa arbeitet noch, schrieb in der letzten Zeit einige dramatische Sachen, die auf der Bühne gegeben wurden, ihre Kraft aber ist in der Vergangenheit. Das ist ein sehr talentvoller Mensch, mit einem sehr nüchternen Verstand und grellem Temperament. Man las sie in ganz Rußland zu einer Zeit, da die Namen Turgeniew, Dostojewski, Tschedrin, donnerten. Jetzt schreibt Smirnowa sehr selten künstlerische Sachen, von Zeit zu Zeit aber erscheinen ihre publicistischen Feuilletons, in denen sie fast mit einer unfrauenhaften Kühnheit und Einfachheit über die einen oder die anderen Erscheinungen des Lebens spricht. In diesen Aufsätzen drückt sie jene Lebensverbitterung gegen die menschliche Banalität und Dummheit aus, die in anderer Form in ihren künstlerischen Arbeiten zu spüren war. Dem literarischen Alter und der Berühmtheit nach muß nach Smirnowa die Olga Schapir genannt werden. Sie hat viele Romane und Erzählungen geschrieben, in denen trotz der etwas zerfließenden aber grellen Schreibweise, sehr gute, humane Motive stecken. Manchmal ist sie tendenziös — in Behandlung des Familien- und überhaupt des sozialen Lebens der Frauen. Von den mehr jüngeren Schriftstellerinnen sollten Gurewitsch und Krestowskaja gezeichnet werden. Aber über Gurewitsch werde ich nicht sprechen, theilweise deshalb, weil ihre künstlerische Thätigkeit erst jetzt sich zu entwickeln beginnt, nachdem sie sich von der complicirten Arbeit einer Journal-Herausgeberin zurückgezogen hat, und theilweise aus dem Grunde, weil ihre ganze Thätigkeit zu nah vor meinen Augen sich vollzieht. Was Krestowskaja anbelangt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Schriftstellerin schon als eine abgeschlossene Persönlichkeit dasteht. Sie debütirte mit belletristischen Schilderungen, die großen Erfolg hatten, darauf schrieb sie einige größere Sachen. Sie ist vielleicht die frauenhafteste aller in der Literatur arbeitenden Frauen, mit allen Vorzügen und Mängeln der Frau: naiv, sensibel, aber leichtsinnig in der Form und im Stil.

Digitized by Google

# Das Glockenspiel.

Lyrische Scene (für Marionetten)

mit einem Vorspiel

von **Christian Morgenstern.**

---

## Personen des Vorspiels:

**Ein alter Diener.**
**Ein junges Paar.**

(Saal eines Schlosses aus dem 14. Jahrhundert. Teilansicht. In der Mitte der Hintergrundswand ein übermannshohes und etwa fünf Schritt breites, nach vorn durch Thorflügel geschlossenes Gehäuse, mit einer Uhr im Giebelfeld. Davor eine halbkreisförmige Bühne, als deren Radius eine Sense in der Hand eines mähenden Mannes gedacht ist. Links und rechts vom Zuschauer läuft, ein wenig tiefer, eine Galerie an das Werk heran, deren Gehäuse sich um das vorspringende Bühnenrund herum fortsetzt. — Rechts das lebensgroße Bild eines Adligen aus dem 14. Jahrhundert.)

Der Diener, (das junge Paar auf der Galerie zur Rechten herumführend): Diese Uhr hier ist wohl die größte Sehenswürdigkeit des Schlosses. Sie ist mit einem Glockenspiel sowie drei beweglichen Figuren versehen, wovon eine den Tod darstellt, während die andern Beiden lebensgetreue Nachbildungen des im Jahre 1665 verstorbenen Grafen Gottfried von Hoheneck und seiner hochseligen Gemahlin Katharina sind.

Die Schloß-Chronik weiß darüber folgendes zu berichten: Als am 7. Dezember 1665 dem jungen gräflichen Paar ein Sohn geboren wurde, herrschte eitel Freude im Schlosse. Alsbald aber wurde diese Freude dermaßen in ihr Gegenteil verkehrt, daß man diesen Tag seither als den größten Unglückstag derer von Hoheneck betrachtet hat. Die junge Mutter starb nämlich bald darauf an den Folgen der Geburt, was hinwiederum den Grafen, ihren Gemahl, in eine solche Betrübnis und Verzweiflung versetzte, daß er sich mitten in der Nacht aufs Pferd warf, seine tote Gemahlin vor sich auf den Sattel nahm, und, ehe er noch zurückgehalten werden konnte, in Sturm und Finsternis verschwand. Am andern Morgen fand man das gestürzte Pferd am felsigen Ufer des Waldsees — von dem Sie vorhin vom Turm aus ein Eckchen erblickt haben. Von den beiden gräflichen Personen selbst hat nie mehr irgend ein Mensch eine Spur entdecken können. Man vermutet, daß sie im See ertrunken, und in den unterirdischen Abfluß hineingezogen worden seien, von dem man heute noch nicht weiß, wo er endet. — Als der verwaiste junge Graf unter der Obhut einer Tante erwachsen war, und das Schloß übernommen hatte, ließ er dieses Werk hier nach seinen Ideen anfertigen. Die beiden Figuren sind, wie ich schon sagte, die porträtähnlichen Nachbildungen seiner Eltern, und stellen dieselben dar, wie sie, nachdem sie sich eben gefunden haben, vom Tod überrascht und unerbittlich hinweggemäht werden. — Hier nebenan

Digitized by Google

sehen Sie das Bild des Grafen Gottfried, des Sohnes. Auch er starb in jungen Jahren, wie man sagt, an einem Gemütsleiden.

(Das Glockenspiel hebt an).

Hier hören und sehen Sie das Werk nun selbst. Es ist schon mehrere Male reparirt worden, und man befürchtet, daß es seinen Dienst bald unwiderruflich ganz einstellen wird. Es spielt übrigens nur Mittags und Mitternachts.

(Die Thorflügel öffnen sich).

(Eine mit allerlei symbolischen Darstellungen des Lebens und des Todes bemalte Hauswand, welche den Giebel, in dem sich die Uhr befindet, nach unten abschließt, zeigt drei Thüren nebeneinander, durch deren linke und rechte beim ersten Schlag der Uhr eine männliche und eine weibliche Figur heraustreten. Beim fünften Schlage stehen sie sich gegenüber und reichen sich die Hände. Beim sechsten tritt der Tod aus der Mittelthür, die Sense auf der Schulter. Beim siebenten holt er mit der Sense aus, indem er sie vor der linken Thür ansetzt. Während acht, neun, zehn und elf schreitet das Paar, Hand in Hand der rechten Thür zu und verschwindet in dieser in dem Augenblick, als die Sense es erreicht. Beim zwölften Schlage schultert der Tod seine Sense wieder und tritt in seine Mittelthür zurück. Unter den Nachklängen des Glockenspiels schließen sich die äußeren Thorflügel wieder.)

(Der Zwischenvorhang geht zu.)

(Ende des Vorspiels.)

## Die Figuren der Scene:

**Die Figur eines jungen Mannes**
**Die Figur eines jungen Weibes**
**Die Figur des Todes**

(Mitternacht, Mondschein. Man hört in der Ferne eine Turmuhr 12 schlagen. Bald darauf hebt das Glockenspiel zu klingen an. Die Thorflügel gehen auseinander, die Scene spielt sich bis zum sechsten Schlage, wie angegeben, ab. Beim Uebergang zum siebenten Schlag aber bleibt das Werk nach einigem Surren und Aechzen plötzlich stehen.)

(Nach einer Weile, während welcher die beiden Liebenden aus ihrer Starrheit erwachen):

Er. Des Schicksals Zeiger stockt — —
Sie. Wir sind befreit — —
Er. O wären wirs'!
Sie. Geliebter, laß uns fliehen!
Er. Umsonst! Wir träumen nur.
Sie. Es ist kein Traum, —
Auf meinen Lippen fühl's, es ist kein Traum!
Er. O Du, an meiner Brust, wie einst!
Sie. O komm!
Aus diesem grauen Kerker flieh' mit mir!
Das Schicksal schläft, das Mondlicht lockt so süß —!
Wer wird es merken, wenn wir uns auf leisen Sohlen
Fortstehlen in die Nacht —
Er. Vergaßest Du —
Sie. Was, Liebster?
Er. Daß wir's dreimal schon gebüßt
mit immer neuem unerträglicherem Bann?
Das Schicksal schläft, doch Du entrinnst ihm nicht.
Aufschrickt es plötzlich wieder von der Rast
und stürmt mit Uebermenschenschritten hinter Dir
einher und packt Dich wieder an der Hand,

Digitized by Google

daß Du mit schmerzendem Gelenk, ein wehrlos Kind,
von neuem gehst, wohin sein Griff Dich reißt.

Sie. O, sprich, sprich weiter, was Du sprechen magst!
Dich hören, sehn, — ist's nicht schon Glücks genug?

Er. Nein, töne Du, Du langentbehrte Stimme,
geliebteste Musik!

Sie. O, dieses Haupt, —
wie lange fühlt' ich's nicht auf meinem Busen!

Er. Die goldnen Schleier Deiner Schläfen, — oh,
wie lang durchküß' ich nicht ihr duftend Netz!

Sie. Wie lange strich ich Dir das Haar nicht so
zurück und so!

Er. Und diese jungen Schultern
wie lang umfing sie nicht mein Arm, wie lang!

Sie. Sag, weißt Du noch den Tag, da wir uns fanden? —

Er. Den Frühlingsabend, — ob ich ihn noch weiß!
Du standst im Nachen, Deine Hände wanden
mir einen Kranz aus jungem Birkenreis.
Und als Du neigtest Dich, ihn mir zu reichen,
der ich vor Dir in Schau'n versunken saß —

Sie. Da fühlt' ich mich erröten und erbleichen,
daß ich ihn Dir zu geben fast vergaß —

Er. Ich aber griff die Hände, die mich krönten.
Sie zitterten, — da wagt' ich schon nicht mehr —

Sie. bis Deine Blicke meine Scheu versöhnten.
Und „siehst Du —" sprach ich, Dir die Hand entziehend, —

Er. Wie ward mir diese Hand zu lassen schwer!

Sie. — „den wilden Schwan dort, übern Wald her fliehend,
als brächt' er uns den Abend selber her —"

Er. Denn eben schlug, ich seh' sie noch, die Flamme
des Sonnenuntergangs durch dunkle Kronen,
daß jener wie aus ihm geboren schien!
Da plötzlich fühlt' er Stimme sich verliehn —

Sie. Und sang!

Er. Und sang! Wird ihn das Schicksal schonen? —
Ich rief's; — da stürzt er schon, getreu dem Stamme,
von dem er war, sein Todeslos erfüllend —

Sie. und uns im Tod in nasse Schauder hüllend — —.

Er. Ein Schauder, kälter noch, durchfror mein Herz.
Mir ahnte Schweres, wußt' ich gleich nicht, was.
Und als mein Blick den toten Sänger traf,
um Dich zu suchen, sah ich, daß Du weintest . . .

Sie. O, Liebster, meinst Du nicht, wir könnten fliehn?

Er. Und flöhen wir! Wohin? geliebtes Kind!
Ob auch der Mond noch leuchtet wie vor Zeiten, —
Die Welt um uns ist unsre Welt nicht mehr.
Die mit uns lebten, schlafen längst im Grabe.
Er selber, der uns diese Qual erschuf,
nicht wissend, was er that in seiner Liebe — —

Sie. Mein Kind —

Er. Ja, unser kaum gekannter Sohn,



Digitized by Google

der uns hierher gebannt, uns um den Frieden
des Grabes bringend —

Sie. Zürn', o zürn ihm nicht!

Er. Wie könnt' ich es! Auch er ist längst gegangen,
in jenes Reich, vor dessen Pforte wir
verlangend stehn —

Sie. So wünschest Du Dich fort —
von mir —

Er. Ich — fort?

Sie. Um ewiger Ruhe Preis — ?

Er. Nein, Seit' an Seite Dir, so eng geschmiegt,
wie jene beiden Buchen — weißt Du noch? —
in unserm Park in eins zusammenwuchsen,
daß keine mehr zu scheiden wußte, wem
die Zweig' gehörten —

Sie. Doch wenn Gott uns riefe?

Er. Uns ruft er nicht. Was in uns Seele heißt,
das atmet er vielleicht wie einen Hauch
in seine Seele wieder, — doch die Form,
die er uns gab, in der sein Geist sich selber
geliebt, — sie fordert er nicht mehr zurück.
Wir, Du und ich, wir dürfen schlummern, bis
sich unser Staub vermählt und —

Sie. O, nicht mehr!
O, möchte tausend Jahr und abertausend
dies Werk uns öffnen Tag und Nacht die Thür,
der starre Tod — sieh', wie er grämlich lauert! —
uns Nacht um Tag aus unserm Schattenglück
fortstören wieder in die alte Haft!
Nur daß mir nicht in Staub zerfiele, was
mein Teuerstes in Ewigkeit ist —

Er. Horch!

(Es erhebt sich ein ächzendes Geräusch in dem Werk, als wolle es sich wieder in Bewegung setzen; einige Töne des Glockenspiels werden hörbar; der Tod holt mit der Sense aus; die beiden schicken sich schon an, steif und mechanisch in der Thüre rechts zu verschwinden. Beim siebenten Schlage aber bleibt das Werk von neuem stehen.)

Er. Es ging vorüber — noch einmal —. Geliebte!
Sieh nicht so starr! Wir sind noch einmal frei!
Wach' auf! (küßt ihre Augen).

Sie. Oh!

Er. Komm zu Dir!

Sie. Noch einmal, Freund?

Er. O, wär' ich nie geworden! Hätt' ich nie
gesehn, geliebt, gezeugt!

Sie. Was schiltst Du mich?

Er. Dich? Nein, das Schicksal! Warum kann ich nicht
Den fürchterlichen Kettenring zersprengen,
der mich an diese Gruft voll Staub hier schmiedet,
die grausige, entwürdigende Willkür,
die uns zu Gliederpuppen macht, erwürgen!
O, warum thatest du uns das — du — du —!

Digitized by Google

Was für ein Geist des Abgrunds gab dir diesen
entsetzlichen Gedanken ein, Unseliger, —
den ich ver —

Sie. Schweig, halt ein, Du tötest mich!

Er. Wenn wir uns töten könnten! —

Sie. Grausamer!

Er. Uns töten! Doch womit? Ah, dort, die Sense
entreiß' ich ihm, — und über unsre Adern
ein rascher Schnitt, — und alles ist vorbei —

Sie. Nicht! nicht! Sieh' dort —!

(Das Mondlicht beleuchtet voll den Kopf des jungen Grafen an der Wand)

Er selber bittet Dich!

Er. Du meinst, dies sei —

Sie. Er ist's! Dies ist Dein Mund,
wie er im Zorn sich strafft, im Scherz sich ründet,
dies sind die Augen, die mein Blut entzündet —

Er. Nein, Deine sind's, wie Seeen ohne Grund —!

Sie. Dies ist Dein Krausgelock —!

Er. Doch gold' und seiden,
wie Deine Flechten!

Sie. Dies Dein trotzig Kinn!

Er. Doch diese Grübchen hat er —

Sie. von uns beiden!
Wie schön er ist!

Er. Ob er wohl auch dahin
in jungen Jahren mußte? — Seliger Geist,
sag mir, sag uns, wenn Du es kannst und weißt:
Wann endet unsre Qual?

Sie. Bewegt er nicht
die Lippen?

Er. Sprich, o sprich!

Sie. Mir ist's, er spricht!

Er. Wann winkt uns Deine Ruh? Wann endlich hallt
der letzte Glockenruf! Ein Wort nur!

—

(Das Uhrwerk setzt von neuem ein. Der Tod beschreibt mit seiner Sense den Halbkreis die beiden Figuren in die Thüre rechts treibend, hinter der sie beim elften Schlage verschwinden Beim zwölften schultert der Tod seine Sense wieder und tritt in seine Mittelthür zurück. Die Thorflügel des Werkes schließen sich, während die Melodie in einem Nachspiel verklingt. Der Mond ist von dem Bilde fortgerückt.)

(Der Vorhang fällt langsam.)



Digitized by Google

# Rundschau.

## Die Frauenfrage.

Unter den Erscheinungen des nationalökonomischen Büchermarktes von 1901 wird Lily Braun's „Frauenfrage"*) allezeit einen ehrenvollen Rang einnehmen als ein Standard-work, das niemand wird umgehen können, der dieses verzweigte Gebiet wissenschaftlich bearbeiten will. Ein vorbildlicher Fleiß, der überall bis auf die Quellen, und wo es erforderlich war, sogar auf die unsäglich mühsame und undankbare Aufgabe der eigenen Aufarbeitung des statistischen Rohmaterials zurückgegriffen hat, eine klare und wissenschaftlich vertiefte Uebersicht über das weite Gebiet der Socialwissenschaft und Socialpolitik haben hier in Verbindung mit einem kraftvollen und, wo es not that, sich zu edlem Pathos erhebenden Stil ein Werk geschaffen, auf das die deutschen Frauen und die deutsche Wissenschaft mit Recht stolz sein dürfen. Besonders wohlthuend wirkt es, daß Frau Braun, ohne ihre Stellung als Socialdemokratin irgendwie zu verleugnen, sich dennoch sowohl der marxistischen Theorie gegenüber, und zwar auch in wichtigen Problemen, als auch der Parteipraxis gegenüber die volle wissenschaftliche Objektivität zu wahren gewußt hat. Wenn der ruhige Ton sich in den Kapiteln von der Hausindustrie hie und da leidenschaftlicher färbt, so scheint mir das eher ein Vorzug als ein Mangel der Darstellung: es giebt eben Dinge, denen gegenüber dem Forscher die „leidenschaftslose Contemplation" zum Teufel gehen soll, wo er das „Sollen" zu betonen hat, nachdem er das „Sein" untersucht hat.

Der vorliegende stattliche Band behandelt in schneller Uebersicht die historische Entwicklung der Frauenfrage von der vorgeschichtlichen Zeit bis zum XIX. Jahrhundert; und in breiterem Fluß die wirtschaftliche Seite der Frauenfrage, und zwar sowohl der bürgerlichen als der proletarischen. Ein zweiter Band, der uns versprochen wird, soll die civilrechtliche und öffentlich-rechtliche Stellung der Frau sowie die psychologische und ethische Seite der Frauenfrage behandeln.

Zur bürgerlichen Frauenbewegung nimmt die Verfasserin eine zwiespältige Stellung ein, wie das ihr Parteistandpunkt mit sich bringt. Auf der einen Seite ist sie ihre Verteidigerin gegen jene noch immer nicht ausgestorbene Richtung, die der Frau nur die Stellung als Gattin und Mutter zuweisen will, ohne zu erkennen, daß die gewaltige Revolution unserer gesamten Wirtschaftsorganisation, die die alte Hauswirtschaft auflöste und durch die Marktwirtschaft ersetzte, eine immer wachsende Zahl von Frauen verhindert, jenen „Beruf" zu ergreifen. Es ist fast peinlich, daß ein Schriftsteller von solchem Rang gezwungen ist, alle die abgestandenen „Argumente" noch einmal zu widerlegen, die seit Jahrzehnten nur noch geltend gemacht werden, um die Rückständigkeit ihrer Verfechter zu beweisen. Das führt Frau Braun zuweilen auf schwankenden Boden, der durch Thatsachen nicht mehr gehörig unterkellert ist, so z. B. in der Frage der physiologischen Minderleistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes, die doch nicht so absolut entschieden ist, wie sie es glaubhaft machen möchte. In der That wissen wir nicht genug davon, aber wir brauchen auch gar nichts davon zu wissen: denn, ob gleich befähigt oder nicht, die Logik der Dinge und die Gerechtigkeit verlangen gleichermaßen, daß der Frau die Rennbahn zu gleichen Bedingungen freigegeben werde, wie dem Manne, und dann mag der Erfolg richten! Seitdem mit der Auflösung der alten Hauswirtschaft die Ehe für die meisten Männer aus einer wirtschaftlichen Notwendigkeit zu einem schweren Onus geworden ist; seitdem die Ehelosigkeit aus diesem Grunde immer weiter um sich greift, muß der berufslos gewordenen Frau die Möglichkeit einer Existenzgründung bedingungslos zugestanden werden, und gerade von den Verfechtern der weiblichen Minderwertigkeit, die sich der

*) Lily Braun, die Frauenfrage. Leipzig (S. Hirzel) 1901. XII und 557 SS.

Digitized by Google

Gelegenheit freuen sollten, ihre Widersacherinnen durch die Thatsachen ad absurdum zu führen.

So weit ist Frau Braun für die bürgerliche Frauenbewegung, die sie für ein notwendiges Produkt der geschichtlichen Entwicklung anzusehen gelernt hat. Als Vorkämpferin der proletarischen Frauenbewegung ist sie dagegen, und auch hier mit Recht, gegen jede Verquickung und „Versöhnung". Es handelt sich um zwei Klassen mit sehr verschiedener Psychologie und ebenso verschiedenen Interessen; sie können friedlich-schiedlich neben einander hergehen, aber sie können nicht an einem Strange ziehen. Die proletarische Frauenbewegung ist nur ein Teilstrom der proletarischen Bewegung überhaupt; er strömt in demselben Bette nach denselben Gesetzen zu dem gleichen Ziele. Nur in engster Waffengemeinschaft mit dem männlichen Proletariat gegen den gemeinsamen Feind, das Klasseninteresse der Bourgeoisie, kann die Arbeiterin ihre „Emancipation", die Aufbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage, die Befreiung aus dem sozialen Tiefstande erkämpfen: mit der bürgerlichen Frauenbewegung hat die ihre so wenig zu thun, wie die Mittelstandsbewegung mit der Arbeiterbewegung — wenigstens so lange der sozialpolitische Kampf unter den heutigen Bedingungen währt. Daß eine Versöhnung aller Gegensätze in einer höchsten Synthese möglich ist, ist ja auch Frau Brauns Meinung.

Daher ist die erste Aufgabe die Organisation der Proletarierin, der Ausbau der Gewerkschaft in allererster Linie, dann der Genossenschaft und nicht zuletzt ihre Weckung zum Klassenbewußtsein, ihre Heranziehung zur Mitarbeit auch auf dem rein politischen Felde; daß ihre männlichen Klassengenossen alles daran zu setzen haben, um die, je mehr die Frauenarbeit anschwillt, täglich alberner werdenden gesetzlichen Beschränkungen ihrer Bethätigung aus dem Wege zu räumen, ist selbstverständlich.

Daneben ist die organisierte Gemeinschaft, der Staat, in Bewegung zu setzen. Namentlich darf das fruchtbare Problem der Hausindustrie nicht zur Ruhe kommen. Frau Brauns Forderungen sind hier überall von resignierter Mäßigung: sie kennt die engen Grenzen der Staats-„Omnipotenz" sehr genau; aber was sie fordert, ist wirklich nur das allermindeste, was Menschlichkeit und hygienisches Gewissen verlangen müssen, seien die thatsächlichen und persönlichen Widerstände auch noch so groß. Neu und interessant ist der Vorschlag einer „Mutterschaftsversicherung" neben den übrigen Versicherungszweigen für Krankheit, Alter, Unfall, Tod und Arbeitslosigkeit.

F. O.

## Wilhelm Busch.

Daß im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts ein großer Künstler gelebt hat, dem von seinem ersten Auftreten an jubelnder Beifall und Erfolg ohne Ende beschieden war, daß unser geliebtes Volk in diesem Monat den siebzigsten Geburtstag dieses Mannes wirklich als ein frohes Jubiläum ohne Selbstvorwürfe feiern darf und nicht unter dem prunkenden Festgewande das Büßerhemdchen anzulegen braucht, ist eine höchst merkwürdige und verblüffende, wohl „erfreuliche", aber auch recht mißtrauisch machende Erscheinung. Man wird das unbehagliche Gefühl nicht los, so etwas sei nur dadurch möglich, daß dieser Mann im Grunde sein Leben lang doch nie richtig verstanden wurde. Und Hand aufs Herz, deutsches Volk, hast Du Wilhelm Busch je nach seinem ganzen Wert verstanden und geschätzt? Die Menge hat in ihm lediglich den Spaßmacher gesehen, den berufsmäßigen „Humoristen", der seine Sprünge wie der Cirkusclown nur zu dem einen großen Zweck vollführt, daß der süße Pöbel lacht. Sie hat nie daran gedacht, daß hinter diesem Komiker ein Lebensphilosoph, hinter diesem Knittelreimschmied ein Dichter, hinter diesem Karikaturenkritzler ein Zeichner von Gottes Gnaden steckt, daß dieser Liebling aller kurzhosigen und -röckigen Rangen und Rüpel eine der wundervollsten und eigenartigsten Künstlerpersönlichkeiten ist, die uns die letzten beiden Menschenalter beschert haben.

Schließlich aber schadet es wohl nichts, daß das große Publikum ihn falsch verstanden hat. Wußte es gleich nicht, was es an dem Autor von „Max und Moritz" besaß, so hat es ihn doch aus einem gewissen Instinkt heraus geliebt. Wilhelm Busch teilt auch das mit den Größten der Kunstgeschichte, daß er auf alle Klassen und Altersstufen verschieden gewirkt hat. Er gehört zu denen, deren wechselnder Eindruck auf die Einzelnen einen Maßstab für die Beurteilung — der letzteren an die Hand giebt. Das Kind und den einfachen Mann aus dem Volke hat er durch seine allgewaltige Heiterkeit und durch die unversiegbare Kraft seiner phantastischen Erfindung gewonnen, dem Weisen aber, der tiefer in das Geheimnis des Lebens eingedrungen ist, hat er als ein Bruder im Geiste vergnüglich schmunzelnd, mit einem zuckenden Augurenlächeln um die Mundwinkel, verständnisvoll zugeblinzelt. Denn auch er ist ein Weiser, der den zweifelhaften Wert der Daseinskomödie mit feinen Händen behutsam abwägt und auf die Thorheit der Erdensöhne mit dröhnendem Gelächter herabsieht. Er ist im Kern bei allen komischen Gebärden

Digitized by Google

ein recht pessimistischer Lebensbetrachter und Menschenverächter. Sein klarer Blick erkennt alle Schwäche und Eitelkeit, alle Schlechtigkeit und Beschränktheit der lieben Mitgeschöpfe und Zeitgenossen, er erkennt, wie die Kinder der Welt mit diesen trefflichen Eigenschaften sich selbst und einander peinigen, durchschaut das Unsinnige und Vergebliche all des Hastens und Sichmühens. Er hat von der anderen Seite her die Wahrheit des Mephistowortes wohl begriffen: Alles, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht, und erbarmungslos mordet er seine lieblichsten Geschöpfe vor unseren Augen hin. Doch Buschens Seele ist zu heiter und zu frei, als daß er unter solcher Erkenntnis litte. Sein Auge sieht das alles kraft einer besonderen Veranlagung durch einen angeborenen Hohlspiegel, der die ganze Welt in grotesken Verzerrungen erscheinen läßt. In der Stille der Einsamkeit hat er sich eine Anschauung gebildet, die ihn hoch über das kleine Getriebe und Gekrabbel auf unserm Planeten hinwegführt. Kopfschüttelnd, aber ohne Groll, holt er sich von da unten die zappelnden Menschlein am Ohrwaschel herauf und spielt mit ihnen wie mit hölzernen Puppen, läßt sie zu seiner höchlichsten Belustigung selbstherrlich springen und hopsen und sich verrenken und durcheinanderwirbeln und sich gegenseitig entzweischlagen und wirft sie, wenn er sich genug mit ihnen amüsiert hat, gleichgültig in eine Ecke, um sich eine Cigarette zu drehen. Er hat dabei so wenig Mitleid oder Wut, wie eben ein Puppenspieler mit seinen leblosen Akteurs. Die körperlichen und seelischen Leiden seiner Figuren kümmern ihn nicht, sie sind nur dazu da, seinen Spaß zu erhöhen. Und seiner Genialität gelingt es, uns zu sich emporzuziehen, daß wir seinen Spaß teilen und mit dem Meister leicht und fröhlich durch jene Regionen freier Heiterkeit dahinschweben.

Busch hat das äußere Leben eines Philosophen geführt, der sich selbst genug ist. Sein Dasein hat sich mit geringen Unterbrechungen in Ortschaften abgespielt, die man in der Geographiestunde nicht „gehabt hat." In Wiedensahl, dem hannöverschen Marktflecken, wo er einst das „Licht der Welt" erblickte, über das er sich später so weidlich lustig machen sollte, hat er den weitaus größten Teil der sieben Jahrzehnte, die er durchmessen, friedlich verbracht. In Ebergölzen hat ihm sein Onkel, ein protestantischer Pfarrer, des Wissens Anfangsgründe beigebracht. In Mechtshausen, da irgendwo hinter Hildesheim, haust er jetzt, wiederum bei einem Pfarrer, seinem Neffen, nachdem sein Schwager in Wiedensahl, ebenfalls ein Pfarrer, bei dem er vorher gelebt hat, das Zeitliche gesegnet. Wiedensahl, Ebergölzen, Mechtshausen — es klingt, als entwickle der Schaffner einer weltenfernen Sekundärbahn sein verlockendes Fahrplanprogramm im leeren „Wartesaal" eines winzigen Bahnhöfchens. Doch solche Kulturboten wie Sekundärbahnzüge haben die heilige Ruhe jener glücklichen Nester und ihrer sieben- bis achthundert Einwohner nie gestört. Wilhelm Busch hat sich die große Welt da draußen wohl angesehen, in Hannover, wo er Ingenieur werden, in Düsseldorf, in Antwerpen, in München, wo er das Malen auf der Akademie erlernen wollte, in Kassel, wo er manche Stunde der Andacht vor seinen geliebten Holländern verbracht hat, mit denen seine Art und Kunst so nahe verwandt ist, — aber rasch zog es ihn immer wieder in die saubere Sicherheit und den stillen Frieden der protestantischen Dorfpfarrhäuser zurück, aus deren blankgeputzten Fensterscheiben der Blick ins Land hinaus schweift, und in deren Mauern die gesunde Luft einer schlichten, guten Kultur weht. Das sind die Geburtsstätten seiner Werke. Dem großen Strom der Welt blieb er so fern, daß er für diese fast eine halb mythische Person wurde, von deren individueller Existenz man draußen nichts rechtes wußte, wie Paul Lindau, der wohl als erster über Wilhelm Busch ernsthaft schrieb, schon vor einem Vierteljahrhundert bezeugte. Ihm aber genügte diese kleine, enge Welt, die ihm so weit erschien, weil er sie kannte und liebte und täglich neu betrachten konnte. Der moderne Zug, der zuerst bei Jean Paul auftritt, dann aber in Gottfried Keller, Theodor Fontane und Wilhelm Raabe seine höchste Ausbildung erfährt: die Kunst, im Kleinen ein konzentriertes, oft drolliges Abbild des Großen zu erkennen und darzustellen, ist auch bei Busch lebendig und wirksam gewesen. „Wer sie freundlich in die Hand nimmt," so sagte er von seinen „kontinuierlichen Geschichten" einmal, „etwa wie eine Spieluhr, wird vielleicht finden, daß sie, trotz bummligen Aussehens, doch teilweise im Leben geglüht, mit Fleiß gehämmert und nicht unzweckmäßig zusammengesetzt sind." Er hat den schier unendlich reichen Inhalt des scheinbar Inhaltlosen auszuschöpfen verstanden. Dem winzigen Kreise, in dem er lebte, sind alle seine Typen entnommen, der Spießbürger und die Dorfjungen, der Müller und der Bauer, der Krugwirt und der Dorfschneider, der Lehrer und der Küster, der Förster und der Provisor, der Gensdarm und der Handelsjude, die Unschuld vom Lande und die alte Jungfer aus der Stadt, die auf dem Lande ihre kleine Rente verzehrt. Es ist eine ganz primitive Welt, Menschen mit höchst einfachen Berufen und höchst einfachen Bedürfnissen.

Der derbe Humor der alten Niederländer in Antwerpen und der lustige Ueber-

Digitized by Google

mut der Münchner Künstlergilde haben Buschs Talent entbunden, doch seine Wurzeln liegen in jener heimatlichen Welt. Und nach den Anfängen im Dienst der „Fliegenden Blätter" ist sofort mit seinem ersten Werke, mit „Max und Moritz", vor mehr denn vierzig Jahren der charakteristische Stil des Zeichners wie des Dichters Busch vollkommen fertig ausgebildet.

Es ist eine alte Wahrheit, daß die besten Komödien die sind, die mit dem Aermel die Tragödie streifen. Wilhelm Busch aber geht ganz radikal vor: er wandert mit keckem Schritt ins Trauerspielgebiet selbst hinüber und holt sich resolut seine Motive heraus. Tiefernst scheinbar trägt er die zahlreichen schrecklichen, furchtbaren, ja geradezu grausigen Ereignisse, die er mit besonderem Vergnügen schildert, vor; doch hinter der Maske des Tragöden lauert das Gesicht des Schalks, durch die düstre Deklamation kichert ein verhaltenes Lachen. Ueberwältigend komisch wirkt die trockene, absolut sachliche, kühle, erbarmungslose Schilderung der ungeheuerlichsten Unglücksfälle, die am Schlusse mancher Kapitel mit einer wahren Wollust gesteigert und gehäuft werden. Was auch geschieht, Busch verzieht keine Miene und bleibt im Tone höchster Wurstigkeit. Ob Nasen zermalmt, Finger zerbrochen, übermütige Knaben zu Mehl gemahlen oder von einer rollenden Tonne platt gedrückt werden, Leute verbrennen oder sich aufhängen oder erfrieren oder sich Regenschirme durch den Leib rennen oder ins Wasser fallen, ob Hühner ersticken oder Hunde sich vergiften, ob Töpfe, Krüge, Schüsseln klirren, teure Eier zerschlagen werden, kostbare Kuchenteigmassen als dicke, gelbe, zähe und heiße Brühe über Menschen und Gegenstände fließen, Kleider und Stiefel zerrissen werden, ob ein wahrer Rattenkönig von schädlichen und schmerzhaften Unannehmlichkeiten entsteht und Menschen, Tiere und Gegenstände zu scheußlichen Klumpen geballt sich am Boden umherwälzen — Busch ist nach wie vor von gleicher verbindlicher Freundlichkeit. Hat jemand Zahnschmerzen, um die Wände hinaufzuklettern, oder die bei ihm sehr beliebten, immer wiederkehrenden Leibschmerzen, daß er am liebsten sterben möchte — so beschreibt er diese Qualen recht umständlich und mit wahrem Behagen. Mit der gleichen komischen Sachlichkeit erzielt Busch seine unwiderstehlichen Effekte, wenn er die selbstverständlichsten Wahrheiten, die nie ein Mensch bestritten hat und nie einer bestreiten wird, im Tone höchster Würde und Grandezza zu scheinbar höchst nachdenklichen Sentenzen prägt, wenn er, im heroischen Versmaß des trochäischen Tetrameters, dessen sich die hochtrabendsten spanischen Romanzen bedienten, alltägliche Dinge vorträgt oder allgemein bekannte Erscheinungen weitläufig und durch Aufzählung aller Gründe mit angenommener Wichtigkeit erklärt, wenn er den stelzfüßigen Trochäen durch seine berühmten onomatopoetischen Exklamationen, durch Plautz und Pardautz, durch Schwapp und Knipps, durch Plumps und Ratsch, durch Puff uno Patsch, durch Schrumbum und Klingelings, durch Ritzeratze und Rickeracke, durch Papps und Plemm und Bubb einen Schabernack spielt, oder ihrer „gebildeten" Hochnäsigkeit durch breit-behaglich ausgesponnene Beschreibung sehr untergeordneter Angelegenheiten, durch Sprachverdrehungen um des Reimes willen und durch die ulkige Orthographie der rein phonetisch wiedergegebenen Fremdwörter ein Schnippchen schlägt. „Ach die Venus ist verdü — Klickeradoms! von Medici!" Giebt es etwas Beseligenderes als diese zwei Verse zu hören? Dann aber steigt unvermerkt aus der Umgebung scherzhaften Ernstes ernsthafter Scherz auf, und es entstehen in der jedem verständlichen Lapidarschrift der Buschschen Sprache gereimte Aphorismen von einer Prägnanz, gegen die nichts aufkommen kann. „Enthaltsamkeit ist das Vergnügen — An Dingen, welche wir nicht kriegen," „Vater werden ist nicht schwer — Vater sein dagegen sehr" — solche Aussprüche stehen für die Ewigkeit fest. Da kann man nichts mehr hinzufügen und nichts mehr fortnehmen. Giebt es eine feinere Verspottung menschlicher Thorheit, als die Verse des reisenden Engländers, der beim Wandern immer ein Fernrohr am Auge hat, statt nach rechts und links auf den Horizont blickt und dazu sagt: „Warum sollte ich im Gehen — Nicht auch in die Ferne sehen? Schön ist es auch anderswo — Und hier bin ich so wie so"; es geschieht ihm ganz recht und ist durchaus logisch, wenn er bei solcher Lebensführung in den Brunnen fällt, den er natürlich nicht bemerkt hat.

Das leitet schon über zu dem Satiriker Busch, der nicht mehr so ganz harmlos und absichtslos von der menschlichen Dummheit im allgemeinen und überhaupt fabuliert, sondern den Einzellügen resolut auf den Leib rückt. Mit höhnischem Lachen schildert er, wie der wackere Fremde, der dem total betrunkenen Herrn Meier so hilfreich beisteht, schließlich durch völlige Eintreibung seines Cylinders belohnt wird. Besonders hat er stets die Institution der Ehe grimmig verspottet. Seine Gatten trösten sich mit verblüffender Schnelligkeit über den Tod der respektiven Lebensgenossen, wenn nicht gar noch eine sündhaftere Stimmung Platz greift — —: „Heißa! lachte Sauerbrod — Heißa! meine Frau ist tot!" Jahre hindurch wendet sich dann der ganze gallige Zorn des Menschenverächters gegen die katholische Geistlichkeit, die er von seinem Münchener Aufenthalt her kennt, und Wilhelm Busch wird ein leidenschaftlicher Mitstreiter im Kulturkampf; freilich hat er in der etwas

Digitized by Google

aufdringlichen Allegoristerei des „Pater Filucius“ bewiesen, daß auch er den Gefahren der Tendenz nicht gewachsen war.

Die Prägnanz und Anschaulichkeit der Buschschen Verse wird gesteigert durch die Zeichnungen, die mit ihnen so innig verbunden sind, daß man sich die einen ohne die anderen nicht mehr denken kann und nicht weiß, ob diese oder jene zuerst entstanden sind. Und auch hier ist Busch der selbständige Begründer eines absolut originellen Stils. Mit fabelhafter Kunst nimmt er die Reduktion der Natur vor, die das Wesen der Zeichnung ausmacht, und mit einer unvergleichlichen Sicherheit erkennt er die bezeichnenden Linien in der Fülle der Erscheinungen, die er betonen und unterstreichen muß, um seine komischen Wirkungen auszulösen. In einem scheinbar wirren Gekritzel, einem Gewimmel von feinen, huschlichen Linien, Spiralen, nervös hingehauenen Schattenlagen, Punkten, Klecksen ist mit genialem Instinkt jedesmal das Charakteristische eines Eindrucks festgehalten. Busch ist einer der ersten deutschen Künstler, die es verstanden, die vibrierende Bewegung in ihren fortwährenden Veränderungen zu beobachten und in jedem Augenblicke festzuhalten. Er hat erkannt, welchen Reiz es bietet, den Moment zu packen; er ist der erste und einzige impressionistische Karikaturist in Deutschland. Auf seinen Bildchen giebt es keine tote Stelle, alles bewegt sich, alles wird, meist nur durch eine flüchtige, geistreiche Andeutung zum Leben erweckt. Die schwersten Aufgaben wählt er sich: Verrenkungen, Windungen, Krümmungen; das unerhörteste Durcheinandergewirbel von Menschen, Tieren und Sachen ist ihm gerade recht. Tiefste Seelenerregungen und schrecklichste körperliche Schmerzen hält er mit drei, vier Linien fest. Das alles aber giebt er uns in einer völlig mühelosen Mache; wir fühlen die spielende Leichtigkeit und genießen sie, wir wissen, das alles ist aus dem Kopfe gezeichnet, einem unerschöpflichen, künstlerischen Arsenal, das mit Einzelbeobachtungen vollgestopft ist, entnommen. Mit einer gewissen Nachlässigkeit scheinen diese Scenen und Figuren hingeworfen, aber hinter dieser Nachlässigkeit verbirgt sich eine Riesenfülle von Können und künstlerischer Weisheit. Auch in der Zeichnung hat er sich an Typen gehalten, besonders gern an typische Gegensätze: dick-dünn, groß-klein, breit-schmal, und gerade durch die genial-witzige Behandlung dieser primitiven Themata Unvergleichliches geschaffen.

Nun sitzt der Meister stillvergnügt in seinem friedevollen Pfarrhause und schlürft zum siebzigsten Geburtstag seinen Moselwein. Wie mag er über die Menschlein lachen, die sich jetzt zu ihm drängen, ihn zu feiern und ihm zu „gratulieren,“ während sie eigentlich sich selbst gratulieren sollten, daß er ihnen beschieden ward. Als ein Weiser und ein Philosoph blickt er nun, da seine Lustigkeit verstummt ist, aber auch, wie Gottfried Keller sagt, „die Lebenstrübe sich gesetzt hat,“ in die große, ach so kleine Welt hinaus, und am 15. April, an seinem Ehrentage, spricht er vielleicht die resignierten Worte zu sich, die er vor sieben Jahren seinem letzten Werke, der pessimistischen Prosaerzählung „Der Schmetterling,“ vorangeschickt hat: „Jetzt sitze ich da in sanfter Gelassenheit und flöte still vor mich hin, indem ich kurzweg annehme: Was im Kongreß aller Dinge beschlossen ist, das wird ja wohl auch zweckmäßig und heilsam sein.“ M. O.

## Kunst-Encyklopädien.

Eines haben heut Gelehrte und Essaisten gemeinsam. Sie leben stets in einem monographischen Zustand. Jene aus geistigem Sport, diese aus sinnlichem Drang vergraben sich in eine bestimmte Vorstellungsreihe, in ein Thatsachengebiet, auf das sie alles beziehen, was ihnen begegnet. So bleibt die Allgemeinheit ihres Wissens lückenhaft und bei irgend einem Erwachen kann das sehr schmerzlich werden. Selbst die philosophischen Naturen tragen ein System im Kopfe, das sie mit mehr oder weniger Erfolg auf die Dinge anwenden, je nachdem sie mehr oder weniger Dichter sind.

Aber die dichterischen Spinnstunden sind nicht so häufig. Es giebt Zeiten, in denen wir uns alle schämen und nur den einen Trost finden, daß noch so gewiegte Musiker die Trios Beethovens nicht kennen oder noch so gewiegte Kunsthistoriker das Malerbuch Lionardos nicht gelesen haben. Wir haben uns alle nichts vorzuwerfen, aber wir sorgen unwillkürlich für die Ausgleichung. Nachschlagebücher sind die passive Ausgleichung, Zeitschriften die aktive. Darum blühen heut beide gleichzeitig mit der Blüte der Monographien.

Wenn ich einen unproduktiven Nachmittag habe, greife ich mit einem Gefühl nach den Kunstzeitschriften, das einem gut gepflegten Hunger, einem Luxushunger gleicht. Ich genieße das Einfließen der fremden Nahrung, und in einer wonnigen Müdigkeit warte ich auf den neuen Stoffwechsel, der zu unserer geistigen Produktion täglich sich erneuern muß. So kam gestern zu guter Stunde die Wasmuthsche „Architekturwelt“ und die Bruckmannsche „Kunst“. Nachdem ich neulich mit Staunen wahrgenommen habe, welchen gänzlich originellen Bau Endell im Wolzogenschen Theater aufführte, lese ich hier von ihm selbst die Motive seiner Kunst, seine Studien am Farbenspiel von Baumrinden, seine freien

Digitized by Google

Versuche mit phantastischen Ornamenten, die nur aus der Bedingung der Schmuckverhältnisse geschaffen werden, von den zahllosen Proben auf Farbenakkorde, und fühle mich angenehm an der ursprünglichen Quelle einer künstlerischen Einbildungskraft. Nun arbeite ich weiter. Endells Formenwelt scheint uns japanisch, er selbst merkt es nicht. So denke ich eine Viertelstunde über die Grundlagen einer asiatischen Kunst nach, die sich unbewußt in einem Berliner Künstler noch einmal abspielt: es kann nichts Erfrischenderes geben. Indessen habe ich in der „Kunst" zu blättern angefangen. Konrad Lange, der mit der Archäologie anfing, und nun bei dem Problem der Illusion in der Kunst angelangt ist, worüber er soeben wieder ein dickes Buch („vom Wesen der Kunst") veröffentlicht, setzt sich hier mit dem Kaiser auseinander. Er verteidigt die Freiheit der Kunst. Aber er erinnert an die Feinde der lex Heinze, die oft nicht weniger banausisch waren, als ihre Freunde. Maeterlinck, Vallotton und noch etliche bekommen Rippenstöße und finden vor dem Verteidiger der Freiheit keine Gnade. Wieder überkommt mich ein angenehmes Gefühl: das Glück, feinere Kunstnerven zu besitzen. Mit der Zensur „bedenkliche Dekadence" dem Maeterlinck seine Arbeiten zurückzuschicken, kostet sehr wenig. Ueberhaupt das Bedenkliche!

Wie es auch sei, die Zeitschriften unterhalten mich. Ein buntes Theater, dessen Programm ich wechseln kann, wenn mich eine Nummer langweilt. Es folgen Tschudis Mitteilungen über die Böcklins in der Nationalgalerie mit der ganzen Korrespondenz, aus der offiziellen Veröffentlichung zitiert. Ich merke mir an, daß das Gefilde der Seligen aus einer Art Bestellung hervorging, weil so etwas sehr selten ist, und daß Böcklin bei der Pietà gern die obere Engelgruppe weggelassen hätte, weil es so einheitlicher geworden wäre. Wie liebenswürdig Tschudi von seinem Vorgänger Jordan spricht, der für Böcklin sich interessiert hätte! Es ist süß, Fehler zu verzeihen, die man selbst so glänzend wieder gut machte. Ich blättere unter den Bildern herum: die neuen Skulpturen von Klinger, die Radierungen der kleinen Sozialistin Käthe Kollwitz, Lederers Bismarck, moderne Schulgebäude, eine Aktzeichnung von Richard Müller, auf deren gesunde Kraft ich minutenlang starre, bis es mir plötzlich einfällt, daß man mit der Photographie diese unpersönliche Naturtreue noch viel schneller erreicht. Zuletzt fehlt auch die Sensation nicht. Rüttenauer schreibt aus Darmstadt, wie es den hehren Aposteln des neuen deutschen Kunstgewerbes nunmehr katzenjämmerlich zu Mut ist, daß sich die Meisten aus dem Staube machen. Nachdem sie einen Traum geträumt, und in diesem Traum so und so viel Auslagen gemacht haben, präsentiert man ihnen jetzt beim Erwachen die Rechnungen. Wenn ich heut Nacht geträumt hätte, daß ich mir ein Rittergut kaufte, und früh erschiene der Agent am Bett und verlangte die Bezahlung! Der Großherzog hat genug. Er ist mit Olbrich, dem Hofmann, gut Freund und läßt die anderen bureaukratisch nach ihren Leistungen fragen, für die er sie honorierte. Wenn Wagner dem König Ludwig am 1. Januar 1865 eine Liste seiner Leistungen hätte einreichen sollen! Nun, es ist also ein furchtbarer Krach. Der Beste, Behrens, übernimmt einen Meisterkursus in Nürnberg, wo Herr Th. von Kramer soeben solche freie schöne Lehrstunden eingerichtet hat. Heut früh erhielt ich von Kramer den Prospekt. Behrens ist Feuer und Flamme, praktische Erfolge kommen statt der Träume. Behrens möchte gern Artikel schreiben, wie schön das alles ist. Aber ich lasse ihn kaum schreiben, er soll lehren, bilden, arbeiten. Ich nehme ihm die Arbeit ab und erkläre öffentlich, daß Herr von Kramer ausgezeichnete Absichten hat, daß seine Meisterkurse die uneigennützigste Förderung verdienen, daß er auf dem Boden unserer Zeit steht. Freie Meisterkurse ist eine sehr moderne Idee. Sie erlauben die Ambulanz erster gewerblicher Kräfte, sie bringen Blut in die Adern, und das Zusammenhocken, das in Deutschland stets zur Schlägerei führt, wird vermieden.

So spielen die Beziehungen zwischen Briefen und Journalen. Die bunte Abwechslung der Wünsche und Aeußerungen läßt nicht nach. Die zufällige Kombination von Lektüre und Beobachtung hält die Aufmerksamkeit wach. Die Zeitschriften ergänzen die Bildung unsystematisch und angenehm, die Nachschlagebücher systematisch und nützlich.

Die Fertigstellung des bei der litterarischen Anstalt in Frankfurt erschienenen Künstlerlexikons ist wohl die nützlichste That unter den encyklopädischen Unternehmungen der letzten Jahre. Schon weil das Lexikon ohne Konkurrenz ist, steht es außerhalb der Kritik. Wie leicht nimmt der gestrenge Richter einen dieser fünf Bände in die Hand, um Stichproben auf Details zu machen. Wie leicht stimmt etwas nicht oder ärgert uns ein Urteil. Aber was liegt daran? Wir müssen doch zu dem Buch zurückkehren, und wir bedenken gern, mit welchen namenlosen Schwierigkeiten diese litterarische Parade aller vergangenen und gegenwärtigen, deutschen und ausländischen Künstler zu kämpfen hat. Ich beneide Herrn Hans W. Singer nicht um seine Arbeit, ich verzeihe ihm jeden Fehler, den er gemacht haben sollte. Sein Verdienst

Digitized by Google

wird in jedem Falle größer sein als seine Schadenstiftung. Denn was kann da für Schaden sein? Ich schlage solche Bücher wahrlich nicht nach, um mich über den ästhetischen Wert von Watteau zu informieren, sondern um schnell seine Daten, seine Bilder, seine Bibliographie zu finden. Eine Minute genügt mir unter Umständen, das ganze Künstlerbild wachzurufen. Bleiben wir bei Watteau. Zweiter Preis: David und Abigail. Bilderfabrik: malt ewig den Heiligen Nikolaus. Bei Gillot Theaterkostüme. Studiert Mediciicyklus von Rubens. Bekommt für „Fortzug der Truppen" 60 Fr., für „Rast der Armee" 200 Fr. Ausbängeschild des Kunsthändlers Gersaint. Liebesinsel, Komödianten, Dorffeste, Schäferspiele. Stirbt schwindsüchtig im 38. Jahre. — Welche Silhouette eines Lebens! Was man hinzufügt, ist banal. Um 1890 herum erschien über Watteau fast jährlich ein Buch.

An dem Künstlerlexikon haben allerlei Arten von Mitarbeitern geschaffen. Die eigene Familie hat tausende von Zetteln geschrieben. Singer hatte teils die Vorarbeiten Müllers, der die erste Auflage besorgte, zu berücksichtigen, teils selbst zusammenzuholen. Für A bis J muß er jede Verantwortung abweisen. Es ist eins von den Büchern, wo der Autor im Schlußwort der dritten Auflage schreibt, er hoffe, daß die vierte gut wird. Man ist ihm ja so dankbar für die dritte! Ein Mann aus Pest schickte ihm Notizen über die Millenniums-Ausstellung. Einer aus New-York drei Dutzend Ausstellungs-, Versteigerungs- und Galeriekataloge. Alles ist verarbeitet, alles alphabetisiert. Wenn es doch viele solche Singers gäbe!

Bei einem Lexikon führt man das Subjektive als Entschuldigung an für Unvollkommenheiten. Bei einem Buch ist es das stärkste Lob. Auch bei einer dicken zweibändigen Kunstgeschichte? Man denke, Cornelius Gurlitt, der Subjektivste, hat eine Kunstgeschichte von 1400 engen Seiten geschrieben, von dem bekannten Architekturverlag Arnold Bergsträßer, Stuttgart verlegt und mit schönen Bildern ausgestattet. Wie hat Gurlitt das fertig gebracht? Jedesmal stehe ich wieder starr vor dieser Arbeit. Er fängt wirklich mit den Summeriern an, von denen die Gelehrten behaupten, daß sie jetzt die älteste Kultur repräsentieren. Er macht richtige Titel. „Zwei Anfänge". „Die Mittelmeerkunst". „Neue Belebung". „Die Volkskunst der Griechen". Das sind erst 150 Seiten. Unheimlich! Wenn ich Gurlitt nicht kennte, würde ich Angst vor ihm haben, ihn mir vorstellen wie einen unergründlichen Gelehrten, der — wie es immer von den großen Philologen hieß — täglich zehn Stunden auf der Bibliothek sitzt und Zettel auf Zettel türmt. Nun aber ist er der einfachste und richtigste Mensch, den es giebt, er geht offenen Auges in der Gegenwart herum und alles Büchermäßige ist ihm wider die Natur. Geschrieben hat er trotzdem immer sehr gern. Weil es ihm leicht von der Hand ging, weil er nicht grübelte und feilte, und sehr mitteilungsbedürftig war. So mag es gekommen sein, daß er schließlich, wie ein verzogener Imperator garnicht mehr das Gefühl für die Weite des Reichs hatte und die allgemeine Kunstgeschichte nicht anders schrieb, wie seine Barockgeschichte oder sein Neunzehntes Jahrhundert.

Gurlitt schiebt sofort die Objektivität bei Seite, die die Zünftigen bei ihm stets vermissen werden. Den Anderen braucht er es kaum zu sagen: „ich möchte ja nicht nur die Kunst, sondern das ganze Leben der Völker und ihrer in Kunst schaffenden Söhne darstellen. Und zwar so, wie mir es erscheint. Schon längst habe ich gelernt, darauf zu verzichten, daß etwa ein Katholik und ein Liberaler, ein Franzose und ein Deutscher durch Belehrung oder Aussprache den Andern zu seiner Auffassung der Weltgeschichte bekehrt, so sehr vielleicht alle vier sich mühen, dem Andern gerecht zu werden. Die so heiß erstrebte Objektivität ist ein Ziel, das zwar einen Gott begeistern kann, einem Menschen aber nie erreichbar ist." Gurlitt mußte sich so salvieren, denn seine Kollegen wissen es nur zum Teil. Wir glauben ihm aufs Wort, daß er die Geschichte nicht anders schreiben kann, als wie er sie sieht, und daß darin der Wert seines Buches liegen wird. Und er wiederum wird mir glauben, daß ich ihm nicht überallhin folgen kann. Ich bin wohl im Stande die großen Kulturzüge der Geschichte subjektiv mir auszuformen, ich habe auch eigene Augen gegenüber einigen Gebieten, die mir näher liegen, wie die Niederlande und die Modernen, aber in sämtliche Winkel der Kunst persönlich hineinzuschauen, dazu reicht es nicht, ich würde dabei zerfließen, mich auflösen zu einer Gasmasse, ja ich würde mein Bestes drangeben. Reicht es bei Gurlitt wirklich? Ich kann ihn nicht kontrolieren, weil ich nicht überall die Wage anlegen kann. Ich lese dieses und jenes, wichtige Seiten über Rafael oder Rembrandt, oder irgend etwas ganz Entlegenes, was mir zufällig geläufig ist, und finde viel Zusammenklang. Ich habe, je näher wir der Gegenwart kommen, einen desto bestechenderen Eindruck von dem Buche. Entweder ist Gurlitt wirklich der Uebermensch, die Welt in sein Auge zu pressen, oder es bleibt neben dem Subjektiven genug Objektives übrig, um eine allgemeine Kunstgeschichte zu sein. Das kann wohl erst — wie man so sagt — die Zeit lehren.

O. B.

Digitized by Google

## Bekenntnisse des Opiumessers.

Thomas de Quinceys „Confessions of an english opium eater," aus denen Baudelaire in den „Paradies artificiels" den Franzosen die Mittel der „Multiplication de l'individualité" mitgeteilt, sind jetzt auch in einer deutschen Bibliophilenausgabe mit einem Arabeskenwerk fiebriger Linien geschmückt erschienen. (Uebersetzt von Hedda und Arthur Möller-Bruck. Verlag von Julius Bard.) Eine ganze Bibliothek deutscher Uebertragungen aus den seltsamen Zwischenwelten gesteigerter Gefühle und verwegener Nacht-Expeditionen in das Unbewußte scheint sich vorzubereiten. Poe, Baudelaire, Barbey d'Aurévilly und jetzt Thomas de Quincey treten von neuem in unsere Kreise und verkündigen Genüsse über die Kraft: „Fuyons, rentrons dans l'artificiel; s'amuser de tous les nervs; accueillir tous les frissons de l'univers."

Thomas de Quinceys Werk, das im Jahre 1821 zuerst erschien, ist aber nicht ausschließlich ein Buch des Paradieses, ein ekstatisches Bekennen unerhörter Seligkeiten. Neben den Ekstasen stehen hier die Zerknirschungen; einen Traktat der Buße glaubt man manchesmal zu lesen. Wie ein Kirchenvater schlägt sich de Quincey an die Brust und schreit sich als den großen, verruchten Sünder aus, der gefrevelt. Ein Moralist will er sein, zu bessern, zu bekehren, zu warnen vor den Dämonen der Versuchung. Und seltsam schwankt er zwischen der Erinnerungsentzückung über die märchenhafte Entrücktheit in ein Wunderreich und dem erstarrten Schauder vor der Wirkung des süßen Giftes, vor der Zerstörung und der Auflösung seines Willens.

Und ebenso seltsam schwankt seine Darstellung zwischen einer dichterisch glühenden Prosa, einer tiefleuchtenden Malerei rauschender, trunkener Scenen, der Landschaften seines inneren Auges und einer bewußt sachlichen, nüchternen und pedantischen Analyse, die eine Krankheitskasuistik, ein peinliches Journal giebt mit Beobachtung der Tropfenzahl, der Einzelreaktion, der allmählichen Steigerung, der Entziehungsversuche in Hoffnung und Furcht und dem schließlichen Zurückfall in den furchtbaren, unentrinnbaren Bann.

Wesentlicher aber als dies Traktatsmäßige, wesentlicher auch als die persönlichen Schicksalsnotizen dieses Schriftstellers, die von viel Not, Arbeit und Hunger handeln, sind in den Bekenntnissen die Teile, die versuchen: „etwas von der Größe und der Kraft des menschlichen Traumvermögens zu enthüllen." In dieser Traumpsychologie, die de Quincey mit ebenso reicher, intuitiver Phantasie als präziser Analytik meistert, liegt das unerschöpflich und bleibend Anregende seines Buches. De Quincey treibt einen wahren Kultus mit der Traumfähigkeit, und sehr ähnlich ist er dabei Poe, der sagte: „die Menschen, die am Tage träumen, lernen Dinge kennen, die denen entgehen müssen, die nur Nachts träumen." Das Traumleben erscheint ihnen als das wahre Sein, und das wache Leben als elender, matter Abschein, in das die Künstler der Vorstellungsgenüsse sich mühen, Bilder aus jener gesteigerten Existenz hinüber zu retten. „Das Traumvermögen in seiner Verbindung mit den Mysterien der Nacht" ist ihnen „der Kanal, der dem Menschen einen Verkehr mit dem Jenseitigen ermöglicht und der Traum in Verbindung mit dem Herzen, dem Auge, dem Ohr bildet jenen wunderbaren Apparat, der das Unendliche in das enge Gemach eines Menschenhirnes zwingt und dunkle Bilder aus Ewigkeiten, die über allem Leben stehen, auf den Spiegel der rätselhaften Camera obscura der schlafenden Seele wirft."

An eine Züchtung und ein Training der Traumpotenz glauben beide, und während Poe, nach Baudelaires Wort, „son opium naturel" in sich trug, brachte de Quincey dies psychophysische Steigerungsmittel zur praktischen Wirksamkeit.

Er reflektiert: „Wie beträchtlich nun aber auch die Zahl derer sein mag, von denen man wohl annehmen kann, daß die Fähigkeit zu schönen und prächtigen Träumen in ihnen versteckt liegt, so wenig giebt es wahrscheinlich, in denen sie voll und reich entwickelt ist." Und er folgert weiter, daß durch die Uebermacht des scheinbar wirklichen, wachen Lebens, durch die Anspannung der sozialen Instinkte, durch Brodarbeit und politische Leidenschaften die andere, höhere Existenz unterdrückt wird.

Eine Hauptstimulanz, sie zur vollen Lebensentfaltung zu bringen, ist eben das Opium, das eine ganz spezifische Kraft hat „nicht allein die Farben der Traumscenerie zu verstärken, sondern auch ihren Schatten zu vertiefen und vor allem das Gefühl einer furchtbaren Wirklichkeit zu erhöhen."

Dies Schöpferische des Traumes, das an Zufälligkeiten und scheinbar bedeutungslosen Ereignissen des wachen Tages anknüpft und sie in großer Stilisierung umprägt, schildert de Quincey ausführlich und er demonstriert die Gestaltungsmacht der Träume, die Gedanken in Bilder wandelt und Gefühle in Scenen.

Und diese Malerei überflutet alles menschliche Maß; in ungeheuren Proportionen dehnt sich der Raum und die Zeit streckt sich in unausmeßbare, verfließende Weiten.

De Quincey giebt zu seinen theoretischen Ausführungen auch die Beispiele, und dabei wird seine Sprache und seine Spiegelung groß und prächtig. Er er-

Digitized by Google

zählt, wie der Klang der Worte „Consul Romanus“ ungeheure Fresken römischer Triumphzüge vor seinen Augen heraufbeschwört. Er giebt eine Probe jener Luxusträume, die bis in Einzelheiten den künstlichen Phantasien metallener Landschaften der Gautier und Baudelaire entsprechen: „dichte Wildnis von Bauten, die weit hinten in wunderbarer Tiefe, in einem Glanz versank, der ohne Ende war. Aus Diamanten und Gold schien sie aufgebaut, mit alabasternen Domen, silbernen Dächern und schimmernden Terrassen, die sich kühn übereinander erhoben; hier strahlten blumenüberschüttete Pavillons in smaragdenen Alleen, dort Türme, die an ihrer unruhvollen Stirn Millionen Sterne, lichte Edelsteine trugen.“

Die Prunkvisionen steigern sich zu Bildern des Grauens, und wenn der Traum vorher im Stile Moreaus schaffte, so malt er jetzt Ausschweifungen des Entsetzens, die an die Blätter Klingers, Rops, Odilon Redons denken lassen. Das Monströse gewinnt Macht, und die „Tyrannei des menschlichen Antlitzes“ beginnt eine Schreckensherrschaft. Unermeßliche Ozeane wogen in ungeheuren Fernen, und auf den zerklüfteten Wassern erscheinen menschliche Antlitze. Wie gepflastert mit Gesichtern ist das Meer, mit flehenden, wutentbrannten, verzweifelnden Gesichtern, die tausend Myriaden Generationen Jahrtausende lang aufgeschwemmt haben mußten.

Zu apokalyptischen Riesengräueln wachsen dann jene Träume, deren äußere Veranlassung die an sich harmlose Begegnung de Quinceys mit einem Malayen ist.

Dieser Malaye mit seiner blassen, gelblichgrünen Farbe, die die Seeluft mit einer Art Mahagoniglanz überzogen, seinen kleinen, wilden, unruhigen Augen, seinen sklavischen, unterwürfigen Bewegungen erwecke in ihm die Association des südlichen Asiens, der Brutstätte schreckerfüllter Bilder; der uralten Heimat düsterer, grausamer Kulte, grotesker, finsterer Gottheiten in Blut und Dunkel getaucht, gräßlich gemischter Tierzerrbilder von wüsten fletschenden Formen, und er stammelt mit keuchendem Atem, was er hier erlebt: „Affen, Papageien, Kakadus starrten mich an, pfauchten nach mir, grinsten zu mir herüber, schnatterten mich an. Ich stürzte in eine Pagode und wurde Jahrhunderte lang in Geheimräumen gefangen gehalten oder hing auf Turmspitzen aufgespießt. Ich war der Götze, ich war der Priester. Man betete mich an, man opferte mich. Ich wurde für Jahrtausende mit Mumien und Sphinxen in Steinsärgen, in engen Kammern, in den Eingeweiden ewiger Pyramiden bestattet. Krokodile küßten mich mit giftigen Küssen. Ich lag unter unaussprechlich häßlichen, weichen Massen zwischen Urschilf im Schlamm des Nil.“

Bei de Quincey findet sich wie bei dem verwandten Poe ungemein das mathematische Organ ausgebildet, die Fähigkeit zur Analyse und dazu gesellt sich beiden die unheimlich gesteigerte Wahrnehmungs- und Folgerungsschärfe, die hellhörige Witterung aller Sinne, und für die jähe Verarbeitung der Eindrücke ein Gehirn „thätig und ruhelos wie eine Hyäne.“

Wie Poe reizt es Quincey auch, sich als Virtuose zu produzieren und seine Künste in Etuden spielen zu lassen.

Sehr charakteristisch für diese Seite ist das Kapitel „The english Mail-Coach“ aus den „Suspiria de profundis“, die 1849 als Fortsetzung der Bekenntnisse erschienen.

Die Quinceyschen Mischungen stellen sich hier noch einmal zusammengefaßt dar.

Die Schärfe der Wahrnehmung, des Momentan-Erfassens mit überwachen Sinnen zeigt die atemlose Schilderung der lenkerlos durch die Nacht rasenden mit der Post durchgehenden Pferde. Dann empfängt man hier eines der instruktivsten Paradigmata für jenes so oft variierte Thema von der Stilisierungskraft der Opiumträume, die an reale Begebenheiten anknüpfen und aus ihnen Freskolandschaften bilden. Quincey läßt aus dem Vorgang der durchgehenden Pferde vor der Postkutsche das Thema vom „plötzlichen Tode“ aufsteigen und malt mit Worten in einer „Traumfuge“, was aus diesem Material der Traum für künstlerische Gebilde schafft.

Und schließlich ergeben sich hier auch Zusammenhänge zwischen diesem englischen Romantizismus und dem deutschen. Die Sprache, die Sterne und Blumen plündert, barocke, von Bilderparallelismen aufgeschwollene Perioden instrumentiert, und zwischen Himmel und Erde in unendlicher Melodie auf- und abwogt, erinnert an Jean Paulsche Traumhymnen von der Kanzel der Ewigkeit und an das „In-Zungen-Reden“ der Nachtwachen Schelling-Bonaventuras. Und das Stilspiel, ein Gefühls- und Gedankenkapriccio als Fuge oder Symphonie in Sätze thematisch geteilt zu geben, war vor allem bei E. Th. A. Hoffmann und Tieck beliebt.

F. P.

## Bismarck intime.

Die Nachwelt wird Bismarcks Bild heroisch stilisiert ansehen, sie wird ihn als einen Schwertschwinger der deutschen Heldensage, als reckenhaften Paladin bewahren. Schon jetzt hat der Schöpfer des Hamburger Bismarckdenkmals glücklich in seinem Monument die Persönlichkeit zur Ewigkeitsgestalt gesteigert, zum Roland, der steinern das Land überragend die Wacht hält und dem die Adler zu Füßen sitzen. Sehr möglich, daß die Sprache dieses Denkmals die

Digitized by Google

mythenbildende Volksphantasie mit künstlerischer Intuition voraus gefühlt hat.

Noch in einem anderen Bilde, vermenschlicht, unstilisiert wird er leben, als der Gutsherr, als der Landmann von Friedrichsruh, in gestiefelter Deutschheit mit der Bauernmütze, dem Knotenstock, die Hunde zur Seite zum Rundgang über die Felder. Aber alle diese Bilder können das nicht geben und ausdrücken, was jetzt aus Briefen und Denkwürdigkeiten immer deutlicher spricht und uns diesen Mann in eine neue Sphäre führt: das künstlerisch Sensibele seiner Natur.

Die mannigfachen Komplikationen, die Bismarck selbst sehr wohl an sich erkannte und die er in einen bewunderungswürdig hygienisch-psychologischen Rhythmus zu bringen wußte, sprechen jetzt lebendig zu uns. Wir hören das dröhnende Lachen des gutgelaunten Jägers bei derben Späßen, die meisterhafte Konversation des Hofmanns; die geschliffene, kühle hieb- und stoßfeste Dialektik des Diplomaten; den hinreißenden Plaudercharme und die Ladysman-Courtoisie des Vollendetsten der Wirte; wir sehen die Ueberlegenheit voll zuverlässigstem Lebenstakt, dem die Neigung mancher, alles feierlich zu nehmen, ein Spott wird, und wir werden Zeuge von leidenschaftlich vibrierenden Gefühlen in großen Momenten; und schließlich belauschen wir den Vielgestaltigen, wie er, der Riese, gleich einem sensitiven Künstler, in seinem körperlichen Leben ganz abhängig von seelischen Zuständen und Stimmungen ist, wie dieser kolossale Organismus, der die größten Anstrengungen aushält, völlig brach gelegt werden kann durch einen deprimierenden Eindruck, durch enttäuschungsvolle Reflexion. Er erlebte sein politisches Leben in so starken seelischen Vibrationen, wie sonst nur noch die großen Künstler ihre Werke. In berauschtem Hochgefühl, daß es leuchtend von ihm ausgeht, und in einem zerrüttenden, zermalmenden Daniederstürzen.

All das spiegelt sich neu variiert in einem der letzten Dokumentbücher, die in Erinnerungsblättern den lebendigen, den redenden Bismarck überliefern. Es sind die Aufzeichnungen Robert von Keudells „Fürst und Fürstin Bismarck". (Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann.)

Als Motto könnte vor ihnen ein erkenntnisvolles Wort des Helden stehen:

„Faust klagt über die zwei Seelen in seiner Brust. Ich beherberge aber eine ganze Menge, die sich zanken. Es geht da zu wie in einer Republik . . . Das meiste, was sie sagen, teile ich mit. Es sind da aber auch ganze Provinzen, in die ich nie einen anderen Menschen werde hineinsehn lassen."

Freilich würde dies Motto vielleicht zu viel versprechen. Keudells Buch ist das Buch eines Diplomaten, der mit gedämpfter Stimme spricht, ein fast frauenhaftes Zartgefühl hat, und der die Diskretion und die Reserve, die für den Weltmann und Gentleman selbstverständlich sind, peinlich korrekt auch als litterarischer Charakteristiker beibehält. Etwas aus der Salonsphäre ist dieser Bismarck gesehn; nicht, als ob das Porträt etwa liebedienerisch retouchiert und schöngefärbt wäre, dazu ist Keudell innerlich zu vornehm. Aber in einen neutraleren Rahmen ist es gestellt; es wagt sich nicht an das Geheimste, es zeigt nicht die Werkstatt Bismarcks, sein Faustisches Laboratorium, es bevorzugt vielmehr die Intermezzosituationen. Ihre Stimmung charakterisieren die Worte: „Während im Kabinett des Ministers rastlos für den Krieg gearbeitet wurde, herrschte am Kaminfeuer des großen Wohnzimmers die friedliche und heitere Stimmung der früheren Jahre" . . .

Von dieser Kaminecke aus wird Bismarck aufgenommen, wie er am späten Abend die Thür seines Arbeitszimmers öffnet und durch das kleine offene Kabinett in das Wohnzimmer tritt. Es ist ein leises Kommen aus einer anderen großen dämonischen Welt, die mit Kronen und Reichen, mit Zerstörung und politischen Riesenarchitekturen spielt, und ein Einkehren und Ausruhen am stillen Herd in neutraler die Spannung mildernder Alltagsplauderei: „im Familienkreise kein Wort von Politik zu hören und von harmlosen Dingen zu sprechen war ihm Erquickung."

So stellt das Buch scheinbar einen „Familienbismarck" auf. Da es aber in dieser Sphäre echt und phrasenlos sich hält, so bereichert auch das Ueberliefern aus diesem sich selbst beschränkenden Gesichtswinkel. Nicht auf der großen volksbelebten Agora der Shakespearebühne tritt Bismarck hier in Aktion, sondern auf dem enger umschlossenen Rund der intimen Scene.

Wir sehen ihn, wie er Musik hört. Beethoven und Schubert liebt er und Herr von Keudell ist seine Hauskapelle. Nur bei sich, in seinem Zimmer hat er Genuß davon; wie einen feinnervigen Aestheten brutalisiert ihn die gedrängte Enge der nüchternen Konzertsäle, und das bezahlte Billet choquiert ihn: „Musik muß frei geschenkt werden wie Liebe."

In seiner Reaktionsfähigkeit auf Musik scheint Bismarck nach der „Ständeeinteilung", die Oskar Bie neulich in diesen Heften gegeben, in die zweite Klasse zu rangieren, die Klasse derer, für die „die Tonkunst ein angenehmes, dekoratives Gehörspiel ist; sie haben ein unleugbares Vergnügen, ja einen Rausch an der Sprache der Töne, obwohl sie diese Sprache nicht analysieren können. Was sie hebt und beflügelt, gefällt ihnen; das andere nicht."

Die Musik wirkt auf Bismarck nicht absolut, er versteht ihre Sprache nicht direkt, er

Digitized by Google

genießt sie durch die Begleitvorstellungen, die Assoziationen, die sie ihm schafft. Er verdolmetscht sie sich in eine andere Sprache, die ihm geläufiger ist. Er kann nicht, wie der „musikalische Musiker" das künstlerische Erlebnis einer Tonfolge, einer Tonverbindung an sich genießen, sondern er illustriert sie sich stofflich. Die Musik, auf die er reagiert, wird ihm immer zur Programmmusik, der er etwas unterlegt.

Bei einem Satz von Ludwig Berger empfand er das Bild eines Cromwellschen Reiters, der mit verhängten Zügeln in die Schlacht sprengt und denkt, „jetzt muß gestorben sein." Bei einem Mendelssohnschen Capriccio dachte er an eine „vergnügte Rheinfahrt" und an einer anderen Stelle glaubte er „einen im Walde vorsichtig trabenden Fuchs zu sehen."

Er sagt selbst „gute Musik rege ihn oft nach einer von zwei entgegengesetzten Richtungen an, zu Vorgefühlen des Krieges oder der Idylle" und nach dem ersten Stück der Beethovenschen Sonate in F-moll meinte er: „wenn ich diese Musik oft hörte, würde ich immer sehr tapfer sein."

Im Guckkasten dieses Buches findet man die wechselndsten Aufnahmen der Bismarckschen Persönlichkeit.

Repräsentativ als weißer Rittmeister bei russischen Empfängen, eines Hauptes länger als alles Volk; aufragend, während die anderen allmählich in sich zusammensinken. Und in einem andern Bild, das fast legendarisch-stilisiert erscheint, sieht man Bismarck wie einen Kriegsgott der nordischen Mythologie: im Felde auf dem Roskoshügel hält er neben dem König auf einem riesengroßen Pferd. Hoch aufgerichtet sitzt er im grauen Mantel, und die großen Augen glänzen unter dem Stahlhelm.

Der rustikale primitive Bismarck kommt, der die Ebene liebt, die Fesseln von Hof und Gesellschaft sprengt und seine Urnatur auf gefährlichen Jagden wohlthätig durchschütteln und gesunden läßt. Im Jägeranzug von braunem Schafpelz kehrt er von der Bärenjagd zurück, munter und frisch, wie ihn Keudell seit Jahren nicht gesehen. Und lebhaft, noch ganz stimuliert von der Lust der beschneiten russischen Urwälder, spricht er von diesen Wäldern wie von seiner wahren Heimat: „Das Jägerleben ist eigentlich das dem Menschen natürliche."

Und neben diesem germanischen wilden Jäger, der den angeschossenen, aufrecht mit offenem Rachen auf ihn anrückenden Bären kaltblütig, wageluftig niederstreckt, steht eine Aufnahme des idyllischen Bismarck, der beschaulich sein kann und träumen, der auf seinem Landgut in seinem friedlichen Kreis und in den schlichten Dauerverhältnissen dieses Land- und Familienlebens von seinem großen Leben ruht, still sitzt, in blauen Himmel und grüne Wiesen sieht und in Bilderbüchern blättert.

Bismarck verstand die Kunst, das Leben zu mischen. Aber auch für diesen Lebenskünstler gab es die peinlichen Reste zu tragen.

Das Künstlerisch-Geniale in seinem Schaffen ließ ihn auch alle die hohen und schmerzhaften Preise zahlen, die die Künstler leisten müssen.

In diesem Reckenkörper wohnte das feinste empfindlichste Nervensystem, und diese zarten Fäden unterjochten die Riesenglieder und diktierten ihnen gute und schlechte Stunden. Bismarck litt an Stimmungskrankheiten. Jede seelische Erregung setzte sich bei ihm körperlich um.

Als im März 1866 den österreichischen Rüstungen gegenüber noch nichts geschehen war, erkrankte er; er gesundete aber, sobald die ersten Rüstungsbefehle erteilt wurden. Als dann Mitte April über die beiderseitigen Abrüstungen geschrieben wurde, kränkelte er, er erholte sich aber sofort, als die Mobilmachung der österreichischen Südarmee gemeldet wurde.

Werden seine Pläne mißverstanden, erleidet er schmerzlich enttäuschende Erfahrungen, so bewirkt seine seelische Depression sofort physische Indispositionen. Fußleiden, Neuralgien im Gesicht, Gallenergüsse, Magenkrämpfe zog dieser reckenhafte Körper, der allen physischen Strapazen gewachsen war, sich auf psychischem Wege zu.

Und sehr charakteristisch für das Typische, Programmmäßige dieser Dispositionen ist, daß Keudell aus seiner ständigen Beobachtung heraus schreibt:

„Am 18. Oktober kamen Roon und Moltke zum Kanzler." (Es handelte sich um Bismarcks Wunsch, Paris zu bombardieren und über die Meinungsdifferenz zwischen ihm und Moltke). „Bald nach der Konferenz stellte sich bei Bismarck ein mehrtägiges Fußleiden ein. Ich schloß daraus, daß der Widerstand Moltkes gegen die baldige Beschießung nicht zu überwinden gewesen war."

Bismarck kann seinen Schlaf nicht dirigieren. Er ist zu feinhäutig, um Erregungen bequem abzuschütteln. Wenn er abends Musik hört, verfolgen ihn die Töne. Er ist ganz unsoldatisch, selbst im Krieg, ein Langschläfer, weil die Ruhe erst nach langem Wachliegen über ihn kommt.

Er ist abhängig von seinen Stimmungen. Der so bezaubernd sein kann, wird in Situationen, die ihm nicht gemäß sind, krankhaft launisch, sich und den anderen eine Pein und Qual. Als die politische „Tretmühle" einmal besonders unerfreulich war; „nur armseliges Zeug, mit dem zwischen Varzin, Berlin und Ems Federball gespielt wurde," da ist es mit Bismarck gar nicht zum Aushalten: „der Chef more solito eigensinnig, quänglig, bald in minima ohne Akten-

Digitized by Google

kenntnis hineintapsend, bald auf erhebliche Dinge jedes Eingehen störrisch abweisend."

Von der sensibelsten Empfindlichkeit ist er in solchen Stimmungen; die besten Freunde können ihm da so auf die Nerven fallen, daß er sich im stillen auf den Moment ihrer Abreise freut. Und ihn, den geborenen Befehlshaber, geniert es peinlich, daß Keudell nach Varzin einen Kanzleibeamten des Chiffrierbureaus mitbringt. Und als es für den nicht sogleich etwas zu thun giebt und er den unglücklichen Einfall hat, sich zu melden und nach Arbeit zu fragen, sagt Bismarck irritiert durch diese fremde Gegenwart: „Sehen Sie? Der Mann langweilt sich hier. Seine Anwesenheit drückt mir auf die Nerven. Lassen Sie ihn nur gleich wieder nach Berlin zurückfahren."

Neben Bismarck läßt Keudell die Fürstin Johanna lebendig in den Vordergrund treten. Eine Reihe ihrer Briefe ergänzt uns hier glücklich den Band der Bräutigams- und Ehebriefe des Fürsten.

Die indirekte Spiegelung, die man aus diesen Blättern von Bismarcks Lebensgefährtin erhielt, wird hier positiv bestätigt.

Diese Frau steht nicht neben dem Staatsmann und dem Schicksalslenker der Völker. An seinem Dämonion hat sie keinen Teil. Auf jähem, abschüssigen Grat muß er allein bleiben. Aber aus diesen Höhen kehrt er heim, um aufzuatmen; und es ist wirklich wie Nachklang alter Heroensagen modern vermenschlicht, wenn man zusieht, wie Bismarck von der Weltbühne auf kurze Momente sich trennt, alles hinter sich läßt und im stillen Frieden seines Landgutes bei der Frau Rast hält, die ihm sorglich, während er draußen im Kampf steht, einen stillen Lebensplatz hütet, fern von den aufreizenden, von ihr unbegriffenen glück- und peinvollen Genüssen seines Werkes.

Bismarck fühlte die Bedeutung dieser Frau für sein Leben tief. Er findet bei ihr Hafen und Heimat, und „in der fremden Welt eine Stelle für sein Herz"; er findet bei ihr das, was seiner Existenz dort draußen fehlt: „das sonntägliche Element, nicht Frankfurter, sondern Kolziglower Sonntag, einen Tropfen Himmelsruhe in diesem fieberreichen Durcheinander, etwas Feiertag in dieser Werkstatt, wo Lüge und Leidenschaft rastlos auf dem Amboß menschlichen Unverstandes hämmern."

Das wollte er sich unvermischt bewahren. Darum hielt er diesem „sonntäglichen Leben" in weiser Erkenntnis alle Elemente jenes anderen Großatteur-Lebens fern. Ihm war es gerade recht, daß Johanna keine Gesellschaftsdame war, („Du bist meine Frau und nicht der Diplomaten ihre, ich habe Dich geheiratet, um Dich in Gott und nach dem Bedürfnis meines Herzens zu lieben.") Und es beschwichtigte sein Gefühl, daß Johanna für die Politik nicht zu viel Interesse und Verständnis hatte und wunderbar fern von jenem Ehrgeiz war, die Gefährtin seiner Werke zu werden. Die Gefährtin seiner Tage zu sein, sein Sorgentrost, eine still-gütige Diakonissin kranker Nerven, die den zurückkehrenden wunden Helden betreut, das war ihr Stolz.

Aus Bismarcks Briefen an seine Braut und Gattin gewann man schon diesen Eindruck, hier in diesen Frauenepisteln spricht es die Fürstin Johanna selbst aus. Sie geht ungern in Gesellschaft, sich „als die Frau des berühmten Mannes" zu zeigen ist ihr unsympathisch. Sie haßt den ewigen Trubel „unter vielen fremden Menschen, wobei doch nie etwas anderes herauskommt, als im besten Fall einige oberflächliche Phrasen und im schlimmsten und häufigsten zahllose Klatschgeschichten, Empfindlichkeiten u. s. w."

Und wie sie sich ablehnend allen „förmlichen Verhältnissen" gegenüber verhält, so blickt sie feindlich auf Diplomatie und Politik. Sie beurteilt Bismarcks Beruf nur nach dem einen Gesichtspunkt: Wie bekommt er ihm? Und da sie meistens nur die negativen Folgen sah, so faßte sie einen innigen Haß gegen die Welt jenseits ihrer Grenzen. Leidenschaftlich wird die stille Frau Johanna, wenn sie daran denkt, wie diese „unleidliche, stürmische Diplomatenwelt" nur Krankheit, Aerger und Undankbarkeit mit sich gebracht. Und sie wünscht, ihr Mann möge den „Staub seiner lieben Füße über den ganzen, nichtsnutzigen Schwindel schütteln." Ihre Wonne wäre, wenn sie „schnurstracks nach Schönhausen gingen und nur sich selbst lebten." Und in der Zeit der Schlacht von Königgrätz, als Bismarcks Staatengedanken gewannen Gestalt zu bekommen, schreibt die Hausfrau: „Uebrigens ist mir alles eins — wenn ich nur endlich wüßte, daß Bismarck wieder ganz wohl ist."

Die Fürstin sah nicht weit, aber in ihrem kleinen Kreis war sie doch eine Ganze. Diese Briefe zeigen das, und man liest aus ihnen, wie richtig, gesund und gerade gewachsen die Menschlichkeit dieser Frau war, und man versteht aus ihnen, daß Bismarck bei ihr seine Heimat finden konnte.

Und man lernt außer den Eigenschaften unermüdlicher, ganz leise, unaufdringlich waltender Sorglichkeit, steter Bereitheit, einem großsinnigen Freisein von Eifersucht, noch eine Eigenschaft kennen, die man sich nicht so lebhaft ausgebildet gedacht hätte. Sie hatte etwas „Bismarckisches". Etwas von jenem Charme, jener Causerie-grazie seiner Briefe findet man reflektiert auch bei ihr. Und sie hat, wie er, jene sichere Stimmungsbalance des Tons, der nie falsch schillert und immer wunderbar rein angeschlagen ist.

Digitized by Google

Die Briefe sind nie trocken und papieren. Sie haben Momentstimmung, die Schilderung spielt lebendig mit frischen, unmittelbaren Bildern, und eine echte Bismarckfreude an der gut gesetzten Pointe und der farbengebenden Nuance herrscht. Sie spricht von der Hoftrauer in Petersburg: „Wir gehen nun sechs Monate wie die kohlschwarzen Rappen einher, bis an die Zähne verhüllt," sie schildert einen Besuch Savignys, der „so feierlich, förmlich und korrekt erschienen, daß wir sämtlich kalte Hände bekamen von der regelrechten, eingerahmten, wohlerzogenen Unterhaltung." Sie schreibt: „Es ist jetzt still wie in der Wüste Gobi," und diese Wendung kommt nicht aus Puttkamerscher Frömmigkeit, sondern aus dem Bismarckschen Stilvergnügen an vollklingenden, biblischen Vergleichen.

Auch die malerische Kunst des großen Landschaftsschilderers Bismarck ist an ihr nicht vorübergegangen, und seinen Reisebildern ist ihr Biarritzer Seestück ebenbürtig: „Wenn der Schaum haushoch aufspritzte, so schillerte er im hellen Sonnenschein in vielen Regenbogenfarben, und wenn er niederfiel, so jagte ihn der Sturm in großen Flocken, wie weiße Tauben, weit ins Land hinein."

Und auch die derb-behaglichen Lässigkeiten des Jargons sieht man abgefärbt bei der Fürstin, so das traute Wort von der „Wurschtigkeit", von der sie dem Lieben, Einzigen gern eine viel größere Quantität gewünscht hätte.

So zeigen auch diese Briefe der Frau von Bismarck, die einstmals das unter Andachtsbüchern erzogene herrenhutische Fräulein von Puttkamer war, etwas von jenen umwandelnden, modelnden Fähigkeiten des großen Menschenbildners, der die Wesen seines Kreises so stimmte und brauchte, „wie ihm es gefiel." F. P.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

# Neue Kämpfe um Darwin.

Von **Wilhelm Bölsche.**

Wir sprachen über die großen Probleme unserer Zeit. Mein Freund war ein geistvoller, außergewöhnlich kenntnißreicher, echt moderner Mensch. In allen Hauptpunkten waren wir einig über den Fortschritt, über den Kampf gegen das Veraltete, Absterbende, über den notwendigen Sieg der Aufklärung und das Wachstum freiheitlicher Ideen überall.

„Aber die Haupt-Störenfriede, die alles hemmen," sagte er schließlich, „sind doch Marx und Darwin."

Ich wußte, was er an Marx auszusetzen hatte: wissenschaftliche Details, wissenschaftlich diskutierbar, jedenfalls auf ernsten Fachstudien bei ihm beruhend. Ziemlich ebenso war es bei Darwin. Er war auch da Fachmann und seine Kritik setzte wenigstens bei diskutabeln zoologischen und botanischen Einzelheiten ein.

Seit langem polemisierte er so gegen die beiden. In seinem Kopfe hatte sich das aber allmählich zurecht gestellt, daß er an diese Namen wie an Symbole dachte für das Äußerste, was ihm überhaupt befehdenswert schien. So brachte er sie auch jetzt vor, und ein unbefangener Zuhörer, der beider Namen nicht kannte, mußte sie als Trumpf auf unser vorhergehendes Gespräch auffassen, — als verkörpere sich in Marx etwa alle Unterdrückung, soziale Unfreiheit, starre Reaktion heute gegenüber jedem Versuch sozialen Fortschritts; und als sei Darwin der Typus des Obskurantentums, der geistigen Vergewaltigung und Rückschrittlerei auf dem Gebiete der Weltanschauung.

Ich rede hier nicht von Marx weiter, sondern bloß von Darwin. Aber grade vor ihm habe ich in letzter Zeit eine Menge von Symptomen bemerkt, die mich an jenes Gespräch erinnern konnten.

Leute, die, vor die Wahl gestellt, unbedingt für freie Ideen etwa gegenüber dem Kirchendogma eintreten würden, hauen in einer Weise neuerdings auf den Darwinismus los, als sei er plötzlich der böse Dämon.

Aus der Fachlitteratur läuft das dann in die Menge. Bei halben und flachen Geistern wird der Ton „Mode", weil er wenigstens Abwechslung bietet. Die wirklich finstern Kreise aber freuen sich, daß ein gefährlicher Name plötzlich preisgegeben ist und sie ziehen, selber mit unverkennbarer Logik, ihren Vorteil davon.

Ich bin in den letzten Jahren auch in guten, aber nicht naturwissenschaftlichen Schriften mehr und mehr einer Stimmung des Zweifels, der Unsicherheit gegenüber den Darwin'schen Ideen begegnet. Man weiß nicht recht, wo selber angreifen, aber es kommt wie ein vages Echo: im Fache selbst ist man ja am Ende schon wieder über die Sache hinaus. Der eine oder andere „Professor" wird genannt, der bereits offen den Zusammen-



Digitized by Google

sturz des Darwinismus lehre. Und schwerwiegende neue „Thatsachen" werden natürlich dahinter vom Laien vorausgesetzt, — Thatsachen, die Darwin's Behauptungen widerlegt oder die sie doch nicht gestützt hätten.

Dabei ist es merkwürdig: der Verdacht scheint sich meist auf das eigentliche Wort „Darwinismus" zu konzentrieren, das Wort in Anführungszeichen. Der große Entwickelungsgedanke lebt, auch ohne Schlagwort, als das Lebendigste der ganzen Zeit in uns allen, beherrscht unser ganzes Denken und Handeln. Jener Mann, der in Darwin den Hemmschuh sah, war praktisch ein wahrer Entwickelungsfanatiker. So scheint es fast, als löse sich nachträglich bloß ein Wort, das Jahrzehnte hindurch die Bewegung gekennzeichnet, wieder von ihr ab. Das Wort ist aber gleichzeitig so mit ihr verquickt, daß der Mißverständnisse kein Ende werden will.

Ist es wirklich möglich, heute „Darwin" wieder aus der großen Entwickelungs-Richtung in unserem Geistesleben herauszuwerfen, — wegen irgend welcher subjektiven Begleitumstände, irgend welcher naturwissenschaftlichen Fach-Einwürfe? Oder äußert sich unter der Hülle des Kampfes gegen den „Darwinismus" am Ende doch eine beginnende Abschwenkung von dieser ganzen Entwicklungs-Richtung, über die sich bloß manche neuere Darwin-Angreifer selber in der Tragweite noch nicht klar sind?

Ich gestehe, daß ich in dem ganzen Auftauchen solcher Zweifelfragen etwas recht mißliches sehe. Es ist richtig, daß im engeren Fachgebäude des sogenannten Darwinismus gegenwärtig wieder einmal besonders lebhafte Kämpfe stattfinden. Diese Kämpfe sind überaus fruchtbar und segensreich, soweit sie gewisse allgemeine Gesichtspunkte nicht ganz verlieren und soweit persönliche Gehässigkeiten herausbleiben. Aber gerade diese echten Kämpfe sind in jeder Faser etwas total anderes, als der Laie, Freund wie Feind dahinter zu suchen beginnt.

Der Darwinismus mit diesem seinem Namen ist heute genau 43 Jahre alt, datiert vom Erscheinen des „Origin of species" von Charles Darwin.

Wenn Darwin noch lebend unter uns weilte, so würde er der erste sein, der jenen heute fortbrennenden Fach-Zwist mit Freuden, ja mit Genugthuung begrüßte. Er würde in ihm nichts anderes finden als sein eigenes Entwickelungsprinzip, das unablässig weiterrollt, — das jetzt sich auf einen Fels rettet als die endlich erreichte Feste, — und das morgen diesen Fels selber anbohrt, um abermals weiter zu kommen.

Darwin hatte in eigener Bahn die volle Wucht gefühlt, was es hieß, einen Ideengang umwerfen. Er hatte sich zuerst von der Theologie frei gemacht, immerhin das noch ohne allzuviel Nöte. Dann war er in die strenge Wissenschaft gekommen, — als halber Dilettant zunächst. Seine ganze Sorge war, sich nur überhaupt als berechtigt zur Fachforschung zu erweisen. In Mitten dieses Strebens aber geht ihm auf, daß ein sicherster Lehrsatz dieser Wissenschaft (die Constanz der Arten) falsch sei.

Immer ist es ihm als etwas Ungeheures erschienen, daß er gerade berufen sein sollte, so verwegen den Neuerer zu spielen.

Sein endloses Zögern, das seinen Ruhm bedroht hat, vielleicht selbst seine physische Krankheit hingen damit zusammen. Doch er wagt es, muß es als ehrlicher Mann wagen, und er bricht durch. Er erlebt mit einem gewissen Grauen, daß ein Einzelner den Kampf aufnehmen kann mit einer ganzen, über lange Jahrhunderte heraufkommenden Wissenschaft und daß er siegen kann. Nie hat er das vergessen. In allem Triumph seiner Lehre, wo mancher vom Weihrauch erstickt wäre, schaut er beständig sich

Digitized by Google

nach dem Manne um, der nun ihn wieder umwerfen wird —, nach der Wissenschaft, die er an einer Stauungsstelle entfesselt hatte, und die ihn dafür verschlang, indem sie auch über seinen Fleck strömte.

Buchstäblich hat er die ganzen Jahre seines rauschenden Erfolges gegrübelt, wo er sich geirrt haben könnte. Hinter den späteren Auflagen der „Entstehung der Arten" glaubt man einen Menschen zu sehen, der beständig aus dem Schlaf aufschreckt mit dem Gedanken: „Ich habe etwas vergessen."

Wenn ich mir heute den Alten von Down denken soll, wie er in irgend eine zoologische Sektion tritt, zwischen einen Kreis junger, leidenschaftlich schimpfender Entwickelungs-Mechaniker, er könnte nur mit dem Worte kommen: „Na endlich Kinder, seid ihr endlich drauf, wo die Sache hapert!" Ob er freilich grade diese Einwürfe anerkennen würde, wäre ja eine andere Frage. Sicherlich würde er eins vorweg betonen.

Wenn ich in den Kampf der Meinungen heute offen hinaustrete — hinaus aus der Studierstube in die große ringende Welt — so finde ich zwei Dinge im Streit, im unversöhnlichen Streit. Zwei Weltanschauungen mögen wir sie nennen. Man könnte ziemlich eben so gut auch sagen: zwei Geschichtsepochen, die heute beide nebeneinander (noch und schon) Vertreter haben.

Nach der einen Ansicht ist die Welt ein Ding unter einer Käseglocke. Jenseits der Glocke schaltet und waltet etwas absolut Anderes. Es holt heraus, stellt hinein, macht was es will. Drunter rechnen sie, inventarisieren. Droben wird nicht gerechnet und aus dem Droben kommt, in das Droben geht ein unbegrenzter Inventarbestand. Wenn das „Droben" will, so rauscht von der Glocke der Wind, rinnt der Regen. Und jeder Windstoß, jeder Regentropfen kommt eigentlich als „Wunder". Das Droben setzt Tiere herunter, heute Trilobiten, morgen Ichthyosaurier, übermorgen Menschen. Und zu den Menschen übermenschliche Wesen noch wieder von jenseits der Glocke. Alles als unberechenbares Wunder. In der Existenz der Glocke steckt ein ewiger Riß, eine immer erneute Unfaßbarkeit, ein Hin und Her, das uns Menschen keine andere Rolle finden läßt, als die Hände in den Schoß legen und resigniert abwarten, was kommt.

Dem gegenüber steht ebenso schlicht die Anschauung, daß es keine Käseglocke giebt. Daß alles eins ist im Sinne des Ur-Zusammenhangs. Das Drüben, das die Schäfchen und die Bäumchen setzt, sind diese Schäfchen und Bäumchen selbst, es ist nicht noch einmal besonders da. Wir selbst sind wir selbst. Alle Dinge der Natur, der Welt, sind da bloß als Ausfluß von Eigenschaften dieser Natur.

Nun blicken diese beiden Ansichten in die Geschichte zurück.

Die eine sieht da die dieselbe Willkür. Eingriffe von jenseits der Glocke. Unberechenbare. Was ist ihr überhaupt die Gewähr des Geschichtlichen? Jene Uebermacht ohne Raum und Zeit könnte auch rückwärts ja noch einmal hineingreifen.

Die andere aber gerät unabänderlich auf den Begriff natürlicher Entwickelung. Weil es überhaupt eine Geschichte, eine Zeitenfolge giebt, die Eins an Stelle des Andern zeigt; und weil es ihr nichts giebt als die Dinge selbst; so folgt ihr einfach Wandel dieser Dinge: Entwickelung. Hier steht etwas. Morgen etwas anderes. Aus der Versenkung ist nichts gekommen. Folglich hat das Eine sich entwickelt zum Andern. Zu den Eigenschaften der Natur gehört auch Werden, Verwandlung, Entwickelung Und die Geschichte ist das Reich dieser Eigenschaft.

Nun denn: in den Kampf dieser beiden Grund-Meinungsverschieden-



Digitized by Google

heiten greift auch nicht eine einzige jener „neuen" Thatsachen oder Gedanken ein, die heute den Mittelpunkt der Fachkämpfe um den Darwinismus bilden.

Ob die Zuchtwahl-Theorie richtig ist. Ob ältere Lamarck'sche Ansichten besser sind als die neueren Darwin'schen. Ob es eine Vererbung erworbener Eigenschaften giebt. Was Vererbung ist. Wie die ersten Varianten entstehen, aus denen der Kampf ums Dasein nach Darwin ausließ. Ob neue Arten entstehen aus Variationen oder (im Sinne von de Vries) aus plötzlichen Mutationen. Ob die bisher aufgestellten Entwickelungsgesetze der organischen Welt sämmtlich falsch sind. Ob alle bisher entworfenen Stammbäume verkehrt sind. Ob der Haeckelsche Zusammenhang von Ontogenie und Phylogenie stimmt oder nicht. Ob selbst die Methoden, mit denen man bisher solche Gesetze, solche Stammbäume gesucht, alle grundirrig sind. Ob es ganz neuer experimenteller Wege bedarf, um nur erst einmal das Anfangsmaterial dazu notdürftig zu erlangen. Ob wir seit und mit Darwin in einem embarras von geistreichen Konstruktionen geschwelgt oder ob wir, wie andere meinen, in dürrer Haide uns im Kreise herumgetrieben und das Nächstnötige noch gar nicht gesehen haben. Ob es in der einheitlichen Natur als Grundeigenschaften dieser Natur noch zweitausend verschiedene Entwickelungsgründe, Entwickelungsgesetze, direkte oder indirekte Wege der Umwandlung giebt, von denen die ganze Darwin'sche Richtung keine Ahnung besessen hat. Und so weiter. Das alles und noch ungezähltes mehr, das jüngere, besonders höfliche Kritiker heute gelegentlich veranlaßt hat, Darwin einen Tropf zu nennen und alle seine Schüler in Haeckel's Richtung sammt diesem unwissenschaftliche Stümper, hinter die die ganze Entwickelungsforschung erst wieder zurückgehen müsse, wenn je etwas aus ihr werden solle, — — das alles miteinander hat nämlich auch nicht die leiseste Beziehung zu jenem General-Zwist der beiden Weltanschauungen.

Es kann sie nicht haben, denn dieser Zwist ist viel älter als Darwin, er ist weder entfacht noch beendet durch Darwin, er ist viel größer, viel umfassender, viel tiefer als Darwin. Und in ihm haben noch ganz andere Leute mitzureden als bloß naturwissenschaftliche Spezial-Forscher.

Im neunten Bande der Weimarer Goethe-Ausgabe steht ein loser Entwurf, ein „Schema" von Goethe's Hand, mutmaßlich von 1807.

Es giebt die Grundzüge einer Kosmogonie auf Grund natürlicher Entwickelung, oder wenigstens des ersten Kapitels einer solchen. Die Erde erscheint zuerst als Stern. „Als ein Wandelstern. Die neuen Erfahrungen zeigen das Universum selbst nicht als fertig. Die Nebelsterne sieht man als Massen werdender Welten an. Ja den Jupiter als nicht erstarrt. Die Kometen, die man ehemals als Weltenzerstörer ansah, betrachtet man als werdende Erdkörper." So geht das weiter. Die Erde erstarrt. Die Ur-Wasser schlagen sich nieder. Sinken des Wassers. Hervortreten des Soliden. Gebirge im Kreuz. Der Granit erscheint als das frühste Gebirge. Ueberall ist „eine genetische Betrachtung wünschenswert." „Alles was wir enstanden sehen und eine Succession dabei gewahr werden, davon verlangen wir dieses successive Werden einzusehen. So wie die wahre Geschichte überhaupt nicht das Geschehene aufzählt; sondern wie das Geschehene sich auseinander entwickelt und darstellt." Goethe verwarf die Katastrophen in der Erdgeschichte, weil sie ihm nicht genug Entwickelung enthielten. Er predigte die Lehren Lyells viele Jahrzehnte vor Lyell. Man fragt sich, wie jener Entwurf, der leider beim Gestein abbricht, ohne je ausgeführt zu werden, in's Organische hinein hätte weiter gehen können.

Digitized by Google

Es ist nur zu selbstverständlich, daß er auch da Entwickelung annahm. Goethe hat ja an anderen Orten seine Ansichten auch darüber klar genug ans Licht gestellt. In wiefern seine engeren Ideen über den Weg dieser Entwickelung von der späteren Darwin's abwichen, ist dabei sehr belanglos. Er dachte sich, scheint es, gewisse Grundtypen des Lebendigen naturgesetzlich bestimmt zu ihrer Zeit anschießend auf der Erde wie Krystalle. Die äußeren Umstände, das Milieu, die Lebensweise modelten dann im Einzelnen während des Werdens an der Reinheit dieser Krystallformen, bis das unendlich wechselvolle Spiel der heutigen verschiedenen Tier- und Pflanzenarten entstand. Man kann sich bei dieser Auffassung über die Gesetze streiten, nach denen der Typus sich bildet. Aber man kann sich ja auch in der Mineralogie über die Gesetze streiten, die dort die anorganischen Krystalle bilden, und heute noch weiß keiner da Rat. Das Wesentliche bleibt, daß beides innerhalb der Natur gedacht wird. Jenes ganze Weltbild, zu dem Darwin nur ein letztes Stiftchen hinzuthun konnte, war unzweifelhaft in Goethe's Tagen schon vollkräftig da.

Wie sollte es nicht. Wenn man das übernatürliche Eingreifen von jenseits der Käseglocke auch nur auf einen Moment vergißt, so werden Entwickelungsthatsachen auch dem schlichtesten Sinn sofort übermächtig.

Unser eigenes Leben unterliegt der Entwickelung; zwischen Kind und Mann, Mann und Greis liegt nicht ein göttlicher Wunderakt, sondern eine kontinuierliche Folge. Wie unsagbar einfach ist die Lehre der Geschichte. Ist der heutige Franzose aus dem alten Gallier entstanden durch glatte Entwickelung oder trennt die beiden ein mystisches Wunder? Sind die romanischen Sprachen, ist das heutige Schriftdeutsch nicht kontrollierbar „natürlich" durch Entwickelung heraufgekommen? Zu solchen Gedankengängen ist kein Darwin erst nötig gewesen. Man kann die ganze Ideenunterlage zum „Darwinismus" in diesem Sinne aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung" oder aus Schlossers Weltgeschichte lernen, ohne den „Origin of species" je gesehen zu haben.

Aber Bücher sind überhaupt nicht dazu nötig.

Wie oft bin ich nicht gefragt worden, ob mich nicht manchmal ein Bangen anwandle, wenn ich mir sagen müßte, auf was für verwickeltem, spitzfindigem, haarspalterischem biologischen Material meine „Darwinistische" Weltanschauung im Grunde beruhe. Wenn nun ein Stäbchen wankt, hieß es, eins von den ganz zerbrechlich dünnen der biologischen Fachforschung, irgend so ein Sätzchen aus der Zellenlehre, ein statistisches Zifferchen über Variieren der Arten, ein Müschelchen oder Zähnchen der Paläontologie? Und das immer als Stoß in der Weltanschauung zu fühlen, im Heiligsten, das man für sich selbst, über sich selbst hat! Jeden Morgen zittern, wenn der Briefbote kommt und eine grüne oder blaue Broschüre bringt: ob da nicht der ganze „Darwinismus" doch jetzt den Gnadenstoß hat durch ein Knöchelchen in einer verkehrten Erdschicht, oder eine neueste Superklugheit über den Zellkern, oder einen Froschembryo, der zwischen zwei quetschenden Glasplatten aufgezogen ist, — zittern um den Zusammenbruch der ganzen Weltauffassung!

Und wie oft habe ich auf diese wohlmeinenden Bedauerungen lachend antworten müssen, daß meine Welt- und Lebensanschauung über „Entwickelung im Gegensatz zum Wundereingriff" gar nicht aus dem „Darwinismus" in diesem Sinne stamme, also auch nicht mit ihm fallen könne, — zugestanden selbst einmal (wozu nicht der geringste Anlaß ist), der Darwinismus fiele heute oder morgen durch eine solche Einzelheit.

Digitized by Google

Der Entwickelungsbegriff, auf dem ich nicht meine biologischen Spezialüberzeugungen, sondern meine Weltanschauung aufbaue, fließt mir aus der persönlichen Erfahrung meines ganzen Lebens zu, nicht aus Büchern.

Als ich ein Kind war, habe ich gelernt, daß die weiße Blüte, die über Nacht an dem Birnbaum im Garten gekommen war, nicht durch ein Wunder vom Himmel gefallen war, sondern sich aus der Knospe entfaltet hatte. Ich habe gelernt, daß die Suppe nicht per Wunder aus einer mystischen Versenkung kam, sondern aus dem Kochtopf, wo sie sich aus bestimmten Substanzen unter bestimmten Bedingungen vor meinen Augen entwickelte.

Als ich älter wurde, bildete das ganze Leben nur eine einzige fortgesetzte Weitererziehung nach dieser Seite. Ich saß im Hörsaal und hörte griechische Geschichte vortragen. Ich hätte die Gesichter der Studenten sehen mögen, wenn unser scharfsinniger Dozent bei der Darstellung des „Peloponnesischen Krieges aus den Quellen" plötzlich hätte den klaren Verlauf der Dinge durchbrechen wollen mit dem Satz: die Armeen in dieser Schlacht, die Verteidigungsmauern dieser Stadt, die Kasse, die diese oder jene Mittel lieferte, stammten nicht aus den und den gegebenen Verhältnissen, sondern sie waren plötzlich per Wunder da. Gegen diesen Dozenten wäre eine Disziplinaruntersuchung eingesetzt worden, die ihn schleunigst seines Amtes enthoben hätte.

Ich wohnte einer Gerichtsverhandlung bei und hörte die Rede des Staatsanwalts. Giebt es eine blasseste Möglichkeit auch nur, sich auszudenken, daß ein Staatsanwalt in der logischen Entwickelungskette eines Indizienbeweises vor einer Mordthat irgendwo das „Wunder" einführen sollte anstatt einer ursächlichen Begründung aus den Verhältnissen und dem Zusammenhang?

Es ist einfach jede Minute und jede Regung meines Lebens, es ist mein ganzes Ich als objektive Erfahrung aus so und so viel Jahren, was ich in die Wagschale lege, wenn ich mich für eine natürlich-einheitliche Weltanschauung und einen natürlichen Entwickelungsbegriff entscheide, — nicht ein Paragraph oder eine Figur aus einem modernen biologischen Lehrbuch.

Gewiß, auch mein ganzes Wissen steckt darin und dabei selbstverständlich auch mein ganzes Naturwissen. Aber es ist nicht das Erste, sondern erst das Sekundäre jenseits der unmittelbar eingepaukten Lebenserfahrung. Und es ist wieder in diesem Naturwissen zunächst noch lange nicht Darwin oder irgend etwas mit seinem Gebiet auch nur zusammenhängendes der engere Fels, auf den ich da das Stück meiner Weltanschauung baue, das speziell zur Naturforschung gehört. (Ein armer Kopf, der seine Weltanschauung bloß auf „Naturwissenschaft" im Fachsinne bauen wollte!) Lange vor Darwin, Jahrhunderte vor Darwin, hat die Naturforschung den Begriff geschaffen, der allerdings ein Pfeiler jeder einheitlichen Weltanschauung ohne Wunderbegriff sein muß: den Begriff der Naturgesetzlichkeit.

Das simpelste Experiment gelingt nicht ohne ihn, die alltäglichste wissenschaftliche Rechnung bis in ein so banales Ding wie das Benutzen einer Uhr hinein ist ein Kinderspott ohne ihn. Er ist gewissermaßen die exakte naturwissenschaftliche Formel für jenes große Massenbild unserer Lebenserfahrungen. Die stärksten Geister der neueren Zeit haben gerungen, diesen Begriff zu klären, zu festigen als Formel und sie haben damit aller-

Digitized by Google

dings jener zunächst intuitiv erlebten Weltanschauung einen Bewußtseinsausdruck gegeben, der heute leicht als ihre festeste Säule erscheinen kann. Diese Naturgesetzlichkeit ist es, auf der sich Goethe's Idee von der Gott-Natur erhebt, und von der Fechner gesagt hat, daß sie der einzige strenge Beweis vom Dasein Gottes sei; auch er meinte natürlich Gott im Sinne der einheitlichen Gott-Natur, und seinem klaren Denkerkopf wäre folgerichtig das „Wunder" umgekehrt als Beweis erschienen, daß es keinen Gott d. h. keine Einheit in der Welt gebe.

Das alles vor Darwin, wie Newton und Galilei vor Darwin stehen und so viele, die für diesen Begriff der Naturgesetzlichkeit gelebt, gefochten, geblutet haben.

Erst auf einem weiten Wege von da komme ich zu Darwin und ich komme zu ihm mit einer im Prinzip bereits vollkommen fertigen Weltanschauung, an der er im Ganzen nichts mehr ab-, noch zuthun kann. Zweifeln wir doch nicht: er selber ist an seine eigenen Spezialgedanken über Entwickelung der Tiere und Pflanzen auch schon seiner Zeit ebenso damit herangekommen als echt moderner Mensch. Seine Idee war, einen Gedanken, den das Leben und all sein Wissen ihm sonst genugsam eingepaukt hatten, auch in eine Spezialecke zu treiben, wo man sich ihm durch eine sonderbare Constellation der Dinge bisher hartnäckig verschlossen hatte: nämlich in die Entstehung der wechselnden Tier- und Pflanzenarten auf Erden bis zur Tierart Mensch herauf. Zweierlei hat er dann versucht, und im Prinzip also jedenfalls versucht im Sinne und zu Gunsten einer monistischen Entwickelungs-Weltanschauung, wenn auch keineswegs als erstes Fundament einer solchen im Menschheitsdenken.

Zunächst hat er versucht, die natürliche Entstehung der Tier- und Pflanzenarten nicht bloß als allgemeine Weltanschauungs-Folgerung zu behaupten, sondern sie in sich so reinlich herauszuarbeiten, wie es irgend ging, daß sie schließlich selber als Exempel für die ganze Allgemeinidee paradieren könnte.

Dann hat er im notgedrungenen Zusammenhang damit einen höheren naturgesetzlichen Zusammenhalt gesucht, der als „Gesetz" diese biologische Entwicklungslinie beherrscht und gelenkt haben könnte: das war für sein Vermuten die natürliche Selektion oder Zuchtwahl.

Fragt sich, ob er in beidem das Rechte getroffen hat. Das Erste könnte ihm mangels ausreichenden Materials mißlungen sein. Im Zweiten könnte er sich über das spezielle Naturgesetz getäuscht haben wie es so und so viel Forschern auf andern Gebieten gründlich und häufig schon passiert ist, ohne daß deshalb jemand Lärm gemacht hat, die naturgesetzlichen Prinzipien der Forschung seien überhaupt erschüttert und die unter anderm auch hier verankerte Weltanschauung sei bankerott. Immerhin läßt sich nach 43 Jahren mit kühlem Kopfe diese Doppelfrage stellen.

Vor diesen beiden Möglichkeiten setzt der heutige Kampf um Darwin ein, — kein Weltanschauungs-Kampf mit hie Entwickelung, hie Wunder. Sondern eine höchst interessante Debatte mit zwei schlichten Fragen: erstens ob sich von der Entwickelung auch an dieser (über mindestens hundert Jahrmillionen verzettelten) Ecke heute schon (oder noch) ein Bild gewinnen läßt; und zweitens, ob in diesem Bilde die natürliche Zuchtwahl eine Rolle spielt.

Als Darwin, gedrängt von der ganzen Geistesrichtung seiner Zeit, sich mit dem Entwickelungsgedanken in die Geschichte der Tier- und Pflanzenwelt wagte, stieß er dort, wie gesagt, auf eine in jeder Hinsicht außergewöhnliche Situation.

Digitized by Google

Zwei Dinge waren in unvereinbaren Widerspruch geraten.

Auf der einen Seite stand das Dogma, daß die Art in der Geologie und Botanik unveränderlich, konstant sei. Auf der andern wies die neuaufgeblühte Geologie nach, daß beim Zurückgehen in frühere Epochen der Erdgeschichte das Bild der Tier- und Pflanzenwelt thatsächlich ein anderes wird, daß andere Arten erscheinen wie heute, während die heutigen durchweg noch fehlen.

In der Not hatte hier, unwissenschaftlich genug, eine Weile wirklich das „Wunder" herhalten müssen. Die Art war in sich konstant. Aber ab und zu im Laufe der Jahrmillionen kam eine Hand von jenseits der Glocke, brach allem Vorhandenen den Hals und setzte neue Arten herunter. Darwin trat dem entgegen, nicht eigentlich als Revolutionär, wenn man die Dinge ganz streng mißt, sondern einfach als Vertreter der schlichten wissenschaftlichen Methode, wie sie für fast alle anderen Zweige der Forschung längst fest eingeführt war. Vom Boden einer Naturgesetzlichkeit erklärte er, ist der Ausweg des Wunders unzulässig. Zulässig ist dagegen anzunehmen, daß ein wissenschaftliches Dogma falsch sein könne, — in diesem Falle das Dogma von der Constanz der Arten. Es kann eine natürliche Entwickelung von Arten zu anderen Arten stattgefunden haben, — und das würde in Einklang mit der Geologie sein.

Die Geologie wurde damit von einer Art Ketzerrolle befreit, zugleich wurde ihr aber auch eine große, neue, positive Aufgabe zugewiesen. Gab man ihr zu, daß Arten sich entwickelt haben könnten, so schien nun ihr der Beweis obzuliegen, daß es thatsächlich der Fall gewesen sei.

Mit Forderungen an die Geologie aber ist es eine seltsame Sache. Es ist das hübsche Loos aller Wissenschaften, die auf den Zufall historischer Dokumente angewiesen sind, daß „Fordern" in ihnen einen komischen Beigeschmack hat. Ich suche Daten über Wallensteins Leben und finde die vollständigen Akten über Herrn Müller oder Schulze, die dessen Leben bis in jeden Punkt aufhellen. Ich suche schmerzlich Angaben über das größte Ereignis des Altertums, die Thaten Christi; der Vesuv liefert mir eine ganze römische Stadt mit Haut und Haaren aus und in dieser ganzen Stadt hat man von Christus keine Notiz genommen.

Der Laie sieht ein prachtvolles Museum aufgebaut: geologische Fundstücke aus dem Leben der Vorwelt. Er kommt mit der Idee Darwins zwischen die Megatherien und Ichthyosaurier und verlangt, daß ihm die gesammten Darwin'schen Uebergangsketten, die in der Entwickelung jede Tierart mit der nächsten verknüpfen, vorgezeigt werden. Man zuckt die Achseln, und nun fängt er an zu schmollen. 43 Jahre nach Darwin und noch immer dieses Material nicht zur Stelle? Da ist es doch wohl mit dem ganzen Darwin nichts.

In Wahrheit ist unsere gesamte Versteinerungskunde heute wenig über 100 Jahre alt. In den letzten 50 dieser Jahre, also auch in der Aera Darwin, hat sich trotz alles Aufblühens an gewissen Dingen für sie gar nichts geändert und es wird sich noch lange nichts, zum teil nie etwas daran ändern.

In den 50 ersten so wenig, wie in den 50 letzten Jahren des Jahrhunderts haben ihr, die mit vielen Millionen von Jahren rechnet, auch entsprechende Millionen von Mark zur Verfügung gestanden.

So ist ihre Materialsuche Stückwerk ohne jedes systematische Vorgehen. Ihr Stoff, die ganze Masse dessen, was an alten Tier- und Pflanzenresten überhaupt erhalten ist, durchsetzt, oft in homöopatischer Verdünnung, alle

Digitized by Google

jüngeren Schichtgesteine der Erdrinde. Dieses Musterbuch ganz zugänglich machen, hieße nichts viel anderes, als die ganze bewohnte Erdrinde abblättern, aufrollen von den höchsten Alpengipfeln bis unter die Sohle unserer heutigen tiefsten Bohrlöcher, — nicht zu vergessen den Boden aller Ozeane und den Sockel der Eispole.

Erst wenn die Millionen, die Arbeitskräfte, die Erfindungen da vorhanden und die Sache geleistet wäre, könnten wir von einer ersten Inventaraufnahme sprechen, die dann auf Darwin zu prüfen wäre. So, wie die Dinge liegen, sind wir bisher trotz der 100 Jahre auf ein paar Stichproben angewiesen. Ein Schieferblock etwa wie der Solnhofener lithographische Stein, der eine prachtvolle ganze Schriftseite der Jura-Zeit liefert, ist zu technischen Zwecken wirklich im Abbau und steuert langsam sein Teil zu. Hier, dort hat ein Privatmann sein Geld und seine Energie ähnlich auf einen einzelnen Punkt konzentriert. Punkte gegen eine Erde!

Schon diese Stichproben haben aber genügt, um etwas noch viel fundamentaleres, selbst mit allen Milliarden aller Staatskassen der Welt unverrückbares zu offenbaren.

Das versteinert Erhaltene ist im Ganzen nur wieder eine Stichprobe dessen, was lebendig da war. Sicherste Anzeichen lehren das. An sich ist es ja ein wahres Wunder anstatt einer dicken Wahrscheinlichkeit, daß überhaupt etwas so erhalten ist. Der Laie hat da gut fordern. Wenn ich ein paläontologisches Museum besuche, so ist mir immer wieder das staunenswerteste Rätsel, daß das Alles die ungezählten Zerstörungsmöglichkeiten in Jahrmillionen überdauert hat. Um so selbstverständlicher, daß schließlich Grenzen kommen. Es ist im Ganzen doch nur ein kleiner Bruchteil, eben eine Stichprobe, da. Stichprobe paßt aber wieder in anderem Sinne schlecht dabei. In so nnd so viel Fällen geht es wie oben in dem Beispiel: ich steche auf Wallenstein und dringe in die Käserechnungen des Herrn Schulze. Wenn die Stichproben mich nun aber gar unzweideutig lehren, daß Wallenstein überhaupt nicht mehr dabei ist? Diese Sachlage steht fest für das ganze Grundbuch der Paläontologie.

Da liegen ungeheure Schichtgesteine, die sogenannten kryställinischen Schiefer. Jede Spur von Versteinerungen ist nachträglich darin gelöscht, — durch irgend einen seltsamen Prozeß, der das Gestein durcheinander gearbeitet hat, vielleicht die Wärme, die bei der nachträglichen Zusammenziehung des Erdballs entstand, es giebt da nur Vermutungen. Was wir auch wollen: wir müssen bei allen geologischen Streifzügen abwarten, bis diese verwunschene Schichtenfolge aufhört, erst dann setzt die Möglichkeit von Versteinerungsfunden ein. Das Leben der Urzeit selber hat aber offenbar keineswegs die Freundlichkeit gehabt, für uns so lange mit zu warten. Als der Vorhang für uns endlich mit der kambrischen Epoche aufgeht, ist es schon im vollen Spiel. Ja fast hat es den Anschein, als schneiten wir mindestens in den vierten Akt. Von Entwickelungsanfängen kann keine Rede mehr sein. Schon treten Muscheln, Stachelhäuter, hoch organisierte Krebse, ja gar bald bereits Fische auf. Aus den Steinabdrücken werden wir nie erfahren, durch welche Formreihen hindurch sie sich entwickelt haben könnten, denn tiefer geht unser irdisches Dokument überhaupt nicht.

Was heißt hier „fordern"? Fordern wir von Astronomen, daß er uns die Rückseite des Mondes zeige und machen wir davon den Wert der Astronomie abhängig! So ist es genau mit dem Darwinismus in der Geologie jenseits der ersten Muscheln und Trilobitenkrebse.

Auf solche Löcher im Material hat schon Darwin selbst hinweisen

Digitized by Google

können, geändert hat sich aber in den 43 Jahren seither so wenig daran wie an unserer Stellung zur Rückseite des Mondes. Es giebt sie aber reihenweise auch noch da, wo wir Versteinerungen besitzen.

Als man zuerst Tier- und Pflanzenabdrücke fand und noch in biblischer Treue an die Sintflut dabei dachte, bürgerte die Idee sich ein, alles Versteinerte sei das Resultat irgend einer jähen Katastrophe, einer großen Wandlung im Erdleben: verschüttete Wälder, in Hekatomben verunglückte Tiere. Einzeln ist es auch wohl so gewesen, in der Regel aber nicht. Die Regel zum zustandekommen von Versteinerungen war grade das Gegenteil: lange Epochen größter Ruhe und Regelmäßigkeit. Wälder von kryptogamischen Gewächsen grünen Jahrhunderttausende am gleichen Fleck und bilden eine ungeheure Torfschicht; die bleibt als Steinkohle erhalten. In eine seichte Bucht (wie die von Solnhofen) rinnen kalkhaltige Bäche, häufen in endlosen Zeiten immer neue ungestörte Häutchen feinsten Schlicks übereinander; an diesem Ort muß ein wahres Paradies an Ruhe gewesen sein und sein Ergebnis ist das wunderbare Bilderbuch in Schiefer abkonterfeiter Quallen, Libellen, Krebse, Fische und Urvögel. Gesellige Korallentiere bauen in ungestörter Ruhe berghohe Riffe; sie tauchen bei Faltungen der Erde in die Tiefe und liegen unzerstörbar. In den Abgründen der Tiefsee, tausende von Metern tief, lagern sich die mikroskopischen Schälchen einzelliger Wesen ab zwischen Seelilien, deren schwanken Stil hier unten kein Sturm bedroht, — auch ein Reich des Friedens, stationär bis zu dem Maße, daß es seit Jahrmillionen bis heute fast das gleiche Gesicht, immer die gleichen Anpassungen und Formen, zeigt; aus solchem Tiefseeschlamm ist die weiße Kreide geworden, die selbst dem Laien durch die Masse ihrer Versteinerungen auffällt.

Grade diese Zeiten der Ruhe, des unendlichen gleichartigen Fortzeugens bestimmter Arten sind es aber nicht, die der Darwinismus sucht. Er möchte die Reste sehen der unruhigen Zeiten, die auch äußerlich, im Bilde der Erdverhältnisse, sei es lokal oder im Ganzen, bewegt, im Fluß und beeinflussend erscheinen. In solchen Zeiten gab es nach ihm Wandel der Formen, Zwang zu neuer Entwickelung, veränderte Anpassungen, Degenerationen und Aufschwung. Aber die Spur ist hier verwischt. Erst nach langer Zeit, wenn alles sich so in Gleichtakt gesetzt hat, daß wieder viele Jahrtausende lang immer die gleichen Gewächse ihre Stämme im Torf begraben, dieselben Müschelchen in Millionen Generationen sich im Teichschlamm ablagern, geht von neuem in solcher Dauerschicht der Ruhe der Vorhang wieder für uns auf. Wir sehen dann wohl, daß alles ein Stück anders, ein Stück weiter ist. Aber grade der Zwischenakt fehlt uns in Spuren, auf die wir die Hände legen könnten.

Es ist eine bitterernste Wahrheit, daß das, was man hat, hier nichts beweist und daß man das, was beweisen könnte, nicht hat. Nicht Darwin, sondern das Dilemma in unserm geologischen Material hat diese Ironie geschaffen.

Denken wir uns in der Geschichte fehlte uns die Völkerwanderung. Wir hätten Pompeji und dann wieder unvermittelt das Reich Karl's des Großen. Oder die Mumie eines römischen Cäsars und unmittelbar darauf das Grab eines Papstes, ohne Kenntnis des Christentums. Es giebt ja Orte, wo auch die Geschichtsdokumente ganz ähnlich abrupt aufeinanderliegen: im Lehmboden von Höhlen geraten einsinkend die Scherben von Porzellantassen moderner Kulturnomaden, vielleicht von Bahnarbeitern, die dort einmal bei Regenwasser ihren Kaffee gekocht haben, unmittelbar zwischen

Digitized by Google

Knochen des Höhlenbären und Steinbeile der Mammutzeit. An Wunder glaubt aber hier niemand, bloß an Lücken der Ueberlieferung.

Grade bei solchem Sachverhalt ist es doppelt merkwürdig, doppelt lehrreich, daß sich nun dennoch — in Umkehrung des eigentlich Selbstverständlichen — darwinistische Züge in der Geologie haben aufweisen lassen. Das Erste, was immer wieder auffallen mußte und nach wie vor muß, ist die nachträgliche Existenz immer wieder so vieler neuer Tier- und Pflanzenformen von Epoche zu Epoche.

Haben wir auch durchweg nur Dauerbilder, so sind eben doch diese Dauerbilder stufenweise immer wieder verschieden. Dabei sehen wir klar, daß nicht etwa absolutes Muß der Verwandlung vorlag. Einzelne Tierformen sind viele Jahrmillionen bis heute unverändert stehen geblieben: die Gattung Ceratodus (Molchfisch) seit der Triaszeit; die Gattung Lingula (ein wurmartiges Tier in Muschelschalen) gar seit jener kambrischen Epoche, mit der all unser Wissen beginnt. Warum ist nicht alles in dieser Weise seit Beginn seiner Existenz beim gleichen Leisten geblieben? Woher neben wenigen solcher Ueberlebenden mit jeder Epoche die Unmasse neuer, andersartiger Typen?

Und dabei ein weiterer, der eigentlich durchschlagende Zug.

Es zeigt sich, hält man Dauerbild zu Dauerbild von Epoche zu Epoche, ein Ansteigen von Unvollkommenerem zum Vollkommenerem. Wir können da freilich nicht eigentlich von unten beginnen, da uns ja der ganze Anfang fehlt. Die kambrische Epoche setzt, wie gesagt, mit bereits relativ hohen Typen ein. Aber von da erleben wir doch noch ein Stück mit.

Bis gegen die Sekundärperiode sehen wir ungeheure Gebiete der Erde bedeckt mit Wäldern farnähnlicher kryptogamischer Pflanzen, also einer niedrigen Flora. Ganz allmählich erst treten dazu die systematisch niedrigsten Phanerogamen: Nadelhölzer und Palmfarne. Erst in der Kreidezeit kommen auf einmal die höheren Blütenpflanzen. Ganz ähnlich steigt der höchste Stamm der Tiere stufenweise von Bild zu Bild an, der der Wirbeltiere. Er erscheint mit Fischen, nur Fischen. Dann werden höher hinauf amphibische, reptilische Wesen sichtbar, erst urtümliche, dann vollkommenere. Vögel wie Säuger treten erst in der Sekundärzeit, viele Millionen von Jahren nach dem kambrischen Anfang, vor. Der Vogel ist zuerst Archäopteryx, mit ausgesprochenen Eidechsenrückständen am Leibe. Das Säugetier ist Ursäuger und Beuteltier. Erst um die Wende zur Tertiärzeit erscheint eine Mischgruppe, die nicht mehr Beuteltier ist, aber die Merkmale von Raubtieren, Huftieren und selbst Halbaffen in sich vereinigt. Die Krone des Säugerstammes, der Mensch endlich, erscheint im Pithecanthropos von Java als halber Gibbon-Affe wieder erst auf der Wende dieser Tertiärzeit selbst zur jüngsten Erdepoche, in der wir heute noch stehen. Gleiche Anpassungskreise werden dabei mehrfach in folgenden Epochen neu ausgefüllt, aber dann von einer im Ganzen höheren Organisationsstufe: so ersetzen die Säuger der Tertiärzeit im gesammten Anpassungsumfang genau die Reptile der Sekundärzeit und wieder der Mensch mit seinem Werkzeug umgreift die ganze ältere Säugeranpassung.

An diesen großen Linien hat alle Kritik der 43 Jahre seit Darwin nirgendwo rütteln können. Versucht worden ist ja jeder Ausweg. In den Steinkohlen sollten uns bloß die kryptogamischen Moore der älteren Zeit erhalten sein, wie wir deren aus Moosen heute noch genug haben, — die Nadel- und Laubwälder jener Tage aber sollten bloß zufällig keine Reste hinterlassen haben. Aber diese Farn-, Bärlapp- und Schachtelhalmwälder

Digitized by Google

von damals waren kein Moorwinkel irgendwo, sondern sie überzogen die Erde vom Nordpol bis zum Südpol in himmelragenden Stämmen. Ein Blick auf die räumliche Größe auch nur der heute bereits bekannten Kohlendistrikte genügt, um zu beweisen, daß es sich dabei um die Charaktervegetation der Erde in einer Weise handelt, wie es von keiner einzigen heutigen Pflanzengruppe behauptet werden kann. Und das eben ist das bezeichnende.

Andere nahmen sich die Archäopteryx vor. Man hatte sie (die erst nach Darwin's Auftreten sich gefunden hatte) als Mittelglied zwischen Eidechse und Vogel bezeichnet. Nun kommt ein feiner Kenner und zeigt, daß in der Mischung auf feinster Wagschale die Vogelmerkmale des Zwitterwesens die Eidechsenmerkmale um etwas überragen. Das wird ausgemünzt, als seien die Eidechsenzüge damit überhaupt gestrichen. Man denke: bei einem Tier mit Zähnen im Maul, Krallen an den Flügeln, einem langen Eidechsenschwanz, primitiv geformten Wirbeln, einer Fülle noch anderer reptilischer Merkmale. Aber es ist nicht mathematisch genau die Mitte und so wird geredet, bis der Laie betrübt abzieht und den Posten überhaupt verloren giebt.

Das Beispiel ist typisch, wie der Stoff von Gegnern behandelt worden ist und wie wertlos diese Sorte Gegnerschaft ist, die in so unendlich schwieriger, verwickelter Lage Wortspielereien treibt: ob man Mittelform, Uebergangsform noch nennen dürfe, was nicht mathematisch genau den Mittelpunkt bezeichnet. Das alte Sophistenspiel, wann ein Häufchen zum Haufen wird. In dieser Welt der Annäherungswerte, wo es im abstrakt mathematischen Sinne weder Arten, noch Gattungen, noch überhaupt irgend etwas giebt!

Am verzweifeltsten ist natürlich um das kleine Endchen Paläontologie gefochten worden, das auf Entwicklung des Menschen hinweist. Ein Dogma häufte sich hier aufs andere. Es giebt keinen fossilen Menschen. Aber er kam, es half nichts. Zur Reserve, damit die beiden sich ja nicht begegneten, sollte es auch einmal keine fossilen Affen geben. In ganzen Reihen stehen sie heute in unseren Museen. Dann blieb: es gebe wenigstens keinen fossilen Affenmenschen. Ein in Zoologie dilettierender Theologe schrieb einmal als probates Rezept aus, man solle jede Erwähnung Darwin's niederschmettern mit dem Satz „Ist er gefunden, ja oder nein?" Nämlich der Affenmensch. Jetzt ist er zum Schluß wirklich noch gefunden worden, ehe das Jahrhundert ausging, — der Pithecanthropus von Java, mit dem Schädel haarscharf zwischen Gorilla und Mensch. Bei manchem der wilden Kämpen in diesem Zwist tritt hier wirklich durch ihre eigene Schuld der früher erwähnte Fall ein: der Kampf wird um ein Schädelbruchstück mit der verzweifelten Ueberzeugung geführt, es hänge an dem Knöchelchen der Sieg oder Tod einer Weltanschauung. Der Sieg einer einheitlichen Naturanschaung mit Entwicklungsideen ist nicht um ein so billiges zu erkaufen. Aber feststellen darf diese Weltanschauung immerhin mit einiger Befriedigung, daß bisher auch nicht *eine einzige* Thatsache der Paläontologie, auch heute nach 43 Jahren nicht, existiert, die *gegen* eine natürliche Entstehung der höheren Tier- und Pflanzenformen aus den niederen, älteren spräche.

Etwas anderes aber ist heute nach 43 Jahren allerdings zu betonen.

Die Geologie dieser Stunde ist in vielen Zügen nicht mehr die Geologie, mit der Darwin rechnete. Komplizierter und, wenn man es nur nicht im alten Wunder-Sinne verstehen will, mysteriöser ist sie geworden.

Darwin sagte: die Tier- und Pflanzenarten haben sich im Laufe der

Digitized by Google

geologischen Epochen langsam umgewandelt. Wodurch? Durch den Druck der äußerlichen Umwandlung der Verhältnisse, in denen das Lebendige auf Erden hing. Sei das einmal genug Erklärung. Jedenfalls dachte Darwin an Lyell's Sätze dabei.

Lyell betonte, wie langsam, successive alles in der äußeren Geologie sich vollzogen habe: Wandel der Erdteile und Gewässer, Gesteinsbildungen, Klima, kurz der „Wechsel der Verhältnisse." Das war gut und paßte trefflich zu Darwins Selektions-Idee. Lyell betonte, daß dieselben Kräfte wie heute ausgereicht hätten. Seine Verhältnisse der Vergangenheit behalten immer in ihrem stillen Strom eine größte Wesens-Aehnlichkeit mit den heutigen. Auch das gab damals viel Hülfe. Man studierte die eigene Epoche und konstruierte danach die verflossenen. Wie Mommsen aus der modernen Politik die Geschichte Cäsars ausgelegt hat.

Aber in der Weise hat sich das doch nur sehr bedingt als dauerndes Prinzip wahren lassen. Ehrlich gesagt, versagt das Prinzip heute an ganz auffälligen Stellen auch wieder. Die große Eiszeit hat da zuerst Bresche geschossen. Hier war ein Vorgang, der aus dem allzu korrekten Schema grob herausſprang. Die einfache Parole: zunehmende Abkühlung der einstmals heißen Erde in den geologischen Epochen, fiel vollkommen. Warum lag diese Eiszeit hinter uns? Davor war in Europa Tropenklima. Warum? Heute ist die ganze Klima-Frage in der Geologie ein Labyrinth ungelöster Probleme. Schon dämmert die Idee auf, daß es mehrfach auch in früheren Epochen Eiszeiten gegeben hat. Periodische Erscheinungen der Erdkugel tauchen dahinter auf. Hängen sie mit periodischen Akten der Erdkugel zusammen? Hängen sie ab von Periodizitäten unseres Sonnensystems?

Die Klimafrage ist nur ein krasses Beispiel. Wie hier sind erste, scheinbar sichere Schemata überall in der modernen Geologie in die Brüche gegangen. Ein ungeheurer Zuwachs von Thatsachen hat einen Berg ganz neuer Fragen aufgetürmt. Wenn wir sagen, die „Verhältnisse" haben die Arten geschaffen, so muß uns beständig heute der Zweifel am Ohr zupfen, was wir denn von diesen Verhältnissen geologisch eigentlich wissen. Wie viel Möglichkeiten umschließt das Wort noch, wie wenig Klarheit.

In der Tier- und Pflanzengeschichte sehen wir einzelne besonders merkbare große Einschnitte. Wir träumen da besonders starke Umwandlungen. So vor der Trias-Periode und wieder in der Mitte der Kreide-Periode. Was ist da äußerlich auf Erden vorgefallen? „Wechsel der Verhältnisse" ist an solchen Stellen ein Cryptogramm für uns, ein Deckwort für ein Bündel dunkler Dinge, deren Füße wir bloß gespenstisch hinter dem Vorhang arbeiten sehen. Kaum eine einzige große Hypothese der älteren Geologie, die im Moment nicht wackelte. Sie ist ein unendlich merkwürdigeres Ungeheuer, diese alte Erde, als irgend einer dachte. Man braucht bloß an die magnetischen Erscheinungen, die Polschwankungen und anderen Achsengeheimnisse, den Wechsel des Meeresniveaus, die immer wieder verwirrten vulkanischen Phänomene, die Geheimnisse der Innenwärme zu denken, um den Stich zu fühlen, wie wenig wir von diesem Ungeheuer wissen. Jene unerklärten krystallinischen Schiefer rufen es uns aus der Mineralogie zu. Von den rätselhaften Periodizitäten der Sonne, deren Fleckenperiode mit unsern magnetischen Mysterien über 20 Millionen Meilen hinweg in Kontakt steht, kommt es auf kosmischen Umwegen zu uns zurück.

Kein geologisch geschulter Mensch denkt daran, die Fäden dieses dunkelsten Gewebes **außerhalb** der Naturgesetzlichkeit zu suchen. Der Wechsel, das Andersartige grade der Bilder predigt aufdringlich genug Entwickelung. Nichts

Digitized by Google

also entfernt sich in dieser Geologie der unendlich höher gespannten Möglichkeiten im Prinzip von Darwin. Aber wir dürfen uns grade in seinem Sinne nicht dagegen verschließen, daß nun der Entwicklungsprozeß des Lebendigen in diesem ungeheuren, kaum erst in seinem Umfang hier und da geahnten Spiel der geologischen Gesammtdinge, dem gigantischen Gesammtprozeß der Entwickelung des Erdplaneten, mit allen Fasern auch hängt, — in seinen Rätseln. Periodizitäten dieser Gesammtentwickelung können in ihn eingreifen, von denen der Anblick der heutigen Verhältnisse wahrscheinlich ebenso wenig ein Bild giebt wie das enge, einer Uhrfeder gleich sich abrollende Leben eines kleinen Philisters in einer erstarrten Umgebung ein psychologisches und kulturgeschichtliches Bild geben würde von der ideellen Siedehitze eines Kopfes in einer sozialen Revolution oder in der ungeheuren Stunde einer Religionsgeburt.

Ich glaube zuversichtlich, daß die Geologie in diesem Sinne noch einmal reden wird, viel reden wird zu Darwin, — nicht in dem kleinlichen Sinne, daß sie die paar paläontologischeu Daten, die jetzt schon allgemein eine Entwickelung befürworten, wieder umwerfen sollte, wohl aber so, daß sie Darwin's Programm von den „Verhältnissen" uns erst eigentlich erfüllte. Unvermerkt wird dabei freilich auch der Begriff „Verhältnisse" selbst auf dem Wege immer größerer Vertiefung eine leise, aber schließlich wichtige Umwandlung, — eine Erweiterung erfahren.

Der Prozeß wird wahrscheinlich ein ganz ähnlicher werden, wie heute in der von der Nationalökonomie in bestimmtem Sinne beeinflußten Geschichtsauffassung. Auch da spielt das Wort „Verhältnisse" eine überwältigende Rolle. Je mehr die Forschung sich aber vertieft, desto mehr geht in sie alles, was man früher „Ideen" nannte, doch auch wieder als Faktoren ein, man spricht von einem „Milieu der Ideen" in bestimmter Zeit, und schließlich zeigt sich hier wie überall als Parole des Fortschritts, daß es nicht gilt, irgend etwas herauszuwerfen aus der Betrachtung, sondern nur immer mehr hinzu zu umgreifen.

Ich berühre damit schon etwas, was ich oben als zweite Stufe in Darwins Werk bezeichnet habe: seine Idee über das eigentliche Gesetz der Entwickelung im Tier- und Pflanzenreich.

Ein Naturgesetz in der biologischen Entwickelungslinie suchte Darwin — und er geriet auf die Selektion.

Seit 43 Jahren geht der Streit, ob er in diesem Punkte recht gesehen. Aber neben diesem Fachstreit giebt es noch einen anderen, der auch anknüpft an das Wort Selektion.

In ihm wird behauptet, daß Darwin gerade mit diesem seinem individuellsten Gedanken doch die ganze Entwickelungsidee entscheidend beeinflußt und umgestaltet habe. Zerstört, sagen die einen. Erst vollendet, die andern. Ein Teil von Darwins Ruhm stammt aus dieser Ecke, weil er hier scheinbar Leuten entgegen gekommen ist. Ein Teil auch von dem Haß, den er erlitten, von der Reaktion der aufgestörten Stimmung. Und immer wieder hat dieser große Hall auch in die engeren Fachkämpfe hinein nachgezittert.

Ist die Sache wahr?

Darwins That traf äußerlich mitten hinein in den erbitterten Zwist noch zweier anderer Weltanschauungen als bloß „Hie Wunder, Hie Naturgesetz."

Ich kann das Wunder verwerfen und an eine natürliche Entwickelung, an eine einheitlich gebaute Natur glauben. So sind mir doch in dieser Ueberzeugung noch zwei Anschauungen möglich.

Digitized by Google

Ich kann in der Natur ein sinnloses Spiel sehen, ein Auf und Ab ohne inneren roten Faden, ein Welt-Kuddelmuddel.

Ich kann aber auch in dieser Natur ein allgemeines ungeheures Aufwärtsringen gewahren, ein Aufwärtsringen allerdings bloß mit natürlichen Mitteln, innerhalb und vermittelst der Naturgesetze, aber doch ein Empor, in dem sich schließlich das Höchste erfüllt, — das erfüllt, was die ältere Betrachtungsweise noch einmal extra und außerhalb der Natur als Göttliches gesucht hatte.

Jene erste Ansicht ist eine unbedingt pessimistische, die zweite eine wenigstens bedingt optimistische. Goethe mit seinem Begriff „Gott-Natur" stand stets der letzteren näher. Die erstere aber durchfärbte den Pessimismus des ganzen 19. Jahrhunderts mehr oder minder stark und gab dem Jahrhundert auch da, wo sie bloß halb und unklar auftrat, merkwürdig scharf seine Physiognomie; zumal gegen sein Ende hin.

Wahr ist nun, daß die Selektions-Idee, die Darwin in den Entwickelungsgedanken gebracht hat, zunächst nur auf die erstere, die Kuddelmuddel-Anschauung, energisch bezogen wurde.

Darwin brachte als ganz, oder doch nahezu ganz neu den folgenden Gedanken. Hier stehen zweckmäßige Gebilde in der Natur. Hat irgend eine Intelligenz sie sofort so zweckmäßig hergestellt? Nein, sagt Darwin, sondern die Natur produzierte zunächst ohne Wahl ungezählte Varianten, zweckmäßige und unzweckmäßige durcheinander. In der logischen Notwendigkeit dieser gleichen Natur aber war enthalten, daß bei gleicher Concurrenz nur die zweckmäßigen Gebilde sich erhielten, die unzweckmäßigen dagegen untergingen. Alles Kosmische, Geordnete, Stabile der Welt, so kann man Darwins Idee verallgemeinern, ist ein Produkt bereits solcher logischen Auslese.

Der Kuddelmuddel-Pessimismus zog daraus den Schluß, daß also auch dieses Kosmische, Geordnete, Zweckmäßige bloß ein Produkt des Kuddelmuddels sei. Die Würfe der Natur, schloß er, erfolgten also nicht auf ein optimistisches Princip hin. Und erst die Auslese täusche eine Ordnung, eine immer zweckmäßigere Entwickelungswelt vor.

Diese pessimistische Folgerung aus Darwin ist aber im tiefsten Kern nichts anderes als ein Trugschluß.

Das Resultat, das ist vorweg zu betonen, bleibt auch bei Darwin genau als das gleiche stehen. Es treten uns zweckmäßige, harmonische, kosmische (Kosmos gleich Ordnung!) Dinge als Resultate von Entwickelungen konkret in der Welt entgegen. Davon gehen wir aus, — also von einem Schluß-Phänomen, das für uns aber zugleich eine Art Ur-Phänomen bildet. Das Neue, das Darwin hinzuthut, steckt nun nicht in der Anfechtung dieses Resultats, sondern lediglich in einer neuen Analyse des *Weges*, der in der Natur dahin führt.

Ueber diesen Weg sagte aber auch jene optimistische Gott-Natur-Auffassung zunächst gar nichts aus, — er ist in ihr *offenes* Problem. Auch sie muß ja zu ihrer Welt über die Naturgesetze. Da nicht alles bereits Harmonie in der Welt ist, wird ein allzu bequemer Weg von vorne herein hier nicht wahrscheinlich sein, — die Existenz des Harmonischen scheint viel eher überall ein langes, umständliches Ringen vorauszusetzen, einen Kampf, wo jeder Schritt schwer gezahlt werden muß.

Jene andere, ältere Anschauung freilich, die eine überweltliche Intelligenz von jenseits der Glocke in die Natur eingreifen ließ: sie schrieb im Gegensatz dazu auch ihren Weg thatsächlich vor und sie konnte vom ersten

Digitized by Google

Satz an mit der Selektion Darwins sich nicht befreunden. Ihr eingreifender Schöpfer ist einfach ein aktiver Mensch, dessen Handlungen nur im Bilde eines solchen zu denken sind, bloß noch viel direkter, da er allmächtig ist.

In der Gott-Natur Goethes dagegen sind viele Wohnungen. Sehen wir ruhig an, welchen Weg Darwin von ihr verlangt und ob er ihrem Bilde überhaupt widersprechen *kann*.

Darwins Selektions-Lehre, im weitesten Sinne als kosmosbauendes Naturprinzip gefaßt, rechnet mit der Existenz einer ganzen Reihe fester Naturveranlagungen. Es ist eine solche Veranlagung, Potenz, Eigenschaft der Natur, daß sie überhaupt Varianten erzeugt, aus denen eine Auslese stattfinden kann. Es ist eine weitere Veranlagung, daß sie auch als zweckmäßig verwertbare Varianten dabei wirft; daß sie es thut, zeigt das Schluß-phänomen. Ferner eine, daß eine Auslese in Frage kommt; sie findet in ihr statt, ist also als Ganzes ihre Eigenschaft. Ferner, daß eine Logik bei dieser Auslese die passenden Varianten bestehen läßt, ihnen ein Plus giebt vor den andern und damit der ganzen Weltentwickelung ein Uebergewicht gegen harmonische Verhältnisse hin verleiht. Auch diese Logik steckt doch gegeben in der Natur. Es ist ja vielfach ein billiges polemisches Kunststück, derartige Logik als solche gleichsam noch einmal wieder abzuziehen vom Begriffe „Natur", womit dieser dann allerdings leicht dem Kuddelmuddel ausgeliefert ist. Warum aber überleben die Passenden die Unpassenden? Aus einfacher Logik, sagt jeder. Nun grade an dieser Naturlogik als einer Eigenschaft der Natur hängt aber nach Darwin das Schluß-Entstehen eines geordneten Kosmos. Nicht auf regellosen Zufällen, sondern auf klar gegebenen Eigenschaften der Natur, die für sie ein absolutes Muß bilden, beruht auch in der extremsten Selektionstheorie die Entwickelung zu harmonischen, stabilen, zweckmäßigen Gebilden. *Eine* nur dieser Eigenschaften *fehlend* — und *kein* Zufall brächte je das geringfügigste „kosmische" Verhältnis hervor.

Kein Mensch kann mir also logisch verbieten, den Sachverhalt im Ganzen so zusammenzufassen, daß ich sage: die Natur hat die *Eigenschaft*, sich in der Richtung auf kosmische, geordnete, in ihrem Zusammenhang zweckmäßige Verhältnisse zu entwickeln; und die Selektion ist bloß der verwickelte Weg im Spiel dieser Eigenschaft. Mit der kosmischen Tendenz als Eigenschaft der Natur bin ich aber vollständig heraus aus dem Bereich jeglicher Kuddelmuddel-Theorie, — ich bin mehr oder minder immer noch in der alten optimistischen Grundform des Entwickelungsgedankens, sammt und trotz der in sie einbezogenen Selektions-Theorie.

Zugestanden: Darwin's Weg ist ein umständlicher.

Es ist richtig, wie man gesagt hat: die Natur Darwin's durchsetzt, um einen Hasen zu schießen, die Luft mit Millionen Kugeln nach allen Richtungen, anstatt eine Kugel senkrecht auf ihn los zu feuern. Aber die Hauptsache bleibt, daß der Hase auch so geschossen wird, — geschossen werden *muß* nach unerbittlicher Logik. Und was wissen wir im Grunde über Länge oder Kürze der Wege in der zum Kosmos sich entwickelnden Natur? Wir sehen über hunderttausende von Jahrmillionen der Geschichte allein unserer Erde im Sonnensystem zurück. Wer will da das Tempo, will Methoden kritisieren?

Es ist sogar wirklich höchst lehrreich, sich einen Augenblick zu vergegenwärtigen, wie in jenem Bilde vom Hasen das sicherste Ziel, — das Erlegen des Hasen um jeden Preis — überhaupt zu erreichen war. Ganz streng ging es thatsächlich nur auf zwei Wegen an: entweder mit einem

Digitized by Google

absolut trefffsicheren Einzelschützen — oder mit jenem alles abrasierenden Kreuzfeuer. Nun läßt sich immerhin ganz plausibel behaupten, wenigstens in der uns sichtbaren Naturlinie sei der annähernd trefffsichere Einzelschütze erst eine ganz späte Errungenschaft: nämlich der Mensch selbst. Es ist durchaus denkbar, daß, so lange die Natur den Menschen als graden Zweck-Weg noch nicht im Spiel hatte, sie den andern Weg wählen mußte in der einfachen Alternative der beiden einzigen absolut sicheren Möglichkeiten.

Es giebt einzelne gute Beispiele in der Welt des Lebendigen, wo man einen ganz ähnlichen Faden wirklich ad oculos demonstriert bekommt, z. B. bei den Zeugungsverhältnissen. Die Auster schwängert das ganze Wasser um sich her mit Samen, in Voraussetzung, daß bei diesem Kreuzfeuer ein einziges Samentierchen die Eizelle der Nachbarauster finden und befruchten werde. Bei den Schnecken und Tintenfischen schon und überhaupt bei den höchsten Vertretern der Tierstämme finden wir im Gegensatz dazu das Prinzip der Einzelflinte (wenn auch noch nicht der Einzelkugel): bestimmte Organe, die das befruchtende Element unmittelbar an seine Stelle im weiblichen Organismus einführen. In meinem „Liebesleben in der Natur" habe ich diesen Entwickelungsfortschritt in seinen sehr anschaulich noch sichtbaren Phasen einzeln darzustellen versucht.

Fragt natürlich jemand: warum macht die Natur überhaupt erst Austern und warum übte sie nach Darwin zuerst blinde Selektion statt trefffsicheren Schießens mit Menschenflinten, — so kann ich das nicht lösen. Es fällt zusammen mit der Frage: warum überhaupt Entwickelung? Ich meine aber, daß die einfache Existenz dieser ungelösten Frage an sich noch nichts für den Welt-Pessimismus und die Kuddelmuddel-Theorie beweist.

Jeder Begriff der allmäligen Entwickelung vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren schließt ja gewisse Faktoren des Mißlichen, des Schmerzes ein. Denn das Niedrigere, indem es vom Höheren überboten, besiegt wird, ist allemale in irgend einem Sinne ein Absterbendes, das unter die Füße getreten wird, und da die Natur nun einmal Empfindung mit sich gebracht hat, wird das schmerzlich empfunden werden. Reicht es doch bis in unser höchstes Geistesleben. Jeder Irrtum, der abgethan wird, ist ein Stich, jeder vom Besseren verdrängte Gedanke, der doch einmal in uns lebte, ein Tod mit Sterbeschmerz. Aber die Idee der aufsteigenden Entwickelung als optimistischer Generalfaktor überbietet das immer wieder, grade wenn man auf das Ganze sieht. Und von Kuddelmuddel ist keine Rede so lange überhaupt nur ein kontinuierlicher Entwickelungsfaden mit Ueberbietung eines Minderguten durch ein Besseres sichtbar bleibt.

Wer da meinte, die Weltgeschichte sei mit Darwin nicht bloß einer gewissen Wegblindheit in älteren Tagen, sondern dem wahren absolut sinnlosen und blödsinnigen „Zufall" ausgeliefert, der hatte übrigens noch ein drastischeres altes Bild gelegentlich zur Hand, als jene famose Hasenjagd. Ein Schwein wühlt in einem ungeheuren Haufen Buchstaben. Es wühlt ihn zu immer neuen zufälligen Combinationen durcheinander. Als eine solche Combination entsteht eines Tages die Ilias. So soll es mit den harmonischen, den kosmischen Gebilden in der Welt überhaupt sein, und zwar beweise das eben Darwin's Selektions-Theorie.

Das Beispiel ist in der That aber höchst prägnant grade für das oben Entwickelte.

Auch hier ist das Resultat zunächst nur eines: nämlich eben die Ilias. Damit es aber werde, sind eine ganze Reihe fester Voraussetzungen nötig, deren Summe der Kraft nach schon die ganze Ilias enthält. Zunächst



Digitized by Google

jener Buchstabenhaufe, in dessen ungezählten Buchstabenkombinationen auch schon die Ilias einmal ganz steckt. Dann die unendliche Wühlthätigkeit des Schweins, die nicht rastet, bis endlich die Kombination Ilias da ist. Das Gleichnis enthält eins nicht, das hier bei Darwin sehr wesentlich ist: das Harmonischere ist das Erhaltungsfähigere. Man müßte das Gleichnis ergänzen, indem man etwa sagte: im Moment, da das Schwein die Ilias herausgerüsselt hat, kleben grade diese Buchstaben plötzlich so fest aneinander, daß der Rüssel sie nicht wieder zerstören und zunächst nicht weiterwühlen kann. Oder man denkt sich einen Menschen dazu, der im Moment, da die Ilias glücklich herausgewühlt ist, sogleich das Schwein verjagt und sich fortan des Buches freut. Doch das nebenbei.

Die Hauptsache ist auch hier: der Buchstabenhaufe und das wühlende Schwein bezeichnen bloß einen Weg zum Auslösen des gleichen Ziels. Die Intelligenz des Schweines erzeugt allerdings nicht die Ilias, — das entspricht genau dem Gedanken Darwins, daß der auslesende Kampf ums Dasein selber durchaus nicht als zweckschauende Macht im Menschensinne zu deuten sei. Aber der Gesammterfolg wird gleichwohl einem Komplex von Gesammteigenschaften in dem umfassenden Organismus „Buchstaben — Logik — Zeit — Schwein — Wühleifer und Ausdauer dieses Schweins" verdankt, — niemand wird bestreiten können, daß dieser so begabte Organismus die Tendenz hat, eine Ilias hervorzubringen.

Und mehr brauchen wir ja nicht für die Natur. Die Dinge lagen hier bloß noch etwas verwickelter. Die Selektion hat zunächst das Menschengehirn herausgewühlt. Dieses Menschengehirn dann erzeugte die wirkliche Ilias. Schließlich könnte man aber auch im Menschen noch einmal mit etwas Phantasie das Urbeispiel innerlich weitertreiben. Aus einer riesigen Auslese bleiben die griechischen Schriftzeichen, Sprachformen, Begriffe übrig. Aus einer unendlichen Auslese erhebt sich der (oder erheben sich die) Verfasser der Ilias grade mit dieser Wortkombination. Eine unendliche Auslese, Wahl, Verwerfung von Bildern, Ideen, Erfindungen ging ihr im Dichtergehirn voraus. Es ließe sich wenigstens als Aufgabe stellen, in alledem die Selektion aufzuspüren.

Wahr ist ja, daß unsere feinste Gedankenarbeit bis ins tiefste dichterische Empfinden Züge zeigt, die sich immer noch ganz gut mit Selektion vergleichen lassen.

Wir suchen ein Bild, einen Schluß. Eine ganze Kette von Vorschlägen gleichsam taucht aus der Tiefe, ohne daß wir den Prozeß irgendwie bewußt beherrschten. Sie treten in Konkurrenz, blitzschnell oft, oft auch sehr langsam. Es ist, als passierten sie Stück für Stück Revue vor einem logischen Prinzip, einem Messen an bestimmten Forderungen. Das fällt, jenes, noch eins, — da: endlich sitzt die dunkel in uns arbeitende Maschine. Das hier und kein anderes ist das erlösende Bild, die treffende Idee, — heureka, wir haben es. Auch diese subtilsten Dinge beherrscht unsere bewußte Intelligenz keineswegs in ihren einzelnen Bedingungen. Wohl haben wir das Gefühl, daß etwas in uns sei, das auch das Ganze wieder umgreift, und in dem diese Bedingungen Eigenschaften sind. Und wohl hat das schließliche Resultat den klarsten Sinn für unsere Intelligenz. Aber auf dem Wege spielen sich eine Masse Prozesse ab, die uns vom Intelligenzboden aus da genau so fremdartig und unnötig umständlich erscheinen könnten, wie in der Welt Darwins der Weg über die Selektion. Warum gehorcht dem Wunsche nach einem Bild, einer Idee nicht sofort die höchste uns gegebene, zielsichere Intuition, — der Flintenschuß, der den Hasen mit

Digitized by Google

einer einzigen Kugel fällt? Warum dieses Aufdrängen von Massen Varianten, von denen doch nur eine sich der Forderung wirklich verbinden kann, während alle andern ergebnislos wieder verpuffen, wie die Million übriger Kugeln jenes Kreuzfeuers?

Ich glaube, daß wirklich nichts lehrreicher ist zum Begriffe „Verschwendung" und „Umständlichkeit" in der Natur, als ein wenig Beobachtung in unserem eigenen Denkapparat. Es giebt bekanntlich eine philosophische Auffassung, die alles Reale der Welt eigentlich als ein Seelisches faßt und in der ganzen Weltentwickelung also einen ungeheuren Denkprozeß des Naturgeistes sieht. Auf den ersten Blick hat es gewiß den Anschein, als werde eine derartige Weltanschauung nun wenigstens mit der Selektion nichts anfangen können. Und im Kampfe des Tages ist in der That sogar von dort gelegentlich recht demonstrativ die ganze Darwinsche Selektions-Theorie der Kuddelmuddel-Theorie zugeworfen worden, — natürlich zur Freude der letzteren. Aber was hätte solche Weltgedanken-Philosophie anderes an Analogie zur Hand, als eben unsere eigenen Denkprozesse? — Und wenn nun gerade in denen selektionsartige Dinge auftauchen, — weshalb sollte die große Naturseele beim Bauen ihrer kosmischen Gebilde nicht ähnlich ihre Ideen auf dem Selektionswege zu stande gebracht haben? Kuddelmuddel jedenfalls kommt damit so wenig in den Weltprozeß, wie unser eigener feinster Gedankenprozeß etwa beim Dichten oder dem Verfolgen einer wissenschaftlichen Idee trotz aller wieder ausgestrichenen Gedankenvarianten und zerrissenen Zettel irgend eine Aehnlichkeit mit Kuddelmuddel-Wirtschaft hat — was, wie ich hoffe, doch wohl jedermann zugeben muß.

So viel zur philosophischen Klärung.

Die letzten Sätze haben ja streng genommen schon in ein ganz anderes Gebiet eingelenkt: nämlich in das Gebiet der Frage, ob die Selektion wahr sei?

Diese Frage fällt selbstverständlich nicht mit der zusammen, ob sie gegebenen Falles jene Folgen für den großen Entwickelungsgedanken mit sich zöge. Ich meine aber, daß wir, ich möchte wohl sagen: gemütlicher an die Dinge herangehen, wenn wir der Entscheidung über diese Eventualität vorweg sicher sind und damit erst vor die Wert-Frage im Wahrheitssinne selber treten. Mir persönlich ist es so ergangen, wenn ich zurückblicke. Ob mit, ob ohne Selektion, habe ich mir eines Tages gesagt: in den Weltblödsinn hinein geht es auf alle Fälle nicht. Niemals kommen wir auch mit der Selektion auf ein wirkliches Chaos als Ausgangspunkt der sichtbaren Welt, — immer bleibt eine Ur-Logik des Naturganzen, die auf kosmische, harmonische, höhere Gebilde führen mußte. Fragt sich jetzt in völliger Gewissensruhe bloß, ob die Selektion grade der unendlich schweren Anforderung an ein „kosmisches Entwickelungsgesetz" genügt. Doch davon plaudern wir ein besonderes Mal.



Digitized by Google

# Der Moloch.

## Roman

Von **Jakob Wassermann.**

(1. Fortsetzung.)

---

## Elasser.

### 14.

Als Arnold auf dem Ansorge-Hof angelangt war, ging er statt in das Haus links gegen den Park und wanderte eine Weile zwischen den beschneiten Bäumen auf und ab. Ein scharfer Wind sauste von der Ebene herein und wirbelte zerstäubten Schnee empor. Arnold wurde dadurch nicht beirrt. Die Spuren seiner Schritte bildeten keinen Pfad, sondern ein kreuz und quer im Schnee. „Warum sollen sie gegen einen Einzigen sein?“ murmelte er. „Niemand ist auch gegen mich. Um des Glaubens willen, heißt es. Aber der Glaube ist auch gegen das Recht. Was ist ihr Glaube? Was ist ihr Recht? Und ich, was hab ich dabei zu schaffen? Was geht mit mir vor? Bin ich denn der Richter? Warum schau ich nicht zu und warte? Wenn das Gras liegt, so giebt es Heu; aus dem vollen Euter kommt die Milch; wenn der Spruch reif ist, wird das Recht ausgeteilt. Daran ist kein Zweifel; wie in der Natur, so bei den Menschen.“

Kampf war in ihm, und er wußte es kaum; er empfand nur die Stöße dumpf, wie die Wurzel im Boden, wenn der Stamm vom Sturme geschüttelt wird. Das Geschehnis, um welches sich sein Nachdenken rankte, ging ihm nicht so nahe, wie alles, was geheimnisvoll darüberschwebte. Mit zögerndem Argwohn gegen die tiefe Ruhe um ihn her, nahm er gleichwohl noch nichts wahr von den Ungewittern, welche alle Grenzen des Horizonts verdunkelten. Er sah keine Rolle für sich als die bisherige. Ist der Spruch reif, so wird das Recht erteilt; damit hatte er sein Nachdenken auf einen Gipfel geführt und trat ins Haus.

Ursula ging im Flur vor ihm her, ohne ihn zu sehen. Er folgte ihr und lachte, da ihr schon wieder ein Bändchen unter dem Rock hervorhing und lang nachschleifte. Entweder war es ein schwarzes oder ein weißes Bändchen, aber etwas hing bei ihr immer hervor. „Die Mutter ist nicht wohl“, sagte Ursula, „sie hat sich vor einer Stunde niedergelegt.“

Arnold starrte hartnäckig auf das Bändchen, bis die Alte mit dem Bein eine entschlossene Bewegung in die Höhe machte, wodurch das Ding verschwand wie die Eidechse in einem Felsenloch. Auch Ursula war auf dem Kirchhof gewesen und hatte eine traurige Miene. „Nun haben sie den guten Alten eingescharrt“, sagte sie, „nun ist ihm wohl.“

Warum soll ihm wohl sein? dachte Arnold. Er sah das Kirchhofsbild:

Digitized by Google

gleichgiltige Leute; den neuen Pfarrer, der ein paar Worte in den Wind sprach, die Sargträger, frierend und mürrisch. Er schnalzte mit der Zunge, während er den Kopf in die Küche steckte, um hungrig zu schnüffeln.

Frau Ansorge lag auf einer niedrigen, breiten Matratze, die zwischen Ofen und Fenster einstweilig aufgestellt war. Sie wendete den Kopf nach dem hereintretenden Arnold und ohne seine Frage abzuwarten, sagte sie, es sei wahrscheinlich eine Erkältung, er solle sich nicht darum kümmern. Darauf begann sie in merkwürdiger Weise über den alten Gärtner zu reden, nämlich mit verdrießlicher Stimme und ganz so, als ob der Tote noch im Garten hantiere und es ihr nicht recht machen könnte. Er trank zu viel Schnaps, rauchte unaufhörlich, schielte nach den jungen Mägden. Mit lauter Stimme sprach Frau Ansorge heute zum ersten Mal über die schlechten Gewohnheiten eines Mannes, der ihr sechzehn Jahre lang gedient hatte und treu gestorben war.

Ein enschlossenes Klopfen an der Thüre unterbrach sie. Maxim Specht trat ein, rot und belebt von der Kälte, Schnee auf den Schultern und auf dem Hutrand. Er bat um Verzeihung, daß er noch am Abend komme, aber es gelte seinen Abschiedsbesuch. Er habe soeben unerwartete Nachrichten erhalten und nun müsse er Hals über Kopf abreisen. Arnold trug einen Stuhl für den Lehrer herbei, setzte sich ihm gegenüber und schaute ihn fremd und gespannt an.

„Was fehlt Ihnen, Frau Ansorge?“ fragte Specht mit einem gewinnenden Ausdruck der Besorgnis. Frau Ansorge drückte die Hand auf die Augen und bewegte die Lippen. Specht blickte nun Arnold fragend an und dieser, mißverstehend, lächelte.

„Jetzt werden Sie wohl die Welt aus den Angeln heben?“ fragte Frau Ansorge und heftete ein klares, fieberisch leuchtendes Augenpaar auf den jungen Mann.

„Sie mißtrauen mir aus Vorsatz,“ erwiderte Specht, aufrichtig betrübt. Da sich sein Lebensweg zum bessern wandte, hatte er den Wunsch, Freunde im Rücken zu lassen. Eine hinreißende Liebenswürdigkeit trat in seinem Wesen hervor, als er fortfuhr: „Ihnen gebe ich das Recht zum Mißtrauen, aber es thut mir leid, daß ich nicht anders erscheine.“

Arnold empfand es, wie den Lehrer die Hoffnung emportrug über sein früheres Ich.

„Es ist wahr, verzeihen Sie mir“, sagte Frau Ansorge mit matter Stimme. „Sehen Sie nur, daß Ihnen bleibt, was Sie haben. Bestehlen Sie sich nicht selber, wie die andern alle thun. Den ersten Freund können Sie nehmen. Der zweite ist schon bedenklich, beim dritten ists aus.“ Sie legte sich ächzend auf die Seite, biß aber gleich die Lippen zusammen.

Specht betrachtete sie aufmerksam und besorgt und flüsterte Arnold zu, ein Arzt sei nötig. Arnold blickte mit einer forschenden Verwunderung auf die Mutter. Specht erhob sich, beugte sich über Frau Ansorge, die mit geschlossenen Augen lag, und als Ursula kam, erbot er sich, den Doktor zu schicken. Er sprach leise und nahm flüsternd Abschied.

Arnold begleitete ihn hinaus. Er hatte noch keinen rechten Zusammenhang mit dem Gegenwärtigen gefunden, als wäre sein Denken unter den Rädern einer früheren Stunde stecken geblieben. Maxim Specht stand ihm unter der Lampe im Flur gegenüber und betrachtete sinnend das Glitzern des Schnees vor dem Hausthor.

„Ich möchte Sie um einen großen Gefallen ersuchen“, begann der Lehrer mit etwas unsicherer Stimme und zog ein braunes Couvert aus der Manteltasche. „Wollen Sie zu Hankas gehen und dies Beate geben? Nur ihr selbst und wenn niemand sonst dabei ist —? Wollen Sie das? Und grüßen Sie Agnes Hanka noch besonders von mir.“

Digitized by Google

Arnold nickte und nahm das Ding in Empfang.

„Und nun, Liebster, leben Sie wohl," sagte Specht, indem er Arnold die Hand gab. „Sollte Sie das Geschick einmal dorthin führen, dann wissen Sie, wo Sie einen Freund haben. Leben Sie wohl, Arnold. Von Ihnen scheide ich am schwersten." Schnell wandte er sich ab und verließ das Haus.

Als Arnold in die Stube zurückkehrte, entfiel dem offenen Couvert der Inhalt. Es war die Photographie Beates; auf dem Bilde stand: Zur Erinnerung an den herrlichen 7. Oktober. Obwohl von ländlicher Unvollkommenheit, zeigte das Porträt doch Ähnlichkeit; das Gesicht über dem nackten Hals und den halbentblößten Schultern hatte einen unschuldigen und süßen Ausdruck. Wie Sterne unter dunklen Thorbogen, traten die Augen unter den Linien der Brauen hervor. Arnold konnte eine Empfindung der Geringschätzung nicht unterdrücken, welche Maxim Specht galt, dem so rachsüchtig offenen Couvert und der Wichtigkeit, die der Lehrer all diesem beimaß.

## 15.

Alexander Hanka hatte große Spielverluste erlitten. Als er eines Sonntags mit Entschlossenheit an eine Berechnung ging, erschrak er vor der Schmälerung, welche sein Vermögen erlitten hatte und vor dem Zeugnis, das sich wider ihn selbst und die verbrachte Zeit erhob. Damit verband sich die Gallerie tausendmal gesehener Gesichter, tausendmal passierter Gassen und Plätze, tausendmal berührter Gegenstände, tausendmal gesprochener gleichgiltiger Worte, tausendmal gedachter, kraftloser Gedanken. Jede Nacht, wenn er sich entkleidete, träumte er von einem zu fassenden Entschluß; irgend ein Geschehnis winkte in weiter Ferne. Am andern Tag rollte er wieder auf den blanken Schienen der Gewohnheit durch dieselben Stationen wie am Tag vorher.

Unwillkürlich begannen seine Gedanken sich zu erheben und flatterten aus der Stadt wie Schmetterlinge, die ihre Raupenhülle verlassen. Die Einsamkeit einer Wüste dünkte ihm erträglich gegenüber der Einsamkeit in dem Häusermeer. Im Geiste sah er sich wieder in dem mährischen Oertchen, und sein Herz schuf sich Landschaften von eigenwilliger Art: langgestreckte Hügel, mit Nadelwald bestanden; ein trauriger glatter Fluß, der zu müde schien, um zu fließen; zwischen dunklen Wiesen eine lange, schmale Landstraße wie ein gelbes Band; tiefe, stille Gräben, mit Heckenrosen angefüllt; nüchterne, schattenlose, geräuschlose Dörfer.

Er erinnerte sich freilich, daß es längst Winter war, auch dort draußen. Dennoch behaupteten jene Bilder ihren Reiz, als hätte seine Ahnung sie unter der Schneedecke zu verschönen vermocht. So reiste er, ohne Agnes zu benachrichtigen, denn er liebte nicht Mienen, die zum Empfang vorbereitet waren. Unzufriedenheit bemächtigte sich seiner während der Fahrt. Ihm schien, eine innere Macht wolle ihn warnen oder zurückhalten. Die fremden Gesichter um ihn her, welche Langeweile, Neugierde und Sattgegessenheit verrieten, erbitterten ihn. Ein kleiner Mensch mit einer seltsam zugestutzten Kakadufrisur sprach unablässig über die Mehlbörse. Niemand hörte zu, niemand antwortete, sodaß sein Reden dem lästigen Gesummse einer Biene glich. Voller Verdruß suchte sich Hanka durch die Betrachtung der schneeblauen Landschaft zu zerstreuen, dann zog er schon gelesene Briefe aus der Tasche und las sie wieder. Einer belustigte ihn, der in dem neckisch-empfindsamen Ton der großen Welt gehalten war, eigentlich keinen Inhalt hatte, aber vieles bestocherte wie mit einer Nadel. Hanka schmunzelte und sah seine Freundin leibhaftig vor sich stehen, die zierliche, kleine, ruhelose Natalie.

Digitized by Google

Agnes wurde bleich, als die lange Gestalt ihres Bruders unter der Küchenthüre auftauchte. Mit zitterndem Arm griff sie nach der Lampe, um zu sehen, ob er es denn wirklich sei. Hanka lachte, riß seine schwarzen, stumpfblickigen Augen auf und starrte mit komischer Schwärmerei den Apfelkuchen an, der neben dem Herde lag. Jetzt lachte auch Agnes, als sie ihn so fand, wie sie wünschte und mit seiner Ankunft nicht den Gedanken eines Unheils zu verbinden brauchte. Auch Beate kam; Hanka war betroffen durch ihren Anblick. Sie war blaß; ihre Bewegungen waren verhaltener, wenn sich auch in einem Achselzucken oder einem Lachen wie sonst ein bäurischer Zug zeigte. Aber in wenigen Wochen schien sie gereift und abgeschliffen. Ihr Lächeln war prüfend, ihre Art, sich umzudrehen, den Kopf zu erheben, mit einem Ruck eine lauschende Stellung anzunehmen, war, obwohl rasch und temperamentvoll, so doch frauenhaft. Sie hatte etwas besonderes angenommen, so kam es Hanka vor; eine Prägung, die sie von allen andern auf den ersten Blick unterschied. Er blieb den Abend über schweigsam, doch galt es schon nach der ersten Stunde für ausgemacht, daß er einige Wochen bleiben würde. Er brauche Ruhe, sagte er. Agnes freute sich auf ihre schüchterne Weise in sich hinein; Hanka wurde aufmerksam durch Beates eigentümliches Benehmen. Sie erhob sich oftmals vom Tich, und ging auf und ab, suchte ihr Gesicht zu verbergen, sich den Anschein einer Gleichgiltigen zu geben, doch zitterte sie vor Unruhe und Ungeduld. Bisher war sie allabendlich um diese Stunde entwischt. Agnes ging früh zu Bett und die Mahlzeit war kurz. Nun sollte sie warten; auf dem Herd wurde noch gekocht und bis gegessen war, mochte es spät werden. Sie wollte nicht unvorsichtig sein und ging umher, Wut und Haß im Innern, brennend vor Begierde, einen Plan nach dem andern erwägend und im Geist durch Schnee und Kälte zur Scheune des Randomir'schen Gutes eilend. Klugheit und Rücksicht zerflossen mit dem Vorschreiten der Stunde; langsam verließ sie das Zimmer, als könne sie auch ebensogut bleiben und ein verwilderter Ausdruck trat in ihrem Gesicht hervor, als sie draußen hastig Kapuze und Mantel umlegte. Sie lief an den Ort der Zusammenkunft, um Aufschub zu erbitten, durch eine flüchtige Liebkosung Sicherheit zu geben, denn Furcht bewegte sie noch mehr als Liebe.

Hanka war ihre Abwesenheit nicht unerwünscht. Argwohn lag weit von ihm; eher vermutete er etwas für Beate Günstiges und für ihn selbst Angenehmes. Im Grunde sah er das, was er aus ihr hatte machen wollen, nicht das, was sie geworden war durch sein geringes Hinzuthun. Er gedachte sich ihr gegenüber wie ein Vater, wenn nicht wie ein Großvater zu betragen, ihn täuschte die dörfliche Ruhe und trübte sein sonst so vorsichtiges Urteil. Er hatte das Bedürfnis, mit Agnes von Beate zu sprechen. So dehnte er sich behaglich auf dem Sofa aus, (er war so lang, daß seine Beine von den Waden an außerhalb des Möbels in freier Luft schwebten) und bat Agnes, sich neben ihn zu setzen.

Agnes bekannte, sie wisse eigentlich nichts über Beate. So gütig auch ihre Aeußerungen waren, und so sehr sie in Ton und Wort jede Richterlichkeit ablehnte, aus allem war doch deutlich, daß sie und das junge Mädchen niemals an einander warm geworden waren. Nichts böses war Agnes bekannt, aber auch nichts, was ihr weiches und mit Nachsicht verschwenderisches Herz gefangen hätte. Mit froher Bereitwilligkeit hatte sie damals Alexanders Willen gethan, selbst gefesselt und entzückt durch eine so zukunftsvolle Handlung. In Frieden hatte sie mit Beate gelebt, doch nicht in jener Freundschaft, die oft so glühend zwischen Frauen entsteht, deren gemeinsame Wünsche sich in einem dritten Wesen vereinigen. Es war, als sei das Kind aus einer fremden,

Digitized by Google

stolzen Rasse, zur Sklavin geworden, aber unbeugsam in der Seele und im Verborgenenen auf einstige Befreiung und Macht hoffend. Ihre Vergnügungslust sei nicht zu bändigen, sagte Agnes, oft scheine sie still und ein wenig tückisch, oft ausgelassen und fast roh; auch lüge sie gern. Aber bei alledem ließe sich gut mit ihr hausen; sie füge sich schnell und wer weiß, vielleicht zittere nur die düstere Kindheit noch in ihr. Zu spät vielleicht sei sie in die Helligkeit des Lebens getreten, als daß man die Dunkelheit, aus der sie gekommen, vergessen dürfe.

Alexander Hanka lauschte und freute sich einer Offenheit, die ihm Agnes und, wunderlich, auch Beate näher brachte. Er war weniger für das Tugendhafte, als für das, was Charakter giebt, und er konnte in der Verletzung üblicher Moralsätze etwas Lebenförderndes sehen. Und wie die sanfte Stimme seiner Schwester über alles hinweghuschte, das Eckige glättend, das Ueble begütigend, erschien ihm Beate geschmückt mit den Zeichen der Persönlichkeit; ihr herbes Gebahren nahm er hin wie die Bebauer fruchtbaren Landes die rauhen Winde, die bisweilen drüber hinwehen.

Als der Tisch gedeckt war, begann Agnes das junge Mädchen zu vermissen. Sie fragte die Magd, aber da trat Beate schon ein, mit derseben nachlässigen Langsamkeit, mit der sie gegangen war und mit einer Miene, als hätte sie ein Taschentuch im Nebenzimmer geholt.

Hanka verbrachte die Hälfte der Nacht mit unruhvollen Gedanken. Zärtliche Regungen lagen ihm fern. Aber es war, als ob zukünftige Tage ihn lockten, und so vorkroch er sich in Betrachtungen. Früh am Morgen machte er sich schon zu einem Spaziergang auf, denn er wollte einsam sein; nicht um zu beschließen, sondern um Erwägungen und Entschlüssen zu entgehen, die zu Hause blieben, wo Beate war.

Zur selben Zeit war Agnes auf den Wochenmarkt nach Podolin gegangen. Beate saß allein im Zimmer und vertrieb sich die Zeit, indem sie mit einer Schablone Stickmuster auf Linnen malte. Da klopfte es an der Thüre und Arnold trat ein. Er grüßte, nahm unbefangen ihr gegenüber Platz und als er sich überzeugt hatte, daß sie allein sei, übergab er ihr das Couvert mit der Photographie, wie er es von Specht empfangen. Sie nahm es, starrte schweigend auf das Bild, blickte Arnold an und verzog finster und verächtlich Brauen, Stirn und Mund. Dann stand sie auf, zerriß ihr Porträt und warf die Stücke in den Ofen, vor den sie sich nun mit gespreizten Beinen stellte und unverschämten Tones fragte: „Sind Sie vielleicht deshalb gekommen?“

Arnold bejahte.

„Zu viel Umstände,“ spottete Beate.

„Ich finde auch, daß er zu viel Umstände mit Ihnen macht,“ entgegnete Arnold trocken.

Beate trat zwei Schritte vor, erblaßte und ihr Blick irrte furchtsam von Thür zu Thür. Sie bekam Angst vor der Ruhe und Sicherheit ihres Gastes und wußte sich nicht zu erklären, warum er immer noch blieb. Sie legte den Arm über die Augen und stellte sich, als ob sie weinen wolle. Arnold sagte endlich: „Kommt Frau Hanka bald? Ich soll sie von Maxim Specht grüßen. Er hat nicht Zeit gehabt zu einem Besuch.“ Arnold faßte sehr wörtlich auf, was ihm bestellt war.

Aus diesen Worten und aus dem harmlosen, fragenden Blick, der sie begleitete, sah Beate, wie überflüssig ihre Befürchtungen seien. Ihr Selbstgefühl wuchs wieder; sie lachte spöttisch, wandte sich, um das Zimmer zu verlassen und sagte unter der Schwelle: „Auf Wiedersehen.“ Damit schlug sie die Thüre zu.

Digitized by Google

Arnold wartete nicht gerade, weil ihm der Auftrag zum Gruß so wichtig erschienen wäre; aber er vergaß nach wenigen Minuten, daß er sich in einem fremden Haus befand. Das plötzliche Alleinsein ließ unveränderliche Gedanken aufs neue emporstürmen. Außerdem begann die drückende Stimmung des eigenen Zuhause von ihm zu weichen. Er hatte zusammen mit dem Doktor das Haus verlassen, der allerlei Redensarten über Frau Ansorges Krankheit gemacht hatte. Arnold, den nichts so sehr verdroß als ein Schwätzer, hatte sich rasch von ihm getrennt.

Während er noch versunken war, trat Alexander Hanka mit seinem ausholenden Schritt herein, nach seiner Gewohnheit spannweit die Thür öffnend. Er machte große Augen, als er einen unbekannten Menschen im Zimmer erblickte. Er verbeugte sich in seiner steifleinenen Art und nannte seinen Namen, bemerkte aber zugleich, daß diese gesellschaftliche Form hier nicht gut angebracht war. Arnold sah verwundert zu ihm empor, denn ein so langer und magerer Mensch war ihm noch nicht vorgekommen. Hanka, nicht weniger verwundert, fing an zu lachen, geriet jedoch in Verlegenheit, als er den Fremden ohne Verlegenheit sah. Arnold erhob sich, und als er das fragende, fast zu einer fragenden Grimasse verzogene Gesicht Hankas ansah, begriff er, daß es sich um seinen Namen handelte, nannte ihn also und fügte hinzu, daß er eine Bestellung von dem Lehrer Specht auszurichten habe, der gestern abgereist sei.

Hanka erinnerte sich an Arnolds Namen wohl. So gleichgiltig er damals auf Beates und Spechts Erzählung gelauscht hatte, etwas war in seinem Bewußtsein geblieben wie durch eine Bestimmung des ihm innewohnenden, äußern Erlebnissen abgewandten Ichs. Hanka hatte Vergnügen an diesen offenen, derben, gebräunten Gesicht, an der kräftigen, trockenen Stirn, die unbeweglich zwischen klar-grauen Augen und braunen glatten Haaren lag, an der gutgebauten Gestalt, die nichts von Verfettung und Krankhaftigkeit zeigte.

## 16.

Hanka fragte, und Arnold gab förmlich gehorsam Antworten. Hanka befremdete ihn. Sein natürlicher Scharfblick erfaßte wohl die merkwürdige Mischung von Gutmütigkeit und Trauer in dessen Wesen. „Welche Beschäftigung haben Sie denn?“ fragte er.

„Keine,“ versetzte Hanka, „ich thue nichts.“

„Gar nichts?“

„Ich betrachte.“ Hanka hatte seinen Stock in der Hand behalten und klopfte damit, weit vorgebeugt sitzend, auf den Boden.

„Haben Sie denn nichts gelernt?“ fragte Arnold erstaunt.

Hanka lachte laut. „O ja,“ antwortete er. „Ich habe die Juristerei erlernt, aber eben deshalb mach ich keinen Gebrauch davon.“ Hanka log ein wenig, aber er verzieh es sich, da doch ein Pfund Wahrheit in dem Zentner Lüge war.

Diese Antwort gab Arnold sehr zu denken. Aber ehe er etwas dagegensagen konnte, kam Agnes Hanka ins Zimmer. Arnold richtete seinen Auftrag aus und schickte sich an zu gehen. Agnes war erfreut, ihn zu sehen und dankbar für den Gruß des Lehrers. „Ein reizender Mann,“ sagte sie von Specht. „Vielleicht kommen Sie, Herr Ansorge, nun recht oft zu uns.“ Sie sprach laut, schüttelte die Hand Arnolds und ihre Augen strahlten mild. Arnold fühlte hier alles fragerische Wesen von sich weichen und Sympathie strömte auf ihn ein. Beate, die nach Agnes gekommen war, schnitt eine Fratze; als

Digitized by Google

sie aber Hankas Blick auf sich ruhen fühlte, betrachtete sie Arnold mit wohlwollendem Lächeln.

Arnold verabschiedete sich. Zuhause angekommen, fand er auf dem Tisch ein katholisches Flugblatt über den Raub der Jüdin. Darin wurden öffentliche Ideale und der Name Gottes angerufen, aber die Wahrheit stand dabei und steckte die Hände in die Taschen. Arnold überlief es heiß und kalt. Seine Zuversicht begann zu schwinden. Darüber vergaß er die Mutter, wie er denn ihre Krankheit durchaus nicht ernst nahm, und keinerlei Sorge deswegen empfand, umsomehr, da Frau Anforge ohne Aeußerung eines Schmerzes lag.

Doch in der Nacht erwachte Arnold durch ein fortgesetztes tiefes Aufstöhnen. Mit Schrecken entdeckte er, von welchem Mund die Laute kamen. Da war es mit der Ruhe aus. Er bat den Doktor um Aufschluß. Es sei mit den Nieren nicht in Ordnung, erwiderte der Mann unsicher und er halte es für gut, einen Spezialisten kommen zu lassen. Arnold ging mit sich zu Rate, schrieb und telegraphierte zugleich dem Oheim Borromeo, damit das Notwendige rasch geschehe. Als er die Depesche aufgegeben hatte, schritt er langsam den Hauptplatz hinunter, bis dahin, wo die Straße gegen die Elasser'sche Wohnung abbog. Zu jeder Zeit des Tages und der Nacht, in jedem Augenblick des Besinnens sah er dort Menschen um ihr Recht kämpfen, und sein ganzes Wesen lechzte nach Entscheidung.

An der Ecke des Platzes stand Uravar. Trotz der Kälte waren seine Aermel hochaufgestreift. Mit bedeutsamem Grinsen starrte er Arnold an und verfolgte ihn mit den stets wie in Trunkenheit glänzenden Augen.

In dem Häuschen des Juden herrschte vollkommene Stille. Die Thür nach dem Wohnzimmer war geschlossen. Arnold pochte, aber niemand antwortete. Er drückte auf die Klinke, öffnete, spähte durch den Spalt und sah einen Knaben an dem runden Tisch sitzen, den Kopf zwischen den Händen, in ein Buch vertieft. Er trat ein, der Knabe, (der etwa dreizehn Jahre alt war, nach Jutta das älteste Kind) blickte erschrocken empor, erkannte wohl Arnold von früher, getraute aber nicht, sich zu rühren. Arnold fragte, ob niemand zu Hause sei und blieb an der Thüre stehen, um den Knaben nicht einzuschüchtern. Niemand, erwiderte der Bursche und die Augen in dem blatternarbigen Gesicht zeigten Trotz. Der Vater sei in der Stadt, fuhr er auf eine weitere Frage mit langsamem Tonfall fort, die Mutter gehe in Geschäften über Land, die andern Kinder seien beim Rabbiner in Lomnitz. „Wie heißt Du?" fragte Arnold. Moses, war die Antwort. Arnold näherte sich dem Tisch, blickte flüchtig in das Buch und nahm dem Knaben gegenüber auf einem Holzschemel Platz. „Und Jutta?" fragte er mit heiserer Stimme, „wird sie denn nicht wiederkommen?"

„Der Herr fragt — !" erwiderte Moses ironisch und mit dem Bestreben, ein gutes Deutsch zu sprechen. „Wiederkommen! Eher wird Wachs zu Eisen und ich zu einem Propheten."

Arnold schaute den Knaben verblüfft an. Sonderbar war es ihm zu Mut, er fühlte sich schuldig. Ihm wurde es eng. Langsam stand er auf und trat zum Fenster. Er hörte ein vielfältiges Gemurmel von draußen, öffnete den winzigen Flügel und sah oben an der Ecke zwanzig bis dreißig Menschen beisammenstehen. Gleichgiltig schloß er das Fenster wieder und blickte nachdenklich auf den Knaben, der mit altkluger Würde vor sich hinstarrte. Arnold vermochte nicht mehr zu reden, auch zog es ihn wieder nach Hause; Dunkelheit schien ihn zu umfangen. Er reichte dem Knaben die Hand, auf dessen Lippen nun ein Lächeln trat wie bei einem Schloßherrn, der einen Gastfreund zufrieden entläßt. Als Arnold aus dem Haus trat, erblickte er am oberen Ausgang der

Digitized by Google

Gasse noch immer die Ansammlung von Menschen; es schienen mehr als vorher zu sein, auch Weiber und Kinder hatten sich hinzugesellt und ein verworrener Lärm herrschte, ein wie durch Befehl oder Erregung unterdrücktes Murmeln. In der kurzen Gasse selber stand keiner, sondern diese war förmlich abgesperrt. In breiter Reihe warteten die Leute wie eine aufgelöste militärische Kolonne. Je näher Arnold kam, je mehr Gesichter wandten sich ihm durch gemeinsame Aufmerksamkeit zu und endlich öffnete sich eine schmale Gasse, damit er hindurchgehen könne. Aber das sah mehr einer feindlichen Handlung als einer Höflichkeit ähnlich. Uravar stand in der Mitte eines Haufens gleich der Feder einer Uhr, welche, kaum wahrnehmbar, dennoch die Bewegung regelt. Arnold war weit entfernt, zu denken, daß diese Zusammenrottung ihm gelten könne. Schweigen legte sich um die Masse. Blöde, neugierige, tückische Gesichter stierten ihn an, und unwillkürlich, vor Staunen, blieb Arnold stehen. Vor ihm öffnete sich eine Art Bucht, in deren Mitte Arnold den neuen Pfarrer gewahrte. Der geistliche Herr hatte die Arme verschränkt und den Kopf steif emporgerichtet. Es war ein mächtiger Kopf, groß wie der eines Ochsen, mit an der Seite abstehenden Haaren. Die grünen Pupillen hinter der Brille flackerten komisch aufgeregt. In dem Augenblick erhob sich eine dünne, scharfe, einsame Stimme gegen Arnold: „Judenknecht!“ und das Gemurmel fing wieder an, dunkler und gährender. Der Pfarrer senkte anscheinend betrübt den Kopf.

Mit einem wunderlich-unnahbaren Zorn blickte Arnold um sich, furchtlos forschte er nach dem Rufer und in seiner Nähe kuschten die Murmler. Mit Ruhe setzte er dann seinen Weg fort, aber er fühlte sich stärker, gesammelter und als ein Schauer durchrann ihn die Vorahnung von Kampf.

Frau Ansorge verbrachte eine schlimme Nacht. Arnold, der um neun Uhr das Lager aufgesucht hatte, fuhr um Mitternacht aus dem Schlaf und wachte bis zum Morgen an Ursulas Seite. Die Kranke sprach nicht; wenn sie die Augen aufschlug, lächelte sie gezwungen; dann kamen Stunden, in denen sie unaufhörlich stöhnte und sich auf der niedrigen Matratze wälzte. Ursula murmelte in den Pausen ihrer Dienstleistungen Gebete aus einem Buch, Arnold saß mit gesenktem Kopf, die Augen bald gegen das Licht, bald gegen die Finsternis gewandt, wie um jenes zu befragen und diese zu durchreißen. Aber die Nacht ging vorüber wie alle gehen; gegen zehn Uhr kam der Doktor, um den Arzt aus Wien zu erwarten, der mit dem Morgenschnellzug eintreffen mußte. Von der Station aus war noch ein tüchtiges Stück Weg, aber schon kurz nach elf kam eine Landkutsche mit zwei Insassen angefahren. Arnold, der im Stall war, trat in den Hof, die Herren zu begrüßen. Den Bruder der Mutter erkannte er sofort, obwohl er ihn seit den Kinderjahren nicht gesehen hatte. Doktor Borromeo reichte seinem Neffen die Hand, betrachtete ihn mit einem verhüllten und zugleich kühl-kritischen Blick, stellte den Arzt vor, einen eleganten, noch jungen Mann und alle drei gingen zum Krankenbett. Frau Ansorge hatte kaum ihren Bruder und den Fremden erblickt, so schien es, als schüttle sie Fieber und Fieberbilder mit gewaltiger Anstrengung von sich ab. Ihre Erinnerung erhielt hundert Brücken. Als sie Friedrich zum letzten Mal gesehen hatte, war all ihr früheres Leben und Fühlen ins Herz getroffen worden. Die dazwischenliegenden Jahre stürzten zusammen, und die Schmerzen in denen sie jetzt gefangen war, verbanden sich mit jenen halbvergessenen.

Die Begrüßung war kurz und ohne Worte. Doktor Borromeo winkte Arnold und Ursula, das Zimmer zu verlassen. Die beiden Aerzte blieben allein. Arnold führte seinen Oheim in ein wenig benütztes Zimmer hinter der Küche. Da standen uralte Möbel, auf welchen die Zeit gleich einem Gespenst lag. Borromeo hüllte sich frierend in seinen Pelz und schritt mit wiegendem,

Digitized by Google

müdem Gang auf und ab. Dieselbe Müdigkeit drückte sich in seinen Geberden wie in seinem Mienenspiel aus, sie lag in den hingeworfenen Worten, die er sprach, in seinem Lächeln, in seiner Stimme. Kinn und Mund waren durch einen schwarzen Bart verdeckt, der förmlich steifgebügelt aussah und eine ungemein sorgfältige Pflege verriet. Die obere Hälfte des Gesichts zeigte frauenhaft weiche Linien, unbestechliche Augen und eine schwermütige Stirn.

„Was hast Du eigentlich für Deine Zukunft vor, Arnold?" fragte er, in seiner Wanderung innehaltend, mit einem langsamen und sinnenden Tonfall, in welchem schon die Antwort lag, mißtrauisch und gleichmütig.

Arnold war überrascht und schaute zaudernd vor sich hin. Aus einem unklaren Grund empfand er ein ebenso unklares Mitgefühl mit dem Mann. „Ich will leben," sagte er trocken.

Borromeo fuhr mit der flachen Hand behutsam an seinem Bart herab, kaum die Haare berührend, als fürchte er, sie zu zerzausen. „Und hältst Du das für so leicht?" erwiderte er sanft und traurig.

Arnold lachte. „Ist es denn schwer?" fragte er verwundert. „Hast Du denn so schlechte Erfahrungen gemacht?" Er saß rittlings auf einem Stuhl und drückte das Kinn auf die Lehne.

„Ich glaube, es ist nicht möglich, andere zu machen," antwortete Borromeo mit einem Lächeln, welches ein vernichtendes Erbarmen mit dem Frager zeigte. Arnold wurde aus diesem wunderlichen Wesen durchaus nicht klug. Borromeo zeigte eine Einfachheit, die bis zur Hölzernheit ging, und eine ängstliche Sucht, unauffällig zu sein. Die Gesichtszüge des etwa Fünfundvierzigjährigen hatten einen greisenhaft stillen Ausdruck, die Augen starrten, als könnten sie in der Luft beobachten, was in der Seele selbst vorging. Trotzdem war bisweilen ein Aufleuchten im Blick, als gäbe es über gewisse tröstliche Dinge keinen Zweifel. Arnold hätte fragen mögen; Vertrauen zu besitzen erschien ihm wesentlich. Aber es gab da ein im Nu emporgewachsenes Etwas, das seinen Mund verschloß. Und sonderbar, während er diesem Mann sich zeigen wollte, ihm sein Urteil wert, seine Neigung verständlich machen wollte, sah er sich auf ein Mal durch jenes Etwas gezwungen, über sich selbst nachzudenken. Das war eine neue und beunruhigende Erscheinung. Ihm schien, als sei damit für einen Augenblick ein Teil seines Wesens von andern Dingen abhängig geworden, als von ihm selbst und seinem Willen.

## 17.

Die Aerzte ließen wenig Hoffnung; die Wierigkeit des Leidens war nicht abzusehen. So reiste Borromeo wieder ab, denn ihn riefen Geschäfte. Arnold gab das Versprechen, ihm sofort zu schreiben, wenn es schlechter gehen sollte. Außerdem wurde der Landarzt von dem jungen Spezialisten genau unterrichtet, wann eine Operation stattfinden könne; dann erst werde er wiederkommen.

Frau Ansorge ahnte, was ihr bevorstand. In jeder Woche blickte sie sehnsüchtig auf den Zustand der vorigen zurück. Ihre ganze Kraft nahm sie vor Arnold zusammen. Wußte sie ihn in der Nähe oder erwartete sie sein Kommen, so wurden ihre Lippen eiserne Thore und schlossen sich. Nicht um ihn zu schonen, verbarg sie ihre Schmerzen und nicht um als Heldin in seinen Augen zu gewinnen, sondern weil sie mit seinem Herzen empfand und mit seinem Gehirn dachte. So völlig hatte das Verhältnis eine Umkehrung erfahren, daß sie, die Unterwerferin und Lehrerin, nun schülerhaft von dem Bilde abhing, das sie im Innern des Sohnes von sich selbst geschaffen hatte, daß

Digitized by Google

sie sein Mitleid mit Recht fürchtete und mit einer beispiellosen Ueberwindung ihr Bewußtsein abzog von ihren körperlichen Qualen. Dies erschien ihrem Geist, der von Krankheit abwechselnd durchleuchtet und verdunkelt war, wie eine Probe auf das Exempel ihrer Erziehung. Nicht den träumerischen Weichling wollte sie, der im Mitgefühl erst seine Neigung entdeckt. Das gesunde Herz ist hart, sagte sie sich. So litt sie in sich hinein, um den Himmel seiner Zukunft rein zu wissen und sich darin zu bewahren als eine Art von kühler Göttin.

Mit Borromeo hatte sie wegen des Vermögenstandes gesprochen. Da das Kapital unberührt lag und die Zinsen stets wieder dazugeschlagen worden waren, weil die kleine Oekonomie sich allmählich selbst erhalten hatte, war Arnold Besitzer eines ganz beträchtlichen Vermögens. Und Frau Ansorge sah keine Gefahr für den, der Geld nie anders behandelt hatte denn als Mittel, um das Notwendige gerecht besitzen zu dürfen.

Die regnerischen Tage, die den frühwinterlichen folgten, machten die Kranke sehr einsam. Nur Ursula wachte treu. Jetzt erst fühlte Frau Ansorge, was es heißt, Menschen um sich haben, die durch lange Gewohnheitsketten an den schwankenden Schicksalswagen geknüpft sind. Sie entbehrte Keinen, dazu war sie zu fest, aber dennoch freute sie sich, als Agnes Hanka einen Boten schickte, um zu erfragen, wie es gehe. Arnold erinnerte sich, daß er versprochen hatte, seinen Besuch zu wiederholen, aber fremde Gesichter zu sehen und sich den unterirdischen Forderungen belangloser Gespräche zu bequemen, war keine Lockung für ihn. Denn das hatte er schon herausgespürt, dunkle Forderungen hatte er herausgespürt. Außerdem war es ihm, als dürfe er einen enggezogenen Kreis vorerst durchaus nicht überschreiten, als gelte es, sich innerhalb dieser Grenzen vorzubereiten und zu sammeln. Im Dorf bemerkte er feindselige Gesichter, einen unentschlossenen, abwartenden Haß. Auch unter den Knechten auf dem Hof begegnete er einer feigherzigen, brütenden Verstocktheit. Die Bauern auf dem Markt zeigten ihm denselben meuchlerischen Trotz. Wessen soll ich schuldig sein? dachte Arnold. Sie rotten sich zusammen und nehmen wütend für das Unrecht Partei, — warum? Warum nicht für das Recht?

Da Agnes Hanka täglich schickte, um sich über den Verlauf der Krankheit zu unterrichten, wollte Arnold doch hinübergehen. „Was rätst Du, Mutter?“ fragte er. „Thu nur immer, was Du willst“, flüsterte Frau Ansorge matt und reichte ihm die glühend heiße Hand. Ihr Unterleib hob sich in Krämpfen.

In Podolin sah Arnold Leute mit Zeitungen beisammenstehen. Eine öffentliche Erregung lag in den Gesichtern. Vor der Post ging Alexander Hanka, hatte Briefe in der Hand und las. Arnold empfand plötzlich Zorn gegen sich, daß er nutzlose Worte leichtsinnig verschwenden wollte, statt jeden Laut aufzubewahren für das, was finster und verlangend vor ihm stand. Er kehrte wieder um.

Hanka hatte seine Abreise bis nach Weihnachten verschoben. Er sagte sich mit Befriedigung, daß ihn das Landleben, die Stille und Gleichmäßigkeit der Tage festhalte. Aber hätte ein Geist wie der seine, ewig nach den leeren Aufregungen der Gesellschaft lechzend und sie zugleich verachtend, dies früher ertragen? sich früher so sorglos zwischen diesen nichtssagenden Beschäftigungen, diesen ereignislosen Wintertagen eingebettet? Bisweilen schüttelte er über sich selbst den Kopf, aber wie jemand, der ein sonst mißachtetes Gut nun mit Leidenschaft umklammert. Agnes war glücklich. Beate hatte sich mit der neuen Gesellschaft zurechtgefunden und wenn auch Hanka in ihren Augen eine komische Figur war, versagte ihr eingeborener Spürsinn ihm nicht die Titel eines sehr gescheiten Menschen und aufrichtigen Freundes. Auch war sie zahm gestimmt, seit der junge Bauer einer andern das Herz zugewandt hatte. Fruchtlos war

Digitized by Google

sie hinübergegangen, hatte geweint, gedroht, gerast. Das alles ging förmlich im Dunkel vor sich, abgewandt von den Augen, die sie liebevoll verfolgten. Endlich schämte sie sich, zuerst aus Verzweiflung und weil sie anders sich nicht helfen konnte, um sich selbst noch zu achten; dann war es die wirkliche Scham, die ins Fleisch schnitt und das Blut vergiftete, die Speisen schmacklos machte, den Schlaf vertrieb. Sie wälzte sich auf dem Boden ihrer Kammer und preßte die Lippen auf die Dielen, stellte sich das oft geküßte Gesicht vor, um es zum letzten Mal zu küssen und dann mit den Nägeln zu zerreißen. Sie kam wieder herab in das Wohnzimmer, blaß und lächelnd, saß neben Hanka, spielte ein harmloses Kartenspiel mit ihm, wärmte sich an seiner Nachsicht, seiner forschenden Güte, schmiedete dabei ihre schlauen Pläne, schien sanfter, ergebener, mitteilsamer und launenloser als früher.

Von seinen Freunden in der Stadt hörte Hanka wenig. Außerhalb ihres Kreises lebend, war er gleich dem Spieler, der den Einsatz versäumt hat. Nur Natalie Osterburg schrieb ihm. Neugierde verschlang sie, alles zu wissen, was mit dem Fall Elasser zusammenhing. In den Gesellschaften spreche man von nichts anderm, und er solle doch umgehend schreiben, wie diese berühmte Jutta aussehe, wie sie sich benehme, sich kleide, welche Farbe ihre Augen hätten und so weiter. So geschwind wie möglich müsse sie das wissen, schon um den Neid zu genießen, mit dem dann ihre geheimnisvolle Wissenschaft beehrt werden würde. Da er, Hanka, an der Quelle der Ereignisse sitze, brauche er sich ja nur zu bücken und aufzuheben, was ihr so kostbar sei. Im übrigen möchte er nicht mehr lange mit der Rückreise zögern, da sie frische Ananas aus Hamburg erhalten habe.

Das ist Natalie von oben bis unten, dachte Hanka, der sich bei diesem Brief außerordentlich gut unterhielt.

## 18.

Lange Zeit ging Arnold am Ufer hin und her. Das Wetter schien sich zu verändern. Regen wich der Kälte. Träg und dick rollte das Wasser des Flusses hin, rotgelb von Sand und Schlamm. Naßkalte Windstöße schlugen dem Wanderer in Gesicht und Nacken, und als er sich endlich entschloß nach Podolin zu gehen, war er bis über die Knie mit Kot bespritzt. Auf dem Platz des Dorfes standen einige Leute in Gruppen und disputierten eifrig. Der neue Hilfslehrer, ein blasser, verdrießlich aussehender Mensch, der auf einem Bein hinkte, war mit dem Postadjunkten in ein Gespräch vertieft. An den Häuserecken waren riesenhafte Plakate angeklebt; Weiber und Kinder standen herum, buchstabierten und schrieen durcheinander. Es war von einer Wahlversammlung die Rede. Das Glück des Volkes, das Ende der Armut wurde prophezeit, und als Quelle alles sichtbaren und unsichtbaren Unheils wurden die Juden genannt.

Aus der Kirche kam eine Prozession und füllte beim Schulhaus die Mitte der Straße. Als Arnold zur Seite wich, entstand hinter ihm ein drohendes Raunen, das sich vom schreienden Gebeteleiern unterschied. Er drehte sich um und erblickte Elasser, der von der Lomnitzer Straße hereingekommeu war, den schweren Hausiererpack auf dem Rücken. Ein Schlossergeselle namens Pavlicek eilte sofort auf den Juden los und schleuderte mit einer kurzen Armbewegung den Schlapphut vom Kopf des Wehrlosen, und der Hut flog im weiten Bogen auf die Schwelle eines Hausthors. Das zornige Murmeln nahm einen beifälligen Charakter an. Elasser blieb stehen, machte mit den Lippen eine fletschende Bewegung, blickte scheu auf dem Boden umher, als er-

Digitized by Google

warte er, daß der Hut von selbst wieder zu ihm käme, da er doch keine Hand frei hatte, ihn zu holen. Er schickte sich an, seinen Pack auf die Erde zu stellen und lächelte dabei sklavisch, wie um den Umstehern zu zeigen, daß er eigentlich nichts übelnehme, sondern daß es nur beschwerlich für ihn sei. Arnolds Gesicht errötete und seine Augen verdunkelten sich vor Verachtung. Das Maß der Unbill schien ihm über und über gefüllt. Er warf den Kopf zurück, stieß einen seltsamen, gurgelnden Schrei aus, wie wenn in der nächsten Sekunde alles in ihm zur Besinnungslosigkeit zusammenstürzen würde und rieb die Zähne aneinander, indem er die Lippen nach oben und nach unten entfernte. Der Schneider Wittek, ein Deutscher, stand in seiner Nähe und glotzte. Arnold wollte auf ihn zu, um ihn mitten in den Haufen der andern zu schleudern. Ein wenig Schaum trat vor seinen Mund, aber plötzlich war es, als ob sich ein überirdischer Mittler vor ihm erhöbe, jener, der Freund und Gott in Einem war, dessen unsichtbarer Mund weise und stolz zum bessern rief. Liegt denn das Recht in deiner Stärke? fragte Gott. Was will es sagen, selbst wenn du den Schuldigen triffst? Der Geist gehorcht nicht den Schlägen der Faust, sondern dem Geiste.

Ueberrascht und finster waren die Leute vor ihm zurückgewichen. Er wandte sich ab, ging bis zum Hausthor über die Straße, hob den davongeflogenen Hut auf und setzte ihn dem Elasser auf den Kopf. Dabei begegnete er dem geschlagenen Blick des Juden, der sich wieder mit demselben knechtischen Lächeln an die Zuschauer wandte und sich dann langsam entfernte.

Auch Arnold ging. Kaum war ein paar Schritte weiter gelangt, als ihm ein apfelgroßer Stein über die Schulter am Ohr vorbeiflog. Verwundert kehrte er sich um, denn es wunderte ihn, daß einer dies wagte. Ein alter Mann senkte die schon erhobene Hand, die einen andern Stein hielt.

Die Dämmerung war eingebrochen und nahm rasch zu. Arnold blieb stehen und dachte nach. Ein Gedanke drängte in ihm nach Ausdruck, ein Vorsatz nach Vollbringung. Fast mechanisch schritt er in die Gasse hinein, wo Elasser wohnte. Tiefer und ungewohnter als sonst kam ihm die Stille des Abends zu Bewußtsein. Er trat an das Fenster des Erdgeschosses und warf einen Blick in die niedrige Stube, die einen sonderbaren, halb feierlichen, halb höhlenartigen Anblick gewährte. Doch herrschte eine weit größere Behaglichkeit als früher, als ob die Leiden der Bewohner Wohlstand hergetragen hätten. Die Kinder hockten aufmerksam um den Tisch. Frau Elasser und ein fremder, kleiner Mann standen betend vor einem andern, weißgedeckten Tischchen, auf welchem auch Kerzen brannten. Der eben eintretende Elasser ließ seinen Pack sinken und die Betenden gingen auf ihn zu. Auch die Kinder erhoben sich von ihren Plätzen, und der Knabe, mit welchem Arnold schon Bekanntschaft geschlossen hatte, sagte etwas mit lauter Stimme, aber die Worte blieben unverständlich. Der Fremde, dessen Gesicht zutraulich und nachsichtig aussah, nickte. Er war etwa siebzig Jahre alt, war bartlos uud hatte einen fast belustigend kleinen Kopf.

Arnold legte die Hand vor die Augen. Er befand sich jetzt wie auf einem Ruhepunkt über den Geschehnissen. Es war, als ob sich die Bilder greifbar in die Finsternis zwischen Hand und Auge zwängten. Er sah Jutta, widerrechtlich leidend und diese dort im Haus, widerrechtlich zögernd, feig aller Vernunft zum Spott. Ging der Spruch auf so langsamen Füßen? Wo war der, dessen Amt und dessen Lust es war, Gerechtigkeit zu üben? Juttas Körper mochte hinsinken in die Reihe der Tage, aber nicht mit ihr das Urteil. Geschah deshalb nicht, was hätte geschehen können, weil niemand die Hand erhob und den Mund öffnete? Warum saßen sie dort in ihren Zimmern und duckten sich,

Digitized by Google

ließen Unrecht an sich herabrinnen wie Wasser? Hatten sie denn vergessen? Ihm brannte jede Stunde ein anderes Mahnzeichen ein, er konnte nicht vergessen. Eher vergaß er Essen und Trinken, eher vergaß er die Mutter. Eine leidenschaftliche Frage erklang in seinem Gemüt, dröhnend und anschwellend wie die Glocke im Bereich der Kuppel. Während er die wenigen Sekunden vor dem Fenster der Juden stand, durchspähte er gleichsam den Weltraum, ob ein Engel der Gerechtigkeit vorhanden sei, den man gewähren lassen müsse oder der beschworen und gedrängt werden müsse. Niemals hatte sich Arnold so beengt, so aufgelöst, so angeschlossen an ein Inneres, verborgen Wirkendes gefühlt. Und doch wußte er deutlich, daß es galt, Empfindung und Phantasie zu unterdrücken und daß es wesentlich war, zu sehen und zu prüfen.

Nach einer kurzen Unschlüssigkeit stellte er sich den Fenstern gegenüber an die Mauer, welche den Hof zwischen zwei Häusern abgrenzte. Niemand hatte ihn gesehen; er lehnte den Kopf zurück und schaute empor, um ein Stück des Himmels und seiner Sterne zu erspähen. In halber Höhe stand der zunehmende Mond mit klarem Licht.

Doch ihn zog nicht an, was über der Erde vorging. Er begann zu erzittern vor der fremden Gewalt in seinem Innern, die zur That umsetzte, was er zu wollen noch kaum gewagt hatte. Ihm war zu Mute, nicht als ob es Elasser sei, den er durch die trüben Fensterscheiben beobachtete, sondern als ob er einen Teil von sich erblickte in dem mißachteten, sich selbst mißachtenden Geschöpf. Elasser saß an dem kleinen, gedeckten Tisch, während die andern an dem runden Tisch das Abendessen nahmen. Arnold sah, daß der Fremde einige Male hinüberging, aber Elasser, den Bart in der Faust zerknüllend, schüttelte stets den Kopf. Die Frau saß starr und in sich gekehrt. Als die Kinder sich wie ein kleiner Völkerstamm in die anstoßende Kammer zur Nachtruhe begaben, legte sie den Säugling an ihre magere Brust und schaute düster sinnend ins Licht der Lampe. Auf der Straße ging niemand vorbei, nur oben am Platz wurde bisweilen Schrittegetrappel laut. Zwischen dem fremden Mann in der Stube und Elasser entstand ein Wortwechsel, und murmelnde Laute drangen zu Arnolds Ohr; aber es schien, als fühlten sie Zuschaueraugen, denn ihre Bewegungen waren beengt und unterdrückt und endlich war es, als bringe eine ungewisse Beängstigung sie zum Schweigen. Der Fremde reichte der Frau die Hand und wollte sich auch von Elasser verabschieden, aber dieser schickte sich an, den Gast zu begleiten. Die Hausthüre kreischte und die zwei Männer traten auf die Schwelle. Beide machten eine Geberde des Schreckens, als sie an der Mauer gegenüber, wunderlich dunkel inmitten eines vom Mond gebildeten Lichtdreiecks einen Menschen stehen sahen. Arnold ging auf die beiden zu und fragte sogleich: „Was ist also geschehen? Kommt Jutta zurück?“

Ein langes Schweigen entstand. Elasser blickte Arnold verwundert und immer mehr verwundert ins Gesicht. Endlich sagte er zu seinem Begleiter, dessen Züge die Gewohnheit des Wohlwollens und der Milde verrieten: „Das ist der Herr, ders so gut meint mit uns.“

Der Alte ließ sein Köpfchen hin- und herpendeln, das trotz seiner Kleinheit den Schultern eine zu schwere Last war. Aus seinen Augen sprach jene hohe Lebenserfahrung, die so sehr mit Weisheit verwandt ist, wie der Schnee der Thäler mit dem Schnee der Gipfel. „Ich habe gehört,“ sagte er. „Manchesmal hat es der Allgütige gefügt, daß im Lager der Feinde ein Zeuge aufsteht für uns.“ Die Worte wurden von sonderbaren Verzerrungen der Gesichtsmuskeln begleitet.

„Wie steht es also?“ fragte Arnold, den dies alles nicht interessierte, mit Ungeduld.

Digitized by Google

„Es steht schlecht," sagte Elasser. „Keine Hand bewegt sich. Es werden Erhebungen angestellt, heißts, und mich haben sie herumgehetzt wie einen Hund, und ich soll warten. Nun, ich wart, wir warten lang genug, ist es gefällig? In vier Wochen wird Jutta vierzehn Jahr alt und dann ist keine Hoffnung mehr."

„Es steht in der Schrift geschrieben," mahnte der Fremde, „man soll das Unrecht sich ergießen lassen ganz."

„Eine schöne Schrift!" rief Arnold empört. „Wartet ihr darauf, bis man euch den Kopf abschlägt?"

Elasser machte eine weitausholende Bewegung mit den Armen. „Herr", antwortete er, „Sie kommen mir wahrlich vor wie jener Jud, der nicht hat lernen wollen Deutsch, weil er hat geglaubt, die ganze Welt ist jüdisch. Die Welt ist nicht jüdisch, gnädiger Herr. Das Recht ist für Sie und nicht für uns."

Langsam waren die drei gegen das Flußufer gegangen. Arnold stieß mit dem Fuß einen Stein ins Wasser und in heftigem Kampf mit dem bloßen Wort allein, sagte er: „Aber wie können Sie ruhig da stehen, Elasser, oder in der Nacht schlafen? Ist Ihr Recht denn nicht des Kaisers Recht? Oder mein Recht? Nicht, um es zu verdienen, ist es da, sondern Eigentum ist es. Und allen gehört die Gerechtigkeit." In ruhiger Haltung stand Arnold. Hie und da verriet ein Zucken seiner Lippen, ein abwartendes Besinnen, wie es ihm an Worten gebrach.

Von neuem entstand ein Schweigen, dann antwortete Elasser, allmählich sich entflammend wie der schlechte Docht, der an eine Fackel gehalten wird. „Der Herr hat nur eins vergessen, leider. Das Recht ist da; auch die Richter sind da; gleichfalls die Bücher, worein alles steht geschrieben. Aber die Gerechtigkeit? Die ist nicht da."

Verächtlich spuckte Arnold auf die Erde und entgegnete mit äußerster Feindseligkeit: „Lügner und Faulenzer seid ihr."

Der fremde alte Mann stand mit gesenktem Kopf. Die Weltanschauung der Geduld, die ihm Nieren und Hirn geformt hatte, geriet plötzlich in einen geheimnisvollen Aufruhr. In seinen langen Lebensjahren hatte er genug gesehen an Vergewaltigung des Rechts, an blutigen Wunden, welche die Unschuld trug, an tyrannischem Uebereinkommen der Mächtigen, um in einem eingebildeten Rächer den letzten Trost zu finden. Ja, es war, als hätte der abwechslungsvolle Anblick fremder Schmerzen die epileptischen Zuckungen seiner Arme und seines Halses verursacht. Nun ging ein Blitz über ihm nieder und zündete in seiner Brust, deren Empfindungen schon versteinert schienen. Nicht Arnolds Worte hatten das vermocht. Was waren ihm Worte! Auch das Unglück des ihm blutsverwandten Elsasser nicht, obwohl dies böswillige Hinziehen, dies tückische Verbergen, dieser eingestandene Raub, dies Schauspiel öffentlicher Schmach und Feigheit auch Gleichgiltige erregt hatte. Das Neue kam von Arnolds Innern in seine greisenhafte Seele. Berauschend strömte der wilde Idealismus auf ihn ein, befeuerte ihn, und er gedachte seiner eigenen unerfüllten Jugend. Wie ein Wasserfall, von Fels zu Fels eilend, Sand und Unrat fortgespült, so sah der Alte sich reingewaschen von Zaudern und trübem Warten. „Ja, Samuel," sagte er mit veränderter Stimme, „Du mußt Deine Pflicht erfüllen. Wir wollen vor den Kaiser hintreten. Gern will ich das Geld, was Du brauchst, hergeben, denn es ist zum guten Zweck. Es ist uns schon gesagt worden, daß wir können eine Audienz bekommen und Seine Majestät wird uns anhören."

„Er wird richten," sagte Arnold befriedigt.



Digitized by Google

„Ich will nicht sagen, er wird," antwortete der Alte mit seinem Lächeln, „aber es kann sein. Reisen wir also nach Wien, Samuel."

Elasser starrte bewegt vor sich hin. Während die beiden Alten sich noch beredeten, kniete Arnold am Flußufer nieder, nahm die Mütze ab, legte die Binde bei Seite, die seinen Hals umschloß, stülpte die Aermel bis an die Ellenbogen auf und wusch sich Arme, Gesicht und Hals mit dem eiskalten Wasser, das dann vom Mond silberig durchleuchtet, von seinen Haaren triefte. Darauf wurde ihm wohl und kühl.

## 19.

Die nachgesuchte, durch einflußreiche Personen unterstützte Audienz des Juden Elasser beim Monarchen wurde genehmigt. Eine jener Zeitungen, welche die öffentliche Meinung beherrschten, schrieb, daß die Angelegenheit, welche so lange das Staunen und die Beunruhigung aller Redlichdenkenden verursacht habe, nun endlich vor eine Instanz gelangt sei, bei der es kein Zaudern und keinen Umweg gebe.

Von den Einzelheiten der Audienz wurde wenig bekannt. Der Monarch geruhte, die ihm überreichte Bittschrift aufmerksam durchzulesen und richtete dann an den unglücklichen Vater, der schluchzend vor ihm kniete, die verheißungsvollen Worte: „Ich werde neue Weisungen an die Behörden geben, damit sie ihre Pflicht und Schuldigkeit thun." In der That wurden schon zwei Stunden nach der Audienz Befehle solcher Art erlassen.

Aber Tag auf Tag verging ohne Botschaft und Erfolg. Als Elasser erfuhr, daß Jutta im Kloster bei Tarnobrzeg gesehen worden sei, wandte er sich telegraphisch an den Bezirksrichter, doch dieser wies ihn an denselben Staatsanwalt, der schon früher jeden Antrag abgelehnt hatte. Elasser ging zum Ministerpräsidenten, welcher auf seine Bitte um Schutz erwiderte: „Sie verdienen es, das gebührt Ihnen." Es geschah nichts. Elasser wandte sich an den Justizminister und erhielt die Versicherung, daß von der Statthalterei alles aufgeboten werden würde, um den Aufenthaltsort des Mädchens zu ermitteln. Es solle alles aufgeboten werden, um dem Vater seine Tochter vor dem 10. Februar wiederzugeben, an welchem Tag sie das religionsmündige Alter erreicht haben würde. Elasser wartete. Das Leutebereden, In-Vorzimmern-Hocken, Bitten, Sichverbeugen, Erklären nahm kein Ende. Man schüttelte den Kopf, gab Ratschläge, war bedenklich, zerstreut, ergriffen, beschäftigt, ängstlich oder von frecher Deutlichkeit. Die Zeit ging hin und hin. Ein anderer Skandal erweckte die Aufmerksamkeit der Menge. Elasser sagte sich, Jutta sei tot. Ihn zog es nach Hause. Er hatte sich müdgegangen, müdgeredet, müdgebettelt, müdgehofft. Am letzten Tage faßte er sich noch einmal zu einem letzten Gang zusammen; es gelang ihm, den Minister für Galizien zu ungewohnter Stunde zu sprechen. In drangvoll verhaltener Wildheit stellte er eine letzte Frage, um dann für immer zu erschlaffen. Die würdige alte Exzellenz, menschlich erschüttert, verlor den öffentlichen Tonfall und sagte die denkwürdigen Worte: „An den Mauern des Klosters hat unsre Macht ein Ende."

Das war am 5. Februar.

Mitte Januar gelangte die Kunde von dem gnädigen Versprechen des Kaisers nach Podolin und zu Arnold. Er hatte etwas Andres kaum erwartet. Seit dem Gespräch mit Elasser hatte eine gleichmäßige Ruhe von ihm Besitz genommen, eine aus der Tiefe strömende klare Zuversicht.

Digitized by Google

Als er die Nachricht vernommen hatte, kam ein ungestümer Drang nach körperlicher Thätigkeit über Arnold. Er nahm Besen und Schaufel zur Hand, ging in den Hof und begann, einen Weg in den fußhohen Schnee zu schaufeln. Eine Stunde lang arbeitete er, ohne auszusetzen; der Knecht stand unter der Stallthüre, die Pfeife rauchend, im Gespräch mit der neuen Kleinmagd, und beide schauten höhnisch lachend herüber. Die Luft war rein und scharf und überaus kalt. Aber Arnolds Körper war in Schweiß gebadet. Er blickte empor, als am Zaun eine herrische Baßstimme erschallte. Den Schirm aufgespannt, von den hohen Stulpenstiefeln den Schnee stampfend, stand der Pfarrer dort. Arnold trat näher. Der geistliche Herr fragte nach Frau Ansorge. Die Mutter sei krank, erwiderte Arnold etwas verwundert. Desto mehr Grund für den Seelsorger, sie zu besuchen, war die herrische Antwort. Das Gesicht des Pfarrers nahm sich in solcher Nähe wie ein vielfach zerklüftetes Gebirge aus, dessen Gipfel und Thäler nie von der Sonne bestrahlt wurden.

Arnold überlegte und schritt dann dem Kirchenherrn voran. Frau Ansorge wandte den Eintretenden langsam das Gesicht zu, welches ein Maß von Beherrschung und Geduld zeigte, dem gegenüber jedes Sichgeberden sinnlos und lügnerisch wurde. Der Geistliche merkte davon nichts. Er nahm Platz, schaute die Kranke fest an, erkundigte sich nach ihrem Befinden, und als Frau Ansorge zur Erwiderung gleichgiltig und unbestimmt die Lider senkte, befeuchtete er die Lippen mit der Zunge und sagte: „Warum kommt der junge Ansorge weder in die Kirche noch zur Beichte? Haben Sie Ihren Sohn nicht in der Furcht und Anbetung des dreieinigen Gottes erzogen? Ich warte schon lange auf ihn, aber er macht mein Harren zu Schanden. Böse Umtriebe stecken in ihm, mit den Gottlosen ist er im Bund. Darum bin ich hier und frage: haben Sie Ihre Pflicht als Mutter erfüllt, liebe Frau? Erkennen Sie Ihren Weg als böse und sündhaft, mein Sohn?“

Nachdem er diese Worte in gleichmäßig erhobenem Tonfall gesprochen, schwieg der Pfarrer und beleckte wieder die Lippen. Er hielt jeden möglichen Einwand für zermalmt, und mit Zufriedenheit betrachtete er seine auf den Knieen liegenden gefalteten Hände. Was konnte unüberwindlicher sein, als einem Wankelmütigen, ja einem Gefallenen den Namen Gottes in die Ohren zu schreien?

Frau Ansorge hob den Kopf mit großer Mühe etwas empor und erwiderte mit ernster, von Krankheit gebrochener Stimme: „Bemühen Sie sich nicht, Hochwürden. Wir brauchen keinen Briefträger zwischen uns und dem Himmel.“

Erschrocken und entsetzt schnellte der Geistliche von seinem Stuhl auf.

Frau Ansorge seufzte. Mit glanzlosen Augen blickte sie umher. Es war, als gehorche der Mund nicht mehr der Eingebung ihrer Ueberlegenheit. Leise fügte sie hinzu: „Gott ist überall bei uns, nur nicht auf der Zunge.“ Sie erhob abwehrend den Arm, wie um den Pfarrer zu verhindern, daß er sich bloßstelle.

Der geistliche Herr empfand etwas wie Furcht. Er begann nach Lauten aus seinem eigenen Innern zu suchen, doch das war fruchtlos. Arnold deutete auf die Kranke, die ihre Augen geschlossen hatte und zu schlafen schien. Zugleich klopfte es an der Thüre; der Doktor trat ein und begrüßte den Pfarrer mit jener Höflichkeit und halben Kollegialität, die etwas wie Straßen- und Gewöhnlichkeitsluft verbreitete. Die Geistliche murmelte ein paar Worte und verließ unruhigen Gesichts das Zimmer.

Auch Ursula kam und stellte sich neben den Doktor an das Bett. Arnold beobachtete vom Fenster aus, daß die Kranke schneller und vernehmlicher atmete als sonst. Der Doktor flüsterte Ursula etwas zu, worauf diese hinausging und



Digitized by Google

nach einigen Minuten einen mit Eis gefüllten Kübel zurückbrachte. Dann kam der Doktor zu Arnold, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit einer grimmigen Kaubewegung der Kinnladen, jetzt sei die Zeit zu einem operativen Eingriff gekommen. Arnold rüstete sich, um auf das Telegraphenamt zu gehen, aber der Doktor meinte, das werde er selbst übernehmen. Arnold schickte sich nun an, Friedrich Borromeo zu benachrichtigen; es drängte ihn hinaus, schon allein deshalb, um nach seiner Art im Vorwärtsschreiten Herr der Besorgnisse zu werden, gleich einem General, der in der Stille und mit langsamer Auswahl sein Heer zusammenzieht. Als er über den Marktplatz des Dorfes ging, sah er Beate aus der Kirche kommen; sie schaute unbeweglich vor sich hin und ihr Gesicht war weiß unter der Pelzkappe, vielleicht vom Widerschein des Schnees. Arnold widmete ihr nur flüchtige Aufmerksamkeit; eine Sekunde lang erschienen ihm der Pfarrer, die Kirche und Beate zusammen im Bunde zu stehn gegen das Leben seiner Mutter. Die grob vorausjagende Miene des Doktors hatte seine Verachtung erregt und ihn zugleich vorbereitet. Er war nicht geschaffen, in der Dämmerung zu hoffen und zu fürchten; um ihn mußte es licht und das Drohende mußte beleuchtet sein. Trotzdem lag alles das viel greifbarer vor ihm als jenes erschreckende Chaos, welches erst durch die richterlichen Worte des Kaisers an Elsasser mit Licht erfüllt worden war. Wie es auch mit der Mutter gehen mochte, dies nahe Unglück war begrenzt. Auf seinen Nacken konnte es fallen, mit seinen Händen konnte er es tragen, für seine Gedanken war es zu umspannen; es konnte mit einem Worte bezeichnet werden, mit zweien: Krankheit, Tod. So rücksichtslos trotz wachsender Angst vermochte er seinem Gefühle Klarheit abzupressen über das, was ihn selbst betraf, was sein eigenes und seines Eigentums Schicksal war. Dort aber hatte er nichts gefunden als eine unaussprechliche Bedrängnis. Der Grund war ihm verborgen. Ein gleichgiltiger Jude, seine gleichgiltige Tochter, ein gleichgiltiges Kloster, ein fremdes Leiden, umflutet von einem Gewirr fremder Stimmen, was hatte ihn dabei gequält?

Als er zu Hause ankam, war Frau Ansorge nicht mehr bei Bewußtsein.

## 20.

Der Wiener Professor (samt einem Assistenten) und Friedrich Borromeo trafen auch diesmal zusammen ein. Die Operation wurde eine Stunde darauf vorgenommen. Arnold und sein Oheim befanden sich in demselben Zimmer wie neulich, jedoch in vollkommenem Schweigen. Wieder hatte sich Doktor Borromeo in seinen Pelz gehüllt, wieder schritt er mit seinem wiegenden, müden Gang auf und ab. Aber sein Gesicht schien blasser, seine Augen waren eingefallen. Ein eigenes, morsches, bitteres, geduldiges Lächeln verzog bisweilen seinen Mund. Draußen war das ärgste Wetter, Sturm und Schneetreiben. Die nebel- und flockenverhüllte Welt gab den Begriff äußerster Einsamkeit. Arnold konnte nicht anders, als beständig den leise knarrenden, uhrenhaft regelmäßigen Tritten Borromeos zu lauschen. Ohne daß er es recht wußte, wirkte die Gegenwart des fremden Freundes lähmend auf alles, was in ihm frei sich regte. Nun erschien der Assistent unter der Thüre. Er trocknete mit einem Tuch die Hände; die weiße Schürze war mit Blut bespritzt. Sein Gesicht zeigte die prahlerische Helligkeit eines siegreichen Kämpfers, als er sagte: „Alles steht gut.“ Arnold ging dem jungen Mann entgegen und drückte seine noch feuchte Hand. Auch der Professor kam zum Vorschein und begnügte sich,

Digitized by Google

mit emporgezogenen Brauen seine Befriedigung bemerkbar zu machen. Ursula, deren Gesicht noch in Thränen gebadet war, hantierte übereifrig umher. Knechte und Mägde standen im Flur und der Wind sauste durch die Spalten der geschlossenen Thüre.

Arnold fühlte sich unheimlich, nicht mehr zu Hause, fand keinen Weg, um zu sich selbst zu kommen und auf einmal wußte er, als er die flüsternden Stimmen der fremden Männer vernahm, daß die Mutter sterben müsse. Das war nicht etwa Angst oder eine Frucht der Unruhe, sondern eine nach allen Grenzen hin bestimmbare Gewißheit, als wäre er für einen blitzschnellen Traum schicksalskundig geworden, fähig, Leben gegen Leben abzumessen und selbst den teuersten Leichnam zu begraben, wo kraftlose Trauer einen Verlust noch nicht übersehen mag. Er wollte in das Krankenzimmer, doch dies wurde ihm verwehrt. So verließ er das Haus, trieb sich zwei Stunden lang im Sturm umher, und eine eigentümliche Erhobenheit ergriff ihn, während er an die Aerzte und an Borromeo wie an Gespenster dachte, die etwas Gestorbenes für einen trügerischen Tag zurückbringen. Und mit diesem Wissen begann sein Schmerz. Er stieß einen kurzen Schrei aus und rannte gegen den Hof zurück, bisweilen einknickend im Schnee, später seine tiefen Fußstapfen von vorhin benutzend. Er stürzte in das Zimmer der Kranken, trat ans Bett, umschlang sie mit den Armen und lachte halb triumphierend, halb vorwurfsvoll, als er sie lebend, wachend erblickte, freilich weiß wie die Leinwand, auf der sie ruhte. Frau Ansorge, erstaunt und müde, legte beide Hände auf seinen Kopf. Sein Ungestüm gab ihr zu denken.

Der Abend rückte schon heran, und das Wetter hatte sich ein wenig aufgebessert, da erschien Alexander Hanka. Er war förmlich versteckt in seinem Winterpelz, aber trotzdem war es zu verwundern, daß Hanka an solchem Tag eine Wanderung über die kaum gangbaren Straßen gewagt, um sich nach Frau Ansorges Befinden zu erkundigen. Er war auch frischer und belebter als sonst, schon in der Art, wie er Arnold die Hand reichte. Doktor Borromeo trat zu ihnen in das abseits liegende Zimmer, in dem eine Ruhe herrschte, die während der Gespräche noch bedeutsamer wirkte, als wenn alle schwiegen. Es erwies sich, daß Hanka und Borromeo schon irgendwo einmal Bekanntschaft geschlossen hatten, und es blieb nur zu ergründen, wo. Arnold erstaunte, wie zwei anscheinend so ernste Männer sich spielerisch an ein Erraten und Suchen begaben, oberflächliche Erinnerungen betasteten und dabei oft mit einem einzigen Wort Bitterböses zu sagen wußten. Vieles blieb unverständlich, verschmolz mit einem Blick und einem Lächeln und das Innere schien doch unbeteiligt, ja ermüdet und befangen. Arnold hatte die Empfindung, als sei das Gespräch nichts weiter als der Ausdruck des Hasses für das gegenseitige Schweigen, welches durch jede Möglichkeit vermieden werden mußte. Am seltsamsten war das beziehungs- und ortlose dieser in gleichmäßigem Ton geführten Unterhaltung; vergessen war Frau Ansorge, vergessen das Haus und die Schatten, die es bedeckten, vergessen schließlich der, zu dem gesprochen wurde und jeder von beiden schien sich selber, sich allein dumpf und mechanisch anzureden. Hanka und Borromeo glichen einander ein wenig in ihrem Gebahren, obwohl bei Hanka diese Aehnlichkeit wie durch ein frohes Erlebnis zurücktrat. Deshalb war er es, der in Arnolds Augen gewann, und Arnold war zufrieden, daß er mit Hanka allein blieb, da sein Oheim sich zur Wiederabreise vorbereiten mußte. Auch der Professor reiste; der Assistent blieb noch einen Tag, um eine schon gemietete Pflegerin aus Wien abzuwarten.

„Wie geht es Ihnen also?“ fragte Hanka mit seiner tiefen, von Persönlichkeit vollen Stimme, als er Arnold gegenübersaß. Er schlug ein Bein lässig

Digitized by Google

über das andere und strich mit der Hand über das Knie. In seinen Augen lag etwas, das diese inhaltslose Frage vergessen machte. „Hoffentlich ist Frau Ansorge nun bald wieder gesund. Es soll ja nun Aussicht sein, wie?"

Arnold nickte. Was für ein Mensch, dachte er; ihn verwunderten die Worte Hankas, aber dennoch zog ihn etwas Unsichtbares an. Hanka seinerseits streifte den jungen Mann mit einem forschenden Blick und senkte dann rasch den Kopf. „Wollen Sie nicht einmal zu mir hinüberkommen, wenn Sie sich langweilen?" fragte er mit offenbarer Anstrengung, ein befreundendes, überbrückendes Wort zu finden.

„Wenn ich mich langweile?" fragte Arnold. „Warum soll ich mich langweilen?" Er saß vorgebeugt, warf aber mit einem Ruck den Kopf in den Nacken und schaute Hanka nachdenklich an.

„Beneidenswerter", murmelte Hanka und suchte nach einem andern Gesprächsstoff. „Was macht Herr Specht?" fragte er zögernd. „Hören Sie von ihm?"

Arnold hatte nicht das Gefühl, als ob wirkliche Teilnahme an dieser Frage hafte. Für ihn war der Name Specht schon etwas Fernes und Unwirkliches. Er schwieg.

„Er soll sich sehr mit diesem jüdischen Mädchenraub befaßt haben", fuhr Hanka fort, von Arnolds Schweigen sonderbar berührt. „Aber was ist nun aus der Geschichte eigentlich geworden? Diese unglückliche Affaire macht ihre Verteidiger und ihre Ankläger zu Schanden."

„Der Kaiser hat entschieden", antwortete Arnold mit einer leichten Beunruhigung, die wie ein Hauch über seine Mienen zog.

„Von einer Entscheidung weiß ich nichts", bemerkte Hanka kopfschüttelnd. „Was könnte der Kaiser auch hier entscheiden. Ich weiß ja nicht, möglich ist alles."

Arnold lächelte besserwissend und erhob sich.

Hankas Gesicht war ermüdet. Es war, als hätte Nüchternheit seinen vorher so frischen Blick gebrochen. Er verabschiedete sich kälter und fremder, als er gekommen war.

Am Abend saß Arnold neben der Matratze der Mutter. Sie dachte an die Liebkosung, die er ihr vor Stunden erwiesen hatte und beantwortete sie jetzt im Geist. Während Ursula am Lagerende ihren Strumpf strickte und der junge Assistent lesend bei der Lampe saß, schaute sie Arnold mit unverwandten Blicken an. In ihren Adern fühlte sie den Tod, aber ihm suchte sie, als wohne eine übermächtige Kraft der Beeinflussung in ihr, den Glauben zu geben, daß neues Leben für sie einbreche. Und Arnold, auch er kannte den Pfad, auf dem sie hoffnungslos schritt, nnd in seinem Gesicht war die Lüge der Hoffnung. So saßen sie beisammen und täuschten sich; ihr langes Beieinanderleben hatte alles geschärft, was zwischen Menschen entsteht und vergeht, und wo es erst zur Aussprache kam, da war das Tiefe und Eigentliche schon verloren. Aber es lastete schwer auf Arnold, daß er über den Tod der Mutter schon hinausdachte und erzeugte in ihm ein eisiges Gefühl von plötzlicher Einsamkeit. Sorgfältig prüfte er von Stunde zu Stunde das wohlbekannte Gesicht der Mutter, und stets war es wie ein Zurückwenden nach ihr, wie ein Blick in die Vergangenheit, dabei begleitet von gegenwärtigster, lebhafter Sorge und vom Kummer des Verlustes. Frau Ansorge, der das Schweigen zur Pflicht gemacht war, die von Fieber zu Fieber taumelte und in den Zwischenzeiten sich dem Traum von unendlicher Ruhe und Schmerzlosigkeit hingab, bemerkte weniger und weniger davon. Die fremde Pflegerin war gekommen, hatte ihre Anweisungen erhalten, und der Assistenz war abgereist, ohne daß sein Verhalten

Digitized by Google

die Grenzen abwehrender Höflichkeit verlassen hätte. Arnold verachtete ihn, ohne klar zu wissen, warum; aber auch dies Gefühl für einen von Wissenschaft benommenen Hohlkopf gab ihm zu schaffen, denn plötzlich zeigte es sich, daß sein Wesen an allem lebenden und leblosen sich wund schürfte wie ein mit frischer Haut bedeckter Körper. Er ging zu Elassers. Die Frau war von ausnehmender, süßer Höflichkeit. Sie zeigte Arnold einen mit kaum leserlichen Buchstaben hingeschmierten Brief, den Jutta aus dem Kloster Tarnobrzeg geschrieben. Es war ihr gelungen, das Papier einer gutmütigen Händlerin zuzustecken und diese hatte ihn gebracht. Der Brief war ein Notschrei.

Von Elasser hörte man nichts.

Der Winter wandte sich in diesen Tagen schon einem leichten Vorfrühling zu. Als Arnold nach Hause kam und sich ans Bett der Mutter begab, verlangte sie, man solle das Fenster öffnen, und sie blickte nun schräg hinauf gegen den von flockigen Wolkengebilden bedeckten Himmel, einen echten Tauwetterhimmel. Heute war es, als schlösse sie sich stärker als seit vielen Jahren an das Leben an, als sei die Luft um sie her verdünnt und sie vermöchte weit hinter sich in einem wunderbaren Kranz von Ursache und Wirkung den Kreislauf ihrer Tage zu verfolgen. Deshalb strahlten ihre Züge plötzlich Güte aus, und Arnold schien sich aufgefordert zu reden. Aber was sollte er sagen? Ich nehme teil an einem fremden Schicksal? Irgend etwas hat mich mit hundert Krallen ergriffen, wovon ich nicht Rechenschaft zu geben vermag? Wie hätte er dies zu sagen vermocht? Wie hätte er seine Unruhe zu schildern vermocht, seine Bangnis um irgend welche Nachricht, um Klarheit, sein immer wieder erstickter Zorn, sein grüblerisches Horchen? Und nun geschah das Unvermutete, daß Frau Ansorge seine Hand ergriff und seinen Blick auffing, als habe sie seine wachsende Drangsal verstanden. „Es giebt ein Wort in der Bibel, das mußt du dir merken, Arnold", sagte sie. „Es heißt: Wer reiner Hände ist, mehrt die Kraft." Die Kranke wandte sich ab. Auf ihren Augenwimpern lag Todesschatten. Als die Pflegerin das Fenster leise schloß, seufzte sie tief.

## 21.

In der Frühe schien die Sonne. Die Luft war voller Taudünste und der Wind wehte von Süden. Arnold trat pfeifend auf den Hof. Da sah er am Zaun Samuel Elasser. Arnold erschrak. Langsam ging er näher. Elasser berührte den Schlapphut, machte einen halb widerwilligen, halb gewohnheitsmäßigen Knix und indem er auf seinen Huckepack deutete, fragte er: „Braucht die Frau Mutter nichts?"

„Schon zurück, Herr Elasser?" fragte Arnold mit stockendem Herzen dagegen.

Der Jude nickte. „Heut in der Nacht", sagte er. Sein Blick wurde finster und er blies, um sie zu erwärmen, in die eine freie Hand.

„Und Jutta?" fragte Arnold von neuem, als vermöchte dies eine Wort alle übrigen zu ersetzen.

Elasser zuckte die Achseln. „Sie haben mir gesagt, der Herr Minister hat mir gesagt, wollen Sie wissen, was? Er hat mir gesagt, so wahr Gott lebt, der mir mein Leben verbittert, er hat gesagt: An den Mauern des Klosters hat unsere Macht ein Ende. Das hat er zu mir gesagt, Herr." Mit Besorgnis und Furcht sah Elasser auf Arnold, der leichenblaß geworden war; der

Digitized by Google

Mund war geöffnet, die Nase war ganz weiß, die Lippen zitterten, in den Mundwickeln war Feuchtigkeit.

Der Jude schwieg, duckte den Kopf und wollte sich zum Gehen wenden. Arnold trat neben ihn hin, wodurch er ihn aufhielt. Er legte die Hand schwer auf die Schulter des Hausierers und wiederholte nun mit einer unbeschreiblichen Langsamkeit und einem entstellenden Gesichtsausdruck: „An den Mauern des Klosters — hat es ein Ende?"

Elasser vermochte nichts zu erwidern.

„Das ist gesagt worden?" fuhr Arnold in der selben versteinerten Weise fort. Indessen fühlte er es in sich zittern und schaudern, sein Herz schien brennend und sein Kopf kalt; auch vor den Augen lag Kälte.

„Jaja," nickte Elasser, froh, einen Laut zu vernehmen und nicht im Entferntesten geschmeichelt non dieser unerklärlichen Anteilnahme. Er war betrübt, aber auch kühl und willenlos.

Ohne den Hausierer weiter zu beachten, wandte sich Arnold ab. Seine Schritte wurden schneller, dann wieder langsamer, dann wieder schneller. Ohne zu wissen wie, erreichte er den Wald, warf sich auf den nassen Boden und legte Stirn und Augen auf die flache Hand. In der Fülle des unerträglichen, schmerzlichen Zorns biß er die Zähne ins Moos; Tannennadeln gerieten ihm an den Gaumen, und sein Zahnfleisch blutete. Ihm war bitter auf der Zunge, im Gehirn, im Hals, in den Augen, im Herzen. Ja sogar die Muskeln seiner Arme krampften sich zusammen vor Bitterkeit. Er stand wieder auf und wanderte fast laufend weiter. Sein Anzug, sein Gesicht waren mit Kot und Schnee bedeckt. Zweige schlugen ihm ins Gesicht. Ist es möglich? dachte er und empfand wieder das schreckliche Zittern. Er sah Gesichter vor sich, die er noch nie gesehen. Sie hatten einen ernsten, grämlichen, harten und gleichgiltigen Ausdruck. Gleichgiltig war ihnen das, was geschah und ihre trüben Augen hatten ein Aussehen wie leblose Muscheln. Ein Bach floß über den Weg. Arnold beugte sich nieder und trank durstig. Auch im Wasser wimmelten Gesichter, ja, Vorgänge voll Bosheit. Er kam zu einem Bauernhof, es war weit weg von Podolin. Während er aus dem Gehölz trat, sah er, wie ein Knecht eine weiße Katze beim Schwanz hielt und heftig mit einem Prügel auf das Tier einhieb. Schon zeigte sich Blut. Arnold lachte atemlos; er sprang hinüber (nämlich der Straßengraben lag dazwischen), packte den Knecht bei den Hüften, warf ihn nieder, schlug mit der Faust in das bärtige Gesicht und schüttelte den Mann voll Raserei, bis ein tiefes Aufatmen seine Brust von einem schweren Druck frei machte. Der Knecht brüllte, aber niemand eilte ihm zu Hilfe, der Hof lag verödet. „Still," sagte Arnold, indem er den Mann bei den Haaren ergriff. Er nahm die Katze, hielt sie empor und ließ ihr noch immer tröpfelndes Blut auf das Gesicht des Knechtes fallen. Dieser schauerte zusammen und nun war es Arnold genug. Er ließ ab. Der Knecht erhob sich langsam auf ein Knie; er machte eine Bewegung der Wut, aber dann blieb er tückisch gebückt an seinem Platz. Arnold entfernte sich, ohne daß der Gezüchtigte sich rührte. Er konnte nicht verweilen. In seinen Füßen steckte Ungeduld; seine Schläfen waren heiß wie von Weingenuß. Eile, eile, schienen die Steine zu rufen. Eile! mahnten die Wolken. Eile! sauste der Wind. Frech kam ihm sein Zögern vor, denn er erschien sich beleidigt, maßlos verwundet. Alle schienen zu leiden, die unsichtbar ihm nahelegten, zu eilen. Ach welch ein Zorn ergriff ihn immer wieder mit neuer Gewalt! Wenn er stillstand, um aufzuatmen, war es schon ein Frevel, und jede Pore seiner Haut war zum selbstständig hörenden Ohr geworden. Ist es eine Welt? dachte er; wo leb ich denn? was geschieht denn? Ist es erlaubt? Und neuerdings

Digitized by Google

riefen die Steine, das Wasser, die Luft, die Wolken: eile! er fürchtete zu spät zu kommen. Der Erste, dem er sagen würde, was vorgefallen, mußte ja niederfallen, von Schande erdrückt und Zähneknirschen mußte seinen Mund für jede Speise verschließen. Sieh doch an, was geschehen ist, wollte er ihm erzählen. Aber dessen bedurfte es gar nicht, wozu erzählen? Ein Hinweis, ein Satz und es war genug. Keiner würde seine Stimme ruhen lassen, ein Geschrei würde kommen, alle würden schreien: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! sonst ist es nicht möglich zu leben. Arnold, würde die Mutter sagen, gehe hin und ruhe nicht, denn sie können sonst nicht leben. Wie erfüllte ihn das, wie eifrig und stolz lief sein Blut in den Adern, wie formten sich unversehens die kochenden Worte, wie süß war es, den Erfolg zu ahnen, den Jubel derjenigen, die bisher gleichgiltig gewesen waren. Sie hatten geschlafen wie er selbst; in ihren Gesichtern lag der Schlummer: Hanka, der Pfarrer, Specht, Beate, Ursula, Borromeo, die Knechte, die Podolinschen Leute. Gewiß, sie waren gute Menschen, aber ihnen war es nicht klar, was geschehen mußte. Er war froh, seinen Arm zu fühlen, seine Kräfte zu spüren, seine Jugend und die Genugthuung, den Schlummer von sich entfernt zu haben. Dann werden sie herankommen und lächeln und sie werden sagen: weshalb hast Du nicht früher, Arnold Ansorge, dich eingefunden? Nun will ich wachsam sein, erwiderte er ihnen und begann zu lächeln, indem sein Gesicht sich mit Röte bedeckte. Und er lächelte den ganzen Weg nach Hause und als er ins Zimmer trat, wo Frau Ansorge lag, sah er Ursula weinend an der Thüre stehen, auch die Pflegerin weinte oben am Lagerende stand unbeweglich der Pfarrer.

Arnold stand am Bett. Sie ist tot, dachte er; weder Schrecken, noch Trauer ergriff ihn. Lächelnd faßte er die Hand der Gestorbenen mit einem Ausdruck des Versprechens, einem Ausdruck der Ruhe. Als Ursula ihn ansah, schrie sie laut auf und lief aus dem Zimmer. „Sie ist tot," sagte der geistliche Herr mit scharfer Stimme. Arnold nickte lächelnd zu ihm auf. Aber auch aus dem Gesicht des Pfarrers tönte es ihm entgegen: eile! und das Lächeln verschwand. Er stand auf und rief einer vor der Thür stehenden, schluchzenden Magd zu: „Wer im Hause ist, soll hereinkommen." Aber die zwei Knechte saßen schon in einer Schenke zu Podolin und die Frauen ergriffen vor dem rätselhaften Wesen Arnolds die Flucht. Selbst Ursula wagte sich nicht mehr herein. Wie träumend stand Arnold im Zimmer, minutenlang noch, nachdem er jene Worte gesprochen, aber was in ihm vorging, war durchaus nichts Traum-Aehnliches. „Was wünschen Sie, Herr Pfarrer?" fragte er den Geistlichen, dessen großes, unruhig-erstauntes Gesicht ihm zugewandt war.

Der Geistliche wich zurück, steckte sein Buch in die Tasche, murmelte vor sich hin, sah sich murmelnd um und verließ das Zimmer. Die Pflegerin riß mit eiligen Geberden ihren Mantel von der Wand und folgte dem Pfarrer. Als es still um Arnold war, begann wieder das formlose süße Wallen in seiner Seele. Er wanderte in dem engen Zimmer auf und ab. Thüre und Fenster waren weit geöffnet, keine Menschenseele war nah, alle hatten sich entfernt und geflüchtet wie vor einem bösen Geist. Die Dämmerung war schon gekommen; der Himmel, reingefegt von Wolken, färbte sich langsam vom aufsteigenden Mond. Die Lüfte und Winde ruhten. Eine Magd, dieselbe die im Flur gestanden war und geweint hatte, schlich am Fenster vorbei, während die Gärtnersfrau und Ursula von fern lauschten. Als die Spionin Arnold mit sich selber sprechen hörte, glaubte sie, er führe eine Unterhaltung mit der Toten und schwindelnd vor Schrecken lief sie davon. Ursula hatte schon am Morgen dem Doktor Borromeo Nachricht gegeben; Arnolds Ausbleiben hatte

Digitized by Google

sie zu selbstständiger Handlung getrieben, jede Stunde erwartete sie Erlösung von ihrer Angst.

## 22.

Der Mond beschien den Leichnam, der schon seit dem Mittag gewaschen und hergerichtet war. Ursula und die Pflegerin hätten bei der Toten wachen sollen. Aber sie saßen beide im Gärtnerhaus; auch die Pflegerin wartete auf die Ankunft Borromeos und auf ihre Entlohnung. Um zehn Uhr nahm Ursula vier Kerzen, die sie im Dorf gekauft, überschritt Garten und Hof, trat ins Sterbezimmer und sah Arnold am Fenster sitzen, zwanglos angelehnt, die Arme leicht über die Brust verschränkt. Ursula schaffte vier Leuchter herbei nnd bald brannten die Kerzen an den vier Enden des Lagers. Arnold sah ruhig zu und ließ sie gewähren, auch dann, als sie, anf einem Schemel hockend, sich anschickte, die Nacht bei der stillen Herrin zu verbringen. Nach kurzer Zeit begann sie indes zu schlafen. Arnold ging hin und löschte die Kerzen wieder aus.

Zweifel und inneres Fragen hatten aufgehört. Sein Gemüt glich der Februarnacht draußen, frisch und rein, einem heftigen Werden zulauschend und schweigend in der Ahnung ihrer Fülle. Der Schlaf trat weit von der Grenze des Bewußtseins zurück. Wie aus einem landgebärenden Meer hoben sich Wege empor. Seine wahrhafte Natur hielt ihn fest vom Phantastisch-Schrankenlosen ab, doch aber- und abermals erschallte der Ruf zur Eile aus jedem Winkel der silbernen Nacht. Zu dem wirst Du gehen und zu dem; bald werden Freunde um dich sein; drei, zwanzig, zehntausend. Wer kann widerstehen, wo etwas so mühelos zu begreifen ist? So sprach es zu ihm, sprach er zu sich, erstickt von Jubel, von Ungeduld, und seine Augen wurden feucht vor Leidenschaft. Wie eng war für Arnold die enge Welt seiner Jugend geworden!

Viele Stunden waren vorbei, es mochte gegen vier Uhr morgens sein, als das Rädergerassel eines Wagens laut wurde. Ursula erwachte, sprang empor, sah die Kerzen erloschen, zündete, ein Gebet flüsternd, wieder an, und als sie fertig war, trat Friedrich Borromeo ein. Zum dritten Mal seit wenig Monaten, — und diesmal kam er am müdesten, fertig mit der ersten Trauer, vorbereitet auf den Anblick einer Leblosen. Trotzdem war es sonderbar, wie er am Bett der Schwester stand und wie die vorsätzliche Sammlung verschwand; nur eine einzige Geberde wies darauf hin, aber diese war es eben, die den Mann malte.

Arnold, den die Dunkelheit ohnedies verborgen hatte, verließ zartsinnig das Zimmer. Der Mond stand tief und gelbrot am Himmel. Nebel zogen über die Ebene. Nicht lange vermochte er draußen zu bleiben. In seine Entschlüsse mischte sich das Nahe und Praktische; seine Triebe waren nicht blind. Er bat Ursula, ihm Wäsche und was sonst zur Reise und langen Abwesenheit nötig, zu richten und einzupacken. Vor Erstaunen vermochte sich die Alte nicht zu rühren.

Borromeo suchte Arnold und sah ihn in der leeren Küche, wie er aufmerksam in die Flamme des Herdfeuers blickte. Er reichte Arnold die Hand und wandte dann in geheimnisvoller Verlegenheit und Ablenkung die Augen gleichfalls dem Feuer zu. Das Schweigen wurde durch Ursula unterbrochen. Auf Arnold zugehend, fragte sie heftig: „Zum Begräbnis werden Sie doch bleiben, hä? Packen, was soll das heißen? Wo hinaus denn so geschwind?“

Borromeo hörte betroffen zu. Nach einer Pause fragte er sanft: „Meint sie Dich, Arnold? Willst Du denn fort?“

Digitized by Google

Mit einer beredten und lebhaften Geberde sagte Arnold: „Ich übergebe Ihnen, Ursula, den Hof zur Bewirtschaftung. Man kann vielleicht einen Verwalter oder Inspektor mieten, solange ich fort bin. Und jetzt gehen Sie nur, ich muß mit Onkel Borromeo reden."

Beide Männer gingen in die anstoßende Kammer. Borromeo schritt voran und trug das Petroleum-Lämpchen. Wieder hatte ihn jene düstere Verlegenheit erfaßt.

„Zuerst will ich Dich fragen, wie viel Geld ich besitze, dann das Andere," begann Arnold sogleich. Plötzlich entstanden ihm rasch und zweckvoll die Worte, als ob nicht sein bisheriger Mund rede, sondern der des Dämons, der ihn emporgerissen hatte. Lange hatte der wilde Geist gelauert; nun hatte er sich erhoben, reckte sich und brüllte.

Borromeo senkte die Augen. Seine Stirn bedeckte sich mit schwerem Unmut. „Du hast ungefähr siebenhundertsiebzigtausend Gulden in sehr guten Wertpapieren," entgegnete er kalt. „Die Verzinsung ist nicht übermäßig hoch, aber die Anlage ist sicher. Ich darf Dich vielleicht darauf aufmerksam machen," fuhr er mit bureaukratischer Gelassenheit fort, „daß ich bis zu Deinem vierundzwanzigsten Lebensjahr Dein Vormund bin und nach unsern Gesetzen ist es mir nicht nur gestattet, sondern ich bin auch verpflichtet, Deine Schritte zu überwachen und Dein Vermögen zu verwalten."

Arnolds Gesicht wurde dunkelrot. „Kannst Du mich abhalten zu thun, was ich muß?" fragte er. „Heute will ich wissen. Morgen will ich vielleicht mehr. Wenn Geld nötig ist, muß ich Geld haben. Es ist nicht für mich."

Unerquicklich ist dies, dachte Borromeo. Ermüdet blickte er vor sich hin. Die Aussicht auf Kampf erbitterte und verstimmte ihn. „Was hast Du vor?" fragte er matt und ohne besondere Wißbegierde.

„Ich muß dem Juden Elasser seine Tochter verschaffen," antwortete Arnold, indem er seinen Blick langsam emporschweifen ließ. „Er findet kein Recht, das wirst Du wissen. An den Mauern des Klosters soll das Recht zu Ende sein, begreifst Du das, Onkel Borromeo? Nun, — weil Niemand sich rührt, muß doch ich . . . Denn ich habe keinen Augenblick mehr Ruhe. Wie geht das zu, ein unschuldiges Mädchen wird den Eltern geraubt und der Staat und das Gesetz und das Land läßt es geschehen? Der Kaiser selbst, er hat versprochen . . . und doch . . . Begreifst Du das? Es muß aber eine Macht geben, das muß geschehen. Wie soll man leben ohne Gerechtigkeit? Deshalb will ich also fort. Mich hält es nicht hier. Ich will sehen, hören, ob es so ist, ob sie taub sind? Manche kommen vielleicht nicht dazu, um nachzudenken. Jeder muß doch leicht zu überzeugen sein, wie gut das Gute ist. Nicht wahr?"

Wie Glockenklang, dachte Borromeo, und seines widerwilligen Herzens bemächtigte sich eine bohrende Rührung. In der That klang Arnolds Stimme voller, gleich Saiten, die über einen Abgrund von Resonanz gespannt sind. Bewegt blickte Borromeo auf das unaussprechlich belebte Gesicht des jungen Mannes. Was Arnold auch sagte, schien ärmlich gegenüber dem, was auf den entschiedenen, männlichen, thatgierig zitternden Lippen lag. Die Bewegung der Augenlider und der Stirnmuskel suchte begreiflich zu machen, was das Innere aufsprühen ließ und wie unmöglich es sei, davon einen Begriff durch die Rede zu geben. So waren wir alle, dachte Borromeo, wie von einem schönen Spiegelbild geschmeichelt; aber was ist aus uns geworden? Himmelstürmend waren wir, echte Jünglinge, und wo ist jetzt unser Idealismus?

Gründe gegen Arnold waren leicht zu finden, denn wie viele Krumen fallen von der reichen Tafel der Praktischen in das Brotkörbchen der Begeisterten.

Digitized by Google

Aber Friedrich Borromeo schämte sich in demselben Augenblick, als er beginnen wollte. „Lassen wir es heute," sagte er, winkte mit der Hand ab und ging hinaus.

Kaum hatte sich der Morgen erhoben, als sich Arnold auf den Weg zur Elasser'schen Wohnung machte. Nicht mehr mit Bedrücktheit und einem Gefühl leerer Erwartung und Versprechung wie früher trat er in den wohlbekannten Flur.

Geschrei und Gekneife schallte ihm in die Ohren. Mitten im Zimmer standen Elasser, die Frau und ein Bauer. Der älteste Knabe zog sich gleichmütig für die Schule an, — er mußte sehr früh den weiten Weg nach Lomnitz gehen, — und Elasser und sein Weib zankten unermüdlich auf den Bauer ein, der ein Stück Leinwand nicht mit dem verlangten Preis bezahlen wollte. Der Bauer fluchte und lachte. Elasser war höhnisch, kratzte sich in den Haaren, befühlte den Stoff und rang die Hände.

Arnold stand im Schatten vor der Schwelle, Niemand achtete auf ihn. Nachdem er eine Weile zugehört, wandte er sich nachdenklich ab, um zu gehen. Eines der kleinen, halbangezogenen Mädchen huschte an ihm vorbei zum Hauseingang und stieß dort einen hauchenden Schrei aus, als ein grauer Metzgerhund vom Ufer heraustrabte und mit hängender Zunge und düster glotzenden Augen vor dem Kind stehen blieb, das zusammenschauderte und sich nicht mehr rührte. In einer wunderbaren Regung hob Arnold das Mädchen auf den Arm. Er küßte es schnell mit einem Ausdruck der Beteuerung auf die Stirn. Dann verjagte er den Hund und setzte seinen Weg fort.

## 23.

Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hatte Alexander Hanka seine Abreise verschoben. In trägem Nichtswissenwollen redete er sich ein, daß ihn die Landluft festhalte. Er wünschte, mit geschlossenen Augen einer unwiderstehlichen Eingebung folgen zu dürfen. Welch ein Zustand für einen Mann, seufzte er und lächelte diplomatisch, wenn Agnes die Ursache seines vibrierenden Zögerns ergründen wollte.

Mit Lesen, Spazierengehen, Essen und Schlafen verbrachte er die Zeit, und all dies hatte in seinen Augen einen Anstrich von Stumpfsinn und von Philosophie. Er trug sich mit der Absicht, eine Schrift über die Einsamkeit zu verfassen, aber er verzichtete bald darauf. Ein guter Gedanke ist kurz und reicht für drei Zeilen, sagte er sich; ihn breit zu quetschen wie einen Kuchenteig, ist weder ehrenhaft noch unterhaltend. Er empfand Widerwillen und Furcht vor der Arbeit. In ihm war ein starker, klarer Strom von Erkenntnis, aber ein trübes, dünnes Flüßchen von Thatkraft. Seine Gewohnheiten konnten ihm zugleich verhaßt und unentbehrlich sein, und der halb unfreiwillige Aufenthalt in Podolin, weit entfernt, ihm die Segnungen der Stille, Sammlung und Abgeschiedenheit zu bringen, hatte etwas Zerstörendes für ihn wie für Jemand, der aus den Festlichkeiten eines Kriegslagers verbannt, nun alle Möglichkeiten der bevorstehenden Schlacht zu überdenken gezwungen ist. Und seine nach Ablenkung hungrigen Blicke sahen sich auf ein schwankendes Bild gewiesen, auf dem sie mit jedem Tag fester ruhten.

In den wenigen Wochen seit Hankas Ankunft hatte sich Beate sehr verändert. Sie verließ selten das Haus, war stiller, arbeitsamer und anmutiger. Gegen Hanka wußte sie sich einen Anschein von Verständigkeit, taktvoller Ver-

Digitized by Google

traulichkeit und ruhiger Schelmerei zu geben. Sie schien vieles zu verbergen an Temperament und an Sehnsucht. Das mußte einen Hanka bestechen, den nur der verhüllte Vorzug gewann. Mit so feinem Instinkt traf Beate seine Natur, daß sie sogar in die Unterordnung, die sie Hanka zu zeigen anfing, einen leisen Ton der Ironie legte, als ob dies auf erratener Uebereinkunft beruhe. Alles Gewesene hatte sie fortgeworfen wie ein abgetragenes Kleid. Unmerklich sammelte sie ihre schlummernden und ihre offenbaren Kräfte zu einem neuen Ziel. Mit Vergnügen beobachtete sie das Wachstum ihrer Macht, und allmählig begriff sie vollkommen die Kunst, halb zu verstecken und halb zu geben, wa in ihr gesucht wurde. Die rauheren Seiten ihres Wesens verloren sich. Ihre gefährliche Sinnlichkeit lief in feinere Kanäle. Sie konnte naiv scheinen, wenn Worte ein Wagnis bildeten, sie schien traurig aus Unwissenheit, gelehrig aus Achtung, dankbar durch Heiterkeit. Ihr sicheres Benehmen, ihr funkelnder Blick, ihre träumerische Unentschiedenheit, ihr bald trotziges, bald verzagtes Sichfügen, das alles erzeugte eine untrennbare Mischung von Selbstzucht und Verschlagenheit. Sie ergab sich mit ganzer Seele einem schönen Bild ihrer selbst, das von ihrer Vernunft, ihrem Ehrgeiz und ihren zerflossenen Wünschen geschaffeu war. Da sie einer edlen Natur zu gefallen suchte, mußte sie sich fast wider ihre Absicht selbst veredeln; darin lag ein eigener Humor.

Drei Wege giebt es, sinnierte Hanka: entweder ich gehe fort und lasse mich nicht wieder sehen; oder sie wird meine Geliebte; oder ich heirate sie. Das erste habe ich schon einmal erfolglos versucht; schon damals hatte mich der Teufel beim Frack. Das zweite ist ja für mich ganz angenehm. Doch mit der Ahnungslosigkeit ein Geschäft machen, gehört nicht gerade zu den sympathischen Dingen. Allerdings, ein natürlicher Geist wird sich in das natürlichste Verhältnis zu finden wissen, aber hab ich darum mit vierundzwanzig Jahren Vorsehung gespielt, um mich jetzt selbst zu verlassen wie jemand, der ein erworbenes Vermögen plötzlich zum Fenster hinauswirft? Und wenn ich dann das süße Diesseits verlasse? Ich kann sie sicherstellen, allein was ist mit Geld gegen den bösen Willen der Gesellschaft auszurichten? Bleibt also das Schlimmste von allen, sie zu heiraten. Eine Promesse auf Sicherheit, systematischer Freiheitsraub, gewohnheitsmäßiges Beisammensein und Langweile zu zweien. Das Gepäck des Lebens wächst wie im Sommer bei der Eisenbahn; nach dem Jahr der Liebe kommen die Jahre der Pflichten. Es ist wie mit den Schaumtörtchen in der Konditorei; je besser sie sind, je sicherer verderben sie den Magen. Und gesetzt den Fall, ich hätte Nachkommenschaft zu erwarten. Habe ich die Talente eines Erziehers, die Geduld eines Lehrers, die Eigenschaften eines Vorbilds? Ich habe kein Verständnis für Kinder und wäre ein erbärmlicher Vater. Dem veralteten Institut der Ehe neue Glorie zu verschaffen, ist mir also jedenfalls versagt. Wie ist es aber sonst beschaffen, mit der Liebe etwa? Liebt Beate mich? Ein Gedanke von hervorragender Komik. Ich sie? Seit mich auf dem Gymnasium meine Mietsfrau in Begeisterung versetzte, weiß ich von solchen reflektorischen Nervenreizen nichts mehr. Summa: wie man es auch betrachtet, nichts Haltbares bleibt; Spinnefäden, die durch die Sonne ziehn.

Damit beendigte Alexander Hanka seine ernsthaften Ueberlegungen. Aber das Zimmer und das Haus waren ihm zu eng geworden und er begab sich ins Freie, trotzdem schon finstere Nacht angebrochen war. Er vermochte kaum den Weg zu erkennen, der ihn von den Feldern schied. Der Himmel, kaum wahrnehmbar, glich einem tiefverdunkelten Milchglas, und die übrige Welt lag schwarz wie Kohle. Nur weit in der Ferne war eine graugelb durchleuchtete Wolkenstelle, die vom Mond herrührte. Um es in seinem Innern hell werden

Digitized by Google

zu lassen, dazu war Hanka die äußere Nacht sehr willkommen. Wie ehrlich er sich auch bemühte, Klarheit fand sich nicht, und ein anderer Hanka sah spöttisch diesem Zerleger der Gefühle zu und marschierte behaglich durch die Finsternis.

Am andern Morgen trat er mit einem militärisch ausholenden Schritt vor Agnes hin, als er sie allein sah. „Was würdest Du sagen," fing er ohne Umstände an, den Mund ihrem Ohr nahe, „wenn ich Beate heiraten würde?"

In großer Bestürzung riß Agnes die blauen Augen auf. Hanka saugte verlegen und krampfhaft an seiner Cigarre, kratzte mit der linken Hand die rechte Kopfhälfte, sah sich spähend um, riß plötzlich ein leeres Blatt Papier aus seinem Notizbuch und schrieb in hastigen Zügen: „Du mußt gestehen, daß es nicht übermäßig vernünftig wäre. Heiraten ist in jedem Falle eine Dummheit, zugegeben, aber ich habe mich wenigstens auf diese Dummheit gut vorbereitet. Ad zwei: für mich ist die Ehe etwas wie eine Heilkur. Ich bin nicht verliebt, was ja an sich ziemlich traurig, aber für das ganze Unternehmen von Vorteil ist. Was mich besonders anzieht, kannst Du Dir denken. Ich bin meiner Sache sicher . . ."

Agnes las langsam mit, indem sie ihre Schulter an den linken Arm Hankas lehnte. „Nun?" fragte sie, naiv und ergeben zu ihm emporblickend, als seine Hand zögerte.

Er zuckte die Achseln und knüllte das Blatt zusammen.

„Du mußt es selber am besten wissen, Alexander," sagte Agnes, indem auf einmal ihre Augen feucht wurden. Sie senkte verwirrt die Lider und machte sich nachdenklich an ihre häuslichen Arbeiten. Hanka nahm, unzufrieden mit sich und der Stunde, ein Buch, um zu lesen. Es ist unmöglich, sich jemand zum Freund oder zur Gattin zu züchten, dachte er und spuckte verächtlich durchs Fenster in den Garten, den die Sonne durchflutete; aber erst die Ereignisse charakterisieren eine Handlung, und ich will mich nicht selbst verraten, weil es mir einmal geglückt war, Idealist zu sein.

Als Beate ins Zimmer trat, schritt er ein paar Mal auf und ab, dann wandte er sich plötzlich mit einer erzwungen pfiffigen und überlegenen Miene zu ihr. „Was würdest du sagen, Beate," begann er mit derselben umständlichen Phrase, mit der er Agnes angeredet und in einer enorm tiefen Stimmlage, „was würdest Du sagen, wenn ich Dir einen Heirats-Antrag machen würde?" Er sah verärgert aus und Runzeln erschienen auf seiner Stirn. Und da Beate unbeweglich vor sich hinsah und endlich mit langsamen Schritten das Zimmer verließ, sank er in ein tiefes Nachdenken und pfiff leise, ohne die Blicke vom Boden zu erheben. Es mochte eine Stunde später sein, als ihm das junge Mädchen am Hauseingang begegnete. Sie erhob im Vorbeigehen den Kopf und sagte mit ruhigem Lächeln: „Ja." Hanka durcheilte klopfenden Herzens den Garten.

Die Nachricht von Frau Ansorges Tod war schon am Morgen zu Hankas gelangt. Alexander Hanka hatte sich sehr gegen den üblichen Teilnahmsbesuch erklärt und es ist wahrscheinlich, daß allein Arnolds Bild ihn zu so heftiger Aeußerung seiner Empfindung trieb. Am folgenden Tag war das Begräbnis und dorthin beschloß Hanka zu gehen. Der Kirchhof lag hoch auf dem Hügel. Trotz des klaren Nachmittag-Himmels herrschte ein sturmartiger Wind. Die Gräber waren noch mit Schneeresten bestreut, die wie Blumen durch Zweig und Erde lugten. Hanka hielt sich abseits. Mit einer wunderlichen Mischung von Staunen und Ungläubigkeit beobachtete er Arnold, der neben dem Grab stand und mit einer traumhaft-hellen Ruhe in das viereckige Loch blickte, als der Sarg hinabgelassen wurde. Alle sahen auf ihn, selbst der Pfarrer stotterte in seiner formelhaften Rede, brach plötzlich innerlich erregt ab und ent-

Digitized by Google

fernte sich. Ursula weinte, aber lauter klang der Schrei einer Krähe, die über die Köpfe flog. Borromeos bleiches Gesicht über dem dunklen Bart wirkte gespenstisch. Auch er hatte die Augen auf Arnold gerichtet, jedoch ohne Schrecken, ohne Unwillen, ohne Vorwurf.

Zu Hause betrieb Hanka seine Vorbereitungen zur Reise, denn nun galt es, die Zeit praktisch zu nutzen. Er hätte sich an diesem Abend eine leichtere Stimmung gewünscht. Früh am Morgen fuhr schon der Wagen vor, der ihn zur Station fahren sollte. Nach anderthalb Stunden stand er auf dem Bahnhof und sah Doktor Borromeo und Arnold, beide reisefertig, beide gleich ihm den Zug erwartend. Hanka grüßte mit der ihm eigenen ernsten Verbindlichkeit, näherte sich aber nicht, sondern schritt in der holzgedeckten Halle auf und ab. Es war ein wunderschöner Tag; die Luft war still, die Erde hauchte feuchten Duft aus. Weithin schimmerten die Gleise in der Sonne und verloren sich in den graublauen Waldzügen der Ebene.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Das Modell.

Von **Karl Scheffler.**

Wo das Lebensgefühl des Künstlers seine heiligsten Feste feiert, ist stets auch Melpomene zu Gaste.

Denn zwei Gewalten ringen in der Seele des Bildners nach Gleichgewicht und finden es doch nie. Voll herben Selbstgenügens, stürmt der Künstler mit Herrschergelüsten der That entgegen; dann packt ihn plötzlich die Furcht vor den bodenlosen Mysterien, mit denen seine Phantasie spielt, vor der rings vom Horizonte drohenden Verlassenheit flüchtet er, einer süß brennenden Sehnsucht folgend, in die heimliche Enge des Genusses, zur Tröstung der Liebe. Doch während er hier des Herzens wilden Egoismus besänftigt glaubt, erstarkt der Bildnertrieb wieder in der Ruhe und mit kalter Weltneugier sieht er auf das zärtlich um ihn bemühte Weib, treibt er die sorgende Hingabe, mit Scherz und scharfem Stachel, ihr ganzes Wesen in Lust und Schmerz zu offenbaren; — bis auch dieses Gefühl wieder zurückschwingt und des Gewissens anschuldigende Pein ihn von neuem die Sehnsucht nach Zweieinsamkeit lehrt. Je reicher und tiefer die Seele, desto elementarer wechseln solche Zustände. Der große Künstler, dessen Werke kryſtallisiertes Erleben sind, der von dem Drang: bildend sich selbst und die Welt in Gleichnissen zu begreifen, ewig rastlos durchs Leben gejagt wird, bezeichnet sein Erdenwallen durch eine breite Bahn von Unglück. Sein eigenes Herzblut bleibt auf den Irrwegen, die er gegangen; doch diesen Zeichen folgen klagende, gramvoll weinende Frauen, wie einer Däumlingsspur und suchen vergeblich den Weg zurück zum Frieden, den der geliebte Eindringling grausam zerstört. Fast jedes große Künstlerwerk, sicher aber jedes künstlerische Lebenswerk, wird mit einem Frauenglücke bezahlt; wie die Baumeister des Mittelalters unter den Grundstein bedeutender Häuser ein totes Thier legten, so ruht das Gebäude manches strahlenden Geniewerkes, das weit durch die Zeiten leuchtet, auf einer getöteten Seele. Die Frau giebt das Leben und, vermählt mit dem eigenen, läßt der Künstler es im Kunstwerk klug erstarren. Der Bildner ist ewig durstig nach diesem selbstvergessenen, blühenden Leben der Frauenseele, ist ein Verschmachtender, ein Vampyr, der von fremdem Herzblute lebt. Mit altruistisch schwelgender Genialität beginnt der Jüngling die ihm von einem grausamen Gott aufgebürdete Titanenarbeit; aber schon nach den ersten Werken ist die reine Jugendlichkeit erschöpft. In Sehnsucht und Enttäuschung wirft er sich der Frau ans Herz und während sich dort der ermüdete Wille stark schläft, entdeckt er in ihr eine neue, unberührte Jugend. Ihn treibt der jählings wieder erwachende Trieb zum artistischen Spiel, der Geliebten dieses Allerheiligste zu stehlen und daraus ein Werk zu formen. Mit Schmeichelei und zärtlichem Trug lockt er die schamhafte Frauenseele zu Offenbarungen ihres Innersten und ein dionysisch hohes Fest wird dieses wechselseitige Nehmen und Geben für Beide. Aber kaum, daß der Diebstahl vollbracht, daß dem Künstler die

Digitized by Google

Verkörperung des Gestaltlosen mühsam gelungen, so späht sein ewig unrastvoller Geist schon nach einer neuen Sensation und nichts kettete ihn länger an sein Opfer, als ein totes Mitleid und die zerfaserten Bande atavistischer Gewissensnöthe. Eines Tages zerreißen auch die und die Frau, der die Liebe eben das höchste Lebensgefühl entsiegelt hat, bleibt allein und stürzt nach dem jähen Aufschwung doppelt tief. Halten jedoch die Fesseln des Gewissens aus, fühlt sich der Künstler auf ewig der erwählten Genossin verpflichtet, erzwingt er gegen sich selbst die makellose Treue, so ist das Beste seines Vermögens dahin. Unter dem Drängen des vom bildenden Triebe bedingten Lebenshungers, wandelte sich Liebe in Haß und das schreckliche Schauspiel, wie zwei Seelen einander peinigen und zerfleischen, bietet sich dem erschrockenen Blicke.

Dem alten Ibsen hat, am Ende eines an faustischer Verzweifelung reichen Lebens, das Gewissen geschlagen und er hat uns, als Epilog seines großen Werkes, die Tragödie des Modells gegeben. In seiner feinen Weise, die Nichts unberücksichtigt läßt, hat er die beiden äußersten Punkte des Problems durch die erhabene Lebenslinie eines Frauenschicksals verbunden. Das Weib bietet einem großen Bildhauer sowohl Seele wie Leib, stellt ihr ganzes Sein nackt seiner berechnenden Künstlerneugier und wähnte mit ihrem höchsten Opfer jene Liebe vom Manne erkaufen zu können, die, nach altem Brauch, ewig genannt wird. Während sie bebend ihre Scham überwindet und höchste Liebesgefühle ihr Thun heiligen, schändet der Bildner die Natur, indem er die warmen Lebenszuckungen spähend belauert; während auf dem Modellstuhle das ewige Mysterium der Liebe vor sich geht, sucht der Mann unten mit wahnwitzigem Eifer zu erhaschen, wie die Seele das Körperliche ausprägt; er läßt sich eine Tragödie vorleben damit ihm deren Konterfei gelinge, betrachtet das schöne, von hinreißenden Wallungen belebte Mädchenbild wie der Vivisektor ein Versuchsthier. Solche Roheit, auf deren Boden die zartesten Vorstellungsassociationen tanzen, ist ihm nöthig, wenn sein Werk gelingen soll. Wehe ihm, wenn das Mitleid größer ist als der Egoismus, er vom Weibe nur soviel hat, um sein Opfer bedauern zu müssen, wenn er sich selbst überredet, diese Frau, die ihm sein ideales Modell schlechthin scheint, dem eigenen Leben fest zu verbinden. Aus Selbsterhaltuugsinstinkt wird das sinnlich — geistige Verlangen nach kurzem Glück zu neuen Anregungen schweifen; die Phantasie ist nur dem Wechsel unterthan, der gefesselte Künstler wird seinen Irrthum knirschend begreifen und ihn mit dem besten Theile seines Lebens bezahlen. Bei solchem Verhältniß ruht die Frau im Ehebett neben einem Manne, der sie morden möchte, um seine Freiheit zurückzukaufen. Gesellschaftliche Gesetze der Sittlichkeit können diese triebhaften Gefühle weder messen, noch regeln.

Die Frau aber giebt und ist selig im Geben. Seele und Körper läßt sie dem Geliebten und lächelt heimlich über sein Thun, nur die heiße Umarmung erwartend, die sie besser und weiser dünkt als alle Kunst. Ihr schmeichelt sein Antheil, der doch nicht ihr gilt, sondern dem von ihr verkörperten Naturspiel. Den Kunstfanatismus hält sie für Neigung und sinkt erst aus allen Himmeln, wenn die Kälte des erschöpften Interesses bemerkbar wird. Die Liebe mit allen glimmenden Gluten steht zwischen zwei Menschen, doch nur einer begehrt sie. Wie sinnliches Verlangen, das von Beiden gleich stark empfunden wird, zur Schönheit emporsteigt, so wandelt es sich in Gemeinheit, wenn auf Seiten des Weibes das natürliche Begehren, bei dem Manne aber künstliche Kälte ist. Alles ist geschändet,



Digitized by Google

das große Opfer prostituiert. Das Weib hat sich in Gedanken hundertmal hingegeben, fühlt sich nun als Dirne und ihrer Verzweifelung bleibt oft nur die Laufbahn der Dirne. Heimlich, listig ist ihr die Jungfräulichkeit der Psyche gestohlen; im Museumssaal steht jetzt ein Abbild davon, in marmorne Form gefaßt. Die zur Blüte sich öffnende Seele hat den Künstler eine Weile berauscht, im Strom heiligen Lebens hat er den Geist gebadet; jetzt grüßt er kühl und geht mit flüchtigem Dank davon.

Ihr bleibt nicht einmal das Bewußtsein, daß sie Mitarbeiterin eines großen Werkes gewesen ist. Denn was ist dem Weibe Kunst! Nur eine Bestätigung des in ihr schon Lebendigen. Die Gebärinstinkte geben den Empfindungen das Allumfassende: Gleichgewicht und Harmonie. Alle Kunst, hauptsächlich die beste: die freudige, ist ihr längst bekannt. Ach ja! sich erinnernd: so betrachtet sie Männerwerke. Wie dem Kinde das ganze Leben ein Märchen ist, worin jede Realität, die Sonne so gut wie Nachbars Fritz, eine gleich wichtige Rolle spielt, so ist der Frau das Leben an sich schon Kunst und mit unendlicher Genialität weiß sie im Universum ihren Sympathiegefühlen Bestätigungen zu entdecken. Was Wunder, daß sie das einzelne Werk des Künstlers wenig achtet. Sie hat ja keinen Begriff von der Qual, aus der es geboren wird, weiß nichts von dem Wege über die Erkenntniß; ihr fehlen die Organe der artistischen Productivität, also auch die Reflexgefühle des Hervorbringens. Unbewußt ist sie schon, was der Bildner durch sein Werk bewußt werden möchte: harmonisch. Darum löst ihr kindliches Gemüth so oft dem Verstande des Verständigen die tiefsten Gefühlsfragen. Erst die Unrast des Geliebten bringt dem selbst in atheistischen Ueberzeugungen noch ganz religiösen Sinn der Frau, die ersten Zweifel, die oft zu den letzten werden. Wenn sie ihr Schicksal dem Erwählten verkettet, fühlt sie Schauer der Ewigkeit; die andere Seele scheint ihr vorher bestimmt und der Zeugungstrieb verklärt sich der adelnden Phantasie zu einem Symbol ewiger Zusammengehörigkeit. Jede Frau ist ein Stück Urchristin. Der Mann schwankt im besten Falle zwischen den unbeständig schweifenden Männchentrieben und jenem Gefühl von der Unzerreißbarkeit einer Seelengemeinschaft. Der Künstler, in dem die Eigenschaften der Gattung potenziert sind, lebt genau in der Mitte zwischen Empfindungen, die einerseits sinnlich frei gelassen und andererseits sittlich angefesselte sind. Mit welcher Verzweifelung flieht er oft von seiner Kunst, die Roheit vom Ausübenden fordert, zur ersten, im vollsten Lebensrausch erwählten Gefährtin, die seinem tiefsten Wesen Ergänzung gebracht hat; wie ist sein kindlich gebliebenes, nach Einfachheit und Vertrauen bangendes Menschengefühl angeekelt von der Brutalität der Künstlerkälte. Mit Flagellantenekstase flucht er dem Drang, der ihn mitleidlos gegen sein Liebstes macht — und kehrt morgen zur dämonisch lockenden Arbeit zurück, in deren Bannkreis die Treue die schlimmste Tugend ist.

Von der inneren Untrennbarkeit wahlverwandter Seelen, dem christlichen Ewigkeitsglauben im Verhältniß der Geschlechter, von den Gefühlen, die Ibsen in seinem tiefsinnigen Greisenwerke in steiler Kurve zum Tragischen führt, wollte Goethe für seine Person nicht viel wissen. Es hat ihn freilich auch gezwickt, in seiner Wertherzeit; aber der Gesunde liebte sich selbst immer doch ein ganz Theil besser, als seine liebste Geliebte und hatte Genialität genug, die — man sagt bei Goethe wohl „hellenische“ — Ichsucht in ein kostbares Gewand von Schönheit und Weisheit zu kleiden. Ganz naiv hat er es einmal ausgesprochen:

Digitized by Google

„Denn wär't ihr stets bei einer geblieben,
wie könntet ihr noch immer lieben?
Das ist die Kunst, das ist die Welt,
daß eins ums andere gefällt."

Goethe fand als Dichter — wie Raphael als Maler — die höchste Form dafür, das artistische Sensationsbedürfniß, die Nothwendigkeit vom Modell zu lernen, als Verliebtheit genießend zu erleben. In solcher Weise löst sich der krampfhaft geistige Vorgang natürlich auf; wenn es auch beschämend genug ist, die animalischen mit den geistigsten Trieben so eng verkettet zu wissen, daß jene oft das Primäre zu sein scheinen. Die Weltanschauung, die den Künstler zur herrischen Ausbeutung der Hingabe auffordert, nur um das producierende Ichgefühl zu stärken, kann nicht die letzten Wahrheiten umschließen. Mit wie vielen bitteren Frauenthränen mag die Vollendung erkauft sein, worin Gretchen uns anstrahlt. Häßlich, nach höchstem Maaß gemessen, ist jedes „Studium" der Frauenseele. Und doch dem Künstler so nothwendig, gar nicht frivol. Fragt Tolstoi nach seiner Meinung und der Zwiespalt wird ganz offenbar werden. Bei goetheschen Naturen mildern die Grazien den Schmerz; jedes Lächeln aber weicht, wo es suchende, unfertige, verzweifelte Künstler sind, die das Geheimniß der Natur am lebendigen Exempel suchen, die sich mit jäher Heftigkeit erst angezogen und dann abgestoßen fühlen, das Opfer mit der eigenen Qual vergiften, an ihm herumbilden und es hassen, wenn es ein Abklatsch ihres Wesens geworden ist. Solche Ringende versprechen der Geliebten „alle Herrlichkeiten der Welt"; doch im Grunde suchen sie nur Schalltrommeln des eigenen, aufgegeilten Entzückens. Wer mag entscheiden, auf welcher Seite das tiefere Unglück ist, bei Hebbel oder seiner Elise, bei Bürger oder den beiden Schwestern, bei Charlotte Stieglitz oder ihrem Manne?

Niemals zwingt der Künstler die fremde Psyche öfter ihm Modell zu stehen, als in Zeiten des Unterganges. Das Ringen nach dem dann kaum zu fassenden Sinn des Lebens macht ihn rastlos, unsicher gegen sich selbst und wie er dann ausgeht die Natur von allen Seiten neu zu begreifen, so sucht er auch mit brutaler Rücksichtslosigkeit eine neue Seelenkunde zu erwerben. Der Bildner, der gläubig die Treppenterrassen zum Tempel emporsteigt um vor der Statue des Gottes sein Allgefühl zu stärken, der fromm durch die Pforte des Domes tritt, um vor dem Altar im inbrünstigen Gebete die große Ruhe Gottes zu spüren, wird durch seine aufrichtige Religiosität vor sich selbst sicher und im Gemüthe immer wieder so reich, daß er dem Gefühle seltener eine Begriffsstütze in anderer Herzen zu suchen braucht. Wenn aber das Leben entgöttert, alles Zweifel und Frage ist, der Drang zur Anbetung keinen würdigen Gegenstand findet, wenn die alten Wahrheiten nicht länger wahr, die alten Schönheiten nicht mehr schön sind, dann wird der Zweifel selbst zum Ideal und ihm werden Hekatomben geopfert. Das Tragische wandelt sich dann, weil keine geistige Macht aus dem sich selbst bezweckenden Naturstudium den großen Stil hervorgehen läßt, flugs zum Satyrspiel. Das Modell wird seiner selbst wegen gesucht, ohne Objekt ist der Künstler impotent. Wir erleben in der wirren Gegenwart den Naturalismus in allen Künsten; die idealen Ziele der Väter gelten dem lebenden Geschlecht nicht mehr, eine neue Weltanschauung bereitet sich vor, auf der Grundlage einer in allen Punkten erneuerten Erkenntniß. Nicht eine lebendige Tradition ist geblieben, die den im Dunkel zersplitterten Empfindens tastenden Künstlern Grenzlinien zeigen könnte. Jeder Werth soll neu geprägt werden. Als hätte die Kunst zweier großer Jahrtausende den Menschen



Digitized by Google

nie richtig erkannt, verwundern sich die Adepten und erstaunen über jede kleine und kleinste Realität, die ihnen auf der Gasse oder im Buhlbette offenbar wird. Die so gewonnene und gehäufte analytische Erkenntniß kann aber nicht einer leitenden Idee, einem großen Stilgedanken untergeordnet werden, sondern erhebt selbstherrlich den Anspruch, an sich schon Kunst zu sein. So werden, im thörichten Wettstreit, immer neue, grausamere Studien nöthig.

Die Frauenseele ist natürlich der dankbarste Stoff dieser Lebenszerstückeler. Da der Weg zu den tiefsten Quellen weiblichen Empfindens über die sexuelle Leidenschaft geht, wird das Angenehme dem Nützlichen verbunden und die artistischen Seelenriecher suchen und finden galante Abenteuer im Namen der Kunst. Schade! daß nicht einer der Dichter von der Liebe Gnaden jemals reif genug wird, um die Satire dieser bösartigen Kindereien zu schreiben. So mancher Stoff wartet des Bildners. Da ist der Dichter, der seine Frau mit Eitelkeit und Roheit so lange quält bis sie ihm davonläuft und der nun den tröstenden Freunden einen „vor Schmerz fast Wahnsinnigen" vortragiert, während er im tiefsten Herzen Purzelbäume, aus Vergnügen über seine Freiheit, schlagen möchte. Oder auch der von allen Philisterbedenken frei Gewordene, der in Gesellschaft ein Erlebniß erzählt und zu seiner Frau erklärend sagt: „Weißt du, das war damals, als ich meine Krisis mit der Bertha hatte!" Ferner der nette Herr, der bei seiner im Wochenbett liegenden Frau eintritt um ihr en passant mitzutheilen, daß er sie einer Anderen wegen verlassen muß. Er muß absolut. Als sie ein Erkleckliches weint, ist er ganz erstaunt: „Aber Kind, das mußtest du doch wissen, wenn man einen Dichter heiratet . . . ." Solche Grotesken giebt es in Fülle. Was der tiefen Poetennatur zur Lebenstragödie wird, ist den Schriftstellern ein Karneval.

Die Gründe für diese burlesken Erscheinungsformen tragischer Probleme liegen in der Grundstimmung socialer und religiöser Verzweifelung. Man erkennt das Milieu dieser Stimmung in seiner ganzen Ausdehnung, wenn man sich in die Ateliers der Maler und Bildhauer begiebt, wo ein niederes Widerspiel die geistigen Zustände erschöpfend erläutert. Musiker und Architekter, die mit abstrakten Kunstmitteln zu thun haben, nicht das Naturstudium in irgend einer Form brauchen und nur auf die Welt der Gefühle angewiesen sind, können das Modell am leichtesten entbehren. Fordert aber der Dichter die Seele des Weibes, so verlangt der bildende Künstler den nackten Körper noch dazu.

Der Gebildete unserer Tage erstaunt und hält den für einen Tropf, der die Zustände der Modellkunst unsittlich nennt. Er hat sich zu denken gewöhnt — jeder „Gebildete" ist Jesuit — daß hier wie nirgend der ideale Zweck das profane Mittel heilige. Worin sich denn eine wundervolle Unkenntniß von der Entstehungsart des Idealen zu erkennen giebt. In Romanen und Novellen ist die Künstlerfrau oft verspottet worden, die sich an das Ateliertreiben ihres Gatten nicht gewöhnen mag und Keinem fällt es ein, zu untersuchen, ob nicht ein sehr gesundes Gefühl hier, wie in manchen anderen socialen Situationen, von der öffentlichen Meinung vergewaltigt wird. Jetzt scheut sich jede Frau eines Künstlers ihre wahren Empfindungen, die sie für philisterhaft halten muß, zu zeigen; zwischen ihr und dem Manne, der mehr noch Opfer ist als sie, giebt es eine wichtige Frage, die nicht besprochen werden darf. Niemand denkt daran, daß es doch sonderbar um eine Kunst bestellt sein muß, die, um nur produzieren zu können, sich über alle sonst geltenden Anschauungen hinwegsetzen muß.

Digitized by Google

Eine starke Kunst nährt sich von den Leidenschaften ihrer Zeit, die innere Kraft liegt im organischen Zusammenhange mit den lebendigen Mächten des Lebens. Die Kunst mag immerhin „unmoralisch" sein, wenn sie es durch den Zwang einer Weltanschauung ist. Konsequenz ist alles. Den Hellenen war die Nacktheit, die sich frei unter dem leichten Faltenwurf der Tunika bewegte, natürlich. Der Künstler fand damals seine männlichen Modelle auf der Straße, in den Bädern und Gymnasien. Die frühe griechische Kunst stellte dagegen die Frau fast nie ganz nackt dar. Die Naivetät, die Unmittelbarkeit der Anschauung hätte unter dem Modellzwange gelitten. Diese Kunst war groß und schön, weil sie ihren Weg über das morgenfrische Realitätsbewußtsein nahm. Nur durch den großzügigen Wirklichkeitssinn erreichten auch die Maler und Bildhauer der Gothik die bewunderungswürdige Höhe der Leistung. Die gothische Kunst kannte das Nakte überhaupt nicht, höchstens in der Groteske, war ganz eins mit dem Leben, christlich keusch bis zur Herbheit und doch, in ihrer Weise, allumfassend. Wie froh läßt man die üppigen Gliedermassen der lebenstollen Renaissance gelten, die stark sinnliche, christlich-mythologisch verklärte Kunst eines mit graziöser Brutalität genießenden Geschlechtes, einer Zeit, in deren ewigen Kriegsläuften die Jungfernschaften billig waren. Und innig passen auch die idealisierten Hetärenleiber der barocken Hofkunst zu der Weltanschauung von Versailles.

Jetzt ist alles Zwiespalt und Heuchelei. Nur die modernen Wirklichkeitskünstler, die Prosaiker gehen Hand in Hand mit dem Geiste einer Zeit, die den letzten Rest von Grazie aus dem Spiel der Geschlechter verbannt hat, die anderes denkt als Schönheit und Genuß: Arbeit. Diese Kunst sucht die Landschaft oder das sociale Milieu; in Liebermanns Atelier wird kaum je ein Aktmodell kommen. Der große Modellmarkt ist für die akademische Kunst organisiert, die verlogene Idealität allein, die sich ihres vorgeblichen Zusammenhanges mit dem antiken Schönheitsideal so bombastisch rühmt, zwingt bezahlte Mädchen und Frauen, ihren degenerierten Körper schamlos zu entblößen. Welche Häßlichkeit liegt allein im Entkleiden! Und hinter doppelt verschlossenen Atelierthüren wird dann die „Idealfigur" vollendet. Daneben muß der Bildner sich stets hüten, daß irgend ein prostituiertes Modellmädchen eine Anklage gegen ihn erhebt, daß er nicht das Opfer frecher Erpressungsversuche werde. Man braucht nur an die Posse des Prozesses Graefe-Rother zu denken und an die famosen Moralversprechungen berliner Künstler, um einen Begriff vom Modellproblem zu bekommen. Von allem lebendigen Leben abstrahiert der Künstler; ein soziales Drama spielt sich vor seinen Augen ab, aber darum kümmert er sich nicht. Einem Körper entnimmt er die Arme, einem anderen Brust und Leib, setzt ein Puppengesicht darauf und giebt dem Homunkulus einen mythologischen Namen. Das ist die officielle Kunst, die sich mit ihren nichtsnützigen Idealen auf allen Gassen, unter dem Protektorate der Machthaber, ausbreitet. Wo sich nur ein wenig Stimmung im Künstler regt und ein innerlich Geschautes gestaltet werden soll, dieser aber in Tradition und Konvention noch so befangen ist, daß er ohne Modell nicht arbeiten mag, da tritt er mit Abneigung vor den nackten Körper, dem man die Kellerluft oder die Ausschweifung anmerkt, und quält sich, dieser brutalen socialen Realität gegenüber seine Empfindungen, die das Werk fordert, einigermaßen zusammen zu halten. Am schlimmsten sind die Maler-Poeten berathen, weil sie ohne hellenistischen Archaismus in unserer entgötterten Uebergangszeit kaum genügend Ausdrucks-

Digitized by Google

möglichkeiten finden. Welche Disharmonie bringt das Modell in die Arbeitsweise Ludwigs von Hofmann, weil seinen Visionen nicht kraftvolle Lebensformen antworten. Einem Böcklin war die ernüchternde Gegenwart des bezahlten Modells während der Arbeit unmöglich; darum schuf dieser keusche deutsche Meister nur aus seinem reichen Gedächtniß. Ihm wurde selbst die Schamhaftigkeit wieder Kunst. Als er einst das Bild eines jungen Malers ansah, worauf Greis und Jüngling, als Lehrer und Schüler, beide entblößt, dargestellt waren, wandte er sich unwillig ab und sagte: „Wie kann man einen Lehrer nackt vor den Schüler hinstellen.“ Was solchen Poetennaturen zur artistischen Sittlichkeit, zur Gewissensfrage wird, ist den akademischen Handwerkern ein belustigendes Vorrecht, das sie in den Kunstschulen beanspruchen lernen. Die ganze Klasse zeichnet, malt und modelliert nach einem nackten Mädchen, die Scham vom Mann zum Mann, alle feineren Gefühle, die dem Verkehr Haltung geben, verflüchtigen sich in der empfänglichsten Zeit, im Jünglingsalter. Ein junger Maler, der als gemeiner Soldat dienen mußte, erklärte einst auf der Mannschaftstube seinen Kameraden die Gepflogenheiten der Aktklasse. Die Soldaten, darunter Schlächter, Kellner und Pollaken, denen man feinere Sittlichkeit nicht gerade wird nachsagen können, wollten erst an so Unerhörtes nicht glauben und erklärten es schließlich empört für eine Gemeinheit. Das ungebrochene Gefühl dieser Leute hat ganz richtig entschieden; denn es regte sich nicht wegen der Moral auf, sondern gegen die Unnatürlichkeit der Situation. Die Folgen liegen auch klar vor aller Augen. Wer das Treiben in den Aktklassen zuerst kennen lernt, muß sich entsetzen; im schlimmsten Proletariat wird man eine so cynisch raffinierte Gemeinheit, wie sie im Klassenton der Kunstschulen herrscht, vergebens suchen. Der ganze Schnickschnack vom objectiven Interesse an der Schönheit des menschlichen Körpers ist Phrase: Hier giebt es nur die Handwerksübung und sehr bösartigen Ulk.

Die Bildhauer sind in einem schwierigeren Dilemma als die Maler. Ganz auf den menschlichen Körper angewiesen, ist es ihnen fast unmöglich, das bezahlte Modell zu umgehen. Meunier hat sich eine erhabene Specialität geschaffen, Minne seine gothisierende Kunst ganz keusch erhalten; sobald sich das Gebiet aber poetisch erweitert, wie bei Rodin, tritt auch die Nothwendigkeit der archaistischen Gedankenform, und damit des Modelles, wieder auf. Nur ein Tendenzkünstler, wenn auch im weitesten Sinne, wie der social empfindende Belgier, kann sich heute beschränken; wer in unserer chaotischen Zeit allumfassend sein will, wen eine geniale Begabung treibt, das ganze Register atavistischer und divinatorischer Empfindungen zu erschöpfen, muß eine Kunstsprache reden, die ihre Vergleiche und Symbole aus dem Formengebiet aller Zeiten zusammensetzt, muß das Unaussprechliche auf dem Umweg über den Archaismus im Gleichniß erläutern. Doch er thut es nicht ohne Gefahr für die Keuschheit seines Talentes. Seht Meuniers Kopf: ein Prophet, ein Tolstoi! Rodins Portrait dagegen: ein Alleswisser, der die höchsten Empfindungen und die sexuell entartesten in tausend Erfahrungen kennen gelernt hat und darin dekadent geworden ist. Wie sieht es nun erst mit den akademischen „großen Künstlern“ aus, mit den flinken Verfertigern von Idealfiguren, die ein Leben lang mit Modellen hausen, ohne daß ein fanatisches Wollen das Mittel erhöht. Von einigen dieser Schönheitspropheten raunt man sich in den Ateliers Anekdoten zu, die sich von denen der römischen Kaiserzeit nur durch den Mangel an Kolossalität unterscheiden.

Es ist die blanke und kranke Gemeinheit. Ein anderes ist es, wenn die

Digitized by Google

Leidenschaft dort im Spiele ist, wo das Studium des Nackten nicht entbehrt werden kann. Makarts Art, in dessen Atelier sich die Damen der Wiener Gesellschaft drängten, um dem schönheitslüsternen Auge des Malers ihre wohlkonservierten Körper darzubieten, hat etwas Hinreißendes — trotz der Art seines Todes. Wo Leidenschaft, ist auch Schönheit; sie scheucht die lähmende Gemeinheit von der Schwelle des Ateliers. Das Geld, der Kauf: das ist erniedrigend für Kunst und Künstler. Dieser moderne Sklavenmarkt in den Vorhöfen der Akademie ist ein ungesunder Zustand; eine Kunst, die solche sociale Erscheinungen hervorruft, hat mit der idealen Sehnsucht des Volkes nichts mehr zu thun. „Alles Schöne kann nur wieder durch etwas Schönes erweckt werden". Das profane, widerwärtige Mittel des Modellstudiums, das den Geruch der Prostitution in die Werkstatt des Talentes trägt, läßt eine ethisch bildende und unbefangene Kunst nicht zu. Und diese wenigstens dürfte nicht theilnehmen an der socialen Heuchelei, denn wenn sie sich nicht mehr auf Wahrhaftigkeit gründet, ist ihr Kulturwerth dahin. Gerade dem vielgeschmähten Bildner, „dessen Kunst in den Rinnstein niedersteigt", ist die größere Sittlichkeit eigen, er allein schafft wirklich im Sinne der Antike, aus dem Geiste einer der Lüge sich entringenden Kultur heraus, während die große Schaar der akademischen Pseudoidealisten mit Hilfe welker Dirnenkörper die erhabenen Schönheiten toter Kulturen prostituieren. Diesen Berufsidealisten, dieser Kulturplage sollte der Boden entzogen werden: es wäre an der Zeit, die zwecklos gewordenen Akademien zu schließen und die Kunst ganz sich selbst zu überlassen. So nur könnte sie sich von der idealistischen Scheinheiligkeit allmählich befreien. —

Der Ekel und auch die Noth bringen zuweilen Künstler auf den unglückseligen Gedanken, die eigene Frau zum Aktmodell zu degradieren. In welche Tiefen gegenseitiger Verachtung das führt, hat uns Zola in seinem Künstlerroman erschöpfend geschildert. Aus den Arbeiten solcher Männer verschwindet mit der Zeit alles Geistige. In dem rastlosen Bohèmeleben erstarrt aller Jammer, alle Enttäuschung und Bitterniß in Gleichgiltigkeit und Gemeinheit. Ein ungeheurer Frevel am Leben ist verübt, wenn das Weib im Modell getötet wird. Irenens Schicksal versöhnt am Ende durch die Tragik, die heraufbeschworen wird von ihrem in Liebe und Menschenhaß gleich wilden Temperamente; so klassisch verläuft aber das Drama nur in wenigen Fällen. Ein Stück Irene steckt in jedem Modell. Der weite, undurchsichtige Mantel der Gemeinheit erstickt nur den verzweifelten Schrei der Lebensnoth und Liebesangst, so daß dem flüchtig Hinblickenden nichts Besonderes zu sehen bleibt. Frauen unterscheiden sich, trotz aller gesellschaftlichen Schranken, viel weniger scharf als Männer; die Königin verständigt sich durch einen Blick mit der Arbeitersfrau. Der gemeinsame Mutterberuf stimmt die stärksten Gefühle bei Allen auf einen Grundton. So kommt es, daß zwischen dem Schicksal der Friederike von Sesenheim und dem des Modells, das so weit gekommen ist, vor zwanzig jungen Leuten nackt zu posieren, eine Verwandtschaft besteht. Beider Leben weist anklagend auf das stärkere Geschlecht, das von seiner Kraft so brutalen Gebrauch macht und legt Zeugniß ab in dem großen Prozeß, der seit Anbeginn der Welt zwischen Mann und Weib anhängig ist. Ein weiser Urtheilsspruch — der im höheren Sinne nur ein Vergleich der Parteien sein kann — ist einem einzigen Richter möglich: einem Religionsstifter!

Digitized by Google

# Weibliche Kultur.

Von **Georg Simmel.**

Wenn man im geschichtlichen Leben unserer Gattung Gebilde und Werthe sehen darf, die Anderes darstellen und in Anderem ihren Sinn haben, als in den einzelnen Menschen; wenn man Bewegungen und Werke, Institutionen und Gedanken danach scheiden darf, ob sie bestimmten Summen Einzelner dienen und an ihnen leben, oder ob sie jenseits des Wohles und Wehes von Subjekten noch etwas besagen — so scheint die moderne Frauenbewegung jede Bedeutung abzulehnen, die über einzelne Personen, ihr Glück, ihre Ausbildung, ihre Freiheit hinausginge. Natürlich nicht bestimmte einzelne Personen sind gemeint, sondern der Gesammtheit der Frauen soll eine höhere Stufe der Existenz eröffnet werden. Aber immer handelt es sich nur um persönliche Güter, mögen diese auch in neuem Ernst und neuen Pflichten bestehen. Für einzelne Menschen, und seien es auch viele Millionen, wird hier gerungen, nicht für etwas, was an sich über alles Einzelne und Persönliche hinausginge. Und selbst wenn Interessen des sozialen Ganzen betont werden: die Vertiefung und Veredelung der Ehe und der Kindererziehung bei voller geistiger Ausbildung und wirthschaftlicher Unabhängigkeit der Frauen, die strengere Auslese der Tüchtigsten auf allen Gebieten durch die vermehrte Zahl der Mitbewerber — so sehe ich doch nirgends die Frage nach dem überpersönlichen und übersozialen *Kulturwerth* dieser Bewegung aufgeworfen, nach ihren eigentlich schöpferischen, den Bestand der geistigen Werthe vermehrenden Energien.

Ich will die Frage, was denn Kultur überhaupt sei, nicht ihre Dunkelheiten und Streitigkeiten in diese Auseinandersetzung mischen lassen. Wie man aber auch ihr allgemeines Wesen ausdrücken mag — man wird nicht verkennen, daß sie sich zu zwei sehr getrennten Bedeutungen besondert. Sie ist einmal ein Zustand von Ausbildung oder Thätigkeit, Wissen oder Schönheit, Glück oder Sittlichkeit an *Individuen*. Ihre Wirklichkeit und Wirksamkeit lebt an den einzelnen Seelen und das Mehr und Minder ihrer Güter in diesen bildet die jeweilige Summe ihres geschichtlichen Daseins. Allein sehr tiefsinnig nennt die Sprache diese Kultur der Subjekte ein *Theilhaben* an ihren Gütern: als gäbe es irgendwo einen unpersönlichen Vorrath dieser, von dem der Einzelne ein zufälliges, wechselndes Theil mitgenießt, ohne daß dies den Bestand jenes Ganzen eigentlich anginge. Denn in Wirklichkeit ist das, was man die objektive Kultur nennen kann, in seinem Inhalt und Sinn ganz unabhängig von dem Wie-sehr und Wie-oft seiner Darstellung an Individuen: die Sprache und das Recht, die Sitte und die Kunst, die Berufsarten und die Religion, die Möbel und die Trachten — alles sind geprägte Formen, die aufgenommen oder vernachlässigt werden können, für die Einzelnen gleichsam bereit liegend und doch in ihrer inneren, sachlichen Bedeutung über sie hinausragend,

Digitized by Google

objektiv gewordene Ergebnisse geleisteter Kulturthätigkeit und Normen der künftigen. Der ideale Werth eines Kunstwerks oder einer sittlichen Regel, einer religiösen Idee oder einer Tischform, eines Rechtssatzes oder einer wissenschaftlichen Feststellung leidet oder gewinnt nicht dadurch, daß alles dieses selten oder oft das zufällige Material des Lebens in sich aufnimmt — während für den Standpunkt des individuellen oder des sozialen Interesses nur grade das Wie-Vielmal des einzelnen Werthes von entscheidender Bedeutung ist. Und an diesem Gegensatz tritt nun die neue Fragestellung gegenüber der Frauenbewegung deutlich hervor. Ihre objektive Kulturbedeutung kann nicht dies sein, daß die Lebens- und Leistungsformen, die bisher für die Männer bestanden, nun noch so und so oft von Frauen ausgefüllt werden. Sondern: erheben sich aus dieser Bewegung ganz neue Gebilde, qualitativ von den bisherigen unterschieden, nicht nur Multiplikationen der alten? Wird das Reich der Kulturinhalte dadurch rein sachlich vermehrt? Wird damit nicht nur nachgeschaffen, sondern geschaffen? Man mag diese Frage, die unmittelbar weder eine personale noch eine soziale noch eine im hergebrachten Wortsinne ethische Bedeutung hat, gegenüber der dringenden Noth der hiermit ausgeschlossenen Interessen für eine rein akademische, für eine spätere Sorge halten. Dem aber, dem nicht nur die Menschen, sondern der Mensch, nicht nur der Nutzen der Dinge, sondern die Dinge selbst, nicht nur der unruhige Strom des Thuns und Leidens, sondern der zeitlose Sinn seiner Formen am Herzen liegt, — dem wird erst aus ihrer Beantwortung eine letzte Bedeutsamkeit der Frauenbewegung entgegensehen — der Bewegung, die die Zukunft unserer Gattung vielleicht tiefer beeinflnssen wird, als selbst die Arbeiterfrage.

Die Voraussetzungen wie die Ergebnisse dieser Fragestellung übersieht man erst von der Erkenntniß aus, daß die Kultur der Menschheit sozusagen nichts Geschlechtsloses ist, daß sie keineswegs in reiner Sachlichkeit jenseits von Mann und Weib steht. Vielmehr, unsere Kultur ist, mit Ausnahme ganz weniger Provinzen, durchaus männlich. Männer haben die Industrie und die Kunst, die Wissenschaft und den Handel, die Staatsverwaltung und die Religion geschaffen, und so tragen diese nicht nur objektiv männlichen Charakter, sondern verlangen auch zu ihrer immer wiederholten Ausführung specifisch männliche Kräfte. Der schöne Gedanke einer menschlichen Kultur, die nicht nach Mann und Weib fragt, ist historisch nicht realisirt, der Glaube daran entstammt dem gleichen Gefühl, das in so vielen Sprachen für Mensch und Mann dasselbe Wort setzte. Dieser maskuline Charakter auch der sachlichen Elemente der Kultur ist die Veranlassung, weshalb unzulängliche Leistungen auf allen möglichen Gebieten mit dem deklassirenden Ausdruck des Femininen belegt werden und weshalb man die Leistung einer Frau auf eben denselben oft nicht besser zu rühmen weiß, als daß man sie als „ganz männlich" bezeichnet. Das entspringt nicht nur aus dem Hochmuth der Männer, als wäre das Männliche an sich schon das Synonym des Werthvollen; sondern es drückt die geschichtliche Thatsache aus, daß unsere Kultur, weil sie aus dem Geist und der Arbeit von Männern entstand, auch nur an männliche Leistungsfähigkeit eigentlich angepaßt ist. Damit meine ich nicht nur das höhere Kraftmaaß in physischer oder vielleicht auch psychischer Beziehung — wenn es sich nur um dieses handelte, so gäbe jene prinzipielle Geringschätzung kein großes Räthsel auf. Thatsächlich aber wirken hier die qualitativen Differenzen der Geschlechter. Die Art, nicht nur das Maaß unserer Kulturarbeit wendet sich an specifisch männliche Energien, männliche

Digitized by Google

Gefühle, männliche Intellektualität. Ich wähle einige weit auseinanderliegende Beispiele. In aller Gesetzgebung, und in gewissem Maaße doch auch in aller Rechtsprechung wirken ein fundamentales Rechtsgefühl, eine instinctive oder bewußte sociale Zweckmäßigkeit und eine sachliche, systematische Logik zusammen. Art und Maaß nun, in dem diese Elemente sich mischen, wären sicher von den jetzigen sehr abweichend, wenn das Recht von Frauen festgesetzt und ausgeführt würde. Die häufige Opposition von Frauen gegen juristische Normen und Urtheile bedeutet keineswegs immer eine Fremdheit gegen das Recht überhaupt, sondern gegen das männliche Recht, das wir allein haben und das uns deshalb als das Recht schlechthin erscheint. Gewisse Gewerbe, wie Tischlerei und Tapeziererei, müssen als männliche gelten, obgleich sie vielerlei Thätigkeiten enthalten, die Frauen sehr gut ausüben könnten. Allein mit diesen hat die herrschende Arbeitstheilung und -zusammenlegung andere Thätigkeitselemente verbunden, die eine männliche Körperkraft verlangen. Durch diese historische, wenngleich ersichtlich nicht durchaus nothwendige Konstellation haben diese Berufe den Stempel bloß männlicher Kulturarbeit erhalten. Und ganz allgemein: die Spezialisirung, die unsere Berufe und unsere Kultur überhaupt charakterisirt, ist ganz und gar männlichen Wesens. Denn sie ist keineswegs etwas bloß Aeußerliches, sondern ist nur möglich durch die tiefste psychologische Eigenart des männlichen Geistes: sich zu einer ganz einseitigen Leistung zuzuspitzen, die von der Gesammt-Persönlichkeit differenzirt ist, so daß das sachlich-specialistische Thun und die subjektive Persönlichkeit, jedes gleichsam ein Leben für sich leben. Alle weit getriebene Arbeitstheilung bedeutet die Lösung des Subjekts von seiner Leistung, diese wird in einen objektiven Zusammenhang hineingegeben, sie fügt sich den Anforderungen eines unpersönlichen Ganzen, während die eigentlich subjektiven Interessen und inneren Bewegungen des Menschen eine eigene Welt bilden und sozusagen eine Privatexistenz führen. Bestünde diese psychologische Möglichkeit nicht, so wäre unsere, auf die höchste Arbeitstheilung gebaute Kultur nicht nur unerträglich, sondern von vornherein unmöglich. Es scheint aber, als ob hier der tiefste Unterschied des männlichen und weiblichen Geistes läge; als ob dieser, wenigstens typischer Weise, in solcher Sonderung der Einzelbewährung von dem Ich und seinen Gefühls- und Gemüthszentren nicht existiren könne. Die ganze Tiefe und Schönheit des weiblichen Wesens, durch die es vor dem männlichen Geiste als seine Erlösung und Versöhnung steht, gründet sich in dieser Einheitlichkeit, diesem organischen, unmittelbaren Zusammenhang der Persönlichkeit mit jeder ihrer Aeußerungen, dieser Untheilbarkeit des Ich, die nur ein Alles oder Nichts kennt. Die wunderbare Beziehung, die die weibliche Seele noch zu der ungebrochenen Einheit der Natur zu haben scheint und die die ganze Formel ihres Daseins von dem vielspältigen, differenzirten, in die Objektivität aufgehenden Mann scheidet — eben diese trennt sie auch von der auf sachlicher Specialisirung ruhenden Arbeit unserer Kultur. Indem nun alle männlichen Berufe, die eben dieses Charakters sind, den Frauen eröffnet werden, wird ihnen insoweit nicht nur das Schöpferische der Kulturarbeit genommen — denn sie werden in ein Schema von Differenzirtheit gezwängt, in dem ihre tiefsten Wesenskräfte sich gar nicht äußern können —; nicht nur wiederholen sie, vom Standpunkt des sachlichen Kulturinteresses aus, immer ein schon Gegebenes; sondern sie thun dies auch sozusagen mit untauglichen Mitteln, weil sie den Formen, die sich so ihren Kräften bieten, nicht gewachsen sind. Und zwar nicht, weil ihre Kräfte zu gering wären, sondern

Digitized by Google

weil deren Bewährungsart nicht in die Kategorien unserer Kulturarbeit paßt. Wir erleben Entsprechendes heute schon an einer großen Zahl von Männern. Die Ständemischung und die tausend Reizungen und Möglichkeiten des modernen Lebens haben eine Fülle eigenartiger Beanlagungen entwickelt oder bewußt gemacht, denen die gegebenen Berufe nicht mehr entsprechen. Die Konstellationen und Tendenzen der innerlichen Begabung haben sich rascher vermannigfaltigt, als die Möglichkeit, sie in Berufen zu bewähren. Eine immer größere Zahl von Männern wächst auf, die ihrer Anlage nach zwischen mehreren Berufen stehen, in keinem recht wurzeln und die Lebensform, die der ergriffene bietet, einerseits nicht ausfüllen, andrerseits zu sprengen drohen. Um wieviel stärkere Diskrepanzen eröffnen sich nun erst zwischen den historisch gegebenen, also männlichen Berufen und der weiblichen Seele mit ihrem ihr allein eigenen Rhythmus, Leistungsart, Willens- und Gefühlsspannung!

Das eigentliche Kulturproblem also, das wir stellen: ob die erstrebte Freiheit der Frauen neue Kulturqualitäten würde entstehen lassen — wäre nur auf Grund einer neuen Theilung oder Nuancirung der Berufe zu bejahen. Nicht dadurch, daß sie in demselben Sinn Naturforscher oder Techniker, Aerzte oder Künstler werden, wie die Männer es sind; sondern nur so, daß sie etwas leisten, *was die Männer nicht können*. Es handelt sich zunächst um eine weitere Arbeitstheilung, darum, daß die Gesammtleistungen eines Berufes von Neuem vertheilt werden und diejenigen Elemente seiner, die der weiblichen Leistungsart specifisch angemessen sind, zu besonderen, differenzirten Theilberufen zusammengeschlossen werden. Womit dann nicht nur eine außerordentliche Verfeinerung und Bereicherung des ganzen Thätigkeitsgebietes erreicht, sondern auch die Konkurrenz mit den Männern sehr abgelenkt werden würde. Auf einem engen und sehr materiellen Gebiet haben englische Arbeiter dies Prinzip durchgeführt. Frauen haben vielfach ihre niedrigere und billigere Lebenshaltung benutzt, um die Männer zu unterbieten und damit eine Verschlechterung des Standardlohnes herbeizuführen, so daß im Allgemeinen die Gewerkvereine die Verwendung der weiblichen Arbeitskraft in der Industrie aufs bitterste bekämpfen. Einige Gewerkvereine nun, z. B. Baumwollweber und Strumpfwirker, haben einen Ausweg gefunden, durch Einführung einer Standardlohnliste für sämmtliche, auch die kleinsten Theilfunktionen der Fabrikarbeit. Diese werden ganz gleichmäßig bezahlt, mögen sie von Männern oder von Frauen ausgeführt werden. Wie von selbst nun hat sich in Folge dessen die Arbeitstheilung herausgebildet, daß die Frauen die ihren Körperkräften und ihrer Geschicklichkeit adäquaten Funktionen für sich gleichsam monopolisirt haben, den Männern die *ihren* Kräften zusagenden überlassend. Dies bringt erstens eine wirkliche objektive Gleichheit zu Stande: denn wenn Frauen etwa die Männerarbeit leisten können, so verdienen sie nun genau so viel wie diese, und zweitens ist durch solche Arbeitstheilung die Konkurrenz abgeschnitten. Der beste Kenner der Verhältnisse englischer Industriearbeiter urtheilt: „So weit es sich um Handarbeit handelt, bilden die Frauen eine besondere Klasse von Arbeitern, die andere Fähigkeiten und andere Bedürfnisse als die Männer haben. Um beide Geschlechter in demselben Zustande von Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu halten, ist oft eine *Differenzirung der Aufgabe* nöthig." Hier ist also sozusagen naiv das große Problem der weiblichen Kulturarbeit schon gelöst, die neue Linie ist durch den Aufgabenkomplex gelegt, die die für das spezifisch weibliche Können

Digitized by Google

prädestinirten Punkte verbindet und zu besonderen Berufen zusammenschließt. Handelte es sich bei diesem Typus von Reformen darum, gegebene Aufgaben zwar mit gegebenen Mitteln, aber in neuer und zweckmäßiger Form zu lösen, so zeigt eine andere Kategorie neue Aufgaben oder wenigstens principiell neue Wege zur Lösung allgemeiner Probleme. Das nächste Beispiel ist hier die Medizin. Unsere Frage ist, ob weiblichen Aerzten nicht nur eine Steigerung körperlichen und seelischen Wohles zu danken sein wird, sondern eine qualitative, durch männliche Mittel nicht erreichbare Mehrung der medizinischen Kultur. Dies scheint mir thatsächlich daraufhin zu erwarten, daß sowohl Diagnose wie Therapie zu einem nicht kleinen Theile von dem Nachfühlen des Zustandes des Patienten abhängt. Die objektiv-klinischen Untersuchungsmethoden kommen oft an ein frühes Ende, wenn sie nicht ergänzt werden durch ein entweder unmittelbar-instinktives, oder durch Aeußerungen vermitteltes, subjektives Wissen um den Zustand und die Gefühle des Kranken. Ein sehr erfahrener Nervenarzt hat einmal gesagt, daß man gewisse nervöse Zustände erst dann ärztlich ganz durchschauen könne, wenn man selbst einmal ähnliche erlebt habe. Das nachbildende Begreifen ist also durch eine gewisse Aehnlichkeit der Konstitution bedingt. Ich bin deshalb überzeugt, daß Frauen gegenüber der weibliche Arzt nicht nur oft die genauere Diagnose und das feinere Vorgefühl für die richtige Behandlung des einzelnen Falles haben wird, sondern auch rein wissenschaftlich typische Zusammenhänge entdecken könnte, die dem Mann unauffindbar sind, und so zu der objektiven Kultur spezifische Beiträge leisten würde; denn die Frau hat eben an der gleichen Konstitution ein Werkzeug der Erkenntniß, das dem Mann versagt ist. In einer etwas anderen Wendung des gleichen Grundmotives könnte das wissenschaftliche historische Erkennen sich die weibliche Psyche dienstbar machen. Alles, was wir Geschichte nennen, wäre ein sinnloses Hin und Her äußerer Bewegungen, ohne jede Bedeutung, Zusammenhang und Interesse, wenn wir nicht die äußeren Thaten psychologisch interpretirten, ihnen seelische Vorgänge unterlegten, die niemals unmittelbar festgestellt werden können, sondern nur der nachbildenden Phantasie, dem in die Seelen sich einfühlenden Verständniß zugängig sind. Auch hier wird es im Allgemeinen einer gewissen Gleichheit der seelischen Verfassung bedürfen, um zu einer adäquaten Nachbildung von den Bedürfnissen und den Leidenschaften, der Liebe und dem Haß, den Instinkten und den religiösen Emotionen zu gelangen, die das ganze Spiel der Geschichte nicht nur entfesseln, sondern direkt ausmachen. Diese Gleichheit ist indeß nicht im mechanischen Sinne zu verstehen und der ganze Prozeß schließt ein großes psychologisches Geheimniß ein. Man braucht allerdings kein Cäsar zu sein, um Cäsar zu verstehen, und kein Catilina, um Catilina zu verstehen. Vielmehr dieses nachbildende Verstehen geht sozusagen in Schichten der Seele vor sich, die jenseits der unmittelbaren, persönlichen Existenz liegen, es ist eine künstlerische Funktion, die ein Leben oberhalb der Subjektivität führt. So kann es kommen, daß eine bestimmte Art der subjektiven Unterschiedenheit grade einem besonders tiefen psychologischen Verständniß zu Grunde liegt; ja, eine allzu unmittelbare Gleichheit kann uns so im Subjektiven festhalten, daß es zu der objektiven Nachfühlung in der wissenschaftlich-künstlerischen Sphäre nicht kommt. So zeigen die Erfahrungen der Praxis, daß Frauen manche Seiten der männlichen Seelen besser und mit sicherem Instinkt erkennen, als andere Männer es vermögen. Mir ist kein Zweifel, daß diese Fähigkeit für die Geschichtsforschung ausgenutzt werden könnte. Man

Digitized by Google

muß sich nur klar machen, — was jetzt freilich noch aus mancherlei Gründen wissenschaftlicher Bureaukratie übersehen zu werden pflegt —, daß alle Geschichtswissenschaft angewandte Psychologie ist, um den einzigartigen Dienst zu ahnen, den die weibliche Seele mit ihren besonderen Wahrnehmungs- und Nachfühlungsorganen hier leisten könnte, von dem Verständniß dumpfer Volksbewegungen bis zu der Entzifferung von Inschriften. Ich bin überzeugt: wie es spezifisch weibliche Funktionen in der Medizin geben könnte, ebenso in der Geschichtswissenschaft. Auch hier könnte es zu Leistungen einer weiblichen Kultur im objektiven Sinne kommen.

Dem allgemeinen Verständniß dürfte diese Möglichkeit am zugänglichsten auf dem Gebiet der Kunst sein, denn hier sind thatsächlich schon allererste Ansätze zu dem, was ich meine, vorhanden. Am wahrnehmbarsten in der Literatur. Es giebt schon eine Reihe von Frauen in dieser, die nicht den sklavenhaften Ehrgeiz haben, zu schreiben „wie ein Mann", und die nicht durch männliche Pseudonyme zu erkennen geben, daß sie von dem eigentlich Originellen und spezifisch Bedeutsamen, das sie als Frauen leisten könnten, keine Ahnung haben. Gewiß ist das Herausbringen der weiblichen Nuance, ihre Objektivirung, auch in der literarischen Kultur sehr schwierig, weil die allgemeinen Formen der Dichtung, innerhalb deren es geschieht, eben männliche Produkte sind und daraufhin wahrscheinlich einen leisen inneren Widerspruch gegen die Erfüllung mit einem spezifisch weiblichen Inhalt zeigen. Namentlich an weiblicher Lyrik, und zwar grade an sehr gelungener, empfinde ich oft zwischen dem personalen Inhalt und der künstlerischen Form eine gewisse Zweiheit, eine unterirdische Unbehaglichkeit, als hätte die schaffende Seele und ihr Ausdruck nicht ganz denselben Stil. Das innere Leben, das zu seiner Objektivirung in ästhetischer Gestalt drängt, füllt einerseits die gegebenen Umrisse dieser nicht ganz aus, so daß, da ihren Forderungen doch einmal genügt werden muß, dies nur mit Hülfe einer gewissen Banalität und Konventionalität geschehen kann; während andererseits auf der Seite der Innerlichkeit ein Rest von Gefühl und Lebendigkeit ungestaltet und unerlöst bleibt. Dabei ist es sehr interessant, daß auf der Stufe des Volksgesanges die Frauen bei vielen Völken dichterisch mindestens ebenso produktiv sind, wie die Männer. Das bedeutet eben, daß bei noch unentwickelter Kultur keine Gelegenheit zu der hier fraglichen Diskrepanz ist. So lange die kulturellen Formen noch nicht speziell und fest geprägt sind, können sie auch noch nicht entschieden männlich sein; so lange sie sich noch in dem Indifferenzzustande befinden, sind die weiblichen Energien nicht in der Zwangslage, sich in einer ihnen nicht adäquaten Art zu äußern, sondern können sich frei und den eigenen inneren Normen folgend ausgestalten. Hier, wie in so vielen Entwicklungen, wiederholt die höchste Stufe die Form der niedrigsten: das sublimirteste Gebilde der Geisteskultur, die Mathematik, steht gleichfalls jenseits von Männlich und Weiblich und daraus erklärt sich vielleicht die auffallende Thatsache, daß grade in ihr mehr als in allen anderen Wissenschaften Frauen ein tiefes Eindringen und bedeutende Leistungen gezeigt haben. Die Mathematik besitzt eine Abstraktheit, die über alle psychologische Differenzirtheit der Menschen hinaus ist — wie die Stufe der weiblichen Volksliederproduktion insoweit noch nicht in sie eingetreten ist.

Geringere Schwierigkeiten als die sonstigen Literaturformen scheint der weiblichen Produktion der Roman darzubieten: und zwar weil er seiner Natur und seinem künstlerischen Problem nach überhaupt eine viel weniger strenge und festgelegte Form hat. Indem er inhaltlich vielmehr weit als tief greift, giebt er formal

Digitized by Google

eine größere Freiheit als irgend eine andere Kunstgattung, und seine nachgiebigen, beliebig ausgestaltbaren Grenzen tragen weniger schroff den Charakter seines männlichen Ursprungs. Daher hat der Instinkt der Frauen sie grade auf den Roman als auf ihre eigentliche Domäne geführt, auf der sie sich am freisten und am eigensten geben können. Freilich scheint mir auch hier das lang anhaltende, gleichmäßige innere Verhältniß zu einer großen Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, die Gefühlsspannung, die sich sympathischen wie antipathischen Inhalten gegenüber pausenlos auf derselben objektiven Höhe halten muß — dies scheint mir freilich dem Rhythmus der weiblichen Seele nicht zu entsprechen, und das ist vielleicht der Grund, weshalb selbst die Romanform, die der weiblichen Nuance einen besonders weiten Spielraum giebt, doch nur wenige künstlerisch hervorragende Produktionen aufweist. Jedenfalls sind die Ansätze zu einer spezifisch weiblichen Kultur hier deutlicher als in der bildenden Kunst, in der schon die gewöhnliche Anhängerschaft an einen Lehrer der Künstlerin schlechthin männliche Ideale steckt und die besondere weibliche Art unterdrückt. Daß eine solche in den bildenden Künsten der Möglichkeit nach vorhanden ist, bezweifle ich keinen Augenblick. Und zwar nicht nur, weil die grundlegenden weiblichen Gefühle der Welt und dem Leben gegenüber, die doch auch die Kunst bestimmen, eine spezifische Färbung tragen; sondern namentlich, weil wir jetzt wissen, wie sehr alle bildende Kunst von den psychisch-physischen Verhältnissen abhängt, von der Umsetzungsart der seelischen Bewegungen in körperliche, von den Innervationsempfindungen, von dem Rhythmus des Blickens und Tastens. Die theils unmittelbarere, theils reservirtere Art, mit der das Innenleben der Frauen in die Sichtbarkeit tritt, ihre besondere, anatomisch und physiologisch bestimmte Art sich zu bewegen, das Verhältniß zum Raum, das aus dem eigenthümlichen Tempo, Weite und Formung ihrer Gesten hervorgehen muß — dies alles müßte von ihnen in den Künsten der Räumlichkeit eine besondere Deutung und Gestaltung der Erscheinungen erwarten lassen, wie sie ja in der Tanzkunst auch entsprechende Besonderheiten darbieten. Aber in dieser lassen die überlieferten Formen auch dem individuellen Impuls, Anmuth und Geberdungsart einen unvergleichlich weiten Spielraum. In der bildenden Kunst dagegen ist die Vergewaltigung durch das historische Material schon unendlich vielen männlichen Künstlern unüberwindlich — nach der individuellen Seite, während sie es für die Frauen außerdem noch nach der generellen ist. Immerhin sind auch hier einige leise Ansätze zu einer spezifisch weiblichen Note bemerklich. In einigen Bildern von Dora Hitz, in Radirungen von Käthe Kollwitz, und einigen frühen von Kornelie Wagner ist eine Gesammtstimmung, die ich nie an einer männlichen Produktion gefühlt habe. Mit Worten läßt sich dieser Unterschied natürlich nicht beschreiben; wenigstens müßte die Aesthetik dazu weiter vorgeschritten sein, als wir es jetzt auch nur absehen können. Aber hier ist wirklich, wenn auch nur in ersten Schritten, die unermeßliche Unterschiedenheit des weiblichen von dem männlichen Lebensprinzip aus der Form des fließenden Erlebens in die des objektiven kulturellen Gebildes getreten.

Im Zusammenhang dieser Ansätze zu einer weiblichen Kultur möchte ich auf eine wenig beachtete Spielart weiblicher Naturen hindeuten, die eigentlich zur Trägerin jener Gestaltungen prädestinirt erscheint. Ich meine diejenigen Frauen, die in ihren gesammten Wesensäußerungen das völlig reine und echte Cachet der Weiblichkeit zeigen, während doch die eigentlich sexuelle Färbung desselben völlig

Digitized by Google

verschwunden ist. In biologischem Gleichniß gesprochen, sind dies Wesen, bei denen die sekundären Geschlechtscharaktere in psychologischer Hinsicht voll ausgebildet, aber die primären verschwunden sind. Unzweifelhaft ist die physiologisch-sexuelle Beschaffenheit mit den unmittelbar von ihr ausstrahlenden psychischen Begleiterscheinungen und Trieben die Quelle auch der vergeistigtsten und sublimirtesten Eigenheiten der weiblichen Seele. Allein in einer Reihe höchstentwickelter Individuen haben sich diese letzteren zu einem selbständigen Leben differenzirt, sie werden nicht mehr aus jener Quelle genährt, die vielmehr ganz atrophisch geworden ist. Die Sexualität hat hier ihre Schuldigkeit gethan, sie kann gehen; sie gleicht in diesen Fällen und Beziehungen den praktischen Interessen der Menschheit, die die theoretischen ursprünglich als ihre Folge, oder auch als ihr Mittel emporgetrieben haben, während dieses Erkenntnißinteresse jetzt als ein ganz selbständiges, von der Praxis ganz gelöstes existiren kann. Von physiologischer Seite hat man neulich die Vermuthung aufgestellt, daß die steigende Entwicklung der Menschen überhaupt die Bedeutung der Erotik für das gesammte Innenleben abschwächen werde, indem sie dieses Interesse gleichsam immer mehr lokalisire und die übrigen Interessen ihm gegenüber verselbständige. Ebenso wie sich die körperliche Geschlechtsfunktion allmählig besondere Organe beschafft habe, während bei den niederen Thieren der ganze Körper bei der Fortpflanzung betheiligt sei, so werde die höhere Evolution das Liebesgefühl immer entschiedener von den übrigen seelischen Funktionen abgrenzen und so bewirken, daß es sich immer weniger ablenkend und tyrannisirend in diese einmische. Eine eigenthümliche Abart dieses Schemas ist an jenen Frauen verwirklicht, bei denen sich die Weiblichkeit im Sinne der Sexualität seelisch ganz von der Weiblichkeit im Sinne der allgemeinen psychischen Beschaffenheit differenzirt hat — so daß jene sich ganz zurückbilden und verschwinden konnte, ohne die letztere irgendwie herabzusetzen. Hier ist in der Form des persönlichen Lebens, wie in einem Gleichniß zu dem auf diesen Seiten angedeuteten Kulturziel, die Durchdringung des seelischen Inhalts mit der ganzen Färbung der Weiblichkeit erreicht, zugleich aber gelöst von dem Dunklen, allzu Subjektiven, das so oft direkt und indirekt die Ausgestaltung der geistigen Persönlichkeit in sachlichen und geistigen Gebilden hintanhält.

Um nun aber jene leisen Andeutungen weiblich origineller Kultur als Thatsache und als Werth zu begreifen, muß man sich der innerlichen Unterschiedenheit des männlichen und weiblichen Prinzips doch noch bewußter werden, als gewöhnlich geschieht. Aber grade ihre Tiefe und Absolutheit pflegt daran zu verhindern. Denn sie ist uns so völlig selbstverständlich, eine so dogmatische Voraussetzung des praktischen Lebens geworden, daß wir instinktiv jede Frau nur auf weibliche, jeden Mann nur auf männliche Kategorien hin ansehen. Ohne bewußte und besondere Aufmerksamkeit beurtheilen wir männliches und weibliches Sein oder Thun garnicht nach einem wirklich einheitlichen Maßstab; nur ist freilich — und dies ist das Täuschende — dem schließlichen Schätzungsresultat nicht anzusehen, daß es durch die Abmessung der Frau an dem Durchschnitt oder dem Ideal des weiblichen Wesens, des Mannes an den männlichen Kriterien gewonnen ist. Allerdings sind es sonst gerade die Unterschiede der Menschen, die das höchste Bewußtsein erregen. Allein doch nur auf Grund ihrer Bedeutung für das praktische Thun. Was an allen Menschen gleichartig ist, das ist die selbstverständliche Grundlage alles Handelns, auf die wir im Praktischen kein Bewußtsein verwenden. Jede ökonomische, gesellige,

Digitized by Google

ethische Thätigkeit wird in ihrem speziellen Zweck und Art von den erkannten Verschiedenheiten unter den Individuen geleitet, diese sind die wichtigsten Voraussetzungen unserer Aktivität. Die Verschiedenheit männlichen und weiblichen Wesens überhaupt aber ist bisher auf Grund der ungestörten Arbeitstheilung zwischen den Geschlechtern für die Praxis so selbstverständlich gewesen und so naiv hingenommen worden, wie andrerseits die allgemeineren Gleichheiten unter allen Menschen. Erst der Einbruch der Frauen in die Thätigkeitskreise der Männer hat die Frage nach ihren Wesensunterschieden praktisch gemacht und dadurch das ungeheure Problem — wenn auch nur aus der Ferne — gezeigt, ob eine Kulturthätigkeit ebenso organisch aus dem weiblichen Wesen, wie die bisherige aus dem männlichen erwachsen könne. Einen derartigen Beruf, von höchster kultureller Bedeutung und zugleich in der weiblichen Natur völlig autochthon, hat es nun freilich gegeben und giebt es theilweise noch: die Hauswirthschaft. Die häusliche Wirthschaftsführung mit ihrer garnicht abzusehenden Bedeutung für die Gesammtheit des Lebens ist die große Kulturleistung der Frau, das Haus trägt ganz ihr Gepräge; hier haben ihre besonderen Fähigkeiten, Interessen, Gefühlsweise und Intellektualität, die ganze Rhythmik ihres Wesens ein nur durch sie mögliches Gebilde geschaffen. Es bedarf nicht der Auseinandersetzung, wie sehr die moderne ökonomische und moralische Entwicklung diesem mehr und mehr von seiner Substanz geraubt haben*): die Arbeitstheilung, die Expatriirung unzähliger Herstellungen aus dem Hause heraus, die steigende Ehelosigkeit, nicht zum wenigsten die ebenso steigende Beschränkung der Kinderzahl in den höheren Schichten. Erst seit die Selbstverständlichkeit dieses Berufes fraglich geworden ist, konnte es zum Problem werden, die Frau zu Kulturleistungen gelangen zu lassen. Da man aber die bestehende, d. h. männliche Kultur für die einzig mögliche zu halten pflegt, so entsteht das Dilemma, daß die Frauen entweder die produktiven Kulturleistungen oder sich selbst aufgeben. Sobald sie auf die spezifisch weibliche Kraft, Weltanschauung, Seinsqualität zu Gunsten jener maskulinen Berufsarbeit verzichten, so wird man ohne jedes reaktionäre Vorurtheil zugeben, daß durch die innere Beziehungslosigkeit zu dem objektiven Werk die persönlichen Werthe, Reize und Besonderheiten der weiblichen Seele Schaden nehmen müssen. Wenn man gemeint hat, die Berufe entweiblichten die Frauen so wenig, wie sie die Männer entmännlicht hätten, so hat man den Grund dieser letzteren Thatsache übersehen: daß die fraglichen „Berufe" eben von vorn herein männlichen Wesens sind — ganz abgesehen von der größeren Differenzirungsfähigkeit der Männer, die ihr seelisches Zentrum nicht so leicht wie bei Frauen mit ihrem äußeren Thun verwachsen,

*) Für das Bild der Berufsrangirung in ihren individuellen Folgen hat dies übrigens eine selten betonte Bedeutung. Es giebt eine Reihe männlicher Berufe, zu denen es keiner spezifischen Begabung bedarf und die dennoch nicht inferior sind, nicht nothwendig schöpferisch und individuell und doch das Individuum von keinem sozialen Range ausschließend: so der juristische und viele kaufmännische Berufe. Diese soziale Formung besitzt auch der Hausfrauenberuf: er kann von jeder bloß durchschnittlichen Begabung erfüllt werden und ist doch nicht subaltern, braucht es wenigstens nicht zu sein. Wo dieser nun ausgeschlossen ist, sind die Carrieren und Selbständigkeiten, die sich den Frauen ohne besondere Beanlagung darbieten, nur subalterner Natur. Diejenigen, denen eine solche für die geistig produktiven Berufe abgeht, müssen schon Stenographistinnen, Zahnärztinnen und dergl. werden. Es fehlt ihnen vorläufig das Pendant zu der juristischen Laufbahn, die unspezifisch und doch nicht subaltern ist; wodurch sie einerseits in die niederen Berufe gedrängt werden, die unter ihren sozialen Ansprüchen bleiben, andrerseits in die höchsten geistigen, die über ihre persönlichen Anlagen hinausgehen.

Digitized by Google

durch dieses stören und zerstören lassen. Diese Alternative, die den Frauen nur die Wahl zwischen der Bewahrung ihrer Eigenart und einer produktiven Kulturleistung zu stellen scheint, fällt sogleich durch die Erkenntniß fort, daß die bestehende Kultur keine neutrale, sondern mit Ausnahme der Hauswirthschaft eine auf die männliche Leistungsart allein zugeschnittene ist, die deshalb einer anderen, die weibliche Natur voraussetzenden und ausdrückenden, völlig Raum giebt. Die Schaffung einer solchen neuen Nuance, ja, eines neuen Welttheiles der Kultur würde sich nicht nur der großen sozialen Entwicklungsformel fügen: an die Stelle der Konkurrenz gleichartiger Leistungen das Sich-Ergänzen arbeitstheiliger Verschiedenheiten zu setzen, sondern sie scheint mir an und für sich der eigentliche Gewinn zu sein, den die objektive Kultur aus der modernen Frauenbewegung ziehen kann.*)

Nun verhehle ich mir die äußeren und inneren Schwierigkeiten nicht, denen die Entwicklung auf das hiermit angedeutete Ideal hin begegnet. Man wird zunächst diese Entwicklung für eine solche erklären können, deren erste Stadien eine ihrem Endziel durchaus entgegengesetzte Richtung halten. Die Ausbildung, die Thätigkeit, die Position der geistig oder ökonomisch selbständigen Frauen muß wohl das Stadium der historisch gegebenen, also männlichen Kultur durchmachen, auch wenn dies nur Vorbereitung ist, um sie, von einem bestimmten Punkte an abbiegend, dann eine eigene Linie verfolgen zu lassen. Denn soweit wir ohne ausschweifende Phantastik sehen können, wird auch die höchst ausgebildete weibliche Kultur sich über den dauernden Grundthatsachen und -aufgaben des Menschenlebens erheben, ihrer spezifisch männlichen Behandlung eine spezifisch weibliche hinzufügend, aber das Fundamentale und sicher auch unzähliges Einzelnes mit jener theilend. Darum werden sie zunächst an der Bildung, den Bewährungen, den Rechten der Männer

*) Herr Professor Breysig hat in einer mündlichen Diskussion über diesen Gegenstand einen Gedanken angedeutet, den ich allerdings für eine wesentliche Erweiterung meiner Ausführungen halte. Die originale und objektive Kulturleistung der Frauen, so ungefähr meinte er, bestünde darin, daß die männliche Seele zum großen Theil von ihnen gestaltet wird. So gut, wie etwa die Thatsache der Pädagogik oder die rechtliche Einwirkung der Menschen auf einander oder auch: die Bearbeitung eines Materiales durch einen Künstler zur objektiven Kultur gehören, so gut thäten es die Einflüsse, Bildungen und Umbildungen seitens der Frauen, dank deren die männliche Seele gerade so ist, wie sie ist. In der That: in der Formung dieser drücken die Frauen sich selbst aus, sie schaffen hier ein objektives und nur durch sie mögliches Gebilde, in dem Sinne, in dem man überhaupt von menschlichem Schaffen reden kann, das immer nur eine Resultante der schöpferischen Einwirkung und der eigenen Kräfte und Bestimmtheiten ihres Gegenstandes bedeutet. Es läge nahe, hierin eine Analogie zu der populären Ueberzeugung zu sehen: die spezifische Leistung der Frauen sei die Produktion und das Aufziehen der nächsten Generation. In beiden Fällen liegt der Sinn der weiblichen Existenz in ihrer Beziehung auf andere Wesen, in der Entäußerung ihrer selbst zu Gunsten anderer, die sich durch sie gestalten. Diese Analogie ist indeß eine trügerische Verdeckung eines prinzipiellen Unterschiedes. Wer lehrt, daß die Frauen dazu da wären, das nächste Geschlecht hervorzubringen und zu erziehen — der lehrt, daß sie als Ganzes überhaupt nur für die Männer da sind. Denn da die weiblichen Wesen unter jener nächsten Generation auch nur wieder die Mittel für die demnächst folgende sind, so bleiben als Zwecke der ganzen Entwicklung eben nur die männlichen Elemente derselben bestehen. Der Breysig'sche Gedanke dagegen lehrt nicht das Sich-Aufgeben der Frauen, sondern grade das Sich-Erhalten ihrer, wie sich der Künstler in seinem Werk erhält, dem gegenüber er doch nicht als Mittel bezeichnet werden kann. Vielmehr, daß seine Eigenart und Wirkungskraft sich auslebt und ausprägt, ist und bleibt der Endzweck seines Thuns. Daß die Frauen für die nächste Generation da wären, ist nur die optimistische Verhüllung davon, daß sie bloß um der Männer willen existiren; daß sie ihre Kulturleistung an der qualitativen Formung der Männer haben, bedeutet umgekehrt, daß sie an den Männern gleichsam den Stoff finden, an dem die Besonderheit ihres Wesens und ihrer Kräfte sich objektivirt und ein nur durch sie realisirbares und sie — wenn auch nicht wörtlich — ausdrückendes Gebilde schafft.



Digitized by Google

theilhaben müssen, weil sie nur in dieser Form die Basis, das Material, die Technik für ihre besonderen Leistungsmöglichkeiten bekommen können. So macht auch der eigenartigste Künstler seine Lehrjahre bei einem unvermeidlich anders gearteten durch, und eignet sich so Ziele und Kunstmittel in einer bestimmten Form an, die er nachher selbständig zu unbegrenzten Abweichungen modifizirt. Hier berührt unser Problem die difficilsten Fragen der Psychologie der Geschichte. Bei den vielfachen Gleichheiten in fundamentalen, technischen, materialen Punkten, die selbst die differenzirteste weibliche Kultur noch mit der männlichen aufweisen muß, droht immerhin den seelischen Differenzen zwischen Männern und Frauen eine Verengerung und Reduzirung, und damit eine Herabsetzung eines der tiefsten und unentbehrlichsten Reize des Lebens. Vermeidbar ist diese Gefahr nur unter der Voraussetzung einer außerordentlich gestiegenen Unterschiedsempfindlichkeit. Es ist eine der feinsten Aufgaben des Seelenlebens, die Thatsache und den Reiz von Unterschieden auf dem Boden erheblicher Gleichheit zu kultiviren und zu fühlen. Die Bildung spezifisch weiblicher Ideale hat sich bisher immer an die größte und gröbste Unterschiedenheit angeschlossen, an die unmittelbare sexuelle Differenzirtheit; der absolute Gegensatz gegen das männliche Wesen, durch den sie zum Gegenstand der Erotik werden, hat ihre näheren wie ihre weiteren Ideale gestaltet und so deren Abstand von dem männlichen Prinzip freilich ganz unüberhörbar gemacht. So absolut und sinnenfällig aber wird innerhalb objektiven Kulturschaffens die weibliche Tonart sich nicht von der männlichen abheben. Wir werden viel sensibler für die Nuancen werden müssen; der Verfeinerungsprozeß, der den ästhetischen Geschmack schon hier und da von krassen Kontrasten zu milden Abtönungen, von gewaltsamen Extremen der Formen und der Aeußerungen zu sanften Hebungen und Senkungen geführt hat, ohne daß wir darum die Unterschiede, die die größeren Gemeinsamkeiten der Erscheinungen noch bestehen lassen, weniger lebhaft und reizvoll empfänden — dieser Verfeinerungsprozeß wird sich auf die weiteren Kulturgebiete fortzusetzen haben, wenn bei einer weiblichen Kultur die volle Stärke des Reizes, den die Spannweite zwischen dem männlichen und weiblichen Prinzip entfaltet, weiter leben soll. Jedenfalls aber wird für den Augenblick zuzugeben sein, daß die Bildung und die Rechte der Frauen, nachdem sie so lange den Männern gegenüber in übertriebener Ungleichheit verharrt haben, das Stadium einer gewissen äußeren Gleichheit passiren müssen, ehe sich über diese hinweg eine Synthese: das Ideal einer objektiven Kultur, die mit der Nuance weiblicher Produktivität bereichert ist, erheben kann. So können allerdings Personen, für die der ganze Werth der Frauenbewegung in dieser erhofften Differenzirtheit, diesem Herausarbeiten des spezifisch Weiblichen besteht, zunächst der brutalen Gleichmacherei der Emanzipationspartei beistimmen, — wie es heute extreme Individualisten giebt, die Sozialisten sind, weil sie allein von dem Durchgang durch einen nivellirenden Sozialismus eine wahrhaft naturgemäße Rangirung und eine neue Aristokratie, die wirklich die Herrschaft der Besten wäre, erwarten.

Viel tiefere Bedenken aber als aus dieser Entwicklungsschwierigkeit tauchen aus dem Verhältniß auf, das der weibliche Geist zu der Form der Kultur überhaupt zu besitzen scheint. Alle Kulturgebilde, nach deren Produktion hier gefragt wird, haben den Charakter der Dauer, sie stehen ihrem Sinne nach jenseits des individuellen Lebens und seines zeitlichen Verfließens. Vielleicht aber ist diesem Schaffenstypus die ganze Art und der Rhythmus des weiblichen Wesens prinzipiell

Digitized by Google

fremd. Es trägt vielleicht, viel stärker als der Mann, den Charakter des Fließenden, in der Forderung des Tages Aufgehenden, auf das bloß individuelle Leben Gerichteten. Es gehört zu den banalen Vorwürfen gegen die Frauen, daß sie keine Objektivität besäßen, daß ihre Hingabe eigentlich niemals einem Gegenstand oder einer Idee, sondern in letzter Instanz immer einer Person gälte, d. h. einem Zeitlichen und gleichsam Punktuellen gegenüber der Abgewogenheit und Ueberzufälligkeit, die der rein sachlichen Interessirtheit eigen ist. Was daran richtig sein mag, hängt sicher damit zusammen, daß die Thätigkeit der Frauen, besonders seit der Einschränkung der häuslichen Produktion, selten „Objekte" schafft. Die noch übrige häusliche Arbeit gilt dem Tage — woran sie den ganzen Vormittag gekocht haben, wird in einer halben Stunde aufgegessen —, sie ordnet sich dem Flusse und Wechsel momentaner Ansprüche und Interessen ein, ohne ein substantielles Resultat zu hinterlassen, das nicht wieder unmittelbar in diesen Fluß hineingezogen würde. Das Leben im Zeitlosen, — das etwas ganz Anderes ist als die Ewigkeit im religiösen Sinne —, die reine Sachlichkeit und die unvermeidliche Einseitigkeit substantieller Arbeit, die Einordnung in überpersönliche Zusammenhänge — dies widerstrebt vielleicht dem innersten Leben der weiblichen Seele. Hier handelt es sich also nicht mehr darum, ob diese besonders charakterisirte Inhalte besäße, die in das geschichtliche Kulturleben hinein verkörpert werden könnten. Dies möchte im Prinzip zugegeben werden und doch zugleich behauptet, daß die typische, innere Lebensform, daß der psychische Rhythmus der Weiblichkeit sich gegen die Produktion der Werthe, die wir objektive Kultur nennen, sträubt. Es ist hier nicht die Sache, sondern ihr Träger, nicht der seelische Gehalt, sondern die Funktion, die ihn verwirklicht, nicht das Sein, sondern die Art seines Werdens — was die Aufgabe vielleicht illusorisch macht.

Diese Frage nach dem Takt und Tempo der seelischen Bewegtheit, nach der ganz allgemeinen, alle Wesensäußerungen von innen her rhythmisirenden Form des weiblichen Lebens ist die letzte Instanz, von der die Frage nach einem zukünftigen Aufwachsen weiblicher Kulturproduktion neben oder zwischen der männlichen abhängt. Und sie ist so wenig, wie alles Erste und Letzte, wissenschaftlich zu beantworten, sondern nur aus jenen ahnungsmäßigen Entscheidungen der Einzelnen heraus, zu denen die Zufälligkeit ursprünglicher, individueller Tendenzen und die nicht geringere Zufälligkeit unzähliger, unbewußter Erfahrungen und ihre Deutung zusammenwirken. Dennoch giebt es einen Zusammenhang, der diese Subjektivität in der Entscheidung der tiefsten Fragen des historischen Lebens legitimirt: die ganz großen und fundamentalen geschichtlichen Bewegungen und Wendungen, die dem heutigen Verständniß nicht viel weniger geheimnißvoll sind als dem vorwissenschaftlichen und die das Schicksal und die Leistung der Frauen als Wirkung wie als Ursache aller anderen einschließen — diese werden schließlich in der geschichtlichen Wirklichkeit durch ganz dieselben instinktiven, aus den alogischen Tiefen der Seele hervorbrechenden Gefühle *hervorgebracht*, durch die allein auch ihre geistige Aneignung, ein subjektives *Urtheil* über ihre objektiv so vieldeutige Gestaltung möglich ist.



Digitized by Google

# Frau Brahe von Erichsholm.

## Eine Legende.

Von **Birger Mörner.**

Dem Grafen Carl Johan Trolle-Bonde zu Trolleholm, das einstmals Erichsholm genannt ward, ist diese kleine Erzählung in verehrungsvoller Zuneigung gewidmet vom Verfasser, der in dankbarer Erinnerung den Winterabend vor der Kaminflamme auf Trolleholm bewahrt hat, an dem er zum ersten Male die Namen Sophie Brahe und Erik Lange hörte.

### I.

Vor vielen, vielen Jahren, als noch der alte König Gösta mit seinem Eisenscepter alles Land Schwedens regierte, war der Hof Knutstorp in Schoonen im Besitze eines hohen Herrn, namens Otto Brahe. Schoonen gehörte damals noch zu Dänemark. Otto Brahes Hausehre, Beata Bille, schenkte ihm im Laufe der Jahre nicht weniger als zehn Kinder, fünf Söhne und fünf Töchter. Herr Otto Brahe hatte jedoch einen Bruder, der Jörgen hieß, und der war Herr auf Tostrup, dem alten Stammgut des Geschlechts. Dieser, der mit einer vornehmen Frau vom Stamme der Oxe vermählt war, hatte keine Leibeserben, und darob grämte er sich bitterlich. Er hatte um dessentwillen seinem Bruder das Versprechen abgenommen, daß, wenn diesem ein Sohn geboren wurde, Jörgen und sein Ehegemahl denselben als ihr eigenes Kind zu sich nehmen dürften. Als darum Otto Brahes erster Sohn zur Welt kam, fand sich der Bruder ein, um den Neugeborenen zu holen. Aber Otto Brahe raufte sein Haar aus und betheuerte, daß es ihm unmöglich sei, sein Versprechen zu erfüllen, und seine Gemahlin drückte weinend den Knaben, der den Namen Tyge erhalten hatte, an ihre Brust. Da wurde Herr Jörgen erzürnt auf seinen Bruder, ging aus dem Zimmer und warf die Thüre ins Schloß. Wieder gab es Kindstaufe auf Knutstorp. Einige Tage darnach stand Herr Jörgen aufs Neue vor seinem Bruder. Wieder raufte Herr Otto sein Haar und schwor hoch und theuer, daß es ihm auch dieses Mal unmöglich sei, dem Begehren des Bruders zu willfahren, doch er wollte geloben, daß wenn der Herr ihm einen dritten Sohn

Digitized by Google

schenkte, er auf diesen verzichten werde. Da schlug Herr Jörgen mit seinem Eisenhandschuh so hart auf den Tisch, daß die Schieferplatte in dessen Mitte sprang, und er bestieg seinen Traber. Kurze Zeit darauf war der kleine Tyge verschwunden. Das war ein Kummer und Jammer im ganzen Knutstorphof, die Bauern des Gutes wurde aufgeboten, und über alle Felder ging die Suche. Doch der Knabe ließ sich nicht finden. Herr Otto und seine Ehefrau waren untröstlich. Da verbreitete sich endlich das Gerücht, das Kind wäre frisch und wohlbehalten, auf dem Hofe Tostrup; ein fahrender Mann hatte es dort auf Herrn Jörgens Knien reiten sehen, ihn an dem langen Kinnbart zupfen und sein Weinglas zu Boden schlagen. Zu alldem hatte Herr Jörgen nur gelacht, den Knaben auf den Nacken geküßt und ihn seinen Sohn genannt. Als Herr Otto und sein Ehegespons solches hörten, wurden sie herzlich froh. Herr Jörgen durfte den kleinen Tyge behalten, und es herrschte wieder Eintracht in der Familie.

Die übrigen Kinder wuchsen daheim auf. Das Jüngste von Allen war Sophia. Sie war ganz verschieden von den übrigen Geschwistern, sie war lebendiger als diese, und obgleich sie die Jüngste war, konnte sie mit Leichtigkeit dem Unterricht der älteren Geschwister folgen, und ehe sie ihr neuntes Jahr erreicht hatte, war sie ihnen überlegen, nicht blos in der lateinischen Sprache, sondern auch in der Rechenkunst.

Tyge Brahe wollte nicht den Wunsch seines Vaters erfüllen, sich zum Krieger auszubilden. Da es ihm an jeglicher Lust hierzu gebrach, schickte ihn sein Oheim an die Universität in Leipzig, um dort Jura zu studieren. Er war da fünfzehn Jahre alt. Der Oheim, der ihn immer mehr vermißte, je weiter die Zeit vorschritt, berief ihn schließlich, vier Jahre später nach Hause. Da zeigte es sich, daß Tyges Fortschritte im Jus mehr als gebürlich zweifelhaft waren, hingegen hatte er großes Wissen in der Sternkunde und Chemie gesammelt. Etliche Wochen nach Tyges Heimkehr segnete jedoch Herr Jörgen das Zeitliche. Seine Majestät, König Friedrich, war nämlich eines Tages so heftig über die Amagerbrücke geritten, daß diese eingestürzt war; Herr Jörgen, der dies vom Strande mit angesehen, hatte sich da ins Wasser geworfen, um dem König seine Hilfe zu bringen, doch bereitete dieses ihm selbst tödtliches Siechthum.

Herr Tyge beweinte seinen Oheim und geleitete ihn zum Grabe. Dann suchte er seine Angehörigen auf. Mit Gram fand er, daß er ihnen fremd geworden. Der Vater grollte ihm, weil er nicht Krieger geworden; und da nun dem Sohne anstatt dessen schickliche Gelegenheit geboten war, sich zum Beamten auszubilden, um in dieser Laufbahn eine ehrenwerte und adelige Stelle zu gewinnen, hatte er an Sternenkunde und andere Eitelkeit seine Zeit vergeudet. Der Brüder Vergnügungen und Beschäftigungen stießen ihn ab. Was scherte er sich um Jagd und Hunde, wenn der Himmel voll klarer Sterne stand? Wenn sich die Brüder des Abends zu Geschwätz und Würfelspiel zusammenfanden, setzte er sich in die Fensternische, die jüngste Schwester auf seinen Knien, und unterwies sie im Gang der Planeten. Die Brüder versuchten ihn zu hänseln, sie verbitterten seine Tage und riefen ihn Diogenes. Da konnte er zuweilen aufbrausen und ihnen eine scharfe Antwort geben. Aber dann geschah es zuweilen, daß er seiner jüngsten Schwester Hand sich in die seine schmeicheln fühlte, und da streichelte er ihre Haare, lächelte ihr zu und verließ mit ihr das Zimmer.

Dann zog Herr Tyge abermals hinaus in die Welt.

Als er drei Jahre später zurückkam, lag sein Vater auf dem Todtenbett. Da er um die Mittagsstunde unvermutet in den Rittersaal auf Schloß

Digitized by Google

Helsingborg trat, wo der Vater jetzt Vogt war, erhoben sich alle Brüder, die rings um den Mittagstisch saßen, und lachten. Der Haushofmeister in der Thüre, der just eine Schüssel mit Buchweizengrütze auf den Tisch stellen sollte, wurde roth im Gesichte vor Lachlust, aber Sophia stiegen die Thränen in der Kehle auf. Es war unwiderstehlich, den Bruder solchermaßen wiederzusehen! Und Sten, der älteste Bruder, schlug sich auf die Knie. Wer hatte je Desgleichen gesehen? War nicht Tyges Nase fortgehauen, und dafür hatte er eine neue angeklebt, die von glänzendem Kupfer war! Seht nur, seht!

Die Adern an Herrn Tyges Stirn schwollen. Er zog sein Schwert und schlug damit auf den Tisch, so daß Teller und Krüge tanzten. Silentium! Hierauf beugte er sich über die jüngste Schwester und küßte sie auf die Stirn, nahm dann ihre Hand und ging mit ihr in des Vaters Krankenstube.

Einige Monate später war Herr Otto todt.

## II.

Herr Tyge und seine jüngste Schwester nahmen nach des Vaters Begräbnis ihre Zuflucht zu ihrem Mutterbruder, Sten Bille, auf Herrevad. Dort konnte er sich in einem der Flügel ein Laboratorium einrichten, wo er, mit der Schwester als Famulus, sich der Kunst der Künste weihte — der Alchimie. Die Astronomie schien für ihn ihre Lockung eingebüßt zu haben.

Eines Abends, ein Jahr später, ging er, den Arm um den Hals der Schwester geschlungen, über den Hof. Sie hatten für eine Weile ihr Laboratorium verlassen, um sich zu dem Oheim in das Hauptgebäude hinaufzubegeben. Es war funkelnd sternenklar. Nach seiner Gewohnheit ging er leise pfeifend einher, den Kopf zurückgeneigt und den Blick zum Sternenhimmel gerichtet.

Plötzlich blieb er stehen und ergriff ungestüm den Arm der Schwester.

„Sieh!“ rief er und wies nach oben. Da strahlte in Cassiopeias doppeltem W ein Stern, dessen Glanz klarer war, als der aller anderen Sterne, und der Stern war neu, er war gestern nicht da gewesen; kein Sterblicher hatte je zuvor mit seinem Auge dessen Strahlen aufgefangen.

„Ich sehe,“ sagte die Schwester mit verhaltenem Athem, „oh, wie er funkelt. Vielleicht ist es der Stern von Bethlehem?“

Tyge stürmte die Treppen hinauf und rief die Hausleute herunter; konnten sie auch den Stern sehen? War es also kein Trugbild?

Aber sie sahen Alle den Stern und verwunderten sich.

Am folgenden Tage arbeitete Tyge mit athemlosem Eifer daran, sich ein Instrument zu verfertigen, um seinen Abstand von den anderen Sternen messen zu können. Würde der Abend klar werden? Würde sich der Stern überhaupt weiter zeigen?

Als es zu dämmern begann, stand die Schwester im Hofe und hielt Wacht. Tyge arbeitete drinnen, noch war das Instrument nicht fertig.

So flammte nach und nach ein Stern um den andern auf, aber noch war der Himmel theilweise von Wolken verhüllt. Dann klärte es sich auf

Digitized by Google

und sieh da, da funkelte aufs Neue der unbekannte Stern klarer als die anderen!

Diese Nacht arbeiteten sie zusammen, bis die Sonne hinter den entlaubten Buchenwäldern im Osten emporstieg und der letzte Stern verlöschte.

Von stundan wußten sie Beide, daß das Schicksal ihnen das gleiche Ziel gegeben.

## III.

Die Berechnungen, die Tyge Brahe über den neuen Stern veröffentlichte, gaben seinem Namen Glanz, und sein Ruhm verbreitete sich über ganz Europa. Der König selbst fand sich veranlaßt zu versuchen, ihn an das Reich Dänemark zu fesseln, und als das Gerücht ging, daß Herr Tyge die Absicht hegte, das Reich zu verlassen, um in fremden Ländern seine gelehrten Arbeiten fortzusetzen, verlieh ihm der König die Insel Hven sammt jährlichen Einkünften. Hier baute nun Herr Tyge ein Schloß, das zugleich einem Tempel der Sternenkunde geweiht war, und er nannte das Schloß Uranienborg. Bald verbreitete sich dessen Ruf über alle Lande, gelehrte Männer und mächtige Fürsten traten dort mit gesenktem Haupte ein, und um den Meister sammelte sich eine große Schaar von Schülern. Herr Tyge nahm sich eine Frau von bäuerlichem Stande. Die Brüder schäumten vor Raserei, aber sie wagten Nichts zu sagen. Frau Christina ward des Schlosses Herrscherin.

Die Schwester Sophia, die sich nach des Bruders Verehelichung einsamer fühlte denn zuvor, wurde einige Jahre später Otto Tagesson Thott zu Erichsholm vermählt. Herr Otto war ein froher und munterer Herr, der Spiel und Trinkgelage liebte. Das Verhältnis zwischen ihnen war gut, wenngleich ohne Innigkeit. Frau Sophia zog sich immer mehr in sich selbst zurück. Nachts forschte sie in den Sternen und stellte ihren Freunden das Horoskop. Nach einigen Jahren starb Herr Otto plötzlich am Schlag, seine siebenundzwanzigjährige Witwe und einen dreijährigen Sohn hinterlassend, der der Namen Tage führte.

Frau Sophia Brahe ließ mit großem Gepränge ihren Gatten zu Grabe tragen. Im Leichenzug sah man viele von Dänemarks ausgezeichnetsten Männern und vornehmsten Frauen. Aber keine Thräne vergoß sie. Hoch und schlank stand sie im Chore, und als der Stein auf die Graböffnung gesenkt ward, sah sie mit eisiger Ruhe den letzten Schimmer des wappengezierten Sarges verschwinden, und mit einem Seufzer wie vor Erleichterung drückte sie den wundernden Knaben fester an ihre Brust.

## IV.

Es war ein Abend im Spätwinter. Zwischen Dänemark und Hven war das Eis schon aufgebrochen, aber auf dem Schoonen zugekehrten Theil des Sundes lag es noch fest. Die wilden Schwäne waren gekommen, und über die ganze Insel hin konnte man vom Wasser ihren Sang hören. Die

Digitized by Google

vergoldete Wetterfahne oben auf Uranienborgs erbsengrüner Kuppel schwang sich kreischend hin und her.

Im Wintergelaß im untersten Stockwerk saßen die Einwohner der Burg bei Tische. In dem hocharmigen Stuhl unter dem dunkelblauen mit den Zeichen des Zodiacus bestickten Baldachin saß Tyge Brahe selbst. Obgleich er erst sein vierzigstes Jahr vollendet, waren sein Kinnbart und der lange hängende Schnurrbart schon mit dem einen oder anderen Silberstreifen geziert, doch das kurzgeschnittene, zurückgestrichene Haar war reich und dicht. Die dunkle Metallnase glimmte hie und da im Feuerschein auf, und die Augen waren scharf. Der steife, gefältelte Linnenkragen um seinen Hals ließ seinen Kopf gleich dem Johannes des Täufers auf einer Schüssel ruhen. Auf der Brust trug er an einer doppelten Goldkette den „Elefanten" mit dem königlichen Namenszuge. An seiner Seite, auf dem Estrich saß Jep, der Zwerg, den Kopf an die Stuhllehne geschmiegt. Hie und da nahm Herr Tyge mit den Fingern irgend einen Bissen aus der Schüssel und fütterte ihn, ohne dabei seine Rede zu unterbrechen.

Zu seiner Linken saß Frau Brahe zu Erichsholm. Sie war nun vierunddreißig Jahre. Ihr reiches Haar wurde von einem perlgestickten Kopftuch verborgen, das sich hinab über die Stirne rundete und vor den Ohren abschloß, so daß auch diese verdeckt waren. Ihr Gesicht war blaß, aber die Augen groß und dunkel, die Gestalt war hoch, doch zart. Auf dem Schoße hatte sie einen kleinen Hund, den sie hie und da liebkoste, indes sie gedankenvoll Herrn Tyges Worten lauschte, die jetzt gerade der Papiermühle galten, die er auf seiner Insel anzulegen gedachte, da mit jedem Jahre die Schwierigkeit immer größer wurde, die kleine Druckerei, die er auf dem südlichen Erdwall hatte anlegen lassen, mit Papier zu versehen.

Frau Christina ging schweigend im Zimmer umher und sah nach der Bedienung. Wenn Herr Tyge sprach, wurde es immer still im Zimmer. Selbst der kleine, lebhafte holländische Maler, dem es sonst schwer fiel, seine Zunge im Zaum zu halten, unterbrach dann seine Rede mitten in einem Satze. Herr Tyge liebte freilich die Munterkeit an seinem Tische, aber störte ihn Jemand, wenn er irgend eine neue Idee hatte und die Gründe dafür und dagegen zu erwägen wünschte, dann konnte er heftig werden. Dies wußten sie Alle aus Erfahrung, sowohl der kleine Maler als die fünf Discipuli, die am anderen Ende des Tisches saßen und sich darum jetzt still wie Mäuslein verhielten.

Es stürmte draußen, und es heulte in der Ofenröhre. Plötzlich hörte man die trockene Stimme des Zwerges:

„Titan, Titan", rief er.

Tyge legte dem Zwerge die Hand aufs Haupt. „Was will mein kleiner Freund? Fürchtet er sich vor dem Sturm?"

Tyge Brahes Stimme war stets liebkosend, wenn er sich an den kleinen, geistesschwachen Krüppel wandte.

„Titan, Titan," wiederholte der Zwerg.

„Titan, das ist ja ein Name für die Sonne, sehnst Du Dich nach der Sonne, kleiner Mann?"

„Titan kommt übers Meer!"

Und er tastete nach Frau Sophias Hand.

Wenn sich Jep irgend etwas in den Kopf gesetzt hatte, gab es stets Unruhe auf Uranienborg. Seine Ahnung schlug selten fehl. Wenn Herr Tyge bei

Digitized by Google

irgend einem Entschlusse schwankte, pflegte er Jep um Rath zu fragen und aus dessen dunkler Orakelantwort suchte er dann mit ängstlichem Eifer den Sinn hervor. Und dieser Rath diente fast immer zum Heil.

Herr Tyge beugte sich über den Zwerg.

„Wo kommt Titan, antworte, mein Knabe, und ich will Dir den Papagei zu eigen geben, den ich vom Herzog Ulrich bekommen habe. Wo kommt Titan?"

„Titan kommt übers Meer, seht, seht!" Und er erhob sich und wies gegen Süden.

„Geh hinauf in den Thurm, Odd Einersen," sagte Herr Tyge zu einem der Schüler, „geh hinauf in den Thurm, und sieh zu, ob Du Jemanden auf dem Meere entdecken kannst. Gott helfe dem, der an solchem Abend draußen ist."

Odd Einersen erhob sich von der Tafel und ging. Es wurde still im Gemach, nur das leise Aechzen des Zwerges war vernehmbar.

Plötzlich hörte man ein zorniges Bellen der vier englischen Doggen, die das südliche Thor des Schloßwalls bewachten. Man vernahm die mahnenden Rufe der Wache, und man hörte, daß das Thor geöffnet wurde. Dann erklangen draußen Schritte. Alle erhoben sich zur Hälfte, und Aller Blicke richteten sich auf die Thüre. Diese öffnete sich, und ins Zimmer trat ein langer, schlanker Mann mit kohlschwarzem, spitzigen Kinnbart und großen, braunen Augen. Als er den nassen Regenmantel von den Schultern zurückschlug, sah man, daß er in schwarzen, ziemlich abgetragenen Sammet gekleidet war, mit einer Reihe kleiner, glänzender Silberknöpfe. Tyge Brahe erhob sich und ging ihm entgegen.

„Was? Das ist ja Erik Lange. Willkommen in meinem Hause. Wo kommst Du her, und wie konntest Du bei solchem Sturm landen?"

Frau Brahe saß in den Stuhl zurückgelehnt da und umklammerte hart dessen Armlehnen. Welch edles Gesicht! Er hatte das Barett mit den nassen Federn über den Mantel auf den Stuhl gelegt und stand nun vor Tyge Brahe. Sein Antlitz war bleich, das schwarze Haar, das feucht vom Salzwasser war, klebte an der Stirn, seine Häude waren weiß, und an der rechten Hand trug er einen Wappenring von Silber.

„Guten Abend, Tyge Ottoson! Ich komme spät am Abend, aber ich habe immer den Sturm gegen mich."

Mit einem matten Lächeln schüttelte er Tyge Brahe die Hand. Ohne die Uebrigen im Zimmer auch nur eines Blickes zu würdigen, ging er dann zum Kachelofen, wo einige Scheite prasselten, setzte den einen Fuß auf die Ofenbank und hielt die schmalen, weißen Hände vor das Feuer.

„Nun, Erik Lange," sagte Tyge Brahe, „Jahre sind vergangen, seit wir in Basel am Tiegel arbeiteten. Frau Fama hat mir gesagt, daß Dein Forschertrieb seither nicht gestillt wurde. Nennt man Europas beste Adepten, so nennt man auch Deinen Namen, Erik Lange."

Der Fremdling stand noch immer mit dem Rücken gegen das Zimmer. Er antwortete, als hätte er Tyge Brahes Frage nicht gehört.

„Oft, wenn ich des Nachts Deinen Stern sah, Tyge Brahe, dachte ich Dein. Bald, dachte ich, ist Dein Stern erloschen, seine Strahlen werden ja schwächer von Jahr zu Jahr. Ich wollte Dich wiedersehen, solange dein Stern noch leuchtete."

Tyge Brahes Antlitz umwölkte sich.

Digitized by Google

„Es ist wahr, Erik Lange, daß der Fremdling in der Cassiopeia auf dem Rückzuge ist. Auch er hat seine Bahn zu erfüllen. Aber bevor der Abend kommt, kann Manches vollbracht sein. Und Du, Erik Lange," fuhr er mit seiner gewöhnlichen Stimme fort, „verweile Du jetzt bei mir einige Zeit. Unter dem Schlosse habe ich ein Laboratorium mit sechszehn Öfen eingerichtet; verweile bei mir und übe Dich in der größten der Künste!"

„Ich danke Dir, Tyge Brahe, aber schon mit dem morgigen Tage muß ich weiter. Meine Höfe in Schoonen, die ich seit fünfzehn Jahren nicht besucht, erheischen meine Anwesenheit. Ich habe erfahren, daß dort Alles in Verfall gerathen ist, und ich habe ungetreue Diener gehabt."

Herr Tyge lächelte, wie er da saß und in seinen Schnurrbart biß. Erik Langes Höfe! Hatte er überhaupt so viel Scholle von all seinem väterlichen Erbgut übrig, daß er eine Handvoll Weizen darauf säen konnte? Stück für Stück hatte er ja im Laufe der Jahre für seine Experimente geopfert.

Frau Christen hatte in der Zwischenzeit die Mahlzeit des fremden Gastes angerichtet und auf einen Stuhl vor der Flamme seinen triefenden Mantel ausgebreitet. Er verneigte sich dankend vor ihr und bediente sich langsam von den Speisen, ohne den Blick vom Tische zu erheben. Frau Sophia Brahe betrachtete schweigend sein blasses Profil. Die Stirne war hoch, die Nase gerade, der Hals war schlank nnd leuchtete weiß gegen den hohen, schwarzen Kragen, der von den Schultern steif zur Höhe einer Hand breit aufstand.

Tyge Brahe unterhielt sich an diesem Abend lange im Zwiegespräch mit dem fremden Adepten. Er führte ihn in der merkwürdigen Burg herum, zeigte ihm den Thurm, wo die astronomischen Instrumente aufgestellt waren, und durch die der Sternenhimmel über einen nach allen Seiten hin freien Horizont in wolkenlosen Nächten sichtbar ward. Er zeigte ihm den großen Sternenglobus, auf dem Tyge Brahe alle Fixsterne und Planeten eingravierte, je nachdem er ihren Platz im Weltensystem bestimmt hatte, und er erklärte ihm dieses System, wo die Erde, Urania, die wir alle unter unseren Füßen treten, des Weltalls fester Punkt war, um den sich Sonne und Mond bewegten, und wie um die Sonne auf ihrer Bahn um die Erde Merkurius, Venus, Mars kreisen, Jupiter und Saturn, der glückliche und starke Stern.

Es war spät Nachts, als die beiden Freunde sich endlich zur Ruhe begaben. Am frühen Morgen des folgenden Tages reiste Erik Lange über das Eis heim zu seinen öden schoonischen Erbgütern.

## V.

Der Frühling war längst gekommen. Der Sund lag blau und glitzernd da; alle Felder und Fluren leuchteten grün, und der Birken jüngst noch so glänzende gelbe Laubfarbe hatte sich auch in Smaragd verwandelt. Die silbergrauen Reiher, die in großen Schaaren in den Buchen über dem Moor gleich neben dem weißen Schlosse Erichsholm Nester bauten und horsteten, hatten schon Junge und umkreisten nun schreiend die Baumwipfel.

Frau Sophia Brahe war nach dem Besuche bei ihrem Bruder auf ihr Gut zurückgekehrt. Ein Bedürfnis nach Einsamkeit war über sie gekommen.

Digitized by Google

Ihr kleiner Sohn mußte lange Stunden für sich allein im Sonnenschein spielen, in dem großen Saale mit den gewebten Tapeten. Sie selbst konnte dann unbeweglich in einem Stuhle sitzen, die Hand unter der Wange.

Der Sterne und der Metalle Kunst lockte sie nicht länger. Das Tagebuch, das sie seit dem Tage des neuen Sternes über den Himmel und die Witterung geführt, war seit einem Monat abgebrochen, und im Laboratorium hatte eine Spinne ihr Netz quer über den Ofen gesponnen. Der Garten, der sonst ihr Stolz war, und der hoch gepriesen wurde weithin über das ganze Land, war in diesem Jahre vernachlässigt worden, das Gras wuchs auf den Wegen, und nur eine geringe Anzahl Pflanzen war gesetzt worden.

Oft wandelte sie einsam den Weg entlang, der von den großen Höfen weiter oben hinab zum Sunde führte. Es war, als wartete sie auf Jemanden, der niemals kam.

Frau Sophia Brahe war weithin berühmt ob ihrer Fertigkeit in der Heilkunst. Auch kamen Kranke von nah und ferne, um sie um Rath zu fragen. Sie brachte allezeit Hilfe, wenn solches in ihrer Macht stand. Auch liebte das Volk sie.

Es nahm sie daher nicht wunder, als eines Tages ein Bauer mit einem flachen Wagen herangefahren kam, in dem sich auf einem Lager von Stroh die Formen eines Menschen unter einer Decke abzeichneten. Hinter dem Wagen führte ein Knabe ein gesatteltes schwarzes Pferd, das auf dem einen Vorderbein hinkte.

Frau Sophia Brahe stand just auf der Treppe und hielt ihr Söhnchen an der Hand, als der Wagen den Burghof hinauffuhr. Der Bauer, der die Zügel hielt, verbeugte sich, und da erkannte sie ihn wieder; es war einer ihrer eigenen Bauern.

„Ist es Dein Sohn, der krank ist, Gert?“ fragte Frau Sophia.

„Nein, gnädige Frau,“ antwortete der Bauer. „Hans ist gottlob wohlauf, er ist es ja, der das schwarze Pferd führt. Steh stille, Du Biest,“ brüllte er das Reitpferd an, welches vor einem Fenster scheute, das sich gerade im zweiten Stockwerke öffnete.

Frau Sophia Brahe schritt die Treppe hinab.

„Das ist ein fremder Herr, den mein Sohn auf dem Wege fand. Er hat ein Loch im Kopfe, das Pferd muß über ihn gegangen sein. Es gelang uns, den Blutstrom zu stillen, aber wir können ihn nicht zum Bewußtsein bringen.“

Ein fremder Herr? Frau Sophia Brahe erbleichte. Dann ging sie zum Wagen hin und erfaßte einen Zipfel der Decke. Sie schien einen Augenblick zu zögern, dann hob sie sie auf. Ein blasser, verbundener Kopf mit schwarzem Vollbart wurde sichtbar. Es war Erik Lange. Seine Augen waren geschlossen, und er athmete schwer.

Gerts Verwunderung über die reiche Gabe, die er beim Abschied von der Herrin auf Erichsholm erhielt, war kaum größer als die der Dienstleute, als sie den Befehl bekamen, für den fremden Kranken, des seligen Herrn Otto Tagessons eigenes Zimmer zu ordnen, das seit seinem Tode unberührt gestanden war. Kein anderer als Frau Sophia selbst bekam Zutritt in dasselbe. Sie saß dort die ganze Nacht, man konnte den Verwundeten dort drinnen im Fieber irrereden und laut aufschreien hören.

Am Bette saß Frau Sophia. Sie hatte die rechte Hand des Verwundeten in die ihre genommen und streichelte sie sachte. Sie betrachtete sie genau. Sie war so schön und zart geformt, ihre Finger waren lang und schmal, und sie trug einen Wappenring von Silber.

Digitized by Google

Wie sie sie so betrachtete, schlug Erik Lange die Augen auf. Sie ließ seine Hand fahren.

„Wer seid Ihr?“ fragte er.

„Ihr seid bei Freunden, Erik Lange. Ihr habt Euch am Kopfe verletzt, aber das geht bald vorüber, wenn Ihr Euch nur still und ruhig verhaltet.“

Er schwieg eine Weile und betrachtete sie. Dann tastete er nach ihrer Hand.

„Warum ließet Ihr meine Hand fahren?“ fragte er.

Sie faßte aufs Neue seine Hand, und streichelte sie. Er hielt beständig seine Augen auf sie geheftet.

„Wer seid Ihr, ich habe Euch nie zuvor gesehen?“

Frau Brahe zu Erichsholm beugte sich über ihren Gast und lächelte. Ihr Mund kam seiner Wange immer näher, dann küßte sie sie unmerklich und flüsterte so leise, daß er es nicht vernahm:

„Eine, die Dich liebt, Erik Lange.“

Er sah sie an, mit einem matten Lächeln. Dann schlossen sich seine Augen, und er fiel in Schlummer.

Er schlief lange. Als er wieder erwachte, saß Frau Sophia am Fenster und stickte an einem Rahmen. Er richtete sich im Bette auf und führte die Hand zur Stirn, die jetzt nach allen Regeln der Kunst verbunden war. Da wurde Frau Brahe seiner gewahr.

„Lieget still, Erik Lange. Nun müsset ihr mir gehorchen,“ sagte sie.

Er sank in die Kissen zurück.

„Wie heißt Ihr?“ fragte er.

„Mein Bruder, der Euer Freund ist, pflegt mich Urania zu nennen. Wollt nicht auch Ihr mich so rufen?“

„Euer Bruder, wer ist er?“

„Tyge Brahe.“

„Das ist wahr. Tyge Brahe ist mein Freund, doch nimmer wußte ich, daß er eine so schöne Schwester hatte. Wie kanntet Ihr meinen Namen?“

„Daher, daß ich Euch zuvor auf Uranienborg gesehen. Ihr saßet dicht neben mir bei Tische, aber Ihr merktet mich freilich gar nicht.“

„Da Ihr es saget, muß ich es glauben, aber es ist mir unfaßlich, wie ich ermangeln konnte, Eure Schönheit zu bemerken.“

Frau Brahe lächelte wehmütig.

„Nun da Ihr krank seid und glaubet, mir gegenüber in Dankbarkeitsschuld zu stehen, seht Ihr mich und findet Gefallen an meinem Aussehen. Als Ihr gesund wart, da saßet Ihr an jenem Abend so nahe neben mir, daß Ihr meinen Arm streiftet, aber da merktet Ihr nicht, daß ich im Zimmer war. Ihr sollet nicht von meinem Aussehen reden, denn ich bin nicht mehr so ganz jung, und ich habe viel gelitten.“

Nun öffnete sich die Thüre sachte, und der kleine Knabe schlich verwundert herein. Als er merkte, daß der fremde Herr ihn betrachtete, drückte er sich verlegen an die Mutter.

„Åke, mein Kind, geh' und begrüße den fremden Herrn.“ Der Knabe ging zum Bette hin und küßte Erik Langes Hand. Dann legte dieser seine Finger auf den blonden Kopf des Kindes.

„Das Bein des schwarzen Pferdes ist schon heil,“ sagte der Knabe. „Ich gebe ihm jeden Tag Brot aus der Hand.“

Digitized by Google

„Bald ist sein Herr auch gesund," sagt Frau Brahe. „Dann, Åke, schwingt er sich wohl auf das schwarze Pferd, und sie kommen niemals wieder."

Der Knabe sah den Fremdling niedergeschlagen an. Dann wandte er sich an die Mutter.

„Bitte Du ihn, daß er bleibt, und das Pferd auch," sagte er.

Frau Sophia lächelte.

„Das achtet der fremde Herr wohl nicht, aber komme jetzt, wir wollen darnach sehen, daß er etwas Warmes bekommt."

Sie nahm den Knaben bei der Hand und verließ das Zimmer. Erik Lange versank in Gedanken.

Eine Woche später war die Besserung so weit vorgeschritten, daß der Verwundete kleine Promenaden im Garten unternehmen konnte. Der stand jetzt in vollster Apfelblüte. Die Zweige bildeten weiße Gewölbe über den Pfaden, und hie und da fielen die weißen Kelchblätter gleich flatternden Schneeflocken. Alle Wege waren schmuck und rein. Frau Sophia hatte sich plötzlich des Gartens angenommen, und seit die Arbeitsstärke verdoppelt war, hatte der Garten rasch ein ebenso gepflegtes Aussehen bekommen wie nur je zuvor.

Sie führte Erik Lange im Schloß herum. Am meisten interessierte ihn das Laboratorium, dessen Zierlichkeit und Zweckmäßigkeit ihn mit Staunen erfüllte. Und noch mehr verwunderte er sich über die große Gelehrsamkeit und Erfahrung seiner Pflegerin in der Alchimie. Er hatte niemals geglaubt, daß eine Frau in dieser Wissenschaft weiter als bis zur Schwelle kommen konnte. Aber ihre Kenntnisse flößten ihm Respekt ein, und er, der sonst so wortkarg war, ertappte sich ein Mal ums andere in tiefen Gesprächen mit ihr. Er zeigte ihr neue Entdeckungen, die er gemacht und berichtete von seinen Reisen, und davon, wie er im Laufe der Jahre von Hof zu Hof gezogen und die kundigsten Adepten aufgesucht. Nun wurde er bei keinem Geringeren als Kaiser Rudolf in Prag erwartet, der selbst ein würdiger Schüler des Hermes Trismegistus war, und an den er einen Empfehlungsbrief vom Erzbischof in Köln hatte.

Insonderheit ein Plätzchen im Garten war es, wo sie gerne saßen, auf einem Hügel in der einen Ecke des Gartens, und der ward von einem Walnußbaum beschattet und von blühenden Hagedornsträuchern umsäumt. Dort oben stand ein Rasenbank, und von dieser konnte man hinaus über die Kronen der Apfelbäume sehen, mit all ihrer weißen blühenden Pracht. Oft folgte ihnen der Knabe, er hatte eine große Neigung zu dem fremden Gaste gefaßt, und dieser wünschte seinerseits, ihn stets in seiner Nähe zu haben.

Eines Tages saßen sie oben auf dem Hügel, Seite an Seite, der Knabe spielte unten. Sie waren eine Weile schweigend gesessen; dann sagte Erik Lange:

„Nun naht die Stunde meiner Abreise, Frau Brahe. Dank Euerer Hilfe bin ich nun wieder beinahe gesund. Morgen muß ich von hinnen."

„Morgen, warum schon morgen," fragte sie mit einer Stimme, die ihre Bestürzung kaum verhehlte.

„Ja, die Zeit drängt. Ich muß. Wie gerne wäre ich nicht länger hier verweilt."

„Warum thut ihr es nicht, Erik Lange" — sie sprach ganz eifrig — „hier habt Ihr ja Alles, dessen Ihr bedürft. Mein Laboratorium, Ihr

Digitized by Google

habt es ja selbst gesagt, ist bequem und in jedem Betracht hinreichend, und überdies seid Ihr ja noch nicht gesund."

Er lächelte.

„Wie ist es doch zu beklagen, daß man die Zeit nicht zurückzuschrauben vermag, wie man es mit ihrem Messer, der Uhr thuen kann. Wäre es zehn Jahre früher und ich säße hier an Euerer Seite, ohne weiße Haare an meinen Schläfen, da würde ich Euch bitten, mich für allezeit zu behalten. Kein Weib hat mich noch wie Ihr gefesselt. Allein was hätte ich Euch zu bieten? Ich bin ein Mann mit geplünderten verödeten Höfen als Erb und Eigen, ein Mann ohne Stellung und ohne Dienst."

Sie sah nicht auf, als sie erwiderte:

„Warum lasset Ihr älter als Ihr seid, für mich wäret Ihr jung genug, Erik Lange. Ich habe selbst meine Jugend hinter mir."

Sie sah zu ihm auf und faßte seine Hand. Dann sagte sie schlicht:

„Und wenn ich Euch nun bäte für allezeit zu bleiben? Würdet Ihr da Nein antworten? Seht Ihr, seit ich Euch das erste Mal sah, wußte ich, daß Ihr mein Schicksal wart. Darum harrte ich Euer. Ich wußte, daß Ihr kommen würdet, aber ich wußte nicht, daß Ihr so bald kommen solltet und blutig kommen. Wißt Ihr, daß Tyges Zwerg, der Künftiges zu künden weiß, Euch Titan nannte? Titan, das ist ja die Sonne, und die Sonne giebt ja der Erde Licht und Wärme, und ohne sie müßte die Erde sterben. Und mich nennen sie ja Urania," fügte sie leise hinzu.

Er nahm ihre Hand.

„Urania", sagte er, „Tyge sagt ja, daß Urania der Mittelpunkt der Welt ist und daß selbst Titan sich um sie bewegt. Aber meine Freundin, Titan hat auch seine eigene Bahn zu gehen, jedoch wie weit er auch von ihr entfernt ist, er vermag ihr gleichwohl seine Wärme und sein Licht zu senden. Seht Ihr, Sophia Brahe," fuhr er fort, „in diesen Tagen habe ich einen schweren Kampf mit mir selbst gekämpft. Es war eine Stimme in mir, die sagte, daß ich bei Euch das suchen sollte, was ich draußen im Leben niemals zu suchen gedacht, aber noch eine andere Stimme fand sich, die stärker war, und das war die der Pflicht. Ich will Euch eins sagen, und das ist, daß ich seit meinem siebenzehnten Jahre auf einer langen Wanderung gewesen bin. Ich habe Sophia gesucht, doch keine irdische, sondern die, welche die Weisheit ist. Was kümmere ich mich darum, endlich das Gold zu finden! Nicht um des goldenen Vließes Wert zog Jason seinen gefahrvollen Weg gen Colchis! Aber dies, in seine Hand den Stein bekommen zu können, den Stein, dessen wunderbare Macht größer ist als die, die in Davids Schleuder lag! Nun bin ich auf dieser Wanderung so weit gekommen, daß ich bald, sehr bald am Ziele stehe. Schon in meiner Jugend schwor ich nicht zu ruhen noch zu rasten, noch zur Seite zu blicken. In einigen Monaten, vielleicht in einem schon, werde ich das große Magisterium sehen, und dann, Frau Sophia Brahe, komme ich zu Euch."

„Vielleicht ist es dann zu spät, Erik Lange. Warum nicht hier verweilen und gemeinsam mit mir suchen! Brüten nicht beide Tauben auf dem Ei? Wir stehen Beide mitten im Hochsommer, die Hundstage sind ja nahe."

„Wollt Ihr auf mich Jahr und Tag warten, Frau Sophia. Längstens in einem Jahre bin ich zurück?"

„Ich will warten," sagte sie und schmiegte sich an ihn. Er neigte sich über sie und streichelte ihre Stirne. Sie führte seine Hand an die Lippen

Digitized by Google

und küßte sie, dann schlang sie heftig ihre Arme um seinen Hals und preßte ihre Lippen auf die seinen.

„Erik Lange, gesegnet seist Du!“

Als am folgenden Morgen Herr Erik Lange auf seinem schwarzen Rappen aus Erichsholm hinausritt, begleitete ihn Frau Sophia ein langes Stück zu Pferde. Als er mit dem Hute winkend zuletzt um eine Wegkrümmung verschwand, folgten ihm ihre Augen, solange er sich noch erspähen ließ, dann ritt sie im Schritt heim, mit gesenktem Haupte.

## VI.

Ein Jahr war vergangen. Der Sommer kann sich kaum recht entfalten, ehe schon alle Blumen welken, und die gelben Blätter flattern. Eines schönen Morgens, bevor man es geahnt, liegt die ganze Gegend schneebedeckt da; bevor man sich's versieht, ist der Winter bis zu Weihnachten vergangen und aus Weihnachten ist Ostern geworden. Dann schmilzt der Schnee und der Frühling kommt mit seinen brausenden Zugvögeln und vieltausend Blümelein.

Aber ein Jahr geht langsam, für den, der wartet.

Frau Brahe zu Erichsholm hatte viel zu bestellen gehabt in diesem Jahre. Alle Leute auf dem Hofe waren beschäftigt gewesen. Selbst war sie leise summend durch die Gemächer und über die Felder gegangen. Allenthalben gab es etwas, das gethan werden sollte, irgend einen Mangel, der Abhilfe erheischte. Es sah aus, als wäre sie selbst jünger geworden. Sie war lebendiger und beinahe spielfroh, oft konnte sie ihren kleinen Sohn in die Luft emporheben, sein Gesicht mit Küssen bedecken und ihn herumschwenken. Ihr Anzug war einer Veränderung unterzogen worden, das weiße Wittwentuch, daß sie vorher getragen, kam nicht mehr zum Vorschein, und sie kleidete sich nunmehr in freudige Farben.

Tyge Brahe, dem sie ihr Glück anvertraut, hatte, wenn auch etwas zögernd, seine Einwilligung zu der Heirat ertheilt. Er hatte ihr sogar seinen kleinen, holländischen Maler geschickt, zur Hilfe bei der Verschönerung des Schlosses.

Was Erik Lange betraf, so hatte sie von ihm mehrere Briefe erhalten, in denen er sie im zierlichsten Latein seiner Treue versicherte und an sein Gelöbnis erinnerte, zur bestimmten Zeit wiederzukehren. Er hatte unterschiedliche Widerwärtigkeiten gehabt, das gestand er freilich zu, aber bald stand er am Ziele. Der Kaiser hatte ihn gnädig empfangen, allein er war nur kurze Zeit dortgewesen, nun befand er sich auf dem Wege nach Ravenna, wo ein in der Kunst höchst erfahrener Meister lebte, und er hoffte viel von dessen Bekanntschaft. Er bat sie den Wappenring von Silber anzunehmen, den er ihr nun sandte. Das war sein einziges Geschmeide, andere hatte er nicht zu vergeben.

Gerüchtweise hatte sie vernommen, daß ein neues Stück von Erik Langes väterlichem Erbe vom Vogte gepfändet worden war. Sie lächelte, als sie dies hörte. Bald würde er ja selbst wieder hier sein. Dann war er vielleicht im Stande, mit seiner Kunst alles Land Schoonens zu erwerben, und kam er auch arm und von Allem entblößt wieder, so wurde er ihrem Herzen vielleicht nur noch theuerer.

Digitized by Google

Immer näher kam der verabredete Tag. Die Arbeiten auf dem Hofe wurden verdoppelt; je weiter die Zeit vorschritt, desto mehr, merkte sie, mußte gethan werden. Im Anfange hatte sie gedacht, Erik Langes Wiederkehr durch eine große Festlichkeit zu feiern. Sie hatte im Sinne gehabt, Tyge Brahe und sein ganzes Haus zu laden, ja auch ihre übrigen Geschwister mit deren Familien, und in dieser Absicht und Meinung hatte sie auch eine ganze Reihe von Gastzimmern in Bereitschaft gebracht. Aber so nach und nach beschloß sie, ihn ganz allein willkommen zu heißen. Sie wollte ihm entgegengehen, ihm die Hand reichen und sagen: Ich wußte, daß Du kommen würdest, und ihn dann die Treppen hinaufführen.

Der Tag kam, aber nicht sonnenblank, wie der vorhergehende, er kam mit Regen und dunklen Wolken. Sie hatte Wachtposten längs des Weges zum Sund hinab aufgestellt, damit sie gleich im Vorhinein seine Ankunft künden konnten.

Da plötzlich erfaßte sie Unruhe. Wie, wenn er nicht kam? Es war ja mehrere Monate her, seit sie zuletzt von ihm gehört hatte. Da konnte ja so Vieles sich ereignen. Hatte er nicht gesagt, als sie ihn zum ersten Male sah und der Schein des Kachelofens auf Uranienborg sein bleiches vom Salzwasser feuchtes Antlitz erhellte: Ich habe immer den Sturm gegen mich. Wie, wenn er irgendwo krank läge, ohne Hilfe, vielleicht ohne Mittel? Sie wurde von Angst ergriffen bei dem Gedanken, daß sie ihm niemals irgendwelche Unterstützung gesandt, obgleich sie wußte, daß seine Hilfsquellen so erschöpft waren, aber vielleicht wäre der arme Erik Lange zu stolz gewesen, um das anzunehmen, was sie sandte! — —

Es wurde Mittag, aber noch hörte man von keinem Fremdling. Frau Sophia Brahe ging auf und ab, mit klopfendem Herzen. Hie und da sah sie hinaus durch das Fenster. Der Knabe lärmte im Zimmer nebenan. Dem Tage zu Ehren hatte er ein paar von des Vaters alten Sporen bekommen, und mit diesen an den Füßen ritt er nun dort drinnen auf seinem hölzernen Pferde über Stock und Stein dem Troll entgegen, der die schöne Prinzessin bewachte.

Es wurde immer dunkler. Im Speisesaale stand schon längst der Tisch gedeckt, mit zwei Tellern und zwei silbernen Bechern. Die Kerzen in den Kandelabern waren schon zur Hälfte herabgebrannt. Selbst hatte Frau Brahe seit dem frühen Morgen nichts verzehrt.

Plötzlich hörte man Hufschall im Hofe. Einer ihrer Stallknechte kam in scharfem Trabe geritten und berichtete, daß ein Reiter in dunklem Mantel in weiter Ferne sichtbar war und daß derselbe gegen Erichsholm geritten kam.

Frau Brahe eilte hinein und küßte ihren Knaben. Geschmeidig wie ein junges Mägdlein lief sie dann die Treppe hinab und hinaus auf den Hof. Sie hatte nichts auf dem Kopfe. Der Regen fiel in dichten Tropfen, doch sie merkte es nicht. Der Schmutz bespritzte ihre lichte Gewandung, der Regen peitschte ihr Antlitz, aber sie fühlte es nicht, Alles war für sie in dem einzigen, jubelnden Gedanken eingeschlossen: Erik Lange ist hier! — —

In sachtem Trabe kam ein Reiter den Weg zwischen den Weidenbäumen entlanggeritten. Das Pferd war klein und braun. Der Reiter war dunkel angethan. Sie winkte mit der Hand und lief. Sie war nahe daran, in dem steifen Kleide zu straucheln. Der Reiter hielt sein Pferd an und grüßte höfisch, indem er sich in den Steigbügeln aufrichtete. Wie? Hatte Erik Lange seinen Bart abgeschnitten? Dieser Reiter war ja beinahe bart-

Digitized by Google

los und überdies von niedrigerem Wuchse. Er kam immer näher, nun konnte sie ihn deutlich sehen. Es war nicht Erik Lange.

Frau Brahe griff mit der Hand an ihr Herz. Dann stand sie einen Augenblick stille. Der Reiter war nun ganz an sie herangekommen und blieb neben ihr stehen, den Hut in der Hand.

„Frau Sophia Ottosdotter zu Erichsholm?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete sie ihre Erregung bemeisternd.

„Ich habe Brief und Botschaft an Euch,“ sagte er und suchte in der Satteltasche. „Seht hier!“

Er nahm einen Brief und eine lange in Zeug eingenähte Rolle hervor.

„Gebt her“, sagte sie.

Er überreichte es ihr und sie hieß ihn in den Hof reiten, um sich auszuruhen.

Sie sah den Brief an. Er trug Erik Langes Handschrift. Sie barg ihn in ihrem Kleide und ging langsam heimwärts.

Lange saß sie mit dem Briefe in der Hand ohne ihn zu öffnen. Dann wendete sie ihn langsam und brach das Siegel.

Der Brief war lang. Er schrieb, daß er sich das ganze Jahr nach dem Tage gesehnt, an dem er wieder an ihrer Seite stehen konnte. Er hatte all die Zeit gehofft, daß es ihm möglich werden würde, und daß er als ein wahrer Adept wiederkehren konnte, von dessen Augen alle Schuppen gefallen waren. Allein das Schicksal war ihm wie stets unhold gewesen. Gerade als er glaubte, der große Augenblick sei angebrochen, war ihm etwas Betrübliches widerfahren. Eine unvorsichtige Menge Salpeter hatte eine Explosion verursacht, die seine Präparate zerstört und seine Mithelfer beinahe erstickt hatte. Selbst war er heil aus dem Ganzen hervorgegangen, doch da all seine Präparate verdorben waren, mußte er nun aufs Neue beginnen. Aber um wenigstens in geringem Ausmaße sein Versprechen, zu kommen, einzulösen, sendete er ihr sein Konterfei, das ein hervorragender Künstler ausgeführt hatte, und er flehte sie an, es in Huld aufzunehmen. Er war nun in München, wo sich ein großes, prächtiges Laboratorium befand, und wo man ihm mit großer Zuvorkommenheit begegnete, er hatte auch mehrere, hochvornehme Discipuli erhalten. Zum Winter oder längstens in noch einem Jahre würde er zurück sein. Es dünkte ihn schöner zu ihr heimzukehren, nachdem er von Erfolg gekrönt war, als wie ein Vagant zu kommen. Er wünschte ihr viele gute Tage und Nächte und bat sie ihren kleinen Sohn zu küssen, dem er ein schönes Buch mit vielen Bildern gekauft, das er bei seiner Rückkunft mitbringen wollte. Und er schloß den Brief, indem er ihr seine Beständigkeit betheuerte.

Eine Thräne nach der anderen begann über ihre Wangen zu perlen. Es zuckte in den Mundwinkeln, aber sie beherrschte sich. Dann öffnete sie behutsam die Porträtrolle und wickelte die Leinwand heraus. Das war Erik Lange, wie er ging und stand. Dieselben blassen Wangen, dieselben tiefen Träumeraugen. In der einen Ecke war sein Wappen gemalt und über dasselbe sein Wahlspruch: Deligas quem diligas.

Sie stand neben dem Kandelaber und hielt mit beiden Händen die Leinwand aufgerollt. Lange und schweigend betrachtete sie das Gemälde. Dann nahm sie den Brief und die Rolle in die eine Hand, löschte gedankenvoll alle Lichter auf dem Tische, ging langsam in das anstoßende Gemach, wo ihr Sohn war, und führte ihn dann, gedankenvoll, an der Hand hinauf in die Schlafkammer.



Digitized by Google

## VII.

Abermals ging ein Jahr.

Frau Brahes Harren während dieses Jahres war vielleicht weniger siegesgewiß gewesen. Sie hatte mit ihrem Sohne den größten Theil des Winters bei ihrem Bruder zugebracht, und darum war die Zeit hurtig genug verstrichen. Uranienborg hatte in diesem Jahre zahlreichere Gäste als gewöhnlich in seinen Mauern beherbergt. Selbst König Jakob von England war eines Tages hingekommen, und der gelehrte Monarch hatte Frau Sophia viele Aufmerksamkeit erwiesen. Gegen Frühlingsanfang war sie nach Erichsholm zurückgekehrt. Eine ihrer ersten Unternehmungen war, auf dem Hügel, wo sie so oft gesessen, ein Lusthaus erbauen zu lassen, das gleichzeitig zu einen Laboratorium im Kleinen eingerichtet wurde. Im Hintergrunde hatte sie das Conterfei angebracht, das er geschickt, und da hatte sie ihren Schreibtisch und ihre Bücher. Oft saß sie den ganzen Tag dort drinnen und schrieb.

Der Jahrestag kam, doch Keiner von des Hauses Leuten hatte merken können, daß irgend ein Gast auf dem Hofe erwartet wurde.

Der Tag verging, aber Erik Lange kam nicht wieder, und kein Bote brachte ihr Brief. Sie war stumm in ihrem Schmerz, keine Thränen feuchteten ihre Augen. Die ganze Nacht saß sie in ihrem Lusthause; man konnte bis spät am Morgen Lichtschein durch die Thürritzen schimmern sehen. Am Tage darauf war sie in sich gekehrt und still.

Einige Zeit später schrieb sie folgenden Brief:

„Titan! Diesen Brief sendet Dir Urania. Sie wünscht keinen Brief zur Antwort, aber sie wünscht Dich selbst. Weit weg in der Welt fesselt Dich die Kunst, die feindlich gegen meine Sehnsucht steht. Lange hat sie Schuld daran getragen, daß mein Lager leer stand. Mein Tag hat der Sonne entbehrt. Meine Nacht ist ohne Sterne dahingegangen. Möge die schwarze Kunst, die mein Licht stahl, hinab in das aveninische Dunkel versinken, dem sie entsprossen. Daß sie mir Einsamkeit bringt, ist bitter. Doch bitterer ist es, daß sie Dir selbst Schaden thut; zuerst wird Deine Seele krank und dann Dein Körper. Denn wenn in Tagen und Nächten Dein Erwarten bis zum Aeußersten angespannt ward, und dann das Ganze in Nichts zerstiebte, so bereitete Dir dies sicherlich Kummer. Wenn Deine Lunge den widrigen Rauch einathmet, der von Kohle und Materien erregt wird, wird Deine Brust beklommen. Du kannst mir Glauben schenken, spreche ich doch aus eigener Erfahrung. Oft wird Dein Antlitz rußgeschwärzt und Deine Lippen, die mir dienen sollten. Gedenkst Du des Tages, als Du in die Retorte Tartarus, das stygische Gewässer, gossest, wie da der gebundene Salpeter mit großem Getöse seine Ba.de brach und mit seinem widrigen Gestanke Deine Mithelfer niederschlug. Daß Du damals so glimpflich davonkamest, muß wohl an meinen Gebeten gelegen sein. Aber seither bebe ich bei dem Gedanken an Schwefel, Antimonium, den grauen Arsenik und das heimtückische Mercurium. Oft höre ich des Nachts eine Stimme, die mir zuflüstert, daß es Dir übel ergeht. Möchte doch Phoebus, der heilende Gott, meine Liebe schützen! Meine Angst ist groß, denn man hat mir gesagt, daß Du, nur von einem Knappen gefolgt, über die öden

Digitized by Google

Alpen gezogen bist. Warum hast du aufs Neue so lange Fahrt unternommen? Warum hast Du mich nicht wissen lassen, wohin Du gehst, so daß ich Deinem Gange folgen könnte, mit meinen Gebeten? Ich habe nie geglaubt, daß Du versuchtest des goldenen Widders Vließ zu erringen, doch steht Dein Sinn danach, so kannst Du bei mir Dein Colchis finden. Aber da ich selbst nicht mächtig an Ränken bin, kann ich niemals Deine Medea werden. Ich habe ein Lusthaus hier gebaut auf schönem Platze, in meinem Garten; ich will es von Stund an Colchis nennen. Komme darum, Titan. Um dieses Colchis zu erreichen, brauchst Du nicht mit Argos Kiel über phasische Gewässer zu ziehen, nicht mit Giften zu hantieren um Hecates Unthiere zu bezwingen; hier droht Dir kein feuerspeiender Stier und keine aus der Erde gewachsenen Männer und nicht bedarfst Du mit heimlicher Kräuter Macht einen Drachen in den Schlaf zu wiegen. Mein Lusthaus harret Dein. Alles was für des Goldmachers Kunst vonnöthen ist, findest Du dort, Oefen, Kohle und Lampen. Laß uns darum selbander hier nach dem mystischen Steine fahnden. Sonne ist ja sein Vater, Mond die Mutter sein. Wenn Mann und Weib einander in Entzückung umschlungen halten und die Frucht aus der Blüthe der Liebe erwachsen ist, da wird ja ein Symbol des wunderbaren Steines gebildet. Denn, wie das Kind bis zur Stunde der Geburt von Blut genährt und hernach an der Brust gesäugt wird, so wird ja das chemische Kind durch Wärme und Flüssigkeiten geschaffen. Wie das Neugeborne ist es zu Beginn rötlich, aber ändert dann Farbe, Größe und Form. Welcher Ort auf Erden sollte unser Geheimnis besser verbergen, als dieser Park? Hier wächst nicht das Bilsenkraut, aus dem Medea ihr Gift zog. Hier giebt es keine anderen Schlangen, als die, die wir selbst bilden, wenn wir die Arme umeinander schlingen. O, möchten doch Wellen und Wind mein Gebet vernehmen und Dich unversehrt hierher führen! Nun blühen auf's Neue die weißen Apfelbäume, und ihre dunklen Zweige beben vor Sehnsucht, aufs Neue ihre weiße Blütenpracht über Dein Haar und Deine schwarze Tracht rieseln zu lassen. Aber sollte es Dir zum Nachtheil gereichen, jetzt schon wiederzukehren, so bitte ich Dich nicht jetzt zu kommen, denn fern sei es von mir, Dir zu schaden. Ich setze meinen Glauben auf Dich, aber es sind ihrer so Manche, die mein Vertrauen höhnen. Sie sagen, Du hättest mit Deiner geschmeidigen Zunge gar viele Weiber betrogen. Aber ich beklage mich nicht, denn ich wählte Dich freiwillig. Wie der Magnet den Stahl anzieht, so werde ich zu Dir gezogen. Unter allen Edlen Dänemarks warst Du der Einzige, der mir von Herzen lieb wurde. Aber ich glaube an Dich, denn in Deiner Geburtsstunde stand Merkurius in Venus Nähe, Venus und der Götter Herold waren es, die Dir die Gabe der Rede schenkten. Aber im Zeichen der Zwillinge stand da Phoebus, darum hat Amor einmal seine Zwillingsschärpe um uns geschlungen. Doch Merkurius, mit dem beflügelten Fuße, er ist von wetterwendischer Gemütsart, die Göttin, die aus dem Meeresschaum geboren ward, ist es in noch höherem Maße, und trügerisch ist der Zwillinge Zeichen. Aber unsere Liebe ist rein. Sollte irgend ein unreiner Gedanke sich hineingemischt haben, so schenke ich ihn den Weibern, die Du früher in Leichtfertigkeit geliebt, oder ihr, die vielleicht just nun Deinen Abend vertreibt. Doch ich will Dir keine so schwere Sünde zutrauen, obgleich es Etliche giebt, die sagen: Eine Thörin bist Du, wenn Du glaubst, daß er Dich liebt, die er nicht sehen kann. Was meinst Du wohl, daß er thut, wenn er so lang und so weit umherzieht? Gewißlich hat irgend eine Andere jetzt sein Herz bezwungen, und schlüge durch ein Ohngefähr Dein Name an sein



Digitized by Google

Ohr, dann fragte er wohl nur: wer ist Diese? So sprechen sie, doch ich, die ich Dich liebe, bin taub für ihre Rede, aber bitte Gott, daß wenn etwas darin läge das Ganze so flüchtig sein möge, wie die Flüchtigkeit selbst! Denn als Du geboren wurdest, stand Jupiter im fünften Hause, Jupiter ist der Gott der Beständigkeit, und das fünfte Haus ist glücksbringend. Darum weiß ich, daß Du kommen wirst. Aber daß Saturnus, der alte Stern, dessen Gang so träge ist, ihm vom Bilde der Jungfrau in Opposition stand, macht mir das Herz schwer. Soll es denn so lange währen, bis Du kommst? Mir ist doch die Jungfrau gewogen. Ach, Ihre Gunst habe ich mehr, als ich wünschte. Denn die Jungfrau ist unfruchtbar. Aber ihr schulde ich es doch, daß mein Sinn Freude findet an den Künsten. Dies ward mein Trost in meinem langen Liebessehnen, ward mir ein Penelopegewebe, tausende Male aufgerissen, aber wieder zusammengeknüpft. Doch es weckt meine Unruhe, daß Mars, der Ehehasser, im Widder stand. Unglückseliger Mars! Lieber setze ich da mein Vertrauen auf Saturn, obgleich auch dieser für böse angesehen wird, denn die ältesten Weisen des Aegypterlandes lehrten, daß der Mensch selbst das Böse sei, aber Saturn gut. Nun stand Saturnus hoch am Himmel und in Jupiters Haus. Darum fürchte ich ihn nicht, und obschon Venus ihn in Aspekt hatte und Quadraturen nur Unheil künden, war diese doch nicht drohend, denn sie war beinahe sextil. Darum hoffe ich auf Saturnus und bitte ihn, Dir Beständigkeit zu verleihen, nicht im Zögern, sondern in der Liebe. Möge die raschfüßige Luna Dir den Heimweg weisen! Zürne doch nicht, daß ich vor Deinen Blicken die Sternenkarte entrolle, da Du ja weißt, daß ich mich am Spinnrocken übel ausnehmen würde. Mein Sinn steht nach den Sternen, darum hat mir mein Bruder den Namen Urania gegeben. Dein Blick sieht hinab zu den irdischen Metallen. Glaube mir, so hoch der Himmel über der Erde steht, steht die Astrologie über der Kunst der Tiegel und Ofen. Aber wenn Du kommst, will ich mich mit Dir an dem freuen, das Du liebst. Laß mich Deine Sappho werden, die es versteht, einen Faden aus wiegenden Rhythmen zu drehen. Mein Sohn sehnt sich nach Dir, er ist nun herangewachsen, und der junge Falke will bald sein Nest verlassen. O, mein geliebter Sohn! Als ich ihm unter Qualen das Leben gab, standen vier Planeten in ihrem rechten Haus; selten sah man frohere Botschaft. Aber wenn ihm auch alle Sterne Glück verheißen, bete ich doch, daß Männer so wie Frauen ihn lieben mögen, daß Alles auf Erden ihn lieben und schonen möge. Erde und Sterne können trügen. Gott bewahre meinen Sohn!

Wir bitten Dich Beide, daß Du Deine Heimreise beschleunigen mögest. Ich weiß, daß Du einmal kommen wirst, doch vor einem ist mir bange: daß Du nach der langen Wartezeit mein Aeußeres nicht so finden wirst, als da Du gingst. Damals fandest Du mich schön, aber vielleicht wirst Du mich verändert finden. Noch bin ich wohl dieselbe, doch Sorgen können ebenso wohl altern, wie die herzlose Zeit. Komm darum, mein Titan, und wenn Du mir von all dem Ungemach erzählst, das Du zu bestehen hattest, wird Dein Sinn sicherlich leichter werden.

Diesen Brief sandte sie mit einem Manne, der nach Neapel zog, und als sie erfahren, daß Erik Langes letztes Gut, Engelstholm vom Vogte gepfändet worden, da sandte sie ihm so viel baares Geld zur Anleihe, als sie durch den Verkauf ihrer in der Nähe von Knutstorp gelegenen ererbten Höfe aufzubringen vermochte.

Digitized by Google

## VIII.

Einige Jahre später stand Frau Brahe zu Erichsholm in einer Winternacht oben im nördlichen Thurm ihrer Burg und betrachtete die Sterne.

Wohl war sie hoch und schlank wie zuvor und ihr Haar glänzend schwarz, aber die Zeit, die sie gefürchtet, vielleicht auch die Kümmernisse, hatten ihre wehmütigen Linien um ihre Augen und ihren Mund geritzt, den selten ein Lächeln umspielte. Sie war wortkarg geworden, und ihre Tracht war nicht länger gepflegt.

Seit ein paar Jahren weilte ihr Sohn draußen in fremden Ländern, um seine Erziehung zu vollenden. Sie war daher ganz allein in Erichsholm, denn noch war Erik Lange nicht wiedergekehrt. Sie lenkte nunmehr selten ihre Schritte nach Uranienborg, denn sie war menschenscheu geworden.

Sie spähte hinaus über das Himmelsgewölbe. Da glitzerten und funkelten all diese Myriaden Welten, die ein für allemal ihre Seele gefangen genommen. Sie hatte unter ihnen ihre Freunde, aber da gab es auch solche, die sie fürchtete. Nur an diese stummen Freunde wandte sie sich nunmehr mit ihren Fragen, nur ihnen vertraute sie ihren Kummer und ihre Sehnsucht an.

Noch wartete sie auf Erik Lange. Er hatte ja versprochen, wiederzukommen. Hatte nicht auch Jupiters Stern seine Treue verkündigt?

In all diesen Jahren hatte er es nicht unterlassen ihr, wenn auch spärlich, Nachricht zu geben. Er hatte es andauernd schwer gehabt, aber war dennoch immer gleich getrost. Er dankte ihr auf das Herzlichste für Alles, was sie ihm im Laufe der Jahre vorgestreckt, sie sollte sich dessentwegen nicht beunruhigen, er wollte ihr bei seiner Rückkehr in glänzender Weise seine Dankbarkeit und seine beständige Liebe zeigen.

Ach nein, das beunruhigte sie freilich nicht. Aber was ihr hingegen Sorge machte, war, daß sie bald nichts mehr zu senden hatte. Erichsholm mit Allem, was dazu gehörte, war ja ihres Sohnes Eigen. Aber bald mußte ja Erik Lange wieder da sein, würde er denn nicht endlich seines vergeblichen Jakobsringens müde werden? Der Tag, an dem er gebrochen und verarmt wiederkehrte, würde der größte ihres Lebens sein. Sie wußte, käme er auch in Lumpen, sie würde doch seine Hand küssen und ihn bitten, als König in ihre arme Einsamkeit einzuziehen.

Sie lächelte schwach bei dem Gedanken an Erik Lange. Dort oben im Süden wanderten jetzt die Sterne, die just heute Abend durch die Scheibe in sein Arbeitszimmer blickten. Vielleicht lehnte er gerade jetzt seine blasse Stirn ans Fensterkreuz und starrte zu ihnen empor, ohne zu ahnen, daß sich in diesem Momente ihre Augen auf das gleiche Ziel richteten?

Dann mußte sie an den Bruder Tyge denken; er war ja, außer ihrem Sohne, der Einzige auf der Welt, der ihre Liebe nicht verlachte. Wie viel war er ihr nicht gewesen. All die übrigen Geschwister waren ja für sie so gut wie Fremde. Aber Tyge, der große starke Geist, war ihr so theuer. Sie hatte vielleicht Unrecht daran gethan, ihn so lange nicht zu besuchen, trotzdem er sie so inständig darum gebeten. Seine Gattin war ja eine gute und tüchtige Frau, allein es gebrach ihr an allen Voraussetzungen, um ihn verstehen zu können und Interesse an seinen Unternehmungen zu haben. Der König, der ihm so freigebig seine Unterstützung geliehen, war ja todt, seine alten Freunde im Rathe, Nils Kaas und Jörgen Rosenkrands, die allezeit seine Fürsprecher gewesen, hatten ja auch der Vergänglichkeit ihren Zoll dar-

Digitized by Google

gebracht; nun hieß es, daß Christoffer Walkendorf, Tyges geschworener Feind, immer mehr in des Königs Gunst stieg.

Ihr Blick irrte über den Sternenhimmel. Dort funkelte der Sirius glitzernd klar, hier erhob der große Bär seine sprühende Tatze, gefolgt vom Bärenwächter mit seinem rötlichen Fackelschimmer; dort leuchtete durch die dünne Winterluft Berenicens sternbestreutes Haar. Da flammte — — aber, was war das? Sah sie Gespenster? Barmherziger Gott!

Tyge Brahes Stern in der Cassiopeia war erloschen.

Tyge Brahes Stern, der fremde Stern, der aus dem geheimnisvollen Dunkel hinan aufs Himmelszelt gestiegen, der ihn aus der Ungekanntheit herausgehoben und der für ewige Zeiten dort oben funkeln sollte, zu späten Geschlechtern Tyge Brahes geliebten Namen tragend, der Stern war erloschen.

Sie preßte die Hand aufs Herz und mußte sich an einen Pfeiler lehnen, um nicht zu fallen. Dann brach sie in einen Schrei der Verzweiflung aus, er drang durch das leere Schloß und verhallte ungehört draußen im Raume. Dann raufte sie ihr Haar und ballte die Hand gegen den Himmel.

Dann errötete sie ob ihres Zorns. Als hätte der Schlag sie hingestreckt, so sank sie an einem Stuhle nieder, und mit aufgelöstem Haar und verschlungenen Händen weinte sie, den Kopf auf den Armen.

Dann versank sie in Gebete. Sie bat Gott, ihrer selbst nicht zu schonen, sie im Gegentheil durch seinen Zorn zu vernichten, aber sie betete, daß er die drei verschonen möge, die sie liebte. Er sollte ihren Sohn schonen, um seiner großen und schönen Jugend willen. Er sollte Erik Lange schonen um ihrer vielen Liebe willen und weil sie seinethalben so tief und so lange gelitten. Aber Tyge Brahe sollte er schonen um Dänemarks willen, der armen, kleinen Dänemark, deren größter Sohn er war und deren Glanz er über den ganzen Erdenrund verbreitet — — —

Bevor es noch Tag geworden, war sie auf dem Wege nach Uranienborg. Der Schnee lag weiß über den Feldern, die kleinen Pferdchen sprangen im raschesten Trab, aber es dünkte ihr, als wäre sie niemals so gemach gefahren. Nun begann es sich im Osten aufzuhellen. Hof um Hof flog an ihnen vorbei, man konnte den Rauch aus den Schornsteinen aufsteigen und es drinnen in den Herden leuchten sehen. Dann kamen sie durch einen Buchenwald. Ein Rudel aufgescheuchter Rehe huschte über den Weg und verschwand. Oh, wie deuchte ihr der Wald doch endlos lang! Endlich wurde es hell zwischen den Stämmen, und vor ihnen lag der Sund, wie ein einziges, weißes Feld, und dort drüben Hven, Tyge Brahes Königreich.

Sie fühlte ihr Herz hoch im Halse klopfen. Wie, wenn sie ihn todt fände! Wie, wenn er dahingegangen und das, ohne daß sie ihm noch einmal die Hand drücken und ihm für all seine Freundschaft hatte danken können?

Was war das? Warum war der goldene Pegasus, der früher mit erhobenen Schwingen von des Schlosses Zinne ausgelugt, nun verschwunden? Hatte der letzte Sturm ihn hinuntergeweht, oder war er nur herabgenommen, um aufs Neue vergoldet zu werden?

Sie kam immer näher. Nun konnte sie deutlich sehen, daß Laden vor den Fenstern lagen. Oben von dem Gebäude hörte man das Raspeln von Werkzeugen und die Schläge von Aexten. Es war offenbar, daß Arbeiter damit beschäftigt waren, einige Wände niederzureißen.

Digitized by Google

Sie fuhr durch das Eingangsthor des Parkes ein. Das Thor stand offen. Keine Hunde verkündeten durch ihr Gebell die Ankunft von Reisenden. Auf dem Wege lag Stroh, so wie wenn man mit schweren Fuhren gefahren ist. Nun hielt der Schlitten vor dem Schloßthor. Dieses war verriegelt, und als sie die Glocke zog, war da Niemand, der aufschloß.

Sie ging rings um das Haus. Da stand eine Thüre offen, und sie trat ein. Einige Arbeiter maßen sie erstaunt, aber ließen es sich nicht einfallen, zu grüßen.

Wo Herr Tyge Brahe war? Das wußten sie nicht, aber es war länger als eine Woche her, seit er mit seiner ganzen Familie und Allem, was er zu Eigen besaß, den Weg hinüber nach Dänemark genommen. Nun waren sie hier, um Alles niederzubrechen, was niet- und nagelfest war, damit auch dieses fortgeführt werden konnte. Herr Tyge Brahe würde niemals wiederkehren. Der König hatte es ihm verboten, und nun frohlockten alle Bauern auf ganz Hven, denn Herr Tyge Brahe hatte ein hartes Regiment geführt und stand überdies mit dem Teufel im Bunde.

Frau Sophia Brahe setzte sich wieder in den Schlitten, und in der schneidenden Kälte ging es hinüber nach Kopenhagen. Sie fühlte, daß ihre Wangen beinahe erfroren waren, ein Mal ums Andere mußte sie aus dem Schlitten steigen und sie mit Schnee einreiben.

In Kopenhagen, wo sie spät am Abend anlangte, erfuhr sie, daß Tyge Brahe rettungslos in Ungnade gefallen war. Der König hatte ihm jüngst alle Lehen weggenommen, die sein hoher Vater ihm gegeben, und als Tyge Brahe nach Kopenhagen zu übersiedeln gedachte, hatte ihm der König auch dort verboten, astronomische Observationen anzustellen. Tyge Brahe hatte versucht, dem König persönlich seine Aufwartung zu machen, um seine Gnade anzurufen, aber er war nicht vorgelassen worden. Voll Verbitterung hatte er dann, von seiner Familie und einigen wenigen Getreuen gefolgt, dem Vaterlande den Rücken gekehrt.

Es schmerzte Frau Brahe bitter, daß ihr Bruder sie nicht durch ein Schreiben von all dem in Kenntniß gesetzt. Aber als sie nach Erichsholm zurückkehrte, die Seele voll stummer Verzweiflung, da harrte ihrer ein Brief von Tyges eigener Hand, in dem er ihr Alles berichtete. Er hatte ihr nicht früher von seinem Unglück schreiben wollen, denn er hatte noch immer gehofft, daß das Ganze nur ein leichtes, vorübergehendes Ungewitter sein würde. Der junge König war im Grunde ein guter und aufgeklärter Monarch, aber er war schlechten Rathgebern in die Hände gefallen. Wenn es Tyge nur geglückt wäre, ihn selbst zu sprechen, er hätte sicherlich das Uebereilte und für Majestät selbst Kränkende eingesehen, das in dero Handlungsweise lag, aber da es ihm nicht gelungen, Zutritt zu gewinnen, war er mit Groll im Herzen aus dem Lande gegangen, gewiß, daß die Welt ihm offen stand. Gar zu gerne doch hätte er ihr Lebewohl gesagt. Nun bat er sie anstatt dessen, ihn so bald er einen ständigen Wohnsitz hatte, aufzusuchen, und schloß den Brief mit dem Versprechen, daß er versuchen wollte, eine Unterredung mit Erik Lange herbeizuführen und ihm zu sagen, wie lange sie seiner in Treuen geharrt.

Mit dem Briefe folgte ein Gedicht, dessen Anfang von folgendem Wortlaut war:

„Dänemark! Sag, was verbrach ich, daß Du mich in's Dunkel gestoßen,
Sag mir, o Vaterland mein, wie Deinen Haß ich verdient!
Kannst Du zürnen, weil ich Deine Stirn mit Lorbeer geschmücket,
Von Deinen Söhnen, o sprich, wer gab Dir reicheren Schatz?

Digitized by Google

Dänemark! Kannst Du wohl zürnen, weil Deinen geliebten Namen
Ich auf des Himmels Zelt unter die Sterne schrieb?
Warum dann fort mich stoßen? Einstmals wirst mein Du gedenken,
Kinder späterer Zeit bauen auf dem, was ich gab!
— — — — — —"

## IX.

Es ist Hochsommer. Erichsholm steht seit etlichen Jahren öde und leer.

Die Tauben, die früher in großen, bunten Schaaren herbeigeflattert kamen, um vor der Treppe von einer freundlichen Hand mit Erbsen und Körnern gefüttert zu werden, haben nun für immerdar den Taubenschlag verlassen, seit er im letzten Frühjahr umgeweht wurde und Niemand ihn wieder aufgerichtet hat. Sie sitzen jetzt in langen Reihen längs des Schloßdaches, scheu und ungewohnt an menschliche Stimmen, und ihr Futter suchen sie in dem verfallenen Garten.

Mehrere Scheiben im Schlosse sind zerbrochen, und in einigen sitzen bunte Lappen. Andere sind ganz und gar eingeschlagen. Es ist still im Burghof, nur die rostige, eiserne Wetterfahne mit dem alten Wappen der Thott knirscht auf ihrer Stange.

Die Pflanzen und Kräuter im Garten sind es müde geworden, stille zu stehen. Da sich ihrer Niemand mehr annahm, haben sie so nach und nach ihre Plätze verlassen; vorsichtig und horchend haben sie den Fuß auf die Gänge gesetzt und sich zum Schloßgraben herangeschlichen, um zu sehen, ob ihre Herrscherin sich nicht an ihrem Reize ergötzen wollte. Warum schlummerte sie so lange? Eine Ranke von wildem Wein auf der andern Seite des Grabens hatte es sogar gewagt, den Kopf durch das geflickte Schlafkammerfenster hineinzustecken. Es ging ein Flüstern durch die Pflanzen: „Siehst Du sie? O bitte sie, daß sie erwacht!"

Das schöne, kleine Lusthaus steht jetzt verfallen. Ein großer Ast des alten Walnußbaumes ist herabgefallen und hat einen Theil des Daches zertrümmert, und unter dem Steinfuß hat ein Fuchspaar seinen Schlupfwinkel.

Aber andere und gemeinere Gäste sind auf den Hof gekommen, das Lumpengesindel der Pflanzenwelt, das ausgehungert und fluchend jüngst noch außerhalb des Gartengitters gestanden und neidvoll hinein auf all die Herrlichkeit geblickt — die Nesseln und Bilsenkräuter haben sich jetzt in den Garten hineingewagt, erst hatten sich einige Späher eingeschmuggelt und dann die ganze Bande hereingewinkt. Nun duckten sie sich nicht länger, sondern drängten sich drohend mit Ellenbogenstößen vor, die schwächeren und besser gekleideten Pflanzen unter ihre Füße tretend. Nun standen sie in drohenden Schaaren, Schmähworte übers Wasser schleudernd hinauf gegen die Burgfrau.

Die weißen Schwäne, die früher mit geneigtem Hals in dem blanken Schloßgraben umhergeschwommen, sind fort. Das ganze Wasser ist voll von Sumpfpflanzen, und zuweilen kommen wilde Enten herabgeschossen. Ein Stück der Mauer ist ins Wasser hinabgestürzt, und eine morsche Weide hat sich kopfüber quer über den Graben geworfen, die Zweige im Wasser nachschleppend und einen natürlichen Steg bildend.

Digitized by Google

Zuweilen, wenn der Mond über dem Schloß leuchtet, und zwischen den bemooften Aesten der Obstbäume hinabrieselnd, die über den Weg gespannten Spinngeweben aufglitzern läßt, kann man zwischen den hohen Stockrosen etwas sich regen sehen, und man kann dann ein sachtes Rascheln hören. Das ist ein weidendes Reh.

Aber Niemand weiß, wo Sophia Brahe haushält und auch ihr Sohn ist nicht aus fremden Landen heimgekehrt.

## X.

Es ist gegen Abend, und alle Glocken Prags läuten zur Vesper.

Durch die schmalen, dunklen Gäßchen hat sich jüngst ein einsames, dürftig gekleidetes Weib hereingeschlichen. Ihr Gang ist gebeugt, das Haar grau, und es ist auf der einen Seite in Unordnung hinab über ihre Schultern gefallen. Das Gesicht hat ein edles Profil, aber der Blick ist irrend und scheu. Ihr Schuhwerk ist grob und geflickt, und der Stock, auf dem sie sich stützt, nur ein langer, schmaler Baumast.

Das ist Frau Brahe zu Erichsholm.

Lange ist sie umhergeirrt, sie ist von Land zu Land gewandert, von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf. Ueberall hat sie nach Erik Lange gefragt.

Ihre Mittel sind mehrmals erschöpft gewesen, und zuweilen war sie sogar genötigt, den Beistand barmherziger Menschen anzunehmen. Manchmal hat ihr ein Lichtlein aufgeleuchtet. Fahrende Männer haben berichtet, sie hätten hier oder dort einen Mann gesehen, der einigermaßen dem Bilde, das sie von Erik Lange entwarf, gleichkam, und mit jedem Male hat sie ihre Richtschnur geändert. Sie ist durch Siebenbürgen gezogen, über die Waldwege des Schwarzwalds ist sie gewandert, und sie hat den wunden Fuß in den sagenumrauschten Gewässern des Rheins gekühlt. Sie hat die Glockentöne aus dem Münster Straßburgs beben hören und die Lichter in Heidelbergs Schloßfaçade brennen gesehen. Nun ist sie müde. Lange schon hat sie nichts von ihrem Sohne gehört, sie hat ja nie eine bleibende Wohnstatt ihr Eigen genannt, doch jetzt sehnt sie sich nach ihm und nach ihrem Bruder. Jetzt will sie ein Weilchen ruhen. Man hat ihr ja gesagt, Tyge Brahe sei in Prag und der Kaiser habe ihm seine Gunst geschenkt und ihm ein Haus und ein Schloß vor der Stadt gegeben. Der große gewaltige Kaiser sollte ja selbst gleich einem Schulknaben zu seinen Füßen sitzen. Nun wollte sie bei ihrem Bruder ausruhen und vielleicht von ihm Kunde erhalten, von ihrem Sohne.

Sie blieb wundernd an einer Straßenecke stehen und sah sich um. Ein Mönch in braunem Mantel ging vorbei, unter dem Arm eine lebende Gans tragend. Er sah gutmütig aus, und sie wandte sich an ihn und fragte demutsvoll, wo Tyge Brahes Haus gelegen wäre.

Er maß sie verwundert, aber zeigte ihr dann den Weg. Es sei nicht weit von hier, bloß auf der anderen Seite der Brücke, rechts vom Markte. Sie schenkte ihm einen dankbaren Blick und beschleunigte ihren Gang. Der Mönch drehte sich um und sah ihr nach, dann setzte er leise summend aufs Neue seinen Weg fort.

Sie stand am Thore von Tyge Brahes Haus. Ihr Herz klopfte. Endlich sollte sie zum ersten Male seit langer Zeit eine geliebte Stimme hören.

Digitized by Google

Dann zog sie die Thürglocke. Eine Luke im Thor that sich auf, und ein einäugiger Kopf kam zum Vorschein und musterte sie mit lauerndem Blick.

„Hier werden keine Almosen ausgetheilt," sagte die Stimme.

Frau Brahe zu Erichsholm richtete ihre Gestalt zu ihrer vollen Höhe empor, und mit zurückgeworfenem Haupte sagte sie gebieterisch:

„Oeffne!"

„Wer ist es, der gesucht wird?" fragte der Kopf ohne sich zurückzuziehen.

„Oeffne, Knecht, ich suche meinen Bruder, Herrn Tyge Brahe, des Kaisers Magus."

Der Kopf lachte hohnvoll.

„Sucht ihn doch in der Teinkirche, da findet Ihr ihn sicher."

Damit schloß sich die Luke.

Sie stand eine kleine Weile stille und grübelte. Dann ging sie weiter hinaus auf den Markt und sah zu dem Hause auf, nein, da war kein Fenster beleuchtet. Dann ging sie eine Weile vor dem Hause auf und ab. Hierauf wandte sie sich an eine Frau und fragte sie nach der Teinkirche.

Sie erfuhr den Weg und begab sich hin. Die Kirchenthüren standen offen, und die letzten Schaaren strömten nun aus dem Gotteshause. Einige Kirchendiener gingen umher und verlöschten einen Theil der Lichter. Die Luft unter der Pfeilerwölbung war dumpf, und der bläuliche Weihrauch ruhte unter derselben wie leichte Flore.

Sie machte Halt und sah sich um. Nein, ihr Bruder war nicht zu sehen. Ermattet, wie sie war, lehnte sie sich an einen Pfeiler. Hie und da kam Jemand, der vorne im Chor seine Andacht verrichtet, an ihr vorbei, aber es waren lauter Frauen.

Da fiel ihr Blick auf den Pfeiler gegenüber zur Linken des Chors.

Dort stand in die Wand gemeißelt ein Relief in rothem Marmor, die Gestalt des Bruders wiedergebend. Da stand er in seiner Rüstung, mit der Doppelkette um den Hals, die linke Hand hielt er um den Griff des Schwertes geschlossen, aber die rechte ruhte auf einem Globus. Ueber dem Ganzen las sie bebend:

Anno Domini MDCI die XXIV Octobris obiit illustris & generosus Danus Tyche Brahe — —.

Er war also todt, und hier unter ihren Füßen ruhte er, ihr geliebtester Bruder Tyge, der große, der edle Tyge Brahe.

Es wollte ihr bedünken, als blickte er mit den großen, wehmutsvollen Augen zu ihr hinab, gleichsam als wollte er sagen:

„Warum hast Du so lange gesäumt?"

Sie sank in die Knie und barg ihr Antlitz in den Händen. Ihr Körper erbebte in Schluchzen. Aber kein Laut ward vernehmbar, und keine Thränen fielen. Spät endlich schlich sie sich aus der Kirche hinaus in die fremde Stadt, hinaus in die Nacht.

## XI.

Eine ehrsame Blumenverkäuferin, die spät Nachts von einer fröhlichen Kindstaufe heimkehrte, hatte sie auf den Stufen zu ihrer Behausung sitzend gefunden und sie aufgefordert, hereinzukommen. Mit einer stummen Neigung des Hauptes hatte die fremde Frau die Einladung angenommen, und als

Digitized by Google

Maria Minkewitz — so lautete ihr Name — Feuer geschlagen und eine Lampe entzündet hatte, verwunderte sie sich über das edle, doch leidende Antlitz der fremden Frau. Ihr Erstaunen ward noch größer, als sie sah, daß die Hände ihres Gastes weiß und zart waren, und daß die rechte Hand, anstatt Spuren der Arbeit zu tragen, mit einem Wappenring aus Silber geschmückt war.

Maria Minkewitz war seit mehreren Jahren Witwe. Ihr Mann war Gärtner gewesen und hatte ihr einen kleinen, wohlgepflegten Garten und das Haus hinterlassen, in dem sie weiter wohnte. Der Garten lieferte ihr den Lebensunterhalt, selbst saß sie tagsüber am Markte und verkaufte ihre Blumen.

Sie ließ ihren Gast ausruhen und überfiel sie nicht mit einer Fluth von Fragen. Maria Minkewitz war von freundlicher Gemütsart; die fremde Frau, die so still und betrübt war, erregte ihre Theilnahme und flößte ihr Respekt ein. Sie ließ sie am folgenden Morgen sich ausschlafen und schlich sich selbst geräuschlos aus dem Zimmer hinaus in den Garten zu ihrer Arbeit. Als sie gegen zehn Uhr wieder in das Zimmer kam, saß ihr Gast aufrecht und fertig angekleidet auf der Bettkante, aber erhob sich hastig und kam ihr mit ausgestreckten Händen entgegen.

Als sie ihre Mahlzeit beendigt hatten, gingen sie selbander hinaus in den Garten. Maria Minkewitz konnte gar nicht aufhören, sich über die großen Kenntnisse zu verwundern, die ihr Gast in Bezug auf Alles, was zur Pflege eines Gartens gehörte, während ihres Gespräches an den Tag legte. Wahrlich, sie hatte wohl nicht viel von ihr zu lernen. Und Alles sagte die Fremde in so stiller und anspruchsloser Weise, daß es der guten Maria Minkewitz ganz warm ums Herz ward.

Frau Brahe zu Erichsholm blieb über eine Woche als Gast bei diesem Weibe. Sie verbrachte die ganzen Tage im Garten, ordnend und pflanzend, verwachsene Zweige ziehend und die schwächeren Aeste mit Bast aufbindend. Des Abends half sie die Blumen schneiden und binden, die ihre Wirtin am nächstfolgenden Tage auf dem Markte feilbieten sollte.

Da wurde plötzlich ihre Wirtin eines Tages krank. Sie lag da und jammerte in Schmerzen. Sophia Brahe ließ ihr die zärtlichste Pflege angedeihen; niemals war Maria Minkewitz von so weichen Händen betreut worden und niemals hatte sie einen so stärkenden Trank getrunken, wie der, den die Fremde aus Kräutern ihres eigenen Gartens bereitet.

Eines Morgens, als Frau Brahe das Bett der Kranken geordnet, kleidete sie sich an, wie um auszugehen.

„Geht Ihr?“ frug die Kranke mit ängstlicher Stimme.

Die fremde Frau lächelte schwach:

„Ja, ich gehe, aber ich komme zum Abend wieder. Warum sollen die Blumen in Euerem Garten zu Niemandes Nutz und Frommen duften und verwelken?“

„Wollt Ihr Euch denn selbst auf den Markt setzen? Solltet Ihr, Ihr, die Ihr —“

„Warum sollte ich mich nicht nützlich erweisen dürfen, da ich in anderer Weise Euch meine Dankbarkeit nicht zu zeigen vermag? Laßt mich jetzt ziehen und schlafet. Ich habe Eueren Trank zum Bette gestellt.“

Sie drückte die Hand ihrer Wirtin und ging aus dem Zimmer. Eine Weile später konnte die Kranke das Gartenpförtchen zufallen hören.

Sie kam zum Mittagbrot heim und zeigte triumphierend, was sie verdient. Es war in Wahrheit ein guter Handel gewesen. Die Kranke zählte das

Digitized by Google

Geld und betrachtete wundernd die Fremde, die ihr jetzt den Rücken zukehrte und sich beim Herde zu schaffen machte.

Frau Brahe zu Erichsholm setzte sich auch an den folgenden Tagen auf den Markt. Keine der anderen Frauen hatte ihre Blumen auf so schöne Art gebunden. Keine auf dem Markte wußte, wer sie war, und an Keine der Anderen wandte sie sich mit irgendwelchen Fragen.

Eines Tages saß die stille Blumenverkäuferin auf ihrem gewohnten Platz. Heute hatte sie nur Rosen. Sie hatte sie nicht gebunden, wie es bei den Anderen der Brauch war, sondern sie lagen lose über den ganzen Tisch verstreut in großen, üppigen Büscheln. Ganz weit links lagen die weißen, groß und schwach duftend lagen sie da, mit blinkenden Wassertropfen zwischen den weichen Kronenblättern. Dann kamen die gelben Rosen, schwer und mit bethörendem Duft, dann eine ganze Symphonie von roten Rosen, von der rosafarbenen, die der Wange eines jungen Mägdleins glich, bis zu jenen, die ihre Farbe altem Weine entlehnt hatten und bis zu solchen, die gleich erlöschender Gluth waren.

Sie saß über den Tisch gebeugt und sah nicht zur Seite. Käufer kamen und gingen, ein Mal ums Andere mußte sie ihre Tasche öffnen, die sie an einem Riemen um den Hals trug, bald um eine Münze zu wechseln, bald um neues Geld hinzuzulegen.

Ein junger Mann kam leise pfeifend vorbei. Er war in ein hellblau Gewand gekleidet und trug ein Wehrgehänge von Silber. Seine Farbe war hell, der Schnurrbart und der kurze Kinnbart waren hellblond, und auf dem Kopfe trug er ganz verwegen einen hellen Filzhut mit weißer Feder.

Sie sah nicht auf, als er bei dem Tische Halt machte und in gebrochenem Deutsch einige Rosen begehrte. Er wählte ein paar von den üppigen rothen und reichte eine Münze zum Wechseln hin. Sie streckte ihre Hände aus, und da gewahrte er den Ring. Hastig griff er nach ihrer Hand. Sie stieß einen Schrei aus, denn sie glaubte, er wollte ihr etwas zu Leide thun, doch als sie aufsah, merkte sie, daß der junge Mann sie forschend und mit bestürzter Miene betrachtete. Das Herz blieb gleichsam in ihrer Brust stehen, und mit dem Aurufe „mein Sohn, mein geliebter Sohn!“ sank sie über alle Rosen in seine ausgebreiteten Arme.

## XII.

Es war eine Fügung des Schicksals, daß Tage Ottoson Thott sich auf seiner Fahrt heimwärts just zu dieser Zeit in Prag befand. Er war auf der Reise von der Universität in Bologna nach der Heimat begriffen. Er hatte die Absicht gehabt, noch ein Jahr lang dort zu bleiben, doch die Unruhe, so unendlich lange nichts von der Mutter gehört zu haben, hatte seine Heimreise beschleunigt.

Unzählig waren die Briefe, die er an sie geschrieben, aber auf keinen hatte er Antwort erhalten. Der Oheim, mit dem er in lebhaftem Briefwechsel stand und der die Kosten seiner Studien trug, seit die Einkünfte der Mutter versiegt waren, hatte ihm keine andere Aufklärung geben können, als die, daß sie auf Reisen war, aber wo, daß wußte er nicht. Der Tod des Oheims hatte ihn tief geschmerzt, und da der Umweg nicht so beträchtlich war, hatte er beschlossen, auf der Rückreise sein Grab zu besuchen. Deswegen hatte er den Weg durch Böhmen gewählt.

Digitized by Google

Seine Freude, die Mutter wiederzufinden, war über alle Maßen groß. Er wußte nicht, wie er ihr genugsam seine Zärtlichkeit bezeigen sollte, dieser Mutter, die so viel gelitten. Er hatte sich allerorten nach Erik Lange erkundigt; in Bologna gab es ihrer Mehrere, die ihn kannten; das Einzige, was er in Erfahrung gebracht, war, daß Erik Lange vor mehr als einem Jahre Italien verlassen und den Weg über Savoyen eingeschlagen hatte. Man sagte, daß er genötigt gewesen, seine Forschungen aus Mangel an Mitteln einzustellen.

Nun wollte er sich mit der Mutter gleich auf den Heimweg machen. Er kaufte ihr eine Reisetracht, wie sie ihrem Stande geziemte und ließ von seinem Diener einen fügsamen Traber mit Frauensattel für sie anschaffen.

Maria Minkewitz machte große Augen, als ihr geheimnisvoller Gast mittags am Arme des stattlichen jungen Edelmanns in die Stube trat, und noch mehr erstaunte sie, als ihr Gast ihr den Sohn vorstellte.

Nachdem Tage Ottosson Thott aus seiner wohlversehenen Kasse eine Summe in Maria Minkewitz' Hand gedrückt, zogen die Beiden nach einem herzlichen Abschied am folgenden Morgen zu Pferde aus der Stadt, und eh noch die Sonne hoch am Himmel stand, konnten sie, als sie sich im Sattel umwandten, alle Thürme und Zinnen Prags am Horizonte verschwinden sehen.

## XIII.

Die beiden Reiter waren von ihrem Diener gefolgt, auf ihrer Reise zur Heimat bis nach Lübeck gelangt. Sie waren in einem Wirtshaus eingekehrt. Es war Nacht; die Mutter ruhte in dem inneren Gemach und der Sohn in dem äußeren. Seine gleichmäßigen ruhigen Athemzüge konnten bis hinein gehört werden. Die Mutter lag wach.

Sie waren also so weit gekommen, sie waren nun nahe der Ostsee! In einer Woche würde sie wieder in Erichsholm sein, wieder in den wohlbekannten Gängen wandeln und wieder trotz des Sohnes Nähe ihre lange Einsamkeit fühlen. Jahr um Jahr war sie durch Land und Reich gewandert, um den zu finden, den sie suchte und ohne den das Leben für sie eine Wüstenei war. Und nun sollte diese ganze, lange, trostlose Wallfahrt vergebens gewesen sein, vergebens alle Schritte, die sie gegangen!

Nein, dies konnte sie nicht ertragen!

Sie kleidete sich langsam an, dann sah sie hinaus durchs Fenster. Die Stadt dort draußen lag stumm und dunkel, keines Wanderers Schritte wurden gehört.

Sie ging hinaus in das Zimmer des Sohnes. Der Mond fiel auf sein Bett. Er athmete so ruhig und lächelte im Schlafe. Wie war er doch schön! Vielleicht träumte er jetzt von einem jungen Weibe, das ihm theuer geworden und das ihn einstmals so glücklich machen sollte, wie er es verdiente. Ihr geliebter Sohn!

Sie neigte sich sachte über ihn und küßte sein Haar. Dann zog sie Erik Langes Ring, ihren letzten und kostbarsten Schatz von ihrem Finger und schob ihn auf den seinen. Dann schlich sie sich hinaus aus dem Zimmer und fort durch die Straßen.

Digitized by Google

## XIV.

In Hautcombs altem Klostergarten standen die Magnolien in der ersten Blüte. Mitten in dem kleinen Gärtchen, das auf allen Seiten von Arkaden umgeben war, stand eine halbverwitterte Schale von Stein, von blühenden Hagedornsträuchern umrahmt. Einige flatternden Tauben tauchten ihre Schnäbel ins Wasser und trippelten mit ihren korallenrothen Füßen den Rand des Beckens entlang. Die Pfeiler hinauf schlängelte sich moosiges Mauergrün, das hie und da eine weiße Blüthe trug. Aus einem Steineichengestrüpp ließ sich ein Gartensänger hören, und die Luft wimmelte von Schmetterlingen.

Unter der Arkade, die sich entlang der Klosterkirche erstreckte, wo nun Savoyens einstige Herzöge unter dem Marmor schlummerten, ging der alte Prior auf und ab, im Zwiegespräch mit einem der älteren Brüder. Aus dem Innern der Kirche konnte man den Gesang der Mönche hören.

Da kam mit einem Male der Bruder Thürhüter auf den Prior zu. Er berichtete, daß dort draußen eine fremdländische Frau stand, die mit Sr. Hochwürden sprechen wollte. Er hatte ihr geantwortet, daß der Herr Prior nur an Montagen empfinge, aber die Frau war beharrlich geblieben. Als er gefragt, was ihr Begehr, hatte sie gesagt, daß sie einen Mann suchte, über den der Prior ihr Aufklärung geben konnte und daß sie so lange gewartet hatte, daß sie nun nicht fürder warten wollte.

Der Prior stand da, die Hände auf dem Magen und drehte die Daumen um einander.

„Was für eine Sprache spricht sie?“ fragte er.

„Klingendes Latein,“ antwortete der Bruder Thürhüter.

„Ein Weib, das Latein spricht und nach einem Manne sucht; das muß etwas Besonderes sein. Sag ihr, daß ich kommen werde.“

Der Bruder Thürhüter betrachtete seinen hohen Vorgesetzten erstaunt. Die hohen Herren hatten doch bisweilen gar zu verwunderliche Launen! Dann ging er mit dem Schlüsselbund klappernd dem Ausgang zu.

Eine Weile später stand der Prior in der Thüre zur Straße. Vor derselben wartete eine lange, schmale grauhaarige Frau.

„Wie war Dein Anliegen, meine Tochter?“ fragte er auf Latein.

„Friede sei mit Euch, Vater,“ antwortete sie in derselben Zunge. „Ich suche einen Mann, den ich liebe.“

Der Prior lächelte. Die Frau war doch ein seltsam Ding.

„Und wie sollte ich Dir da helfen können?“ fragte er.

„Wo ist Erik Lange?“

„Ich habe diesen Namen nie gehört,“ antwortete er.

„Lüge nicht, heiliger Vater, bedenke was Du sagst, er muß hier sein, ich habe seine Spur bis hierher ausgeforscht.“

Ihr Ausdruck war so verzweifelt, daß der gute Prior von Mitleid ergriffen wurde.

„Vielleicht kenne ich ihn,“ antwortete er, „obgleich ich seinen Namen nicht gehört habe. Die, welche durch diese Pforte treten, lassen ihren Namen und das, was der Welt ist, draußen zurück.“

„Er ist schön, und seine Stirn ist edel. Sein Bart ist schwarz, und seine Hände sind weißer als die andere Männer.“

Der Prior schüttelte das Haupt.

„Den Mann kenne ich nicht.“

Digitized by Google

„Er soll eine Narbe an der linken Schläfe haben. Er soll sie vor mehreren Jahren erhalten haben, ich habe ihn seither nicht gesehen. Er soll sie erhalten haben, als seine Retorte in die Luft sprang, denn er ist . . . . er ist . . . Adept."

Der Prior grübelte einen Augenblick.

„Vielleicht weiß ich, wen Du meinst," sagte er. „Aber sein Bart war nicht schwarz, und seine Hände waren nicht weiß."

„Hast Du ihn gesehen, Vater, sprich, ich bitte Dich."

„Er nannte sich Titan, und er kam vor etlichen Monden, aber nun weilt er nicht länger hier. Er war sehr unglücklich."

„Er ist also fort, oh Gott!"

„Er kam her, mühselig und beladen. Wir beherbergten ihn, obgleich er ein Ketzer war, denn er hatte ein anziehendes Wesen, und überdies war er sehr gelehrt."

„Wo ist er jetzt?"

„Er weilte einen ganzen Monat bei uns. Er war sehr still und grüblerisch. Dann nahm er Abschied von uns und ging."

„Wohin ging er, sag es aus Barmherzigkeit, mein Vater."

„Er sagte, er habe einen langen Weg zu gehen. Er sollte heim gehen, denn da war Jemand, der seiner harrte. Es sei in einem Lande hoch oben im Norden, sagte er, ich entsinne mich nicht, wie das Land hieß, aber er sagte, daß der Boden dort zuweilen weiß wäre von Schnee und daß man dann auf dem Wasser gehen konnte."

Frau Brahe zu Erichsholm haschte nach der fetten, weichen Hand des Priors und bedeckte sie mit ihren Küssen. Der Prior schüttelte den Kopf. Die Frau war doch ein seltsam Ding.

## XV.

Hoch über den Kronen der Buchen leuchtete nun vom nördlichen Thurm des Hofes Erichsholm der goldene Pegasus, der einstmals von der jetzt zerfallenen Kuppel Uranienborgs so weit über den Sund geblickt. Tage Thott war es nach mancherlei Nachforschungen geglückt, denselben aufzuspüren, und nun schwang er sich dort oben, um schon aus weiter Ferne seine Mutter zum Heim heranzuwinken.

Seine Mutter — — Seit sie in jener unglückseligen Nacht in Lübeck von seiner Seite verschwunden war, hatte er wieder jede Spur von ihr verloren. Er that alles Erdenkliche, um sie wiederzufinden. Er hatte Sr. Majestät seine Aufwartung gemacht und um seine allergnädigste Hilfe gebeten. Und dieser, der offenbar in seinem Inneren einen quälenden Gewissensstachel über die Verunrechtung fühlte, die er sich ehedem gegen Tyge Brahe zu Schulden hatte kommen lassen, hatte ihm versprochen, Alles zu thun, was in seiner Macht stand, um des großen Mannes Schwester wiederzufinden. Briefe waren an alle Fürsten Deutschlands abgesandt worden mit dem Begehren, sie möchten sich der edlen Frau, wenn sie anzutreffen war, annehmen, aber noch war keine Antwort eingelangt.

Hingegen hatte eines Abends spät ein Wanderer an der Glocke zur Zugbrücke der Burg geläutet. Diese war herabgelassen worden, und ein Mann mit langem aschgrauen Barte hatte die Treppen erklommen. Das war Erik Lange.

Digitized by Google

Tage Thott hatte ihn mit offenen Armen empfangen. Aber als Erik Lange vernahm, daß die Frau, deren Leben er verwüstet, draußen in der Welt war, um ihn zu suchen, da stand er eine lange Weile ganz stumm. Dann erhob er sich, um zu gehen, still und unbemerkt, wie er gekommen.

Aber Tage Thott überredete ihn zu bleiben. Sie, die nun fort war, hatte ja so lange auf ihn gewartet; um ihretwillen war es seine Schuldigkeit, nicht von dannen zu ziehen.

Aber er wollte nicht als Gast im Schlosse weilen. Da sie, die ihn so hingebungsvoll liebte, nun draußen in unbekannter Ferne war und vielleicht um seinetwillen Noth litt, war es seine Pflicht zu entbehren. Darum schlug er seine Wohnstatt in Colchis auf, dem Lusthaus, das Frau Brahe einst zu einem Heiligthume ihrer Liebe erbaut, und dort führte er eines Einsiedlers dürftiges Leben. Oft ging Tage Thott dort hinab, und da konnten sie lange in Zwiesprache über Frau Sophia versunken, sitzen bleiben.

Das Schloß war einer durchgreifenden Veränderung unterworfen worden. Im Schloßgraben dessen Wasser blinkte, schwammen jetzt zwei junge Schwäne mit blutroten Schnäbeln, und in den Rabatten standen wieder die Pflanzen wie Soldaten in Reih und Glied.

Es war Vorsommer geworden. Wieder wölbte sich der Himmel hoch, und die Syringen dufteten. Die Sonne leuchtete über die Schloßfaçade und die blitzenden Fensterreihen. Die Schwalben sausten durch die Luft, und die Buchfinken pfiffen.

Herr Tage Thott war frühmorgens ausgeritten, um nach den Feldern zu sehen. Erik Lange saß am Tische und schrieb. Er übersetzte gerade jetzt den Plinius ins Dänische.

Es kam Jemand durch das Gartenpförtchen herein, allein er merkte es nicht. Das war Frau Brahe zu Erichsholm, die nach der langen Pilgerfahrt wieder daheim war. Die Zugbrücke war aufgezogen. Sie stand stille und betrachtete das Schloß. Dann ging sie, ohne an dem Glockenstrang der Brücke zu ziehen, durch den Gang unter den Obstbäumen. Da lag Colchis auf seinem Hügel. Seine Thüre war geöffnet. Sie blieb stehen. Dort drinnen saß ein Mann und schrieb. Jetzt stand er auf und trat hinaus auf die Treppe. Da stand jetzt mit ausgebreiteten Armen Erik Lange.

— — Sie saßen schweigend auf einer Bank unter der blühenden Obstbaumwölbung. Blatt um Blatt rieselte hinab über ihre Häupter auf ihre Knie. Die Hummeln summten; hie und da wurde das blanke Wasser des Schloßgartens von einem plätschernden Karpfen aufgestört. Er saß mit ihrer Hand zwischen den seinen da und blickte vor sich hin. Sie lehnte den eisgrauen Kopf mit der abgezehrten Wange an seine Schulter, und in ihrem stillen Glück flüsterte sie:

„Erik Lange, gesegnet seist Du!“

Digitized by Google

# Abschluß.

Von **Alfred Kerr.**

Neue Namen mit guten Stücken brachte dieser arme Winter nicht. Aus Ordnungsliebe betracht' ich, was Männer von altem Namen zu Wege gebracht. Ich will bei dem Theaterschriftsteller H. Sudermann am längsten verweilen; es giebt dort am meisten Spaß.

## I.

Sudermanns neues Dr . . . . Drama hat zwei Vorzüge. Wie sind sie am knappsten zu benennen? Erstens: der feine Ton. Zweitens: der heiße Atem.

Werfen wir, wie ein anmutiger Feuilletonist sagt, einen Blick auf den feinen Ton. Daß Sudermann der geborene Aristokrat ist, war bekannt, seit der Vater von Magdalene Schwartze-ball-Orto den Satz sprach: „Herr Regierungsrat, ich weiß noch nicht, ob in diesem Hause ein Stuhl für Sie da ist; aber da Sie den Weg hierher so rasch gefunden haben, so werden Sie müde sein. Ich bitte, setzen Sie sich." Schon seitdem in der „Ehre" die Kommerzienratstochter hinwarf: „Ich bemühe mich so sehr, Sie zu verstehen, daß ich schon angefangen habe, Sie zu bedauern." In dem neuen Stück mengt sich ein farbig interessantes Geplauder mit vornehmster Feinheit. Die Heldin schlägt gewissermaßen einen ersten Akkord an, wenn sie sagt: „Es giebt in diesem Thal der Thränen soviel zu lachen, mein lieber Geheimrat . . . Addio!" Ueber die Heldin äußert sich ein Staatssekretär. Ein Staatssekretär. „Die Frau, an deren Tische entre poire et fromage die Geschicke mancher Gesetzesvorlage besiegelt worden sind." Zu dem Staatssekretär, sagt ein Prinz (ein Prinz): „Entzückt, Exellenz, Ihnen entre deux batailles die Hand drücken zu dürfen." Als der Prinz auf dem Schreibtisch ein kompromittierendes Blatt entdeckt, ruft er: „Ah, parbleu!"

Auch ein Sudermann'sches junges Mädchen erscheint. Was sie sagt, ist weniger vornehm als anmutig. Ellen erzählt ihrem Verlobten Norbert: nachts komme Mutter heimlich in ihr Schlafzimmer und streichle ihr Kopfkissen. „Ja, ja! — hast sie auch lieb, Nori — nicht?" Lieber als die eigene Mutter, sagt er. Worauf Ellen: „O Gott, das soll man nicht, das darf man nicht. Das ist ja Sünde." Wie lieblich; ah, parbleu!

Werfen wir, wie der Feuilletonist sagt, einen Blick auf den heißen Atem. Durch welche Technik erzeugt Sudermann den heißen Atem? Ich glaube: durch die Noch-Nicht-Technik. Ein erwartetes starkes Ereignis tritt noch immer nicht ein. Im Katzensteg war das ein zu vollziehender Beischlaf. Heut ist es die Entdeckung eines längst vollzogenen Beischlafs; Ellens Mutter und Nori's



Digitized by Google

Vater trieben einst Derartiges. Die Technik des heißen Atems läßt sich auch so darstellen: Sudermann zündet vor den Zuschauern Briketts an und thut zu wissen, daß er eine Knallerbse dazwischengesteckt; daß also eine Explosion erfolgen müsse: aber die Explosion erfolgt immer noch nicht.

Der Ehebruch droht enthüllt zu werden. Verschärfungen, dauernder Art: der Gatte ist eine brutale Natur. Zweitens: er ist der beste Freund des Ehebrechers. Drittens: die Ehebrecherin ist schwer herzkrank. Wenn es jetzt zum Klappen kommt —.

Es kommt nicht. Alles wird verteilt, die Spannung longsam ausgekitzelt. Im ersten Akt nur eine Andeutung: Vielleicht . . . eines Tages! Im zweiten Akt erwähnt eine Zeitung den Fall; jetzt kommt es zum Kl—. Nein, es kommt nicht zum Klappen. Der zweite Akt schließt mit der Frage der Gräfin: „Mir scheint, unsre Stunde hat geschlagen." Worauf Baron Richard Völkerlingk ihr zuflüstert: „Noch nicht."

Im zweiten Akt geschieht die Explosion noch nicht. Aber sehr wird um die Erbse herumgekramt. Mit dem Ehebrecher Völkerlingk spricht man über das Zeitungsblatt. Verschärfung: im Reichstag ist just eine Ehedebatte, — nun, Völkerlingk soll Sprecher sein. Weiter. Alle haben das Blatt gelesen, nur die schuldige Gräfin nicht, nur ihr Mann nicht. Jetzt wird tropfenweis auf die Briketts Petroleum gegossen, nahe bei der Erbse. Das verhängnisvolle Blatt liegt sichtbar auf ihrem Schreibtisch, — doch unter Kreuzband. Kleine Erbse: sie erfährt es; durch die betrogene Gattin selbst, ihre Todfeindin. Verschärfung der Herzschlagsgefahr. Ein Petrolspritzer in die Nähe der Haupterbse: Der betrogne Eheman ist in fröhlicher Kneipstimmung, spricht von zugesandten Zeitungen, — — — die er ungelesen ins Feuer warf. Noch nicht! Er fragt den Freund, ob ein gewisser Meixner (das ist der Enthüller des Ehebruchs) nicht vor Jahren sein Sekretär war, — — da wird das Gespräch abgelenkt. Noch nicht!

Stärkerer Spritzer. Der eigene Sohn des Ehebrechers giebt dem Ehemann Kenntnis von . . . nun bloß von einem Angriff in einem Zeitungsblatt. Zufällig, um seine Duellbroschüre befragt, äußert er ahnungslos (in Gegenwart des eigenen Vaters): ein Schuldiger müsse sein eigener Richter werden. Kommt es nun zum Klappen? Beate ist nicht zugegen, war unwohl geworden. Als der Gatte jetzt seinen Freund in Erregung fragt, was für ein Angriff das ist; als der Freund just zu antworten im Begriff steht, tritt sie zufällig ein, — „Beate erscheint links." Kommt es jetzt zum Klappeu? Kurz vor dem Aktschluß?

Der Freund murmelt jenes: „Noch nicht." Die Pause dauert fünfzehn Minuten.

## II.

Aber nach der Pause, im dritten Akt. Nein! Der Ehemann weiß noch immer nichts. Er spricht ganz ruhig von seinem Freunde. Nur einmal äußert er: „Uebrigens merkwürdig, daß er noch nicht da ist." Es sei merkwürdig, meint er, daß er noch nicht da sei. (Aber der Freund arbeitet just an der Rede, die er morgen über den Ehebruch im Allgemeinen halten soll!!!) Ein zweitesmal äußert der Graf, es falle ihm auf, daß seine Frau so blaß sei. Daß sie so blaß sei; auf falle es ihm. Doch, Leser, er ahnt nichts. Verschärfung: der Graf betont just in diesem Augen-

Digitized by Google

blick, welch ein gutes Weib sie ist. „Ach, wenn ich Dich nicht hätt' —" äußert er. Da tritt —

Da tritt zunächst ein Herr von Brachtmann ein. Eine ernste Unterredung steht bevor. Verschärfung: die herzkranke Gräfin wird ihr beiwohnen. Aber jetzt? Noch nicht. „In einer Stunde" äußert jemand. Der Graf nämlich sagt: er werde sich zum Justizrat begeben; in einer Stunde sei er zurück. Beate murmelt für sich: „In einer Stunde!"

Just in dem Augenblicke kommt Ellen, ihr Liebling, hinein und befragt sie über die Aufregung im Hause, „vor ihr niederknieend". Ellen gesteht, daß sie gar wohl bemerkt habe, wie Mutter jede Nacht an ihr Bett schlich; sie fragt: „Wirst an mein Bett kommen — jede Nacht, jede Nacht?" Gestern Nacht, „da fielen Deine Thränen immer auf mein Gesicht — immerzu." „Mamachen, liebes, was hast Du, sag's? Ich bin kein Kind mehr, sag's."

So Ellen. In diesem schwersten Augenblick offenbart sie ahnungslos dem Mutterherzen ihre Liebe zu Nori. Das Gespräch wird aber unterbrochen durch den Eintritt des Geheimen Sanitätsrats, der in Stücken des noblen Fatzkestils immer auftritt. Er äußert: „Ja, was machen wir da? . . . Hm —" und erwähnt beiläufig zwei Gifte, Strophantus und Digitalis; dann geht er. Tritt ein der Broschürenverfasser Nori. Verschärfung: er nennt die Tante „Dich, der Inbegriff von allem was gut und rein und heilig ist in der Welt," (statt zu sprechen: Tante, Du Aas!) Auf die Erlaubnis zur Verlobung mit Ellen „stürzt" Nori „weinend vor ihr auf die Knie und verbirgt sein Gesicht in ihrem Schoße". Die Gräfin antwortet, „mit den Thränen ringend": die Kinder mögen „Weihe" über sich sein lassen. Am Schluß wiederholt sie: „Noch einmal: laßt Weihe über Euch sein, Kinder."

Sechzig Minuten sind bald um. Es folgt bloß noch ein Besuch von Baron Richard, dem Ehebrecher. Sie sagt zur Verschärfung ausdrücklich: „Wir müssen darauf gefaßt sein, daß, wenn Michael hier hereintritt — und das kann jeden Augenblick geschehen —." Er unterbricht sie. Und nun tritt Michael —. Nein, er tritt noch nicht ein: man merkt, daß er draußen angekommen ist; Beate weist ausdrücklich darauf hin, daß er draußeu bereits angekommen ist; „Hörst Du den Schlüssel?"

Nun tritt Michael ein, und eine furchtbar —. Nein! Es stellt sich heraus, daß er noch nichts weiß. Verschärfung: er spricht sogar „aufleuchtend" über die Verlobung von Norbert und Ellen. Er ist gerührt. „Ach, Kinder, wie könnten wir glücklich sein, wir drei," wenn eben der Sozialist nicht die Bosheit angestellt. Er erzählt vor den Ehebrechern ausführlich — mit Einschaltung einer Anekdote — wie der Besuch beim Justizrat verlief; und bittet dann den Freund, ihm für alle Fälle das Ehrenwort zu geben, daß er den Wahrheitsbeweis des Sozialisten ruhig erwarten könne. Baron Richard will es geben, er steht just im Begriff, schon hat er gesagt: „Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß Du . . ."

Was Sudermann thun konnte, hat er gethan. Drei Akte sind ziemlich um. Jetzt kommt es zum Klappen. Den Baron Richard unterbrechend, eilt Beate vor, und durch ein Wort enthüllt sie — alles. Wäre sie eine Sekunde später vorgesprungen, so hätte sich Baron Richard zu Haus erschießen müssen. Eine Sekunde! Und erschießen, sag' ich.

Katastrophe. Wutausbruch. Abflauen.



Digitized by Google

## III.

Nun die Spannung vorbei, tritt der ethische Teil in Kraft. Ei, legt Beate los! Geschminkte Poseurworte giebt sie von sich wie ehemals die Magdalene Schwartze-ball-Orto. Beate ruft: „Sünde? Ich weiß von keiner Sünde.“ Ja, sie habe das Beste gethan, was sie aus ihrer Natur heraus zu thun vermochte. Das Weib sagt wörtlich: „Ich habe mich von Eurem Sittengesetze nicht zerbrechen lassen wollen.“ Sie habe das nicht wollen. Und noch Anderes; jedes Wort eine Uebelkeit. Dann, um den Titel zu rechtfertigen: „Aber dieses elende Stück“ — nein, das sagt der Zuschauer; sie beendet den Satz: „Aber dieses elende Stück Leben hab' ich viel, viel zu lieb —“ u. s. w. Es ist schwer, das Maß der Uebelkeit in Worte zu bringen.

Zum Schluß noch eine Perle. Beate taumelt und fragt, welcher von beiden sie zur Thür geleiten wolle. Der Mann, ein fluchender Schwerenotsjunker, sagt majestätisch-düster: „Beate, Du wirst Deinen Weg fortan allein gehen müssen. Auch diesen.“ Und noch eine Szene.

Die beiden Männer rufen ihren jungen Sohn und Schwiegersohn Norbert, der grade vorübergeht, in den Salon und machen ihn zum Richter. Sie behaupten, von einem angenommenen Fall zu sprechen, wie so oft auf dem Theater. Verschärfung: um ihn zu täuschen, muß ein gemütlicher Ton angeschlagen werden; „Aber setzt Euch doch, Kinder.“ Diese neue Spannung ruht auf dem Sichzusammennehmenmüssen. Die neue Erbse wäre das Sichverraten. Hievor soll der Hörer zittern. Das zweite Erbsensystem tritt im letzten Akt mit Doppelverschärfungen auf; jetzt ist es nur ein Vorspiel.

Also Baron Richard erzählt dem Sohn, die Schuld sei „die schwerste, die es zwischen zwei Männern geben kann: der eine hat dem andern sein Weib weggenommen“. Der Broschüren-Nori ahnt aber nicht, worum es sich handelt. Verschärfung: Nori sagt, wieder unbewußt, wieder in Gegenwart des eignen Vaters: er bezweifle, daß der „Betrüger“ ein Mann von Ehre sei. Kleine Doppelverschärfung: Nori spricht dem eignen Vater ausdrücklich den Tod zu. Sogleich wird er entlassen, ohne etwas wahrgenommen zu haben. Der Akt schließt mit dem Ausblick auf — Selbstmord.

## IV.

Kehren wir nun, wie der Feuilletonist sagt, zu Baron Richards Ehebruchsrede zurück. Ist sie leiblich abgelaufen?

„Abgelaufen?“ Baron Richard hat einen rednerischen Triumph errungen. Baron Richard hat „einen rednerischen Triumph errungen, wie er in unsren Parlamenten selten erlebt worden ist.“ Nori sagt: „Ich habe wohl nie im Leben eine so schonungslose Brandmarkung des Ehebruchs gehört, wie heute aus dem Munde meines Vaters.“ Aber der Redner äußert schon düster: „Es ist möglich, daß ich auf längere Zeit verreisen muß.“

Der Staatssekretär äußert im Gegenteil: „Jedenfalls darfst Du, wenn alles gut bleibt, den heutigen Tag als Ausgangspunkt eines Weges betrachten, wie er glänzender von keinem der jetzt Lebenden gemacht werden dürfte.“ Von Keinem. Der Staatssekretär fügt sogar hinzu: „Einer der es wissen muß, soll vor einer

Digitized by Google

Stunde geäußert haben: Das ist der Mann, den ich brauche." So, sag' ich, ist Baron Richards Rede abgelaufen!

Der Schatten des sozialistischen Verleumders droht noch. Der Staatssekretär glaubt, die einzige Rettung sei, dieses Menschen sofort habhaft zu werden. „Freilich, ob Du ihn findest." Sudermann bemerkt hier: „Es klopft" — und jener Meixner wird gemeldet. Der Sozialist erzählt von einem Pakt zwischen dem Sekretär des Barons und ihm. „Wenn der Mann das nicht ist, wofür ich ihn halte, sagte er, dann wankt mir die Basis von allem, dann haben Sie recht, dann komm ich zu Ihnen herüber. Topp, sagte ich." Topp, — sagte er. Der Sozialist giebt hierauf die verhängnisvollen Briefe freiwillig zurück: weil sein Gegner so viel gelitten haben müsse; er entfernt sich mit den Worten: „Leben Sie wohl, Herr Baron." Es erscheint Gräfin Beate. Sie äußert, indem sie Baron Richards Stirn streichelt: „Von Tristan und Isolden kenn' ich ein traurig Stück" und andere Uebelkeiten. In den zurückgegebenen zwei Briefen findet sich zufällig, daß sie vor Jahr und Tag schrieb: wenn der Himmel es gut meine, „dann wird er mich einst sterben lassen, damit Du zwiefach lebest". Ah! Dieser Wink! Sie beschließt etwas; ihr „Gesicht wird starr".

Morgen soll Baron Richard noch zu einem Frühstück kommen, das ihr Gatte, Graf Kellinghausen lediglich giebt, um den Verdacht in der Partei zu ersticken. Dann aber —.

## V.

Dieses Zweck-Essen ist der fünfte Akt. Doppelverschärfungen. Es wird beschlossen, daß Graf Kellinghausen neben dem Räuber seiner Ehre sitzen wird. Sein Kind, Ellen, äußert zu ihm: „Ach, wir sprachen nur von Deinem Platz hier neben Onkel Richard." Worauf Graf Kellinghausen: „Neben —." Nach diesem Gedankenstrich fügt er zu: „Ja, ja, wird wohl so sein müssen!" Gräfin Beate übergiebt ihrem Mann einen Brief. „Versprichst Du mir, ihn erst zu öffnen, wenn unsre Gäste fort sind?" Dann klingelt Gräfin Beate ihrem Diener und sagt wörtlich:

„Ich lasse meine Tochter bitten mir meine Tropfen zu bringen."

Sudermann bemerkt: die Darstellerin der Beate „dreht die Flasche in der Hand".

Alle Gäste sind versammelt, — „nur Herr Baron von Völkerlingk fehlt noch." Bei Sudermann geht nun ein Diner in der Art vor sich, daß die aristokratische Hausfrau allein im Eßzimmer vor dem gedeckten Tisch wartet. Und daß die Versammelten dann zu ihr hineingelassen werden. Gräfin Beate grüßt die Gäste und entzückt wieder durch einen Ton, der feinfein ist. „Ich hoffe, Sie sind bei Laune, Prinz." Der Staatssekretär darf sie zu Tisch führen; „Sie ehren mich über Verdienst, Gräfin." Eine inhaltsvolle Gesprächswendung: Staatssekretär: „Was wollen Sie? C' est la vie!" Prinz: „Non. C' est la mort." Beate (sich jäh umwendend): „Warum, Prinz?"

Endlich erscheint Baron Völkerlingk; der Dichter bemerkt: „Allgemeines Ah." Prinz (leise): „Aufpassen!" Es steht so im Buch: Prinz (leise): „Aufpassen!" Wie eine furchtbare Ironie des Schicksals liegt es in den Worten des Betrogenen, als er zum Räuber seiner Ehre sagt: „Deine Minuten sind rar geworden,

Digitized by Google

mein alter Richard!" Mein alter Richard! und möchte ihn töten. Folgendes zeigt den Anstand in der Tragik. Beate offeriert dem Geliebten Kaviar; Sudermann bemerkt jedoch: „Richard verneigt sich ablehnend." Nachher sagt sie: „Das ist ja die berühmte Pastete, die Michaels Namen trägt; die lassen Sie vorübergehn?" Richard: „Verzeihung, Gräfin. Ich habe nicht acht gegeben." (Bedient sich.)

Das Gespräch geht nun auf ethische Dinge. Schon im Johannisfener kam die neue Ethik bei einer Privatfestlichkeit zum Ausdruck. Die Heldin schmäht jetzt Astarte, der man die Jungfrauenleiber in den Rachen warf. „Und diesem Astartenideal opfert man auch heut noch all unsre Seelen. Jawohl: die einzelnen mögen verderben zu Millionen, wenn nur die Gesamtheit hübsch g'sund bleibt. Hahahaha!" Richard erhebt sich und trinkt auf . . . das Haus Kellinghausen. Er weiht sein Glas (Doppelverschärfung) „meinem — unserem Freunde!" Graf Kellinghausen läßt ein „mißtöniges Lachen" erklingen.

Die Spannung wird also nun mit zwei Mitteln geheizt: wir wissen, daß die Gräfin das Giftfläschchen bei sich hat; zweitens fürchtet man den Zornes-Ausbruch. Vom Herzschlag zu schweigen. Graf Kellinghausen ist auch „im Begriff loszubrechen". Er sagt, Baron Richard verdiene den ersten Platz, „wenn auch freilich . . . ein Platz —" Hier eben ist er „im Begriff loszubrechen." Sudermann bemerkt noch rechtzeitig: er wird „von dem angstgequälten Blick Beatens gebändigt". Um ein Haar! Die Reihe der Toaste ist hiermit nicht erschöpft. Beate spricht mehrere Uebelkeiten. „Irgendwo — da blüht was und leuchtet zu uns herüber, und dann schauern wir heimlich zusammen, heimlich wie der Verbrecher." Hierauf erfolgt der Selbstmord.

. . . Der Staatssekretär äußert nachträglich zum Diener: „Mir war, sie hielt ein Fläschchen, ehe sie hinausging." Graf Kellinghausen öffnet den zurückgelassnen Brief. „Selbst wenn man das Gift in meinem Körper finden sollte . . ." „Als eine Glückssucherin, die ich mein Lebelang war, sterbe ich für sein, für Dein und unsrer Kinder Glück." Uäh! Uäh!

## VI.

Dieses Werk bietet, wie der Leser erkennt, den dramatischen Fatzkestil in voller Reinheit. Das Wort ist nicht literarisch; aber das Werk auch nicht. Es giebt nur eine deckende Bezeichnung: der dramatische Fatzkestil. Anderes ist davon überhaupt nicht zu sagen. Wildgewordener Frauenroman, Friseurideal, verplumpter Sardou. Kurz: Sudermann. Und doch ist er mir lieber in diesem Stück als in manchem andren. Er heuchelt nicht mehr. Er bekennt schlank: Ich will ein Einheizer sein, ich bin von Natur ein Philippi, verstellt hab' ich mich oft genug, ich will wirken. Auf welche Art? Auf die gröbste. Auf welche Menschen? Auf die gröbsten. Und ich überspüle alles mit meiner gewissen fettigen Eleganz, ah, parbleu!

Warum rezensiert man gewisse Dinge? Darum: weil man glaubt, daß eine anständige Rezension bisweilen Aussicht hat, länger zu leben als ein Schmierenstück. Warum treibt man das Verfassen von Rezensionen? Um des Rezensenten willen. Nicht um des Publikums willen, noch um des Rezensierten willen.

Man betrachtet Dichter: wie ein Dichter Menschen betrachtet. Man betrachtet Dichter: als tragische oder halbtragische oder putzige Mitglieder dieser

Digitized by Google

Erdengenossenschaft. Als Erscheinungen, die dichten, so wie andere erleben. Man betrachtet den Teil ihres Erlebens, der sich als Dichten darstellt. Man schreibt, als Kritiker, eine große Arbeit, deren Helden lauter Dichter sind. (Wären es lauter Dichter!) Auch das ist ein schöpferisches Werk. Ausdruck, Ordnung, das Erfassen eines Menschen ist mein. Gewiß zeigt der Kritikus, wie sie „sind“: nach dem Maßstab Dessen, was kaukasische Völker seit einem gewissen Zeitraum für groß oder stümperhaft erklären. Doch er zeigt in Einem, wie er vor ihnen ist. Er macht was aus ihnen. Robert Schumann sprach von Kritikern, „die sich nicht einbilden sollten, daß sie die Herrgotts der Künstler, da diese sie doch verhungern lassen könnten.“ Er meinte die falschen. Ein Zufall ist es, daß wir Euch zum Gegenstand wählen, Dichter. Wir sind nicht angewiesen darauf. Tretet alle darum ein in das Werk des Rezensenten, wie in ein Irrenhaus, — wie in ein Menschenhaus. Seht die Menschen des Kritikers; seht sie ihre künstlichen Menschlein schaffen. Seht die Verzerrung, seht die geschwellte Blödheit, seht den versuchten Betrug, seht das bleiche Unterliegen, seht die Glücklichen, die Schöpfer, — tragisch, noch wenn sie siegreich sind; seht diese Wenigen, ihr eignes Blut und ihr verströmendes Leben um kunstschaffene Gebilde verkaufend, um Scheinwesen von ihrer armen Seele Gnaden, um Puppen, die Vampyre sind. Und wenn ich jetzt noch einen Schritt weitergehe bin ich in Schnitzlers Einakterwelt. Ich kann zuverlässig den Abschnitt Nr.

## VII

beginnen und auf den Schluß zusteuern. Also: Schnitzlers neue vier Stücke sind mir weniger als manches Andere des selben Mannes, — dessen latente Herrlichkeit, dessen geistreiche Schwermut, dessen eingeborene Magie, dessen spielende Sehnsucht, dessen unwägbar holden Reiz und Duft, dessen arrangierenden Zauber, dessen bewußt wirrsälige Anmut ich mehr geliebt habe, als die meisten dicken Felle des Zeitalters. Er bleibt der Einzige, auf dessen Dramatik ein Abglanz von Alfred de Musset ruht. Aber die vier Akte sagen mir nicht viel: weil sie mehr anekdotisch sind als beseelt.

Sie spinnen einen Faden dieses Dichters fort. Es ist sein bester nicht. Ein leises Irrspiel zwischen Schein und Sein. Wann gab er das zuletzt? Fragt lieber: wann gab er das am stärksten? Im Grünen Kakadu. Er hätte dort ein Revolutionsstück schreiben können. Er schrieb es nicht: der einzige Demokrat, Grasset, war als ein Schwätzer; das einzige aristokratische Opfer, der Herzog, als holde Blüte seiner Menschheit dargestellt. Ein Antirerevolutionsstück schrieb er auch nicht. Er wirbelte nur durcheinander in einer kritischen Zeit: Schein und Sein; Leben und Spiel. Spielerisch war er nie im Fulda'schen Sinn eines frostigen Tändelns. Doch erwachsen in alter, weicher Kultur, neigt er zum Arrangieren. Er gab oft nicht Bilder des Lebens: er gab Vexirbilder. Er nahm eine Kneipenwelt, wo Aristokraten und Stromer die Rollen tauschen. Ein Komödiant wird Held. Er spielt, was er noch nicht erlebt hat. Die Mitspieler halten es für Wahrheit, die Zuschauer für Komödie. In einem Augenblick glauben beide Teile an die Wahrheit, während es Komödie ist. Er leugnet, einen Herzog erstochen zu haben. Alles schwankt. Sensation: der lebende Herzog tritt ein. Gipfelpunkt: Henri ersticht

Digitized by Google

ihn wirklich. Warum, Leser, beschwör' ich diese Erinnerung? Man sieht: wie das Theatralische hier auf eine seltne Art vertieft ist und beseelt; wie Schnitzler hier neue Bahnen schuf. Man vergleiche damit den dicken Stumpfsinn des Sudermann.

Diese Art hätte eine Schnitzlersche Nebenart sein können. (Vielleicht ist sie es bald.) Ich bedaure, daß er wieder auf sie zurückkommt. Schein und Sein heißt in den neuen vier Akten: Dichten und Erleben. Es treten nicht Schauspieler auf, sondern Schriftsteller. Nur in dem dritten („Die letzten Masken") wieder ein Schauspieler; doch ein Schriftsteller spielt vor ihm die Rolle eines Schauspielers! Irrkästen mit doppeltem Boden! Irrspiegel in modernen Gängen! Schein und Sein; Trug und Leben; Spiel und Wirklichkeit. Was der Mime vom Grünen Kakadu tragierte, war sein Schicksal; sein wirkliches Leben spiegelte sich in der Komödie. Jetzt, in der „Frau mit dem Dolche", spiegelt sich das Leben der Hauptperson in . . . einem Oelbild. Dort ein Lebensinhalt gemimt, hier gemalt. Der neue Einleitungsakt und der neue Schlußakt behandeln aber das schriftstellerische Festhalten erlebten Lebens. Also das Erlebte spiegelt sich in der Dichtung: das erste Mal tragisch, an dem jungen Mann, der seinen Schmerz um eine verlorne Mutter gestalten wird; das zweite Mal spaßig, an Liebesleuten, die jeder das Verhältnis in einem Buch ausschlachten. Immer Spiegelung. Nicht genug, daß in der Frau mit dem Dolche die Heldin ihr Schicksal in einem Oelbild gespiegelt fand: auch ihr Gemahl pflegt ihre Schicksale in seinen Dramen zu spiegeln. Ja: auch der Mann jener nur gemalten Frau spiegelte das Schicksal der Gemalten . . . in diesem Bild. Luft!! Natürlich steht alles in Association: Weil der Schriftsteller seine Frau dramatisiert, kommt ihr der Gedanke, dort auch gemalt zu sein; zugleich der andere: jener tote Maler habe seine Frau verwertet. Aber was bedeutet das alles?

Ich finde nur etwas sehr Allgemeines darin. Etwa: wie doch die Phantasie im Leben mitspricht! Das ganze Vexirspiel ist selber eine Spiegelung: von Schnitzlers Skeptizismus. Es spiegelt den Grundgedanken: was giebt es denn im Leben Feststehendes! ist nicht alles trügerisch? unter dem Blick zerrinnend? Nichts ist feststehend und alles zerrinnt! Das ist eine sozusagen erkenntnistheoretische Angelegenheit. Schnitzler verwickelt (oder bereichert?) den Fall, indem er Ethisches hineinzieht: die dramatisierte Frau ist mißbraucht worden, zum Mittel. Hier wird Ibsens Epilogdrama berührt; oder die Welt Paul Bourgets, worauf es gewachsen ist. Tout est matière pour vous! dieser Vorwurf gegen die ausbeutenden Künstler, an mehr als einem Seelenmord erörtert, bildet ja den Inhalt von Bourgets ganzem Lebenswerk.

Die komischen Seiten haben schon die Romantiker dargestellt. Bei Jean Paul oder Clemens Brentano geschieht Folgendes. Der Poet spiegelt vor, die Urbilder seiner Romangestalten lebten irgendwo. Er begiebt sich dorthin. Er unterhält sich mit ihnen von ihrer Verarbeitung. Das ist nicht bloß vexierlich, sondern voll tiefen Ulks. Und bei Frank Wedekind, einem Nachfahren der Romantik, eilt der Poet Meier zu einem dramatisierten Herrn Rappart, macht ihm Vorwürfe, daß das Stück mit Rapparts Schicksalen durchgefallen ist . . . Schnitzler hat nach der tragischen Seite nichts zugefügt; statt der komischen setzt er die Feinheit. Er biegt und zwängt sogar, der Konstruktion zuliebe.

Digitized by Google

Ein alter Zeitungsmann, Rademacher, spielt im Krankenhaus einem Mimen das innerste Erlebnis seines hassenden Herzens vor? gewissermassen als Probe? Niemals! Unter garkeinen Umständen! Aber das System gewinnt dabei.

Die Leute sind keine vollen Gestalten: mehr Werkzeuge zur Durchführung eines ordnenden Willens. Oft anekdotische Gestalten. Fiat justitia, es bleibt das Merkmal der ganzen Arbeit: mehr anekdotisch als beseelt.

## VIII.

Dieser Aufsatz wird eine Pyramide.! Breit begonnen, um des Spaßes willen. Bei den Lebendigen Stunden schlanker. Nun stülp' ich die Spitze drauf. Man ist imstande und schreibt noch elf Zeilen über den Weg zum Licht.

Der Herr verzeih' in Gnade . . . Hirschfeld hat nachher eine Novelle gemacht, die besser ist. Sie erschien mit dem Stück und heißt „Freundschaft". Da kommt nebenbei eine Mathilde Wied vor, selbstthätige Genossin eines Arztes, mit einem Haarkranz — und überhaupt. Hirschfeld macht gern Bildnisse von Lebenden, Herumlaufenden. Ich kenne sie. Ich weiß, daß sie schöner ist als die Zeichnung. Aber die Heldin —.

Die Heldin bleibt im Gedächtnis zugleich wie etwas Starkes, zugleich wie etwas Rührendes. Eine junge Norwegerin, die in Berlin auftaucht, schließlich wie ein Sagenbild entrückt ist nach der Heimat oben; und die zwischendurch etwas . . . etwas Selt . . . etwas Selt . . . sames erfuhr. Die Novelle hat den Schlußbrief, wenigstens den Briefschluß der Frau Fönns. Die vielen komischen Geschmacksfehler beweisen nichts gegen einen Poeten. Stille, — nichts! Die Geschichte hat, vom Schluß gesehn, was Ergreifendes. Beinahe möcht' man sprechen: die Geschichte ist, vom Schluß gesehn, was Ergreifendes. Daß für G. Hirschfeld noch ein Weg nach oben führen kann, wird hier glaublich.

Ueber das Stück will ich schweigen. Es ist rein garnichts. Von Anfang an, durch alle Verse, bis zum Schluß mit dem höchst peinlichen Edelweiß: nichts. Ich fühle, was ihm vorgeschwebt (mit einer Sicherheit, die gar kein Dreinreden zuläßt): So ein Symphoniesatz mit einem heraufrückenden Gewitter . . . und einem wundersam heiteren, sturmgefriedeten, verklärten Ausgang. Du hast keine schlechten Wünsche, Poet! Aber nichts ist gekonnt. Man fühlt sogar Oesterreichisches heraus. Nicht darin, daß alles in Salzburg an den Haaren angesiedelt ist. Vielleicht in dem Zwergendämon, der grollt, fordert, den Hammer schwingt . . . und der sein gutes Herz entdeckt und freundlich wird.

Ein Schuß Mozart? Immerhin: man kann nichts retten.

Es kommt sehr darauf an, Georg Hirschfeld jetzt nicht zu verwirren. Es giebt kein Mißverstehn: entweder er geht in sich, wird ein Klausner, oder —.

Und warum soll er besser dran sein als wir alle? Lebensglück und Schaffensglück zusammen — ich glaube nicht an die Möglichkeit.

Entweder Karrière aufgeben — oder aufhören glücklich zu sein.

Goethe? selbst er hat das Beste nur geleistet als ers nicht war.

Non datur! Non datur! Non datur!

Digitized by Google

# Rundschau.

## Schulmeisters Leiden.

Die hier schon öfters nach Verdienst gewürdigten Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte, die Georg Steinhausen bei Eugen Diederichs in Leipzig herausgiebt, haben sich wieder um eine hübsche Publikation vermehrt, die dem „Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit" gilt. Der stattliche Band in Großquart mit schönen, klaren Schwabachern Lettern auf kräftigem Papier macht einen ebenso angenehmen Eindruck wie seine Vorgänger, die mit Umsicht und Geschmack gewählten Abbildungen und Beilagen geben uns mit müheloser Anschaulichkeit die Geschichte des Lehrers, die allerdings meistenteils Leidensgeschichte gewesen und auch geblieben ist. Eine Miniatur der Manessischen Handschrift zeigt uns Lehrer und Schüler, die einen mit drohend erhobenen Ruten, die anderen mit aufmerksam erhobenen Händen, Augsburger und Nürnberger Holzschnitte mit ihrer bescheidenen Tüchtigkeit führen uns in das Innere der Klosterschulen, wo der Archidiakon vor einem aufgeschlagenen Psalterium seine Chorknaben ausbildet, auf anderen singen fahrende Kleriker nicht ohne Hilfe von Weibern ihre derben Schlemmerlieder, Universitätslehrer und Studenten spreizen sich in ihren üppigen Trachten, dann erhebt sich die Turris sapientiae, der „Turm der Weisheit", an dem jeder Stein eine Tugend oder Lebensregel bedeutet, wir sehen in das Collegium illustre zu Tübingen, während einer Festtafel und einer Disputation, wobei es gleich viel leerer aussieht, auch die niederen Schulen thun sich in meist satirischen Darstellungen auf, wo die Jungen ordentlich gestäupt oder mit dem Zeichen der Thorheit, dem Eselskopf, der öffentlichen Schande preisgegeben werden. Zahlreiche Bilder beschäftigen sich mit dem Studentenleben, wobei allerdings die nicht Studierenden, die nur saufen, singen, raufen, buhlen, einen dankbareren Stoff abgeben als die Fleißigen, von denen gar einer sich auf den locus secretus zurückgezogen hat, um, wie ein lateinischer Hexameter unter dem Kupfer sagt, den Chören der Musen in ungestörtester Andacht lauschen zu können. Der Schreib- und Rechenmeister macht seine Reklame mit wundervoll umschlungenen Versalien seines Schönschreibheftes, Adam Riese, der Berühmteste von allen, giebt sein Bild, das eines sehr klug und energisch dreinschauenden Mannes, auf seiner Anleitung zur „Rechnung nach der Länge, auf den Linien und Feder", ein Anderer präsentiert seinen hohen Gönnern den Neujahrsglückwunsch mit einer gutgemeinten, durch erklärende Verse noch dunkler gemachten Allegorie, oder sie wenden sich an die öffentliche Wohlthätigkeit durch die kläglichen Stimmen der heute noch nicht ganz erstorbenen Kurrende, und, wie gebührend, schließt die Reihe der Bilder mit dem „Heiratsantrag des Schulmeisters" von Chodowiecki, der uns über diesen Stand wie über alle anderen intime Auskunft giebt.

Der begleitende Text von Emil Reicke, der sich allerdings durch die frühere Monographie über den Gelehrten selbst ein gut Teil des Stoffes weggenommen hatte, ist weniger farbig und charakteristisch als diese durch die Abbildungen vermittelte Anschauung, wenn er sich auch um Vollständigkeit bemüht. Reicke beginnt mit der glücklichen Zeit der alten Deutschen, die noch keine Schule hatten, er schildert die Bestrebungen Karls des Großen und Alkuin, die die Gründung der blühenden Klosterschulen von Fulda und Sanct Gallen zur Folge hatten, er läßt uns mit den Vaganten oder Goliarden wandern, diese verdächtigen Kleriker und Scholaren, die ebenso sehr Bettler und Straßenräuber als fahrende Jünger der Wissenschaft waren, die jedenfalls für die Kneippoesie Unsterbliches geschaffen haben wie das „Mihi est propositum in taberna mori", und die uns die wunderbaren „Carmina Burana" hinterließen, über deren Ursprung die Gelehrten sich noch heute die Köpfe zerbrechen. Dann kommt die Gründung der Universitäten, wobei die Studenten von der Darstellung reicher bedacht werden als die Dozenten, von denen wir erfahren, daß sie sich nur sehr schwer an das regelmäßige Abhalten ihrer Vorlesungen gewöhnen konnten, wovon noch heute ein atavistischer Hang zur

Digitized by Google

Verlängerung der Ferien geblieben ist. Daneben bilden sich die Lateinschulen aus, die aus den Händen der Scholastiker in die der Humanisten übergehen, eine Entwicklung, die sich nicht nur durch wissenschaftliche Diskussionen, sondern auch durch handfeste Prügeleien der Konkurrenten und selbst durch Messerstechereien vollzieht. Sehr allmählich bilden sich die Anfänge zu einer Volksschule heraus, die z. B. in Preußen erst am Ende des 18. Jahrhunderts einer staatlichen Aufsichtsbehörde unterstellt ward, der Schullehrer beginnt seinen Leidensgang, meistens erhält er sich am Leben durch Hungern, als wenig geachteter Gast sitzt er an den Freitischen der Bürger, begeistert sich in Epithalamien für eine kleine Naturaliensendung, er treibt auch, wenn es sein muß, für die Bauern das Vieh auf die Weide, dafür legt er seinen ganzen Manneswert und Grimm in die Rutenstreiche, das Hauptmittel der Erziehung, mit Pestalozzi begründet er den Idealismus seines Berufes, mit dem ihn der Staat im 19. Jahrhundert noch ausdrücklich privilegiert hat, besonders wenn er ihn ganz bescheiden auf den Realismus von der Notwendigkeit des Essens und Trinkens aufmerksam zu machen sich erlaubte.

E—r.

## Francesca da Rimini.

Am 11. April gab es im Lessing-Theater ein merkwürdiges Schauspiel. Die Duse spielte D'Annunzio's „Francesca da Rimini" zu hohen Preisen vor einem sehr zahlungsfähigen Publikum und einer sehr urteilsfähigen Kritik. Die Vorstellung währte bis nach Mitternacht, nur wenige Reihen hatten sich während der letzten Akte gelichtet, die Mehrzahl hielt aus trotz der Feindseligkeit der fremden Sprache, trotz Hunger, Müdigkeit und Langerweile. Etwas geknickt schlich man fort mit der deprimierenden Aussicht auf kein warmes Abendbrot, aber doch mit der Befriedigung der Tapferkeit; denn es war seit Menschengedenken die härteste dramatische Strapaze, und wer dabei gewesen ist, wird später davon mit derselben Genugthuung erzählen, wie die in Peking von den Boxern eingeschlossenen Europäer. Man mußte eben aushalten wie auch das Geschworenengericht nicht vor der Fällung des Urteils auseinander gehen kann. Die Tragödie hatte in Italien nicht gefallen und in Wien ebenfalls kalt gelassen, Berlin war die dritte Instanz, an die sich die Duse wandte. Man fühlte sich also als europäischer Gerichtshof und die Kritik schwelgte in ihrer eigenen Wichtigkeit. Allerdings war ihr Urteil schon vorher festgelegt, und wenn auch alle Motive falsch waren, so war es zufällig doch im ganzen richtig. Die Stimmung war für die Duse, die von ihrem Enthusiasmus bethörte arme große Künstlerin, die dem bösen D'Annunzio ihr Herz, ihr Leben, und wie die ganz Kundigen sagten, auch ihr Vermögen opferte, sie war gegen den Dichter, der ihren Namen mit der egoistischen Gemeinheit, der nur ein welscher Decadent fähig ist, für seine Reklame ausnutze. Es stand also von vorn herein fest, daß die Duse über alle Maßen zu loben und daß D'Annunzio hart anzufassen sei, schon weil er sich erlaubt hatte, die unsterbliche Stelle des Inferno zu dramatisieren. Es war natürlich eine plötzliche Dante-Verehrung eingerissen. Was nun die Leistung der Duse betrifft, so lag der Fall doch nicht so einfach. Mich hat sie nicht befriedigt. Die Duse kann keine Francesca mehr sein, so wenig wie eine Julia oder eine andere junge Frau, die aus ihrer Jungfräulichkeit plötzlich zur höchsten Leidenschaft berufen wird. Wenn sie den Paolo zum ersten Male sieht, wenn das Feuer in ihr ausbrechen soll und sie vor dem Sturm in ihrem Innern zurückbebt, dann ist sie mehr die wissende, müde Frau, die das alles hinter sich hat und etwas zu fürchten scheint, was sie kennt. Sie war eigentlich die einzige, die aus dem Stück herausfiel, durchaus keine Tochter der Polenta, die Feuer in den Adern haben, sie war viel nervöser, geistiger, um sechs Jahrhunderte älter, ihre feine, klagende, Stimme klang wie aus einer ganz anderen Zeit. Sie ist eben die aufgeriebene moderne Frau, und es schadete ihr, daß sie es nicht ganz sein durfte. Die Duse kann nicht stilisieren, sie spielt den Shakespeare nicht anders als Dumas, und es wäre schließlich auch Schade gewesen, wenn sie sich in die Tragödie D'Annunzios hätte hineinstilisieren lassen. Den anderen kleineren Leuten ist das zum Teil gelungen. Da war ein Schauspieler, der vielleicht sonst nicht bedeutend ist, der aber den Ostasio da Polenta mit außerordentlichem dekorativem Verständnis gab. Das war ein Ritter, den Botticelli als Modell für einen Mars hätte nehmen können, und dieses Bild wird man nicht vergessen, wie auch manche andern nicht, nachdem die Strapaze dieses undramatischen Dramas vergessen sein wird. D'Annunzio hat seine Tragödie „Poema di sangue e di lussuria" genannt, er hätte noch „di eruditione" hinzusetzen können. Blut, Leidenschaft, Gelehrsamkeit. Solche Mischung haben wir schon öfter erlebt, es ist die eines schwülstigen Alexandrinertums, mit der sich auch unsere berüchtigte Schlesische Dichterschule in die Litteraturgeschichte eingetragen hat. Was allerdings bei einem Romanen noch echt sein kann, war bei den Deutschen von vorn herein unecht, bloße Nachahmung, ein kulturlos plumpes Exercitium. D'Annunzio hat alle historischen Quellen für das dreizehnte Jahrhundert benutzt, und es ist in dem Stück sicher kein Zug, der nicht

Digitized by Google

archäologisch belegt werden kann. Aber was geht uns im Drama historische Echtheit an und das wohlgeordnete Museum, in dem es der philologische Amateur spielen läßt? Wenn der Narr vor den Damen der Francesca ein Lied singen soll, geht er vorher alle Romanzen und Canzonen der Zeit mit annähernder Vollständigkeit durch. Der Shakespearesche Narr singt „And the rain was raining every day", und von diesem süßen Refrain fließt Stimmung aus. Die Kämpfe der Polenta und Malatesta sind für das Stück weiter nichts als eine Last, Wiederholungen der Chronik, die sich auf ihre Genauigkeit etwas einbilden. D'Annunzio arbeitet musivisch, es ist ihm unmöglich, von seinem Material etwas zu unterdrücken, wobei er die primitivsten Gesetze der Bühne umstößt. Er zeigt und zeigt, statt die Phantasie zu erregen, hier ein schönes Bett, echtes Trecento, dort einen Sarkophag mit umständlich zu erklärenden Reliefs, oder gar einen Kessel mit griechischem Feuer, ohne zu bedenken, daß sich all das in Bühnenrequisite übersetzt sehr traurig macht und daß solche Realien auf dem Brettern niemals eine eigene Existenz haben dürfen. In diesem von der Eruditione gebauten Museum spielen viele Dinge, die allenfalls an die Nerven, keinesfalls an die Seele gehen. Sangue e Lussuria, Blut und Leidenschaft. Das wäre an sich dasselbe, aber d'Annunzio meint nicht das rollende Blut sondern das an den Wunden klebende, für das auch unsere einstigen schlesischen Alexandriner nach dem Muster Senecas besondere Zärtlichkeit gehabt haben. Ein Polenta wird von seinem Bruder mit necklischer Grausamkeit an der Wange verwundet, das rinnende Blut wird umständlich aufgewischt und aus einem Eimer auf einen Rosenstrauch gegossen. O sangue, o fiori! Der kleine Malatesta dell' Occhio kommt aus dem Kampfe mit einer leeren, blutigen Augenhöhle, dieser jüngste und scheußlichste von allen läßt einen Gefangenen hinter der Bühne foltern, daß man sein Wimmern hört, und schließlich spielt er gar mit dem abgeschlagenen Kopf, den d'Annunzio wohl nur aus sehr erzwungener Rücksicht in ein Tuch gehüllt hat. Dieser Kultus des Blutes ist eine harmlose Liebhaberei der Decadence, wenigstens für normale Nerven, denen die litterarisch gepflegte Wollust der Grausamkeit sicher keinen kitzelnden Schauer abnötigt. Bleibt die Lussuria. Der Leidenschaft sind drei große Szenen gewidmet, die erste Begegnung von Paolo und Francesca, der erste Kuß, wie sie das Buch von Lancelot lesen, und die letzte Umarmung, bevor sie von Ganciotto erstochen werden. Das sind glänzende Stücke, groß inszeniert und von einem mächtigen Lyrismus geschwellt. So lange es in Europa keinen Zweiten giebt, der einen Hymus mit so großer Macht und in so glänzender Form führen kann, soll man über diese mißlungene Tragödie nicht lächeln. Das Publikum hat sich bei der Aufführung respektvoll gelangweilt und mit Recht, weil dem Drama als Organismus das Blut und die Leidenschaft fehlt, die Kritik brauchte nicht zu lachen; sie hat es bei Gelegenheiten versäumt, die sich besser dazu boten als dieses Werk, das mindestens durch eine ungeheure künstlerische Anstrengung imponieren muß. E—r.

## Beethoven in margine.

Im Jahre 1802, als Zweiunddreißigjähriger, 25 Jahre vor seinem Tode, verfaßte Beethoven in Heiligenstadt bei Wien ein Testament, das als Bekenntnis einer Seele neben Feuerbachs Vermächtnis und Wagners Briefen an Liszt steht, das trotz seiner praktischen Bestimmung ein Schrei des Herzens wurde, um so durchdringender, als Beethovens Sprache stammelt und auch nicht die Spur einer unangenehmen äußeren Vollendung zeigt. Der Name des zweiten Bruders Johannes ist in dem Schriftstück nicht ausgefüllt; man darf wohl annehmen, daß ihn Beethoven im Augenblick nicht genau wußte. Das Heiligenstädter Testament ist, wie ich aus Erfahrung weiß, fast nur innerhalb der Musikerkreise bekannt; als vereideter Vermittler musikalischer Dinge an den Kreis vornehm gebildeter Leser habe ich mich entschlossen, es an dieser Stelle wiederzugeben.

„Für meine Brüder
Carl und Beethoven.

O ihr Menschen, die ihr mich für feindseelig störisch oder Misantropisch haltet oder erkläret, wie unrecht thut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime ursache von dem, was euch so scheinet, mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das Zarte Gefühl des wohlwollens, selbst große Handlungen zu verrichten dazu war ich immer aufgelegt, aber bedenket nur daß seit 6 jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige aerzte verschlimmert, von jahr zu jahr in der Hofnung gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem überblick eines dauernden Übels (dessen Heilung vieleicht jahre dauern oder gar unmöglich ist) gezwungen, mit einem feurigen, Lebhaften Temperamente gebohren selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, muste ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen, wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussezen, o wie hart wurde ich dur(ch) die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreyt, denn ich bin

Digitized by Google

taub, ach wie wär es möglich daß ich dann die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bey mir in einem vollkommenern Grade als bey andern seyn sollte, einen Sinn denn ich einst in der gröſten Vollkommenheit beſaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben noch gehabt haben — o ich kann es nicht, drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte, doppelt wehe thut mir mein unglück, indem ich dabey verkannt werden muß, für mich darf Erholung in Menschlicher Gesellschaft, feinere unterredungen, wechselseitige Ergießungen nicht statt haben, ganz allein fast nur so viel als es die höchste Nothwendigkeit fodert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen, wie ein Verbannter muß ich leben, nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine beiße ängstlichkeit, indem ich befürchte in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu laßen — so war es denn auch dieses halbe jahr, was ich auf dem Lande zubrachte, von meinem vernünftigen Arzte aufgefodert, so viel als möglich mein Gehör zu schonen, kamm er fast meiner jetzigen natürlichen Disposizion entgegen, obschon, vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerissen, ich mich dazu verleiten ließ, aber welche Demüthigung wenn jemand neben mir stund und von weitem eine flöte hörte und ich nichts hörte oder jemand den Hirten Singen hörte, und ich auch nichts hörte, solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben — nur sie die Kunst, sie hielt mich zurück, ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte, und so fristete ich dieses elende Leben — wahrhaft elend, einen so reizbaren Körper, daß eine etwas schnelle Veränderung mich aus dem Besten Zustande in den schlechtesten Versezen kann — Geduld — so heist es, Sie muß ich nun zur führerin wählen, ich habe es — dauernd hoffe ich soll mein Entschluß seyn, auszuharren, bis es den unerbittlichen parzen gefällt, den Faden zu brechen, vieleicht geht's besser, vielleicht nicht, ich bin gefaßt — schon in meinem 28 jahre gezwungen Philosoph zu werden, es ist nicht leicht, für den Künstler schwerer als für irgend jemand — Gottheit du siehst herab auf mein inneres, du kannst es, du weist, daß menschenliebe und neigung zum wohlthun drin hausen o Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir unrecht gethan, und der unglückliche, er tröste sich, einen seines gleichen zu finden, der troz allen Hindernissen der Natur, doch noch alles gethan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden — ihr, meine Brüder Carl und , sobald ich tod bin und professor schmid lebt noch, so bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beschreibe, und dieses hier geschriebene Blatt füget ihr dieser meiner Krankengeschichte bey, damit wenigstens so viel als möglich die welt nach meinem Tode mit mir versöhnt werde — Zugleich erkläre ich euch beyde hier für die Erben des kleinen Vermögens, (wenn man es so nennen kann) von mir, theilt es redlich, und vertragt und helft euch einander, was ihr mir zuwider gethan, das wist ihr, war euch schon längst verziehen, dir Bruder Carl danke ich noch ins besondre für deine in dieser letztern spätern Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit, mein wunsch ist, daß euch ein besseres sorgenloseres Leben, als mir, werde, empfelt euren Kindern Tugend, sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld, ich spreche aus Erfahrung, sie war es die mich selbst im Elende gehoben, ihr danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen selbstmord mein Leben endigte — lebt wohl und liebt euch, — allen Freunden danke ich, besonders Fürst Lichnowski und Professor Schmidt. — Die Instrumente von Fürst L. wünsche ich, daß sie doch mögen aufbewahrt werden bey einem von euch, doch entstehe des wegen kein Streit unter euch, sobald sie euch aber zu was nüzlicherm dienen können, so verkauft sie nur, wie froh bin ich, wenn ich auch noch unter meinem Grabe euch nüzen kann — so wär's geschehen — mit freuden eil ich dem Tode entgegen — kömmt er früher als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunst-Fähigkeiten zu entfalten, so wird er mir troz meinem harten Schicksaal doch noch zu frühe kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen — doch auch dann bin ich zufrieden, befreyt er mich nicht von einem endlosen Leidenden zustande? — komm wann du willst, ich gehe dir muthig entgegen — lebt wohl und vergeßt mich nicht ganz im Tode, ich habe es um euch verdient, indem ich in meinem Leben oft an euch gedacht, euch glücklich zu machen, seyd es —

Ludwig van Beethoven.

Heiglnstadt am 6ten October 1802.

(Siegel)

Für meine Brüder Carl und nach meinem Tode zu lesen und zu vollziehen.

Heiglnstadt, am 10ten Oktober 1802 — so nehme ich den Abschied von dir — und zwar traurig — ja die geliebte Hofnung — die ich mit bieher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkt geheilet zu seyn — sie muß mich nun gänzlich verlassen, wie die Blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist — auch sie für mich dürr ge-

Digitized by Google

worden, fast wie ich hierher kamm — gehe ich fort — selbst der Hohe Muth — der mich oft in den Schönen Sommertägen beseelte — er ist verschwunden — o Vorsehung — laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen — so lange schon ist der wahren Freude inniger Widerhall mir fremd — o wann — o wann o Gottheit — kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen — Nie? nein — o es wäre zu hart."

Das Heiligenstädter Testament ist soeben in einem prächtigen Facsimiledruck neu veröffentlicht worden — in einem Hefte der Halbmonatsschrift „Die Musik", die seit einiger Zeit mit großem Erfolge von Schuster & Löffler herausgegeben wird. „Die Musik" ist unter den populären Musikzeitschriften die stärkste und unter den voluminösen die volkstümlichste. Allerlei Bilder und Reproduktionen schließen sich immer an und unter allen war dies Facsimile in Originalgröße sicherlich der beste Gedanke.

Es ist der Theil eines „Beethovenheftes", das mich sehr angeregt hat. Es ist dieses Heft der trefflichste Ueberblick über das, was unsere Zeit an Beethoven interessiert. Seine Symphonien sind ja heut große Zugstücke und man schreibt über sie keine tiefgründigen Betrachtungen mehr, wie es einst Wagner gethan hat. Beethoven ist das Schicksal nicht erspart geblieben, zum Mannequin der Philologen ausgerufen zu werden.

Und in der That: es geht. Der Eine erzählt uns im Begleittext zu jenem Testament, daß Heiligenstadt eine kurze Wegstrecke nördlich von Wien liegt, am unteren Laufe des Grinzinger Bachs, in freundlicher Umgebung. Seit dem Jahre 1890 ist es in den XIX Bezirk (Döbling) der österreichischen Hauptstadt einbezogen. Die Anfänge des Dorfes, meint der Herausgeber, verlieren sich in frühe Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, der Apostel Severin und Odoakar († 493), der Zertrümmerer des weströmischen Reiches haben seinen Boden betreten. Und so fort. Es folgt ein Adagio von Beethoven, das noch nicht gedruckt ist, ein conventionelles Schulstück, von dem man mit dem Herausgeber annehmen darf, daß es Beethoven für ein mechanisches Instrument komponiert hat, wie auch Mozart mehreres für eine Spieluhr schrieb. Nun hören wir im nächsten Aufsatz etwas über Beethovens Augenleiden! Also er hat sich in den Jahren 1803—5 wenigstens beim Klavierspiel einer Brille bedient. Und dennoch erwähnt keiner etwas von einem „Augenleiden des Tonhelden". Weiter geht es an die Briefe; etliche werden neu gedruckt und neben Goethes Waschzettel stellt sich jetzt die rührende Frage Beethovens, ob die neue Haushälterin schon da wäre und ob sie bestellt worden sei. Endlich, um von den deutschen Liedern des Meisters nicht zu reden, bespricht man zwei französische, die zurecht komponiert werden. Nein, es geht noch weiter. Eine kleine Studie beschäftigt sich mit Beethovens hochinteressantem Neffen Karl, der hatte einen Sohn Ludwig, und der einen Sohn Karl, die Töchter aber, o Schicksal und Vorsehung, haben alle drei Bankbeamte geheiratet. Und nun denke man, das bisher allgemein geglaubte Geburtsdatum von Herrn Karl, 4. November 1807 hat sich als gänzlich irrig erwiesen! Es ist kaum glaublich, aber wir können nicht mehr anders, wir müssen es bekennen: er ist schon am 4. September 1806 geboren. Welche Konsequenzen! Der Autor meint, so müßte also Karls Vater 1805, und nicht 1806 geheiratet haben. Wieso, mein lieber Philologus?

Der nächste Aufsatz beschäftigt sich mit jenen schönen, tief empfundenen Rezitativen der Instrumental-Bässe, die den Gesang im letzten Satz der Neunten einleiten. Der Autor schlägt — im Ernst — vor, ihnen Worte unterzulegen, die er selbst gedichtet hat! Gleichzeitig würde ich vorschlagen, in Rembrandts Nachtwache die Personen hinten an der Mauer heller aufzumalen, damit man sie besser erkenne. Und statt des Faust lieber bloß die Anmerkungen drucken zu lassen. Man kennt den Musiker, der über Bachs Prelude eine Melodie schrieb, und den Dichter, der zu dieser Melodie wieder einen Text dichtete. Es ist doch etwas beschämend, sich in solcher Flickschneidergesellschaft zu befinden und nicht einmal die Tugend festzuhalten, die für alle Philister bindend sein sollte, die Pietät. Der Autor streicht einfach seiner Entdeckung zu liebe Beethovens Fermaten! Hoffentlich läßt er nicht gar noch die Texte singen.

Nun folgt ein Aufsatz über Beethovens Frauenkreis, in dem viel von der Sängerin Milder, aber gar nicht von Beethoven die Rede ist, und zuletzt eine Studie über Beethoven aus einem Blasterzett zu einem Streichquintett verwandeltes op. 4, wobei sämtliche Takte genau gezählt sind.

So hat sich denn unsere Weisheit vermehrt um die Schicksale von Heiligenstadt, ein kleines mechanisches Adagio, seine Brillen, seine französischen Lieder, seinen guten Neffen, seine unklaren Bässe, seine Aufräumefrauen und seine Taktzahlen. Ich habe keinen Autor genannt, weil einige von ihnen zu verdienstlich sind, als daß ich ihnen die Vorwürfe persönlich machen sollte, die nur den ganzen Zuständen zu machen sind, und — weil ich etwas zu scharf geleuchtet habe. Hin und wieder ein bißchen Philologie, besonders wenn sie vom Sammlertum verklärt wird, ist sehr nett; aber daß ein Beethovenheft nichts als ein Beethoven in margine ist, giebt doch zu

Digitized by Google

denken. Die Verleger haben sich ein großes Verdienst erworben, indem sie diese Zustände festlegten. Sie sind ein köstlicher Zeitspiegel und Beethovens Testament wendet sich an alle andern, als an die, die es am Rande bekritzelten.

O. B.

## Alte Opern.

Ganz langsam wendet heut auch die Musik ihr Auge rückwärts, auf ihre Geschichte. Doch steht man hier erst im „Mittelalter" der Forschung. Das Material ist noch nicht ganz gesammelt, die Monumente der alten Musik sind noch nicht genügend herausgegeben. Diejenigen, die heut schon Musikgeschichte schreiben wollen, sind entweder Amateure oder sie beschäftigen sich mit einigen von ihnen in den Bibliotheken gelesenen Manuskripten oder — sie reden drauf los. Es giebt erst einige wenige Neudrucke ältester Musik, teils als Beilagen wissenschaftlicher Werke, teils als Veröffentlichungen strebsamer Gesellschaften.

Augenblicklich steht die alte italienische Oper im Vordergrunde des Interesses. Es ist die Mutter aller Opern, aber wir kennen sie nur verhältnismäßig wenig. Nicht alles ist erhalten, sehr wenig gedruckt. Die Manuskripte liegen in den Bibliotheken derjenigen Fürsten oder Adelsfamilien, unter deren Schutz die ersten Opern herauskamen. Die Geschichtskunde unterscheidet vorläufig die florentiner Oper um 1600, mit der die Entwicklung dieser Kunstgattung beginnt, dann die römische, die venezianische und die neapolitanische Oper. Die neapolitanische war die spezielle Ahnfrau der berühmten italienischen Coloraturoper, die florentinische war fast pedantisch philologisch, die venezianische und die römische eine Mischung von Tragik und Dialekt, Pathos und Komik. Ueber die venezianische Oper hat Kretzschmar eine schöne Untersuchung angestellt, über die römische Hugo Goldschmidt, dessen „Studien zur Geschichte der italienischen Oper im 17. Jahrhundert" soeben bei Breitkopf & Härtel erschienen sind. Neben Rolland's histoire de l' opéra avant Lully (der Begründer der französischen Nationaloper) et Scarlatti (der Schöpfer der neapolitaner) ist dies Buch nun eines der wichtigsten Lehrmittel für alle diejenigen, die musikalisch genug sind, um sich einmal in den Inkunabeln einer der verbreitetsten Kunstformen umsehen zu wollen. Die Hälfte des Bandes besteht aus Notenbeispielen, die — in die moderne Schrift umgesetzt — charakteristische Proben der großen römischen Oper, der ersten Buffostücke und der keimenden Orchestration geben.

Das Publikum wird nicht so leicht, wie der Philologe, die Reize der alten Musik überschätzen. Die Musik ist eine zu bewegliche Kunst, um nicht tiefer als die bildende Kunst die Zeit in sich aufzunehmen und dadurch wiederum zeitlich beschränkter zu sein. Während wir zur antiken Musik oder zur niederländischen Contrapunktik heut kaum noch ein unmittelbares Verhältnis haben, stehen uns zwar diejenigen Werke, die unsere moderne Musik einleiten, sinnlich näher, aber sie verlieren wieder an Eindruck, da sie nur Anfänge geben, nur Ahnungen. Es ist garnicht nötig eine Arie des Landi oder Monteverdi berauschend zu finden oder sich über einen Posauneneinsatz bei Cavalli gewaltig aufzuregen, aber es hat einen stillen Sammlerreiz, sei es mitunter bloß aus berechtigter Neugierde, nachzusehen, wie sich das alles, was heut Wiese und Wald geworden, in seinen ersten Terrainbegrenzungen und Schonungspflänzchen ankündigt. Man verfolgt die große Entdeckung der Melodie und des Basso continuo, die Zerlegung der Tonwelt in Oben und Unten, ihren Hausbau sozusagen. Und nun sieht man, wie in kurzer Zeit in die Melodie Linie kommt, wie sie sich an den Schlüssen absetzt, wie sie der Empfindung folgt, wie sie sich rhythmisiert, paralleliſiert und wiederholt, bis aus dem Rezitativ die Arie geboren ist. Und ebenso beobachtet man, wie der Baß sich dazu anschickt, Träger der Harmonie zu werden, wie er auch diese in Rhythmen bringt oder ihre Verbindungen herstellt, interessante Farben mischt, sie wiederholt und kontrastiert, wie die Koloristik der italienischen Gemälde. Weiter beachtet man das Verhältnis jener Melodie zu diesem Baß, wie sie in allerlei ungeahnte Beziehungen treten und sich überspinnen und abwarten, bis schließlich ein ganzes, schönes Gerüst gebaut ist. Nun finden sich die Mittelstimmen zu ganz neuen Aufgaben bereit, sie individualisieren sich nach der Farbe und, indem sich langsam das choristische Wesen des Mittelalters in das moderne solistisch-instrumentale verwandelt, findet auch das Orchester seine eigene Sprache, die Instrumente ihre eignen Werte. Im Anfang giebt der Komponist den Ausführenden einfach den Baß und die Oberstimme, allmählich aber schreibt er ihnen immer genauere Besetzung und Ausführung vor, indem die Improvisation — wie das der Grundzug der ganzen Musikentwicklung ist — zu festen Formen sich verdichtet.

Besonders aber ruht das moderne Interesse auf den Anfängen der Buffooper. Denn nicht aus dem mythologischen Schäferspiel, nicht aus der romantischen Opernpathetik, sondern aus dem Volksstück, zu dem Musik gemacht wurde, hat sich unsere moderne Oper entwickelt. Die Buffooper war nicht wie die opera seria aus theoretischen Erwägungen hervorgegangen, sondern einfach aus Liebe zur Musik und aus

Digitized by Google

der Anwendung gewohnter Musikersprache. Hier waren weniger Madrigalumsetzungen nötig, als eine frische Kraft für das Volkslied, das Parlando, das Ensemble. Diese alten Stücke stehen uns darum nicht bloß geschichtlich, sondern auch herzlich näher. Hier waren noch ganz andere Ausdrucksmöglichkeiten zu entdecken, hier bildet sich das Finale, die Charakteristik, das frische Drama und bald hat man eine Reihe typischer Situationen, die die Musik anspornen, immer verfeinertere Ausdrucksformen zu finden. Die Verwechslungs- und Entführungstypen, die noch Mozart beschäftigen, liegen bereits im 17. Jahrhundert fertig vor. Man muß dem Laien immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen, daß der Don Juan keine dämonische Kothurnoper, sondern eine Buffooper ist.

Auf Goldschmidts Details einzugehen, ist hier nicht möglich, weil dazu Voraussetzungen nötig wären. In dem ersten Abschnitt, der sich mit der römischen Oper beschäftigt, stellt er vor allem Stefano Landis San Alessio (1634), bisher nicht genügend beachtet, als epochemachendes Werk in den Vordergrund. Im zweiten analysiert er genau nach den Manuskripten die ersten bekannten Buffoopern nach des Kardinal Rospigliosi Texten. Zuletzt giebt er das Bild des alten italienischen Opernorchesters, das sein Genie in Monteverdi fand, der im „Orpheus" die hergebrachte instrumentale Form zum Gipfel führte und in den späteren Werken die moderne Form anbahnte. Das alte kleine Opernorchester mit seinen paar Tastenkörpern und Schlag- und Streichinstrumenten geht langsam den Weg in die farbige symphonische Welt. Noch ist alles, was über Akkordinstrument und Streicher hinausgeht, eine außergewöhnliche Erscheinung und muß szenisch sich als notwendig ausweisen. So werden die Bläser zu koloristischen Zukunftsmusik-Instrumenten. Die alte Lauten- und Cimbelbegleitung lebt heute noch in den herumziehenden Sängerbanden Italiens fort. Er ist derselbe Instrumentenkörper, den einst drei berühmte altitalienische Künstlerinnen als Accompagnement bei sich führten. Vittoria Archilei, Lucia und Margherita Caccini sangen und tanzten ihre Lieder, indem sie sich auf einer spanischen und einer neapolitanischen Chitarrina begleiteten und einem kleinen tragbaren Cembalo, das mit Silberglöckchen geschmückt war. O. B.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

# Die letzte Wiedergeburt der Antike.

Von **Kurt Breysig.**

Wirklichkeitsferne und Wirklichkeitsnähe, die beiden Pole jedes geistigen Schaffens, jedes Bildens, Forschens und Glaubens — ich habe mich schon seit Jahren gewöhnt, all' mein kulturgeschichtliches Sehen nach diesem Gesichtswinkel einzustellen und ich habe bisher immer nur neue Belege für die Verwendbarkeit und den Werth dieses letzten höchsten Maßstabes ästhetischen, erkenntniß- und religionstheoretischen Urtheils im Dienste geschichtlicher Forschung gefunden, und noch keinen Beweis für das Gegentheil. Ich weiß wohl, die Erforscher der Kunst- und mehr noch die der Schriftthumsgeschichte sind solchen begrifflichen Werthungen abhold; sie haben viel zu viel Gefallen an der herrlichen Buntheit und Mannigfaltigkeit der Einzelleistung, die in ihren Bezirken so farbenreich und strahlend ist, wie nirgends sonst; sie fürchten, dem Stoffe werde Gewalt angethan und wenn sie, wie namentlich in der Geschichte der bildenden Künste oft geschehen ist, der reinen Beschreibung müde geworden sind, so finden sie an der Herstellung der Entwicklungsreihen, d. h. hier der Stile und Schulen ihr Genügen. Aber hat man nicht bemerkt, wie bitter sich dieser Mangel an festen, begrifflich gesicherten Maßen zuweilen rächt? Von Forschern, die an die Aufdeckung und Zergliederung der Malerei des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts die erfolgreichste Arbeit gesetzt haben, hört man mit Erstaunen, wie sie mit dem gleichen Eifer die Verdienste eben der Meister rühmen, die das kostbare Erbe jener großen Zeiten, ihre kraftvolle Herbe und edle Starrheit am wirksamsten zu verschleudern getrachtet und es gegen seichte Glätte und spielerische Süßheit vertauscht haben. Zuletzt handelt es sich freilich hier nur um ein nothwendiges Ergebniß der heutigen Richtung auf das Einzelne, auf das Bruchstück des Geschehens. Aber um so nothwendiger scheint, daß wieder Versuche angestellt werden, zu großen Zusammenhängen vorzudringen und innerhalb des Ganzen den einzelnen Theilen ihren rechten Platz anzuweisen.

Und noch ein weiterer, nicht minder dringlicher Anlaß zur Handhabung so weithin anwendbarer Gesammtanschauungen liegt vor. Es müssen die Zwischenwände niedergerissen werden, die heute noch allzu hinderlich die einzelnen Abtheilungen trennen, in die der Wissenschaftsbetrieb der letzten fünfzig Jahre und sein unstillbarer Durst nach immer weiter gehender Arbeitstheilung die Geschichte des geistigen Lebens der Völker fast mehr noch zerlegt hat, als die ihres gesellschaftlichen, staatlich-wirthschaftlichen Ergehens. Wer dem Vorurtheil, daß der heute bestehende Zustand einer acht- bis zehnfachen Theilung dieses Gebietes der natürliche und wünschenswerthe sei, trotzen will, hat es schwer zu büßen. Er wird überall als unwillkommener Zaungast, als unzünftiger Böhnhase angesehen und wird wohl thun, auf lange hinaus in der eigenen Freude an seinem übel beleumundeten Berufe den einzigen



Digitized by Google

Wiederhall seiner Thätigkeit zu suchen. Und doch drängen sich die Beweise für die Unzweckmäßigkeit, ja für die Schädlichkeit der chinesischen Mauern, hinter denen sich jede Einzelwissenschaft verschanzt hat, von allen Seiten herzu, sobald man nur planmäßig durch Jahre nichts anderes thut, als die Erzeugnisse der feindlichen Schwestern neben einander zu stellen und aus den dann ermöglichten neuen Ueberblicken die nothwendigen Folgerungen, die sich so erst ergeben, zu ziehen. Statt vieler Belege nur einen: die entwicklungsgeschichtlich gar nicht unbedeutende Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts, die den Weg darstellt, der zu dem leuchtenden Ziele Dante hinführen sollte, ist sehr reich an Sinnbildern und Gleichnissen, die uns Heutigen oft ein wenig allegorisch leer und schal erscheinen mögen, die aber die Gemüther der damaligen Menschen unzweifelhaft mit einem Schauer des Hohen, Unbegreiflich-Bedeutenden erfüllt haben. Derselbe Hang zu Sinnbild und Gleichniß hat seine Herrschaft tief in das Stoffgebiet der jungen Malerei dieser und der nächstfolgenden Jahrzehnte erstreckt. Er hat in den wundersamen Bildern von Armuth, Keuschheit und Gehorsam sein höchstes Fest gefeiert, die auf die Kinder unserer Tage von der Kuppel der Unterkirche zu Assisi so fremdartig herniederschauen und die Giotto zum Preise des heiligen Franziskus gemalt hat, und in dem noch räthselhafteren Bilde mit dem Ambrogio Lorenzetti den Friedenssaal im Rathhause seiner Vaterstadt Siena ausgeschmückt hat. Wer aber hätte schon diese deutlichen Zusammenhänge über die wenigen bräuchlichen Andeutungen hinaus, die auf der litterargeschichtlichen Seite sogar zumeist ausbleiben, ausgebeutet?

Will man aber bei solcher Zusammenflechtung verschiedener Fäden des geistigen Dichtens und Trachtens der Jahrhunderte ein wirklich ganzes und deshalb auch neues Gespinnst erhalten, so ist nöthig, überall die inneren und innersten Gemeinsamkeiten aufzusuchen. Selbst so verwandte Stoffe, wie die Geschichte etwa der Malerei und der Dichtung eines Zeitalters sind nur dann zu einer Einheit zu verschmelzen, wenn man sie gerade auf ihre letzten und am tiefsten liegenden Eigenschaften prüft. Die Mittel, mit denen beide Kunstgattungen ihre Ziele verfolgen, sind oft unsäglich verschieden; die letzten und höchsten Zwecke künstlerischen Wollens aber können trotzdem dieselben, oder wenigstens demselben Kunstgedanken untergeordnet sein. Um so nothwendiger aber ist, diese letzten Zwecke immerdar im Auge zu behalten. Wählt man die allerweitesten Ziele, um nach ihnen sein Urteil zu richten, so mag es oft scheinen, als ob sie in blasser Ferne allzu weit von der einzelnen Leistung abgerückt seien, aber sie entschwinden, wie ganz hohe Berge, dem Blicke niemals und wer an sie das Auge heftet, hat den unschätzbaren Vortheil, auf ganz weite Strecken immer denselben Richtpunkt für seine Wanderschaft zu besitzen.

Der Gegensatz zwischen Wirklichkeitsferne und Wirklichkeitsnähe ist solch ein überall sichtbarer Zielpunkt: ihm lassen sich nicht nur alle Zweige der bildenden Kunst und der Dichtung, sondern auch alle Wissenschaften und wenn man diese Gedanken zu Ende denkt, auch die Regungen des Glaubens unterordnen. Er hat für die weitschichtige Darstellung, in der ich den Sinn der europäischen Kulturgeschichte zu deuten versuche, eine der stetigsten Richtlinien dargeboten. Aber der Weg ist noch lang und er führt nicht selten durch öde Strecken, und so schenke man dem Wanderer Nachsicht, wenn er zuweilen rastet und den Blick voraus schweifen läßt, in blühendes Gelände, das dem Ziele näher liegt. Kann ihm auch nicht in den Sinn kommen, es nach allen Einzelheiten zu schildern, so hat er doch einen Vortheil für sich geltend zu machen, den der Gewöhnung des Auges an weite Sehfelder.

Digitized by Google

## I. Der geschichtliche Hintergrund: das Zeitalter des Rousseau-Realismus (1750—1780).

Wer vom Klassizismus sprechen will, den sollte man zuerst folgerichtiger Weise fragen: von welchem? Denn wird man auch die Bezeichnung der Karolinger- oder mancher Ottonenkunst als älterer Renaissancen abweisen müssen — denn hier wurde nur Vorhandenes, von Hand zu Hand Ueberliefertes fortgesetzt und nichts schon einmal Entschlafenes wiedergeboren — so zieht sich doch von den Tagen Petrarcas und Ghiberti's bis an die Schwelle des neu aufsteigenden Jahrhunderts eine feste, nie abreißende Kette immer neuer Wiederbelebungen antiker Kunstgedanken. Betritt man, auch außerhalb Italiens, eine der großen Kulturstätten des modernen Europas zum ersten Male, so etwa Paris, so ist man erschreckt über die immer neuen Rückfälle der Baukunst in knechtische Nachahmung griechisch-römischer Muster. Aber man hat doch ein Recht, die Kunstbewegung, die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts leise und zumeist theoretisch vorbereitet, dicht vor der Revolution zur herrschenden Strömung anschwoll, im betonten Sinne des Worts klassizistisch zu nennen. Denn so bewußt, so stetig, so begrifflich ist das Antikisiren eigentlich niemals vor- oder nachher zum Feldgeschrei einer großen Kulturbewegung gemacht worden, nicht einmal von der Renaissance. Die Stufen der Renaissance nämlich, auf denen man dazu wenigstens theoretisch große Neigung gehabt hätte, die Zeiten des ältesten und stärksten Humanismus, die Zeiten der wirklichen Wiederaufdeckung der verschütteten Schätze des Alterthums, sie waren zum Glück für die Eigenwüchsigkeit dieser Kunstbewegung zugleich diejenigen, die von der Gothik noch am unbedingtesten beherrscht wurden. Der unentrinnbare Zauber der Kunst, die wir uns gewöhnt haben, Frührenaissance zu nennen, der Werke, die nach Donatello bis auf Botticelli geschaffen wurden, beruht wahrscheinlich zuletzt auf dieser Mischung zweier ganz fremder Kulturen, die hier doch in ein Neues, Ganzes zusammengezwungen wurden.

Und so oft auch später Dichter oder Maler, Baumeister oder Bildner zu dem alten Idol zurückkehrten, so entschieden wie nach 1780 ist es nicht geschehen. Nur die Abgrenzung der um dieses Jahr einsetzenden neu-antikisirenden Bewegung gegen das voraufgehende Zeitalter des Spätbarock, Rokoko oder wie man diese doch ebenfalls unter antikem Einfluß stehende Entwicklungsstufe nennen mag, ist an mehreren Punkten schwierig. So vor allem in der Bildnerei; wohl haben die Zeitgenossen sehr stark empfunden, wie viel strenger Canovas Konturen wurden, als die bis dahin üblichen, und auch wer heute die Reihe von Houdons Werken in den stillen Sälen des Nordwestflügels im Louvre etwa mit den drei Grazien oder mit Amor und Psyche aufmerksam vergleicht, wird den sehr viel größeren Ernst der Formdurcharbeitung des Italieners neben der anmuthigen Liederlichkeit des Franzosen gewahr. Aber schaut man ins Große und Ganze, so sind hier die Grenzlinien weit minder scharf gezogen als anderwärts: die süße Glätte und die geistige Leere sind den alten wie den neuen Klassizisten in zu hohem Grade gemeinsam, als daß man den Unterschied sogleich spüren sollte.

Doch zum Glück für die entscheidende Abgrenzung der Zeitalter — und an ihr wird dem begriffsmäßig verfahrenden Geschichtsforscher besonders viel liegen — hat sich zwischen die letzten Ausläufer des alten, von der Renaissance her stammenden, längst naiv gewordenen und die Anfänge des neuen, bezeichnender Weise von Gelehrten eingeleiteten und so ganz bewußten



Digitized by Google

Klassizismus ein breiter Grenzgürtel gelagert, der von gänzlich anderem Gepräge war. Ich meine den eine kurze Zeit so urkräftig auftretenden Realismus der Jahrzehnte zwischen 1750 und 1789. Er hat die einzelnen Zweige des geistigen Schaffens und die einzelnen Kulturländer des alten Rokoko-Europa in ganz verschiedenem Grade überwältigt und seine wild dahin brausenden Fluthen haben einige Inseln, insonderheit der bildenden Kunst, fast unangetastet gelassen, aber daß seine Strömung diese Jahrzehnte durchaus beherrscht hat, dünkt mich unzweifelhaft. Die Anfänge reichen natürlich weit hinter 1750 zurück: man wird sie über Fieldings trockene und äußerliche Schilderungskunst und Richardsons sentimentale, aber trotzdem zur Wirklichkeit des Herzenslebens dringende Seelenmalerei vielleicht noch rückwärts wieder nach Frankreich zurück verfolgen dürfen. Von Fielding wenigstens leitet die Linie bis zu den anekdotischen, aber scharf gesehenen Romanen Lesages hin und daß Voltaire gewisse Einbrüche in das strenge Gesetz der Trauerspieltechnik wagte, mehr, daß er, der Zeitgenosse Ludwigs XV. anfing, den germanischen Barbaren Shakespeare etwas weniger mißzuverstehen, als bisher in Frankreich der Rokoko-Brauch gewesen war, ist unter die Vorläufer der Bewegung zu zählen.

Erst der Revolutionär der Geister und der Völker, der allumfassende Rousseau, in dem sich alle Fäden, die staatlich-gesellschaftlichen, wie die geistigen dieses überreichen Zeitalters wie zu einem entscheidenden Knoten verflechten, wurde der Bahnbrecher der neuen Bewegung. Wie viel in seiner Dichtung noch anererbte Pose blieb, wird immer ebenso genußvoll nachzukosten und abzuschmecken sein, wie zu unterscheiden, ob in seinem Gesellschaftsumsturz die natürlichen Instinkte der keimenden Demokratie oder die aristokratisch-abstrakten Tendenzen aufklärerischer Konstruktion überwiegen. Aber daß der Verfasser der Konfessionen und der Neuen Heloise durchaus der Wirklichkeitskunst diente, lehrt ein Blick auf das was vor ihm war ebenso unwiderleglich. Daß die neue Kulturwoge zu einer europäischen Strömung anschwoll, ist freilich vor allem die Leistung der Deutschen, die jetzt, jetzt endlich wieder an dem Werke der Dichtung Antheil nahmen, die aber auch mit der frischen unverbrauchten Kraft eines lang Geschonten die empfänglichsten Sendboten des neuen Evangeliums der Natur wurden.

Wie verschieden die Rollen unter den einzelnen Meistern des Wortes vertheilt waren, daran ist schnell zu erinnern. Wie in Deutschland nicht verwunderlich, steht mit lehrhafter Gebärde ein ehrsamer Schulmeister an der Schwelle des Baus, den die nächsten Jahrzehnte oft bunt und unregelmäßig genug aufführen sollten. Aber Lessings scharfe Kritikerarbeit nicht weniger, wie die steife Dramatik der hölzernenen Verse, mit denen er die Botschaft aus der Fremde schon in ihrem englischen Anfangsstadium auffing und seinen Deutschen zugänglich machte, sind bald überholt worden. In Klopstock ist ein Drang zur Höhe, der freilich daran irre machen könnte ihn dieser Realisten-Reihe einzuordnen. Aber wie er da, wo er am stärksten war, in seinen Oden, durch herrlich freie Rhythmen die starre Fessel überlieferten Formenzwanges brach, so hat er doch auch in dem, was er sagte, was er aus seinem tief bewegten Herzen offenbarte, alle Konvention der Perrückenzeit von sich abgeschüttelt. Die Herrlichkeit des guten Herzensbundes einer im hohen Sinne glücklichen Ehe hat kein Deutscher, vielleicht kein Dichter überhaupt, so vollkommen bloßgelegt, wie er. Nur bleibt bestehen, daß er nicht ganz bei dieser neuen Sache war. Die Hexameter seines Messias sind keine Aeußerlichkeit: hier blieb er abhängig von Ueberlieferung und alter Formenstarrheit. Wichtiger ist, daß er auch da, wo die

Digitized by Google

Höhe seiner Sprache sich in den Geist der Zeit nicht schicken wollte, nicht zu seinem Schaden ganz eigene Wege ging. Heute, da sich die Ohren wieder schärfen für Stil und schöpferische Sprachgewalt, wird man für diesen Klopstock bald wieder mit neuer Begeisterung empfinden. Er war wirklich ein Priester, ein Seher, auch da, und da am meisten, wo er nicht von einem hohen, einem höchsten Priester sang.

Aber die starke Bewegung ging weiter und nicht den stillen Seitenpfad des Barden von Quedlinburg, sondern ihren Weg weiter: die Stürmer und Dränger und mehr noch Bürger haben das Ziel mit großer Stetigkeit vor Augen behalten. In Wieland hat freilich das Rokoko mit all seiner Anmuth und seiner süßen Liederlichkeit wieder aufstehen wollen, denn dieser Mann der tänzelnden Verse, der zwitschernden Liebesabenteuer und Schäferstunden hat im Grunde in der Geschichte des deutschen Schriftthums noch nachträglich die Lücke ausgefüllt, die die steife Hölzernheit der schlesischen Lyriker offengelassen hatte. Aber derselbe Wieland hat doch auch in seinen Abderiten einen zwar antikisch maskierten, im übrigen aber recht trocken-witzigen komischen Roman geschaffen und, was mehr sagen will, er ist der erste große Shakespeare-Uebersetzer in Deutschland geworden.

Noch weit trefflicheren Hilfsdienst leistete Herder, der als Dichter zwar nicht schaffen, aber nachschaffen konnte, wie kein anderer. Und daß er über Shakespeare fort zur Volkskunst aller Zeiten und aller Länder rückwärts schritt, daß er vor allem zum Urbrunnen aller Germanenkunst, zur Gothik den Weg fand, erschloß der deutschen Wirklichkeitskunst eine Quelle, die sie unermeßlich viel reicher machte, als wenn sie nur von Rousseaus Gnaden hätte leben sollen. Die Entscheidung fiel, als der junge Siegfried in die Bahn rannte, der sich für seinen Siegerlauf aus beiden Sprudeln Kräfte schöpfte. Das Zusammentreffen Goethes mit Herder in Straßburg, der Stadt, die das erhabenste Kleinod deutscher Gothik birgt — einer der großen Glücksfälle in der Geschichte unserer Schriftkunst. Denn so ist Herder, dieser entsagungsvolle Hüter so vieler Schätze, der wahre Zuchtmeister der neuen Kunst geworden, der Lessing doch nur in einem ganz beschränkten Sinn hätte sein können.

Es ist ein menschliches Fassen nahezu übersteigender Gedanke, daß der sechsundzwanzigjährige Goethe fast alles Größte dieses großen Lebens schon geschaffen hatte, daß die schönsten Lieder deutscher Zunge, die aus der Straßburger, der zweiten Frankfurter Zeit und von der Schweizerreise, daß Götz, daß Werther, die Anfänge des Egmont und vor allem der Urfaust schon das Licht der Sonne erblickt hatten, als Goethe am 7. November 1775 zum ersten Mal über die Straßen Weimars fuhr. Aber für die Entwicklungsgeschichte des deutschen, des europäischen Schriftthums ist unvergleichlich viel wichtiger, daß alle die tausend Wimpel, unter denen der junge Goethe ausfuhr, auf einem Schiffe wehten, das sich so willig wie kein anderes von der Strömung der nun übermächtig gewordenen Wirklichkeitskunst dahin treiben ließ. Wir Heutigen haben eine fast ungerechte Scheu einen Starken der Vorzeit als Realisten zu bezeichnen, aber wer die Augen rückwärts zu Donatello wendet und sich bekennt, daß der kleine Realismus, dessen Ausläufer wir erlebten, auch einen größeren nicht vergessen lassen darf, der wird nicht zögern den erdwärts gewandten Zug dieser goetheschen Kunst anzuerkennen. Eine leidenschaftliche Sehnsucht, Formfesseln zu sprengen, alt gehüteten Sittsamkeiten ins Gesicht zu lachen und alle großen und kleinen Wirklichkeiten des Lebens bei ihrem wahrsten Namen zu nennen, spricht aus jedem dieser Werke. Wie viel von alle dem was der nach 1815, nach

Digitized by Google

dem Tode des Klassizismus langsam wieder sich emporringende Realismus in seinen ersten Staffeln hervorgebracht hat, erinnert nicht an die Jugend Goethes und überhaupt an die Epoche von 1770, 1775. Gothik, Rückkehr zur Vergangenheit, Realistik des Milieus zumeist auf historischem Wege, und so vieles andere noch hat diese Bewegung gemein mit dem noch romantischen Realismus der zehner und zwanziger Jahre, dem Realismus Walter Scotts und Achims von Arnim. Selbst die Schattirung der Mischung zwischen Wahrheit und Dichtung ist oft die selbe: man vergleiche nur die tolle und doch in das helle Licht des Tages verpflanzte Phantastik in Lenzens Sturm und Drang mit der ganz wahlverwandten in Arnims Halle und Jerusalem. Die Aehnlichkeiten sind so auffällig, daß diese wilde Zeit sich zuweilen wie ein Vorfrühling der deutschen Romantik ausnimmt, ein Vorfrühling, der freilich viel köstlichere Blüthen getragen hat, als der wirkliche Lenz, der ihm folgte. Am offenkundigsten wird dieser innerste Kern der damaligen deutschen Dichtung aber, wenn man sie neben die Werke der ihr gleichgearteten Vorgänger stellt. Im Werther sind tausend Posen und Konventionen abgestreift, von denen selbst Rousseau sich nicht hatte frei machen können, diesen Vorzug hatte der Germane vor dem Romanen voraus. Wendet man aber den Blick von dem jungen Goethe zum jungen Schiller, den man doch auch von dem mittleren und späteren wird scheiden müssen, so wird man gewahr, daß dieser Segen des Volksthums nicht allen deutschen Dichtern des vorwärts stürmenden Realismus der siebziger Jahre zu Theil geworden ist. Die Räuber oder Louise Millerin reihen sich zwar der Bewegung ganz unverkennbar an und ihre Derbheit ist von dem des Naturalismus von 1890 zuweilen nicht mehr ganz weit entfernt gewesen. Aber in Schillers Adern hat von Jugend an zu viel Racineblut gerollt, als daß er auch zu den Zeiten seiner grobkörnigsten Wirklichkeitsschilderung, seiner größten Erdnähe der Phrase und Pose je hätte vergessen können. Daß Kabale und Liebe von allen großen Theaterwerken deutscher Sprache noch heute das bühnenwirksamste ist, wird Niemand leugnen dürfen. Aber daß seine Ohren an dem Galerieton dieser jede Moral so dick unterstreichenden, schwarze Halunken und weiße Unschuldslämmer so plump scheidenden Psychologie je Gefallen werden finden können, ist doch ebenso ausgeschlossen. Hier sind in Wahrheit alle Sünden der Barockkunst an den Deutschen heimgesucht worden, die jetzt nachträglich noch die Versäumnisse des siebzehnten Jahrhunderts nachzuholen trachteten.

England, das an den Anfängen der Bewegung einen so großen Antheil genommen hatte, ist später zwar nicht unvertreten geblieben in dem europäischen Konzert des neuen Realismus: man weiß wie stark Macphersons Ossian von 1762 und Goldsmiths trauliche Landpastorengeschichte von 1766 auf den Verfasser des Werther eingewirkt hat; Burns' gesunde Volksthümlichkeit, Sheridans etwas billig moralisierende Sittenschilderung, und Wolcots bis zum Schmutz herniedersteigende Natürlichkeit gliedern sich ganz ungezwungen an; aber auf die Kultur des Welttheils haben sie keinen Einfluß gehabt. Ihn hat nur Sternes mit völlig phantastischer Willkür wunderlich vermischte Wirklichkeitsbeobachtung ausgeübt.

Umso wesentlicher ist nun festzustellen, daß zu dieser Wandlung in der redenden Kunst die Seitenstücke in der bildenden durchaus nicht fehlen. Von der Baukunst freilich wird man billig absehen dürfen: sie ist vermöge ihres ganz auf die Form gerichteten Charakters dem Streit um Wirklichkeitsnähe und Wirklichkeitsferne fast ganz — wenn auch nicht durchaus — entrückt. In diesen Jahrzehnten aber hat sie von ihren reichen und mit unverächtlichem Können aufrecht erhaltenen Barock- und Rokoko-Ueberlieferungen nicht weichen

Digitized by Google

wollen. Aus dem alten sollte sie in den neuen Klassizismus ohne Umweg hinüber schreiten. Fast ebenso ist es der Bildnerei ergangen: so weit ich vorläufig sehe, ist hier unser alter Schadow mit seiner zopfig-biederen, sehr nüchternen, aber auch sehr ehrlichen Porträtkunst der einzig ganz entschiedene Vertreter eines realistischen Zwischenspiels zwischen den beiden Klassizismen gewesen. Mit vollkommener Deutlichkeit spiegelt sich aber der litterarische Vorgang in der Geschichte der Malerei dieses Zeitalters ab. Die Franzosen haben wie in dem Jahrhundert Watteaus und Bouchers nicht mehr als recht ist, den Vortritt. Die Rokoko-Malerei selbst, obwohl im Innersten der neuen Bewegung als eine Tochter des Barock, als eine Enkelin der Renaissance fremd, hatte den Bruch ein wenig vorbereitet. Schon die Verdrängung der mythologischen Stoffe und Kostüme durch die des eigenen Zeitalters ist bezeichnend. Aber es sollten bald noch entschiedenere Vertreter der neuen Bewegung auftreten. Da ist Chardin, der als Künstler oder gar als geistige Persönlichkeit zwar mit Rousseau durchaus nicht auf eine Stufe gestellt werden kann, der aber mit seinen etwas weinerlich-ehrbaren Novellen-Stoffen, meist Familienbildern und mit seiner Kleinschilderung von Gewand und Umgebung, von bürgerlichen Stuben und bürgerlichen Rührscenen doch eine unzweifelhafte Wahlverwandtschaft aufweist, und dabei etwa fünfzehn Jahre früher aufgetreten ist, als er. Chardin, der 1779 starb, hat mit seinem Wirken das ganze Zeitalter ausgefüllt und für seinen freilich echt Richardsonisch sentimental gefärbten Realismus ist vielleicht die Farbe fast noch bezeichnender als die Stoffwahl; er ist in mehr als einem Betracht in die Schule der Niederländer gegangen. In dem Louvresaal, in dem zwei seiner großen Familienbilder hängen, schauen seine bäuerlichen Farben gar holländisch bescheiden in den blühenden Rosengarten der Rokokobilder ringsum. Der viel jüngere Drolling, der erst 1817 starb, gehört mit seinem ersten stärkeren Hervortreten, das um 1770 erfolgt sein mag, doch noch ganz in dieses Zeitalter hinein. Er ist ganz desselben Schlages, seine Zimmer-Interieurs nehmen sich vollends wie verjüngte Pieter de Hoochs aus. Natürlich, man merkt wohl, daß es ein Rokokopinsel war, der hier über die Leinwand strich, und so grünlichgrau auch die Farben sind, man spürt, daß sie von einer Palette aus weicherem Jahrhundert stammen, aber welch' eine Wandlung der Stoff- und der Formenwahl bedeuteten diese Bilder doch, auf denen man eine Magd nähend am Fenster und rings den bescheidenen Hausrath einer Küche sieht. De Marne ist ein viel minder bedeutender Künstler, aber er, der acht Jahr jünger als Drolling, schon in den sechziger Jahren auf den Geschmack seiner Zeitgenossen gewirkt haben mag, ist ebenfalls ein Vertreter dieser merkwürdigen Renaissance niederländischer Stoffe und niederländischer Kunstgedanken. Von ihm bewahrt der Louvre ein Bild, das auf gut brouwerisch den Hof eines Wirthshauses wiedergiebt.

In England steht der geistig unvergleichlich tiefere Hogarth in derselben Linie; daß die Zeit seiner stärksten Arbeiten noch etwas früher fällt — er ist ein um zwei Jahr älterer Altersgenosse von Chardin, aber die bedeutendsten Werke seiner herben und harten Satire gehören den dreißiger Jahre an — kann in dem Lande Fieldings und Richardsons nicht wundernehmen. Auch Gainsborough ist vielleicht in diese Reihe zu stellen; seine Landschaften wenigstens zeigen sich in hohem Maße von holländischen Vorbildern beherrscht. In Deutschland fehlt es an Seitenstücken nicht; den guten Denner zwar mit seinen Porzellanfarben und mit seinen immer wieder kehrenden Greisen und Greisinnen wird man vielleicht nur halb hierher rechnen dürfen. Er starb schon 1749 und sein Realismus, an dem man

Digitized by Google

recht als an einem Schulbeispiel nachweisen kann, wie wenig eine peinliche und kleinliche Darstellung der Schale des Daseins von seinem Kerne zu verrathen braucht, ist vielleicht ebenso sehr als ein letzter schwacher Nachklang niederländischer Wirklichkeitskunst, wie als ein Vorläufer Chardins anzusehen. Chodowiecki aber und Graff, die nur um ein Jahrzehnt von einander geschieden in den fünfziger und sechziger Jahren zu wirken anfingen, sind die beiden starken Schildhalter dieses Realismus in Deutschland, der doch auch hier als ein sehr kräftiger Rückschlag gegen die letzte Spätrenaissance zu empfinden ist. In Graffs Bildnissen, ich denke z. B. an den Gellert des Weimarer Museums, ist tief herbe Wirklichkeitserfassung auch da, wo es sich nicht um die Falten und Runzeln der Oberfläche handelt, sondern um den Menschen, der sich hinter ihnen verbirgt oder sich in ihnen doch nur dem Wissenden offenbart. Und ist auch Chodowiecki nur ein etwas matter und nüchterner Ersatz für Hogarths so viel größere Griffelkunst, er hat die Menschen seiner Zeit doch mit großer Ehrlichkeit zu sehen und mit einer nicht subalternen Treue wiederzuspiegeln vermocht.

Uebersieht man die Schaar der Meister, die auf der Bühne der bildenden Kunst dieses denkwürdige Zwischenspiel der Wahrheitsliebe zwischen so viel anderen Akteuren des Kothurn und der Pose aufgeführt haben, so wird man allerdings inne, daß sie nicht so unbedingt den Vordergrund ausfüllt, wie die ihr Gleichgesinnten auf dem Theater der Dichtung. Die rauschenden Fanfaren des Barock und die leichten Tänze des Rokoko zogen wohl noch immer die Aufmerksamkeit der Zuschauer im Parquet am meisten auf sich. Man malte noch immer heroische Olympscenen und Madonnen mit gewaltig flatternden Gewändern und hätte man den Feinschmecker von Sanssouci um sein Urtheil gefragt, er hätte gewiß von den neuen Barbareien der Maler eben so wenig wissen wollen, wie von denen des Götz von Berlichingen. Freilich er hatte in diesen Dingen einen etwas sichreren Geschmack: dem trefflichen Chodowiecki, der ihm wohl klassizistisch kommen zu sollen meinte und in seiner Radierung ‚Der Friede bringt den König wieder' einen römischen Imperator gezeichnet hatte, sagte er doch ce costume n'est que pour les héros du théâtre, aber wer die Sammlung durchwandert, die Friedrich auf seinem Landsitz angelegt hat, wird bald belehrt, daß dieser Verächter der Barockpose ein um so schwärmerischerer Verehrer der Rokokomalerei war.

Doch da zum Glück auch gescheidte Herrscher die Kunstentwicklung ihrer Zeit nicht aufhalten können und da es auch nicht auf die Masse weder der Genießenden noch der Schaffenden ankommt, so haben die wenigen scharfen Profile der führenden Meister doch auch dem Bilde der Malerei dieses Zeitalters das Gepräge gegeben. Dafür giebt es keinen besseren Beweis als das Ende, das diesem Zwischenauftritt bereitet wurde und zwar unter den Künstlern der Feder ganz ebenso gründlich, wie unter denen des Pinsels.

Von 1730 ab etwa hatte diese Bewegung sich vorbereitet, 1750 hatte sie mit aller Wucht eingesetzt, aber bereits 1780 ist sie im Schwinden begriffen und das Jahr der staatlichen Revolution findet die Umwälzung der Geister schon im vollen Gange. Die Nachahmung der Antike, wenn auch aus dritter, vierter Hand, die kaum wankend gemacht worden war, erhob sich, wie zu einem rächenden starken Gegenschlag ausholend, sofort von neuem, ja entschiedener, grundsätzlicher als je. Es fehlt wenig und man dürfte behaupten, es hätte damals geheißen, le classicisme est mort, vive le classicisme.

Digitized by Google

## II. Klassizismus (1780—1815).

Woher stammte dieser plötzliche Umschlag? Mich dünkt, die Ohnmacht aller geschichtlichen Einsicht wird nirgends so ganz offenbar, als wenn sie vor derartige Fragen gestellt wird. Gewiß, man darf hier sagen, die Wissenschaft habe damals eine starke, vielleicht nur allzu starke Einwirkung auf die Kunst ausgeübt. Schon in das Jahr 1761 fiel die Veröffentlichung der Denkmäler altgriechischer Baukunst durch Stuart und Revett, von der man weiß, wie ungeheuren Eindruck sie auf die Phantasie der zeitgenössischen Künstler gemacht hat, und 1764 war Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums in ihrer ersten Gestalt erschienen. Aber ist damit eigentlich der Hergang irgend wie erklärt? Das neunzehnte Jahrhundert hat viele Dutzende archäologischer Veröffentlichungen erlebt und keine einzige von ihnen hat auch nur die leiseste Wirkung auf die Kunst ausgeübt. Und erwägt man auch, daß die Herrlichkeit von Hellas damals zum ersten Male selbst und nicht in irgend welcher römischen Maske sich offenbart habe, der Grund ist doch nicht zureichend. Vielleicht fällt stärker ins Gewicht, daß die Wissenschaft selbst sich damals nicht so einseitig-spezialistisch gebärdete, wie in unseren Zeiten, daß sie sich noch als einen wirkenden Faktor der Kultur empfand, daß sie die Alterthümer, die sie ausgrub, nicht historistisch wie alle Gelehrten des neunzehnten Jahrhunderts als Denkmäler einer verschollenen Zeit auffaßte, sondern daß sie sie sogleich in neuen Gegenwartsstoff umsetzte, sie für nachahmungswürdige Muster und Vorbilder erklärte. Es ist doch denkwürdig, daß Winckelmann seine litterarische Laufbahn mit Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst begonnen hat. Noch mehr: sein Hauptwerk selbst war fast ebenso sehr eine Aesthetik, als eine Geschichtsdarstellung.

Aber zuletzt ist auch damit nicht viel gewonnen. Wenn diese Forscher ihrer Gegenwart näher standen als die Gelehrten späterer Generationen, so heißt das doch nur, daß sie auch dem Geist ihrer Zeit mehr unterworfen waren und dann wird doch wieder statt der Wissenschaft nur ein Sinneswechsel des Zeitalters als Ursache eingesetzt. Und in diesem üblen Zirkelschluß gelangt man schließlich wieder zum Ausgangspunkt zurück, wenn man behauptet, der alte Klassizismus war noch stark genug, um den ersten Sturmangriff der Wirklichkeitskunst abzuweisen, ja auch noch sich aus sich selbst von neuem zu gebären, zu verjüngen.

Doch so wenig man über diese im Grunde nur feststellende, beschreibende Erklärung des Ausbruchs der neuen Bewegung hinaus gelangen kann, um so offensichtlicher ist ihre erste Wirkung. Sie trat noch fast stürmischer auf, als ihre realistische Vorgängerin und sie vollbrachte vor allem als das wunderbarste ihrer Werke die gänzliche Umwandlung des Größten der damals Schaffenden. Denn damit hier vom Wichtigsten auch zuerst die Rede sei: diese allgemeine Wandlung der Geister hat auch die Umwälzung in dem stärksten ihrer Führer bewirkt, sie hat gemacht, daß aus dem Goethe der Straßburger Lieder, des Götz, des Werther und des Urfaust der Goethe der Iphigenie, des Tasso und der natürlichen Tochter, mit einem Worte, daß aus dem jungen siebenundzwanzigjährigen Goethe von 1775 der alte, d. h. dreißig- und vierzigjährige Goethe wurde. Was redet man doch von dem Goethe diesseits und jenseits von Weimar, oder wie früher von dem Goethe vor und nach der Italienischen Reise — die Wendung liegt tiefer und ist zugleich allgemeiner, sie ist kein persönliches, nicht einmal ein deutsches,

Digitized by Google

sondern ein europäisches Ereigniß: der Goethe einer tiefen und großen Wirklichkeitskunst hat sich in den Goethe eines sehr antikischen, und also sehr formalen, sehr stilistischen Idealismus verwandelt. Aber, und damit wird auch bei einer ganz allgemeinen Betrachtung sogleich der Finger in die Wunde des neuen Zeitalters gelegt, hat dieser Tausch Gewinn gebracht? Ich denke, man wird auch ohne die Majestät des Genius zu verletzen, antworten dürfen, müssen: nimmermehr. Man erwäge nur einmal kurz, welche Rolle würde in der Geschichte unseres Schriftthums ein Goethe spielen, dessen Wirkung erst mit dem Jahre 1787 oder, was keinen allzugroßen Unterschied ausmacht, 1777 begonnen hätte und der des Urfausts und damit alles dessen, was wahrhaft kraftvoll an diesem Werke ist, hätte entbehren müssen. Man würde einem solchen Goethe mit höchster Ehrfurcht begegnen müssen, man würde ihn des Wilhelm Meister wegen, der das Meiste von der alten Kraft bewahrt hat, zu den Vätern des modernen Realismus rechnen und man würde ihn in jedem anderen Betracht noch hoch über Grillparzer oder Platen setzen. Aber irgend ein boshafter Börne würde doch auch vielleicht geschrieben haben, dieser Geheimrath Goethe — das Patent ist vom Juni 1777 — sei wohl ein Verwandter von dem Johann Wolfgang Goethe, der in Straßburg und Wetzlar und Frankfurt den Griffel in seines Herzens frisch vergossenes Blut zu tauchen pflegte, aber nur ein entfernter.

Man wolle mich nicht mißverstehen: auch die Hervorbringungen des mittleren, wie des späten Goethe sind der höchsten Schätzung würdig und es wäre eitel Thorheit, in das windige Gerede über seinen Geheimrathsstil einzustimmen. Die Verse der natürlichen Tochter und die Prosa der Wahlverwandtschaften oder der Wanderjahre sind in ihrer Art ein Gipfel der Vollkommenheit. Aber hier handelt es sich nicht um Großes, sondern um Größtes; an den Stärksten der Starken dürfen nicht nur, sondern sollen die höchsten Maßstäbe angelegt werden. Und wer so verfährt, wird sich nicht verbergen dürfen, daß hier eine Laufbahn sich früher gesenkt hat, als sie auf der Scheitelhöhe ihres Mittags angelangt war. Man fasse den Tasso ins Auge und erinnere sich, daß die leidenschaftlichsten Lebenswendungen des leidenschaftlichsten Menschen den Stoff dieser Dichtung bilden. Und man wende von der Kühle dieser Verse und ihren fein abgewogenen Gleichnissen den Blick zum Werther zurück und zu dem fieberhaften Pulsschlag dieses an sich auch nicht stärker bewegten Lebens und Leidens und ermesse dann, wie unendlich viel an Empfindungs- und Darstellungskraft auf dem Wege zwischen 1774 und 1786, in welchem Jahre Tasso begonnen wurde, seinem Verfasser verloren gegangen sein muß.

Wo man überhaupt dieses Nachlassen der eigentlichen Dichterkraft bemerkt oder zugegeben hat, hat man es auf Ursachen der persönlichen Lebensführung zurückgeführt, auf die schwächende Einwirkung des höfischen Lebens, dessen Mäcenatenthum denn freilich auch mehr als eine bedenkliche Nebenfolge hatte, oder auf die Einwirkung des klassischen Bodens in Italien. Und doch wird man diese Gründe als zureichend nicht anerkennen können: die Urfaust- und Wertherstärke hätte auch der kleinen Fürstenherrlichkeit von Weimar Stand halten müssen, und die Hinwendung zur Antike ist eingetreten schon Jahre vor der italienischen Reise. Daß Goethe selbst eine Gruppe von Gedichten aus dem Jahre 1782 als antiker Form sich nähernd bezeichnet hat, ist bedeutsam genug. Aber schon in den Hymnen aus den Jahren 1780 bis 1782 finden sich Spuren dieser Richtung, neben anderen Werken, die freilich, wie das Gedicht Grenzen der Menschheit, noch die volle

Digitized by Google

alte Kraft offenbaren. Der erste Entwurf der Iphigenie fällt gar schon in das Jahr 1779. Es ist unsäglich anziehend, im Einzelnen zu verfolgen, wie der Umschwung sich vollzog. Nur muß man sich hüten, die Stoffe der einzelnen Gedichte als ausschlaggebend anzusehen. Schwager Kronos von 1774 oder der Prometheus von 1773/74 gehören nach ihrem Gegenstande der Antike an und sind ihr doch nach ihrer kraftvollen Form, in der noch das herrlich-herbe Uebermaß von Regellosigkeit und Ausdruckstärke sprudelt, gänzlich fern und fremd. Sehr merkwürdig ist auch, daß in den Gedichten, die Goethe selbst als antikisirend bezeichnet hat, sich Verse finden, deren zwitschernd leichtes Getändel sehr viel mehr an Wieland und Rokoko als an das hohe Muster erinnern. Jedenfalls aber war die italienische Reise nicht die Ursache, sondern schon eine der ersten Wirkungen der eingetretenen Wandlung, wenn sie auch begreiflicher Weise rückwirkend die klassizistischen Gesinnungen dessen, der sie unternahm, noch außerordentlich verstärkt hat.

Ein allgemeinster Grund, der für die Wendung ernsthaft in Betracht kommen könnte, wurde noch nicht genannt: der natürlichste, die Reife des Lebens, das Wachsthum der Jahre selbst. Aber auch er wird als zu leicht befunden werden müssen: man wird nimmermehr zugeben können, daß ein Dreißigjähriger schon, und der Goethe der ersten Iphigenie war so alt, die entscheidende Wendung seines Lebenswegs seitwärts und leider auch abwärts erleben müsse. Und wer wollte wagen, der strotzenden Kraftfülle gegenüber, die gerade dieser Ueberstarke bis in das höchste Alter bewahrt hat, von frühem Abwelken zu reden! Nein, dieser größte Meister des Zeitalters der Wirklichkeitskunst konnte nur durch eine Macht überwältigt werden, das war die Kraft der neuen Zeit, der neuen, allgemeinen, europäischen Bewegung der Geister.

Wir Heutigen aber, wir, die wir wieder nach Stil und Form dürsten und mit aller Macht des Wollens und Empfindens einen neuen Idealismus heraufführen möchten, eine Wissenschaft der hohen weiten Ausblicke und eine Kunst der strengen Formenbändigung, wir stehen ganz zwiespältigen Herzens dieser Bewegung von 1780 und 1789 gegenüber. Denn im Grunde hat sie die höchste Aehnlichkeit mit den Bestrebungen unserer Generation von 1892 und 1900: denn diese wollten sich aufwärts von der Beobachtung der Wirklichkeit schwingen zu der reineren Höhe einer herrischeren, in der Kunst formenstärkeren, in der Wissenschaft begriffsmäßigeren Bemeisterung des Stoffes und denselben Sinn hat auch der große Eroberungszug, den von 1780 bis 1789 der antikische Idealismus durch die Kunstgefilde von Europa antrat. Wie schwer also fällt solcher Anschauung ein herbes Urtheil über so nahverwandte Kunstgedanken. Und dennoch muß es ausgesprochen werden, mit einer grundsätzlichen Einschränkung freilich, die zugleich die beste Begründung darstellt: nicht der Idealismus, nicht die Phantasie- und Formenfreudigkeit, nicht die Stoffabgewandtheit dieser Bewegung ist es, die uns Pein macht, sondern ihr Epigonenthum, ihre geistige Abhängigkeit von einem fremden Muster, ihr Klassizismus, dem doch auch der Stärkste ihrer Führer, der zuerst von ihr Bezwungene, nachher an die Spitze Gestellte, dem Goethe selbst zum Opfer gefallen ist. Wann wird doch endlich dieser Segensfluch, den das Danaergeschenk der griechisch-römischen Bildung der Kultur unserer Völker von ihren ersten Anfängen an gebracht hat, von uns weichen? Damals aber hat er noch eine Hekatombe der Besten und Stärksten der geistigen Führer nicht eines Jahrhunderts, sondern eines halben Jahrtausends zum Opfer gefordert.

Denn das Schicksal Goethes wurde vorbildlich für den Verlauf der

Digitized by Google

gesammten Bewegung. Goethe selbst ist natürlich nimmermehr mit dem gesammten Schaffen der Jahrzehnte zwischen 1780 und 1815, die durch die erste Iphigenie und des Epimenides Erwachen sehr bezeichnend eingerahmt sind, in diese Bewegung allein hinein zu zwingen. Das Erbe des jungen Goethe hat der mittlere um aller der antiken Kleinodien willen, denen er jetzt nachjagt, doch nicht ganz fahren lassen. Man würde bis ins Einzelne abfühlen und nachweisen können, inwiefern auch noch der Vierziger und Fünfziger der Fortsetzer der Jugend vor 1775 war, wenn man ihn auch mehr den Beauftragten des königlichen Jünglings von Straßburg und Wetzlar nennen möchte. Anderes wieder, davon ist später zu reden, stellt Keim und Wurzeln neuen Wachsthums dar, eines Schaffens, das schon jenseits des Klassizismus lag. Aber der Hauptstrom der Werke dieser Jahre ist doch von den Quellen antikischer Begeisterung herzuleiten, die um 1780 schon den Goethe Herders und der Gothik zu sich lockten und aus denen er ein zwar nicht ewiges, aber Jahrzehnte langes Vergessen der Ideale seiner Jugend trank. Kein Zweifel, was so entstand, war ein Neuhellenismus, der sehr viel deutscher und zugleich moderner war als der von Carstens und Schinkel, und selbst von Cornelius. Aber noch öfter die Formen als die Stoffe lassen aufs deutlichste erkennen, wie stark die goldenen Ketten der Antike diesen edelsten ihrer Sklaven gefesselt hielten. Das Gedicht dieser Jahrzehnte, das innerhalb enger Grenzen doch ihre sicherste Technik offenbart, Hermann nnd Dorothea, bezeugt den Zwiespalt zwischen dem eigentlichen Wollen des Dichters und dem selbstauferlegten Formenzwang auch am lautesten. Der Stoff ist traulich-deutsch, fast ein wenig spießbürgerlich und an Vossens Louise anklingend; wie weltfern aber ist ihm das Versmaß und die feierliche Sprache des Gedichtes. Oder was haben die Hexameter des Reineke Fuchs mit dem herzhaften Thierhumor der niederdeutschen Verserzählung zu schaffen? Und die natürliche Tochter, die vielleicht die reifste Schönheit der Sprache dieses Goethe-Alters aufweist, wie gänzlich hat sie den großen Gegenstand, an den sie freilich nur eben rührt, abgedämpft. Eine der furchtbarsten und blutigsten Staatsumwälzungen, die noch dazu mit den schrillen Tönen der Gegenwart in das Leben des Dichters hineingellt, soll zwar die Handlung beherrschen, aber sie ist dergestalt entstofflicht, daß sie nur mehr wie ein Schattenbild wirkt. Im Werther hat der Groll des deutschen Bürgerthums gegen den Adel, der ihm so üble Demüthigungen auferlegte, nur an wenigen Stellen Ausdruck gefunden, aber sie sind unvergleichlich viel wirksamer, viel leidenschaftlicher, als was Goethe nach etwa zwanzig Jahren über die Entscheidungsschlacht zu sagen wußte, die nun in dem großen Kampf der Stände geschlagen war.

Gewiß nicht alle solche Aussetzungen treffen den Epigonencharakter dieser Idealkunst, sondern Schwächen, die einer solchen vielleicht anhaften würden, auch wenn sie ganz und gar ihre eigenen Wege gegangen sein würde. Aber dabei ist Eines nicht zu vergessen: der ursprüngliche Goethe war gar kein Dichter solcher wirklichkeitsfernen Kunst und daß ihn das Schicksal vor eine solche vollkommene Umkehrung seiner künstlerischen Richtung stellte — ein Beispiel, zu dem ich in aller antiken und modernen Litteraturgeschichte kein einziges Seitenstück weiß — dieser Umstand hat ihn zwar zu einer Leistung innerer Verwandlung gebracht, die von einer ebenfalls unerhörten Biegsamkeit zeugt, aber sie hat ihn doch nicht im Kern zu einem ganz Anderen machen können. Und es war doch eine nicht ungerechte Nemesis, die ihn nun das zweite, dem ersten entgegengesetzte Ziel seines Lebens nicht ganz erreichen ließ. Damit aber ist gesagt, daß die Vorwürfe, die sich

Digitized by Google

gegen die Werke dieses mittleren Goethe-Alters erheben lassen, nicht alle Formen- und Phantasiekunst, sondern nur diesen ihren zwar sehr starken, aber erst neu bekehrten und deshalb nicht ganz maßgeblichen Anhänger treffen.

Von allen anderen Hervorbringungen klassizistisch-deutscher Dichtung soll hier nicht die Rede sein. Insbesondere von Schiller zu sprechen, erlasse man mir. Kluge und zuständige Kunstrichter behaupten, es sei ein Zeichen von Unreife, auf Schiller zu schelten. Ich fühle mich aber noch ganz von dieser Beschränktheit unterjocht und warte, bisher vergeblich, auf den Tag meiner Bekehrung. Er ist eines der Erbstücke unseres nationalen Ruhms und vielleicht gilt Moltkes vorsichtiges Wort, daß man gewisse Prestiges nicht antasten dürfe, vorläufig auch noch von ihm. Nur dies Eine muß angedeutet werden, daß die Geschichte seines Schaffens wenigstens die eine Aehnlichkeit mit der Goethes hat, daß auch sie eine deutlich erkennbare Biegung aufweist. Der 1783 begonnene, das Jahr darauf vollendete Don Carlos mag die Grenze bilden. Nur ist sie hier ein wenig schwierig zu ziehen, weil das etwas schwulstige Pathos dieses Jüngers der französischen Barocktragödie seinen realistischen Sturm und Drang fast ebenso gesteigert hat, wie den antikisch abgeklärten Idealismus seiner späteren Dramen.

Unvergleichlich viel wichtiger ist, daß es in diesem Kothurndrama des deutschen Klassizismus auch nicht an einer Kontrastfigur fehlt. Jean Pauls Dichtung fällt mit allen ihren größten Erzeugnissen in dieses Zeitalter und und eben weil sich die Bizarrerie und alles Schnörkelwesen seiner wunderlichen Arabesken gar so gegensätzlich von der ruhigen Plastik goethischer Kunst abhebt, ist dieser eigenwilligste aller deutschen Poeten von je in ein sehr übles Zwielicht gerathen. Und dies Schicksal ist bis in die Gegenwart nicht von ihm gewichen: Scherer spricht von ihm noch so wie von einem respektablen Familienvater in bedrängten Verhältnissen, dem man um dieser seiner Achtbarkeit willen zwar das Almosen widerwillig-mitleidiger Anerkennung nicht versagen kann, dessen üble Lage man aber mit Achselzucken auf seine eigene Narrheit zurückführt. Diese Anschauung beginnt erst heute einer ganz entgegengesetzten zu weichen: die Finder einer neuen Wortkunst und die ihnen gesinnungsverwandten Forscher haben entdeckt, welche Fundgrube von malender Kraft des Sprachvermögens und welche Schätze starken Träumens in seinen Werken, wie Edelgestein in Schächten minderen Werthes verborgen sind. Wie viel Fäden von Jean Pauls Kleinschilderung und seinem ironischen Spielen mit der eigenen Dichtung zu Sterne und damit also zu der voraufgehenden Entwicklungsstufe zurückleiten, liegt offen zu Tage und daß seine phantastische Willkür vielleicht der Stamm war, an dem sich die ersten schwanken Schlingpflanzen der Romantik emporrankten, davon soll noch die Rede sein. Aber es bleibt ein Rest oder vielmehr ein innerster Kern seiner Dichtweise, der nur mit dem Idealismus Goethes und wenn man so will, auch Schillers auf eine Stufe gestellt werden darf. Ich meine alle die höhenwärts gerichtete Kunst seiner größten Landschafts- und Charakterschilderungen und vornehmlich seiner Träume. Sie theilt nämlich ebenso unzweifelhaft mit dem Schaffen des klassizistisch gewordenen Goethe die Erdfremdheit, die Wirklichkeitsferne, wie sie von ihr durch die ganz unepigonische, gar nicht antikisirende Selbständigkeit der Formen und Stoffe und durch die vollkommen abweichende Wahl der Mittel geschieden ist. Denn sie ist einmal im vollen Gegensatz zu dem damaligen Goethe gar nicht epigonenhaft, gar nicht antikisch und sie ist zum zweiten ebenso malerisch, farbig, wie die Dichtung des Goethe dieser Zeiten plastisch-linienhaft ist.

Beides fällt ungemein ins Gewicht. Wir erliegen so leicht dem Vor-

Digitized by Google

urtheil, als hätte eine Kunst, die den Klassizismus dieser Jahrzehnte hätte verdrängen wollen, nur wieder eine andere Renaissance an die Stelle des Antikendienstes setzen können. Und belehrt durch die Erneuerung der Gothik, die später wirklich die Romantiker versuchten, schweift von den herrlichsten Stellen Jean Paul'scher Traum- und Farbendichtung der Blick zu den Höhen gothischer Dichtung rückwärts. Und in der That will man durchaus zu den herrlichsten von ihnen, etwa dem Märchenwunder der tanzenden Sterne im Hesperus, von dem Emanuel träumt, ein Seitenstück in jenem fernen Dichterlande aufsuchen, man könnte an die wunderbare Terzinenreihe denken, in denen der dreißigste Gesang des Purgatorio schildert, wie:

. . . aus der Blumenwolke, die empor
Aus Engelhänden stieg und auf das ganze
Gefilde hinfloß, strahlt ein Weib hervor . . .
Bekleidet von lebendigem Flammenglanze.

Und das sehr merkwürdige Gedicht, in dem Goethe von Jean Paul als dem Chinesen in Rom spricht, erinnert auffällig an die Redewendung unserer heutigen Griechenverehrer, die da behaupten, das Germanenthum würde, wenn ihm das Heil von Hellas nicht gekommen wäre, nur eine mexikanische oder chinesische Kunst haben hervorbringen können. Man hat den Eindruck, als habe der fanatisch-klassizistische Goethe von 1797 dem ganz ähnlichen Empfinden Ausdruck geben wollen: daß alle nicht antikisierende Kunst zum Schnörkel und zu sinnlos-bizarrer Spielerei führen müsse. Der Goethe von Straßburg hätte im Angesicht des Münsters, dessen Thurmfassade wahrlich an maßloser Phantastik nicht zu übertreffen ist, nicht so schreiben dürfen.

Dennoch wäre es im Innersten unhistorisch, die große Kunst Jean Pauls als historistisch, als gothisch beeinflußt aufzufassen. Vielleicht hat er nie von Dante gehört und jedenfalls ist sein Träumen, sein Farb- und Bildvermögen so eigenwüchsig, wie nur der geistige Besitz der schöpferischsten Meister. Seine Seele war so zart, so über alle Maßen empfindlich, daß ihr die Linie, die scharfe Kontur von je zu hart und schroff sein mußte, daß sie sich immer nur die unbestimmtere, weichere und doch eindrucksvolle Kraft der Farbflecke, des Wohllauts schöner Satz- und Klanggefüge und edel verschwimmender Leidenschafts- und Menschenbilder dienstbar zu machen trachtete. Und diese Weichheit hat mit der Bildnerstärke des gothischen Mittelalters nichts anderes gemein, als eine von den Zeiten ganz unabhängige Wahlverwandtschaft des Schauens und ist von ihrer so viel härteren Art um eine durch Jahrhunderte dauernde Verzärtlichung geschieden. Jean Paul ist so wenig ein Enkelkind jener stahlfesten Zeiten, als die weich verschwimmenden Linien seines Kinder- und Träumergesichts Aehnlichkeit haben mit Dantes schmerz- und gedankenvollen, wie von tief grabendem Meißel geformten Zügen.

Die kühle Abwehr, die ihm der Herrscher deutsch-klassischer Kunst zu theil werden ließ, hat Jean Paul mit trübem Verzicht und nicht ganz ohne Ressentiment getragen. Wenn man in den Niederungen der Litteratur auch späterhin Versuche findet, seine phantastisch verschnörkelte Art mit goethischer Schilderungsweise zu vereinen, wie in dem wunderlichen Roman Bentzel-Sternaus von 1808 Der steinerne Gast, so blieb er doch zunächst gänzlich vereinsamt. Und fast noch unbedingter als in Deutschland beherrschte die Nachahmung der Antike in Frankreich das schöne Schriftthum. Ein wenig ists der französischen Dichtung freilich ergangen wie der französischen Bildnerei: an mehr als einer Stelle läuft der alte, vom Barock her ererbte Klassizismus in den neuen unmerkbar über. Dennoch tritt die größere Kraft dieser neuen

Digitized by Google

Formenkunst sehr deutlich deshalb hervor, weil sie die starke Welle von Regellosigkeit und Naturdienst, die von Rousseau ausgegangen war, gänzlich zu verdrängen vermochte. Nur war natürlich, daß man hier, wo das siebzehnte Jahrhundert eine so bedeutende antikische Epigonenkunst hervorgebracht hatte, ganz instinktiv diese alten bewährten Muster wieder hervorholte. So ist Marie-Joseph Chéniers Dramatik ganz auf Racineschen Bahnen einhergeschritten: selbst die ersten Stücke, die noch moderne Stoffe behandelten, sind von dem Vorbild abhängig, dann aber von 1792 an folgten Gracchus, Timoleon und, 1804, Cyrus. Man hatte nunmehr auch im Kostüm und in der Zeit- und Ortswahl den Kreislauf vollendet. Natürlich würde der Unterschied zwischen dem älteren und dem jungen Klassizismus in vielem Betracht aufzudecken sein, aber diese Rückkehr ist bezeichnend genug und sie wurde selbst auf dem Theater nicht nur von diesem einen führenden Dichter vollzogen, sondern sie nahm den Charakter einer Bewegung an: Arnaults Marius à Minturnes von 1791 und Raynouards Caton d'Utique von 1794 vollenden das Bild. Selbst das bedeutendste Lustspiel dieser Tage Fabre de l'Eglantines Philinte von 1790/91 gab sich in erklärtem Epigonenthum als ein Stück Molières und als Fortsetzung des Misanthropen. Noch folgerichtiger verfuhren die Liederdichter: André Chénier, das unglückliche Opfer der Robespierreschen Guillotine träumte im Tone Theokrits von einem Wiedererwachen des Alterthums. Frau von Staël aber hat etwas später, in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts, verstanden, die kühle Formenglätte ihrer Prosa mit einem wohlberechneten Maß von Leidenschaft zu vereinigen und auch den Roman für den neuen Klassizismus zu erobern. Vielleicht, daß ihre Delphine, ihre Corinne auch auf den gleichen Versuch Goethes in den Wahlverwandtschaften nicht ganz ohne Einfluß geblieben sind.

In England, wo der Strom der älteren Wirklichkeitskunst so stark gewesen war, ist die klassizistische Gegenbewegung am schwächsten gewesen: aber ganz unvertreten ist sie nicht geblieben. Und es ist denkwürdig, daß sie in den popisch gefärbten Verserzählungen aus Wordsworth' klassizistischer Jugendzeit, die etwa die Jahre von 1787 bis 1793 erfüllt, die gleiche Rückwendung zum Barock offenbart, wie in Frankreich.

Zu rechter Rundung formt sich das Bild dieses Zeitalters aber überhaupt erst, gedenkt man des noch viel umfassenderen Umschwungs in der bildenden Kunst. Auch hier fehlt es nicht an unsicheren Uebergängen und verschwimmenden Grenzen; im Wesentlichen aber kann man weder über die Thatsache der Wandlung selbst noch über ihren Zeitpunkt im Unklaren sein. Schon um Winckelmanns willen werden sich die Blicke des Geschichtsschreibers der Kultur dieser Jahrhunderte am ehesten auf Rom und die dortigen Deutschen wenden, die als Künstler ein ähnlicher Drang der Antike zu dienen zu der Stadt der großen Trümmer trieb, wie den Forscher. Und in der That Rafael Mengs sowohl wie Angelika Kaufmann, die beide damals in Rom ihr Wesen trieben, nehmen sich ein wenig aus wie Träger der kommenden Umwälzung: aber beide sind doch nur Vorboten. Angelikas Heldenbestattung in Wien hat in den oberflächlich antikischen Zügen der Gesichter wohl schon viel von dem Klassizismus des nächsten Zeitalters, aber der zarte röthliche Schimmer, der sich über die Szene breitet, das flaumigglänzende Kolorit und die noch weicheren Linien der Komposition weisen das Werk durchaus in die Reihe der Rokokogemälde. In Rafael Mengs vollends verbindet sich mit den antikisierenden Neigungen, die auch seine Stoffwahl laut ausspricht, nicht nur die gleiche porzellanbildartige Süß-

Digitized by Google

lichkeit der Farbengebung, sondern auch ein Hauch von Rousseaurealismus. Das römische Bildniß seiner Tochter im Palazzo Barberini weiß viel von Mädchensinn und Mädchenart zu erzählen; die scharfe Vertheilung von Hell und Dunkel ist stilistisch, aber nicht im Sinne der späteren Klassizisten, sondern der Niederländer.

Auch Wilhelm Tischbein und Hackert stehen ungefähr auf dieser Vorstufe. Hackerts römische Landschaften beweisen es durch ihren Stoff, doch bleibt er noch weit von dem phantastischen Idealismus der eigentlichen Landschaftsklassizisten entfernt: in seiner Schilderungstreue und seiner etwas trockenen Farbe ist noch zuviel von der ehrlichen Nüchternheit Graffs und des deutschen Zopfs. Tischbeins künstlerische Entwicklung ist sehr wandlungsreich und deshalb für den Wechsel der Zeiten bezeichnend. Er muß, wie alle sehr fruchtbaren Schaffenden, besonders empfänglich für die Anregungen der Zeiten gewesen sein: die Erzeugnisse seines nie ermüdenden Pinsels nehmen sich deshalb aus wie der künstlerische Niederschlag aller der verschiedenen geistigen Bewegungen, die sein Leben umspannte. Er hat anfänglich im Sinne des realistisch-historischen Vorstoßes, der sich zuletzt zu Götz von Berlichingen zuspitzte, geschichtliche Bilder gemalt, ein sehr deutlicher Beweis für die merkwürdige Aehnlichkeit dieser Strömung mit der ähnlich historischen Romantik. Dann aber hat ihn, der unterdeß immerfort Bildnisse von unverächtlicher Rokoko-Technik, aber ebenso unverkennbarer Rokoko-Süßlichkeit geschaffen hatte, der Winckelmann-Mengssche Einfluß erfaßt, und er hat mit seinem Homerwerk vielleicht als erster einen Weg eingeschlagen, der nun immer wieder beschritten werden sollte. Er hat in Rom, wohin er 1782 gekommen war, Goethe von der Campagne umrahmt gemalt. Vorläufer ist aber auch er nur: die süße Glätte seiner gleißenden Farben ist entscheidend für seine artistische Zugehörigkeit zu den letzten Ausgängen der sterbenden Renaissancekunst.

Die entscheidende Schlacht für den Klassizismus sollte überhaupt nicht von Deutschen geschlagen werden, sondern von den Franzosen, die das ganze Jahrhundert über auf diesem Felde die Führerschaft behauptet hatten und sie sich auch im letzten Akte des wandlungsreichen Dramas nicht entreißen ließen. Es ist der eine Name David, an den Anfang, Glück und Ende der Bewegung geknüpft sind. Seine unerhört reiche und unerhört wirksame Thätigkeit überschattet das ganze Zeitalter zwischen 1780 und 1815, und man kann von ihren Vorzügen wie von ihren Mängeln deutlich wie von einem Buche ablesen, wes Geistes Kind der Klassizismus wenigstens in diesem seinem romanisch-französischen Gewande war. Auch David begann seine Laufbahn mit einer Pilgerfahrt nach Rom, freilich der längst üblichen, durch die altklassizistischen Ueberlieferungen Frankreichs und den Rompreis gebotenen. Diese Ueberlieferungen haben ihn in den Anfängen seines Schaffens entscheidend, später immer noch maßgebend bestimmt: wie viel giebt doch zu denken, daß das Gipfelwerk seiner Tage, der Raub der Sabinerinnen, im Stoff und schließlich ein wenig auch in den Grundzügen der Komposition mit dem Gemälde eines der größten Meister des französischen Barocks mit den Sabinerinnen von Nicolas Poussin sich deckte. Trotzdem wird Niemand verkennen, wie stark sich in den reinen Konturen Davidscher Gestalten und in der edlen Freiheit seiner Raumvertheilung die strenge Schulung geltend macht, die er unter den erhabenen Resten des Alterthums, wie er in seiner Selbstbekenntniß-Apostrophe an Rafael sagt, erhalten hatte. Die Linientechnik aller von der Renaissance ausgehenden Schulen bis in die letzten Ausläufer des Rokoko hinein war von einer staunenswürdigen Bravour ge-

Digitized by Google

wesen; aber sie hatte sich selten auf die größten und einfachsten Umrisse beschränkt und war im Einzelnen von genialer Liederlichkeit nicht frei gewesen. Mit diesen beiden minder guten Ueberlieferungen brach Davids Kunst; sie ging vornehmlich auf die letzten, wesentlichsten Linien aus und sie war in Hinsicht auf sie von peinlichster Korrektheit. Man vergleiche nur ein Bild von ihm mit einem Boucher oder Watteau wie unsäglich viel weniger Linien darauf stehen. Und es ist offenbar, daß eine solche Beschränkung auf die ästhetisch einfachsten Elemente des Linienwerkes, aus dem jedes Gemälde besteht, ihre Wirkung unendlich steigert: dreißig Striche, deren Lauf stark und entschieden ist, können viel tiefere Runen in unserer Netzhaut nicht nur, nein auch in unserer Seele zurücklassen, als dreihundert oder gar dreitausend.

Aber ebenso unverkennbar sind die Schwächen von Davids Kunst. Zuerst einmal die Abhängigkeit dieser neuen Malerei, nicht von der Antike, aber von dem nicht eben werthvollsten Theil der Antike, den man damals mit der hohen Kunst der Griechen verwechselte. Wir Heutigen, die eine ganz unbefangene Liebe auch dann zu den Füßen der großen hellenischen Kunstwerke niederzwingt, wenn wir der Kunst unserer Völker und Zeiten nichts weniger als ihre Nachahmung anzurathen wünschen, haben eine ebenso starke Abneigung gegen die epigonenhaften Ausklänge gewisser hellenistischer und römischer Schulen, die doch dem Zeitalter Winckelmanns als die Antike galten. Wir sehen dort dieselben Verwüstungen versüßlichender Glätte, wie etwa bei den Bolognesen; ja wir haben schon gegen Praxiteles die Bedenken, die uns der Kunst Rafaels abwendig gemacht haben. David und alle die Jahrzehnte antikisirender Kunst seit 1780 haben gerade die Oberflächlichkeit und Bläße, die schematisirende Vereinfachung bestimmter Gesichtsausdrücke und die noch tödtlichere Uniformität eines allgemein gültigen Schönheitskanons jener ihnen freilich innerlich wahlverwandten Epigonenantike für nachahmenswerth gehalten. Die hohe Schätzung, die man allerlei Ueberresten der Kleinkunst, den Gemmen, Vasen und so fort beilegte, haben dazu das ihre beigetragen: die handwerksmäßig flache Stilisirung ihrer Köpfe und Körper hielt man für ein untrügliches Zeugniß der hellenischen Kunstübung selbst. Eine lyraförmige Linie der unteren Bauchgrenze gegen Hüften und Oberschenkel, eine gewisse Faltung der Stirne als Ausdruck von Zorn und Schmerz, eine ähnlich obligatorische Verzerrung des Mundes aus gleichem Anlaß, die griechische Nase, das korrekte Oval des Gesichts, die mandelförmig geschnittenen Augen, die kunstvoll geringelten Haare und viele andere ebenso jammervolle Einförmigkeiten wurden von jetzt ab, von David bis Cornelius die unentbehrlichen Requisiten dieser sich antik wähnenden Kunst. Einem Romfahrer kann heute wohl vor dem vatikanischen Hermes die Einsicht kommen, wie wenig all' dieses Maskenwesen mit dem echten Geist hellenischer Kunst zu schaffen hat. Damals aber betete man sein Gegenüber als das Urbild griechischen Geistes an, den Apoll von Belvedere, der unser Geschlecht wie ein leeres, wohlfrisirtes Klassizistenwerk anmuthet.

Bei David ist von diesem Einfluß in manchen Richtungen, in denen er sich bei späteren, insbesondere [illegible] Meistern geltend machte, noch wenig zu verspüren. Gute Rokoko-Ueberlieferungen und eine trotz allem realistische Neigung haben ihn davon zuweilen zurück gehalten. Auf seinem großen Hauptwerk hat der Vorkämpfer der Sabiner zur Linken ein so unbedeutendes Alltagsgesicht, daß Cornelius sich mit Abscheu von ihm abgewandt haben würde und die knieende Alte des mittleren Vordergrundes erinnert mit dem peinlich genauen Runzel- und Faltenwerk ihres Greisenkopfes fast



Digitized by Google

an Naturalistenkunst. Blickt man aber weiter um, so findet man allerdings auch über die Trachten und Waffen hinaus genug klassizistische Züge: die neue halbantike Konvention, die sich nun bilden sollte, deutet sich in den Muskeln der Leiber, in den Zügen der Gesichter, in der Kräuselung des Haares schon an.

Am nächsten verwandt mit diesem halben und falschen Epigonenthum ist die phrasenhafte Form der Stilisirung: der Kampf um die Sabinerinnen will hohe Kunst sein und ist im Grunde doch nur die Pose eines gestellten lebenden Bildes. Es sollte hier der höchste Gipfel aller Idealkunst erreicht werden, aber die Flügelkraft der Phantasie war zu schwach gewesen, um den Künstler bis zu ihm hinauf zu tragen. Es klingt schnöde, aber mir ist vor dem berühmten Schwur der Horatier sogleich eine Exercierstunde eingefallen, in der dann der heldische Vater den Befehle schnarrenden Unteroffizier und die Söhne die langsamen Schritt übenden Rekruten darstellen müßten. David ist da am stärksten, wo er sich am einfachsten giebt. An einem etwas abgelegenen Orte im Calvet-Museum zu Avignon sah ich ein Bild von ihm, das einen Knaben darstellt, den rohe Verfolger in den Sand gestreckt haben. Er drückt die dreifarbige Kokarde, um derentwillen er den Tod erleidet, auf die blutende Brustwunde, aus der doch unaufhaltsam hoffnungslos der rothe Lebenssaft auf das Pflaster rinnt. Hier liegt das Pathos im Geschehniß selbst und hier packt es dem Beschauer rücksichtslos die Seele; während der David, der auf dem Kothurne schreitend durch die Mittel seiner steigernden Kunst Eindrücke hervorrufen will, fast jedes Mal die tiefste Wirkung verfehlt.

Diesen letzten und stärksten Mißerfolg begleiten andere, die künstlerisch und psychologisch mit ihnen untrennbar verflochten sind. Die Linien sind in ihrer Vereinfachung wohl wirksam, aber da sie nicht von scharfer Wirklichkeitskenntniß gezogen sind, auch allzu einfach und deshalb leer und blaß. Ferner ist dem Fanatismus der Linienkunst, dem sich Davids erste, wie fast alle anderen Versuche klassizistischer Malerei ergeben haben, eines der köstlichsten Erbstücke des Rokoko, die Farbe, zum Opfer gefallen. In diesem Lande Watteaus wurde nunmehr gemalt, als gebe es auf jeder Palette nur zwei oder drei Farben und die meisten Werke Davids machen den Eindruck, als sollten sie nur Ton in Ton wirken. Es giebt ein lichtes, fahles Hellbraun, das auf manchen gänzlich überwiegt.

Sollte man alle die Bedenken, die man gegen David haben kann, in eines zusammenfassen, man müßte doch sagen: er suchte in seinen Werken eine Größe zu schildern, für die der Flug seiner Phantasie nicht hoch und die Mittel seiner Kunst nicht selbständig und stark genug waren. Aber da er das Losungswort seines Zeitalters ausgab, so hat er, äußerlich betrachtet, eine unerhörte Wirkung ausgeübt. Er war ein Vierteljahrhundert lang Alleinherrscher im Reiche der französischen Malerei und sein Scepter ist auch über die dreifarbigen Grenzpfähle hinaus weithin in Europa und nicht nur in romanischen Landen anerkannt worden. Von seinen Zeiten ab sind Pariser Ateliers ein Wanderziel für die ehrgeizigen jungen Künstler Deutschlands geworden. In der Heimath aber hat David alle Verfassungsstürme und Regierungswechsel überdauert: zu den Zeiten der Republik hat er Kleider und Möbel, Haartrachten und Festdekorationen sich unterthan gemacht und dem Cäsarenthum Napoleons war sein Römerkultus viel zu sehr willkommen, als daß es seine Kreise hätte stören sollen. Und unter den Hunderten seiner Schüler stiegen einige zu großer Leistung empor, aber auch der selbständigste von ihnen, Gros, hat nicht gewagt, das Joch seiner Kunstweise abzuschütteln.

Digitized by Google

Gérard hatte dazu an sich keine Neigung. Und alle Künstler, die sonst hervortraten, Guérin und Prudhon schlugen ebenfalls Davids Richtung ein.

Es giebt keinen schrofferen Gegensatz, als wenn man neben den Führer des französischen Klassizismus den des deutschen stellt. David und Carstens: der eine der fürstengleiche Herr der Malerei eines gewaltigen Reiches, der Verbündete der Republik wie des Kaiserthums, der andere ein einsamer Mann, der eigentlich nie über ein Dachstubendasein hinausgekommen ist und dem das karge Mäcenatenthum des preußischen Staates die Hälfte der kümmerlichen Almosen wieder abverlangte, die es ihm hatte zufließen lassen. Dort ein europäischer Name, hier nach langen Mühen die Anerkennung einiger Kenner; dort eine lange Reihe großer Werke, staatlicher Aufträge, hier eine Anzahl von Handzeichnungen, die doch alle laut den nie gestillten Durst ihres Urhebers nach großen monumentalen Ausführungen verkünden; dort ein Dasein auf den Höhen der Menschheit, verbracht in stärkster Selbstauswirkung, hier ein düster hinglimmendes, bald kraftlos gänzlich erlöschendes Lebenslicht. Nur die freiwillige Verbannung, in die der Maler des kaiserlichen Frankreichs nach dem Sturze seines Beschützers ging, hat zuletzt ein wenig diese grelle Ungleichheit der Schicksale rückgängig gemacht.

Noch verschiedener als das Erleben ist vielleicht die Persönlichkeit der Meister. Für Carstens ist trotz allem Streit der Meinungen, dünkt mich, die rechte Formel noch nicht gefunden. Es bestand zwischen seiner innersten Anlage und den Zielen, zu denen der Strom der Zeit ihn trieb, eine vollkommene Wesensverschiedenheit. Carstens war ganz Schleswiger, ganz Niederdeutscher; seine Größe hat etwas Ungeschicktes, Kyklopenhaftes. Nun aber fiel in diesen Menschen, der zur Zeit der Sachsenkaiser geboren köstlich kraftvolle Dome erbaut hätte, ein Strahl von Hellas her und seiner goldnen Kunst. Vielleicht daß er, der so viel stärker war, als der Tändler David, das Epigonenthum der falschen Antike, der man nachtrachtete, durchschaut hätte, wenn er auch nur der wirklichen Antike wahlverwandt gewesen wäre. Aber das war er nicht im Mindesten: er wurzelte ganz in seiner nordischen Erde und Vollkommenes hätte er nur leisten können, wenn er aus diesem Boden heraus hätte schaffen können. Er hätte nicht 1754, sondern 1854 geboren sein, er hätte nicht Klassizist, sondern Naturalist werden müssen, dann wäre vielleicht ein nachgeborener deutscher Millet aus ihm erwachsen oder ein Meunier. Für die Aufgaben aber, die ihm sein Zeitalter oder vielmehr er selbst sich als dessen gehorsamer Sohn stellte, waren seine Hände viel zu rauh und kräftig. Er, der niemals geduldig genug war, die mühsame Schule seines Handwerks durchzumachen, wollte nun einer Kunst dienen, die zum mindesten ein hohes Maß von akademischer Korrektheit verlangte, und was unter Davids Pinsel flache, aber richtige Nachahmung wurde, glückte ihm nicht einmal in den Elementen. Der gefälschte glatte Hellenismus, den das Zeitalter forderte, zerbrach in seinen Fäusten wie ein allzu zierliches Spielzeug. Und doch leuchtet seine große Stärke zuweilen hervor: auf den Blättern, die heute in dem stillen Saal des Weimarer Museums von dem heißen Ringen dieses gewaltigen Menschen erzählen, scheinen mir seine ärgsten Verzeichnungen nicht selten am meisten von seiner ungebändigten Stärke zu zeugen. Gewiß dem Götzen Klassizismus ist auch hier geopfert, und die falsche Antike starrt uns mit ihren grimassierenden Konventionen von allen Wänden an. Aber gerade wo dieser ungefüge Griffel sich empört gegen das Muster, wo er, wie auf der Einschiffung des Megapenthes, fast groteske Zerrbilder schafft, ahnt man die eigentliche Stärke dieses Mannes, der an niederdeutschen Bauern alle Kraft der Erdgebornen und in shakespeare-



Digitized by Google

böcklinscher Komik grassen Humor hätte schildern sollen! Die hohe Feierlichkeit, die er auf seinem Wege zur Antike nur so selten traf, wie, da er die großartige Armbewegung schuf, mit der die Mutter Nacht ihre Kinder schirmt, wäre auch dort nicht verloren gegangen.

Als sie dem nordischen Fremdling im Jahre 1798 bei der Pyramide des Cestius sein frühes Grab schaufelten, gab es in deutschen Landen keinen Einzigen mehr, der wie er der Antike zu dienen trachtete. Vier Jahre später ist dann der erste deutsche David-Schüler Gottlieb Schick nach Rom gekommen; aber mochten auch er und der gleichstrebende Wächter sich und ihre biblischen oder antiken Figurenbilder nebenher mit Carstens'schem Geiste erfüllen, mochte Carstens' unmittelbarer Schüler Koch und mit ihm Reinhart die antikisierende Landschaft pflegen, ein rechter Könner oder selbst nur ein starker Macher war keiner von ihnen. Mit Carstens' tragischer Prometheusgestalt, die selbstgeschmiedete Ketten an den Felsen einer fremden Kunst banden, sind alle großen Erinnerungen des kurzen klassizistischen Traums der deutschen Malerei untrennbar verbunden.

Auch in England fehlt es nicht an Seitenstücken: James Barry war schon 1770 mit der ausgesprochenen Absicht nach London gekommen, in antikisierendem Sinne zu malen, und der Bildhauer Flaxman gewann mit seinen Umrissen zu Homer, 1793 zu Rom ausgegeben, den größten Ruhm. Noch europäischeren Umfang gewann die klassizistische Bewegung in der Bildnerei: der Italiener Canova hat die Führung, in dem Frankreich Davids ist selbstverständlich eine ganze Reihe von Künstlern in diesem Sinne thätig, Chaudet und Bosio an der Spitze, in Deutschland seit 1797 Dannecker, in England Flaxman und in Dänemark, besser in Europa seit 1803 Thorwaldsen.

Sehr müßig wäre es in Abrede zu stellen, wie viel Adel des Wollens, des Geistes und der Form in die Werke dieser Meister gebannt ist. Aber man wird nie müde werden dürfen, zu bezeugen, daß ihnen allen zum Fluche wurde, was sie als den größten Segen ihres Wirkens ansahen: die Abhängigkeit von der Antike. Was soll man dazu sagen, wenn der edelste von ihnen, wenn Thorwaldsen in dem Alexanderzug der Villa Carlotta zu Cadenabbia am Comersee, die Unzulänglichkeiten antiker Pferdereliefs sklavisch nachahmt. Und wo die Gunst der Zeiten diese Künstler vor eine gewaltige Aufgabe stellte, die von ihrer Idealkunst eigene Größe forderte, versagt sie völlig: das Napoleonstandbild Canovas im Hof der Mailänder Brera ist ebenso klassizistisch flach und unzulänglich, wie das freilich nicht ganz so süßlichglatte Bild Davids auf seiner großen Krönung.

Am leichtesten zugänglich für den antikisierenden Stil dieses Zeitalters müßte allen Ueberlieferungen nach sich die Baukunst erweisen. Als eine der zierenden Künste ist sie überhaupt dem Realismus am mindesten erreichbar: sie ist ihrem innersten Wesen nach so sehr auf die reine Form angewiesen, sie vermag so wenig zu schildern, zu erzählen, daß sie dem Wirklichkeitsdrang der Zeiten immer den stärksten Widerstand leisten wird, mag dieser auch nicht völlig unüberwindbar sein. Was Wunder, daß sie sich in allen den drei Jahrhunderten, die seit der Wiederausgrabung der Antike und der Niederwerfung des Germanengeistes verflossen waren, einem unbedingten Epigonenthum ergeben hatte. Allerdings nicht im Barock und noch weniger im Rokoko lassen sich leise Rebellionen des germanisch-gothischen Geistes verkennen, aber eine lange Reihe von Klassizismen zieht sich doch nebenher durch diese Zeiten. Um so leichter öffnete man nun von neuem dem alten Ideal die Herzen, es waren nicht umsonst Baumeister gewesen, die in Athen

Digitized by Google

der neuen Renaissance die Wege gebahnt hatten. David selbst hatte durch die Dekorationen, mit denen er den Festen der Republik hohen Stil gegeben hatte, vorgearbeitet, in Napoleon erstand dem neuen Ehrgeiz der Architekten ein Bauherr von denkbar höchster Bereitwilligkeit und Machtvollkommenheit, und so hat sich denn das kaiserliche Paris mit einer Reihe neu-antiker Bauwerke geschmückt, deren Zahl sicher sehr viel größer geworden wäre, wenn diese Herrlichkeit nicht ein gar so schnelles Ende gefunden hätte. Percier und Fontaine errichteten den Triumphbogen des Karousselplatzes, Chalgrin den der Place de l'Étoile, Lepère und Gondouin die Vendomesäule, Vignon aber war dabei, den antiken Tempel zu errichten, aus dem man nachher eine Kirche, die der heiligen Madelaine gemacht hat. In Deutschland mangelte es in diesem Zeitalter staatlichen Niedergangs an solchen Aufträgen durchaus: Langhans' Brandenburger Thor von 1793 aber ist ein Seitenstück, das den Vergleich mit den Pariser Werken sicher aushält. Die Gesammtleistung dieser klassizistischen Baukunst ist schwerlich allzu hoch anzuschlagen: die Pariser Meister haben sich ihren römischen Mustern gegenüber in eine fast beschämende Abhängigkeit begeben und wo sie zage Schritte selbständigen Ausgestaltens wagen, ist die Wirkung immer wohlthätig-korrekt — eine Eigenschaft, die dieses Zeitalter vor vielen darauffolgenden der Baugeschichte auszeichnet —, aber auch dünn, blaß, ehrsam, nüchtern, mit einem Worte akademisch-langweilig. Wie viel oder wie wenig die Zeit vermochte, hat nach altem Brauch ihre Baukunst am unverhülltesten ausgesprochen. Kein Zweifel, Napoleon hätte für die erhabenen, despotischen Eindrücke, die seine Bauten hervorrufen sollten, keine anderen Ausdrucksmittel finden können und Niemand wird sagen dürfen, daß das wiedererstandene Römerthum diesem Zwecke schlecht diente. Aber wie viel Größeres hätte eine selbständige Kunst schaffen müssen.

Und so bleibt denn der Eindruck, den die Thätigkeit des größten von allen schaffenden Künstlern dieser Jahrzehnte hervorruft, gültig für die Summe des Wirkens der Zeit überhaupt: der ideale Flug aufwärts fort vom Boden der Wirklichkeit weckt alle unsere Theilnahme, alle unsere Verehrung, aber wir dürfen deshalb nicht die Augen dagegen verschließen, daß fast aller Glanz dieser Idealkunst ein erborgter war. Und der Vorwurf, den gegen den einzigen Goethe zu schleudern sich Niemand unterfangen dürfte, trifft alle anderen Ausübenden redender wie bildender Kunst, daß die Nachahmenden den Nachgeahmten gänzlich unebenbürtig waren, daß die Unkraft ihrer Abhängigkeit doch auch dem, was Eigenthum war an ihrer Kunst, den Stempel der Schwäche aufdrückte.

Digitized by Google

# Der Moloch.

## Roman

Von **Jakob Wassermann.**

(2. Fortsetzung.)

---

## Natalie.

### 24.

Friedrich Borromeo hatte Arnold in seinem Hause Wohnung angeboten, er hatte erklärt, daß der obere Halbstock völlig leer stehe und daß Arnold über drei Zimmer in Ruhe und Ungestörtheit verfügen könne. Arnold hatte ohne Dankbarkeitsbezeugung eingewilligt. Wäre er in seinem Innern auch nicht so tief und unaufhörlich beschäftigt gewesen, so würde ihm doch die Freundlichkeit des Oheims zu natürlich oder zu belanglos erschienen sein, um darüber zu sprechen. Außerdem war es Borromeo, der wünschte, der zu empfangen schien, der es anstellte, als ob man seit Monaten auf Arnolds Ankunft vorbereitet sei. Schweigend und unabläßig beriet Borromeo mit sich selbst, ohne die Miene gleichgiltigen Gewährenlassens abzulegen. Arnolds Nähe erregte ihn und spannte ihn ab. Der Anblick dieser gesammelten Züge, dieses festen, friedlichen und frischen Blicks machte ihn furchtsam und wortkarg. Längst entherzigt, längst hohl gesogen, kämpfte Borromeo einen sonderbaren Kampf mit seiner Gegenwart und seinen Erinnerungen.

Am Nachmittag kamen sie in Wien an und fuhren im offenen Wagen vom Bahnhof weg. Als Arnold zum ersten Mal die Straßen der Stadt gewahrte und die Flut ihrer Getöse in seine Ohren drang, vermochte er nicht mehr, einen Gedanken zu Ende zu denken. Eine allgemeine Verwirrung bemächtigte sich seiner. Ihm schien, daß Geräusche hier um ihrer selbst willen entstünden und aus Winkeln stürzten wie Wasser aus durchlöcherten Gefäßen. Schreien, Johlen, Schimpfen, Befehlen erschallte. Es klopfte, knallte, polterte, rasselte und dröhnte; Wagen fuhren, Karren knatterten, Glöckchen klimperten; es zischte, stampfte, ächzte, heulte, hämmerte und knisterte. Menschen liefen, die heftig mit den Armen schlenkerten; andere, denen Schweiß auf der Haut glänzte; andere, deren Gesichtsmuskeln krampfhaft verzerrt waren; andere, die wie im Wahnsinn stierten und weder rechts noch links schauten; andere, die in vornehmen Kutschen lehnten und deren Mienen förmlich gelähmt waren; andere, die lachten und schwatzten, indem sie doch einen eigentümlich schmerzhaften und angestrengten Zug behielten. Die Luft war dick von Worten, von Lärm, von Staub. Die langen Reihen gleichmäßiger Häuser zeigten zahllose Fenster; anders sah hier der Himmel aus, anders die Wolken, anders schien die Sonne. An den Mauern hingen buntfarbige Fetzen, worauf in der seltsamsten Weise Seifen, Weine, Eßwaren, Zeitungen, Möbel, Konzerte, Kleider, Heilmittel und Kunst-

Digitized by Google

werke angepriesen wurden. Hunde liefen unruhvoll herum, Soldaten marschierten stumpfsinnig, Bier-, Speisen- und Ladengerüche zogen aus den Häusern, krüppelhafte Bäumchen erhoben sich hinter prachtvollen Gittern, alles war in Bewegung, in Hast, als ob es hier keinen Schlaf, keine Nacht, keine Ruhe, kein Besinnen gäbe.

Bald war das Borromeo'sche Haus erreicht. Es war ein altes Gebäude, das in einer engen, finstern, gewundenen Gasse der innern Stadt lag. Die Fenster klebten nahe beieinander in schmaler Reihe, und der ganze, vom Alter verdunkelte Bau strebte schlank und freudlos in die Höhe. Ein Diener kam, um das Reisegepäck in Empfang zu nehmen. Doktor Borromeo führte Arnold sogleich in das obere Stockwerk, das ihm zur Wohnung dienen sollte. Die Zimmer waren hoch und still. Auch sie machten den Eindruck des Alters und daneben den der Verlassenheit. Borromeo erklärte, daß in früheren Jahren der Bruder seiner verstorbenen Frau hier gewohnt, ein Mann, der sich in den Studenten-Jahren durch Trinken und Weiber ruiniert habe. Inmitten seines knappen und tonlosen Berichts brach Borromeo ab und wandte den Blick langsam zur Thür, durch welche seine Frau eintrat. Sie war von geradezu fürstlicher Erscheinung. Ihr Gesicht war bleich, ihre Lippen, um die ein entgegenkommendes und gleichsam nach allen Seiten strahlendes Lächeln lag, waren brennend rot. Fast von demselben Rot waren die Haare, die in der reichsten Fülle zu einer wirklichen Krone frisiert waren. Jeder Schritt der Frau war mit einem Rauschen verbunden, welches für Arnold etwas außerordentlich Rätselhaftes hatte. Mit einem neugierigen und staunenden Gesicht wandte er sich der Dame zu und verspürte zugleich einen durchdringenden, beunruhigenden Wohlgeruch im Zimmer.

„Pardon, meine Herren, ich dachte nicht zu stören," sagte Frau Borromeo mit einer gesangvollen, förmlich strömenden Stimme, und ihr Gesicht zeigte eine liebenswürdige Trostlosigkeit. „Das ist also der Neffe," fuhr sie fort, trat rauschend näher, streckte Arnold die Hand entgegen und lächelte: sorglos, mütterlich, voll Teilnahme, etwas jöttisch, — alles zu gleicher Zeit mit einer unbeschreiblichen Mischung von Belebtheit und Ruhe. Indem sie eintrat, so schien es, hatte sie alles zu ihrem Eigentum gemacht, die Wände, die Möbel, das Licht, die Luft und die beiden Männer. Arnold vergaß, ihre Hand zu ergreifen. Sie lachte, schüttelte den Kopf und fragte Borromeo, ob er an ihrem Thee teilnehmen wolle. Als er verneinte, erwiderte sie, er möge ihr Arnold überlassen, der doch von der Reise ausgehungert sein werde. „Ich warte schon mit Ungeduld auf Sie — oder auf dich," sagte sie zu Arnold. „Ich war auf eine Art von Waldmenschen gefaßt und bin es noch. Natürlich im edelsten Sinn. Aber damit wollen wir jetzt keine Zeit verlieren. Hier laß ich unterdes alles in Stand setzen; ich habe ja erst heute Früh erfahren — Kommen Sie, . . . komm, Arnold."

All das wurde mit vollendeter Betonung gesprochen, mit einem Wechsel des Ausdrucks, dem sich jedes Wort anschmiegte wie dem Körper ein musterhaft gefertigtes Kleid, mit jener unwiderstehlichen Leichtigkeit, welche nur der Intelligenz oder ihrer täuschenden Maske eigen ist. Arnold verabschiedete sich von Borromeo, denn er hatte das Gefühl, von ihm auf lange Zeit getrennt zu werden. Aber er wurde in Erstaunen gesetzt durch die kalte Förmlichkeit seines Oheims. Er folgte der Hausfrau in den Corridor, dann ein Stockwerk tiefer und trat hinter ihr in ein großes, hohes, lichtes Zimmer. An einem mit Tassen, Gläsern, Silbergeschirr, Blumen und Eßwaren bedeckten Tisch saßen plaudernd drei Personen, ein junges Mädchen, welches von Frau Borromeo als Petra König vorgestellt wurde, ein alter Herr mit einem kropfartig verdickten

Digitized by Google

Hals, Baron Druſius, und ein junger, blonder, blaſſer Mann namens Hyrtl, der durch eine faſt puppenhafte Sorgfalt ſeines Anzugs auffiel. Dieſer Mann blickte ſofort wie geblendet auf Arnolds graue Lodenjoppe, auf ſeinen altmodiſchen Kragen, auf ſeine ſchweren, großen Stiefel und ein humoriſtiſches Lächeln umzuckte die farbloſen Lippen, als ob er mit Mühe eine Reihe von witzigen Bemerkungen unterdrücke. Das Fräulein ſah mit einem gewählten Ausdruck der Neugierloſigkeit vor ſich hin, während der alte Baron mit raſchen, lebhaften Augen bald die Hausfrau, bald Arnold anſah.

„Nun haben wir unſern Waldmenſchen glücklich hier," ſagte Frau Borromeo, indem ſie ſpöttiſch vor ſich hinlächelte, als beluſtigte ſie das Schweigen ihrer Beſucher. „Ich erzählte Ihnen ja von ihm," wandte ſie ſich zu Hyrtl.

„Die Geſellſchaft wird alſo wahrſcheinlich bald einen neuen Stern begrüßen dürfen," ſagte der Baron mit einer hellen, ſcharfen Stimme und mit geſchäftlichem Ernſt. Er hatte den Kopf und den dicken Hals vorgeſtreckt, die Hände lagen ruhend auf den Knieen, ſein flachsfarbener, mit rötlichen Haaren untermiſchter Bart fügte der ſteinernen Wichtigkeit ſeines Geſichtsausdrucks etwas Geiſterhaftes hinzu.

„Was die Begrüßung betrifft, ſo beſchränk ich mich bei den Sternen auf das Fernrohr," antwortete Hyrtl, und ſein Geſicht überhauchte ſich roſig aus Freude über ſeine Bemerkung. Doch blickte er beſcheiden vor ſich hin und trank mit erkünſtelter Gelaſſenheit aus ſeiner Theetaſſe. Erſt als Petra König lachte, — ein eckiges, gepreßtes, allzu verſtändnisvolles Lachen, löſte es ſich wie eine geheime Laſt des Lauſchens von ſeinem Weſen. Er legte den Knöchel des einen Beines auf das Knie des andern, ſchob die Hoſe ein wenig hinauf, ſo daß über den Lackſtiefeln ein Stück des violett-ſeidenen Strumpfes ſichtbar wurde, zog mit leichter Geberde eine goldene Zigarettendoſe aus der Taſche und bat mit Höflichkeit die Wirtin, ob er rauchen dürfe. Er blickte dabei Frau Borromeo tief und traurig in die Augen, ſo daß Arnold ſehr erſtaunt war, als er die Worte vernahm, die dieſen Blick begleiteten. Zugleich ſah er, daß Petra Königs Blicke auf ihn ſelbſt gerichtet waren, daß ſie die Augen, die einen wärmeren, ruhigeren Glanz angenommen hatten, erſchreckt wieder abwandte und mit leerem Lächeln nach einer Bäckerei auf der ſilbernen Schale griff.

Baron Druſius knackte mit den Fingern und fragte mit einer Teilnahme, die Arnold unerklärlich war: „Sie ſind Landwirt?"

„Bis jetzt war er Landwirt," fiel Anna Borromeo ein.

Hyrtl, der den Ankömmling für dumm und ſtumpf hielt, ſtarrte Arnold mit einer Miene an, die immer humorvoller wurde. Seine Lippen zuckten und zitterten von verhaltenem Witz. Doch bemühte er ſich vergeblich, zu ergründen, weshalb Anna Borromeo den merkwürdigen Menſchen in ihren Salon geführt und gab ſchließlich ihrer Sucht nach Ueberraſchungen die Schuld.

„Sie ſind wohl geſchäftlich in der Stadt?" fragte der unermüdliche Druſius wieder, der Frau Borromeo einen Gefallen zu erweiſen glaubte, wenn er ſich mit dem ſtummen Gaſt beſchäftigte.

„Seine Mutter iſt geſtorben," bemerkte Anna Borromeo abermals an Arnolds Stelle. Es war, als fürchte ſie Arnolds Antwort. Sie war unruhig und gegen ihn gereizt, da ſie noch nicht einmal eine Silbe aus ſeinem Mund gehört hatte. Sie ſchenkte Petra König Thee ein, und eine ſenkrechte Falte zeigte ſich zwiſchen ihren Brauen. „Wie geht es eigentlich Ihrer Schweſter Natalie?" fragte ſie das junge Mädchen.

„Gut," entgegnete Fräulein Petra mit verdecktem Blick und mit jenem nachſichtigen Spott, der immer in ihrem Geſicht lag, wenn von Natalie geſprochen wurde.

Digitized by Google

„Ein ganz köstliches Weibchen," meinte Druſius und ſchnalzte mit der Zunge. „Ein Rokoko-Figürchen, — köſtlich." Er zeigte denſelben Eifer, den er Arnold gegenüber an den Tag gelegt hatte.

Hyrtl ſah gelangweilt aus. Seine Augen ruhten halb ſchwermütig, halb meſſend auf Anna Borromeo.

„Wie ſtehen die Montan-Papiere?" fragte ihn Frau Anna lächelnd und tippte mit der Fingerſpitze eine Brotkrume von ihrem Kleid.

Arnold muſterte das Zimmer, die Tapeten, die Teppiche, die Bilder und hörte mehr und mehr erſtaunt zu. Er hörte Worte, die er dem Laute nach verſtand, die aber trotzdem etwas Unbegreifliches für ihn hatten. Er hatte die Empfindung, als ſähe er Menſchen, die ſich im trübſten Nebel auf- und abbewegten und in deren Belieben es lag, ſich zu zeigen oder ſich zu verbergen und die gegen alle Gefahren und Angriffe ſich durch den Nebel zu ſchützen verſtanden. Als er den Thee, dem er ſehr viel Milch zugegoſſen, ausgetrunken hatte erhob er ſich, ſtellte einen Stuhl nahe vor den Tiſch, dankte und fügte hinzu: „Jetzt will ich mich waſchen." Damit verließ er den Salon mit unbefangenem Ausdruck des Geſichts.

Zuerſt entſtand ein peinliches Schweigen. Dann lächelte Anna Borromeo, darauf lächelte auch Emmerich Hyrtl und ſtemmte die Arme graziös auf die Hüften. Es lächelten auch Druſius und Petra König. Dann blies Hyrtl die Backen auf und verfiel in einen wahren Lachkrampf, aus dem er ſchließlich die Beteuerung hervorächzte, er habe ſich nie ſo göttlich unterhalten. Anna Borromeo drohte ihm ſcherzhaft mit dem Finger.

## 25.

Arnold ſuchte die ihm zugewieſenen Zimmer auf. Im Vorraum ſeiner Wohnung ſtand der Diener und ſagte, er erwarte die Befehle des jungen Herrn. „Was für Befehle?" fragte Arnold und blieb ſtehen. Mißtrauen erfüllte ihn plötzlich. Der Diener lächelte und blickte Arnold aufmerkſam an. „Gehn Sie nur," ſagte Arnold und wartete, bis der Mann die Thüre geſchloſſen hatte. Welch ein ſonderbarer Aufenthalt, dachte er, als er durch die Zimmer ging und die koſtbaren Tapeten beſah, die ſchweren Vorhänge, die Bilder, Vaſen, Teppiche, Möbel und Bücher. Er riß das Fenſter auf, und es wurde ein wenig heller und friſcher. Die Gaſſe war eng. Er ſchaute hinab und erſtaunte über die Höhe, erſtaunte über die Nähe der gegenüberliegenden Häuſer und ihre endloſen Reihen von Fenſtern, die alle geſchloſſen waren. Er ſchaute empor und ſah nur ein geringes Stück des abendlich verdämmernden Himmels. Ein Flug Vögel zog mit Kreiſchen geſchwind über die Dächer.

Während dieſer Beobachtungen ſpürte er großen Hunger. Er überlegte nicht lange, nahm den Hut, verließ ſeine Wohnung, eilte auf die Straße und ſuchte das nächſte Wirtshaus. Bald fand er eine kleine Kutſcherkneipe, beſtellte Wein, Wurſt und Käſe und aß mit Appetit. Viele Männer ſaßen in dem raucherfüllten, kammerartigen Raum, ſchimpften, ſchrieen, lachten und ſpielten. Als Arnold ſatt war, bezahlte er und ging. Er beſchloß, einen Spaziergang durch die Straßen zu unternehmen, aber vorſichtig und durchaus nicht unklar verträumt, wie er war, kehrte er zuerſt zurück und prägte genau die Gaſſe und das Borromeo'ſche Haus ſeinem Gedächtnis ein. Kaum hatte er dies ſtille Seitenthal verlaſſen, als er im Nu in einen eilenden Menſchenſtrom geriet. Die Abend-Dunkelheit wurde durch das blendende Licht aus den hohen, weißen Lampen gänzlich zerſtreut. Aus allen Läden, aus jedem Fenſter der ſchönen

Digitized by Google

Paläste drang Licht, und die Nacht über den Dächern schien ihre Finsternis nur zögernd zu verstreuen. Als Arnold sich inmitten der unabsehbaren, beständig sich erneuernden Menge befand, glaubte er zuerst, das Geräusch, das zu ihm floß, sei ein gleichmäßiges, ängstliches Raunen. Denn es war nicht laut und nicht leise; es war weder Reden noch Schreien. Oft klang es wie minutenlang hintereinander ausgehauchte tiefe Seufzer, oft wie fernes Gelächter; nichts hielt Stand, alles rauschte gleich einem schwerflüssigen Wasser dahin. Arnold ging dicht an der Seite der Häuser und kam nur langsam vorwärts. Er ermüdete nicht, Gesichter zu betrachten; er wurde nicht satt, den Ausdruck der Augen zu erhaschen, einem Lachen nachzulauschen. Einer blickte vorsichtig und spähend vor sich hin, einer redete gereizt, einer ging müde. Jene Frau watschelte wie ein dickes Huhn, jene schritt gespensterhaft milde daher, verzog die Lippen, ihre Augen suchten. Jeder schien eine Maske zu tragen und schien zwischen unsichtbaren Wänden zu gehen. An sie will ich mich wenden, dachte Arnold, blieb stehen und blickte umher, als müsse es unverzüglich sein. Wie ist es anzufangen, damit sie stille halten? Sie sind beschäftigt. Sie haben Hunger oder suchen Freunde oder Geschäfte. Es sind viele, sind Tausende. Sie haben noch nicht das Wort gehört, daß ich sprechen will. Wie seltsam jener läuft, als käme er bei der Suppe zu kurz; der da steht krumm, er wird gleich fallen; diese dort sind stolz, sie genießen den Abend, Sorgen sind ihnen unbekannt. Wie gut sie gekleidet sind, sie strahlen, es ist ein ewiges Fest hier, scheint es. Da stehen sie an den Auslagen und starren, schwatzen. Eines wäre gut; man müßte sich in die Luft erheben können und mit einer solchen Stimme rufen, damit es die ganze Stadt auf einmal hört. Erschrecken müßten sie, im Nu müßten sie aufhorchen und lauschen.

Verwirrt, ratlos, wie in einem Rausch blickte Arnold vor sich hin. Der heiße Wunsch erwachte wieder, das alte Wort ertönte wieder, aber auf ein Mal zweifelte er, einen Weg zu finden. Seine Stimme erschien ihm klein, seine Schritte zu kurz, seine Arme machtlos, seine Vorstellungen kindlich. Die Melodie seines Innern erklang hallender als je, aber äußerer Lärm verschlang sie. Sehnsucht, mächtig zu sein, wurde emporgetrieben durch ein von allen Seiten einstürzendes Gefühl der Ohnmacht. Er sah Menschen, Menschen, immer neue Menschen. Doch kein Gesicht war festzuhalten, alle Gesichter verschwammen im Nebel, wie in Frau Borromeos Salon. Wer kann all die wilden Wünsche zu sich lenken, all die fesselosen Sinne einigen? Ungewöhnlich erregt, anders erregt als sonst, verließ er die taghellen Straßen und kam in spärlicher beleuchtete, in welchen sein eigener Schatten matt und grenzenlos mit dem Dunkel zusammenfloß, und doch immer wieder auftauchte, wenn er unter der gelben kalten Flamme einer Gaslampe vorüberging. Er dachte nicht mehr an Zweck und Ursache des Weges; mit umfangenen Augen und sonderbar gelähmten Gedanken ging er dahin. Was er sah, schien ihm unglaubhaft, unbegründet und widersinnig. Warum stand Haus an Haus, enggepreßt, so daß jedem einzelnen der Atem zu fehlen schien? Warum reihte sich Straße an Straße, jede von gleichmäßig surrendem Lärm erfüllt, auch wenn sie menschenleer war —? Warum waren jene Fenster leer und dunkel und in andern strahlte Licht wie in den hoffenden Augen eines Menschen? An jeder Ecke blieb Arnold stehen und blickte erstaunt die unbewegliche Reihe der Laternen entlang. Ihn lockte es, das Ende kennen zu lernen und ohne den Gedanken an Rückkehr zu erwägen, folgte er der Flucht jeder Gasse und Straße und glaubte bei jedem neuen Anfang, nun müsse sich bald der Wald öffnen oder stilles Wiesenland dehnen. Aber jedesmal wurde diese Erwartung zerstört und sein Erstaunen wurde größer und dumpfer, insbesondere durch die Empfindung, daß die endlosen Häusermassen

Digitized by Google

ihn nicht nur in der Richtung seines Weges begleiteten, sondern gleichsam nach allen Seiten hin ausströmten, ja sogar gegen die Höhen des Himmels und in die Tiefen der Erde. Er betrachtete die Aushängeschilder von Krämern, Wirtshäusern und den zahllosen Geschäften, in denen er zufriedene und glückliche Menschen vermutete, getäuscht durch den Lichterglanz und die Buntheit der Auslagen. Er blieb vor den erleuchteten Fenstern der Kaffeehäuser stehen und blickte ratlos hinein, da ihm ihr Inneres wie zu einem Feste geschmückt vorkam. Er sah mächtige Gebäude, die einem unbekannten feierlichen Zweck dienen mußten, Kirchen, deren eherne Thore geschlossen waren, und von deren Türmen dennoch Glockengeläute erklang. Ueberall hatte er den Eindruck der Ruhe, der Ordnung und der Gerechtigkeit und hundert Mal schüttelte er über sich selbst den Kopf und war unzufrieden, ohne zu wissen warum. Noch nie hatte er solch ein Gefühl lustloser Ermüdung gespürt. Wohin mit mir? dachte er sich. Doch er setzte seinen Weg fort und kam in eine öde Vorstadt mit ausgestorbenen Gassen. Hier wurden die Häuser niedriger und der Himmel schien infolge dessen näher. In den erdgeschössigen Wohnungen sah er Familien beim Abendessen sitzen, aus den Kneipen drang Lärm und Geschrei, Dirnen gingen vorüber und lächelten ihm zu und jeder einzelne Laut und jedes Bild erzeugte in Arnold die betäubende Empfindung der Vielfältigkeit und der unübersehbaren Weite. Er erschien sich ein wenig lächerlich mit seinem Wollen und seinem Trotz und dachte darüber nach, ob das, was ihn noch gestern erfüllt hatte, nicht zu wenig und zu schwach sei, an den Mächten gemessen, die ihm hier so leibhaftig entgegentraten. Aber dieses Nachdenken bestand nur in einem Sturm von inneren Fragen; mit Bitterkeit, ja fast mit Angst fühlte er seinen gänzlichen Mangel an Erfahrung und suchte vergeblich sich auf einen Ersatz an inneren Kräften zu berufen. All das stieg ihm zu Kopf, so daß er mehr taumelte als ging. Er glaubte sich verachten zu müssen, wenn er nicht im Lauf der Stunde sich zu einer That erhob, die doch selber mehr und mehr zum Rätsel wurde. Herrgott, sagte er zu sich selbst, das kann übel enden, und plötzlich drehte er sich um und trat mit stürmischem Wesen den Rückweg an, wobei sich auf seltsamste Weise wie ein prophetisches Vorgefühl die Ueberzeugung für ihn ergab, daß eine Eingebung von außen die Finsternis bald zerstreuen müsse. Die Art wie er, höflich und fast zaghaft den Weg von den begegnenden Personen erfragte, deutete zugleich naiv die Bereitschaft und den Gehorsam seines Herzens für jenen Schicksalswink an.

Nach stundenlangem Gehen fand er sich endlich zurecht und kam gegen zehn Uhr vor das Borromeosche Haus. Der Diener begleitete ihn in sein Zimmer, zündete die Lampen an und fragte, ob nichts zu besorgen sei. Arnold schüttelte den Kopf. Der Klang einer menschlichen Stimme kam ihm befremdlich vor. Er sah seinen Reisekoffer vor sich stehen und ohne einen der prächtigen Stühle rings zu benutzen, setzte er sich rittlings darauf und versuchte nachzudenken. Er atmete rasch; es war ihm, als hielte er sein Herz in der Hand, drehe es hin und her, aber es war stumm. Mit eifervollem Schritt fing Arnold an, auf und ab zu gehen und die Räume wurden ihm eng. Und plötzlich sah er viele Wege; jeder führte dorthin, wo man mühelos Gerechtigkeit erlangte. War es denn etwas so Großes, diese Gerechtigkeit? so vielen Zorns, so vieler Gedanken wert? Das geringste war es. Arnold schämte sich und kam sich vor wie jemand, der mit Pferd und Wagen kommt, um eine Maus nach Hause zu schleppen. Sein Vorhaben erschien ihm leicht und selbstverständlich. Er begann vor sich hinzupfeifen, als es an die Thür pochte. Friedrich Borromeo trat ein.

„Guten Abend, Arnold," sagte er in seiner gemessenen Sprechweise, „hast

Digitized by Google

Du Dich schon ein wenig zurechtgefunden?“ Vorsichtig hob er mit der äußeren Seite der Hand seinen Bart empor und legte den Kopf gegen die Schulter.

Arnold trat vor ihn hin. „Was soll ich thun? Was soll ich zuerst thun?“ fragte er schnell und schob die geballten Hände in die Rocktaschen. „Jetzt bin ich also hier und schon ist der Tag vorbei.“

Borromeo fuhr fort, seinen Bart mit der Hand liebevoll zu umkosen. Er senkte die Augenlider und sagte mit unterdrückter Stimme, aber in einem Ton, der eine Folge längstgefaßter Entschlüsse verriet: „Es wird noch mancher Tag vorbeigehen müssen. Rechne nicht auf Deine Umgebung. Und rechne nur dann auf Dich, wenn Du Deiner zu jeder Stunde sicher bist. Aber dann hast Du auch Zeit, viel Zeit.“

Mit einem Ruck hatte Arnold dem Oheim sein Gesicht voll zugekehrt. Erwartungsvoll und trotzig blickte er Borromeo an, der zum Tische schritt, auf einem niedrigen Sessel daneben Platz nahm und mit einer Miene, die von unwidersprechlichem Ernst erfüllt war, Arnolds Blick begegnete. „Es schien mir recht, Arnold, daß Du in die Stadt kamst,“ fuhr er leise fort. „Du wolltest sehen und Du sollst auch sehen. Aber mehr sollst Du vorläufig nicht thun. Hör mich an, Ruhe . .! Du kannst nicht wissen, was ich zu sagen habe.“ Endlich gab es Borromeo auf, seinen Bart zu bestreichen. Er nahm ein elfenbeinernes Papiermesser vom Tisch, das er lose zwischen den Mittelfingern beider Hände behielt und von dem er den Blick nicht abwandte, während er weiter redete. Seine Worte waren unablässig von einem kaum wahrnehmbaren Lächeln begleitet, welches nur in der schweren Bewegung seiner Kinnladen, in dem skeptischen Zucken seiner Mundwinkel bestand. „Du willst dieser Jutta Elasser zur Freiheit verhelfen,“ sagte er. „Ein solches Verlangen begreife ich. Die Beweggründe verstehe ich. Du bist jung. Die ganze schöne Jugend glüht in Dir. Aber was willst Du allein ausrichten? Glaube nicht, daß ich Dich abhalten will, Arnold. Im Gegenteil. Aber blos durch einen Feldherrn ist noch keine Schlacht gewonnen worden. Ich rede jetzt nicht mehr als Dein Verwandter. Denke Dir, daß ich ein Gott bin, der durch Dich die Ziele erreichen will, die er sich selbst wünscht. Als Dein Oheim müßte ich Dir sagen, daß es nutzlos ist, daß die Welt immer den gleichen Gang läuft, ob wir schreien oder schlafen. Zufällig war es die Geschichte dieses Elasser, die Dein Herz in Aufruhr gebracht hat. Aber es hätten Millionen andere sein können. Nehmen wir nur unser Land, nehmen wir nur einmal Galizien. Die Regierung dort ist verrottet. Alle Gewerbe liegen auf den Tod. Die Mitglieder der Geburts- und Geld-Aristokratie verüben die ungeheuerlichsten Diebstähle. Der Wucher blüht wie anderswo im Mittelalter. Die Länderbank ist verkracht, weil ein Fürst und ein Graf sie durch Betrügereien ins Verderben gestürzt haben. Hast Du von den Cziriskawer Gruben gehört? Die hungernden Arbeiter mußten zusehen, wie die Aktionäre einander und der Direktor die Aktionäre um Tausende von Gulden bestahlen. Eine Million Notstandsgelder, für die in Krankheit und Hunger vegetierenden Bauern werden zurückgehalten; auf den großen Gütern wird der Arbeitslohn in Pappendeckelstücken statt in Geld ausgezahlt. Was ist dagegen Deine Klostergefangene? Urteile selbst. Nun, so schau Dich um, Arnold. Für Dich giebt es viel zu thun. Lerne, damit Du siehst, wo Du anzufangen hast. Der Mensch, in dem die Wahrheit lebt, der kann helfen. Die Wahrheit hat Dich her zu uns getrieben. Jetzt darfst Du Dich nicht verwirren. Vom heutigen Tag an muß es Deine Aufgabe sein, das Wesen in Dir zu bewahren. Ich glaube an Dich, Arnold, ich weiß nicht warum, aber etwas zwingt mich dazu. Ich werde niemals Deinem Willen entgegentreten. Ich werde nie fragen, ob das auch gut ist, was Du thust, sondern immer an-

Digitized by Google

nehmen, daß es das Beste ist. Ich lasse Dir freie Verfügung über Dein Vermögen, Deine Zeit, Deine Person. Aber lerne erst erkennen, wo Du Deine Hand anzulegen hast. In dieser Zeit bedarf es nicht nur eines ganzen Menschen, einer großen Leidenschaft, einer reinen Seele, sondern auch eines aufs höchste gebildeten, praktischen Geistes. Erfahrungen braucht es und Kultur. Das ist eben die Probe, Arnold, in der Du Dich bewähren mußt. Aeußerlich mußt Du sein wie alle andern, mußt Dich kleiden wie sie, mußt ihre Formen und Gebräuche annehmen; aber Deine Hand muß sauber bleiben, Dein Auge klar, Deine Seele rein. Und trotz alledem mußt Du mächtig werden. Das ist das Problem. Dann wird es Dir ein Leichtes sein, eine Jutta Elasser zu befreien. Heute ist es unmöglich für Dich wie für jeden andern. Du hättest keine andern Wege als der Vater selbst, das darfst Du mir glauben. Und Kräfte ins Fantastische hinein verschwenden, das willst Du doch nicht."

Das erste Mal in seinem Leben, daß Arnold von einem nahezu unterthänigen Zittern ergriffen wurde. Wie ein horchender Schüler saß er weit vorgebeugt auf seinem Koffer und vernahm die anscheinend so matt hingeworfenen Worte Borromeos. Seine Augen schimmerten feucht, seine Lippen bewegten sich wie vor Durst.

„Und womit Du anfangen sollst?" fuhr der Advokat mit unbestimmtem Stirnrunzeln fort. „Das überlasse ich Dir. Keine Programme. Du mußt auf alles von selber verfallen. Fang im Kleinen an. Wirke im Kleinen. Schließ Dich dort an, wo es sich von selbst ergiebt. Ich werde Dir alle Bücher heraufschaffen lassen, von denen ich glaube, daß sie Dir von Nutzen sein werden. Sei viel allein, doch nicht zuviel. Mit allen mußt Du leben, ohne Dich von einem einzigen verschlingen zu lassen. Eine Regelmäßigkeit wird sich Dir bald von selbst ergeben. Lerne die Welt erkennen und abschätzen, in der wir leben. Du hast alles herrlich beisammen, um zum Ziel zu gelangen. Also, mein Lieber, ich kann Dir eigentlich mit zwei Worten das Ganze sagen: bleib und werde."

Es war deutlich zu sehen, wie schwer es Borromeo ums Reden wurde, denn er schloß jetzt den Mund mit einem erleichterten und müden Gesicht und ließ den Blick langsam von dem Elfenbeinmesser aufwärts gegen das Licht schweifen. Arnold hatte den Kopf auf beide Hände gestützt und sein Gesicht verborgen. Was in ihm kämpfte und brauste, das ahnte Borromeo und das liebte er an ihm. Er stand auf, ging hin und legte Arnold die Hand auf die Schulter. „Nun?" fragte er leicht und kurz.

Arnold erhob den Blick und schnellte von seinem Sitz wie ein Soldat. Seine Wangen glühten. „Ja," sagte er und gab entschlossen seine Hand. Borromeo nickte.

„Ich sehe alles ein," sagte Arnold und bohrte seine Blicke stolz und ehrlich in das Gesicht des Oheims, „ich verstehe alles."

„Noch nicht alles," erwiderte Doktor Borromeo lächelnd. „Aber daß Du kein wilder Schwärmer bist, das hab ich erwartet. Von den Idealisten ohne Kopf hab ich nie etwas gehalten. Willst Du mit uns zu Abend essen? Meine Frau läßt Dich bitten."

Arnold zögerte. Er hätte gewünscht, jetzt allein zu sein. Aber das glaubte er überwinden zu müssen, und so folgte er Borromeo ins Speisezimmer.

## 26.

Arnold war zu Borromeos Schneider gegangen. Zwei Tage später war er im Besitz von vier modischen Anzügen; das Zubehör an Wäsche war vorher besorgt worden. Zaudernd und umständlich bekleidete sich Arnold mit den

Digitized by Google

neuen Dingen. Verlegen stand er vor dem Spiegel und blickte an seinem Bild herab wie an einem fremden Mann. Aha, redete er sich selbst an, da wärst Du also, lieber Bruder, siehst immerhin merkwürdig aus, wie der Gevatter beim Hochzeitsfest. Er verzog das Gesicht und konnte sich lange nicht entschließen, das Zimmer zu verlassen, obwohl er noch am Morgen zur öffentlichen Bibliothek wollte. Als es überwunden war und er mit ungewohnter Langsamkeit die Treppen hinunter schritt, sah er im Korridor Anna Borromeo mit einer andern Dame plaudernd beisammenstehen. Frau Anna winkte ihm eifrig entgegen und sagte zugleich zu der Fremden: „Dies ist mein Neffe, Herr Ansorge." Sie sah heute weniger frisch, weniger blendend aus; ihr Gesicht war gleichsam etwas gedrückt, von Unruhe gezeichnet. Arnold blieb auf der zweiten Stufe stehen, und Anna Borromeo, die ihn mit spöttischer Anerkennung betrachtete, wies auf die kleine, fremde Dame und sagte: „Frau Natalie Osterburg." Arnold reichte sofort nach seiner Gewohnheit die Hand und verspürte eine andere Hand, deren Winzigkeit ihn verblüffte. Die Frau lachte und schrie vor Schmerz, er möge sie loslassen; Anna Borromeo lächelte. „Also das sind Sie!" sagte Natalie Osterburg, und das neugierige Kindergesichtchen hinter dem schwarzen Schleier blieb Arnold fragend zugewandt. „Petra hat mir von ihm erzählt, aber ich finde, er ist ganz hübsch. Nicht wahr?" Als sei sie äußerst begierig, eine Bestätigung zu erfahren, schaute sie Frau Anna an, welche mit scherzhafter Zurückhaltung die Achseln zuckte. Arnold, obgleich ihm dies Beisammenstehen, dies Fragen, Warten und Lächeln sinnlos und verwirrend war, fühlte sich doch zu der neuen Bekannten hingezogen, weshalb er auch ohne weiteres zusagte, als sie ihn um seinen Besuch bat und Tag und Stunde bezeichnete. Sie sagte noch einiges zu Anna Borromeo, was wie das Geplätscher eines Springbrunnens klang, lachte, fragte mit kindlichem Ernst nach gleichgiltigen Dingen, war unglücklich über das drohende Regenwetter, sagte, sie habe die größte Eile nach Hause zu kommen, vergaß es jedoch sogleich und fragte Arnold, ob er reiten könne. „Ich habe Sie mir als eine Art wilden Jäger vorgestellt, denken Sie nur, wie komisch," meinte sie und lachend beugte sie den Oberkörper vor. Sie verabschiedete sich mit Lebendigkeit und Frau Borromeo schien sehr erleichtert, als sie ging; das beobachtete Arnold an dem versteckten Spiel der Augen und ihn verdroß das liebenswürdige Lächeln, das Hinabbeugen über die Treppenbrüstung, das Winken mit der Hand, womit Anna Borromeo ihrem Gast das Geleit gab.

Natalie Osterburg war trotz ihrer zweiunddreißig Jahre noch die zierlichste Frau. Sie hatte eine Puppenfigur und die überraschten und neugierigen Bewegungen eines Kindes. Begeisterung und Neugierde waren die zwei Gefühle, von denen sie völlig beherrscht wurde. Sie konnte ebenso entzückt sein von einer sonderbar gestalteten Spinne wie von einer erlösenden Philosophie. Trotzdem, wegen der Anmut und Herzlichkeit ihres Charakters und der Biegsamkeit ihres Geistes wirkte sie nicht ermüdend. Sie besaß Spürsinn; das wußte sie, aber was sie davon zeigte, war unglücklicher Weise immer der falsche und täuschende Teil. Sie war lustig, oft auch da, wo niemand es erwartete, und damit brachte sie manches vernünftige Gespräch und manchen ernsthaften Mann aus dem Gleise. Sie war stolz auf ihre kleinen Füße und Hände; sie war eitel, geschwätzig, naschhaft, vergnügungssüchtig, aber sie gewann ihren Tadlern einen Vorsprung ab, indem sie Geständnisse ablegte und sich verspottete. Wenn sie sprach oder ging oder saß oder lachte, dann leuchtete es vor Freude in ihren Augen, daß es möglich war, so sprechen, gehen, sitzen und lachen zu können wie sie. Für die Ausbrüche ihrer Bewunderung, ihrer Ueberraschung gab es kein zu kostbares Wort und keinen Gesichtsausdruck, der

Digitized by Google

schwärmerisch genug war; in derselben Minute interessiert sie sich „rasend“ für einen Klatsch und zappelt vor Ungeduld darüber, daß sie einen Traum, einen Namen, den Titel eines Buches vergessen hat. Sie hatte zwei Kinder, Mädchen von zehn und acht Jahren, und sie liebte es mit einem lauten Staunen von ihnen zu erzählen, als sei das Dasein von Kindern etwas sehr seltenes und als seien ihre Kinder die wunderbarsten auf der Erde.

Als Natalie nach Hause kam, fragte sie das Dienstmädchen, wo der gnädige Herr sei. Im Salon, wurde ihr geantwortet. Petra kam auf die Schwester zu und flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr. Natalie schloß erblassend die Augen und legte den Kopf gegen den Nacken. Petra sah sie mitleidig an und wandte sich zu den Kindern, die ihr gefolgt waren und die Mutter mit zärtlich verdrehten Ausdrücken begrüßten.

Levin Osterburg war nicht im Salon. Aus dem Schlafgemach nebenan drang ein ungewöhnlicher Lärm. Natalie öffnete mit theatralischer Langsamkeit die Thür und sah ihren Gatten bis zum Nabel nackt. Er war im Begriff, sich zu waschen und rieb den Körper mit einer Heftigkeit, als sei die Haut mit Theer beschmiert; dabei prustete, plätscherte, stöhnte und zischte er wie eine Maschine, die im Wasser versandet ist. Natalie betrachtete ihn mit einem maßlosen Erstaunen und einer zur Hälfte gespielten Verachtung. Levin machte sehr merkwürdige Bewegungen, that, als sei er noch allein, legte verdrießliche und eifervolle Falten in sein Gesicht, während er mit einem Flanelltuch die beharrte Brust trocknete und ächzend den Rücken rieb.

„Also so weit sind wir wieder, so fallen Deine sichern Geschäfte aus,“ flüsterte Natalie.

Levin versah eines seiner neuen Frackhemden mit Knöpfen, zog es aber nicht an, sondern legte sich mit nacktem Oberkörper auf die Ottomane. Er hob das Bein ein wenig in die Höhe und betrachtete seinen Lackschuh. Dann that er einen tiefen Seufzer, warf sich empor, wie von einer Feder geschnellt und sagte düster und verlegen: „Ja, reich sein, reich sein, das ist das einzige.“

„Idiot,“ murmelte Natalie.

Levin verfiel in ein starrkrampfähnliches Besinnen und betastete mit sorgenvoller Stirn die fette Gegend seines Magens. Erst als ihn fröstelte, dachte er daran sich anzukleiden. „Ich bin ruiniert,“ sagte er dumpf.

„Das bist Du gewohnt,“ erwiderte Natalie, wobei sie mit ihrer Fußspitze auf den Teppich klopfte und die Zähne in die Lippen drückte.

Levin machte wilde Augen, streckte die Faust gegen die Decke und schrie: „Meinen heiligsten Schwur, daß ich in drei Wochen eine halbe Millionen haben werde, oder —“ Er deutete mit prophetischem Ausdruck ins Unbestimmte und schwieg wie ein gescholtener Hund, als ihn Natalie gelassen und erwartungsvoll anschaute.

Natalie stand auf und eilte mit schnellen Schritten in das Zimmer ihrer Kinder. „Liebste Petra!“ rief sie, „komm, ich will zur Mutter.“

„Nun?“ fragte Petra in ihrer überlegenen Weise und drückte die Hand der Schwester, die kleine, schmale, kindische Hand.

Natalie blickte Petra unsicher an und erwiderte zerstreut: „Jaja. Aber Du weißt, ich habe die Schneiderin zur Mutter bestellt, damit Levin das Kleid nicht sieht. Rasch, sonst wird es zu spät zum Probieren.“ Sie küßte etwas summarisch ihre Kinder. Petra stand mit sarkastisch-ergebenem Lächeln abseits.

Kaum hatte Levin bemerkt, daß er allein sei, so erhob er sich, schüttelte unwillig den Kopf und fletschte die Lippen. Dann verfügte er sich in die Küche und fragte die Köchin, was sie zu essen habe. Schwermütig stand er

Digitized by Google

am Herd und stierte in die Pfanne. Die Köchin zählte ihren Speisezettel an den Fingern ab, und Levin schlurfte anscheinend betrübt wieder hinaus. Sein Kopf war nur von einer einzigen Idee erfüllt: Geldquellen zu entdecken, Gold in breiten Strömen aufzufangen, um jeden Preis, durch jedes Mittel. Ihm schien, das Geld müsse für ihn auf der Straße liegen und er brauche nur hingehen und sich bücken.

Levin Osterburg war ein in Vergnügungen ergrauter Mann. Er hatte einen unruhigen Blick, welcher alles mit gleichem Appetit zu verschlingen schien. Sein Gesicht hatte entweder einen wütenden und verstörten oder einen geckenhaft unternehmenden Ausdruck, keine von den Schattierungen dazwischen. Beim Gespräch erschien er aufgeblasen und haltlos, und er liebte es, über Dinge zu schimpfen, von denen er nicht das geringste verstand, ja die nicht einmal seine Teilnahme erregten. Dabei wurde er blaurot im Gesicht, seine Augen quollen hervor, er polterte und überstürzte sich, aber plötzlich brach er ab und versicherte kleinlaut, daß er anfange brustleidend zu werden. Gewahrte er nun ein Lächeln auf einem Gesicht, so geriet er in neuen Groll und neue Redeflut, um seine Krankheiten zu schützen, welche wie die Fliegen im Hochsommer zunahmen. Jede Dummheit, die er sagte und beging, vergaß er mit der seltsamsten Geschwindigkeit und glaubte, jedermann habe sie gleichfalls vergessen. Er redete nie einen Satz zu Ende und tänzelte beständig über Dinge hinweg, die durchaus einen herzhaften Schritt vertrugen.

Als Natalie und Petra bei ihrer Mutter eintraten, sagte die alte Frau, sie hätte an Levin ein verändertes Benehmen bemerkt.

„Er ist der größte Narr, den es giebt, Mama," versetzte Natalie mit naiver Entrüstung.

„Du hast ihn doch geheiratet, mein Kind," meinte die alte Dame und ging zu ihrem Stuhl zurück. Eigentlich ging sie nicht, sondern schob sich vorwärts. Der Oberkörper, weit zurückgeneigt, schien nur lose mit den Beinen verbunden, wodurch ihre Bewegungen etwas Automatisches erhielten. Bei jedem Schritt nickte sie mit dem Kopf, ähnlich wie die Tauben. Ihr Gesicht, ohne andern Ausdruck als den einer sonderbaren Aufgeblasenheit und zerflossenen Gutmütigkeit, war farblos und hatte etwas von einem Sandstein, der vom Wasser zernagt und verwaschen ist. Sie hatte die Miene einer abgesetzten Königin, die unter unerfüllten Ansprüchen ergraut ist. Für die plumpeste Schmeichelei empfänglich, war sie zugleich harmlos und boshaft, gebrechlich und zähe, zänkisch und liebevoll. Diese Frau hatte die Rasse verdorben. Sie hatte die schlechte Mischung erzeugt, durch welche die Klarheit und Regelmäßigkeit der Krystalle unmöglich ist.

„Glaubst Du, Mama, daß hellgrün mich zu blaß macht?" fragte Natalie, die mit Ungeduld auf das Kleid wartete.

Petra zog die Brauen hoch. „Wirst Du Dich nicht um Deinem Mann kümmern, Natalie?" murmelte sie.

„Zu meiner Zeit gab es andere Ehen," sagte Frau König mit rasselnder Stimme. „Da war nichts als Einigkeit, Frieden, Gefälligkeit. Oft sag ich zu Petra . . . nicht wahr, Petra —?" . . .

„Pottgießer hat eine römische Statue aus Spalato angekauft," wandte sich Natalie zu Petra. „Einen Antinous. Es soll ein herrlicher Marmor sein, aus der besten Zeit, sagt die Borromeo."

So redete jede der drei Frauen von etwas anderm, und sie schienen einander trotzdem zu verstehen. Sie waren beweglich wie die Ringe im Wasser, die, um denselben Mittelpunkt entstanden, sich nie berühren können.

Digitized by Google

## 27.

Am Sonntag, dem Empfangstag bei Osterburgs, füllten sich schon von fünf Uhr ab die Zimmer mit Besuchern. Levin, im grauen Gehrock, benahm sich milde und zurückhaltend. Von seiner Seele schien jedes Stäubchen abgebürstet. Er stand bei einer Gruppe lächelnder junger Leute und erzählte von dem Sieg des Pferdes, auf welches niemand in ganz Europa gewettet hatte, ausgenommen Levin Osterburg. Als jemand dies bezweifelte, konnte Levin nur noch zwei Leute zugeben, die ebenfalls auf dieses Pferd gesetzt hätten. Als aber ein anderer Herr behauptete, dieser Sieg sei lange vorher ein öffentliches Geheimnis gewesen, da wurde Levin vor Verachtung und ablehnender Würde um zehn Zentimeter länger, und seine grauen, bürstenartig emporstehenden Haare erschienen wie lauter entrüstete Ausrufungszeichen. Gleich darauf aber war er wieder freundlich, begrüßte Emerich Hyrtl, der gekommen war, einen großen, prophetenhaft feierlichen Mann namens Doktor Bernay und Armin Pottgießer, den von allen gefürchteten Pottgießer. Pottgießer war Börsenmann, Zeitungsbesitzer, Volksfreund, Regierungsfreund und vor allem war er unermeßlich reich. Er stand am Eßtisch, wo Speisen und Getränke bereit lagen, und die Männer schaarten sich um ihn wie Staubfäden um den Stempel.

Mit förmlich verhängtem Gesicht und raschem, kaltem, überaus erstauntem Gesicht trat Arnold Anforge ein, denn dies war die Stunde, die ihm Natalie bestimmt hatte und anstatt Natalies sah er nun eine gedrängte Menge unbekannter Menschen. Hinter ihm blieb die Thüre geöffnet und eine alte, wie ein Fabeltier aufgeputzte Dame, welcher zwei junge Mädchen folgten, schob Arnold bei Seite und trat rauschend ein. Natalie gewahrte Arnold. Sehr verlegen ging sie ihm entgegen; sie hatte nicht geglaubt, ihn heute schon bei sich zu sehen. Sie bereute ihre Einladung, denn nach Hyrtls Bericht fürchtete sie eine Art Ungeheuer in Arnold. Sie reichte ihm die Hand und war schüchtern vor lauter Neugierde. Sie bat ihn, ihr zu folgen und führte ihn zu Petra und Hyrtl, die allein in einem Winkel saßen. „Verzeiht," sagte sie, „hier ist ein Ausnahmsgast."

Arnold setzte sich schweigend nieder. Zischen, Johlen, Lachen, Brummen, Surren drang zu seinen Ohren. Die Luft war heiß. „Ist hier eine Versammlung, Fräulein?" fragte er, indem er Petra erwartungsvoll anschaute. Das junge Mädchen errötete, lachte, war verwundert und wußte nichts zu antworten. Hyrtl, der wie ein Ballon von Vornehmheit dasaß, verlor den gleichgiltigen, grämlichen, lichtlosen Ausdruck, der in seinen Zügen vorherrschte und sagte liebenswürdig: „Lassen Sie sich nicht beirren. Die Leute sind nur da, weil sie ihre eigene Langeweile vergessen, wenn sie einen andern sich langweilen sehen."

Petra, die durch Arnolds höfliche Aufmerksamkeit, mit der er den Worten Hyrtls lauschte, gerührt wurde, lächelte und ihre Augen nahmen plötzlich im Lampenlicht ein schönes, tiefes Blau an.

Ein junger Mann mit gelber Gesichtsfarbe und schwarzen, frechen, unruhigen Augen näherte sich. „Freund Hyrtl sieht heute sehr bedeutungsvoll aus," sagte er mit offenbarer Geringschätzung.

„Bei mir hat jedes Härchen seine Bedeutung," entgegnete Hyrtl mit unschlüssiger Selbstironie.

„Dann müssen Sie aber mit den Jahren viel an Bedeutung eingebüßt haben," sagte der junge Mann. Hyrtl lachte gutmütig-widerwillig und verzog verächtlich das Gesicht. Beide verachteten einander aufs äußerste. Petra spielte mit ihrer Uhrkette.



Digitized by Google

Was reden sie? dachte Arnold bestürzt. Er blickte Petra an, sah rückwärts in das Zimmer, dann gegen das Fenster und dachte abermals: was reden sie?

Natalie kam heran. Sie war rot, belebt, bewegt von Reden, von Hören, von Lächeln. Mit leichter Vertraulichkeit legte sie die Hand auf Arnolds Schulter; er blickte überrascht empor, wodurch die Hand fiel. „Kommen Sie," sagte Natalie. Er folgte ihr und glaubte, sie wolle ihm Aufschlüsse irgend welcher Art geben, indessen führte sie ihn zu Levin und sagte: „Da ist er."

Levin schnalzte mit der Zunge, legte seinen Arm sogleich in den Arnolds, steckte ein Caviarbrot in den Mund und sagte kauend: „Ist es wahr, daß Sie bis jetzt in einer Höhle gelebt haben? Alle Welt erzählt davon."

Arnold sah den Mann überrascht an und wußte nicht, was er aus ihm machen sollte. Er bückte sich, um eine Nadel aufzuheben, die im Teppich blitzte, und währenddem drang die heiße, üble Luft wie ein fiebertragender Wind auf ihn ein. Langsam ging er zur Thüre, verließ den Raum und suchte draußen seinen Mantel. Im Treppenhaus atmete er tief die kühle Luft ein. Unten im Flur überholte er Emerich Hyrtl, der vor ihm gegangen war und sich nun mit einem gedrehten, mühsamen, mühsam elastischen Schritt gegen die Straße bewegte, wo sein Wagen wartete. Die Figur dieses Mannes war auffallend; es schien, als säße auf künstlichen Beinen ein hölzerner Rumpf und das alles sei vortrefflich ausgeführt, doch in jedem einzelnen Teil leblos und verschwommen. Dies Verschwommene, Gedunsene, Blasse, Künstliche lag auch in Hyrtls Gesicht. Auch der Kopf schien mit Kunst in die Schultern eingedreht, und der allzukurze Hals verschwand im Pelz des Mantels. In allen Bewegungen, in jedem Blick lag drückende Langeweile und trostlose Ruhe.

„Kann ich Sie irgendwohin fahren, Herr Ansorge?" fragte er höflich und wohlwollend. Er schritt zu den Pferden, patschte den Tieren auf die Lenden, und die Eitelkeit eines Knaben zeigte sich auf seinem Gesicht.

Arnold verfolgte das Gebahren Hyrtls mit großen Augen. Er empfand plötzlich Neugier, den Mann von innen zu sehen, oder doch ohne Kleider, vielleicht schlafend, jedenfalls aber wenn er sich allein glaubte.

„Wie kommen Sie eigentlich zu Osterburgs?" fragte Hyrtl. Er hatte den Wagenschlag geöffnet, stellte einen Fuß anmutig auf das Trittbrett und zündete nun eine Zigarette an. Er mußte stets dergleichen im Munde haben, wenn die ihm eigene Würde und Gelassenheit zur Erscheinung kommen sollte. „Es ist eine ganz interessante Familie," fuhr er fort, ohne sich an Arnolds Schweigen zu kehren. „Das was Sie oben sehen, ist alles Maskerade. Die Leute sind verschuldet vom Boden bis in den Keller. Hinter den Möbeln und Bildern hängen die Pfändungssiegel. Die Stühle, worauf sie sitzen, gehören ihnen nicht. Jede Tasse Thee, die wir oben trinken, ist ein Steinchen mehr zu dem Sorgenberg. Wissen Sie, ich kenne die Familie sehr genau. Für Sie ist das eigentlich nichts, wenn man so frisch von draußen kommt. Petra ist eine famose Person, das muß man sagen, ein ganz besonderes Mädchen. Natalie hält einen silbernen Mantel über die Lumpen. Levin betrügt seine Frau. Ist es nicht irrsinnig, so viel Leute einzuladen, blos der Maskerade wegen?"

Hyrtl erzählte das alles in sehr selbstzufriedener Art und freute sich seiner Ueberlegenheit. Voll guter Gesinnung reichte er Arnold die Hand, drückte sie fest, stieg ein und gab mit eleganter Handbewegung dem Kutscher das Zeichen, zu fahren.

Arnold dachte nur noch an das Haus, das er soeben verlassen. Ihn beschäftigte nicht nur, ihn durchwühlte Hyrtls Erzählung. Eine stürmische Begierde ergriff ihn, von neuem hinaufzugehen und zu sehen. Seltsam! Er wollte

Digitized by Google

sehen, was dort an den Mauern klebte, womit die Gesichter getüncht waren; er erschien sich in wichtiger Angelegenheit belogen und wollte nun mit neuen ungeduldigen Augen Wahrheit holen.

Er eilte die Stufen empor, läutete, warf seinen Mantel auf einen Berg von andern Mänteln und trat mit gerötetem, suchendem Gesicht in die Gesellschaftsräume. Zwischen Köpfen und Schultern sah er Natalies Gesicht wie durch eine Mauerspalte. Die Haut ihrer Wangen war übermäßig erhitzt. Sie gewahrte Arnold und lächelte ihm zu wie einem vertrauten Freund. Sein Gehen und Wiederkommen hatte sie nicht bemerkt. Arnold suchte näher zu ihr zu gelangen, und plötzlich vernahm er ihre Stimme hinter sich. „Denken Sie nur, was ich soeben höre," sagte sie mit einem vor Erstaunen jauchzenden Lachen zu einer Dame; „Hanka hat sich verheiratet . . ."

Arnold drehte sich um. Er konnte in ihrem Gesicht nichts gewahren als Jubel, Liebenswürdigkeit und Vergnügen.

## 28.

Er wünschte zu wissen, wovon all die Leute sprachen, die sich hier zusammengefunden hatten. Jedes Gesicht war in eifervoller Bewegung. Mitteilsam glänzten die Augen, wohlgelaunt bewegten sich die Arme, voll Geschäftigkeit öffneten sich die Lippen, um zu schwatzen, zu lachen, zu rufen. Viele Männer waren feist und ansehnlich; einige sahen hohl aus, als wäre Blut und Fett aus ihrem Körper gewunden worden. Die Frauen hatten ein Wesen, als sprächen sie köstliche Süßigkeiten statt der Worte. Jede wahrhafte Bewegung der Glieder schien wie erdrosselt. Arnold sah einen weißbärtigen, grausamen, fatal lachenden Kopf mit zwei großen, kreisrunden Brillengläsern. Er ging weiter, und jemand ergriff ihn beim Arm. Es war Baron Drusius, der seine Freude ausdrückte, ihn zu sehen. Er führte Arnold zu einem jungen Mädchen, das eine Narbe auf der Wange hatte. „Meine Schwester," sagte der Alte. Sie grüßte flüchtig, lächelte flüchtig wie im Fieber und wandte sich wieder ab, zu Doktor Bernay, mit dem sie sprach und der, in majestätisch-nachlässiger Haltung dastehend, einem Menschen glich, welcher von dem Bewußtsein unendlicher Macht und erdrückender Geistesüberlegenheit erfüllt ist, dies aber in anmaßender Bescheidenheit zu verbergen wünscht.

„Doktor Bernay ist eine Kapazität," flüsterte Drusius Arnold zu. „Er will einen Staat von freien Menschen gründen, ohne Steuern, ohne Städte, ein gelobtes Land. Eine Aktiengesellschaft ist zusammengetreten, um einen Landstrich in Amerika anzukaufen . . ."

Drusius erblickte einen andern Bekannten. Petra trat zu Arnold. Ihre vorgeschobene Oberlippe gab dem verständigen Gesicht einen Ausdruck von Ueberlegung und Beherrschung. Von neuem nahten sich fremde Menschen. Von neuem begann das unerklärliche Namennennen, Verbeugen, Händedrücken. Wer sind sie? dachte Arnold; was bedeutet das? Einige waren so freundlich wie gegen Jemand, auf den man große Hoffnungen setzt. Arnold grübelte, weshalb sie freundlich seien, ohne daß sie ihn kannten; weshalb sie, zuerst kalt, plötzlich dies geöffnete, überfließende Betragen annahmen, wenn sie sich verbeugt und die Hand gereicht hatten. Sie spitzten die Lippen, drehten die Hälse, schienen von Geheimnissen bewegt und oft strahlte es feindselig und angstvoll aus ihren Augen. Aber ihre Worte klangen freundlich und leer. Arnold war beunruhigt, daß er fortwährend über Dinge nachdenken mußte, die ihm in die Luft entglitten.



Digitized by Google

Auf einmal kam Natalie mit der Lebhaftigkeit einer Verfolgten auf ihn zu und sagte: „Sind Sie nicht aus Podolin, Herr Ansorge? Haben Sie da nicht Doktor Hanka kennen gelernt? Anna Borromeo sagte mir, Sie kämen aus Podolin. Sie kennen Hanka? Und kennen Sie auch seine Frau, diese Beate? Ja? Erzählen Sie doch, — bitte!"

Das alles sprudelte Natalie nur so heraus und gönnte sich dabei keine Zeit, Atem zu schöpfen. Sie war ganz in Schweiß gebadet vor Neugierde und biß sich auf die Lippen vor Verdruß, daß sie nicht früher den Einfall gehabt, Arnold zu fragen.

Arnold fühlte sich abgestoßen durch das zudringliche Wesen. Nachdem er einige Sekunden überlegend geschwiegen, hob er in jener heiteren Weise den Kopf, die ihn sonderbar auszeichnete und sagte: „Doktor Hanka hätte ein besseres Frauenzimmer finden können. Beate ist ein verdorbenes Geschöpf."

Natalie erblaßte, sah sich erschreckt um, legte einen Finger auf den Mund und erwiderte betreten: „Was machen Sie denn, Sie komischer Mensch! Das dürfen Sie doch nicht offen sagen. Hüten Sie sich nur, daß Hanka je davon erfährt. Er hat ja Beate für sich aufgezogen."

Ungläubig und kühl betrachtete Arnold Natalie. Er wollte reden, aber keines der Worte, die sich ihm boten, erschien ihm ausreichend und deutlich genug. Natalie nahm mechanisch seinen Arm und führte ihn in ein nebenan gelegenes, kleineres Gemach. Zwei alte Herren saßen dort am Fenster und sprachen leise, erhoben sich aber gleich und gingen hinaus. Plötzlich wandte sich Arnold zu Natalie und sagte: „Sie leben ja mitten in lauter Lüge! Können Sie denn das ertragen? Sie haben kein Geld und werfen doch Geld hinaus, wie ist das möglich! Jemand hat es mir erzählt, ich habe es zuerst nicht glauben wollen, aber es muß wahr sein, ich spür' es."

Natalie erzitterte über den ganzen Körper. Entsetzt und fragend blickte sie Arnold an, vermochte aber seinen Blick nicht zu ertragen. Ihre Kinderaugen standen voll Thränen. Sie zog das Taschentuch und verbarg ihr Gesicht.

„Nun gehe ich," sagte Arnold erleichtert und streckte Natalie seine Hand hin. Er hatte das Gefühl, als ob er die Zeit mutwillig hinausstreue und als entrinne sie ihm wie Sand aus einem durchlöcherten Sack. Er bemitleidete Natalie nicht, aber sie war ihm nun wieder sympathisch geworden. „Wird es anders werden?" fragte er treuherzig.

„Adieu, Sie sonderbarer Mensch," entgegnete Natalie, das Gesicht erhebend und in Thränen lächelnd. „Leben Sie wohl und kommen Sie bald wieder, wenn ich allein bin."

Auf dem Heimweg drängte sich Arnold mit aller Macht der Zweifel auf, ob die Worte, die er für Natalie gewählt, die rechten gewesen seien, ob gerade diese und keine andern, keines weniger und keines mehr dienlich und gerecht gewesen seien. Seltsam, es war ihm, als hätte er eine zwecklose Handlung begangen, als hätte ihn die innere Stimme, die ihn so sehr dazu angetrieben, ein wenig getäuscht. Doch nicht das war es vielleicht; vielleicht hatte er geglaubt, anders auf Natalie wirken zu können, als es nun thatsächlich geschehen war. Sie hatte das Taschentuch ins Gesicht gedrückt und hatte aus feuchten Augen gelächelt. Und keine andere Antwort hatte sie gewußt, als: sonderbarer Mensch. Was war daran sonderbar? Es hatte fast den Anschein, als wären Arnolds Worte etwas Neues für sie gewesen, ja, etwas Reizendes und als hätte sie darüber den Sinn der Worte übersehen. Er schämte sich für Natalie, und für sich selbst war er beinahe enttäuscht. Er beschloß, noch einmal zu ihr zu gehen, allein mit ihr zu reden, dann müsse es klar werden, was an ihr sei und was sie an ihm zu finden hoffe.

Digitized by Google

Er aß bei Borromeos zu Abend. „Wie hast Du Dir die Zeit vertrieben, Arnold?“ fragte Anna Borromeo.

Er dachte einige Sekunden lang nach und erwiderte: „Ich will nicht die Zeit vertreiben. Ich will die Zeit halten.“

Frau Anna lachte. „Hörst Du, Friedrich!“ rief sie.

Borromeo liebkoste seinen Bart. „Er hat ganz recht,“ sagte er. „Man sollte diese Redensarten immer beim Schwanz packen und sie nicht lassen, bis sie zertreten sind.“

Arnold betrachtete Borromeo und darauf Frau Anna und lauschte ihrem spärlichen Gespräch. Sie sprachen wie durch eine Wand, die Worte flossen nicht ins Ohr, sondern in den Teller, in die Luft. Sie sahen einander nie an, ohne daß in ihren Augen etwas wie Unmut, Feigheit und mühsam erworbene Geduld lag. Noch gestern hätte Arnold das nicht gespürt. Er wäre zufrieden nnd arglos geblieben, wo heute eine nebelhafte Mutmaßung ihn zwang, seinen Blick auf die Lauer zu legen. Einen Augenblick lang wollte er das rätselhafte Dunkel, das zwischen den zwei Personen herrschte, durch eine ehrliche Frage ergründen. Daß er dies nicht vermochte, daß er einsah, das dürfe nicht geschehen, war die Ursache zu tieferem Nachdenken. Wo er stand, wo er saß, wohin sein Herz sich wandte, überall wuchs ein Andersseins-Müssen aus dem Boden. Es erhob sich eine unbezwingliche Macht, welche die Arme nach dem ausstreckte, was Arnold frei zu besitzen glaubte.

## 29.

Hankas Verheiratung hatte in aller Stille stattgefunden. Er blieb mit seiner jungen Frau vorläufig in der Stadt und ging erst im Herbst nach Paris. Beate schwieg zu seinen Plänen. Sie dachte, wenn der Herbst da ist, wird man schon sehen. Sie träumte von Italien nach dem Beispiel der kleinen Bürgermädchen, die in der Ueberlieferung der Hochzeitsreise aufgewachsen sind und sich darin vergnügen, ihr gesellschaftlich anerkanntes Glück spazieren zu schleppen. So sehr sie konnte, gab sie sich in der schönen Wohnung zufrieden, welche Hanka in einer Villa in Döbling eingerichtet hatte. Aber in heimlichen Augenblicken gestand sie sich, daß sie das Leben im abseits gelegenen Häuschen eigentlich kenne, daß sie der Einsamkeit müde sei und daß sie endlich Menschen, Straßen, Bälle und Theater haben wolle. Aber sie stellte sich trotzdem, als sei Hankas Glück ihr unantastbar. Sie stellte sich, als läse sie in den Büchern, die er ihr empfahl, als freue sie sich mit den Büsten, Stichen und Kunstdingen, mit denen sein Geschmack und sein Verständnis sie umgeben hatte. Sie stellte sich, als sei sie betäubt von ihrem frischen Glück, sie schien bestrickt von neuer Sinnlichkeit; sie stellte sich, als habe sie die Welt vergessen, als habe das neue Paradies sie mit schweigender Verehrung erfüllt. Giebt es nicht Hände, die einem Gott zu opfern scheinen, indem sie eine Blüte zerrupfen?

Hanka befand sich wohl. Er kam sich im Stillen wie ein Pudel vor, der in der Sonne liegt und nach Fliegen schnappt, denn er gehörte zu den Leuten, die sich im Glück possierlich finden. Er betrieb historische und nationalökonomische Studien, gedachte seines früheren Lebens mit Abscheu und sah die Zukunft klar wie den sonnigen Horizont am Meer.

Beates Züge wurden kräftiger und energischer. Ihr Kinn ründete sich und um den weitgeschwungenen, bogenförmigen Mund legte sich das Lächeln der Gewißheit. Ihr Körper zeigte meist eine Ruhelosigkeit der Bewegung, die unter beobachtenden Blicken ins Krankhafte ging. Oft war es, als schäme sie

Digitized by Google

sich ihrer Füße, ihrer Hände, ihres Halses, und sinnlich schamvoll wurde ihr Lächeln auf der Straße. Dann redete sie Dinge, unter deren Schutz ein hartnäckiger und boshafter Gedanke zu schlummern schien. Hanka blieb für sie ein großes, ernsthaftes Tier, belustigend in seiner Gravität. Sie glaubte sich ihm überlegen, denn seine Bildung schätzte sie gering und die Art seines Geistes war ihr unbekannt.

Unter allen Bekannten, die für Hanka in einem feindlichen Land hausten, suchte er sich doch Natalie als eine Ausnahme heraus. Für sie bewahrte er die Zuneigung eines Großvaters, nach ihrem bunten Geschwätz konnte er sich zuweilen wünschen. Er hatte Beate diesen Besuch versprochen, aber zuerst wollte er allein gehen, die lästigen Fragen allein schlucken und mit Behaglichkeit abwehren. Es war ein wenig Feigheit dabei.

Er fand Natalie und Petra zu Hause. Natalie begrüßte ihn, außer sich vor Neugier und erkünstelter Entrüstung. Ihr Gaumen schien von tausend siedenden Fragen zu springen. Hanka lehnte sich in den Sessel zurück, schlug schmunzelnd die Beine übereinander und machte ein heiteres und geduldiges Gesicht. Natalie konnte nicht länger an sich halten. „Doktor!“ rief sie, „ist das eine Art, sich zu verheiraten? Und ist das eine Art, zu mir zu kommen? Wo ist Beate?“

„Erst muß ich auskundschaften, meine Teure,“ erwiderte Hanka humoristisch. „Uebrigens freue ich mich, Sie wiederzusehen.“

Petra lachte, wie so oft, wenn nichts zu lachen war. Es geschah meist, wenn sie ihre stillen Vorstellungen über das Benehmen eines Menschen bestätigt fand und war eine leise Prahlerei mit Seelenkenntnis.

Das Zimmermädchen trat ein und sagte, ein Herr Ansorge sei da. Natalie nickte überrascht und verlegen und gleich darauf kam Arnold. Hankas Verwunderung war außerordentlich. Er blickte von einem zum andern und das ergötzte Natalie. Sie kam sich wichtig vor und sah nun selbst etwas Geheimvolles in Arnolds Besuch. Während sie ihn begrüßte, klärte Petra den erstaunten Hanka auf.

Arnold nahm Platz; er war schweigsam und antwortete nur spärlich auf Fragen. Er hatte geglaubt, Natalie allein zu finden und es schien ihm nun, als ob sie überhaupt nie allein sei. Natalie spürte auch so etwas heraus, denn sie war ziemlich kleinlaut geworden. Sie hatte Angst vor dem stillen Urteil, das sich in Arnold formte.

„Sie haben sich rasch zurechtgefunden,“ sagte Hanka zu Arnold. „Ich dachte nicht, Sie schon im Mittelpunkt der Gesellschaft zu finden.“ Trotzdem er nun wußte, wie es zugegangen war, hatte Arnolds Anwesenheit für ihn immer noch etwas Unerklärliches. Es war ihm so befremdlich, als sähe er eine Palme auf einem Eisfeld. Er war gewohnt, sich Natalie gegenüber in einer unveränderlich trockenen und spaßhaften Weise zu betragen, da doch jeder für jeden Freund ein besonderes Gesicht hat. Natalie hatte sich diese Manier zurechtgelegt und sie gutgeheißen. Beide konnten stets hinter den Worten, womit sie einander spielerisch betrogen, ihr wahres Wesen entdecken, wodurch Langeweile und Ermüdung ferngehalten wurden. Dies reizte heute Hanka nicht. Unbewußt schüttelte er seine gegenwärtige Stimmung ab und umkleidete sich mit einer früheren, als könne er dadurch Arnold näher kommen. So fügte es sich, daß schließlich alle drei, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, dem Schweigen Arnolds zulauschten. Der Klang seiner Stimme bei den kurzen Antworten, die er gab, hatte sogar etwas Störendes. Natalie war zu dumpf und zu ratlos, sie wagte nicht, sich mit Bestimmtheit dem neuen Einfluß zu ergeben. In harmloser Verzweiflung studierte sie Arnolds Gesicht, fand die Nase eigentüm-

Digitized by Google

lich, den Mund häßlich, das Haar zu glatt und lachte endlich schüchtern wie ein Kind, da sie ihre Gäste so ruhig und innerlich beschäftigt sah. Petra seufzte vieldeutig. Sie vermochte bisweilen noch am Gitter des Käfigs zu rütteln.

Hanka erhob sich und Arnold entschloß sich, mit ihm zu gehen. Natalie bat ihn, noch zu bleiben, aber er schüttelte lächelnd den Kopf. Nun wußte er, daß es fruchtlos war, Natalie das zu geben, um dessentwillen er gekommen war. Sie trat damit vor den Spiegel und wenn es ihr zu Gesicht stand, schmückte sie sich damit, wenn nicht, warf sie es bei Seite. Deshalb nahm er Abschied. Erst als er mit Hanka allein war, hatte er die Empfindung, denselben Mann zu sehen, den er schon in Podolin gekannt; bis dahin war ihm Hanka fremd und neu gewesen.

„Was machen Sie eigentlich in der Stadt?" fragte Hanka auf der Straße.

Arnold wußte darauf nichts zu antworten. Nicht mit dem Verstand, aber mit seinem ganzen Instinkt verachtete und mied er das Allgemeine. War denn das mit einer kurzen oder auch langen Antwort zu umfassen, was er wollte? Ward es nicht täglich größer und weiter wie das Gesichtsfeld eines Bergsteigers? Dennoch strebte Arnold danach, die klarste Vorstellung von jedem seiner Wünsche zu gewinnen und alles, was sich in ihm regte, sofort auf seine Lebenskraft und Bedeutung zu prüfen. Menschlich zu sein, war ihm das nächste, Bewußtsein zu gewinnen, das erstrebenswerteste, zu erkennen, tausendmal wichtiger als erkannt zu werden. Irgend etwas zog ihn zu Hanka, denn er fühlte dort den überlegenen Geist, aber er besaß keinerlei Hilfsmittel, um Brücken zu schlagen. Deshalb trennten sie sich von einander ungewiß und fremd. Hanka hatte freilich das Gefühl, durstig an einem Brunnen vorübergegangen zu sein. Voll von Betrachtungen kam er zu Hause an. Beate lag auf einem Langstuhl und blickte regungslos an die Decke.

„Schläfst Du, Beate?" fragte Hanka väterlich.

Sie verdrehte mühsam die Augen und erwiderte, mit den Füßen unter dem Kleid strampelnd: „Ich langweile mich, ich langweile mich."

Hanka schwieg betroffen. Beate erhob sich, reckte gähnend die Arme und hielt sie dann vor sich, wie zu einer nachlässigen Umarmung. Auf den ruhigen Vorschlag Hankas, mit ihm eine Spazierfahrt zu machen, kleidete sie sich erregt um und saß bald darauf mit festlichem Gesicht an seiner Seite im Wagen. Er sollte ihr erzählen, und er berichtete von Natalie. Während er umständlich und etwas grübelnd seine Gedanken ausdrückte, verschlang Beate mit den Blicken die Leute der Straße und bemerkte nicht, daß Hanka mit spöttischem Schmunzeln abbrach. Sie ist jung, lebendig und hungrig, sagte er sich mit innerer Zärtlichkeit, legte ein Bein über das andere und blies den Rauch seiner Cigarre mit der Versöhnlichkeit eines alten Landpfarrers in die frische Frühlingsluft. Beate schmiegte sich näher an ihn, als läge ihr daran, sich dankbar zu erweisen und sann in unergründlicher Schlauheit nach Mitteln, um Versprechungen zu erhalten. Aber was sie begehrte, war formlos, denn sie hatte mehr Wünsche als Gedanken. Alle Wege ihrer Phantasie waren mit Begierden belagert, deren Schatten ihr Gesicht selbst im Schlaf überzogen, daß es dem stürmischen Wolkenhimmel einer Mondnacht glich. Um Beschäftigung zu haben, spann sie Ränke gegen die Dienstboten, schrieb sie Briefe an eingebildete Personen, erzählte sie Träume, deren Romantik kindisch erklügelt war, verfuhr sie böswillig gegen Bettler, streute sie Verleumdungen über Personen aus, mit denen sie kaum gesprochen hatte. Es kam heraus, daß sie im Gartenhäuschen eine Katze an den Beinen aufgehängt hatte. Hanka machte ihr Vorwürfe. Während er dann ein Buch nahm und zu lesen begann, umarmte sie ihn aufs heftigste und biß ihn ins

Digitized by Google

Ohr. Hanka riß die Augen auf, ertappte ihren von Ungeduld, ja von Haß glühenden Blick und starrte sie sprachlos an. Sie wurde finster und nahm eine Zeitschrift, in der sie wahllos blätterte. Sich ein Bild des Mannes zu entwerfen, mit dem sie lebte lag ihr fern. Ihr war alles in solcher Nähe, daß ihr Geist nicht zum Schauen, sondern nur zum Betasten kam. Sie wollte Leidenschaften um sich sehen und mit scheinbar ahnungsloser Stirn beobachten; sie hätte gern die toten Steine zum Tanz gepeitscht.

Hanka freilich fühlte sich als den Herrn. Anders zu leben war ihm nicht möglich. Glücklich sein hieß für ihn, unabhängig sein und jeden Zustand des Behagens mit freiem Urteil abmessen zu können. Da er so nach Sicherheit im Innern strebte, gab er nach außen Verläßlichkeit, eine Eigenschaft, worauf die Unverläßlichen am meisten bauen und die sie am schnellsten entdecken.

In der Nacht konnte Hanka nicht schlafen. Er drehte die elektrische Lampe auf und versuchte zu lesen. Aber die Worte entglitten dem Rahmen der Sätze und was er aufnahm, war etwas traumhaft Sinnloses. Dann stützte er sich auf den Arm und betrachtete Beates Gesicht. Es erschien ihm so fremd in seinem Schlaf, daß er einen leichten Schrecken verspürte. Die krampfhaft verschlossenen Lider ließen die dunklen Streifen der Wimpern kaum bemerkbar erzittern. Die gewölbte Stirn war feucht, die weißen Schläfen bebten unter dem Lauf des Blutes. Die Lippen bewegten sich in unhörbaren Worten, welche vielleicht den Zügen ihren verschlossenen und rohen Ausdruck gaben. Hanka berührte ihre Schulter, um sie von dem quälenden Schlaf zu befreien. Kaum war sie erwacht und hatte ihn mit einem feuchten, trunkenen Blick angesehen, als sie ihre Arme um ihn preßte und ihren Körper so fest an ihn schmiegte, daß er erstarrte und sich nicht zu rühren wagte. „Ach Alexander", flüsterte sie mit gebrochener Stimme, „Du mußt mir etwas kaufen. Willst Du?"

Sie wünschte sich eine Perlen-Halskette, die sie bei einem Juwelier gesehen. „Nie wieder will ich etwas, wenn Du mir den Schmuck kaufst," sagte sie.

Hanka versprach es. Aber darauf schwieg er bedachtsam. Unzufriedenheit entstand in ihm. Gründe der Leidenschaft konnten ihn nachgiebig stimmen, aber sie sickerten durch bis in seine Vernunft, wo eine zersetzende Prüfung ihrer harrte. Dennoch schloß er Beate in alle Betrachtungen als das wertvollste Besitztum seines Lebens. Er sah in ihr das reine Kind, das sich ihm aufbewahrt. Daß er selbst es gewesen, der in einer Handlung von dunkler Kraft schon so frühe ihre Zukunft mit der seinen verknüpft, das erschien ihm als ein besonders trostvoller Wink des Schicksals.

## 30.

Zu Ostern wurde Borromeo Ritter des Franz-Joseph-Ordens. Er nahm diese Auszeichnung mit Gelassenheit hin und mit der Beschämung, welche ein Mann empfindet, der sich ungern der öffentlichen Aufmerksamkeit preisgegeben sieht. Während der vielen Besuche, die Anna empfing, blieb Borromeo unsichtbar. Sein Sinn für Geselligkeit war erkaltet.

Arnold trat am Nachmittag in Anna Borromeos Empfangszimmer, als Pottgießer und Hyrtl bei ihr waren. Er fragte Frau Anna, was sie wünsche, da sie ihn hatte rufen lassen, und sie erklärte, daß sie ihn mit Herrn Pottgießer bekannt machen wollte. Arnold wußte nicht, wie er diese Frau nehmen sollte. Ihre gleichsam illuminierte Heiterkeit gestattete keinen Einblick in ihre

Digitized by Google

Gedanken. Sie ging, lächelte, redete und schwieg stets wie jemand, der zwischen Spiegeln lebt.

Frau Borromeo wurde aus dem Zimmern gerufen. Ein Börsen-Agent war draußen, der sie eilig zu sprechen wünschte. Pottgießer, der von einem großen Essen gesprochen hatte, das in seinem Hause bevorstand,. wandte sich an Arnold und sagte: „Ich hoffe das Vergnügen zu haben, Sie bei mir zu sehen.“ Er hatte durchaus nicht die Sicherheit eines Geldmenschen, sondern das Vibrierende eines Glücksspielers. In der Art, wie er die Anhängsel seiner Uhrkette hin- und herdrehte, lag derselbe verspielte Ernst, mit dem er seine umfassenden Geschäfte betrieb.

Anna Borromeo kam zurück und sagte mit einer trügerischen Lebhaftigkeit: „Ich höre soeben etwas ganz Interessantes, meine Freunde. Morgen giebt es im Parlament eine Interpellation über den Fall Elasser.“

„Die Geschichte kommt verspätet. Eine längst abgestandene Sensation,“ erwiderte Hyrtl träumerisch.

„Es wird sogar ein Skandal angekündigt,“ bemerkte Pottgießer mit seinem zerstreut-fröhlichen Lächeln.

„Nun Arnold, das ist doch eigentlich etwas für Dich. Du mußt doch in Podolin viel darüber gehört haben —?“ Anna Borromeo zog die Unterlippe zwischen die Zähne. Es war deutlich, daß nicht diese, für sie gleichgiltige Angelegenheit sie bewegt hatte, sondern etwas anderes, das sie damit verdecken wollte.

Arnolds noch von Landluft gebräunte große Hand, umfaßte das eine Knie. In aller Ruhe beschloß er, dorthin zu gehen, wo über Elasser gesprochen werden sollte.

Hyrtl verabschiedete sich. Da Arnold sich ebenfalls erhoben hatte und in der Nähe der Thüre stand, drückte ihm Hyrtl mit befremdlicher Herzlichkeit die Hand und sagte: „Kommen Sie doch einmal auf eine Stunde zu mir. Ich langweile mich so.“ Nichts konnte ehrlicher klingen als diese wenigen Worte. Arnold schaute ihn groß an und lächelte freundschaftlich. Er versprach, zu kommen.

Er erwartete mit Ungeduld den nächsten Morgen. Als er im Zuhörer-Raum des Parlaments saß, war es unten noch leer. Langsam füllten sich die Reihen, auch rings um ihn nahmen Leute Platz. Wenn dies anfangs den Schein der Feierlichkeit besessen hatte, sehr verursacht durch die Schönheit des Raums, die famose Bemessenheit seines Lichtes, war es doch nur so lange, bis sich dem Auge viele von den Gestalten hier oben und dort unten besonders darboten. Denn diese Gesichter waren wie von einem Folter-Instrument zu dem ihnen eigentümlichen Ausdruck regungslos verzerrt: des Hohns, der Habsucht, der Niedrigkeit, der Geistes-Ertötung, des bösartigen Lauern, des Uebelwollens, der Unwissenheit, der Langeweile und des fanatischen Hasses. Indessen begnügte sich Arnold mit dem Bewußtsein, daß sich die Gesetzgeber des Landes hier versammelten und ein Teilchen des Volkes, das seine Richter und Väter kennen zu lernen wünschte; es sei also besser zu hören, als zu sehen und nützlicher zu warten als zu urteilen. Erst muß man sehen und lernen, dachte er, indem er dem Beginn der Verhandlungen lauschte und auf ein erschreckendes Geschrei aufmerksam wurde, wie unter den Streitenden in einem Bauernwirtshaus. Sobald nämlich der Name Elasser gefallen war, erhob sich dieser betäubende Lärm, der in Schimpf- und Hohnreden bestand; viele erhoben sich, gestikulierten und brüllten; auch die Leute um Arnold fingen an zu lachen und zu brüllen, stiegen auf die Bänke und schmähten gegen die Juden und dergleichen. Die Parteigänger gaben ihre Sache natürlich nicht auf; auch ihrerseits

Digitized by Google

erprobten sie die Kraft der Lunge. Dann kam einer zu Wort; er redete aber von anderm, als dem, was in der Stunde und in der Gelegenheit lag. Niemand begriff, wie er dazu kommen mochte und Niemand kümmerte sich um das, was er sagte. Mitten in seinem keifenden, hudelnden Sprechen erhob sich johlendes Gelächter, viele begannen wiederum zu schreien, zu pfeifen, zu zetern und das dauerte mindestens eine Viertelstunde lang, so daß ein richtiges Wort gar nicht mehr herausdrang.

Schamröte stieg Arnold ins Gesicht. Er sagte laut etwas zu einem dicken Mann, der neben ihm saß. Aber dieser Herr schlief mit großen Schweißtropfen auf der Stirn. Ekel ergriff ihn. Er verließ die Tribüne, lief durch Treppen und Gänge hinunter, kam in eine prächtige, mit Säulen geschmückte Halle, wo plötzlich ein junger, gewählt gekleideter Mensch auf ihn zukam und mit gestreckten Händen und dem Ausdruck höchster Ueberraschung „Arnold Ansorge!“ rief. Arnold blickte empor und erkannte Maxim Specht. Doch seine Sinne waren so sehr von dem Vorgefallenen benommen, daß er leer besinnend in das wohlbekannte aber entrückte Gesicht des ehemaligen Lehrers starrte. Specht lachte und gefiel sich in einer satirischen Bemerkung über das Parlament, außerdem schien er voll Nachrichten, Neuigkeiten, Neugier aber auch voll Behagen, Lebenslust und Lebenskenntnis. Arnold teilte ihm auf sein Verlangen mit, wo er wohnte, darauf trennten sie sich. Auf der Straße dachte Arnold nicht mehr an diese Begegnung. Seine Pulse liefen schnell. Vieles, dem er noch gestern gläubig zugestrebt hatte, erregte ihm nun schweres Mißtrauen.

Er saß eine Stunde lang bei den Büchern, als ihn Anna Borromeo rufen ließ. Von einem Mädchen wurde er in ein kleines Zimmer geführt, dessen weichliche und überladene Ausstattung schlecht auf ihn wirkte. Anna lag auf einer Ottomane. Sie trug ein weißes, loses Gewand, welches über die Füße hinweg seitlich zur Erde fiel wie ein riesengroßes Blütenblatt. Den Kopf hatte sie hinübergesenkt und die Augen geschlossen. Langsam öffnete sie die Lider, als Arnold eintrat und winkte ihm mit dem Arm, näher zu kommen. Dann erst bog sie den Kopf zur Seite und ihre Augen zeigten sich in strahlendem, feuchtem Stahlbau. „Du siehst mich in Angst und Sorge, Arnold,“ begann sie mit ruhiger Stimme. „Ich wende mich an Dich, weil Du helfen kannst.“ Sie stützte sich auf den Elbogen, hob sich empor und sah ihn erwartungsvoll an.

„Was ist es?“ fragte Arnold. „Ich will gern helfen.“

„Das allein genügt nicht,“ erwiderte sie mit feindlichem Ausdruck. Sie schob ihre Kleidschleppe gegen sich heran und setzte sich nun aufrecht mit untergeschlagenen Armen. „Ich brauche nicht allein einen Helfer, sondern auch einen verschwiegenen Helfer. Nun das bist Du, verschwiegen bist Du, Du bist ja ein Mann. Aber auch das genügt nicht; Dich dürfen nicht einmal wirkliche Pflichten bewegen, die Verschwiegenheit zu brechen. Warum nimmst Du nicht Platz, Arnold?“

Arnold setzte sich auf einen der niedrigen Polster-Sessel. „Erst muß ich wissen, was es ist,“ sagte er kühl, und sein Mund bewegte sich noch, nachdem er gesprochen. Die Worte, die Anna Borromeo wählte, waren ihm nicht angenehm.

„Ich brauche zwanzigtausend Gulden, heute noch,“ sagte die Frau und sah ihm starr in die Augen. Er bemerkte, wie ihr Gesicht von Sorge umhüllt war und unwillkürlich wurde das seine sanfter. Geld! dachte er verwundert, da wird wohl zu helfen sein. Anna Borromeo fuhr fort. „Ich habe eine drückende Börsenschuld, habe diese Woche unglücklich gespielt. Das alles wirst Du nicht begreifen, Arnold, und doch —!“ Sie stand auf und ging, immer noch mit verschränkten Armen, in dem kleinen Raum auf und ab.

Digitized by Google

„Ich will Dir gerne das Geld geben", sagte Arnold ruhig. „Du kannst es heute noch haben."

Anna Borromeo setzte ihr Hin- und Hergehen fort, als hätte sie nichts gehört. Dann blieb sie neben ihm stehen und legte ihre Hände auf seine rechte Schulter. Er blickte wie gezogen zu ihr empor und sah das weiße Kinn, den roten Mund wunderbar über sich. Doch im Innern befremdete ihn dies alles und er wünschte, sie möge von ihm gehen. „Borromeo darf es nicht wissen", flüsterte sie mit demselben feindlichen Ausdruck wie vorhin. Sie ging nach dem Fenster, als wolle sie ihn nicht stören, denn sie sah, daß dieses der entscheidende Augenblick war. „Besinne Dich nur, Arnold", sagte sie nun mit freundlicher Stimme, „bevor Du über mein Schicksal richtest."

Arnold verließ seinen Platz. Er ging zum Tisch, riß ein Blatt aus dem Anweisungsbuch für die Bank, das er in der Tasche trug, nahm die Feder und schrieb. Dann reichte er Anna Borromeo den Zettel. Sie dankte ihm und er ging. Als er in seinem Zimmer angekommen war, machte er alle Fenster auf, setzte sich rittlings auf einen Stuhl und schaute voll Nachdenklichkeit gegen den Himmel.

## 31.

Von den Büchern, mit denen sich Arnold beschäftigte, machten die juristischen einen großen Teil aus. Er las sie mit einem suchenden Scharfsinn und der ihm angeborenen Kraft, das bloß Verständliche in ein bildhaftes Beispiel zu verwandeln, wie das ungewiß Umrissene logisch zu zerlegen. Aber der Weg, den er dabei ging, hatte viele Kreuzungen, und von einer glatten Straße sah er sich bisweilen in eine düstere Wildnis verschlagen. Er erkannte dann stets, daß es gefährlich sei, zu weilen oder den Weg fortzusetzen, folgte seinen eigenen Spuren zurück, um wieder am Anfang anzufangen. Damit war eine gewisse Ermüdung verknüpft, und er griff zu etwas Neuem, um nach einer andern Richtung, auf einer andern Bahn alsbald von Neuem unberaten im fremdesten Gebiet sich zu finden. Auch von Gehörtem und Gelobtem wurde sein Sinn bestrickt. Es wurden ihm Schriften genannt, nach denen er eilig griff, wie um etwas nicht zu verlieren, was schnell vorübergleiten konnte. Allmählich wurde es ihm schwer, die Ordnung zu bewahren, nach außen und nach innen. Er wußte nicht, ob das Leere wirklich leer sei und das Unverständliche nur ihm allein unverständlich. Nicht selten tauchte er in ein finsteres Wasser hinab, um mit Geringschätzung wahrzunehmen, wie leicht der Schein von Tiefe zu vernichten sei. Aber vergebens suchte er Grenzen zu ziehen. Wie in dunklen Nächten manchmal die Gegend eine schreckliche Weite zu haben scheint und zugleich eine undurchdringliche Abgeschlossenheit, so geschah es ihm hier. Er griff dahin und dorthin; Schwieriges erschien leicht, das Leichte unüberwindlich. Jeden Gedanken an Beistand schloß er vorläufig ehern aus, denn er ahnte, daß keine fremde Hand ihm die Dienste des eigenen Instinktes leisten konnte, bevor er sich zu denen durchgekämpft hatte, die auf dem geraden Wege gehn.

Vom ungeduldigsten Suchen erschöpft, nahm er oft zu Dichtungen seine Zuflucht. Aber allzuhäufig begegnete er dadurch einem Bild, das er zu vergessen wünschte, und die Begrifflosigkeit, die sich um ihn breitete wie ein Wolken-Vorhang, machte ihn stutzig, argwöhnisch und überaufmerksam. Das Farbig-Täuschende, Ruhlos-Flammende erregte sein Mißtrauen, auch wo ein Meister schuf. Was mit Kunst zusammenhing, nahm er nicht sehr ernst, schon weil er das Element der Gestaltung nicht zu würdigen vermochte und er den Werken des Geistes naiv ihren unmittelbarer Nutzen abfragte.

Digitized by Google

Er griff nach Zeitungen, um auf solche Art das Wirkliche an sich zu pressen. Thorheit, Verbrechen, Wahnsinn und Verzweiflung boten sich nun in kalter Nähe und Trockenheit. Was Geschwätz und Schiefheit war, mußte abgestreift werden. Vom Politischen blieb dann nur Lüge, Hader und Täuschung. Sie schrieen Namen: Gott, Vaterland, Kirche, Freiheit, Güterverteilung. Eine Zeit lange irrte Arnold zwischen Phrasen wie ein Gefangener umher. Er wollte das Festeste ergreifen, das ihm erreichbar war, und so kam er zur Zahl und ihrer Wissenschaft. In seinem Sinn schien es heller zu werden. Pforten, denen Licht entstrahlte, öffneten sich, durch eine Formel gesprengt. Wie die Sehne des Bogens nach jeder Spannung in ihre natürliche Lage zurückkehrt, so erschlaffte weder, noch überspannte sich sein Geist bei solcher Arbeit, sondern wurde nur tauglicher und elastischer. Aber Arnold überschätzte das Licht; er überschätzte die Klarheit, in welcher die Dinge demjenigen sich zeigen, der seine innere Flamme zur Beleuchtung nach außen verwendet.

Es war ein regnerischer Tag, für dessen Abend die Pottgießersche Gesellschaft angesagt war. Arnold hatte eine Stunde des Ruhens und Ueberlegens, als Christian, der Diener, eine Karte brachte, auf welcher Maxim Specht's Name stand.

Arnold wunderte sich über den weltmännisch gekleideten belebt lächelnden Bekannten aus Podolin. Specht schilderte das Leben, daß er jetzt führte und mit innerer Unsicherheit versuchte er es, die Vergangenheit mit der Gegenwart in einen geistigen Einklang zu bringen. Aber wenn jemand einen allzuvollen Becher trägt, kann er nicht gut verbergen, daß seine Hand von der überquellenden Flüssigkeit benetzt worden ist. Specht versuchte dennoch, den Augenschein wegzuschwätzen. Arnold war nachdenklich. Er fragte sich umsonst, weshalb Specht gekommen sei und fand es unvernünftig und leichtsinnig, einen Menschen zu überfallen, um ihm Zeit zu stehlen.

„Sie scheinen viel zu lesen", bemerkte Specht, auf die zahlreichen Bücher blickend, die auf dem Tisch lagen. „Uebrigens kann ich Ihnen einen Roman empfehlen, den ich jetzt gelesen habe. Ich will Ihnen das Buch leihen, wenn Sie wollen . . ." Specht hatte einen lehrerhaften Ernst, der etwas Verstelltes und Zerstreutes an sich hatte.

Arnold schüttelte den Kopf. „Ich lese Romane nicht", sagte er. Und auf die verwundert fragende Miene Specht's setzte er schmunzelnd hinzu: „In den Romanen erbleichen die Leute zu oft."

Specht meckerte. „Das ist köstlich", meinte er. Er saß Arnold gegenüber mit der Miene eines Menschen, den eine Gedankenschuld drückt und der sich eines ihm lästigen Gefühls durchaus nicht erwehren kann. Es schien, als ob alles an ihm, Glieder und Kleider, schwer von Sorgen sei. Als er Abschied nahm, zuckten seine Lippen von einer verhaltenen Bitte. Arnold stand am Fenster und sah ihn auf der Straße in einen eleganten Wagen steigen, der vor dem Haus gewartet hatte. Ei, dachte er, dem muß es gut gehen.

Christian kam mit einer Anfrage von Doktor Borromeo herauf, ob Arnold am Pottgießerschen Abend teilnehmen würde. Arnold bejahte. Dieser Abend stellte sich ihm nicht als Vergnügen dar, sondern er betrachtete ihn ernsthaft als einen Teil seiner Aufgaben und seiner Arbeit.

Als Borromeo Arnolds Antwort erhalten hatte, ging er in das Zimmer seiner Frau. Leise trat er ein, als ginge er auf den Fußspitzen. Anna saß lesend am Fenster. Ein dürres, blasses, sommerfleckiges Fräulein kämmte ihr das Haar. Der Doktor stutzte und wollte sich wieder entfernen.

„Hast Du mir etwas zu sagen, Friedrich?" fragte Frau Borromeo höflich und sanft. „Geben Sie Acht, Lina, Sie thun mir weh," wandte sie sich an das Fräulein und klopfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden.

Digitized by Google

„Ich wollte Dich nur verständigen, Anna, daß es mir unmöglich ist, zu Pottgießer zu gehen," sagte der Doktor.

„Berufspflichten?" spottete Anna Borromeo, ohne den geringsten Verdruß zu zeigen. „Dann wird mir nichts übrig bleiben, als ohne Dich zu gehen," fügte sie kalt hinzu.

Borromeo zuckte die Achseln und sah angestrengt einer umhersummenden Biene nach. Er stand wie ein unterthäniger Auftragnehmer an der Thüre.

„Dein Neffe wird mich führen, denke ich," sagte Anna stirnrunzelnd.

Der Doktor zuckte abermals die Achseln.

„Er zeigt ja überhaupt glänzende Talente zum Gesellschaftsmenschen," fuhr sie boshaft fort. „Ich muß Dir ganz offen gestehen, daß ich nach Deiner Schilderung etwas anderes erwartet habe. Ich habe einen Himmelsstürmer erwartet und sehe nichts als einen stillen, jungen Mann, naiv, nicht hübsch, nicht häßlich, — Du hast Dich ein wenig blamiert, Friedrich. Sehr merkwürdig bei Deiner sonstigen Skepsis."

Das Frisier-Fräulein war fertig und empfahl sich. Doktor Borromeo begann langsam auf- und abzugehen und sich den Bart zu streichen. Endlich sagte er mit langem Aufatmen: „Der Geist einer Dame muß sehr flach sein, sonst würde etwas Wahrhaftes und Echtes doch einen Widerhall darin finden."

Anna Borromeo runzelte die Stirn. „Was Widerhall!" antwortete sie schroff. „Ohne Ursache keine Wirkung. Du hast mir eine lange Geschichte erzählt und ich glaubte, ich bekäme ein Wunder an Thatkraft zu sehen, einen . . . Rechts-Fanatiker, einen, dem das Feuer von der Zunge spritzt. Kein Mensch kann etwas davon sehen."

Der Doktor schwieg. Die Hände auf dem Rücken, setzte er seine Wanderung fort. Bisweilen zuckte es in seinem lebenslosen Gesicht, und sein scheuer, messender, geduldiger Blick wurde weiter und trauriger. „Ich habe keinerlei Verantwortung dafür übernommen, bis zu welchem Grade Du Dich an Arnold amüsieren kannst," sagte er endlich. „Wenn Du an ihm nicht mehr findest, als er Dir zeigt, so kann es Dir gehen wie dem reichen Mann mit Jesus Christus. Wir sind nie erbärmlicher, als wenn wir auf etwas herunterzublicken glauben, was hoch über uns steht."

Anna Borromeo senkte den Kopf. Sie war verständig genug, um einzusehen, daß sie einen falschen Ton angeschlagen habe. Ihr Wesen war anteilvoller, als sie rasch erwiderte: „Ganz gut; nehmen wir an, er ist das, was Du in ihm siehst. Warum scheint er dann so dumpf, so erstaunt, so simpel? Wenn so ein Mensch, wie Du ihn glaubst, in unsere Kreise versetzt wird, müßte er doch wie Dynamit wirken. Aber es macht den Eindruck, als ob ihn alles kalt ließe. Er lächelt und schaut und schweigt. Er hat sogar gelernt, sich in unserer Manier zu verbeugen. Warum höre ich nichts von ihm, was mir Aufschluß giebt? Warum thut er nichts, was mir imponiert? Wenn er so erfüllt ist von dem, was ich glauben soll, aber nicht glaube, weil ich keine Beweise habe, — das kannst Du mir doch nicht verübeln, — warum regt er sich nicht? Was will er? Worauf wartet er?"

Anna Borromeo hatte ihr Gesicht erhoben. Ihre Wangen waren blaß, der Ausdruck ihrer Augen leidenschaftlich und drohend spöttisch. Sie leugnete, um zu leugnen. Es war, als suche sie in sich selbst einen gewichtigeren Anhänger Arnolds zu betäuben, als es derjenige war, der leibhaftig vor ihr stand.

„Lassen wir es," sagte Borromeo verdrießlich und wehrte mit der Hand ab.

Anna stützte die Stirn in die Hand. „Du hast schlechte Gewohnheiten mir gegenüber angenommen," murmelte sie. „Es ist leicht, ein Thema abzubrechen, das einem über den Kopf wächst."

Digitized by Google

Friedrich Borromeo blieb vor ihr stehen. Indem er auf sie niedersah, zuckte es in seinem Gesicht, aber er wischte die wärmeren Worte, die sich ihm entwenden wollten von seinem Innern ab wie Kreidestriche von einer Schreibtafel. „Du hast recht," begann er sachlich, „aber würde es Dich denn bekehren, wenn ich Dir sagen würde, worin Du irrst? Keine Wahrheit gilt als die erlebte. Ein Charakter von nicht so hoher Bedeutung würde das thun, was Du von Arnold erwartest. Er würde um sich werfen, Funken schlagen, sich geberden, fruchtlose Unternehmungen anstellen. Dieser Mensch aber hat die Ruhe, das zu erwarten, was die Natur in ihm erschafft —"

Er hielt inne, als er das frivole Lächeln Annas bemerkte, schob mit einem wunderlichen Ausdruck seinen Kragen zurecht und verließ das Zimmer.

Anna Borromeo griff nach einem Tolstoischen Roman, der vor ihr auf dem Lesetisch lag. Aber bald war die Ankleidezeit gekommen. Sie läutete dem Zimmermädchen, welches über eine Stunde um sie beschäftigt war. Als sie fertig war und in das Speisezimmer trat, kam auch schon Arnold herab. Der Wagen wartete unten.

Das Haus, welches Pottgießer bewohnte, stand am Ring. Marmorbelegte Fluren führten zu den Empfangsräumen. Als Arnold durch diese Zimmer ging, die so hochgebaut und luftvoll waren, daß auch die gedrängteste Versammlung ihnen nichts von ihrer Weite zu rauben schien, wurden seine urteilssuchenden Gedanken zu überraschender Ruhe gebracht. Anna Borromeo wurde von Männern umringt, auch Pottgießer kam zur Begrüßung. An solchen Tagen war er steif und verschlossen und hatte die Unsicherheit des umwölkten Gewissens.

Arnold gewahrte Natalie und begrüßte sie. Sie war in hellgrünem Moireekleid, trug Perlen um den Hals und Diamanten im Haar. Es war bezaubernd, sie lächeln zu sehen, als ob sie sich selbst unschuldig beneide und bewundere. Während sie an Arnolds Seite ging, grüßte sie die Grüßenden, schelmisch beschämt oder mit kindlichem Triumph oder mit einer stumm-beredten Frage. Jeden kannte sie, jedermanns Erlebnisse wußte sie zu erzählen. Da war eine junge Frau, sechs Jahre verheiratet und noch kinderlos. Und warum? Weil sie es für unvornehm gehalten hatte, im ersten Ehejahr ein Kind zu bekommen, wurde der Storch abbestellt. Aber im zweiten Jahr kam auch keines, im dritten und im vierten auch nicht. Großer Familienrat; aber der Storch ist beleidigt und der Sprößling hält es jetzt nicht mehr für vornehm, geboren zu werden. Und dort unter dem Kandelaber stand eine magere Person, — ist es nicht unappetitlich, so mager zu sein? Ihr Mann hat sich aus einem Fenster gestürzt, weil sein eigener Freund diese Magerkeit appetitlich gefunden. Schlecht ist die Welt, nicht wahr? Dieser rotbärtige und vollbackige Herr hat große Unterschlagungen verübt und nur seine herzlichen Beziehungen zur Gräfin Palansky haben ihn vor dem Kerker geschützt. „Keine von diesen Frauen ist ihrem Manne treu," flüsterte Natalie, und Vergnügen und Wohlwollen färbte ihr Gesicht. „Sie naschen von jedem Tisch und sind überall gleich satt. Tausend Geschichten kann ich Ihnen erzählen. Es ist sehr hübsch hier, nicht wahr?" So plauderte Natalie. Welch ein Wissen und Unwissen in ihr! Petra kam den beiden entgegen, und zum zweiten Mal versicherte Natalie mit ihrer jauchzenden Kinderstimme, daß sie sich göttlich unterhalte. Petra senkte in ihrer schweigenden Weise den Kopf, wie denn manches bei ihr auf eine ganz bestimmte Aeußerung von Vernunft und Feingefühl hergerichtet war, und als Arnold und Natalie ihr wieder entschwanden, seufzte sie. Ihr halb prophetisches, halb weltmüdes Wesen irrte sicherlich in sich selbst. Sie fand sich nur abgesondert, sie konnte nicht abstoßen; sie genoß mit, wo sie sich schwächlich in die Hoffnung

Digitized by Google

wiegte, vielleicht einmal entbehren zu können, wenn das Bessere zu ihr emporwuchs, so daß sie nur die Lippen öffnen brauchte.

Arnold blieb in Natalies Kreis gebannt. Eine merkwürdige Heiterkeit umfing ihn, die oft nur in dem Vorsatz bestand, die Dinge von der günstigen Seite betrachten zu wollen. Er sah Anna Borromeos Blick auf sich gerichtet und machte die Beobachtung, daß sie vor allen Frauen sich hervorhebe, nicht allein durch Schönheit, sondern auch durch etwas Verschwiegenes, das sich nicht jedem Auge biete. Indessen scherzte er mit Natalie, lachte, fühlte sich über seine Nachdenklichkeit erhoben, strengte sich an, im Harmlosen die versteckte Andeutung zu finden, doch blieb ihm immer das sonderbare Gefühl, mit so vielen Menschen an einem Tisch zu sitzen, lediglich zum Zweck gemeinschaftlichen Essens. Die endlose Reihe der Speisen wunderte ihn, und er besah sich abermals die Leute, die mit einer Kette aneinander gefesselt schienen, welche durch keine Kraftanstrengung zu durchreißen war und deren helles Klirren durch vielfaches Plaudern übertönt werden mußte.

## 32.

Natalie saß bei Tisch neben Arnold. Ihre halbentblößte Brust, ihre entblößten Schultern zogen seinen Blick von dem ergebungsvollen und listigen Ausdruck ihres Gesichts ab. Oft schlossen sich ihre Augen für eine Sekunde, und sie wiegte den Kopf nach dem Takte einer unhörbaren Musik.

„Petra ist kopfhängerisch," sagte sie und zerlegte dabei eifrig und belebt das Fasanstück auf ihrem Teller. „Soll ich Ihnen etwas anvertrauen?" Doch sofort wandte sie sich zu ihrem linken Nachbar, um auf eine Frage zu antworten.

Arnold sah zwischen zwei Blumenbüschen ein sehr schönes Frauengesicht. Er schaute unbeweglich lächelnd in die Blumen, und sein Herz schien sich wie in Dampf zu bewegen. Dumpfes Besitzenwollen erwachte in ihm. „Was wollen Sie mir anvertrauen?" fragte er Natalie mit jener belanglosen Heiterkeit, die sich wie eine Fessel um ihn gelegt hatte. Natalie drehte sich wieder zu ihm. „Richtig," sagte sie leise und mit einer entzückten Wendung des Kopfes. „Petra ist mit Emerich Hyrtl verlobt. Aber schweigen Sie darüber. Es ist nicht alles in Ordnung. Petra ist jedenfalls nicht mit dem Herzen dabei. Wissen Sie, was ich glaube?" sagte sie dann in verändertem Ton und warf das Haupt zurück. „Ich glaube, daß nicht leicht zwei Menschen so gut geschaffen sind, Freunde zu werden wie wir beide."

Arnold nahm vorsichtig und ungeschickt von dem Eis, welches umhergereicht wurde. Dann erst blickte er Natalie an und legte unbekümmert seine Hand auf ihren Arm. Er erwiderte mit einer Freiheit, die ihm als etwas Reizendes erschien: „Giebt es nicht etwas Besseres als Freundschaft?" Im Nu aber hatte er das Gefühl, als hätte ihn eine Faust vor die Brust getroffen. Er prallte zurück — vor sich selbst. Seine Sinne dachten nicht an Natalie, nichts an ihm oder in ihm fühlte sich ihr verbunden oder ihr nahe, und doch hatte er solche Worte gebraucht? Abermals sah er das schöne Gesicht zwischen den Blumen, und Unruhe nahm von ihm Besitz. Natalie hatte gelacht; für sie war es eine Redewendung, die kaum ihre Haut berührte. Aber Arnold suchte den eigenen Worten zu entgehen wie einer thöricht eingegangenen Verpflichtung. Er schämte sich. Er hatte auf einmal Lust, hervorzutreten und sich einem allgemeinen Urteil auszusetzen. Befangen betrachtete er sein eigenes Wesen, und da erschien es ihm wahnsinnig, hier zu sitzen in Dunst und Hitze, in eine Reihe albern geschmückter Menschen geschmiedet, bloß um zu essen und

Digitized by Google

wurzellose Worte zu hören. Wie wenn der Wind durch eine Allee fährt und den einen oder den andern Baum hervorhebt, indem er ihn niederbeugt, so sah Arnold manches Gesicht, übermäßig beleuchtet und in schneller Folge ein anderes, gemütlich und witzig dies, feig und furchtsam jenes, spöttisch und düster verlangend das dritte. Nun dachte Arnold: eine ehrliche, gerade und starke Handlung wäre es, aufzustehen und fortzugehen. Wo du nicht mit deiner Seele bist, dort sollst du gar nicht sein. Aber warum dachte er nur, daß es ehrlich, stark und gerade sei? Warum blieb er sitzen und aß von den kostbaren spanischen Trauben? Doch glaubte er keineswegs, daß er sich zuwider handle. Er glaubte, wenn es Ernst wäre und wenn er über die Vortrefflichkeit dieser Handlung im Reinen gewesen wäre, so hätte er nicht gezögert. Es war das wiedererwachte Vertrauen zu sich selbst, das ihn versöhnte.

„Sie träumen," sagte Natalie.

Arnold lachte. „Es ist wahr," entgegnete er. Die vielen nackten Hälse, Schultern und Brüste vereinigten sich, und der Geruch von Blut und warmer Haut stieg von der Tafel empor.

„Ach, ich bin so froh gelaunt heute," rief Natalie, indem sie sich ein wenig dehnte, „ich könnte die ganze Welt küssen." Ihre Augen glänzten flackernd.

Betroffen, mit langsam forschendem Blick schaute Arnold sie an, als wolle er sich jede ihrer Bewegungen einprägen. „Sie sind wie ein Kind mit altem Gesicht," sagte er. „In der einen Hand haben Sie Spielzeug, in der andern . . . ich weiß nicht, aber . . ."

„Aber?" Natalie war sehr gespannt. Jedes Urteil über sie selbst, auch das vernichtendste, setzte sie in einen Zustand der wohligen Aufregung. „Nun, und in der andern?"

„Etwas Giftiges." Arnold schien es, als hätte er Jahre an diesem Tisch durchlebt. Er hörte die Stimme des Doktor Bernay: „Gebt uns reinen Boden, Luft, Wald, Acker und wir werden edle Menschen hervorbringen."

Alle erhoben sich. „Der alte Rousseau-Schwindel," sagte ein Herr mit langen, weißen Haaren.

Cigarren-Rauch zog umher, Geruch von Kaffee und Schnaps. Bernay trat vor den würdigen Herrn; er hatte die Gewohnheit, denjenigen, an den er seine Worte richtete, mit den Blicken gleichsam aufzuspießen. „Rousseau! Was für ein Mißverständnis!" rief er. „Wir wollen die Rasse erneuern. Kein phantastisches Zukunfts-Ideal. Wir wollen Männer. Immer höre ich von Frauenfrage schwatzen. Es ist endlich einmal Zeit, von der Männerfrage zu reden."

Ein verdrießliches Schweigen entstand, dann begann das Gespräch von neuem. Gleichgiltig wandte Arnold der Gruppe den Rücken. Seine Gedanken suchten ein Ziel, ein Echo, ein Empor, gestachelt von Unmilde. Von Neuem wähnte er, etwas Gefährliches laure hinter ihm, neben ihm und er müsse zu entkommen suchen. Nirgends als in sich selbst fand er Sicherheit. Das Fremde, das seine Hand ergriff, wurde zum Feind, das Ungehörige, das sein Blick betastete, zum Gespenst.

Levin Osterburg benützte den Augenblick, um das Alleinsein Arnolds zu unterbrechen. Er hatte gehört, daß Natalie von Arnold Ansorge als von einem Elementar-Ereignis gesprochen hatte. Dies wurmte ihn, und er nahm sich vor, dem Elementar-Ereignis „auf den Zahn zu fühlen", wie er sich ausdrückte, denn was sich nicht unter seine Begriffe von Welt und Leben bringen ließ, das beklässte er in aller Stille und Hinterlist. Er fragte Arnold aus über Aktien,

Digitized by Google

Kaltwasserkuren, Leberkrankheiten und erzählte schließlich Geschichten eigenen Fabrikats. Je geduldiger Arnold zuhörte, je abenteuerlicher wurden die Vorfälle und je höher stieg er in Levins Achtung.

Pottgießer hatte die Herren der Gesellschaft zu verschiedenen Kartenspielen verteilt, — Kompagnieen, die bis an den Hals bewaffnet gegen den Feind Langeweile zogen. Im Musikzimmer wurde eine Dame aufgefordert, zu spielen. Viele, die schon ihre Zerstreuungen begonnen hatten, kehrten zurück, als die ersten Takte auf dem Flügel ertönten. Am raschesten eilte Natalie herbei. Arnold bot ihr seinen Platz an und stellte sich hinter sie. Zuerst beobachtete er nur die Finger der Spielerin, dann erst ließ er einen prüfenden, immer mehr erstaunten Blick umherschweifen. Etwas Dämmeriges, Verblasenes ging von der Musik wie von der Spielenden aus. Die ganze willenlose Seele dieser Menschen war es, die aus ihr erklang. Die Geldgeschäfte und Geldgedanken schienen vergessen, ebenso wie die nutzlosen Aufregungen eines eifersüchtigen Beisammenseins. Die Frauen sogen mit geblähten Nasenflügeln die Töne ein. Auf vielen Mienen lag neben wirklichem Entzücken auch die Freude, daß man entzückt sein oder sich so stellen konnte. Petras Augen zeigten eine Art beseligten Wahnsinns. Mit tiefem Befremden nahm Arnold wahr, welche Veränderung sich an Natalie begab. Ihre Schulter und ihr Brust zitterten; über Nacken und Hals schien ein rasches Feuer zu laufen, denn der Kopf duckte sich sonderbar. Arnold trat zur Seite, um mehr zu sehen. In dem Gesicht lag eine süßliche Verlorenheit, um den Mund ein hysterisches Lächeln, in den Augen schwüle Träumerei und ein feuchter, ungesunder Glanz. Da fühlte sich Arnold meilenweit, wie durch Ekel von Natalie fortgezogen.

Während alle noch hier saßen, aus andern Räumen sich der Kreis der Zuhörer vermehrte und die Spielerin nach langem Beifall ein neues Stück begann, verließ Arnold das Musikzimmer. Er überschritt einen gepflasterten Vorraum; in einem Winkel versteckt sah er einen jungen Mann und ein junges Mädchen in friedlichem Gespräch. Er ging weiter. Bilder hingen an den Wänden, kostbare Vasen schmückten die Ecken. Von einem größeren Gemach kam er in ein kleineres, rondellförmiges. Hier stand als einzige Zierde die Antinous-Statue aus Spalato. Arnold war gegangen, um nichts zu suchen, um auszuatmen, auszudenken. Beim Anblick der Marmorfigur blieb er ergriffen stehen. Im ersten Augenblick glaubte er, ein Geschöpf aus einer Märchenwelt vor sich zu sehen, märchenhaft belebt, in märchenhafter Nacktheit. Aber als er sich überzeugt hatte, daß es ein Stein war, der in feierlicher Unbeweglichkeit vor ihm aufragte, wich sein kühles Befremden. Dafür entstand eine zurückgreifende Trauer, deren Gewicht mit jeder Sekunde des Betrachtens wuchs und die schließlich zu einer nebelhaft ziehenden Sehnsucht verwandelt wurde. Dennoch, sich selbst fühlend, spürte er einen Einklang zwischen seinem Geist und seinem inneren Wesen. Unwillkürlich ahmte er die heroisch-ruhige Bewegung im linken Arm der Statue nach, die göttlich-kalte und ungerührte Neigung des Hauptes. Der Ausdruck der dicken und leidenschaftlichen Lippen wurde geklärt durch den Blick der Augen, welche alles Seiende mild beschauten und erst das Werk zum Wirkenden werden ließen.

Arnold kehrte zur Gesellschaft zurück. Anna Borromeo, die nach Hause wollte, hatte ihn gesucht. Schweigend saß er neben ihr im Wagen. Sie beugte sich vor und drückte beide Hände an die Augen. Formlose Dinge wühlten in ihr. Die Nacht war ihr so unwillkommen wie die Heimkehr. Arnold wandte ihr im Finstern das Gesicht zu. Wie einfach könnte man sein und wie klar, dachte er; warum ist sie es nicht? Auch er sah nun Dinge und Zustände vor sich, welche erleben zu sollen ihn mit Unfreude erfüllten.



Digitized by Google

## 33.

Maxim Specht hatte die Partei und die Zeitung verlassen, die ihm seinen ersten Wirkungskreis eröffnet hatte. Er war Redakteur eines Blattes geworden, welches von der Regierung unterhalten wurde. Er verdiente durch seine Arbeit etwa zweihundert Gulden im Monat. Er verbrauchte ungefähr fünfhundert. Dabei wurden seine Bedürfnisse mit jeder Woche größer und die Hoffnung, das Schulden-Netz zu zerreißen, in welchem er verstrickt war, täglich geringer. Er geriet in schwierige und dunkle Verhältnisse und war der geschlagene Sklave einer Genossenschaft von Menschen, in deren Mitte er einen Herrn zu spielen dachte. Der Boden schwankte unter ihm. Abenteuerlichkeiten aller Art mußten vorhalten, um ein im Grunde erbärmliches Dasein fortzuführen.

Da dachte er an Arnold. Zu gleichen Teilen wollte er der Harmlosigkeit und der Menschlichkeit Arnold Anforges seinen Vorteil abgewinnen, dieses Arnolds freilich, den er unter dem Verkleinerungsglas sah, das sein jetziges Leben für alle Ereignisse und Gestalten der Vergangenheit bildete. Sein erster Besuch sollte nur als ein Freundschaftszeichen gelten, auch wagte er noch nicht zu bitten. Als er zum zweiten Mal kam, hatten ihn die Ueberlegungen und Leiden der dazwischen liegenden Tage gestärkt, und er forderte von Arnold mit dringender Herzlichkeit achthundert Gulden als Darlehen.

Arnold blickte ihn still und verwundert an. Er goß ein Glas Wasser aus der Karaffe, ohne jedoch zu trinken. Irgend eine Stimme gebot ihm Vorsicht.

Specht beobachtete ihn mit hin- und herzitternden Augen. „Es ist ein Freundschaftsdienst," sagte er lächelnd.

Arnold nickte. „Ich habe nicht so viel zu Hause," erwiderte er. „Morgen will ich es Ihnen schicken. Wenn Sie mehr brauchen, sagen Sie es nur, das macht nichts aus." Er betrachtete das Gesicht Spechts und es erschien ihm neu und fremd, völlig verändert gegen früher. Wangen und Kinn waren aufgeschwemmt, breiter, behäbiger, trotzdem die modische Kleidung ungünstige Linien verwischte. Indem er den Lehrer Specht aus Podolin mit dem geschmeidigen, wünschevollen, verstörten, kühlen und trunkenen Mann verglich, der vor ihm saß, suchte er nach den Ursachen einer so unheilvollen Verwandlung. Irgendwelche Kräfte schienen zerstört in Specht; er schien betäubt von einem Sturm, er war wie ein Mensch, der wider seine Absicht an einem Tanz teilnimmt, teilnehmen muß, und der mit allen Zeichen der Hitze, der Benommenheit, der Atemlosigkeit eigentlich nicht weiß, was mit ihm vorgeht. Dies suchte Arnold zu ergründen, ließ keine seiner Geberden aus dem Auge, keines seiner Worte aus dem Ohr. Als ihn Specht einlud, mit ins Theater zu gehen, er habe zwei gute Sitze von der Zeitung, nahm Arnold das Anerbieten an. Wie zwei wirkliche Freunde verließen die beiden das Haus, und noch bevor sie ihr Ziel erreicht hatten, empfand Arnold jenes unschlüssige Zusammengehören, das vom Rhythmus des Schrittes bis zu den Gedanken dem Wesen eines Menschen das Gepräge des Alleinseins raubt.

Es wurde ein neues Stück aufgeführt, welches überall großen Beifall erlangt hatte. Specht saß als überlegener Mann da. Die zwei ersten Akte waren vorüber, und brausendes Händeklaschen begann. Der Vorhang fiel, und es wurde licht im Haus. „Ein glänzendes Stück", sagte Specht befriedigt, erhob sich und grüßte einige Personen mit einem Winken seiner Hand. Dann forderte er Arnold auf ihn zu begleiten, und sie schritten draußen im teppichbelegten Wandelgang auf und ab. „Wie gefällt es Ihnen?" fragte Specht etwas gönnerhaft.

„Ich finde es vollkommen sinnlos", erwiderte Arnold.

Digitized by Google

„Sind Sie toll?“ rief Maxim Specht verdutzt.

„Muß er sich denn verlieben? Warum verliebt er sich, wenn er dadurch zu Grund geht?“ fuhr Arnold unbeirrt fort. „Oder vielmehr, warum geht er durch Verlieben zu Grund? Kein Mann geht dadurch zu Grund, das ist nicht wahr, ist lauter verlogenes Zeug.“

„Aber begreifen Sie denn nicht“, entgegnete Specht ironisch und nachsichtig, „der Verfasser will zeigen, wie ein Mann durch jede Liebe, auch die idealste, zu Grund gehen muß, wenn einmal das Innere seiner Seele krank oder angefault ist. In dem Sinne bedeutet ihm die Liebe selbst zur vollkommensten Frau dasselbe wie Gift.“

„Gewiß verstehe ich das“, sagte Arnold ruhig. „Aber an einem solchen Schwachkopf war doch nichts mehr zu verderben. Und heißt denn das zu Grunde gehen, wenn man sein Geld verliert?“

Spechts Gesicht wurde immer länger. Aha, so weit bist du schon, schien er sagen zu wollen. Beide schickten sich an, auf ihre Plätze zurückzukehren, als Beate und Hanka aus einer Logenthüre traten und die vier, einander betrachtend, sich gegenüberstanden. Beate verlor nur eine Sekunde lang Farbe und Fassung, dann reichte sie gleich Hanka den jungen Männern die Hand. Specht ließ kein Auge von ihr. Sie trug ein Kleid, welches wie aus tausend Schuppen fischhaft schillerte und das Schultern, Arme und die Wölbung der Brüste freiließ. Gelangweilt vorbeischleichende Männer hefteten den frechen, studierenden Blick auf sie, die sich dessen zu freuen schien, denn ihre Augen liefen unruhig funkelnd von Wand zu Wand, von Gesicht zu Gesicht.

„Mich langweilt dieses schlechte Stück“, sagte Hanka humoristisch gelaunt. Er hatte sich auf Beates Wunsch den Schnurrbart rasieren lassen und sah nun aus halb wie Napoleon, halb wie ein Jesuitenpater.

„Wir müssen uns sputen, es fängt an“, drängte Beate mit einem trillernden Ton in der Stimme. „Weiß Du was, Alexander“, rief sie, plötzlich ganz rabiat von einem ihrer inhaltslosen Pläne, „wir wollen vor unserer Abreise noch einen Podoliner Abend geben. Specht und Herr Ansorge sollen bei uns essen . . .“

„Sehr gut; aber Sie können auch sonst einmal zu einem Plauderstündchen kommen“, sagte Hanka zu Arnold, dessen Hand er in der seinen hielt.

Arnold nickte. Er fühlte plötzlich eine wunderbare Zuneigung zu Hanka, als habe er die Macht, Uebles von ihm abzuwenden. Dennoch wußte er wohl, daß es nicht so bald zu einem „Plauderstündchen“ kommen würde, wie der umständliche Ausdruck Hankas lautete. Er beschloß in diesem Augenblick, sich von allem fern zu halten, was die Klarheit und Stätigkeit seines Weges beeinträchtigen konnte. Er mußte nur wissen, wo das Schädliche war, um es meiden zu können.

Die Leute waren im dunklen Theater wie in einer Höhle verschwunden. Specht blickte stumpf auf die Thür, durch die Beate gegangen war. „Haben Sie die Schultern gesehen?“ murmelte er Arnold zu; „fabelhaft!“ Er sah aus wie ein Fiebernder.

Noch ein letzter Gast kam aus einem der Außenräume, Hyrtl. Specht stellte sich vor, und es wurde ausgemacht, daß alle drei nach dem Theater bei Hyrtl zu Abend essen sollten. Arnold weigerte sich zuerst, aber Hyrtl erinnerte ihn mit beinahe ängstlicher Lebhaftigkeit an sein bis jetzt versäumtes Besuchs-Versprechen.

## 34.

Hyrtl hatte von Anna Borromeo den eigentlichen Beweggrund von Arnold Ansorges Fahrt in die Stadt vernommen, freilich mit allem Pfeffer versehen,



Digitized by Google

den die Gesellschaft einem solchen Ereignis beizustreuen vermag. Seitdem hatte Hyrtl nicht nur Respekt vor Arnold, (er achtete und bewunderte das Vortreffliche wie ein Leser von Kriegsgeschichten den Feldherrn, welcher Schlachten gewinnt,) sondern er benutzte auch jeden Anlaß, Arnold vor Andern zu erheben, und was er wußte, Andern mitzuteilen, verschönt durch edle Einzelheiten, welche seine eigene Fantasie geboren hatte. Hyrtl schmückte sich mit den besten Eigenschaften seiner Freunde, indem er sie anerkannte, und er liebte seine Freunde leidenschaftlich, das will sagen, alle Menschen, die ihm Gesellschaft leisteten.

Als der Diener die Thür von Hyrtls Wohnung öffnete, sprang ein kleiner gelber Hund zur Begrüßung heraus. Der Diener Justin, ein bartloser Mensch mit einem wahren Edelmannsgesicht, brachte mit Geräuschlosigkeit den Eßtisch in Ordnung. Die Ausstattung der Zimmer zeigte alle Arten und Größen von Sophas und gepolsterten Sesseln. Auf Glastischen standen in roten, grünen, blauen und gelben Fläschchen Essenzen und Wohlgerüche, auf dem Schreibtisch lagen in gewählter Ordentlichkeit Siegel, Uhren, Brieftaschen, Anhängsel, Ringe, Dosen, Ketten und aus allen Ecken und von jeder Wand starrten Photographieen von Herren und Damen mit liebevollen Unterschriften. Dem Bücherkasten gegenüber stand eine kleine, uralte Zimmer-Orgel. „Ein wertvolles Stück," sagte Hyrtl und zog kennerhaft die Stirne kraus.

In seinen blassen Zügen zitterte die Angst, daß die Gäste ihn zu früh verlassen könnten, denn wie sehr fürchtete er die einsamen Stunden der Nacht! Durch diese Furcht wurde er witzig; etwas Berückendes, Feines und Liebenswertes trat aus seinem Wesen hervor, je deutlicher, je mehr die Stunde vorrückte. Hilfsbedürftig klammerte er sich an jedes Lächeln seiner Gäste.

Specht setzte sich an die Orgel und trat den Windbalg. Aus seinen Schulmeistertagen war er noch mit einigen Griffen vertraut, und er spielte eine choral-ähnliche Folge von Akkorden. Arnold, der bisweilen wie einen Stich die Aufforderung empfand, sich selbst zu betrachten und zu prüfen, überlegte Arbeitspläne. Plötzlich aber erfüllte ihn etwas Geheimnisvolles, Nieempfundenes bis zu den Fingerspitzen. Es war ungefähr, als ob heiße Dämpfe durch seine Brust strömten. Sehnsucht war es, eine allgemeine lastende Sehnsucht, der Anprall einer nicht verbrauchten Kraft, die sich aus einem festen Zustand gelöst hatte und sich nun nach allen Seiten des Raumes gleichmäßig und dünn verlor.

Auf dem Nachhauseweg fand Specht, der zu denen gehörte, welche stets vor dem Schlafengehen ihren edelsten Inhalt entdecken, allerlei Gedanken vorzubringen. Vom Mittelpunkt aus müsse man arbeiten, das sei das Wesentliche. Welchen Mittelpunkt er meinte, verschwieg er.

Arnold schlief tief und lang, und während des Morgens hatte er Mühe, das zuchtlose Schweifen seiner Gedanken einzudämmen. Borromeo fragte ihn bei Tisch, welche Nachrichten er aus Podolin habe und wie es mit der Ernte stehe. Seine Worte schienen auf der Zunge vorbereitet zu liegen, und so lange schon, daß sie abgestanden und faul klangen.

Gegen Abend hielt ein Wagen vor dem Haus. Hyrtl schickte herauf mit der Bitte, Arnold möge ihm zu einer Spazierfahrt Gesellschaft leisten. Arnold ließ antworten, er habe weder Zeit noch Lust. Darauf kam Hyrtl selbst, halb demütig, halb beleidigt. Was habe überhaupt dies einsame Hocken auf sich? fragte er. Ein Sonnenstrahl sei mehr als eine ganze Bibliothek. Das war ein Ausspruch Doktor Bernays, aber Hyrtl bemächtigte sich des Geistes aller Geister, um ihn ungemünzt über seine Zunge laufen zu lassen. Arnold gab seinem Drängen nach, nicht aus Untreue gegen sich selbst, sondern weil er abermals jenes heftige, grenzenlose, gestaltlose Wogen in sich spürte, das er durch Gesellschaft zu ersticken trachtete.

Digitized by Google

„Alleinsein ist bitter," sagte Hyrtl, als Arnold an seiner Seite im Wagen saß. „Lieber einen Raubmörder zur Gesellschaft haben als allein sein." Er bedachte die Wirkung nicht, die ein solches Geständnis auf unbescholtene Menschen haben mochte.

„Warum arbeiten Sie nicht?" fragte Arnold hart.

Hyrtl zuckte die Achseln. „Ich kann nichts," antwortete er. „Ich war Kaufmann, aber ich hätte ebensogut Strümpfe stopfen können. Ich würde ja nur irgend einem Berufenen den Platz wegnehmen, wozu? Mein Vater hat mir genug hinterlassen, daß ich die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, in Gemütsruhe erledige."

Doch auf Arnold verfehlte die schwarzseherische Wehmut Hyrtls, der seine Todesgewißheit wie ein teures Kleidungsstück trug, ihre Wirkung. Es war Sonntag und der Abend war schwül. Hyrtl ärgerte sich, daß er nicht den offenen Wagen bestellt hatte. Die Straßen waren mit Menschen gefüllt, die von ihren Vergnügungen heimkehrten. Das Gefährt sauste mit einer unbegründeten tollen Geschwindigkeit durch die eilig ausweichenden Mengen. Die Stadt hat einen schlechtriechenden Sommer, dachte Arnold. Stärker und drängender erhob sich sein Inneres, als ob es planlos die Leere des Weltraums auszufüllen trachte. Er sah viele Gesichter draußen vorbeifliegen, und vergeblich suchte er eines festzuhalten, das ihm vielleicht teuer und unentbehrlich hätte werden können.

Wie flinkes Gehämmer erklang das Laufen der beiden Pferde und wurde auf einmal von einem verzweifelt lauten Hoho! des Kutschers übertönt. Hyrtl fuhr erschreckt auf, und in demselben Augenblick wurde ein furchtbarer Schrei hörbar. Die Pferde stolperten, ihre Hufe klatschten unregelmäßig, dann hob sich der Wagen zwei Mal schräg, erst ein Vorder-, hierauf ein Hinterrad und blieb stehen. Hyrtl stieg zur einen, Arnold zur andern Thür aus.

Um einen auf der Erde liegenden Mann hatte sich ein dichter Kreis von Menschen im Nu gebildet. Der Ueberfahrene lag mit geschlossenen Augen, und aus Mund, Nase und Ohren rann Blut. Die Leute murrten und flüsterten erregt und wandten sich mit drohendem Wesen Hyrtl und Arnold zu. Polizisten drängten sich durch. Hyrtl stand unschlüssig und bedrückt, doch Arnold, dessen Sache ein bestürztes Zuschauen nicht war, gab Anordnungen, stellte den Wagen für den Verletzten zur Verfügung, rief um Wasser, zerriß sein Taschentuch und legte die Streifen auf blutende Wunden am Hals und an der Hand. Als er, neben dem Mann knieend, emporblickte, gewahrte er sich zur Seite eine junge Dame in dunklem Kleid und großem Hut. Ihre Miene war unbewegt wie von Erz. Arnold unterbrach plötzlich seine Thätigkeit und suchte, gleichsam eines Befehls gewärtig, ihrem Blick zu begegnen. Als der Ueberfahrene, dessen grauer Bart von Blut verklebt war, aufgehoben und in Hyrtls Wagen geschafft werden sollte, sagte sie: „Nicht dorthin! Warten Sie auf den Rettungswagen." Verachtung lag in ihrer Stimme und Geste. Ein Polizist hatte des Kutschers und Hyrtls Namen notiert und wandte sich nun an die junge Dame. „Dieser Mann heißt Tetzner", sagte sie mit leiser, doch ungemein bestimmter Stimme, „er wohnt Wasagasse achtzehn. Ich heiße Verena Hoffmann, Wasagasse zwanzig."

Der Rettungswagen kam. Die Neugierigen wichen zurück. Es zeigte sich, daß der Verunglückte, äußerlich wenigstens, nur leicht verletzt war. Er wurde verbunden, auf die Bahre gehoben und fortgeführt. Einige Burschen standen neben dem Schlag von Hyrtls Wagen, beschimpften den Kutscher und einer spie sogar durch das Fenster. „Denken Sie nur," sagte Hyrtl und legte den Arm vertraulich in den Arnolds, „die Pferde sind trotz des Galopps vor-

Digitized by Google

sichtig über den Mann hinweggeschritten. Die Räder scheinen nur über Hand und Schulter gelaufen zu sein.

Arnold machte seinen Arm frei. „Ich muß nach Hause," sagte er rasch. „Entschuldigen Sie mich." Er verschwand im Abend. Hyrtl blickte mit Verdruß und Müdigkeit vor sich nieder. Auf seinem Lackschuh schimmerte im Schein der Straßenlaterne düster ein Blutstropfen. Er schauderte vor Ekel, nahm sein Taschentuch, wischte das Blut sorgfältig ab und warf hierauf das weiße Battist-Tuch ängstlich in die Gosse.

Ohne Begleiter, wie er war, hatte die Fahrt für Hyrtl jeden Reiz verloren. Er befahl dem Kutscher, heimzukehren. Traurig im Wagen lehnend, streifte er mit flüchtigen Gedanken die sozialen Uebel, die sich so auffallend dadurch kundgeben, daß einige Leute in Karossen sitzen, die Mehrzahl aber gezwungen ist, ihre Beine in Bewegung zu setzen. Damit hinwiederum entsteht das weitere Uebel, daß einige Fußgänger unter die Räder einiger Kutschen geraten müssen.

Düster und philosophisch gestimmt durch solche Betrachtungen, ließ sich Hyrtl in seinem Schlafzimmer auf einen Sessel fallen, nachdem er alle zwölf elektrischen Flammen aufgedreht, und starrte der Einsamkeit voller Furcht in die Augen. Er versuchte zu lesen. Die Buchstaben tanzten. Wie albern und schrecklich das Gedichtete der Dichter in den einen Ruf zusammenklang: wir können Dir nicht helfen. Er griff zu medizinischen Werken, zu philosophischen Schriften, zu alphabetischen Lexika, zu alten Zeitungen; schließlich öffnete er ein Fach seines Schreibtischs, nahm ein schwarzes Heft heraus und schrieb. Es war eine Art Tagebuch, das die oberflächlichen Dienste eines Spiegels verrichtete und einen scharfen Widerklang der eitlen, leeren, ärmlichen und empfindsamen Dinge bildete, die sich im Kopf dieses Menschen wie eine Schar von Insekten herumtrieben. Doch Hyrtl prahlte mit diesem Heft vor seinen Freunden und hielt es vor allen geheim. Das Schloß, hinter dem es lag, zeigte dreifachen Verschluß und gab zuletzt erst dem Druck einer verborgenen Feder nach.

Hyrtls Gesicht war müd und welk geworden. Er kleidete sich aus, wälzte sich noch lange unter der himmelblauen Atlasdecke umher, und erst als das Tageslicht auf die Dielen fiel, sank er in Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Die Anfänge der englischen Landschaftsmalerei.

Von **Richard Muther.**

---

Grade die Landschaftsmalerei hatte auf dem Kontinent unter den Theorieen des Klassizismus zu leiden. In Deutschland lehrte Lessing, daß die Landschaft, weil sie keine Seele habe, kein Gegenstand der Malerei sein könne. Für Frankreich sind die Schriften Valenciennes' merkwürdige Zeugnisse der ästhetischen Engherzigkeit jener Jahre. Eine Zeit, die ganz unter dem Banne der antiken Plastik stand, konnte für das Leben der Natur keinen Sinn haben. Die Landschaft paßte nicht in einen ästhetischen Kanon, der den Bildern eine reliefartige Haltung vorschrieb. Und selbst als später der Romantismus mit diesen Anschauungen brach, wurden — wenigstens in Deutschland — wieder nach einer andern Seite Repressalien geübt. Es war die Zeit der Ruinen-Sentimentalität. Also hatte die Landschaftsmalerei nur Berechtigung, wenn sie durch die Schilderung alter Burgen, durch die Vorführung von Urwaldscenerien an die mittelalterlich deutsche Geschichte anknüpfte. Das Düstre, Einsame, Schauerliche, — die Wolfsschlucht im Freischütz herrschte ausschließlich, und es dauerte lange, bis das Auge bemerkte, daß es neben dem Phantastischen Einfaches, neben dem Urthümlichen Modernes, neben dem Wilden Trauliches gebe.

An England gingen alle diese Bewegungen spurlos vorüber. Wilson und Gainsborough waren am 18. Jahrhundert die beiden Führer gewesen, und ihnen folgten auch noch die Jüngeren.

Die Zahl der Landschafter, die damals in England arbeiteten, ist überaus groß. Und alle ihre Bilder sind so gut, daß man in der Londoner Nationalgalerie keine Verminderung des Geschmacks bemerkt, wenn man aus den altholländischen Sälen in die englischen tritt. Charles Brooking, schon 1723 geboren, malte Seebilder im Sinn des Simon de Vlieger. George Beaumont, 1753 geboren, wirkt wie ein Holländer aus der Schule Goyens. Abraham Pether wurde der Moonligh-Pether genannt, das heißt, er schilderte Aehnliches wie im 17. Jahrhundert, van der Neer, während P. F. Bourgeois mehr an Berghem sich anschloß. John Glover malte Dünen und Weiher, die er im Sinne Isaak Ruysdaels auf ein feines Gelbbraun zusammenstimmte; George Arnold Mühlen und Kähne, Bauernkarren und rauchende Schornsteine. Das ist die Grundnote, die durch alle diese Bilder geht. Die englische Natur hat nichts Grandioses und Düstres, Majestätisches und Schroffes. Sie wirken freundlich und lieblich, diese sauberen, von Schlingpflanzen umwundenen kleinen Bauernhäuser, die sich aus frischem Wiesengrün erheben; diese schönen Laubbäume, in deren Schatten die Heerden

Digitized by Google

lagern. Jenes Elegische, Aufgerüttelte, das die Bilder Everdingens haben, kommt also bei den englischen Landschaftern selten vor. Sie teilten auch durchaus nicht mit ihren deutschen Genossen die Ansicht, daß der Industrialismus die Natur schände. Während in Deutschland Blechen der einzige war, der zuweilen Fabrikschlöte malte, kennen die Engländer überhaupt nur eine Natur, die im Dienste des Menschen arbeitet, die ihm nahe ist und freundlich. Augustus Callcott hat diesen milden Charakter der englischen Parknatur wohl am feinsten erfaßt. Mag er immerhin die Dinge ein wenig durch Berghems Brille gesehen haben, wenn er Kühe durch Weiher schreiten oder Bäuerinnen auf dem Esel daherkommen läßt, — es ist doch sehr hübsch, wie auf seinen stillen Waldseen die Nachen schaukeln, wie das Mühlrad klappert, wie er einen Schimmel, einen hellen Bauernwagen oder ein paar Gänse als lustige Farbenflecke in das tonige Dunkel seiner Bilder setzt.

Neben diesen Londoner Landschaftern steht die Schule von Norwich. Hier lebte John Crome, den man den englischen Ruysdael zu nennen pflegt. Und in der That, nur das Monogramm der Bilder verrät, daß sie von Crome, nicht von Ruysdael sind. Die Art, wie Crome Bäume zeichnet, ist außerordentlich. Nur noch bei Ruysdael und Rousseau giebt es diese gewaltigen Eichen, die so majestätisch ihre Aeste zum Himmel recken. Ganz wie Ruysdael wirkt er, wenn er eine verfallene Abtei oder die Ruine eines alten Schlosses malt, die von hohen Baumriesen beschattet in menschenferner Einsamkeit daliegt. An ihn, den Gründer der Schule, schlossen einige Jüngere sich an. Robert Ladbrocke, James Stark und George Vincent malten Kühe, die beschaulich an stillen Weihern lagern, Schnitter, die Getreide gemäht haben oder Heubündel aufladen. Doch Cromes schöner alter Baum, der ernst wie eine nordische Persönlichkeit dasteht, kehrt auch in ihren Bildern immer wieder. John Cotman nahm von Ruysdaels Marinen seinen Ausgang. Er hat schäumende Wogen und flatternde Möven, Schiffe, die der Sturm umbraust, und weiße Segel, auf die braunrot die Sonne fällt, mit der Meisterschaft dieses alten Holländers wiedergegeben.

Freilich, daß immer Ruysdael oder ein anderer alter Meister im Hintergrund steht, weist zugleich darauf hin, daß die Werke etwas Neues in der Kunstgeschichte noch nicht bedeuten. Crome wurde der englische Ruysdael, Callcott der englische Hobbema genannt, und ein solcher Beiname bedeutet immer, daß der, der ihn trug, ein Epigone, der Schatten eines andern war. England ist überaus reich an Werken der Holländer. Die besten Bilder von Isaak und Salomon Ruysdael, von Philipps Koningk und Hobbema, von Aart van der Neer und Jan van de Capelle wurden von den englischen Kunstfreunden zu einer Zeit gesammelt, als auf dem Continent noch jedes Verständnis für diese Meister fehlte. Das mußte notwendig auch den englischen Landschaftern den Geschmack diktieren. Den Alten es gleichzuthun, ihnen zu ähneln, war das letzte Ziel ihres Strebens.

Die Farbenanschauung der alten Holländer war nun gewiß berechtigt. Da die Bilder für halbdunkle, durch Butzenscheiben erleuchtete braungetäfelte Zimmer bestimmt waren, stimmte man sie gleichfalls auf braun. Alles Helle, jede ausgesprochene Farbe ist vermieden. Die Bäume sind nicht grün, sondern braun oder erdfarben, höchstens grüngelb. Der Himmel ist nicht grau sondern gelblich braun, der Mondschein nicht silbern sondern rötlich. Da sie überhaupt weit weniger bestimmte Natureindrücke wiedergeben als abgeschlossene Bildwirkung erzielen wollten, vermieden sie alles Eingehen auf das Atmosphärische. Die Dinge behalten ihre zeichnerische Schärfe. In toniges Dunkelbraun ist die Welt gebadet.

Digitized by Google

Von dem gleichen Prinzip gingen die Neuen aus. Sie blickten weniger in die Natur als auf die Werke der alten Meister. Es kam ihnen nicht darauf an, einen Natureindruck unmittelbar in seiner Frische zu erhaschen, sondern sie überlegten sich nur, wie es ihnen möglich wäre, gleich gute Bilder wie die alten Klassiker zu machen. Also gaben sie ihren Werken bildmäßige Abgeschlossenheit und eine gelblich braune Epidermis. „Braun wie eine Fiedel" mußten die Bäume sein. Ja, im Streben nach altmeisterlichen Effekten suchten sie den Galerieton der nachgedunkelten Bilder noch zu übertreffen. Das Wasser in Cotmans Marinen ist nicht stahlblau, sondern dunkelbraun. Die Segel sind nicht weiß, sondern gelbbraun. Der Himmel ist schwarz wie ein Keller, und die Sonnenstrahlen, die aus den zeichnerisch starren, wie gemauerten Wolken hervorbrechen, behalten etwas Oeliges, Schweres. Man atmet keine freie Luft, sondern Museumsgeruch. Die Landschaften verhalten sich zu denen Ruysdaels und Hobbemas wie die künstlich alt gemachten Bildnisse Lenbachs zu den einst sehr farbigen Werken von Tizian, Rembrandt und Tintoretto.

Immer wenn ein solches Prinzip auf die Spitze getrieben ist, kommt der Rückschlag. Auf Ribot und Lenbach folgten Manet und Liebermann. Eine ähnliche Gegenströmung richtete zu Beginn des Jahrhunderts sich gegen Crome und Cotman. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Farbenanschauung der alten Holländer für uns nicht maaßgebend zu sein brauche, da ja die Beleuchtungsverhältnisse unserer Zimmer nicht mehr die nämlichen seien. Es wurde darauf hingewiesen, in dem Streben nach Galerieschönheit sei man zur Lüge, zur Manier gekommen. Und die wahre Aufgabe des Landschafters sei doch die, mit offenem, ehrlichem Auge vor die Natur zu treten, nicht die Empfindungen Anderer aufzuwärmen, sondern das, was er selbst empfunden, frisch und unmittelbar wiederzugeben.

Die Aquarellmaler spielen in dieser Entwicklung eine nicht unwichtige Rolle. Heute sind sie ja eine Landplage in England. Ich kann mir vorstellen, daß ich verrückt würde, wenn ich ein paar Tage in einer Ausstellung der Society of painters in water colours eingesperrt wäre. Es ist eine Qual, diese zahllosen Blätter zu betrachten, von denen jedes dem andern ähnelt, eins dilettantischer als das andere ist. Aber grade dieses dilettantische Arbeiten hat einst die Aquarellisten zu brauchbaren Streitern im Kampf um eine moderne Kunst gemacht. Denn sie fühlten durch keine Convention, durch keine ästhetischen Theorien, die den Künstler oft hemmen, sich gebunden. Keiner von den alten Oelmalern konnte ihnen, da sie in anderer Technik arbeiteten, Ratschläge geben. Also gingen sie nicht ins Museum, sondern in die freie Natur, setzten sich hin und versuchten, was sie fesselte, so gut es eben gehen wollte, wiederzugeben. Dieses Arbeiten vor der Natur, die Unabhängigkeit von der Schablone aber bewirkte zweierlei: Zunächst bemerkt man in der farbigen Haltung einen Unterschied. Thomas Girtin, den man den „father of water colour painting" nennt, Samuel Owen, Eduard Bird und John Varley mögen in ihren Blättern noch so tüpfelig wirken, so wiesen sie doch als die ersten darauf hin, daß Bäume und Wiesen grün seien, daß der Sand grau sei, der Himmel hell. Das heißt: es ist ihnen zu danken, daß mit der holländischen Convention, dem braunen Galerieton gebrochen wurde. Auf das Saucige, Dunkle, folgte das Helle, Frische. Doch noch etwas Anderes in ihren Blättern ist neu. Jene Oelmaler folgten den alten Holländern auch in der Empfindung. Sie wählten nur Motive, wie schon die Alten sie sahen. In den Blättern der Aquarellisten, die nicht rückwärts, sondern um sich blickten, kommt zum ersten Mal

Digitized by Google

das feinere Naturgefühl, das nervösere Empfinden des modernen Menschen zu Wort.

Die Sehnsucht ist ja die Mutter aller Dinge. Der Bauer, der jahraus, jahrein auf dem Lande lebt, empfindet die Natur anders als der Städter, der aus dem Rauch der City für ein paar Tage herauskommt. Für jenen ist alles was er um sich sieht, etwas Alltägliches, Gewohntes. Dieser athmet auf. Seine Brust weitet sich. Er singt Lieder. Grade je unscheinbarer, stiller und traulicher eine Gegend ist, desto mehr giebt sie ihm das, was er im Hasten der Großstadt entbehrt, die Ruhe. Die alten Holländer in Harlem, Delft und Rotterdam waren noch zu sehr Landbewohner, um solche Empfindungen zu haben. Sie gingen dem Schönen, dem Außergewöhnlichen nach. Die Landschaft blieb ihnen Scenerie. Aus den Werken der englischen Aquarellisten spricht schon jene Naturliebe, die später in dem berühmten Brief Burger-Thorés an Théodore Rousseau einen so wunderbaren Ausdruck fand, jene Naturliebe, die heute die englischen Arbeiter haben, wenn sie am Sonntag Nachmittag auf einer armen platten Wiese sich lagern, dem einzigen Stück Grün, das inmitten des Häusergewühls übrig geblieben. Die Aquarelle unterscheiden sich von den Werken der alten Meister dadurch, daß die Motive viel einfacher, viel discreter sind. Da hat einer weiter nichts gemalt als einen Weg, der sich in hellgelbem Einerlei durch eine hellgrüne Wiese zieht. Dort ist ein Heuschober aufgerichtet. Darüber spannt sich der Himmel — das ist Alles.

Der Himmel. Auch das fällt auf, daß er in den englischen Aquarellen eine weit größere Bedeutung als in den altholländischen Bildern hat. Da überwiegt entweder wie bei Ruysdael das rein Gegenständliche. Oder das Firmament ist — wie bei Koninck und Cuyp — doch mehr eine Farbenmasse als das Reich der Luft. Daß von der Beleuchtnng des Himmels die Stimmung der Landschaft abhängt, daß ein Stück Natur melancholisch dürster oder heiter anmutig wirkt, je nach dem Licht, in das es getaucht ist, kam den alten Holländern noch nicht zum Bewußtsein. Die Engländer suchten diese Stimmung. Schon Thomson, der erste große englische Naturpoet, hatte ja eigentlich nicht die Dinge, sondern das Luftleben besungen:

Verdichtet von der kühlen Jahreszeit,
Steigt aus der Luft ein Meer von Nebeln nieder
Und kränzt die Höh'n mit seinem Doppeldunst.
Das Hochgebirge, schrecklich, schroff und hehr,
Versinkt im Wirbel aufgeballter Dünste.
Schnell dehnt von hier der ungeheure Dampf,
Sich weit hinaus und überdeckt das Flachland.
Der Hain zerfließt. Die Gegenstände scheinen
Verwischt und riesenhaft im matten Dunkel.
Ein Riese scheint der Hirt, der übers Feld
Mit seiner Heerde zieht, bis trüb umher sich breitend.
Ein allgemeiner Nebel unbegrenzt
Die Welt umhüllt und graue tiefgemischte
Gestaltenlose Wolken Alles decken.

Auf diesem Wege folgten jetzt die Maler. Die englischen Aquarellisten zuerst machten die Entdeckung, daß das Licht die Seele des Alls ist, daß es in der Natur keine scharfen Linien, keine Lokalfarben giebt, sondern daß die Luft die festen Umrisse auflöst und das farbige Aussehen der Dinge verändert; daß überhaupt weit weniger die Dinge selbst zur menschlichen Seele sprechen als die Luft und das Licht, in das sie gebadet sind. Von

Digitized by Google

diesen Eindrücken versuchten sie in ihren Blättern zu berichten, und der erste, der diese neuen Anschauungen auf das Oelbild übertrug, war John Constable.

## Die Entdeckung der Luft.

Constable war wie Rembrandt der Sohn eines Windmüllers. Er hatte als Müllerbursche den unendlichen Himmel beobachtet, ausgespäht nach dem Wind, der die Speichen seiner Mühle drehen sollte. Schon durch diesen Beruf seiner Jugend war er bestimmt, der große Maler der Luft zu werden. Gleichwohl darf man nicht glauben, daß Constable sich gleich anfangs klar über seine Ziele gewesen sei. Er ist überaus verschieden, so verschieden, daß im vergangenen Jahr, als bei Cassirer in Berlin eine größere Anzahl seiner Werke ausgestellt war, ernste Zweifel sich regten, ob das Alles von der Hand eines einzigen Künstlers sein könne.

Zunächst huldigte er, als er aus dem Müllerburschen ein Maler geworden war, ganz dem altholländischen Geschmack jener Tage. Es herrscht in seinen Bildern die Ruysdaelwindmühle, der braune Baum, die bräunliche Wolke, der Galerieton. Malt er zur Abwechslung keine Waldbilder, sondern Ebenen, so wechselt er nur den Herrn, indem er statt Ruysdael Philipps Koninck nachahmt. An die Stelle dieser altmeisterlichen Schönheit tritt dann das Bukolische, die milde Rokokoschönheit Gainsboroughs. Es malt sehr ausgefeilte, liebliche Bilder, die oft auch ein wenig von der Ruinensentimentalität des 18. Jahrhunderts haben. Ein Beispiel bietet das Werk, das er dem Andenken Reynolds widmete, — die Parklichtung mit dem verwitterten Monument und den Hirschen, die verwundert davor stehen. Ob er dann Werke des Velasquez kennen lernte oder selbstständig auf die gleiche Tonskala kam, ist schwer zu sagen. Jedenfalls klingen manche Werke, in denen er grüne Bäume, graue Brücken und blauen Himmel zusammenstimmt, an die feine Harmonie der Velasquez'schen Landschaften an.

Grüne Bäume und blauen Himmel — das sagt schon, daß er die Bahnen der alten Holländer verlassen hatte. Und es folgen nun die Werke, in denen er weniger auf schönen Ton, als auf frische Unmittelbarkeit in der Wiedergabe von Natureindrücken ausgeht. Mühlen plätschern, Heuschober sind aufgerichtet, Schnitter und Ackersleute schreiten über das Feld, Lastwagen rumpeln über einen Waldweg daher, Fischer besteigen ein Boot, um an ihr Tagewerk zu gehen. Es sind ähnliche Dinge, wie sie später Daubigny malte. Nur hat er das Freundliche, Idyllische dieses Meisters nicht, sondern etwas Düstres, Herbes. Man würde an Dupré denken können vor jenen Bildern, in denen er schwarze Gewitterwolken malt, die sich unheilverkündend zusammenballen, Reiter, die auf einsamer Flur daherkommen, und Pferde, die sich angsterfüllt aufbäumen, wenn nicht doch wieder seine Sachlichkeit ihn in Gegensatz zu dem Franzosen stellte. Constable wird nicht pathetisch. Die Natur allein läßt er sprechen. Der Künstler verschwindet fast wesenlos hinter seinem Werke.

In der Farbenanschauung hat er sich jetzt vollständig von der holländischen Convention befreit. Heller als bei den Alten ist der Himmel, leuchtender das Grün der Bäume und der Wiesen; kecker ist ein rot und weiß gekleidetes Figürchen in das Grün gesetzt. Von den Alten hatte nur Rembrandt — als Radierer — die Veränderungen des Himmels beobachtet, während er für die Maler eine eintönige tote Masse blieb. Noch Crome

Digitized by Google

kannte nur einen schweren, öligen Himmel, Cotman nur sandige Wogen. Bei Constable wirkt Alles frisch, hell und luftig. Die Wogen sind durchsichtig, die Wolken bewegen sich, bald in majestätischer Ruhe über die Landschaft hinziehend, bald vom Winde in tausend Stücke zerfetzt.

Und doch sind das seine akademischen Sachen. Um den wirklichen Constable kennen zu lernen, darf man nicht nur die drei berühmten Bilder der National-Gallerie — das Kornfeld, die Fähre und das Landhaus — betrachten, die in ihrer zeichnerischen Korrektheit, ihrer bildmäßigen Komposition noch immer etwas Zahmes altmeisterlich Abgeklärtes haben. Erst in den Skizzen zeigt er seine Kühnheit. Erst mit ihnen beginnt ein neues Kapitel der Kunstgeschichte.

Man erinnere sich der ersten pleinairistischen Versuche des Piero della Francesca. Die feinsten Beobachtungen hatte — vier Jahrhunderte vorher — dieser große Ahn der Modernen schon gemacht. Er malte das Licht, das durch die Baumkronen rieselt, und in tausend Reflexen auf nackten Körpern spielt, malte alle Abtönungen und Schattirungen des Lichtes, das auf bunte Gewänder, auf Menschengesichter fällt. Doch die Umrisse der Dinge zu mildern, konnte er sich nicht entschließen. Alles blieb metallisch, zeichnerisch starr. Und daran hielten mehr oder weniger alle Folgenden fest. Aber wenn ich auf die Räder eines dahinfahrenden Wagens blicke, sehe ich die einzelnen Speichen nicht, nur etwas Undeutliches, Verschwommenes. Also dürfen auch Bilder, die das Gefühl der Bewegung suggerieren wollen, keine festen Umrisse haben. Alle Linien müssen verschwimmen, sich auflösen. Indem Constable das erkannte, wurde er der Vater des Impressionismus. Mit einer Furia, die an Radierungen Zorns gemahnt, fegt er seine Skizzen herunter. Keine Gegenstände giebt es für ihn mehr, keine festgemauerte Ruhe. Es giebt nur noch Licht und Luft und bewegendes Leben.

Die Dinge, die er darstellt, sind sehr einfach. Manchmal ist nichts gegeben als eine tiefgrüne Baumgruppe und ein Stück perlgrauer Himmel. Doch an diesem Himmel lebt und bewegt sich Alles. Man athmet Luft. Man fühlt, wie die Aeste der Bäume sich bewegen, wie die Windmühlen sich drehen und der Regen herniederklatscht. Die ganze Natur ist in Aufregung. Und was weiter seinen Bildern ihre unglaubliche Modernität, giebt, ist das Fehlen jeder Komposition in herkömmlich zeichnerischem Sinne. Es ist seltsam, wenn man in London auf der Stadtbahn über die Dächer der Häuser fährt und aus dem Wagenfenster blickend nichts als die Spitze eines Schornsteins, den Gipfel eines Baumes, sonst nur Himmel sieht. Constable als erster hat solche Ausschnitte gegeben. Indem er das Licht zur Hauptsache machte, mußte er ja notwenig darauf geführt werden überhaupt seine Bilder nicht nach architektonischem Prinzip sondern nach Lichtmassen zu gliedern. Er giebt nichts Abgerundetes, nur die „lebenden Punkte". Manchmal ist nichts auf dem Bild als der obere Teil einer Baumkrone, die in dem klaren Firmament sich wiegt. In solchen Werken erscheint er als der Vorläufer des Degas und der Geistesverwandte der Japaner.

Einige Jüngere gingen auf dem Wege des in Armuth verstorbenen Meisters weiter. John Chalon malte gute Strandbilder mit Fischerbooten. David Cox ist wie Constable sehr verschieden. In seinen älteren Bildern hat er etwas Ländliches, liebliches. Sie stellen Heuernten dar, schöne grüne Bäume und kleine Wege, die sich durch sommerliche Felder schlängeln. Später ermutigte ihn Constable, mehr auf das zeichnerische zu verzichten.

Digitized by Google

Er malte nun den Sturm, der über die Aecker fegt, die weißen Wanderwolken, die das Firmament durchziehen. Constables wuchtige Wirkung erreicht er selten. Man denkt eher an den romantischen Windstoß, der damals Alles, selbst die Cravatte Byrons, bewegte. Peter de Wint, ernster und besonders in seinen Aquarellen sehr frisch, ist der Maler der Flachlandschaften. Weite, eintönige Ebenen ziehen sich hin. Bauern schlafen im Heu. Hochbeladene Kornwagen kommen daher, und darüber spannt sich der mächtige, von Wolken durchfegte Himmel. Richard Parks Bonington ist kunstgeschichtlich deshalb von Wichtigkeit, weil er den Franzosen die Bekanntschaft dieser Werke vermittelte. Durch ihn wurden Constable, Prout und Varley veranlaßt, ihre Bilder in den Salon zu schicken, und die Werke gaben, wie bekannt, Corot, Rousseau und Dupré die entscheidende Anregung. Doch auch als Künstler ist Bonington einer der feinsten von damals. Mag er Marinen, Fischmärkte oder Ansichten aus Venedig malen — alles ist hell, leicht und duftig. Graue Paläste, blauen Himmel und bunte Kleider windet er zu lustigem Farbenbouquet zusammen. Fast noch kühner als Constable wählt er das Motiv, oft so, daß nur eine Baumspitze in das Bild hereinragt, das sonst ausschließlich aus Luft und Wolken besteht.

Die Luft, das Bewegliche, Durchsichtige, Wogende, war also das Beobachtungsfeld der Maler geworden. Nicht das Land, nein der Himmel war ihr Reich. Noch interpretierten sie nur die gewöhnlichen Luftstimmungen, die graue Alltagsnatur, das einfache Tageslicht. Die nächste Etappe mußte sein, daß man auch die seltensten Phaenomene, die apartesten Lichtstimmungen einer Wunderwelt malte. Ein großer leuchtender Komet zieht über den Himmel der englischen Kunst: Turner.

## Der Flug in die Sonne.

Ruskin bezeichnet Michelangelo und Turner als die größten Meister der Kunstgeschichte. Das klingt paradox, doch es ist sehr fein. Dem größten Meister der Form wird der größte Meister des Formlosen, der Lapidarpoet des Lichtes und der Luft gegenüber gestellt.

Selbstverständlich hatte auch er seine Ahnen. Er setzte die Richtung fort, deren Hauptvertreter im 18. Jahrhundert Richard Wilson war. Unmittelbar auf diesen waren Thomas Daniell und G. Barret gefolgt, die in nicht ungeschickter Weise klassische Aquädukte und schöne Bäume zu Kompositionen à la Claude zusammenstellten. In ähnlicher Weise arbeitete Turner, und lange Zeit verriet nichts an ihm, daß aus der Larve ein Schmetterling werden würde, aus dem Schüler der Alten ein großer selbstständiger Meister. Anfangs war er dunkel, ölig und schwer. Salvator Rosa veranlaßte ihn, eine Anzahl Bilder zu malen, die den Marinen Ribots gleichen. Von düstren Wolken ist der Himmel bedeckt. Nur aus einer Stelle, die sie freilassen, fällt in dichtem Strahlenbüschel ein scharfes Licht, das einige Wogen gelb färbt, während die andern in schwarzer Finsternis bleiben. Auch von Canaletto hat er gelernt, obwohl er gleich anfangs schillernder, farbiger, weniger zeichnerisch ist. Poussin gab ihm die Anregung zu dem ruhig feierlichen Bild, wie Eris den Apfel in den Garten der Hesperiden wirft. Doch sein großes angestauntes Ideal war Claude. Er suchte in der Umgebung Londons nach Motiven, die sich in das Schema des alten Lichtmalers bringen ließen: nach klassischen Gebäuden, auf deren

Digitized by Google

hellgrauen Mauern sich die Sonne sammelt, nach stillen Waldseen, an deren Ufer antike Hirten mit ihren Heerden rasten. Wie Claude bedient er sich des Kunstgriffs, hohe dunkle Coulissen — Paläste und Baumriesen — zu beiden Seiten des Vordergrundes aufzubauen, damit sie den Blick in die sonnige Ferne leiten. Das Bild des Aeneas, der mit Dido Karthago verläßt, ist für diese Stilphase typisch und noch in dem späterem Werke „Childe Harolds Pilgrimage" variiert er das Claude-Schema nur dadurch, daß er den dunklen Baum nicht an die Seite, sondern in die Mitte des Bildes stellt. Immerhin zeigt diese Variante, daß er anfing, seine selbstständige Kraft zu fühlen. Er hat von Claude nichts mehr zu lernen. Er übertrifft ihn. Das beweisen die beiden Bilder „Dido Karthago erbauend" (von Turner) und „Einschiffung der Königin von Saba" (von Claude), die nach Turners Bestimmung in der National-Gallerie neben einander hängen. Auch da ist er noch feierlich. Das Werk ist eine „heroische" Landschaft mit antiker Staffage. Aber wieviel luftiger, heller und klarer als bei Claude ist Alles. Bei diesem bleiben die Wolken zeichnerisch hart. Die Umrisse der Dinge behalten ihre Schärfe. Bei Turner ist Alles weich. Die Linien verschwimmen. Der Aether vibriert. Man kann das Bild nicht betrachten, ohne mit den Augen zu zwinkern.

Und so beginnt jetzt die Zeit, wo er der große Luminist, der kühne Vorläufer Claude Monets wird. „Die Kunst der Formen", schrieb 1810 Philipp Otto Runge in Hamburg, hätte bei den Griechen und den Meistern der Renaissance ihren Höhepunkt erreicht. Vergeblich sei das Bemühen, sie jemals zu ähnlicher Blüte bringen zu wollen. Dagegen sei das Studium des Lichtes von den älteren Schulen noch nicht ernstlich betrieben. Das müsse für die Neuen der Ausgangspunkt sein, und in der Landschaftsmalerei werde sich der Umschwung vollziehen. Licht und Luft und bewegendes Leben — das werde der große Problem, die große Eroberung der modernen Kunst werden." Als Runge in Hamburg das schrieb, war in England seine Prophezeiung schon Wahrheit.

Dort jauchzt des Tages hohe Königin
Im Ost herauf. Das schwindende Gewölk,
Der glühende Azur, der Felsengipfel,
Vom Flammengolde rings umflossen, kündet,
Der Sonne Nahn frohlockend an. O seht,
Nun glänzet sie, dem Auge ganz enthüllt
Durch rote Luft und durch den Thau der Erde
In grenzenloser Majestät umher
Und strahlet ringsum aus des Tages Licht
Auf Felsen, Hügel, Thürme und auf Ströme,
Die fernhin schimmernd wall'n. Lebend'ges Licht,
Du erstes, bestes aller Körperwesen,
Du Gottheitsausfluß, strahlendes Gewand
Der unbegrenzten Schöpfung, ohne dessen
Umwallende Verklärung die Natur
Begraben lag' in wonneloſem Dunkel:
O Sonne, darf zu Dir mein Lied sich heben.

In diesen Versen Thomsons ist Turners Kunst enthalten; jene ganz neue unerhörte Kunst, die alles zeichnerische meidend nur das Licht noch feiert, das leuchtend und glühend zwischen den Dingen wogt.

Venedig, die Sonnenstadt, hatte ihm die Augen geöffnet. Man kennt die Worte, mit denen Pietro Aretino einen Sonnenuntergang über dem Canale grande beschreibt: „Die Atmosphäre war mannigfach abgestimmt von Klarheit zur Dämmerung; die Wolken oberhalb der Dächer verloren

Digitized by Google

sich in grauen Dunst, die vordersten sonnenhell strahlend, die ferneren in duftige Streifen — da blau, dort bläulich grün, dort gelb und hochrot — sich auflösend. Schauernd und genießend seufzte ich: O Tizian, wo bist Du und warum malst du das nicht." Turner ist der erste, der es malte. Alle seine venezianischen Bilder sind Lichtvisionen. Er malt die „Approach to Venice", wo alles in citrongelbem Licht sich badet; malt die „Sun of Venice going to sea", wo der ganze Himmelsdom in tiefem Orangeroth leuchtet. Er fixiert die Stunde, wo die aufgehende Sonne die ganze Lagunenstadt wie mit flüssigem Gold übergießt. „Returning from the Ball" heißt der Untertitel dieses Bildes. Das heißt, die Natur ist mit dem Auge des Nachtschwärmers gesehen, der vom Balle heimkehrend alles mit geschärften, empfindlicheren Nerven sieht. Und in allen diesen Bildern giebt es keine Umrisse, keine Linien mehr. Die Paläste, früher zeichnerisch, schimmern wie graue Phantome durch den silbrigen Nebel hindurch. Die Schiffe tanzen weiß und rosig auf bläulich glitzernden Wogen. Er malt nicht Venedig allein, er malt alle Träume mit, die uns mit der lichtgebadeten Venezia verbinden.

Dann wurde auch England für ihn ein Sonnenland. Nicht mehr Veduten bestimmter Gegenden malte er. Alles Architektonische ist vermieden. Himmel und Meer — also das Durchsichtige, Wogende, immer Bewegliche — ist sein einziges Studienfeld. Und der englische Nebel bewirkte, daß die Motive sich noch komplizierten, daß der Kampf des Dunstes mit dem Licht, des Qualmes mit dem Aether, das vorherrschende Thema seiner Bilder wurde. Da schimmern weiße Segel, ganz durchglüht von Licht, aus grausilbrigem Dämmer hervor. Dort kämpfen die Sonnenstrahlen mit den feuchten Dünsten, die wie ein Florschleier sich über die Erde breiten. Oder die Wintersonne, ein wogendes Nebelmeer durchbrechend, liegt kalt und glitzernd über den Fluten. Schwarz, grollend und drohend ist die See. Ein einziges Segel hat alle Helligkeit aufgesaugt und strahlt sie wieder. Oder die Sonne steht orangegelb hinter citrongelben Wolken. Ein Regenbogen überzieht den Himmel in jener Stunde der Dämmerung, wenn Segel, Meer und Berge im tiefen Carmoisin der Abendröte glühen. In seinen Schiffbruchbildern ist Alles gewitterschwanger. Alle Geister der Hölle scheinen entfesselt: wie mit Schwefel und Phosphor ist die Luft geladen. Als er den Auftrag erhielt, den Tod Nelsons in der Schlacht von Trafalgar zu malen, dichtete er sogar ein geschichtliches Thema, das Andern nur Veranlassung gegeben hatte, in korrektsachlicher Uniformmalerei zu schwelgen, in ein Märchen um, so wie Rembrandt, als er die Nachtwache malte, aus einem prosaischen Schützenstück eines Lichthymnus machte.

Doch auch die Wunder des künstlichen Lichtes haben ihn schon beschäftigt. Sein Auftreten fiel ja in die Zeit, als die Lokomotive und das Dampfboot kamen. Turner als Erster hat diese glühäugigen Ungetüme des 19. Jahrhundert gefeiert. Da malt er „Feuer auf See". An den brennenden Masten der Schiffe laufen züngelnde Flammen. Funken stieben. Rother und citrongelber Qualm mischt sich mit dem silberklaren Aether. In dem berühmten Bilde, das den Tod Wilkies darstellt, steigt eine Rauchsäule feierlich, ganz kerzengrad zum Himmel. Schwarz wie ein Leichenwagen ist das Schiff, und tausend Lichter huschen gespenstisch über den Meeresspiegel. Das Bild des Eisenbahnzuges in Regen und Sturm ist wohl seine erstaunlichste Schöpfung. Denn hier handelt es sich nicht nur um double lumière: um das glührote Lokomotivenlicht und das citrongelbe der erleuchteten Wagen, das wie ein Blitz den dicken Nebel durchzuckt. Der Regen patscht

Digitized by Google

auch hernieder, der Wind rauscht und tobt. Die Maschine faucht und die Räder sausen. Man hat das Gefühl der hinrasenden Bewegung.

Das ist neben der Lichtmalerei Turners stärkste Seite. Alles lebt bei ihm, alles zittert und athmet. Noch die Marinen der alten Holländer waren Porträts von Schiffen, Stillleben, nature morte. Turner als erster zeigt die See, die drohende, schmeichelnde in ihrem unaufhörlichen Wechsel, zeigt die Wogen, die phosphorescierenden, leuchtenden, wie sie anschwellen, sich heben und senken. Zeigt die Schiffe, wie sie nußschalengleich auf den Fluten sich schaukeln: Segel, die sich winden unter dem Ansturm des Windes, und Menschen, die in rasender Hast mit dem wütenden Elemente kämpfen . . .

Dabei hat er, um solche Stimmungen zu suggerieren, Studien im Freien kaum sehr viele gemacht. Sein Porträt zeigt ihn im Zimmer, an der Staffelei stehend, improvisierend. Von einem Zerlegen der Farben, von einem wissenschaftlichen Grundprinzip ist bei ihm nicht die Rede. Analysieren lassen sich seine Bilder so wenig wie die Corots, von denen auch ein Kritiker meinte, daß sie „aus ein wenig Grau und einem gewissen Etwas" bestünden. Er malt einen gelben Punkt, und es ist loderndes Feuer. Er setzt ein Stück Orange hin, und leuchtende Abendröte überzieht duftig den Horizont. Er mischt Grau zusammen, und unheilschwangere Gewitterwolken ziehen wie die Heerscharen des Himmels daher. Instinktiv, mit dem Blicke des Genius hat er das gegeben, was seine wissenschaftliche Begründung erst weit später fand.

Doch es genügt nicht, Turner als den Vorläufer Claude Monets, der kühnsten Impressionisten, zu feiern. Denn die Wahrheit in der Wiedergabe von Natureindrücken war überhaupt nicht sein letztes Ziel. Frei vom Naturmodell, arbeitete er mit Lichtwerten wie der Musiker mit Tönen und gelangte so zu Werken, die in ihrem symphonisch dekorativen Wohlklang eine noch spätere Etappe modernen Kunstschaffens vorausnehmen. Bilder wie der „Morgen nach der Sündflut" oder „Odysseus den Polyphem verspottend" tragen zwar nicht den Titel „Harmonie in Orange" „Note in Gold und Opal". Aber sie enthalten im Kern schon die Werke Whistlers. Zugleich zeigen die Titel, daß Turner am Schlusse seines Lebens noch zu einer seltsamen Phantastik kam, zu einer Phantastik, die in Wilsons Niobidenbild nur ganz im Keime gegeben war. Lichtsymbolismus — unsere moderne Kunst ist dazu nicht gelangt, da eine entgegengesetzte Strömung — auf Linie und Farbe gerichtet — die impressionistische Bewegung kreuzte. Für Turner war das Licht nicht nur eine physische Kraft. Er machte es zum Ausdrucksmittel metaphysischer Stimmungen, wie sie Böcklin und Klinger durch Linie und Farbe erzeugten. Irgend ein Beleuchtungsphänomen hat ihn gepackt. Das Licht verdichtet sich zu Formen, und aus der armen Erde wird eine Feenwelt, wo Fabeltiere durch die Lüfte kreisen und nackte weiße Körper sich im Aether baden. In seinem Morgen nach der Sündflut jubiliert die Sonne. In paradiesischem Glanz leuchtet die neugeborene Erde. In dem Odysseusbild ist der riesige Leib des Polyphem wie eine Wolke über den Berg gelagert. In dem Bild des Apollo, der den Python tötet, breitet unheimliche Finsternis sich aus. Schwarze Raben krächzen. Nur der strahlende Leib des Sonnengottes leuchtet aus dem Dunkel hervor. Peststimmung ist über ein anderes Werk gebreitet. Schwefelbäche scheinen dem Himmel zu entströmen, und die Bewohner Sodoms laufen entsetzt zusammen. Oder schwarze Gewitterwolken nehmen gespenstische Formen an. Um graue Felsen, um düstre Tannen zuckt der Blitz. Die Sonne ist blutrot. Und

Digitized by Google

durch diese grausige Macbethscenerie schreiten Hannibals Krieger dem Boden Italiens entgegen.

Turner ist ein Phaenomen, vor dem man schaudernd steht wie vor einer Naturgewalt. Es ist etwas Seltsames um diesen Menschen, der arm wie ein Dorfschullehrer dahinlebte und seine sämmtlichen Bilder dem englischen Staat vermachte, um ein Grab im Pantheon zu erhalten; der wochen-, monatelang seine dunkle Klause kaum verließ und eine Lichtwelt im Kopfe trug; der, um nicht gestört zu werden, seinen Freunden sagte, daß er nach Venedig, nach dem Süden reise und nur mit dem Omnibus nach einem andern Stadtviertel Londons fuhr, wo er eines Tags als toter Mann — unter falschem Namen gefunden wurde. Piero della Francesca, der erste, der in die Sonne geblickt hatte, erblindete. Zolas Claude ging zu Grunde, weil er verzweifelte, das Prometheische Feuer vom Himmel holen zu können. Turner ist von allen, die den Ikarusflug in die Sonne wagten, wohl der einzige, der dort ankam.



Digitized by Google

# Der Amerikaner als Kolonist.

Von **Poultney Bigelow.**

Bis zum Jahre 1898, als die Vereinigten Staaten sich mit plötzlicher Gewalt zum Range einer Kolonialmacht, im ganzen Sinne des Wortes, aufschwangen, betrachtete man die Amerikaner gewöhnlich als völlig außerhalb aller europäischen Kombinationen auf diesem Felde. Die Kolonialschriftsteller der alten Welt widmeten Rußland und sogar Dänemark ein ganzes Kapitel, erwähnten aber mit keinem Wort Amerika nach seiner Trennung von England im Jahre 1783.

Und doch waren die Vereinigten Staaten von 1783 die Mutter einer Kolonialfamilie, die jener Puritaner würdig war, welche 1620 England verließen und würdig der besten, angelsächsischen Tradition, die sie vom Mutterland mitbrachten. Die amerikanische Kolonisation steht in völligem Gegensatz zu derjenigen, die Rußland ausgebildet und auf die so viele Schriftsteller mit unbegründeter Bewunderung hinweisen. Der Zar hat mit einer Verwaltungsmaschinerie, die für seine eintönigen Millionen roher Leibeigner völlig angebracht ist, Sibirien eine Bevölkerung gegeben, die in ihrer Quantität Erstaunen erregt, ob ihrer Qualität aber mit Sorge erfüllt. Die Geschichte der amerikanischen Kolonisation spiegelt sich in den Familienchroniken von Hunderten, die aus Gründen politischer oder religiöser Unduldsamkeit aus eigenem Antriebe und auf eigene Kosten in ein Land kamen, wo sie die gesuchte Freiheit durch die damit verknüpften Gefahren süßer empfanden. Als dann Kinder geboren wurden und sich so die kleinen Gemeinden ausbreiteten, zeigte die heranwachsende Generation denselben Trieb nach neuen Abenteuern, der schon die ersten Ansiedler charakterisierte und so sehen wir, daß eine englische Familie, die 1620 in Massachusetts Bay landet, dreißig Jahre später Abkömmlinge westlich nach dem Connecticut River sendet, als eine neue Generation um Hartford oder New Haven aufblühen; dann erscheint wieder der Name an den Ufern des Hudson und eine andere Generation findet ihn im Streit mit Franzosen an den Grenzen des heutigen Staates New-York. So hat sich der mutige neu-englische Stamm von Generation zu Generation selbst weiter verbreitet, vom Schottland-gleichen, steinigen Boden von Massachusetts westlich nach den großen Inseln, dem Mississippi Thal und darüber hinaus; die Wildnis besiegend; ohne irgend welche Regierungsförderung zu verlangen; sie bauten aus eigenen Mitteln Schulhäuser und Kirchen; sie bekämpften die Indianer; sie errichteten Heimstätten, Dörfer, Städte und endlich auch Staaten, die im Laufe der Zeit auf ihr eignes Ansuchen hin in die amerikanische Union einverleibt wurden.

Digitized by Google

Nur der oberflächlichste Reisende könnte einen Augenblick in Versuchung kommen einen Vergleich zu ziehen zwischen der Verbreitung von Neu-England über den amerikanischen Kontinent und der Ausdehnung des heiligen russischen Reichs vom schwarzen Meer aus nach dem Golf von Pichili.

Neu-England gab den besten Typus des amerikanischen Kolonisten, aber hätte es kein Neu-England gegeben, so hätte Virginia und seine Nachbarn noch die Welt mit zahlreichen Kolonialführern versorgt.

Die Einführung der Negersklaverei in den Vereinigten Staaten war ein politischer und ökonomischer Mißgriff und verzögerte vielfach die vollste Entwicklung der sie duldenden Staaten. Ohne hier diese Frage weiter zu erörtern, wollen wir nur die Thatsache feststellen, daß in einem kleinen Teil Neu-Englands die geistigen Bildungsanstalten seit zwei Jahrhunderten ihren Sitz haben, die Schulen, die Generationen hervorbrachten von geriebenen. ehrgeizigen, wohlvorbereiteten Jünglingen, die als Schullehrer, Geistliche, Aerzte, Rechtsanwälte in gleichem Schritt mit den Pionieren nach der westlichen Grenze gezogen sind. Werfen wir nur einen Blick auf die große Masse französischer Kanadier und vergleichen wir sie mit einer gleichen Anzahl von Neu-Engländern vor 100 Jahren, — das giebt uns das beste Bild davon!

Der bemerkenswerte Zug der amerikanischen Kolonisation, vornehmlich vom Beginn dieses Jahrhunderts an, zur Gründung von Kalifornien nach der Entdeckung des Goldes ist die allgemeine Praxis des freiwilligen Zusammenwirkens zu Schutz und Trutz; ein vollständiges Fehlen jeder administrativen Einmischung von Seiten der Centralregierung und eine eben solch' beachtenswerte Bedürfnislosigkeit in Bezug auf Regierungsunterstützung von Seiten der Kolonisten. Es giebt wohl eine oder zwei augenscheinliche Ausnahmen, aber sie bedeuten nichts im Vergleich zu der ganzen Bewegung, die in diesem Jahrhundert allein den französischen und spanischen Einfluß aus dem ganzen nordamerikanischen Kontinent verbannt hat, die die englische Sprache über seine Grenzen hinaus verbreitet, ohne behördlichen Zwang und der angelsächsischen Selbstregierung ein mächtiges Monument errichtet hat, ein Monument, das alles überragt, was eine frühere Menschenrasse vollendet, das bei weitem die phantastischesten Träume unserer Vorfahren übertrifft.

Die Angelsachsen, die im Anfang dieses Jahrhunderts über die Alleghany Mountains zogen, die ihre Holzhütten in den Wäldern von Ohio und Kentucky errichteten, schnitten sich selbst von jeder Civilisation ab, ebenso wie es die Boeren thaten, die im Vertrauen auf Gott und ihre Flinten in die Kaffern Kraals von Inner-Afrika eindrangen. Die Republick von Texas ist ein Kolonialroman.

Den damaligen Yankee, mit dem Haß auf Spanien im Blut, trieb es von den spanischen Niederlassungen in die großen, süd-westlichen Gebiete, wo die spanischen Priester und mexikanischen Alkalden dieselbe Civilisation darstellten, die drei Jahrhunderte früher die Freibeuter-Expedition von Drake und Raleigh angezogen hatte.

Der typische Amerikaner konnte, was auch immer seine Regierung anordnen mochte, nicht die ungesetzlichen Institutionen dulden, die in Kalifornien, Arizona, Neu-Mexiko und Texas zur selben Zeit blühten, als die Grenzen der Vereinigten Staaten weiter und weiter nach Westen zu vorgeschoben wurden. Der Konflikt war unvermeidlich und das Resultat ebenso klar.



Digitized by Google

Die spanischen Einrichtungen unter der mexikanischen Regierung wurden unbarmherzig hinweggeschwemmt von der Flut vordringender Kolonisten und heut zeigen sich die Spuren der drei Jahrhunderte langen spanischen oder mexikanischen Herrschaft nur noch in einigen Resten priesterlicher Missionen; in ein paar malerischen, spanischen Ausdrücken, die den Wortschatz der Bergleute und cow-boys bereichert haben.

Was aber thaten während dieser ganzen Kolonisationsperiode, also den ersten 50 Jahren unsres Jahrhunderts, die andern Nationen der Erde, um dem Beispiele nachzueifern, daß die — ich will nicht sagen — Amerikaner, aber die Angelsachsen gegeben?

Engländer kolonisierten Australien, Neu-Seeland und das Cap der Guten Hoffnung und entsandten gleichzeitig einen vollen Strom nach Kanadien und den Vereinigten Staaten. Der Angelsachse trug sein Teil bei, in jedem Teil der Welt, — mit oder ohne Direktive der Regierung.

Auch Deutschland entsandte, veranlaßt durch den Druck schlechter heimischer Regierung, jährlich eine große Zahl unzufriedener Auswandrer; aber unglücklicherweise konnte bisher, wie Professor Woker meint, ihre Anzahl noch nicht genau abgeschätzt werden. Eine offizielle Statistik darüber ist natürlich unvollkommen, weil die verschiedenen deutschen Regierungen der Auswanderung administrative Hindernisse in den Weg legten und dadurch ein großer Teil derer, die ihr Land verließen, es heimlich unter falschem Namen thaten oder sich eine andere Nationalität beilegten.

Während des Revolutionskriegs, im Jahre 1776—1783 flohen sehr viele deutsche Söldner nach England und wurden Kolonisten; und die strenge politische Verfolgung, die der Revolution von 1848 folgte, brachte von Deutschland die erste, beträchtliche Zuwanderung von Männern, die als geistige Führer von Bedeutung waren. Amerika ist heut voll von den deutschen, sozialen Organisationen, die die intimen Beziehungen mit dem literarischen und politischen Leben des Vaterlands aufrecht erhalten. Es giebt kaum eine Stadt, die nicht einen deutschen Turnverein oder eine Liedertafel hat. Neu York, Chicago und ähnliche Mittelpunkte haben deutsche Klubs, die eine reiche und große Mitgliederschaft aufweisen. Die besten deutschen Schauspieler lockt es mächtig eine Lustreise über den Atlantischen zu machen, wenn sie auch ihre Vorführungen auf ein ausschließlich deutsches Auditorium beschränken. Die deutschen Zeitungen in Amerika sind in vielen Hinsichten nicht nur besser redigiert als einige hauptstädtische Tageszeitungen, die mir bekannt sind, nein, ich kenne überhaupt keine Berliner Tageszeitung, die nicht beim Vergleich mit der New Yorker Staatszeitung den Kürzeren ziehen müßte. Dies und noch viele andere Anzeichen sprechen wohl zur Genüge für das hohe Niveau der allgemeinen Intelligenz und Kultur, so charakteristisch für die Millionen Deutscher, die einen werthvollen Teil der amerkanischen Bürgerschaft bilden. Aus eigenem freien Willen sind sie nach Amerika gekommen und von Anfang an haben sie Teil gehabt an allen amerikanischen Rechten.

Seltsam ist es jedoch, daß in all' diesen Jahren, besonders als Amerika noch eine Wildnis war von the Alleghany bis zum Pacific, sich nicht eine einzige deutsche Gemeinschaft bemüht hat ihre Einrichtungen nach dem Muster der Boeren in Transvaal oder der Mormonen in Utah durchzusetzen. Kein Verwaltungszwang hat sie daran gehindert, im Gegenteil, das Land stand allen Ankömmlingen offen und man behelligte nicht mit überflüssigen Fragen.

Digitized by Google

Die Deutschen wußten ihrer Zeit, was sie thaten, viel besser als ihre Regierung, die heut nicht nur die Auswanderung nach Amerika, wo sie ihr Glück machen, zu erschweren sucht, sondern sich thatsächlich bemüht, sie nach den deutschen Kolonieen zu ziehen, wo ein Erfolg gar nicht denkbar ist. Die deutsche Regierung hat sich in den vergangenen 250 Jahren mit verschiedenen kolonialen Systemen identificiert, welche sich entweder als Mißgriffe erwiesen haben wie die Versuche des großen Kurfürsten in Afrika und West Indien; oder sich als kostspielige Experimente herausgestellt haben wie Kiatschau oder Kamerun.

Kolonisation im besten Sinne bedeutet ebensowohl Selbstregierung als auch Industrie und Unternehmungsgeist, und deshalb ist auch die deutsche Kolonisation heut nur unter einer anderen Flagge als der eigenen erfolggekrönt.

Im Anfang dieses Jahrhunderts verbot der Gatte der Königin Luise jede Maßregel, die die Bildung auch der kleinsten preußischen Flotte bezweckte, mit der Begründung, daß Friedrich der Große seine Siege auch zu Lande gewonnen hätte; und deshalb faltete er die Hände, während Hunderte von preußischen Fischerboten und Handelsbarken von seinen Nachbarn in den Napoleonischen Kriegen genommen wurden.

Heut, im Licht der verflossenen Ereignisse wundert sich der Historiker nicht so sehr über den König, der so blind die Interessen seines Landes hindern konnte, als über die Sanftmut eines Volkes, das einen solchen Monarchen ertrug.

Aber wie die Nationen nach einem Philosophenwort immer die Juden haben, die sie verdienen, so bekommen die Monarchen im Laufe der Jahre immer eine Aehnlichkeit mit dem Volke, das sie beherrschen und es ist nicht nur Zufall, daß Deutschland eine lange Reihe von Herrschern hervorgebracht, deren Haltung gegen das Volk eher die eines militärischen Befehlshabers als die eines konstitutionellen Exekutiv war.

Vielleicht erklärt dies in mancher Hinsicht die auffallende Untauglichkeit des Deutschen für koloniale Selbstregierung, so groß auch immer seine Fähigkeiten in anderer Hinsicht sind.

Aber der Amerikaner hat keineswegs seinen kolonialen Unternehmungsgeist nur auf sein eigenes Land beschränkt, so groß dieses auch ist. Er hat seine Interessen in jedem Teil der Welt gesucht, wo ihn Zufall oder Schicksalsgunst hintrieben, sei es als Goldgräber in Australien oder Süd-Afrika, sei es als Flibustier in Süd-Amerika, sei es als Offizier im Aegyptischen Heere oder als Handelstreibender in China. Es giebt wenige Winkel auf der Erde, in denen der Reisende nicht auf erfolgreiche Yankees stößt, die sich vollkommen heimisch in dem Land ihrer Wahl fühlen, sich so wenig als möglich um ihren Konsul kümmern, sich jeden Vorteil zu nutze machen, der ihnen durch solche politischen Rechte nur zugänglich ist, kurz, die mit ihren Nachbaren und der Welt im Allgemeinen auf glänzendem Fuße stehen.

In den britischen Kolonieen und den Handelshäfen barbarischer Länder drängen die Amerikaner und Engländer in jeder Form auf Verbesserung oder Umsturz.

Sie verstehen sich instinktiv gegenseitig, sie haben beide diese politischen Gesetzesideale, Freiheit und Gerechtigkeit, sie sind beide in derselben politischen Schule groß geworden, um sich diese Werte zu sichern.

Sei es nun in Johannisburg oder Shanghai, Barbados oder Kairo, im

Digitized by Google

Klub von Manila oder in einem französischen Hotel in Buenos Ayres, wo auch immer Vertreter verschiedener Nationalitäten sind, streben die beiden Glieder der angelsächsischen Familie zusammen zu gegenseitiger Unterstützung.

Amerika hat es nicht nötig die Auswanderung zu ermutigen, denn es hat noch Land genug und kann noch welches entbehren, aber wenn die Zeit kommt, da das Uebermaß der Bevölkerung diesen Erdteil drückt wie es in manchen Gegenden der alten Welt der Fall ist, dann wird sich aus unsrer Mitte heraus eine Kolonisationsmacht entwickeln, vor der alles Vorhergegangene auf diesem Gebiet verblassen muß.

Denn wenn der Yankee schon bei reichlichem Platz im eigenen Heim sich über Nord-Amerika verbreitet und sich sogar in andere Kolonieen gedrängt hat, was können wir dann erst von ihm erwarten, wenn ihn die Macht des Hungers treibt und nicht nur die bloße Abenteuerlust und der nationale Ehrgeiz!

Digitized by Google

# Traum eines Herbstabends.

## Tragisches Gedicht

von **Gabriele D'Annunzio.**

---

### Dramatis Personae.

**Die Dogaressa Witwe Gradeniga.**
**Die Kammerfrau Pentella.**
**Die Zauberin aus Slavonien.**
**Die Kundschafterinnen.**

Der Herrensitz eines venezianischen Patriziers am Ufer der Brenta, von einem der letzten Dogen seiner Witwe vererbt, die dort wie eine Verbannte lebt. Der herbstliche Tag neigt sich seinem Ende zu. Man erblickt vorn einen Flügel der Villa: einen kreisförmigen Bau aus Marmor, in Gestalt eines runden Turmes, der die Treppe umschließt, — ähnlich wie die des venezianischen Palastes del Bovolo in der Corte Contarina — wo die Stufen, die Säulen und die Geländer spiralförmig in die Höhe steigen. Die herrliche, luftige Treppe ist von einer Loggia gekrönt — die Bühnenwölbung entzieht sie den Blicken — von der aus man den ganzen Garten und den Fluß und die ferne Landschaft übersieht. Unten, vor dem Thor, ist ein freier Raum, eine Art ungedeckter Halle, die mit Bildsäulen, Fackelhaltern, Sitzbänken und türkischen Teppichen geschmückt und vom Garten getrennt ist durch Gitter, die auf Pfeilern ruhen, mit großen vergoldeten Laternen, die einstmals am Vorderteil eines Schiffes geprangt haben. Die eisernen Gitter — ähnlich jenen, die die Gräber der Scaliger in Verona umgeben, — erscheinen in der Feinheit ihrer Bearbeitung wie ein zartes Gewebe, wie Spitzengrund, den ein leiser Windhauch in schaukelnde Bewegung zu setzen vermag.

Durch die Gitter hindurch sieht man in den unermeßlichen Pracht- und Wonnegarten mit seinem Dickicht von entfärbtem Blattwerk, von verblühten Blumen, von überreifen Früchten; er neigt sich zur Brenta hinunter, mit der Hingebung eines wollüstigen, ermatteten Geschöpfes, das sich über einen Spiegel beugt, um den letzten Schimmer seiner hinfälligen Schönheit sich noch einmal darin spiegeln zu sehen. Der Purpur und das Safrangelb des Herbstes leuchten mit ungewöhnlicher Kraft unter den schrägen Strahlen der Sonne. Die Schatten sehen beinahe rostfarben aus wie jene der Höhlen, in denen Massen Goldes aufgehäuft sind. Schwere, unbewegliche und leuchtende Wolken, wie Blöcke reinen Bernsteins, hängen über den Wölbungen der Buchen, über den Dächern der Pinien, über den Pyramiden der schlanken Cypressen. Und über all dieser Ruhe scheint das bange Gefühl der Erwartung zu liegen.

Die Dogaressa Witwe Gradeniga steht, mit dem Gesicht ans Gitter gelehnt, an dessen schwarzen Maschen ihre blassen und beringten Hände sich in rasender Ungeduld der Erwartung anklammern. Das eiserne Geflecht biegt sich und schwankt unter dem zuckenden Körper. Während sie laut in den Garten hinein ruft, steht sie da wie ein in einem Netz gefangenes wildes Tier.

**Gradeniga** mit rauher, zorniger Stimme. **Lucrezia! Ordella! Orsèola! Barbara! Catarina! Nerissa! . . . Keine kommt zurück . . . noch immer kommt keine zurück . . . Lucrezia! Catarina!**

In einem Anfall von Wut rüttelt sie an dem Eisen, daß es schwankt und knirscht. Schwer

Digitized by Google

atmend dreht sie sich um und schaut mit wirrem Blick umher. Sie wird starr und erbleicht, als ob sie im Begriff sei, einem wahnsinnigen Krampfe von Schmerz und Wut zu erliegen. Sie geht einige Schritte auf den Sockel einer bronzenen, beinahe schwarzen Venus zu, auf dem ein silberner Spiegel liegt, den sie ergreift. Sie betrachtet sich einen Augenblick. Wie entsetzt läßt sie den Spiegel auf den Teppich fallen, eilt auf die Wendeltreppe zu und ruft:

Pentella! Pentella! Wo bist Du? Was siehst Du? Antworte!

Pentella oben auf der Loggia, unsichtbar. Ein Schiff auf der Brenta, ganz beflaggt, voll Musikanten, es kommt näher . . . Aber es ist nicht jenes. . . . Hören Euer Gnaden die Klänge?

Aus der Ferne tönt Musik herüber. Pause.

Noch ein Schiff! Ein zweites! Noch eines! Vier, fünf, sechs Barken, alle beflaggt, voll Musikanten. . . . Sie kommen mit der Strömung herunter. Der ganze Fluß ist goldig geworden. Das Fest beginnt. Eine Barke hat lauter rote Flaggen, tausend glühende Flammen! . . . Diese ist's!

Gradeniga will ungestüm die Treppe hinauf eilen.

Nein, nein, sie ist's nicht. Sie trägt den Löwen mit der Blume. . . . Soranzo!

Gradeniga kann die Angst nicht mehr ertragen, sie schwankt und wird totenbleich. Komm herunter, Pentella, komm! Hilf mir! Ich sterbe. . . . Das Herz, das Herz . . . es bricht mir das Herz . . .

An die Thürpfosten gelehnt, preßt sie beide Hände auf die Brust. Von weitem klingt die Musik herüber. Man sieht die Kammerfrau die luftige Wendeltreppe herabkommen; in der raschen Bewegung umflattern ihre Kleider sie wie Flügel. Sie eilt der Leidenden zu Hülfe und stützt sie mit ihren Armen.

Pentella. O, Herr Jesus Christus, erlöse sie von diesem Uebel!

Gradeniga schmachtend. Fühl', fühl' meinen Atem: es ist mir, als stürbe ich an Gift. Meine Lippen haben keine Farbe mehr, nicht wahr? Meine Wangen sind grün. . . . Die Lider verwunden mir die Augen, wenn ich sie schließe. Ich bin bis ins innerste Mark hinein verbrannt. Meine Fäuste haben Platz in den Augenhöhlen. Ich höre meine Worte nicht, während ich spreche; ich höre nichts als das Hämmern meiner Pulse und das Klopfen meines kranken Herzens. Ich habe Durst, immer hab' ich Durst, und jeder Schluck, den ich trinke, belebt diese Glut von neuem, als wäre er Oel auf die Flamme. Wenn ich die Hände in einen Brunnen tauche, fühle ich keine Erfrischung, aber mein ganzer Leib zittert wie das Wasser. Vom Scheitel bis zu den Füßen verzehrt sich mein Leib, und kein anderes Blut hab' ich mehr, als das mit meinen Thränen vermischte. . . .

Pentella. Ach, Herr Jesus Christus, erlöse sie von diesem Uebel!

Gradeniga. Ich muß sterben, ich muß sterben. . . . Aber ihn noch einmal ansehen, ein einziges Mal! Ich habe ihn nie genau angesehen; mir ist's, als hätte ich ihn nie genau angesehen, als er noch mein war. . . . Er ist mir entschwunden, selbst die Erinnerung an sein Antlitz hat er mir genommen. Meine Sehkraft trübt sich, wenn ich versuche, mir seine Züge in der Seele zu vergegenwärtigen; alles verschwimmt in meiner Seele und geht unter wie in einem Feuerstrom; alles hat die eine Farbe, wie die Dinge, die in einem Schmelzofen glühen, wie die Sünden in der Hölle. . . . Ah, Pentella, Pentella, bevor die Hölle mich verschlingt, laß mich ihn wiedersehen, laß mich ihn berühren, laß mich ihn fragen, ob er mich je geliebt, ob er jemals seine Wange auf mein Herz gelegt hat. . . . Geh', geh', geh', ich bitte Dich! Sag' ihm, daß ich sterbe, daß ich sterben will, um ihm Freude zu machen, daß ich nie mehr die Augen öffnen will, wenn er kommt und sie mir mit seinen Fingern zudrückt; daß ich nie mehr mich erheben will, wenn ich ausgestreckt zu seinen Füßen liegen werde und er mich mit Erde

Digitized by Google

zudeckt. . . . Geh', geh', sag' ihm das, ich bitte Dich! Hilf mir, daß ich ihn wiedersehe, und begehre von mir, was Du willst. Alles sollst Du haben. Was ich besitze, soll Dein sein. Meine Juwelen, meine Türkisen, meine Pelze, meine Gürtel, meine Bettdecken, mein Palast in San Luca, meine Häuser am Rialto, meine Güter in Villabona. . . . Alles werde ich Dir schenken, wenn Du ihn mir hierher bringst. Geh', geh'!

Pentella. Ich gehe, ich gehe. . . . Alles will ich thun. . . . Ach, Herr Jesus Christus, erlöse sie! Erlöse sie von diesem Uebel!

Gradeniga. Wo wird er sein? Bei der Dirne? Hast Du sie gesehen, diese Pantea?

Pentella. Ich habe sie gesehen.

Gradeniga. Ist sie wirklich so schön?

Pentella zögernd. Sie ist nicht schön.

Gradeniga. Oh, lüg' mich nicht an! Wie vermöchte sie es, alle Männer an sich zu ziehen und sie zu ihren Sklaven zu machen, wenn sie nicht so schön wäre? Lüg' mich nicht an!

Die Kammerfrau schweigt. Die Dogaressa horcht einen Augenblick. Von weitem tönt die Musik herüber von den Schiffen, die die Brenta herunter kommen.

Hörst Du? Hörst Du? Das ist der Triumph. Heut ist der Abend ihres Triumphes. Sie schleppt all ihre Sklaven mit, den Fluß entlang. Wird er bei ihr sein? Sag' mir, was glaubst Du?

Pentella unsicher. Vielleicht ist er nicht bei ihr, vielleicht ist er auf der Mira. . . .

Gradeniga. Ah, Niemand weiß es. Und doch ist die ganze Gegend mit meinen Kundschafterinnen besetzt. Warum kommen sie nicht zurück? Lucrezia, Barbara, Catarina, Orsèola, wo bleiben sie? Vielleicht schäkert eine, im Schatten der Bäume, mit ihrem Geliebten.

Pentella. Sie warten vielleicht, bis es Abend wird.

Gradeniga. Und die Zauberin? Werden sie sie mir noch vor Abend zuführen? Sie muß den Zauber vollbringen, noch ehe es Abend wird. Verstehst Du? Ich sterbe. Dies ist meine letzte lichte Stunde. Ich werde die ersten Sterne nicht mehr sehen. . . .

Die Kammerfrau steigt die Marmortreppe hinauf und späht umher.

Oh, ich weiß es, ich weiß es, was mir Niemand sagen will. Sie hält ihn gefangen auf ihrem Schiff, sie verbirgt ihn unter ihren Kissen. Wo, wo hätte sie eine süßere Beute finden können? Er ist in seine Jugend eingehüllt, wie eine Frucht in ihre köstliche Schale. Das Blut der Liebe klopft und springt durch seinen ganzen Körper, bis in die Wurzeln seiner Nägel, wie in einem wütenden wilden Tier. Wie ein Leoparde kam er mir zuweilen vor, so schmiegsam und stark und ganz gefleckt von der Grausamkeit meines Mundes. Es war, als ob er meine Adern einzeln auseinander teilte, eine nach der andern wie meine Haare, mit der Liebkosung seiner Finger. . . .

Sie überläßt sich ihrer glühenden Sehnsucht, als wolle sie sich einer Gestalt, die der Abendrausch erzeugt hat, zuneigen.

Ah, wen Du auch mit Deinen schmeichlerischen Fingern liebkosen magst, ich bleibe für immer die, die Dich zuerst besaß. Alle Lippen werden nur nach den meinen Dich berühren, nach den meinen. . . . Ich hatte zuerst Deine Liebe und Deine Kraft, wer auch die Zweite sei, wer auch die Letzte sei: Ich immer die Erste! Und wenn Du andere, rosigere Lippen fändest als die meinen und wenn gewandtere Arme Dich umschlängen und wenn Du an Deinen Leib einen üppigeren Leib sich schmiegen fühltest, ah, es nützte nichts, es nützte alles nichts. Kein Weib wird Dich je besitzen, wie ich Dich

Digitized by Google

besaß; keines wird Dich zittern fühlen, wie ich Dich zittern fühlte. Du warst ein Kind, schüchtern und schweigsam. Röte und Bläße wechselten auf Deinem Antlitz wie Tod und Leben, unter meinen Blicken, als ob mit einem Aufschlag meiner Wimpern meine Seele Dich mit Asche oder mit Glut bedeckte. Du fürchtetest Dich vor meinem Verlangen, und mit scheuem Schritt näherteſt Du Dich mir. Deine Lenden zitterten wie die des Windhunds nach der Jagd. Eines Nachts fand ich Dich auf meiner Schwelle hingestreckt. Behutsam wie man eine Mandel bis zum weißen Kerne schält, suchte ich damals Deine verborgene Jugendkraft.

Sie schauert zusammen, während ihre Hände die süße Bewegung wiederholen.

Ah, welch endloser Durst, welch endloser Hunger wühlte damals in all meinen Adern nach Dir, nach Deiner Jugendkraft. Im Traume trank ich und verschlang ich Dein Leben, wie man Wein trinkt, wie man Honig ißt. Ich öffnete Dir das lebendige Herz in der Tiefe der Brust, ohne Dir weh zu thun; und die Tropfen Deines Blutes waren für mich wie Kerne des Granatapfels. Der Wohlgeschmack Deines Blutes lag über Deinem Antlitz, wenn ich Dich im Dunkel küßte, während ich über meinem Nacken den Hauch des Todes fühlte. Erinnerst Du Dich? Erinnerst Du Dich? Unsere Lippen waren wie eine einzige Frucht, die der Tod auf unseren kalten Zähnen zerdrückte; und im Dunkel blitzte in unseren Augen ein plötzlicher Schein auf, als ob sich unsere Wimpern und unsere Haare, die sich in einander verfangen hatten, an der Flamme unserer tobenden Schläfen entzündet hätten. Ein Geschmack von Blut war über Deinem Antlitz und der Geschmack von irgend etwas Grauenhaftem. . . . Ah, auch Du hast es über Dir und über mir gefühlt, dieses Grauenhafte! Du hast den Dogen angesehen mit einem Blick so hart wie Eisen, wenn er unter der Last seiner goldnen Gewänder und seiner Pelze eingeschlummert war. Du, Du hast den Tod herbeigerufen, mitten in unserer Lust. Aber ich bat das Meer uns zu verbergen, uns in sein Geheimnis zu hüllen, uns auf seinem starken Rücken zu tragen. Ich warf ihm meine Gürtel hin, noch warm von meinem Leben, als ich vom Fenster aus ein stolzes Schiff nach dem Lande der Wohlgerüche segeln sah. . . . Du, Du segeltest allein, Du durchkreuztest das Meer, um den Tod zu rufen. Und Du kamst zu mir zurück mit dieser Zauberin aus Slavonien, die es versteht, aus der Ferne zu tödten.

Nachdem sie die letzten Worte langsam hervorgebracht hat, bleibt sie in Gedanken versunken stehen, die Augen starr auf eine verhängnisvolle Erscheinung gerichtet und mit einem grausamen Ausdruck auf den halbgeschlossenen Lippen.

Geschickt war sie, diese Slavonierin. Mit zwei Pfund Wachs formte sie das Ebenbild. Sie begehrte von mir einen Zahn des Alten, drei Tropfen Chrisma, und eine geweihte Hostie. Und ich gab ihr diese Dinge, und sie mischte sie unter das Wachs. . . . Ah, das hab' ich für Dich gethan, für Dich, um Dich auf meinem Kopfkissen schlafen zu sehen! Das Wachs roch nach Hölle. Und ich selbst schnitt aus dem Mantel des Dogen ein Stück heraus, um das Ebenbild, ihm ähnlich, damit zu bekleiden. . . . Das Wachs roch nach Hölle und zerfloß, als ich es dem Feuer nahe brachte. . . . Und der Greis verfiel täglich mehr, wurde täglich weißer und schwächer. . . . Schließlich verlor die große Narbe auf seiner Stirn alle Farbe und wurde unsichtbar. . . . Bei den Festlichkeiten konnte er das Gewicht seines Brokates nicht mehr schleppen. Ah, er hat sich ganz verzehrt, alle seine Adern wurden leer, Niemand wußte, wohin sein Blut gegangen war. Als er entschlief, auf dem Thron, war er wie eine Reliquie in goldenem Schrein. Er sagte Amen und sah mich an; und ich bemerkte in seinem ausgedörrten Mund

Digitized by Google

die Vertiefung des Zahnfleisches, aus der der Zahn gefallen war. Sein Blick kam aus den Löchern seines Schädels, aus einer fürchterlichen Tiefe. . . . Ah, das, das habe ich für Dich gethan. Mit dieser Leiche und mit dieser Sünde stieg ich von meinem Thron hernieder, um zu Dir zu kommen, um Dir meine Tage zu schenken und meine Nächte, um mich mit Deinem Leben zu vermischen, wie die Seele mit dem Fleisch vermischt ist, um in Dir zu sein, wie der Atem in Deiner Brust ist. Das hab' ich für Dich gethan und Du hast mich geliebt, Du hast mich geliebt, Du hast Dich von mir genährt wie von einer Traube, Du hast Dich an meiner Süße gesättigt bis zum Hals, bis zu den Augen hinan. Du hast mich schön gesehen, Du hast auf meinem Körper das Ambra und die Perle gefunden. Du hast mich entblättert wie eine gefüllte Blume. Meine Haare dufteten für Dich nach Meer und Myrrhe, wie die Taue eines mit Räucherwerk beladenen Schiffes.

Pause. Sie betastet ihre Haare, ihre Wangen, ihr Kinn mit einer träumerischen Bewegung.

Und plötzlich ist mein Antlitz tot für Dich, wie das Blatt, das in einem Tage hinwelkt? Und doch ist Dein Atem noch warm auf meinem nackten Hals.

Sie betastet ihren Hals, als wolle sie Runzeln daran entdecken, ganz entmutigt und zitternd.

Hast Du an meinem Halse die Spuren der Jahre entdeckt?

Sie hebt den Spiegel vom Teppich auf und besieht sich darin. Ihr Antlitz scheint sich in Traurigkeit und Blässe aufzulösen. Sie läßt einen Augenblick die Hände mit dem Spiegel sinken und bleibt wie versteinert in ihrer Verzweiflung stehen.

Pentella von der Wendeltreppe herunter. Ich sehe zwei Reiter auf der Straße von Orlanda.

Gradeniga rasch auffahrend. Paris? Almorò? Allein?

Pentella. Sie begleiten ein Maultier. Eine Frau sitzt auf dem Maultier. Es scheint, sie ist darauf festgebunden, wie eine Gefangene.

Gradeniga mit einem Freudenschrei. Die Zauberin! Sie kommt, sie kommt. . . .

Sie atmet auf aus tiefster Brust, indem sie die Augen aufschlägt, zu den in Purpur und Gold strahlenden Wolken, die über dem Garten hängen. Aus der Ferne dringt hin und wieder, von den stromabwärts gleitenden Booten, die Musik bis zu ihr. Ein rasendes Verlangen zu leben und zu genießen schwellt ihr das Herz.

Oh, Pantea, Pantea! All meine Reichtümer für eine Locke von Deinem Haar, für ein Stück von Deinem Kleide, für den kleinsten Teil Deiner selbst, für den unbedeutendsten Gegenstand, der Dir gehört, für einen Nagel von Deiner Hand, für einen Faden! All mein Gold, all meine Güter, all meine Häuser dem, der mir heute noch einen Faden von Deiner Halskrause bringt!

Sie drückt das Gesicht an das Gitter, preßt sich hinein wie in ein Netz, späht durch das dichte Laub hindurch und ruft:

Nerissa! Catarina! Orsèola! Jacobella! Ah, wer von Euch bringt mir den Tod? wer von Euch bringt mir das Leben? . . .

Sie atmet den Duft der Reife und der Auflösung ein, der aus dem üppigen Garten aufsteigt.

Wie die Früchte duften! Wie unergründlich und schwer ist doch der Duft der Früchte, die in Reife und Süßigkeit zerfließen auf dem überbürdeten Ast, der um sie trauert. Niemand mehr pflückt sie, Niemand mehr füllt für mich die Körbe und die Schiffe damit. Die schwer beladenen, ermüdeten Bäume klagen, als ob sie die Strafe für zu viel frohe Feste tragen müßten. Die Erde ist von ihnen bedeckt und nährt sich von ihnen und wird fett und licht von ihrem aufgelösten Fleisch. Alle wird sie sie verzehren mit ihrem großen, verschwiegenen Mund; oh, mir sind sie verloren, verloren sind sie meiner Liebe, meinem Verlangen, das sie nicht gepflückt hat. Alle, eine nach der andern, hätten in ihrem süßen, sammtenen Flaum durch meine

Digitized by Google

Hände gehen können. Das Verlangen nach ihnen hätte mir zahllose Lippen schenken können, um in einem Tag all ihren Saft zu schlürfen. Verloren sind sie mir, verloren, verloren!

Sie läßt ihre blassen, beringten Finger in die eisernen Maschen gleiten und greift nach den nahen Granatäpfeln, die geplatzt und triefend zu ihr herüber glänzen.

Oh, Ihr Früchte, Ihr schönen Früchte, oh läge doch Euer Duft und Euere Süße noch wie ein Gewand über meinen Sinnen, wie damals, als ich die Dogaressa Gradeniga war und ein uraltes Gesetz für mich Euern Wert in goldne Stoffe umsetzte! Ah, als alle Gärten der Insel sich entblößten, damit ich schön und herrlich auf meinem Thron erschiene, da liebte er mich, liebte er mich. Von meinem Fenster aus sah ich im Hafen die großen Barken, wie Füllhörner strotzend, vorbeiziehen. Die Kinder, vorn am Schiff, bissen gierig in die Aepfel und in die Trauben, die zwischen ihren scharfen Zähnen zu bluten schienen. Und ich, diese süße Nahrung betrachtend, die über meine Marmor-Stadt, sie zu erquicken, flutete, ich berechnete im Stillen den ländlichen Tribut und überlegte den Schnitt meiner Brokat- und Atlasgewänder. So, so trug ich, in köstlichen Geweben, Euere ganze Frische an meinem Leibe, zu seiner Lust. Ach, Euere Frische, heute liegt sie nicht mehr über mir, sie liegt nicht mehr in den Falten meiner Gewänder und meiner Schleier. Aber mir scheint jetzt, als ob sich Eure ganze Reife in meinen Adern auflöste und als ob ich ganz und gar von der Süßigkeit überflösse, die von Euch ausgeronnen ist. Welch betäubenden Wohlgeschmack würde er auf meinen Lippen finden, wenn er mir unversehens zurückkehrte aus dem Vergessen, das ihn umstrickt. . . . Pantea! Pantea!

Sie wendet sich um, besinnungslos von Liebe und von Haß, mit trunkenen, wirren Augen, ein wenig schwankend.

Leben, noch leben, um ihn in mein Schmerzensdasein einzuhüllen wie in ein Feuer, um seinen Tagen und seinen Nächten neue Leidenschaften zu schenken, nie gekannte Wonnen, unerhörte Erfindungen von Wollust und von Angst. . . . Ah, eine neue Schönheit werde ich mir schaffen aus meinem Fieber und aus meinem Zorn.

Sie hebt mit einer hastigen Bewegung den Spiegel auf und neigt sich über denselben, um sich noch einmal zu beschauen.

Nie sind meine Augen so groß gewesen und nie von so viel Schatten umringt. . . . Er wird mein Gesicht nicht sehen. Die Flammen meiner Augen werden es ihm verhüllen. Allnächtlich erwartet mich das Fieber, es lauert auf meinem Kopfkissen wie ein gieriger Panther und verschlingt mein Gesicht bis auf die Knochen.

Sie öffnet die Lippen und deutet auf ihr Zahnfleisch.

Welk sind meine Lippen, aber meine Zähne glänzen noch. Wenn ich in voller Pracht zur riva von San Marco niederstieg, sahen die Matrosen von den Galeeren aus das Blitzen meines Lächelns. Er sah meine Zähne leuchten, wenn ich im Dunkel mit ihm sprach, und er hörte mich nicht mehr. Er wird sie wieder finden, wie einen reinen Tau auf dem Boden eines vertrockneten Blumenkelches. . . .

Pentella von der Wendeltreppe herunter. Zwölf Barken kommen von Fisaore herunter, sie sind mit kirschrotem Damast bedeckt und silberne Sirenen schmücken ihre Schnäbel. Sie kommen in zwei durch Blumengewinde an einander gekketteten Reihen. Der ganze Fluß bedeckt sich mit Blumengewinden, die mit der Strömung schwimmen. Die Barken sind damit angefüllt und fort und fort werden sie in den Fluß geworfen. Sie sind alle grün. Der Fluß wird grün davon und er war rosig wie die Wolken. . . .

Digitized by Google

Oh, welch große Wolke, dort, gegen die Mira zu! Sie erhebt sich, sie erhebt sich. Sie ist wie ein Vorhang, der in Flammen steht. . . .

Gradeniga ängstlich, erschrocken über die große Helligkeit, die sich über die Bildsäulen verbreitet. Und die Reiter? Und das Maultier? Und das Maultier? Siehst Du sie noch auf der Straße von Orlanda? Kommen sie näher? Kommen sie schnell?

Pentella. Der Wald verbirgt sie jetzt. . . . Da, da! Sie kommen aus dem Wald heraus. Sie kommen näher. Sie reiten im Schritt. . . . Eine Frau kommt durch den Garten. . . . Es ist Lucrezia. Es ist Lucrezia. Eine zweite folgt ihr und dann noch eine. . . . Catarina, Orsèola. . . .

Gradeniga auf das Gitter zustürzend. Ah, endlich!

Mit krampfhaften Fingern öffnet sie das Gitter, das knirscht und schwankt.

Die Kundschafterin Lucrezia kommt atemlos, schlank und geschmeidig wie ein Windhund. Sie trägt ein rostfarbenes Kleid und hat den Kopf ganz eingehüllt von einem im Sturmwind flatternden Tuch. Gradeniga packt sie an den Handgelenken und zieht sie stürmisch zu sich.

Gradeniga. Ah, endlich! Ich habe mir das Herz zermartert und Du kamst nicht, und Du kamst nicht. . . . Sprich! Sprich! Was weißt Du? Was hast Du gesehen? Was hast Du gehört? Sprich!

Sie reißt ihr das Kopftuch vom Gesicht, um den schwer atmenden Mund zu befreien. Das Mädchen fällt auf die Kniee nieder.

Hast Du ihn gesehen? Wo ist er? Mit der Dirne?

Lucrezia niedergeschlagen. Serenissima!

Die anderen Kundschafterinnen kommen hinzu. Catarina, Orsèola, atemlos, schlank und geschmeidig wie Windhunde in ihren rostfarbenen Kleidern.

Gradeniga. Und Du, Catarina? Und Du, Orsèola? Hier, hier! Sprecht! Ich lasse Euch mit einem Strick in den Fluß schleifen, wenn Ihr mir nicht sagt, wo er ist. . . . Ist er bei Pantea?

Lucrezia stotternd. Nein, Erlaucht, ich hab ihn in der Gigliana gesehen. . . .

Gradeniga sie bei den Haaren fassend und sie hart beutelnd. Lüg' nicht! Lüg' nicht! Sprich Du, Orsèola. Wo ist er?

Orsèola. Ja, Erlaucht, ich habe ihn auf dem Bucentaur der Kurtisane gesehen.

Gradeniga, Lucrezia zurückstoßend und Orsèola, die sich auf die Knice wirft, zu sich ziehend. Hier, hier, Orsèola. Sprich! Sag' Du mir, was Du gesehen hast. Alles, alles sag' mir! Da, da, nimm!

Sie giebt ihr einen Ring.

Du wirst noch hundert Golddukaten bekommen.

Orsèola geschwätzig. Ja, Erlaucht. Ich habe ihn auf dem Bucentaur gesehen. . . . Er saß unter dem Baldachin, vor einem gedeckten Tisch. Pantea tanzte auf dem Tisch, zwischen den Gläsern, ohne auch nur einen Becher zu zerbrechen, und alle Becher waren bis zum Rand gefüllt. Und an den nackten Füßen trug sie zwei Flügelchen aus Perlen und Edelsteinen, und sie tanzte den sogenannten „Flügel-Tanz", den sie für den Herzog von Mantua erfunden hat. Und er saß dort und schaute und schaute mit solcher Begier, daß nach und nach sein Gesicht auf den Tisch herabsank, und sie streifte mit ihren nackten Füßen und den Flügelchen die gefüllten Becher und seine Haare; und zum Schluß setzte sie ihm die Ferse auf eine seiner Schläfen und hielt ihn so fest niedergedrückt; und er schloß dann die Augen und wurde blaß wie ein Leintuch. . . .

Die Dogaressa, auf eine Bank niedergesunken wie auf einen Amboß, hört zu, indem sie sich krümmt und Funken sprüht, wie das Eisen unter dem unbarmherzigen Hammer.

Digitized by Google

Gradeniga. Er wurde blaß. . . . Und dann? Sprich, sprich! Da hast Du!

Von ihren sich krümmenden Fingern zieht sie einen zweiten Ring ab und giebt ihn ihr. Catarina und Lucrezia greifen unwillkürlich nach dem kostbaren Gegenstand.

Orsèola. Dann beugte sie sich über ihn wie ein Bogen und drückte ihm einen Kuß auf die Lippen. Da riß ihr plötzlich der Gürtel entzwei, mit einem schrillen Ton, wie wenn die Saite einer Laute springt: und ohne Gürtel stand sie da. . . .

Gradeniga mit rauher, bebender Stimme. Und dann? Und dann?

Orsèola. Dann sprang er auf; und seine Knie zitterten und seine ganze Gestalt zitterte. Und sie sagte zu ihm lachend: Wie kalt sind Deine Lippen! Wohin ist denn Dein Blut gegangen?

Gradeniga, sich windend in der unerträglichen Qual. Ah, sie sagte zu ihm: „Wie kalt sind Deine Lippen!" Ich weiß es, ich weiß es. . . .

Orsèola. So sagte sie, um ihn zu verspotten. Und er streckte die Arme nach ihr aus und wollte sie packen wie ein Rasender; aber sie wich schnell aus und war im Augenblick weit weg von ihm. Dann sang sie, um ihn zu verspotten, das Lied vom Herrn Alessandro Stradella, der die schöne Hortensia dem Procuratore Contarini entführt hat.

Se Amor mi annoda il piede,
Come dunque fuggirò?

Und er jagte ihr nach, um sie zu packen wie ein Rasender; aber immer entkam sie ihm mit so leichten und geschickten Wendungen, daß es war, als tanze sie nur. Und so rannten sie von einem Ende des Schiffes zum andern, sie lachend, er brüllend, als wollte er sie zerreißen. Einmal erfaßte er sie bei einem Stück ihres Gewandes. . . .

Gradeniga halb erstickt. Und dann?

Orsèola. Der Lappen blieb in seiner Hand, das Kleid zerriß vom Hals bis zu den Knieen. Und sie lachte, lachte; und als sie beim Tisch vorüberkam, ergriff sie eines der vollen Gläser, schüttete ihm den Wein ins Gesicht und rief ihm zu: „Trink, daß Dir die Kehle brennt." Die kleinen Boote der Adeligen, die immer das Gefolge des Bucentaur der Kurtisane bilden, waren da und häuften sich massenhaft um sie herum; und immer kamen noch mehr mit eiligen Rudern herbei, und immer noch mehr Boote, der ganze Fluß war von ihnen bedeckt. Und diese zahllose Menge begehrte sie zu sehen, mit solch stürmischem Verlangen, daß die Schiffe sich zur Seite neigten und die Sitzbretter das Wasser berührten. Und alle Gesichter erbleichten und alle Augen erglühten; die Ruderer ganz ebenso wie die Patrizier. In allen tobte dieselbe Raserei; alle waren außer sich, und alle streckten die Hände nach ihr aus, als wollten auch sie die Buhlerin besitzen, und sie schrieen: Pantea! Pantea!

Gradeniga. Und dann?

Orsèola. Dann war er mit einem Sprung bei ihr, als wollte er sie verschlingen. Aber auch diesmal entkam sie ihm wieder und ließ den Rest ihres Gewandes in seinen Händen zurück; und so, ohne Schamgefühl, stieg sie auf das goldene Vorderteil des Schiffes, zeigte sich all diesen Männern, warf sich all diesen Augen vor wie den Flammen und hatte nichts auf dem Leibe als die beiden Flügelchen aus Edelsteinen. Und alle rasten vor Verlangen und schrieen „Pantea! Pantea!" als ob sie eine

Digitized by Google

Gottheit wäre. Und jeder war trunken, als läge sie schon in seinen Armen oder als zeige sie sich ihm allein. Und die Ruderer auf den Sitzen beugten sich nach ihr vor, wie wilde Tiere auf dem Ansprung. . . .

Gradeniga. Aber er? Aber er?

Orsèola. Eine Sekunde blieb er unbeweglich stehen mit dem leeren Gewande zu seinen Füßen. . . . Ah, es sah aus, als ob er tot niederstürzen würde. Sein Anblick flößte Grauen ein. Ich habe bemerkt, wie Schwindel seine Lebenskraft umwirbelten wie Sturmwinde. . . . Aber plötzlich schüttelte er sich, warf einen Blick auf das Weib, das vorn am Schiff stand, fuhr wie ein Pfeil auf sie los und packte sie. Es war, als ob die Kraft all dieser nach ihr verlangenden Männer in seinen Arm übergegangen wäre, um sie von dem goldnen Schiffsschnabel wegzureißen, wie man eine Fahne an sich reißt.

Gradeniga, heulend, aufrecht stehend. Ah! Ah! Tod und Hölle!

Sie windet sich, als ob sie in der Gewalt einer Schlange wäre, die sie in ihre unentwirrbaren Ringe verstricken will.

Pentella! Pentella!

Pentella, oben, auf der Wendeltreppe. Mehr als hundert beflaggte Barken sind auf der Brenta. Es kommen immer noch mehr von Fisaore, von der Mira, von le Porte herunter. . . . Ich sehe den Adler der Malipiero, die Bündel der Grimani, die Rosen der Loredan. . . .

Gradeniga. Komm herunter, Pentella! Komm herunter, komm!

Sie geht in der Halle hin und her, von Schmerz und Wut gepeitscht. Drohend wendet sie sich zu den Kundschafterinnen.

Und keine von Euch allen bringt mir einen Faden von ihr, ein Haar! Ach, ich werde Euch alle töten, wenn sie nicht stirbt. . . .

Wie Pentella unter dem Thor erscheint, stößt sie sie weg und treibt sie zur Eile an.

Geh', geh', lauf'! Geh der Slavonierin entgegen. . . . Sie soll hierherkommen, ohne Verzug! Sag' ihr, ich werde sie zudecken mit Geld und Juwelen; versprich ihr all mein Hab und Gut. Geh', geh', lauf'! Sie soll kommen.

Die Dienerin verschwindet außerhalb des Gitters durch den Garten.

Und Du, Lucrezia, Du sagst nichts. Und Du, Catarina!

Sie wirft sich auf eine Ruhebank, die mit scharlachroten Kissen zum Lager bereitet ist.

Sprecht! Sprecht!

Sie liegt ausgestreckt auf den Kissen, in die sie das Gesicht vergräbt. Hin und wieder durchrüttelt sie ein thränenloses Schluchzen. Die Kundschafterinnen nähern sich der Ruhebank in ihrer geschmeidigen, unterwürfigen Weise; Orsèola betrachtet lächelnd die beiden Ringe, die sie zum Geschenk erhalten hat.

Lucrezia. Auch ich, Erlaucht, hab' ihn auf dem Bucentaur gesehen mit der Kurtisane. Sie sang ein Volkslied, und er begleitete sie auf einer großen Flöte. Und die Schiffe lagen rings um sie her; man hörte keinen Atemzug. Sie sang das römische Volkslied:

Non piu d'amore,
Non piu d'ardore. . .

Catarina. Auch ich, Euer Gnaden, hab' ihn gesehen. Er saß vor einer Harfe, und sie lag mit aufgelösten Haaren auf dem Deckel des Instrumentes; ihr Antlitz berührte beinahe das seine und eine Strähne ihrer Haare lag um seinen Hals. So spielte er die Harfe und sie sang mit tiefer Stimme, ihm, der sich niederbückte, ins Ohr. Und die Töne strichen durch

Digitized by Google

ihre Haare, und es schien, als seien sie und er und das Instrument vollkommen eins und als empfänden beide darüber eine Wonne ohne Ende.

Lucrezia. Wenn sie auf dem Flusse singt, ziehen alle, die sie hören, hinter ihr her. Die Winzer verlassen ihre Bottiche und eilen zum Ufer; gestern sind zwei ins Joch gespannte Ochsen, in die Strömung gestürzt. Die Geistlichen verlassen die Altäre. Da ist einer, sie nennen ihn den roten Priester, er war Sänger am Hof des Kurfürsten, und noch einer, ein Bruder der Congregation des hl. Agostino von Santanatolia, Organist in San Stefano, die sich beide in die ewige Verdammnis stürzen, indem sie Volkslieder und Madrigale für sie komponieren. Man sagt ihr nach, sie besitze das Geheimnis der Sirene. . . .

Catarina. Man sagt, als sie in Neapel war, aus Liebe zum Herzog von Calabrien, habe sie eines Abends in einer Meeresgrotte, unter ihrem Palast, eine schlafende Sirene gefunden. . . .

Lucrezia. Das ist wahr, Erlaucht.

Orsèola. Das ist wahr, Erlaucht. Auch Tristan Cibelletto, als er aus Cypern zurückkehrte und die Wiedervermählung der Königin Corner mit dem Prinzen Alfonso betrieb, sah eine schlafende Sirene auf dem Meer; und dann hat er den Diamant geschluckt, weil er sterben wollte.

Catarina. Man sagt auch, Pantea habe der Sirene im Schlaf mit einer Haarnadel den Hals durchbohrt und ihr dann Mund an Mund die Seele aus dem Leibe gesogen. Damals war es, daß eines ihrer Augen, die schwarz waren, blau wurde. Andere sagen, daß die Sirene den Tod nicht kennt, aber Pantea habe sie mit einem Netz fangen und sie in einer großen Fischreuße einsperren lassen, und die Sirene habe dann ihre Freiheit um den Preis ihres Geheimnisses wieder erlangt und sei fortan stumm gewesen; und daß man diese stumme Sirene zuweilen des Nachts auf den Gewässern sehen könne, wo der Bucentaur der Kurtisane segelt: weil sie auf Panteas Tod wartet, um ihre Stimme wieder zurück zu nehmen. . . .

Die Dogaressa erhebt sich plötzlich von den Kissen, mit bleichem, entstelltem Antlitz, wie Jemand, der sich in einen tiefen Strudel gestürzt hat und auf die Oberfläche zurückkommt, um Atem zu schöpfen.

Gradeniga. Sie muß sterben, sie muß sterben.

Sie geht gegen den Garten zu und schaut ungeduldig, ob Pantella noch nicht mit der Zauberin kommt. Verworrene Musik tönt von den Schiffen der Liebe zu ihr herüber.

Geh', geh', Orsèola! Geh' Pentella entgegen. Sag' ihr, sie soll sich eilen, sie soll laufen. . . . Geh'! Geh'! Du, Lucrezia, geh' hinauf in das Zimmer über dem Hof, sieh nach, ob das Kohlenbecken angezündet ist, und bring es her.

Orsèola verschwindet durch den Garten. Lucrezia steigt die Wendeltreppe hinauf.

Aber Nerissa, aber Barbara, aber Jacobella? Noch kommen sie nicht! Ah, wenn keine von ihnen mir ein Haar bringt. . . . Standest Du denn nicht neben der Harfe, Catarina, Catarina?

Catarina. Ich war nicht auf dem Bucentaur, ich habe von einem Kahn aus ausgespäht.

Gradeniga wütend. Alle werd' ich Euch töten, alle. . . . Ah, die Zauberin, da ist sie!

Sie springt auf, als wolle sie ihr entgegengehen; hält sich aber zurück und wartet, bis die Dienerinnen ihr die Zauberin zuführen.

Von Orsèola und Pentella geführt, tritt die Zauberin vor, mit argwöhnischer Miene, läßt ihre, wie Email glänzenden, harten Augen, deren Weiß auf dem olivenbraunen Gesichte unheimlich schimmert, umherschweifen. Sie trägt ein langes, gestreiftes Kleid und hat um

Digitized by Google

den Kopf ein schwarzes Tuch geschlungen, das ihr Stirne und Kinn verdeckt. Sie verbeugt sich vor der Dogaressa.

Gradeniga. Du wolltest nicht kommen, Slavonierin.

Die Zauberin unterwürfig. Ich wollte gewiß, Erlaucht, aber ich wurde durch einen Jüngling zurückgehalten, der einen Liebestrank von mir begehrte, für seine untreue Geliebte. Da aber der Mond nicht in dem Zeichen stand, in dem ich die Kräuter für die Säfte pflücken muß, wollte der verzweifelte Jüngling mich nicht fortlassen. Er schwor mich zu töten, wenn er den Liebestrank nicht bekäme. Er ist mit den Dienern Eurer Erlaucht ins Handgemenge geraten; und ich begreife nicht, daß ich noch lebe, denn mein ganzer Leib ist zerfleischt von den Stricken, die mich auf dem Maultier festbanden wie ein Bündel.

Gradeniga nimmt eine Kette von ihrem Hals und wirft sie der Beklagenswerten zu. Da hast Du für die Stricke, die Dich zerfleischt haben. Hast Du das Buch des Königs von Majorka mitgebracht?

Die Zauberin. Ich habe das Buch mitgebracht.

Sie greift in die Brust und holt unter ihrem Kleid ein Buch hervor, das in Streifen abgenützten Leders eingewickelt ist.

Gradeniga. Hast Du sprechen hören von einer Dirne, die Pantea heißt, die auf der Brenta segelt, in ihrem Bucentaur, mit einer Pracht, als wäre sie die Gemahlin des Dogen?

Die Zauberin. Pantea, diejenige, die ein blaues und ein schwarzes Auge hat, wie jener furchtbare Alexander, der starb, weil er der Zauberin von Ekbatana nicht geglaubt hat. . . . Ich kenne das Zeichen.

Gradeniga. Hast Du sie je gesehen?

Die Zauberin. Ich habe sie gesehen, es nicht lange her, in Venedig, auf einem Altan. Sie stand in der Sonne, um das Blond ihrer Haare aufzufrischen. Ein Jüngling starrte sie an, von der riva aus, er trug ein kirschrotes Mäntelchen mit einem Barett alla Sforza.

Gradeniga. Ah, Du bist weise, Slavonierin. Ich möchte ein Wachsbild von Dir haben. Hörst Du? Pantea muß sterben. Hörst Du? Pantea muß sterben. Verstehst Du? Ich werde Dir schenken, was Du nur willst. Ich werde Dich übers Meer in Dein Heimatland zurückschicken, auf einem mit Schätzen beladenen Schiff: Du wirst reich und glücklich sein, Zeit Deines Lebens, in Deinem eigenen Hause.

Die Zauberin. Heute Nacht werde ich das Ebenbild formen, Erlaucht.

Gradeniga. Nein, nein, nicht heute Nacht, jetzt, jetzt gleich, hier, ohne Säumen, hier unter meinen Augen. Verstehst Du? Das Wachs ist bereit; das Kohlenbecken glüht. Hier, Lucrezia bringt es Dir. Geh, Pentella, lauf und hol das Wachs aus dem Zimmer der goldnen Herzen. Es sind zwei Pfund. Nimm auch den Schrein mit den Juwelen und die Börse mit den Dukaten, die im Koffer liegt.

Lucrezia kommt die Treppe herab, das doppeltgehenkelte Kohlenbecken tragend. Pentella steigt die Treppe hinauf.

Die Zauberin, deren Habgier erwacht. Jetzt will ich ohne Säumen das Wachsbild formen. Aber was werd' ich dem Wachs beimischen, Erlaucht? Die geweihte Hostie, die Chrisma-Tropfen, der Zahn . . . .

Die Dogaressa zuckt zusammen, als ob plötzlich vor ihren brennenden Augen das Gespenst des abgezehrten Greises in schweren, goldenen Gewändern vorüberzöge.

Gradeniga. Der Zahn. . . . Ich habe nichts, ich habe noch immer nichts! Ich habe keinen Faden, ich habe kein Haar! Aber wart', wart'



Digitized by Google

ein wenig. Noch sollen meine Frauen zurückkommen. . . . Sieh doch, Orsèola, ob sie durch den Garten kommen. Ah, ich werde sie töten, ich werde sie töten.

Sie ist rasend vor Ungeduld und vor Zorn. Lucrezia setzt das brennende Kohlenbecken auf den Teppich nieder. Pentella bringt das Wachs, den Juwelenschein und die Börse.

Gradeniga, indem sie der Zauberin das Wachs reicht. Hier ist das Wachs. Es ist jungfräuliches Wachs. Siehst Du? Es ist gelb wie das Ambra, gefügig wie das Wasser. Du kannst es in einer Sekunde formen. Und nimm auch einstweilen diese Dukaten . . . . Sag mir, sag mir, kannst Du diesen Zauber nicht mit dem Wachs allein, ohne andere Beimischung, tötlich machen?

Die Zauberin. Vielleicht. Es ist heute ein guter Tag. Der Engel des Tages ist Anhoel.

Gradeniga. Beweise es also, Slavonierin. Beginne das Werk. Ich werde Dir ein Fahrzeug füllen, das Dich übers Meer tragen soll! Pantea muß sterben.

Die Zauberin. Der Engel dies Tages ist Anhoel.

Sie rüstet sich zur Arbeit. Sie öffnet das Zauberbuch, von dem lose Lederstreifen herabhängen, und stellt es auf den Sockel der Venus, lehnt es an die bronzenen Füße der Statue, wie an ein Lesepult, so daß sie stehend darin lesen kann. Sie beugt sich über das Kohlenbecken, um das Wachs zu erweichen, und indem sie mit leiser Stimme unverständliche Worte aus dem Buche liest, formen ihre Finger das wächserne Bild. Die Dogaressa schaut sie unverwandt, mit durchdringenden Blicken an, als wolle sie die ganze Kraft ihres Hasses in das Wachs einschmelzen. Aus der Ferne, vom Flusse her, tönt verworrener Lärm, wie von einer Schlacht.

Gradeniga aufspringend. Hört Ihr? Hört Ihr?

Pentella steigt die Treppe hinauf, um auszuspähen.

Orsèola vom Garten her, atemlos. Nerissa kommt! Jacobella kommt! Jacobellas Gesicht ist mit Blut bedeckt.

Jacobella, atemlos, bleich, mit einer blutüberströmten Wange. Das Blut fließt aus einer Stirnwunde. Nerissa begleitet sie, laut weinend.

Jacobella. Erlaucht!

Nerissa. Erlaucht!

Gradeniga Jacobella in der Nähe ansehend. Was bedeutet dieses Blut? Wer hat Dich verwundet? Sprich!

Die Kundschafterinnen drängen sich alle um die Neuangekommene. Die Zauberin läßt sich in ihrer Arbeit nicht stören.

Jacobella mit ängstlicher Stimme. Ich bringe Euer Erlaucht Panteas Haare, eine Locke, eine lange Locke . . . .

Gradeniga, überwältigt von der plötzlichen Freude. Du sagst. . . . Du sagst. . . .

Jacobella. Eine Locke, die ich ihr abgeschnitten habe, ich, mit meinen Händen. . . . Ich habe sie hier, ich habe sie hier.

Sie sucht krampfhaft an ihrer Brust. Nerissa wischt ihr unterdessen zärtlich besorgt mit ihrem schon ganz von Thränen durchnäßten Taschentuch die Wangen ab.

Gradeniga mit wilder Freude zu der Zauberin, die, ohne sich stören zu lassen, in ihrer Arbeit fortfährt. Hast Du gehört, Zauberin? Hast Du gehört? Eine Locke von ihrem Haar. . . . Der Tod, der Tod!

Jacobella. Hier ist sie! Hier!

Sie zieht ein mehrfach umwickeltes Päckchen, in dem der kostbare Raub verborgen ist, aus ihrem Busen.

Hier ist sie! Man muß die Knoten lösen. Es sind deren viele, viele.

Digitized by Google

Wir hätten gern tausende gemacht, wenn wir gekonnt hätten. Du kennst sie, Nerissa, Du hast sie so fest zugezogen. Löse sie, löse sie!

Beide bemühen sich, die Knoten zu lösen. Von Zeit zu Zeit streckt Gradeniga die ungeduldigen Hände nach dem Päckchen aus.

Pentella in der Pause, von der Wendeltreppe herab. Die Schiffe wenden, sie müssen die Ruder kräftig einsetzen gegen den Strom, es sieht aus, als wollten sie entern .... Es erhebt sich ein großer Lärm, dort unten, gegen le Porte zu .... es sieht wie Wetterleuchten aus .... der ganze Fluß liegt im Dunkel ....

Jacobella, endlich die Locke aus dem Umschlag befreiend. Hier ist sie! Hier ist sie! Ist sie lang? Ist sie groß? Ich, ich habe sie abgeschnitten, mit dieser Schere, die ich bei mir hatte ....

Orsèola. Wie lang sie ist!

Catarina. Wie schön sie ist!

Lucrezia. Wie glänzend sie ist!

Gradeniga, ohne ein Wort zu sprechen, streckt die wie eine Schale zusammengelegten Hände aus nach dem Gegenstand, der ihr, die sterben soll, geraubt ist. Wie Jacobella ihr die Locke giebt, schließt sie die Augen und wird ganz starr von einem plötzlichen, unüberwindlichen Schauder, wie beim Berühren einer giftigen Schlange. So, blaß und sprachlos bleibt sie einige Sekunden stehen; dann öffnet sie die Augen wieder, und in derselben Haltung bewegt sie sich langsam auf die Zauberin zu, die am Fuß der Statue vor dem geöffneten Buch noch emsig an ihrem Wachsbild arbeitet. Die Zauberin bückt sich, um die Haare der Kurtisane in den Händen der Dogaressa zu besehen.

Pentella während der Pause, von oben. Ein großer Lärm, dort unten, gegen le Porte zu .... Tausende von Stimmen. ... Es scheint, sie rufen: „Pantea, Pantea!“ Der ganze Fluß liegt im Dunkel. Ein Streif ist noch gerötet; darauf sieht man noch die Blumengewinde, die vorüberziehen, vorüberziehen. ... zahllos. ... Ein Boot gleitet ganz allein abwärts, ohne Ruderer, verlassen, der Strömung preisgegeben.

Gradeniga zur Zauberin. Nimm, Slavonierin. Jetzt hast Du ihr Leben in Deinen Händen. Sprich ein mächtiges Zauberwort!

Die Zauberin nimmt die Haare und heftet sie ins Wachs, rings um den Kopf der Figur.

Die Zauberin. So! Jetzt zwei Glasperlen, eine schwarze und eine blaue, für die Augen.

Gradeniga. Wer eine Kette aus Glasperlen hat, bekommt eine aus Gold dafür.

Lucrezia. Ich!

Catarina. Ich!

Orsèola. Ich!

Die drei habgierigen Mädchen reißen sich die Ketten vom Hals und suchen hastig nach einer blauen und einer schwarzen Perle.

Catarina. Hier, die schwarze!

Lucrezia. Hier, die blaue!

Sie reichen die Glasperlen der Zauberin hin; diese nimmt sie und befestigt sie wie Pupillen auf dem kleinen, wächsernen Antlitz. Gradeniga öffnet den Schrein, der auf der scharlachroten Ruhebank steht, während die Mädchen ihr die leeren Hände entgegenstrecken.

Gradeniga, indem sie ihnen die Halsketten schenkt. Dir! für Dich! Dir!

Die Mädchen beugen sich über ihre Hände und küssen sie. Dann ziehen sie sich zurück, vergnügt lächelnd die Halsketten festhaltend, geschmeidig und unterwürfig. Jacobella bleibt seitwärts mit Nerissa zurück, die ihr die Stirn mit einem weißen Kopftuch verbindet, das vom Blut sofort wieder rot gefärbt wird. Gradeniga sieht sie an und geht auf sie zu. Und Dir, Jacobella? Du stehst bei Seite, so still und Du blutest. Dir, Dir meine liebsten Kleinodien! Ich werde Dir ein Diadem von Perlen auf die blutende Stirn setzen. Ich will Dich bei mir behalten, will, daß



Digitized by Google

Du nicht mehr von meiner Seite gehest. Du wirst für immer mein Liebling sein. Von heut an wird Dein Leben verfließen wie ein Bach . . . . Und Nerissa? und Deine süße Nerissa? Du liebst sie, nicht wahr? Sie hat die Augen voll Thränen, sie vergeht vor Schmerz um Dich. Ich werde Dich nicht von ihr trennen, nein; sondern beide werd' ich Euch bei mir behalten und niemals sollt Ihr traurig sein . . . . Schmerzt Dich Deine Wunde? Sag mir, sag mir doch: wer hat Dich geschlagen? Sie vielleicht, die Dirne, während Du ihr die Haare abschnittest? Und wie hast Du es gemacht, meine Liebe? Sprich, mein Liebling! Ich höre Dir zu.

Sie zieht sie zu der Ruhebank hin, legt ihr ein Kissen in den Rücken, damit sie sich anlehne.

Die Zauberin vortretend. Hier ist das Wachsbild.

Sie überreicht der Dogaressa die lockige, nackte, gelbliche Figur mit den Glasaugen; diese sieht aus wie ein Götzenbild. Die Frauen betrachten sie sprachlos mit geheimem Entsetzen.

Dies ist das Ebenbild der Buhlerin Pantea, die sterben muß. Der Engel des Tages ist Anhoel.

Die Hände der Dogaressa zittern, indem sie das todbringende Zauberwerk in Empfang nimmt. Sie läßt sich auf dem scharlachroten Sitz nieder und legt die Figur auf ihre Kniee. Eine Sekunde bleibt sie über dieselbe gebeugt und sammelt in ihrem Blick die ganze zerstörende Kraft ihres Hasses. Dann, mit einer heftigen Bewegung, reißt sie plötzlich eine lange, goldene Nadel aus ihren Flechten, wie einen Dolch aus seiner Scheide, und sticht damit in das Wachsgebilde. Die Zauberin, am Sockel stehend, liest, leise murmelnd, die Verwünschungen aus dem Buche und wirft hin und wieder ein aromatisches Pulver in die glühenden Kohlen. Schwere, blaugrüne Wolken hängen über dem in tiefes Dunkel gehüllten Garten.

Pentella während der Pause, oben auf der Wendeltreppe. Man sieht ein Feuer auf dem Fluß, gegen le Porte zu. . . . Es wird immer größer, es scheint näher zu kommen, es scheint sich auf dem Wasser zu bewegen wie ein brennendes Schiff. Es ist ein Freudenfeuer! Welch sonderbare Farben! Dazwischen sieht man schwarze Schatten sich bewegen, wie von Leuten, die tanzen. . . . Es wird immer größer. . . .

Gradeniga reißt in der Wut noch eine Nadel aus ihren Flechten und bohrt sie in die Wachsfigur. Oh, daß das Feuer der Hölle Dich verschlänge!

Sie wendet sich an die Zauberin.

Slavonierin! Slavonierin! Ruf' alle Engel an und alle Teufel. Thu das Deinige dazu, daß sie mitten in ihrer Lust zerschmettert werde! Du sollst alles bekommen, was ich Dir versprochen habe; Du wirst noch mehr von mir bekommen, mehr noch. Verstehst Du? Aber laß sie sterben! Verfluche sie! Verfluche sie!

Wieder reißt sie eine Nadel aus ihren Haaren und sticht damit in das wächserne Bild. Wütend sucht sie in ihren Flechten; da sie aber keine Nadel mehr findet, greift sie mit einer ungestümen Bewegung auf Jacobellas Kopf, die neben ihr auf dem Teppich sitzt.

Jacobella stößt einen Schmerzensschrei aus.

Oh, Jacobella, Deine Wunde! Blutet sie noch? Deine Binde ist rot. . . . Du hast mir nicht gesagt, noch immer nicht, wer Dir diese Wunde geschlagen hat. . . . Sie vielleicht, die Dirne, während Du ihr die Haare abschnittest? Erzähle, sprich! An welcher Stelle des Kopfes hast Du diese Locke abgeschnitten? Beim Ohr? Am Hals? Dort wo die Schlagader pocht?

Jacobella. Am Nacken. Sie hat es nicht bemerkt, sie hat das Geräusch der Schere nicht gehört. . . . Sie hat eine solche Masse von Haaren, daß sie weder sieht noch hört, wenn sie offen sind. Sie lasten auf ihr, wie das Gewicht von zehn Decken. Sie erstickt beinahe darin. Zuweilen weint sie vor Schmerz wie Jemand, der eine schwere Bürde einen Berg hinaufschleppt, oder sie stöhnt wie eine Nachtigall, die in einer Hecke verborgen ist. . . .

Digitized by Google

Die Dogaressa sucht von neuem nach der grausamen Nadel in ihren Haaren. Die Frauen liegen um sie her auf den Knieen; tastend sucht sie auf ihren Köpfen. Orsèola reicht ihr eine ihrer Haarnadeln hin; wütend durchbohrt sie das wächserne Bild damit.

Gradeniga. Aber bist Du auf dem Schiff gewesen? Durch welche List bist Du hingelangt? Sag' mir, sag'!

Jacobella. Pantea hat einen Aufruf erlassen, um eine andere Haarkünstlerin zu finden, die ihr die Haare auf eine neue Art ordnen sollte, denn ihre eigene Erfindungskraft erlahmt, nachdem sie bisher mit ihrem Haar alle möglichen Naturgegenstände, die anmutigsten wie die prächtigsten nachgeahmt hat: die kleinen Zellen des Bienenkorbs und das Horn des Widders, die Blüten der Hyazinthen und die Wellen des Meeres. Nachdem ich das gehört hatte, wandte ich mich an eine ihrer Dienerinnen, pries ihr meine Geschicklichkeit und bot ihr meine Dienste an. Und ich wurde zugelassen, um eine Probe meiner Kunst zu geben. Nerissa wartete auf mich in einem Kahn. Ich zitterte wie Espenlaub, als ich den Bucentaur bestieg.

Gradeniga. War er dort? Hast Du ihn gesehen?

Jacobella. Er war dort; er roch an den Fläschchen mit den Wohlgerüchen, als wollte er sich daran berauschen. Als sie mich eintreten sah, sagte Pantea halb lachend, halb verdrießlich zu ihm: Auch die da hat zwei Hände. „Oh, schaff' mir doch, um mich zu kämmen, eine Sklavin her mit hundert zarten und hurtigen Fingern." Ich zitterte. Er schaute mich aufmerksam an.

Gradeniga. Und wie sah er aus!

Jacobella. Er war wunderschön.

Gradeniga wirft den Kopf zurück, als wäre sie ins Herz getroffen. Ihre Hand streckt sich unwillkürlich nach den Frauen aus, als wolle sie von ihnen eine scharfe Waffe haben. Lucrezia reicht ihr eine ihrer Haarnadeln, und sie durchsticht wütend das Wachsbild, das schon ganz stachelig ist von all den Nadeln.

Gradeniga. Ich frage Dich, wie sah er aus? Heiter, zerstreut?

Jacobella. Es schien, als ob ihm zwischen den Brauen ein finsterer Gedanke säße. Seine Augen waren glühend und eher trüb.

Gradeniga. Aber sprach er nicht?

Jacobella. Er war wie in Gedanken vertieft. Als er aufgehört hatte mich anzustarren, zog er einen kleinen Dolch, den er am Gürtel trug, aus seiner Scheide und tauchte die Spitze in die Fläschchen; ob um sie wohlriechend zu machen, oder um sie zu vergiften, weiß ich nicht. Ich zitterte während ich die schweren Flechten auflöste. Meine Hände waren wie zwei verirrte Blätter in diesem großen Wald von Gold. Aber was thust Du? Was thust Du? rief sie aus dem Dickicht heraus; und der Zorn kochte in ihrer Stimme. Da kam mir dann plötzlich die Kühnheit. Wie ein Blitz, schnell wie ein Taschenspieler hab' ich abgeschnitten und versteckt. Und nachher dachte ich an nichts mehr, als an die Flucht. Meine Hände waren wie tot. Und der Zorn ist fürchterlich über mir losgebrochen. Fortgejagt, verfolgt, gestoßen. . . . Eine cyprische Dienerin wollte mich töten. . . . Eine Slavonierin hat die Hunde auf mich gehetzt. . . .

Nerissa in Thränen ausbrechend. Ah, Sereniſſima, ich weiß nicht, wie sie entkommen ist. . . . ihr ganzer Leib ist zerquetscht von den Schlägen; sie ist über und über verwundet, an den Armen, an den Schultern, an der Brust. . . .

Gradeniga zu Nerissa. Geh, geh, nimm sie mit Dir. Geh, pfleg sie. Verlang von Pentella den Balsam. Pentella! Pentella!

Digitized by Google

Pentella von der Höhe. Das Feuer kommt immer näher, es kommt mit der Strömung, es erleuchtet den ganzen Fluß. . . . Die Barken folgen ihm nach, sie umgeben es, dicht gedrängt, zahllos. . . . Ein großer Lärm!

Orsèola. Er wird am Garten vorüber müssen, der Bucentaur der Kurtisane, mit seinem ganzen Gefolge.

Catarina. Sie wird die ganze Nacht jubelnd auf der Brenta segeln und durch die Giudecca in Venedig einziehen beim Morgenrot.

Lucrezia. Beim Morgenrot wird sie sich in Tau baden, wie die Dogaressa Teodora Selvo, die Griechin, die Tochter des Kaisers Constantin.

Orsèola. Man sagt, sie bade jeden Morgen im Tau, den sie auf den Feldern und in den Gärten sammeln läßt, wie die Dogaressa Teodora.

Jacobella. Sie hat mehr als tausend Flaschen und Fläschchen und kleine Gefäße, mit allen wohlriechenden Essenzen, die es giebt. Sie hat einen Behälter für Essenzen auf ihrem Bucentaur. Und ein Weib begleitet sie, sie heißt Morgantina, die alle galanten Geheimnisse kennt, und die es versteht wie keine andere, wirksame Tränke und Wässer, Salben und Pulver zu bereiten, die die Schönheit erhalten.

Lucrezia. Man sagt, sie habe an ihrem ganzen Körper kein Mal, außer dem Netz ihrer Adern, und sie sei nicht eigentlich weiß, sondern leicht bläulich, wie das Weiße in den Augen kleiner Kinder.

Catarina. Man sagt, der Herzog von Calabrien besitze eine Schale, die er aus Constantinopel erhalten habe und die über der Brust der griechischen Helena geformt worden sei; über Panteas Brust habe er eine zweite formen lassen, und beide seien wie Zwillinge.

Während die Frauen in dieser Weise hin und her reden, sticht Gradeniga fortwährend mit den Nadeln, die alle umstehenden Frauen sich vom Kopfe nehmen und ihr mit abwechselnden Gebärden und Worten überreichen, in das Wachsbild. Das ununterbrochene Glitzern der Nadeln weckt das Bild vom Blitzen und Klirren der Waffen des Altertums über dieser Fabel von dem Weibe mit dem blauen und dem schwarzen Auge. Die Zauberin jedoch, zwischen dem Kohlenbecken und dem Sockel stehend, liest ohne sich stören zu lassen weiter im Buche des Königs von Majorka. Zuweilen ertönt vom Fluß herüber ein Lärm wie Schlachtgetöse. Die Wolken sind dem Erlöschen nahe.

Orsèola. Hört Ihr den Lärm?

Lucrezia. Welch sonderbares Geschrei! Welch sonderbares Geschrei!

Catarina. Man sagt, das Verlangen nach ihr mache die Männer rasen, wie die Bremse die Stiere.

Orsèola. Das ist wahr, das ist wahr. Als sie sich auf dem goldnen Schiffsschnabel zeigte, waren alle Männer verrückt.

Jacobella. Sie hat zweierlei Blicke. Die Verschiedenheit ihrer Augen verwirrt dem, der sie unverwandt ansieht, die Vernunft.

Lucrezia. Hört nur, hört! Scheint es nicht eher Schlachtenlärm zu sein, als Jubelgeschrei?

Catarina. Die Buhlerin will die Triumphe der Dogaressen noch überbieten. Sie will die Morosina Morosini in der Erinnerung verdunkeln und die Zilia Priuli und die Serenissima Gradeniga, unsere Gebieterin.

Jacobella. Zu Tausenden und aber Tausenden wurden die Myrthen-, Lorbeer- und Cypressen-Gewinde in die Brenta geworfen, damit die Strömung sie bis zur Giudecca, bis nach San Marco trage. Als Botschaften wurden sie nach Venedig gesandt.

Orsèola. Oh, Herr Jesus Christus, gieb, daß die aus Cypressen zuerst ankommen!

Digitized by Google

Catarina. Beim ersten Morgenrot wird ganz Venedig bekränzt erwachen und rufen: „Die Buhlerin Pantea kommt im Triumph!“ Und der Rat der Zehn und der Große Rat. . . .

Sie unterbricht sich, weil sie bemerkt, daß Gradeniga wieder Nadeln begehrt und die Frauen keine mehr besitzen.

Orsèola. Es hat keine mehr von uns eine Haarnadel, Sereniſſima.

Die rings umherstehenden Frauen suchen dennoch in ihren Haaren.

Gradeniga zur Zauberin. Slavonierin! Slavonierin! Was sagst Du? Was sagt Dein Buch? Glaubst Du, daß sie die Wunden fühlt? Glaubst Du, daß sie mit dem Tode ringt? Siehst Du nicht, wie ich sie durchbohrt habe? Ganz gespickt ist sie mit Nadeln wie ein Stachelschwein. . . .

Aus der Ferne vom Flusse her ertönt von Neuem der unerklärliche Lärm.

Höre, höre nur, Slavonierin, das Triumphgeschrei! Und Du verfluchst sie seit einer Stunde.

Die Zauberin bewegt sich langsam, das offene Buch tragend, auf die linke Seite. Sie geht zur Dogaressa; sie beugt sich nieder zu dem wächsernen Bild, das von Nadeln funkelt; sie legt ihre Rechte auf den kleinen Kopf, indem sie unverständliche Verwünschungen murmelt. Die Schatten senken sich vom Himmel herab, und die Wolken sehen aus wie von Asche verschleierte Scheiterhaufen.

Zündet die Fackeln an! Es ist Nacht.

Die Frauen stürzen zu den Fackelhaltern. Man hört im Garten plötzliches Geschrei.

Barbara und Ordella kommen laut schreiend durch den Garten.

Barbara. Pantea im Feuer!

Ordella. Pantea im Feuer!

Die Dogaressa springt stürmisch auf, indem sie das Abbild wegstößt, das zur Erde fällt.

Barbara atemlos hinzukommend. Pantea ist verbrannt! Der Bucentaur steht in Flammen! Alle Schwerter sind gezückt!

Ordella. Der Bucentaur steht in Flammen mit der Kurtisane, mit seiner ganzen Besatzung! Er kommt den Fluß herab, er ist schon in der Nähe! Man sieht schon den hellen Schein. . . .

Barbara. Eine Schlacht, eine Schlacht, Sereniſſima. . . . Alle sind rasend. . . . Sie schlagen sich von Boot zu Boot. Es fließt Blut. Es ist eine Metzelei. . . .

Gradeniga verzweifelt. Ach! Und er ist dort!

Ordella. Der Triumph war vollkommen — hunderte und hunderte von bewimpelten Barken, der ganze Fluß mit Gewinden bedeckt und Gesang und Jubel — als der Zwist ausbrach. . . . Durch den Kanal sind sie von Mirano gekommen, Priamo Gritti, Marin Boldù und Piero Sagredo, mit Schiffen voll bewaffneter Mannschaft; sie wollten mit Gewalt den Bucentaur besteigen und die Kurtisane bezwingen und sich als Herrn des Festes zu erklären. . . . Und sie drohten, alles unter Waffen und in Flammen zu setzen, um ihre Herrschaft geltend zu machen.

Gradeniga. Haben sie ihn getötet? Haben sie ihn getötet? Oh, sag mir, sag mir die Wahrheit! Hast du gesehen, daß er fiel?

Ordella. Er hat mit seiner Mannschaft den Bucentaur gegen den Ueberfall verteidigt. . . . Ich habe nicht gesehen, daß er fiel. Nur eine Sekunde lang sah ich, wie er sich mit Priamo Gritti, der auf die Brücke gesprungen war, schlug. . . .

Barbara. Ich sah Priamo Gritti ganz mit Blut bedeckt. . . .

Ordella. Man konnte nichts mehr unterscheiden als einen wütenden Haufen. . . . Der ganze Fluß war voll Wut. Die bewimpelten Barken

Digitized by Google

waren wie die Galeeren in einen weiten Mantel von funkelnden Schwertern gehüllt, und Alle schrieen: „Pantea! Pantea!“ Und je mehr sie schrieen, um so rasender wurden sie. Die von Mirano schleuderten Feuerwerke in die Luft. Und plötzlich stand der Bucentaur der Buhlerin in Flammen, mit einer unglaublichen Schnelligkeit, wie ein Bündel dürrer Reben, wie Zunder. Und ein scharfer Geruch verbreitete sich über der ganzen Schlacht, und die Flammen hatten Farben, die noch nie gesehen worden. . . .

Barbara. Die Essenzen, die Wohlgerüche. . . . All die Essenzen brannten in den Behältern und die duftenden Hölzer und die Gewürze. . . . In einem Augenblick hatte das Schiff Feuer gefangen und die Luft war gesättigt mit Wohlgerüchen und rings umher nahm die Raserei immer zu. . . . Sie kämpfen auf Leben und Tod! Alle Schiffe kommen den Fluß herunter, verworren, in einem Haufen. Sie kämpfen beim Schein der Feuersbrunst. . . . Sie sind schon ganz nahe. . . . Hört nur, hört!

Man hört den näher kommenden Lärm, im Hintergrund des Gartens sieht man die Röte des brennenden Schiffes. Wahnsinnig vor Schmerz und Entsetzen stürzt die Dogaressa auf die Treppe zu. Auf den ersten Stufen schwankt sie; ihre Frauen eilen sie zu stützen. Die Zauberin hebt das Wachsbild von der Erde auf und legt es zu Füßen der Venusstatue nieder, sodaß die Nadeln sich funkelnd von dem dunkeln Erz abheben.

Pentella von der Wendeltreppe. Da ist das Feuer! Da ist das Feuer! Es ist der Bucentaur, es ist der Bucentaur der Buhlerin, ganz in Flammen, mit glühenden Leichen bedeckt. . . . Eine Schlacht. . . . Es funkeln die Schwerter, tausende von Schwertern. . . . Feuer und Blut!

Die Dogaressa, auf der Mitte der Wendeltreppe angekommen, beugt sich, zwischen zwei Säulen, über das Geländer, sprachlos, wahnsinnig vor Schmerz und Entsetzen, während über ihrem Garten glühender Rauch und Wehgeschrei hinwegziehen. Ihr leichenfahles Antlitz, vom blutigen Widerschein beleuchtet, drückt die ganze Erhabenheit und die ganze Schönheit der tragischen Vision aus.

Die Stimmen der Kämpfenden. Pantea! Pantea! Pantea!

Digitized by Google

# Kunst und Handwerk des Schreibens.

Von **J. J. David.**

Die nachstehenden Bemerkungen haben vielleicht nur einen höchst subjektiven, im günstigeren Fall einen für einen bestimmten Ort giltigen Werth.

Dennoch seien sie gewagt. Es gilt allerdings für unfein, vom Handwerk zu sprechen, das man treibt. Ueber die Gesetze aber, von denen es bedingt wird, denken wir Alle trotzdem nach, suchen zu ergründen, nach welchen Richtungen hin es sich entwickeln wird.

Wir simpeln alle gerne Fach. Geschieht das mit Vernunft und Maß, so wird es Einem kein Billiger verdenken. Denn da hat Jeder etwas zu sagen, kann Jeder von Jedem lernen. Im Einzelfall spiegelt sich Allgemeines und es thun sich wichtige Ausblicke auf, deren Bedeutung nicht einmal dem klar sein muß, der sie uns eröffnet.

Ich möchte von Verhältnissen innerhalb des Handwerkes sprechen, das ich nun seit manchem — bald hätt' ich die große Lüge gewagt: gutem — Tage an demselben Orte treibe. Ein volles Jahrzehnt, ein schönes Stück Menschenleben, stehe ich nun im Dienst der Wiener Tagespresse und habe mich darin nach den verschiedensten Richtungen hin mit ungleichem Glück versucht.

Es ist, meine ich, eine Thatsache, daß der Journalismus hier zu einer sehr hohen Stufe der Ausbildung gediehen ist. Mindestens nach der formalen Seite hin. Fast immer beherrscht der Wiener Journalist sein Handwerk. Er schreibt in der Regel ein gutes, lebendiges Deutsch; oftmals sogar mit einer persönlichen Note. Entgleisungen, die ja hier auch vorkommen, erklären sich aus der Neigung, vorzuglänzen, die bei der ungemeinen Hast der Arbeit, der Unmöglichkeit, sie zu überprüfen, denn doch manchmal zu heiteren Unfällen führt.

Diese vermerkt man und ergötzt sich an ihnen. Denn eine gewisse Schadenfreude ist allgemein gegenüber denen, die öffentlich ihre Künste üben. Es sind immer unter den Zusehern eines Seilgängers zahlreiche, die mit einem bestimmten, gruselnden Vergnügen mit der Möglichkeit rechnen, der Kerl könne diesmal gründlich stolpern. Nicht damit er sich das Genick breche oder sich ernstlich beschädige. Man wünscht nur seinen Schrecken und seine Schadenfreude und derlei behält man im Gedächtniß.

Man nimmt eben gerne seine Revanche an denen, welche sich's anmaßen, uns zu belehren, uns eine Meinung zu bilden. Widerfährt dem Herrn Lehrer einmal etwas Menschliches, so lächelt die liebe Jugend und ergötzt sich auch späterhin

Digitized by Google

noch in der Erinnerung damit. Nichts Anderes sind die Sammlungen von Stilblüthen, mit denen die den meisten Spaß haben, deren Verständniß eben noch weit genug reicht, daß sie den Widersinn unglücklicher Bilder empfinden, ohne darum fähig zu sein, einen schlanken Satz zu bauen, ein Satzgefüge kunstvoll zu verschränken oder selbst nur nach seiner Schönheit und freundlichen Gliederung durchzufühlen. Es ist etwas Gothisches in einer schönen, deutschen Periode: Verschnörkelung, die nothwendig ist, und allenthalben eine gleich vertheilte und nicht zu starke Helle.

Vom Vortrefflichen wird wenig Aufhebens gemacht. Der Tag hat es geboren, der Tag schlingt es hinunter. Man erkennt mit einem gewissen, allgemeinen Wohlwollen, das immer etwas Gönnerhaftes an sich hat, da oder dort stünde heute ein guter Artikel. Es ist am ehesten noch der Versuch gemacht worden, Feuilletons zu vereinigen, die losen Blättchen zum Buche zu binden. Er ist selten geglückt. Es giebt kaum einen Antrag, mit dem man einem deutschen Verleger ungelegener käme, als der Wunsch, er möge in einen Strauß sammeln, was mit dem Tage erblühte und vielleicht eines besseren Loses werth war, als mit ihm dahin zu gehen.

Die Ahnung für das, was der kommenden Stunde wichtig sein werde, ist die eigentliche Grundbedingung für ein journalistisches Wirken. Aus ihrem Fehlen erklärt es sich, warum mancher Vortreffliche, der es sehr ernst meint, niemals zu einem rechten Einfluß kommt. Er rückt zu spät an, richtet seinen Strahl gegen einen Brand, der längst gelöscht ist, oder macht gar den komischen Eindruck einer Henne, die ein Ei begackert, das man längst geschlürft hat. Zu dieser ersten Voraussetzung gesellen sich hier noch andere Gaben. Eine allgemeine Fähigkeit ist es hier, einen „Fall“ nach seinem Unterscheidenden zu erkennen und darzustellen: zu sehen und zu schildern. Es werden Lokalitäten und Festlichkeiten mit wirklicher Augenhaftigkeit aufgefaßt und wiedergegeben. Allgemeine Redensarten verfangen nicht vor den Erscheinungen des Alltags: da heißt's sehen und nach bestem Können die Farben suchen. Man begegnet, meinethalb in der Schilderung eines Raubmordes, manchmal Stimmungen von einer Feinheit und Anschaulichkeit, daß sich kein Novellist ihrer zu schämen brauchte; Straßenbildchen von einer entzückenden Frische. Große Politiker von Ernst der Gesinnung und Wissen, die staatsmännischen Blick in die Ereignisse des Lebens haben, sind natürlich selten. Sehr häufig aber ist eine gewisse, allgemeine Fähigkeit, einen Gedanken, wie ihn der Tag eben zur Erörterung gestellt hat, reinlich zu bearbeiten und zu einer gewissen Fülle und Rundung auszugestalten, daß er sein Gewicht und sein Gesicht zu haben scheint, daß der Leser allerhand daraus zu erfahren glaubt, ohne darum doch ein Wesentliches klüger geworden zu sein. Sehr häufig endlich ist ein Talent, gefällig zu erzählen oder wiederzuerzählen. Das blendet am liebsten. Man ist nur zu geneigt, dahinter mehr zu vermuthen, als eigentlich darinnen steckt. Es täuschen rein journalistische Veranlagungen sich und Andere. Man meint sie größeren Aufgaben gewachsen. Man ermuthigt sie. Endlich wagen sie sich an ein Ganzes, und die vollkommene Unzulänglichkeit wird klar. Es ist ihnen nicht gegeben, einen größeren Rahmen zu füllen, die geistreiche Skizze auszuführen; man hat wieder einmal vergessen, wie allgemein hier ein gewisses Formtalent ist, wie groß die Lust, gefällig zu plaudern, ohne daß dabei ein wirklich ernsthafter Gedanke in Bewegung gesetzt würde. Höchstens die blanke Scheidemünze eines hübschen Einfalles oder

Digitized by Google

eines flinken Wortes wird so geprägt, mit der man ja seine Freude haben kann, ohne daß man durch sie innerlich um einen Heller reicher geworden wäre. Unsere Lustspieldichter, von Bauernfeld bis zu Karlweis, haben sich auf diese Prägung immerdar verstanden und so den Eindruck einer Fülle erweckt, größer, als die in ihnen war. Es klingelte und klirrte so hübsch bei ihnen; nur veralten Schaupfennige gar rasch und sie verlieren über ein kurzes Weilchen jenen fröhlichen Glanz, mit dem sie uns einmal verblendet.

* * *

Aus dem fliegenden Blatt, das irgend ein Ereigniß, ein Wunderwesen der Mitwelt überlieferte, sind unsere Zeitungen entstanden.

Je weitere Kreise die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, desto mehr schwoll der Inhalt dieser Meldeblätter an. Es entstand zunächst das Bedürfniß, die Begebenheiten übersichtlich zu ordnen.

Schon damit sind die Anfänge moderner Zeitungsmache gegeben. Eine gewisse Beeinflussung der Allgemeinheit liegt schon in der Aneinanderreihung der Thatsachen nach dem Gesichtspunkt: Dies hat Euch wichtiger zu erscheinen, als Dieses.

Man beginnt, die Begebenheiten zu glossiren oder versucht, ihnen nach inneren Zusammenhängen beizukommen. Dies ist der entscheidende Schritt. Sowie das Anklang fand, war die moderne Zeitung geschaffen. Nicht mehr der Registrator der Zeitereignisse war der Zeitungsmensch: er war ihr Beurtheiler, unter Umständen ihr Richter. Er konnte warnen und mahnen.

Eine ruhigere Entwicklung nahmen die Dinge in Norddeutschland. Dort blieben die Zeitungen sehr lange eine Anhäufung sorgfältig gesichteten und gewissenhaft geprüften Materiales. Es wurde wenig hinzugethan; dies aber gründlich und aus guter Kenntniß des betreffenden Stoffgebietes. Sie unterwiesen; die Bildung des Urtheils, dessen Schöpfung sie ermöglicht hatten, war der Einsicht des Einzelnen überlassen.

Einen anderen Gang nahmen die Begebenheiten bei uns. Hier wirkte das französische Vorbild heftig. Unser erstes, modernes Blatt ist doch unmittelbar nach Pariser Muster geschaffen. Derselbe Mann, der den Parisern Wiener Gebäck zur angenehmen Kenntniß gebracht, vermittelte uns französische Zeitungsmache. Er traf dort wie hier den allgemeinen Geschmack. Ohnedies besteht eine starke Verwandtschaft zwischen unserem und gallischem Wesen. Wir wollen lieber scheinen als sein, haben eine Freude an aller Schauspielerei und können eher blenden, als überzeugen. Man untersuche einmal die jungwiener Litteratur auf französischen Einschlag und man wird zu ganz erstaunlichen Ergebnissen gelangen. Dies ist weder Zufall, noch Nachäfferei. Was auf uns wirken soll, dies muß in unserem Wesen Widerhall finden. Ein echtes Talent lernt niemals anders, als indem es sich zueignet, was es von Verwandtem und zu seiner Entwicklung Nothwendigem bei Anderen entdeckt.

Begabungen, verschiedenen Ranges, Alle aber entschieden, fanden sich reichlich, drängten sich herzu. Sie verschafften den neuen Unternehmungen Ansehen und Würde. So wuchs ihr Einfluß. Die Kunst wurde entwickelt, auch schwierigere Fragen zu erörtern, daß keinerlei Ernst abschreckte, an sie heranzutreten.

Digitized by Google

Denn wir sind einmal wie Kinder, schlecht erzogene mein' ich, denen aller Ernst und lehrhafte Miene schrecklich sind. Wir laufen gerne aus der Predigt, wenn sie nicht reichlich mit Witz und Scherz aufgeputzt ist. Gründlich und fad gelten uns ungefähr für Worte gleichen Sinnes.

Der Erfolg reizte zur Nachahmung. Immer neue Schichten der Bevölkerung suchte man für die Zeitung zu erobern. Erst waren die Besitzenden gewonnen worden; dann wendete man sich an die kleineren Leute; endlich an die unteren Schichten. Es brauchte das vieler Versuche, ehe für jede Gruppe die Formel gefunden war, die ihr behagte. Denn die Unterschiede des Geschmackes und der Bildung, verschleiert durch eine gewisse, allgemeine gute Form und durch eine lässige Duldung, sind bei uns größer als anderwärts. Neue Reizungen, selbst eine neue Sprache mußten gefunden werden.

Als aber dieses erst vollbracht war, da machte sich unwiderstehlich die Anziehungskraft einer großen Organisation auf die geltend, die außerhalb stehen.

Gewisse Grundbedingungen, eben bei uns nicht selten, waren erforderlich. Die leichte und behende Beweglichkeit des Geistes zunächst, der es vergönnt ist, einen persönlichen Eindruck in ein allgemeines Urtheil umzusetzen.

Eine Bildung, die so gründlich sein durfte, wie sie wollte. Nur nach dem Gelehrten hin schillern durfte sie nicht. Es mußte der Eindruck einer vollkommenen, lückenlosen Beherrschung der Materie ohne jedes Aufrücken mit schwerem Geschütz oder mit Krücken von Bücherweisheit erzeugt sein. Anführungen waren unbeliebt. Entlehntes und Eigenes waren kunstvoll in Eines zu verweben.

Eine gewisse Tüchtigkeit der Gesinnung war höchst erwünscht. Vermochte sie sich pathetisch zu äußern, verfügte sie über rednerischen Schwung und eine gewisse Größe des Ausdruckes, so war das durchaus nur von Vortheil. Bezüge zu finden, also ein gutes und sicheres Gedächtniß war von Nutzen. Ein gewisses Vertrauen in die eigene Meinung, so flüchtig sie gebildet sein mochte, mußte hinzukommen. Wer an sich selber glaubt, der bewegt auch Andere zum Glauben.

In den meisten Fällen — ich rede hier nicht vom Kunsturtheil, nur von der eigentlichen „Aktualität" — ist die Verantwortlichkeit allerdings schwer wiegend, doch kurzlebig.

Es macht nichts, wenn die Ereignisse von morgen die Weissagungen von Gestern Lügen strafen. Genug, wenn sie logisch gegründet und dem Leser einleuchtend gegeben waren. Unsere Zeit ist nun einmal kurz von Gedächtniß und nach immer Neuem hungrig.

Die eigentlichste Aufgabe der Zeitung ist nun Kritik. Bejahend kann sie so gut sein, wie verneinend. Aber sie muß alle Erscheinungen und Gebiete des öffentlichen Lebens umspannen oder sich zuzueignen suchen.

So ist denn Raum und Lockung für Viele gewesen. Denn mannigfaltige Aufgaben wurden mit jedem Tage gestellt und waren zu bearbeiten.

Hier mußte ein gewisser, allgemeiner Ton eingehalten sein; man durfte den Verfasser mehr ahnen, als nach sicheren Kennzeichen ansprechen dürfen. Manier war verpönt. Stellte sie sich aber doch irgend wie bei einer hervorragenden Kraft zwingend für die Leser ein, dann sahen sich die Uebrigen verurtheilt, sie nach Kräften nachzuahmen.

Anderwärts mußte man sich mit der kräftigsten Eigenart freuen. Geltung und Ansehen wollten einmal erschmeichelt, ein andermal wieder erzwungen sein.

Digitized by Google

Dann konnte man sich Heftigkeit des Tones und immer schärfere Würze an Einfällen behagen lassen. Auch das fand Anklang. Ueberhebung wird nur zu gern mit Ueberlegenheit verwechselt. Und wenn ein Mann, der sich anmaßt, sonst etwas zu gelten, der uns eine gewisse Achtung abgewann, wie ein Schuljunge abgelanzelt wird, so sind die Wenigsten reif genug, eine gewisse Schadenfreude zu verbergen oder gar zu unterdrücken. Der Ernst soll seine Berechtigung erst erweisen — den Spott läßt man sich immer behagen. Der Gassenjunge hat gegenüber dem ernsten, behäbigen Herrn immer die Lacher auf seiner Seite, wie fühlen uns der Zeit gemahnt, da wir selber noch dreist und jungenhaft waren . . .

* * *

Nun hat ja die journalistische Arbeit höherer Art ihre entschiedenen Lockungen.

Es liegt etwas Improvisatorisches in ihr. Ein langes Zaudern und Besinnen ist ausgeschlossen.

Sie lehrt eindringlich die Rechte des Augenblickes. Ihm muß abgewonnen sein, was alsdann mit einem Schein der Dauerhaftigkeit aufzutreten hat.

Die lyrische Stimmung, die sich sehr verdichten muß, ehe sich in uns die Seele eines Liedchens auch nur zu regen beginnt, sie läßt sich so weit bald meistern und erzwingen, als zur Fertigung eines Feuilletons, zur Schmückung einer Notiz genügt.

An die Stelle des Gedankens, der gründlich durchgeprüft und nach Tragkraft und Verzweigungen sorgfältig abgeschätzt sein will, tritt nur zu oft sein flinker Stiefbruder: der Einfall. Auch in ihm kann eine große Fruchtbarkeit enthalten sein. Nothwendig ist sie nicht. Es genügt, wenn er blendet und verblüfft.

Raketen erwecken immer ein gewisses Staunen; das stille Licht der Studierlampe eines ernsthaften Gelehrten, an dem sich vielleicht ewige Wahrheiten entzünden sollen, weiß nur der zu würdigen, dem Zutritt in seine Stube, der Anblick seines Ringens mit dem Ewigen vergönnt ist. Man schickt nur zu gerne den Witz auf die Bürsche. Das ist ein flinker Windhund; was immer er auftreibt, ist willkommen. Beute ohne jede Rücksicht auf Schonzeit.

Jede neue Aufgabe stellt neue Ansprüche an den Künstler. Immer wieder muß er seine Kraft sammeln und bei jedem Streich, den er thut, sich denken, er sei der Entscheidende. Dies entfällt hier. Es setzt wohl auch ein heißes Ringen um die Form. Meistert man sie aber einmal, dann hat man sie für immer sicher. Eine gewisse Bummeligkeit, in der Kunst der Verderb, mag hier sogar den Reiz der Anmuth üben. Ist die Marke einmal eingeführt und hat sie Anklang und Werth beim Publikum gefunden, dann kann man sie gelassen forterzeugen. Es währt lange genug, ehe man ihrer müde wird. Alsdann muß man sich um ein neues Muster umthun oder zur Seite treten. „Ausschreiben" thut sich übrigens Jeder einmal. Das ist beim schriftstellerischen Beruf nicht zu vermeiden. Dem Journalisten, dem immer wieder der Tag seine Anregungen zuweht, droht es sogar minder, so lang er empfänglich genug ist, sich jeder Impression hinzugeben, als dem Künstler, der aus sich zu schöpfen bemüht ist.

Die Sprache wurde ganz außerordentlich geschmeidigt. Eine Weiterentwickelung war nicht zu verkennen, obgleich sich manches Schlimme auch einschlich. Es gab vorzügliche Muster, nach denen sich Jeder bilden mochte. Die freche

Digitized by Google

Grazie Heines lockte Viele. Andere griffen nach dem kühnen Redeprunke Schillers, der immer bedeutend erscheint und Ausblicke mehr andeutet, als eröffnet. Lessing, Jakob Grimm in seiner schönen Kühle, durch die es haucht, wie um den Waldborn zu maigrüner Zeit, fanden Nachfolge und auch zu Börne gesellten sich Bekenner. Ja, selbst des alternden Goethe Feierlichkeit that es Einigen an. Sie orakelten tapfer und ernsthaft darauf los und die Würde der Form machte zum oftmals recht nichtigen Inhalt für den Kenner einen sehr ergötzlichen Eindruck, wie ein Purpurgewand über einem Gliedermännchen. Dem Laien imponierte das freilich.

Jeder, der etwas gelernt hatte und zu jeglicher Stunde über sein Wissen verfügte, hatte nun die Gelegenheit, es zu verwerthen und drängte herzu. Neue Einsichten wurden ins Volk getragen. Es mußte dabei allerdings sehr viel auf die Zubereitung gewendet werden. Aber man ist nunmehr ungerecht gegenüber dem ungeheuern Bildungs-Faktor geworden, den die Zeitung bedeutet. Man unterschätzt, nicht immer nur aus Unkenntniß, die Menge von Bildung, die in einer einzigen Nummer aufgespeichert ist, die Sicherheit des Geschmackes, ehe sie geordnet und so gefügt ist, daß Alles klappt, sich nirgends der Widersinn vordrängt, Solisten, Einzelstimmen, die Tutti des lokalen Theiles und des Nachrichtendienstes so ineinander gefügt wurden, daß der große Chor zum Preise des Allsiegers, der Aktualität, harmonisch erhoben werden konnte.

Lange, ehe das Schlagwort einer Heimathskunst ausgegeben wurde, ist sie hier bei uns im Dienste der Tageszeitung geübt worden. Die unvergänglichen Schilderungen Friedrich Schlögls, so groß wie wahrhaftig in der Gesinnung, sind also entstanden. Wie unser Volk spricht, ist erst hier eigentlich festgestellt worden; wie närrisch es sich gehabt. Es wären hier Viele zu nennen, die aus der Zeitung mit gutem Fug in die Literatur vordrangen und nun auch jenseits der Landesgrenzen geschätzt sind. Selbst die Schreibart des Wienerischen ward hier erst durch die Setzer bestimmt.

Selbst reine persönliche Eigenschaften, die Fähigkeit, sich gute, gesellschaftliche Beziehungen zu schaffen, sich das Vertrauen hochstehender Herrschaften zu sichern, daß man als ihr Sprachrohr benützt ward, hatten ihren guten Werth.

Und zu diesen Vortheilen, zu den Lockungen eines Marktes von großer, doch begrenzter Aufnahmsfähigkeit, daß man sich immerhin sputen mußte, wenn man ankommen wollte, gesellten sich direkte Versuchungen.

Der Künstler wendet sich, seltene Glücksfälle ausgenommen, zunächst an die kleine Gemeinde. Von hier aus erobert er sich die allgemeine Aufmerksamkeit, die der Journalist von Gaben von vorneherein für sich hat.

Er bedarf nur zu oft des Journalisten als des Herolds und des Kündigers seiner Leistungen. Der Gedanke liegt nahe, das, was von Anderen besorgt, immer unsicher geschieht, für sich selber zu thun, durch Nebenarbeiten die Neugier auf jene Werke zu lenken, die Einem selber am Herzen liegen.

Es kommt die Gelegenheit dazu, sich Macht zu erwerben. Pforten, die gewöhnlichen Sterblichen sich schwer aufthun, sie springen von selber auf, wenn man in den Fingern des Pochenden die ganze Macht eines wichtigen Organes der öffentlichen Meinung beschlossen meint. Lockungen aller Art winken dem Journalisten: die Gunst gefälliger Frauen, für die es wichtig ist, genannt zu sein. Der Ruf eines witzigen Kopfes genügt, um werthvolle Verbindungen zu gewinnen, die dann wieder das Ansehen innerhalb des eigenen Wirkungskreises

Digitized by Google

steigern. Die Fähigkeit, zu schweigen, wird bei einem geschätzt, von dem man weiß, er vermöge das Wort zu meistern.

Dazu kommt ein Beruf, der zahlreiche Aufregungen mit sich bringt, immer eine Lockung für gewisse Naturen; der mindestens zu Beginn, bis man sich seine Stellung geschaffen, ein beständiges Greifen nach den öffentlichen Wünschen, ein rastloses Spähen nach der Gunst des Augenblickes und Gewandtheit, sie zu nützen, erfordert. Ganz ohne sein eigen Verdienst konnte vordem hier in diesem Handwerk Niemand vorwärts kommen. Auch die Lockung einer gesicherten Lebensstellung, der Unabhängigkeit von den kleinen Sorgen, die für die Dauer auch das größte Talent schädigen, ja durch den Zwang einer immer erneuten Ueberanstrengung zerstören müssen, eines Berufes, der immerhin einen Schein großer, persönlicher Freiheit gewährte, kam hinzu.

Es fehlt nicht an Gelegenheit zu jener Bummelei, die wir Alle lieben, noch zum Verkehr mit geistig beweglichen und von Gesinnung freieren Frauen. Und so wählten denn viele und mit die Besten bei uns den Durchgang von der Zeitung zur Kunst.

Meist blieben sie unterm Thore sitzen. Denn sie merkten, das, was sie im Dienste des Handwerkes vollbrachten, genüge vollauf, um ihnen Geltung, ja Ansehen in der Welt zu verschaffen. Sie fanden in ihrem Wirken ihr Genügen.

Es entfiel damit jener Stachel der Unbefriedigung, der über den Menschen das Meiste vermag, der ihn zu immer stärkeren Anstrengungen bewegt. Ihren Tag erfüllten sie. Und in lauter kleinen Spannungen, wie sie dies Gewerbe mit sich bringt, verzehrte sich ihre Lebenskraft. Andere verzettelten sich einfach. Sie spielten aus Gewohnheit noch mit dem Gedanken an jene größeren Pläne, mit denen sie einmal in den Beruf eingetreten, ohne mehr die Lust zu ihrer Durchführung in sich zu glauben.

Denn Eines geht dabei, eine seltene Zähigkeit des Willens ausgenommen, sicherlich und unrettbar verloren, gerade das, ohne welches ein größeres, künstlerisches Unternehmen niemals gerathen kann: die Geduld.

Man muß den Keim in sich aufwachsen lassen, bis man sich ganz von ihm erfüllt meint. Warten muß man können, bis er selber nach seiner Geburt drängt. Eine innige Liebe zum Werdenden muß im Künstler erwachen, also, daß er nichts in sich aufnimmt, was nicht so oder so dem Knospenden in ihm fromme, daß er jede Schädlichkeit sich ferne hält, nicht anders, als eine gute und hoffende Mutter. Wie vermöchte das der Journalist? Er ist gewohnt, den Einfall zu gestalten. Er raspelt den Block und mit den Abschnitzeln macht er sich ein hübsches Feuerchen daran man sich ein gut und nahrhaft Süppchen kochen, unmöglich aber Erze zum Schmelzen bringen kann. Es ist das Material dasselbe, in und mit dem gearbeitet wird. Nur seine Verwendung ist verschieden.

Und so merkt man denn meist auch bei ihren größeren Wagnissen, wie ihnen da und dort eine Flüchtigkeit der Ausführung, die Hast zur Zeit, fertig zu werden, die im Journalismus eine so große und in der strengeren Kunst so gar keine Rolle spielt, das Konzept gestört und die Stimmung verdorben habe.

Einzelne rangen sich durch. Immer und unter allen Ablenkungen behielten sie ihre größeren Ziele vor Augen, sammelten sich immer wieder und vollbrachten so Erstaunliches. Ich nenne nur einen, den vortrefflichen und rastlosen Friedjung. Anderen ist es vielleicht ein inneres Bedürfniß, neben ihrer eigentlichen Thätigkeit

Digitized by Google

immer wieder auch zu diesen Fragen des Tages Stellung zu nehmen. Einige erhielten sich rein, weil sie günstige Lebensverhältnisse vor der Sorge um den Erwerb behüteten, oder weil ihnen jene Anpassungsfähigkeit versagt war, welche der Dienst der Zeitung fordert. Etliche haben endlich mindestens vollendete Meisterschaft in ihrem begrenzten Gebiete erworben, vorbildlich und erzieherisch durch Reinheit der Gesinnung, Adel und Form und Rechtschaffenheit des Urtheils gewirkt. Auf ihnen ruht nun für immer der Ruf des Wiener Zeitungswesens und der Wiener Journalistenschule. Sonderbarer Weise sind die Wenigsten darunter eigentliche Wiener. Es war immer in der Art dieser Stadt, Fremde sich anzueignen und mit den linden Armen ihres schmeichlerischen Wesens festzuhalten und zu umstricken.

Bei sehr vielen aber hat man das Gefühl, als seien reiche Gaben nicht zur völligen Entwickelung gelangt, als seien sie vor der Zeit zermahlen worden. Denn auch die Freiheit des Journalisten ist nur scheinbar und durch tausend Rücksichten begrenzt. Andere verdarb der frühe Einfluß und die Sucht, ihre Macht zu zeigen. Darin liegt immer schon die Gefahr des Mißbrauches eingeschlossen. Sie hatten es gar so eilig, ihr Sprüchlein zu Allem herzubeten, daß sie ins häßliche Plappern geriethen. Oder man suchte seine Ueberlegenheit im Spötteln zu demonstriren. Ein moderner Mensch darf sich nun einmal nichts imponiren lassen. Rein aus dem Bedürfniß, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, tummelten sich Einige in den verwegensten Sprüngen. Was ursprünglich Gebärde hatte sein sollen, das wurde bald Grimasse. Es ist so manches Unheil geschehen, und mancher, der seinen stillen Weg gehen mochte, ist dadurch erschreckt und stutzig gemacht worden.

War er der Rechte, so nahm er ihn schon wieder auf. Aber selbst bei Anzengruber meine ich in seinen letzten Arbeiten manchmal Spuren zu merken, als sei die Stellung als Redakteur eines Witzblattes, die ihm ja finanziell so höchst gelegen kam, nicht ganz ohne Einfluß auf sein Schaffen geblieben. Und hätte sie ihn nur einen Tag der Woche beansprucht — wie nun, wenn dieser Tag just fruchtbar war, die Gedanken sich bereit herzudrängten und zurückgeschoben sein mußten, weil der Dienst nun einmal übel oder recht gethan sein will? Denn das Schaffen hat eben seine Launen und suchen wir sie ihm abzugewöhnen, so treiben wir ein gewagtes und ein sehr unsicheres Spiel.

* * *

Es sind also Viele im Seifen- und Glasbläserhandwerk stecken geblieben, von denen man sich einmal des Besten versehen konnte. Und man muß sich nur fragen, ob der Journalismus nicht eine schlimmere und verderblichere Frohne sei, als die Beamtenlaufbahn, die vordem unsere Dichter mit ihrem Schaffen zu vereinigen suchten.

Angelegenheiten, die gar nichts mit einander gemein haben, lassen sich in derselben Seele getrennt verwalten. Hängen sie aber irgendwie mit einander zusammen, so durchdringen sie sich bald gegenseitig.

Einer anderen Perspektive gegenüber den Erscheinungen des Tages bedarf der Künstler, als der Journalist. Er muß also auch eine andere Distanz dazu halten.

Digitized by Google

Es scheint mir nun aber, als beginne sich bei uns die Befreiung der Talente vom Bann des Zeitungswesens bereits vorzubereiten. Allerdings nicht ganz aus Wahl und Wollen der Talente, vielmehr aus der Nothwendigkeit der Dinge und ihres Ganges.

Es waren große Begabung nothwendig, die Formen zu schaffen, in denen sich der moderne Journalismus bewegt. Sie auszufüllen, nachzunahmen, genügen Mindere. Man hat begriffen, wie viel am Handwerk erlernbar ist, daß es trotz Einem eine bürgerliche Existenz gewährt. Man drängt sich also dazu. Früher wurde Einer Journalist, wenn er mußte, sei es, daß ihn seine eigensten Anlagen dazu drängten, sei es, daß ihm die Umstände sonst keine Wahl ließen. Nun „verfehlt man seinen Beruf" mit Bewußtsein.

Man eignet sich jene Fähigkeiten an, deren man zu bedürfen glaubt — man wirft sich auf neuere Sprachen und erwirbt sich einige Uebung, über Alles mitzusprechen. Da kommt denn im Laufe der Zeiten sicherlich einmal auch etwas Vernünftiges heraus und erweckt das neidenswertheste Gefühl der Sicherheit.

Ja, man begiebt sich direkt als Lernender in den Dienst der Zeitung. In dieser Beziehung hat das Telephon eine große Umwälzung bedeutet, deren Ende noch lange nicht abzusehen ist. Immer zahlreicher, immer umständlicher werden die Meldungen; so mehren sich denn diejenigen, die sie empfangen müssen und vorläufig nichts Weiteres brauchen, als gute Ohren und sehr flinke Hände. Sie tragen Material herbei; sie gewinnen aber zugleich den genauesten Einblick in die Art, wie es verarbeitet wird und gucken sie ab. So rücken sie je nach Befähigung in den höheren Dienst ein, sperren schon durch ihre Anwesenheit Anderen den Zugang, gewinnen es ihnen sogar bald genug durch größere Routine und Willigkeit ab.

Es waren klingende Namen, die sich bald Geltung gewannen, erforderlich, um der Zeitung jenes Maß von Ansehen zu verschaffen, dessen sie selbst für ihr geschäftliches Gedeihen bedurfte. Auch das ist nicht mehr der Fall, es hat sich herausgestellt, daß die Autorität des Einzelnen bald genug zu der des Unternehmens geworden ist. Legt er aus diesem oder jenem Grunde sie nieder, oder wird sie ihm aus der Hand genommen, so bedeutet dies eine kurze und kaum nennenswerthe Einbuße an Geltung. Man nennt höchstens keinen Namen mehr, man fragt nicht mehr: *was* schreibt Hans oder Kunz, sondern *wie* schreibt diese oder jene Zeitung? Ausnahmen giebt es natürlich immer noch. Sie müssen aber immer seltener werden.

Es hat sich ein gewisser, allgemeiner Durchschnitt für die Leistungen eines jeden Blattes herausgestellt. Das Publikum befriedigt sich dabei und den Unternehmern ist dieser Gang der Dinge natürlich höchst recht. Sie wissen heute — mit einiger Geduld und Klugheit kann man den Lesern so ziemlich Jeden aufzwingen, ja selbst als bedeutend suggerieren, ob sie zu Beginn etwas von ihm wissen wollten, oder nicht. Er hat sich nur „in den Rahmen des Blattes zu fügen."

Einer nicht unerheblichen Sorge sind sie damit ledig. Sie müssen sich nicht mehr darum kümmern, wie sie eine Persönlichkeit, die sich abgenutzt hat, durch eine Andere ersetzen wollen. Persönlichkeiten sind nicht immer zu haben; sie sind kostbar; und sie stellen Ansprüche. Ein neues Rad, das sich der großen Maschine einfügen läßt, vollkommen nach ihren Ansprüchen in der eigenen Werkstatt her-



Digitized by Google

gestellt, ist stets zur Hand. Es läßt sich ohne Weiteres einsetzen und thut seinen Dienst.

Die Zeitung war vordem ein großer Organismus bei uns. Selbst das Amtsblatt, das überall ein unverbrüchliches Anrecht auf eine gediegene Geduldprobe für seine Leser hat, wußte und weiß bis nun sich mit fähigen und geltenden Menschen aufzuputzen. Mehr und mehr erfolgt aber gegenwärtig die Umgestaltung in den großen Betrieb. Unbedingte Fügsamkeit wird erfordert; die Gesammtmeinung tritt an die Stelle der eigenen Ansicht. So braucht man den Einzelnen nicht mehr, der sie mit Geschick und Wucht des erworbenen Ansehens vertrete. Sich darein zu finden, lediglich die augenblicklichen Ansichten der Eigenthümer zu dolmetschen, ist nun schon nicht Jedermanns Sache. So ist eine Lockung des Zeitungsdienstes beseitigt.

Eine losere Abhängigkeit dürfte sich zunächst einstellen. Die gewöhnlichen Gerichte wird man bei sich zu Hause nach bewährten Rezepten herstellen. Eigene Regie ist ja neuerdings ein sehr beliebtes Schlagwort bei großen Unternehmungen.

Leckerbissen aber, Sonntagsbraten und Schauschüsseln, die wird man in immer steigendem Maße von auswärts beziehen. Der Bedarf wächst doch; in unerhörter Weise schwillt der Lehrstoff, den unsere Zeitungen ihren Getreuen darbieten. Und man weiß sich etwas mit seiner Güte und man sieht Namen immer gerne. Denn sie putzen.

Mit der erhöhten Möglichkeit, jede Arbeit leidlich zu verwerthen, entfällt der Zwang, sich für eine bestimmte Leistung zu verdingen. Man wird wieder freizügig. Und war man gewohnt gewesen, Alles, bewußt oder unbewußt, vom Standpunkt seines Blattes anzusehen, es thunlichst seinen Anhängern mundgerecht darzustellen, so entfällt das nun. Was da schon anstößig ist, mag dort noch außerordentlich zahm berühren; hier mit seiner Meinung ungelegen, darf man sich anderwärts damit höchst willkommen sehen.

Der Journalismus hat das schaffende Talent unterjocht, als er selber noch ein freies Gewerbe, an der Grenze des Künstlerischen gewesen war; in seiner immer entschiedeneren Entwicklung nach dem Erlernbaren, dem Handwerksmäßigen, wie sie bei uns zu verzeichnen ist, bedarf er seiner nicht mehr. Nun erscheint es noch wie Luxus; bald wird's innerhalb des Betriebes als überflüssig, endlich als störend empfunden sein.

Ein gewisser Vorwurf für Männer, die in ihrem Berufe aufgehen und nichts begehren, als sich in ihm zu vervollkommnen, liegt doch darin, daß neben ihnen Andere einhergehen, die er nicht erfüllt, die ihn als Nebenwerk mit beständigem Schielen nach Höherem treiben, statt den Augenblick tüchtig zu besichtigen und zu erfassen. Wie Böhnhasen, die ihnen ins Handwerk pfuschen, müssen sie den Anderen vorkommen. Und weil sie nicht nur die Mehreren, sondern auch die Unentbehrlichen sind, so müssen sie's nothwendig gewinnen.

Es ist das schlimm für diejenigen, die in die Uebergangszeit kommen und umständlicher, mühevoller ihren Weg suchen müssen. Aber sie bleiben vor mancher Ueberarbeit bewahrt.

Der Schaffende, der jährlich seinen mäßigen Band vor sich bringt, der gilt für fleißig und begegnet der Besorgniß, ob er sich nicht mehr zumuthe, als er vermag. Nun stelle man das Jahreswerk eines Journalisten dagegen, selbst eines

Digitized by Google

minder eingespannten und man wird erstaunen. Und immer wird sich etwas darinnen finden, das nicht so ganz weggeweht zu sein verdient.

Es ist ja auch möglich, und in Berlin scheint mir sogar der Versuch gemacht, eine Zeitung zu schaffen, in der lauter Persönlichkeiten und unverkümmert zu Worte kommen. Gelingt er, so bedeutet er den Beginn einer neuen und höheren Entwickelung.

Gegenwärtig beginnen sich Kunst und Handwerk zu scheiden, die sich nie anders hätten berühren sollen, als daß die Kunst die Linien zieht und die Model fertigt, innerhalb deren sich das Handwerk bethätigt. Das mag ein Glück für die Schaffenden bei uns werden. Denn sie haben sich zu lange im Dienste der Baalim des Tages bethätigen müssen und es ist dabei manch Einer zerrieben worden. Nun, immer entschiedener, werden sie sich dem Kultus des Einen, Ewigen hingeben müssen. Die Schwächeren mögen untersinken; die Starken aber werden kämpfen, weil gerade für sie bald keine Unterwerfung mehr möglich sein wird. So scheint mir die Entwicklung zu gehen. Und nachdem sie sehr wohl mit gewissen wirtschaftlichen Gesetzen stimmt, so wird an meinen Gedanken wohl etwas allgemein Giltiges sein.



Digitized by Google

# Rundschau.

## Eine Ehrenrettung der Fideikommisse.*)

Seit Plinius sein: „Latifundia Romam perdidere“ ausgesprochen, hat kaum je ein Historiker, Soziolog oder Volkswirt gezaudert, seine Unterschrift unter dieses Urteil zu setzen. Die schnellen Katastrophen, die alle Staaten der alten Geschichte in Staub warfen, werden einmütig auf die Konzentration des Grundeigentums in wenigen Händen zurückgeführt. Lorenz v. Stein nennt ganz allgemein als ‚unabweisbare‘ Folgen des Latifundienunwesens: „erstlich: Steigerung der Armenlast und des Vagabundenwesens, zweitens das gewaltsame Wachsen der Städte, und drittens die Zunahme der Auswanderung. Mit diesen drei Dingen geht dann der Wohlstand des Volkes ... langsam aber sicher zu Grunde.“ (Die drei Fragen des Grundbesitzes. Stuttgart 1861. S. 125.)

Für die schlimmste Species dieser schlimmen Institution galt nun ebenso allgemein die „Tote Hand“, der keiner Teilung und Auflösung zugängliche Grundbesitz der Kirche und der Majorate, resp. Fideikommisse. Viele Schriftsteller schieben auf die Einführung der Majorate durch die Cortes von Toro (1505) den Niedergang Spaniens viel mehr, als auf die Vertreibung der Morisken und Juden und die Anziehungskraft Amerikas. Sugenheim konstatiert, daß die durch diese Dinge betroffenen Provinzen viel weniger Einwohner verloren, als die anderen. Nur die Latifundien und die Adelsherrschaft seien an der grauenhaften Entvölkerung und Armut schuld. Als Philipp II. zur Regierung kam, hatte Spanien 10½ Million Einwohner, bei seinem Tode 8,2 Mill., und beim Tode Karls VI. nur noch 5,7 Mill. Unter Karl III. berichtet der französische Gesandte d'Ossune, daß die Anhäufung des Grundbesitzes allein den Rückgang des Landes erklären und daß seine Zerschlagung allein helfen könne. Dasselbe gilt von Portugal, das 1500—1630 von 2 auf 1,1 Mill. Einwohner sank. Bourgoing berichtet in seiner spanischen Reise: „Zehn Stunden lang ritt ich durch die Staaten des Herzogs von Medina-Sidonia. Sie bestanden aber auf meinem Wege in nichts als Feldern und Triften. Da war nirgend eine Spur zu finden, die eine Wohnung des gemeinsten Hintersassen angekündigt hätte; nirgend ein Obst- oder Küchengarten, nirgend ein Graben, ein Ziegelstein. Der große Eigentümer schien hier gleich dem Löwen in den Wäldern zu herrschen, der mit seinem Gebrüll alles, was sich ihm nähern könnte, verscheucht. Anstatt menschlicher Wohnungen stieß ich auf 7—8 Herden Hornvieh und einige Stuten.“

Daß unter solchen Umständen die Landeskultur in kläglichem Zustande war, ist selbstverständlich. Spanien mußte immer um so mehr Korn einführen, je stärker seine Einwohnerzahl zusammenschmolz, und der Viehbestand, das Rückgrat der Bauernwirtschaft, verminderte sich noch stärker als die Menschenzahl. Darunter litten schließlich die Magnaten selbst. Die Leistungsfähigkeit ihrer verelendeten Pächter und Hintersassen sank derart herab, daß z. B. in Frankreich die größten Grundbesitzer, der Herzog von Bouillon und die Prinzen von Soubise, in Schulden erstickten. Ganz ebenso stand es in Deutschland, in Böhmen, in Schwedisch-Pommern und Holstein, in Livland. Die Aufhebung der Leibeigenschaft wurde durchgesetzt, weil sie für die Grundbesitzer(!) das letzte Rettungsmittel geworden war.

Daß die Majorate und Fideikommisse so besonders verderblich auf die Volkskörper wirken, erklärte man regelmäßig gerade aus ihrer Gebundenheit und Unteilbarkeit. Wo freie Erbteilung herrscht, da wirkt der Tendenz der Konzentration des Grundbesitzes eine Tendenz der Zersplitterung entgegen, die jene zum Teil, zuweilen ganz paralysiert. Wo diese Gegentendenz fehlt,

*) Dr. Eugen Moritz. Die Familienfideikommisse Preußens und ihre Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft. Berlin (Siemenroth und Troschel) 1901. XVI und 88 S.

Digitized by Google

da schreitet die Konzentration reißend vor, durch Heiraten der Erben mit Erbinnen, vor allem aber durch Mißbrauch des politischen Uebergewichtes, das solch großer Grundbesitz den Magnaten naturgemäß verleiht. Die Bauern werden durch Kriegsdienste, durch Steuern und Frohnden ruiniert, durch allerlei Chikanen entmutigt. Nur eine so allmächtige Grundaristokratie wie die iberische konnte z. B. das unglaubliche Privileg der Mesta durchsetzen, die Befugnis, ihre Schafherden auf allen Privatfeldern weiden zu lassen. Ueberall setzte der Majoratsbesitz seine Steuerfreiheit durch, überall bewirkte er eine großsprecherische, kostspielige Außenpolitik, deren Blut- und Goldlast der Bauer vor allem zu tragen hatte. Dann wurde der Vernichtete auf gesetzlichem oder ungesetzlichem Wege „gelegt", und der Fideikommiß wuchs weiter: ein circulus vitiosus, der nur mit dem Tode der Volkswirtschaft enden konnte, wenn keine Empörung den Ring sprengte, wie in Frankreich.

So hat denn seit langer Zeit niemand mehr gewagt, die Fideikommisse 2c. von einem ökonomischen Gesichtspunkte aus zu verteidigen. Nur allenfalls von politischen Erwägungen aus hat man sie, so lange sie einen gewissen Umfang nicht überschritten, als unentbehrlich hinzustellen gesucht: als dauernde Existenzgrundlage der „alten Familien", die allein imstande sein sollen, den Staaten die „geborenen" Staatsmänner und Kriegshauptleute zu stellen.

Es ist aus allen diesen Gründen ein hochinteressantes Unternehmen, daß neuestens ein junger Berliner Nationalökonom, Dr. E. Moritz, eine Ehrenrettung der Fideikommisse fast durchaus vom rein ökonomischen Standpunkte und mit rein ökonomischen Mitteln versucht. Ich bitte in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes um die Erlaubnis, Darstellung und Kritik seiner Ausführungen etwas breiter anlegen zu dürfen, als sonst im Rahmen einer Anzeige üblich ist.

Moritz geht statistisch vor. Mit ungeheurem Fleiße — und das ist das hauptsächlichste und bleibende Verdienst der Arbeit — hat er aus dem statistischen Material eine Reihe von intelligent gestellten Fragen beantwortet, die die offizielle Aufarbeitung sich bisher nicht gestellt hatte. Nur der Kenner kann eine Vorstellung davon haben, welche Menge entsagungsvoller Geduld das äußerlich spärliche Resultat dieser 6 Bogen Druckmanuskript ergeben hat. Einige seiner Schlußziffern werden noch einmal wissenschaftliche Bedeutung bewinnen, wenn auch in einer Beweiskette, die mit seinen eigenen Endabsichten wenig Verwandtschaft haben dürfte. Es sind dies die Zahlen über die Wanderung aus den Landbezirken.

Es liegt mir daran, diese ehrende Anerkennung einer nicht gewöhnlichen Leistung wissenschaftlichen Fleißes an die Spitze einer Anzeige zu stellen, die die Schlußfolgerungen abzulehnen gezwungen ist. Mir scheint die Ehrenrettung der Fideikommisse nicht gelungen, ein Votum, das ich zu begründen versuchen will. Es handelt sich meines Erachtens um eine jener Jugendarbeiten tüchtiger Gelehrter, die bedeutende Hoffnungen auf die Leistungen einer nicht fernen Zeit erlauben, in der der Eifer für eine Sache schon durch die rechte Umsicht und Besonnenheit in der Fragestellung und Beweiswürdigung gezügelt wird.

Moritz tritt den Beweis an, daß der fideikommissarisch gebundene Großgrundbesitz vom privatwirtschaftlichen, bevölkerungspolitischen, moralstatistischen und nationalökonomischen Gesichtspunkte aus eine wesentlich andere Stellung im Leben der Gesamtheit einnimmt und eine durchaus andere soziologische Beurteilung fordern kann als der allodiale, nicht gebundene Großgrundbesitz, den er mindestens in seiner heutigen Ausdehnung ebenso zu verurteilen scheint, wie die Mehrzahl der lebenden Forscher und wie namentlich der Referent selbst.

Was das privatwirtschaftliche anlangt, so ist korrekt ausgeführt, daß die „Not der Landwirtschaft" im wesentlichen die Not einer Klasse von Landwirten ist, und zwar der großen landwirtschaftlichen Unternehmer, deren Hauptmasse bekanntlich im nordöstlichen Deutschland ihren Sitz hat. Sie leiden an einer Ueberschuldung, die — ebenfalls korrekt — vor allem auf Besitzwechsel-Verschuldung bezogen wird (durch Restkaufgelder und Auflassungsgebühren beim freihändigen Verkauf — und durch Erbabfindungs- und Aussteuerhypotheken beim Geschlechterwechsel). Und sie leiden ferner an stark steigenden Löhnen der Landarbeiterschaft, einer direkten Folge der maßlosen Wanderbewegung, die das Landvolk in die Städte und über See führt. Nur das Zusammentreffen dieser beiden Bedingungen konnte den Preisfall der Produkte für einen Teil der Landwirte zu einer Katastrophe machen. Denn der Preis steht heute nicht tiefer, als vor der großen Hausse der sechziger und siebziger Jahre, und beträchtlich höher, als am Anfang des 19. Jahrhunderts; und dabei ist der Hypothekenzinsfuß stark gefallen, hat sich das Rohprodukt ungefähr vervierfacht, und sind die vom Landwirt zu tragenden Transportkosten bis zum Markte äußerst stark gesunken.

Beide Kalamitäten treffen nach Moritz die Fideikommisse nicht. Von der Verschuldung versteht sich das von selbst, es liegt im Charakter der Institution begründet, und Moritz hätte sich die Mühe sparen können, es auch noch statistisch zu erhärten. Dagegen ist neu und wirklich interessant, daß die Fideikommisse die bekannte Wirkung

Digitized by Google

auf die Fortwanderung der Landbevölkerung nicht in dem Maße haben sollen, wie der allodiale Großgrundbesitz. Auf dem statistischen Nachweis dieser neuen Thatsache liegt der Hauptnachdruck der gesamten Arbeit.

Wir wollen dem Autor die objektive Richtigkeit der von ihm angeführten Zahlen nicht bestreiten und ohne weiteres mit ihm konstatieren, daß die Mehrzahl der durch ihren Bestand an Fideikommissen besonders ausgezeichneten Kreise der Preußischen Monarchie zwischen 1876 und 1895 einen Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen haben, während diejenigen Kreise, in denen der allodiale Großgrundbesitz vorherrscht, fast ausnahmslos eine bedeutende absolute Verminderung aufweisen. Aber diese Feststellung scheint uns noch keine genügende Basis abzugeben, auf der man eine Reihe wichtiger Schlüsse aufbauen kann.

Diese Schlüsse sind zweierlei Art. Erstens: die Fideikommisse sind dem allodialen Großgrundeigentume wirtschaftlich und sozialpolitisch überlegen. Zweitens: die Fideikommisse sind **an sich** empfehlenswerte Gebilde. Man sieht, daß beide Behauptungen in keinem Zusammenhange stehen. Die eine kann falsch, und die andere richtig sein.

Ich möchte nicht einmal die zweite Hälfte der ersten Behauptung unbedingt zugeben. Die erste ist unbestreitbar. Daß der unverschuldete Fideikommißherr sich in besserer Lage befindet, als der hoch verschuldete Besitzer eines allodialen Gutes, der seine Brüder und Schwestern mit hohen Renten zu ernähren hat, ist eben selbstverständlich, zumal da die Fideikommißbesitzer zumeist Magnaten sind, deren Grundbesitz und Privatvermögen schon durch ihren Umfang sie aus der Masse der kleinen Junker heraushebt. Daß aber die Fideikommisse auch sozialpolitisch vorzuziehen sind, weil sie die beklagenswerte Massenwanderung der Landarbeiter weniger fördern — das ist vielleicht richtig, aber bewiesen scheint es mir nicht. Dazu reicht das dargebotene Material bei weitem nicht hin.

Bewiesen ist lediglich, daß zwischen 1876 und 1895 die Bevölkerungszahl der meisten „Fideikommißkreise", meistens um wenige Prozente, einige Male sogar beträchtlich, gewachsen ist. Schlüsse sind daraus mit einiger Sicherheit nicht zu ziehen. Das ist nur möglich, wenn längere Vergleichsreihen vorliegen, die immer und unzweideutig die gleiche „Tendenz" zeigen. Davon ist nirgend die Rede. Die dargebotene statistische Aufmachung umfaßt an sich eine viel zu kurze Zeitspanne; und, was das schlimmste ist, diese kurze Spanne ergiebt, wenn man sie in kleinere Abschnitte zerlegt und zusiebt, welche Tendenz sich allenfalls erkennen ließe, Grund zu Schlüssen, die denen des Autors eher zuwiderlaufen, als entsprechen. Es zeigt sich nämlich, daß zwischen dem 1. Dezember 1875 und dem gleichen Termine 1890 in fast allen „Fideikommiß-Kreisen" eine zum Teil sehr bedeutende absolute Verminderung der Bevölkerung eingetreten ist. Erst 1891—1895 schlug das Verhältnis um, und der Zuwachs war so bedeutend, daß in mehr als der Hälfte der Kreise 1895 ein Mehr gegen 1875 vorhanden war. Eine bestimmte Tendenz waltet hier also sicherlich nicht vor. Moritz nimmt trotzdem eine solche Tendenz als gewiß an, eine „Gesetzmäßigkeit, die durch die Auswanderungs-Epidemie in den 80er Jahren gestört worden sei." Das halte ich für methodisch unzulässig. Wollte Moritz die angenommene Gesetzmäßigkeit wirklich beweisen, so hätte er zum mindesten zwanzig bis dreißig Jahre weiter rückwärts gehen müssen; hätte sich dann gezeigt, daß mit einziger Ausnahme der 80er Jahre regelmäßig gerade diese Kreise wuchsen, so hätte er mit etwas mehr Recht von einer „Gesetzmäßigkeit" sprechen dürfen.

Aber selbst in diesem Falle hätte sich der Autor eine Anzahl von Einwänden machen und zurückweisen müssen, ehe er seine Schlüsse ziehen durfte. Vielleicht — ich habe keine Muße und im Augenblick auch keine Veranlassung, diese Vermutung am statistischen Material zu prüfen, aber ich habe gewisse Gründe für diese Vermutung — vielleicht also hat gerade aus den Fideikommißbezirken in der Periode vor 1875 eine so kolossale Wanderung stattgefunden, daß ein Arbeitermangel eintrat, und jetzt die Löhne und die soziale Lage der Zurückgebliebenen einen Vorsprung vor den Nachbarbezirken haben, der für eine Zeit lang die Wanderung einigermaßen dämmt. Daß die Dinge zum Beispiel im Regierungsbezirk Stralsund ähnlich liegen, dafür habe ich einige Anhaltspunkte. Hier besteht, wie es scheint, momentan ein Ort besonders niederen sozialen Druckes, Folge einer geradezu unglaublichen Wanderung, die eintrat, weil der Bezirk in der vorhergegangenen Periode ein Ort besonders hohen sozialen Druckes gewesen war. 1865—1875 wanderte hier jeder achtzehnte Einwohner allein überseeisch aus (!), von der inländischen Abwanderung gar nicht zu reden. Diese Vermutung, deren Richtigkeit ich für's allgemeine gar nicht behaupten will, mußte wenigstens erörtert werden. Ja, wenn weiter nichts geschah, dann war es wenigstens erforderlich, eine Tabelle der relativen Bevölkerungsdichtigkeit der Fideikommißkreise, berechnet auf den Quadratkilometer Fläche oder noch besser auf den Quadratkilometer Ackerland, zu fertigen, um zu zeigen, daß der „Fideikommißkreis" thatsächlich auf die Dauer und im Durchschnitt mehr von seinem Nachwuchs festhält, als

Digitized by Google

ein Allodialkreis mit ähnlichen Bedingungen der Bodenqualität und Verkehrslage. Wenn Moritz Recht hätte, dann müßte heute dort eine beträchtlich dichtere Bevölkerung sitzen, als hier: selbst dieser einfache Beweis ist nicht angetreten.

Noch eine zweite Möglichkeit bietet sich sofort dar, um die Bevölkerungszunahme in dem einen Jahrfünft anders zu erklären, als unser Autor. Vielleicht — und auch für diese Vermutung habe ich aus einer englischen Produktionsstatistik einen gewissen Anhalt — vielleicht war hier die Landeskultur sehr stark zurückgeblieben, wirtschaftete mit wenigen Kräften in großer Extensität, und begann um 1890 herum einen Anlauf, um den Vorsprung der allodialen Kreise einzuholen. Dazu wären stark vermehrte Arbeitskräfte nötig gewesen. Wenn diese Vermutung sich zur Thatsache erheben ließe — ich sage nicht, daß sie es kann, aber es bedürfte der Erörterung, — dann spräche das durchaus *gegen* die Fideikommisse vom Standpunkte des höchsten volkswirtschaftlichen Reinertrages. Es wäre ein Beweis, daß der Fideikommiß mindestens in der Vergangenheit mit dem ihm anvertrauten Instrument der Produktion ungenügend gearbeitet hätte.

Man braucht aber m. E. gar nicht das schwere Geschütz der soziologischen „Gesetzmäßigkeit" abzuprotzen, um die Thatsache zu erklären, daß die Fideikommiß-Magnaten in dieser harten Zeit weniger von der Leutenot gelitten haben, als ihre allodialen Berufsgenossen. Die ganze Frage ist wahrscheinlich nur unter privat-wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu betrachten. Diese Herren sind sehr reich, haben ein ungeheures Einkommen nicht nur aus Grundbesitz, sondern auch aus landwirtschaftlichen Industrieen, rein industriellen Unternehmungen und Kapitalbesitz. Sie sind einfach in der Lage, höhere Löhne zu bewilligen und bessere Wohnungen zu gewähren, sodaß sie von der knappen Gesamt-Arbeiterzahl, so lange dieselbe nicht auf ein Minimum zusammenschmilzt, wie in England, immer noch eine genügende Mannschaft für sich sichern können. Nimmt doch der fideikommissarisch gebundene Besitz nur 3,35 % des preußischen Ackerlandes ein! Eine verhältnismäßig so geringe Fläche kann der Mehrbietende immer noch genügend besetzen, wenn auch alle anderen an Arbeitermangel fast verkommen. Für den Magnaten ist sein Grundbesitz eben nicht, wie für den kleinen Junker, wesentlich Rentenquelle; er hat kein so vitales Interesse an einer möglichst hohen unmittelbaren Verzinsung seines Grundkapitals: sondern er ist ihm, wie Sering richtig sagt, *Machtposition*, und verzinst sich ihm *als solche* wesentlich höher. Vergleiche Liebesgaben, Vieh- und Kornzölle, Steuererlasse, Schul- und Kirchenlastabwälzungen, Ministergehälter u. dgl. Er kann auch als Geschäftsmann höhere Löhne bewilligen, nicht nur, weil es ihm nicht wehe thut, sondern weil er erfolgreich „mit der Wurst nach der Speckseite wirft"; das darf nicht übersehen werden.

Dazu kommt, daß nach bekannter Erfahrung die Leute um so fester sitzen, je vornehmer ihr Arbeitgeber ist, und unter den Fideikommiß-Herren sind gekrönte Häupter und Fürstlichkeiten die hervorragendsten. Hier waltet noch ein Stück patriarchalische Tradition im guten Sinne der Vorzeit. Der Kapitalist hat den Grundherrn noch nicht verschlungen, wie auf den kleinern Rittergütern überall, und der Arbeiter fühlt sich noch als Hintersasse besonders vornehmer Art. Das mag eine Weile noch vorhalten. Daß die von Moritz stark betonte Möglichkeit, die Leute auch im Winter in den mächtigen Fideikommißwäldern lohnend zu beschäftigen, bedeutend mitwirkt, soll nicht geleugnet werden. Es stimmt diese Bemerkung mit der Beobachtung, daß die Abwanderung überall da mit besonderer Kraft einsetzt, wo die Dreschmaschine dem winterlichen Handdrusch ein Ende gemacht hat.

Es sei hier angeschlossen, daß auch die statistischen Argumente aus der Moralstatistik und Politik, die Moritz für seinen Schützling geltend macht, sich aus denselben Verhältnissen zwanglos erklären. Wo höherer Lohn bei besseren sozialen Bedingungen gewährt werden kann, da wird ceteris paribus die *Kindersterblichkeit* geringer sein; und wo sich dazu noch ein gut patriarchalisches Verhältnis gesellt, da wird natürlich auch die *Sozialdemokratie* schwer Boden fassen, (was Moritz als sehr bedeutungsvoll zu betrachten scheint).

Aber genug der Einwände zu dieser ersten Behauptung! Mag es immerhin wahr sein, daß der Fideikommiß von allen Gesichtspunkten aus, die in Frage kommen können, dem allodialen Großgrundeigentum überlegen ist, wenn Moritz es auch nicht hat stringent beweisen können: uns interessiert hier vor allem die zweite Behauptung, daß er *an sich* empfehlenswert sei. Für unseren Autor stellt sich diese Behauptung als ein einfacher Schluß aus der ersten als Vordersatz dar, und dieser Schluß ist nicht im mindesten zwingend. Der freie Großgrundbesitz kann vielleicht volkswirtschaftlich so ungeheuer verderblich sein, daß der gebundene, selbst wenn er viel besser ist, sich noch immer als verderblich erweist. Eine Cobra ist giftiger als eine Kreuzotter: ist deshalb die Kreuzotter ein nützliches Tier? So ungefähr aber stellt sich das Schlußverfahren unserer Ehrenrettung dar.

Und nun ist in der That, um in dem Bilde zu bleiben, der Fideikommiß mindestens eine Kreuzotter, wenn der allodiale Großgrundbesitz eine Cobra ist. Das läßt sich

Digitized by Google

m. E. auch dann beweisen, wenn man sich streng auf dem Gebiete hält, von dem Moritz seine Argumente entnimmt, dem Gebiete der Wanderungsstatistik. Die Landflucht der Arbeiter hat nämlich eine sozialpolitisch unliebsame Seite nicht nur dort, von wo sie ausgeht: in der Großlandwirtschaft, die durch den absoluten Mangel an Händen und die hohen Löhne schwer leidet; sondern ihre Hauptbedeutung zeigt sich dort, wohin sie sich richtet: in den Städten und Industriebezirken. Hier bildet die zuströmende Masse allein die „Reserve-Armee", die den Aufstieg der Löhne der industriellen Arbeiter lähmt, die Kaufkraft der Volksmasse niederhält und so den Markt für die Krisen vorbereitet.

Diese Zuwanderung nun ergießt sich auch aus den Fideikommißbezirken in breitester Flut, wenn auch vielleicht (?) in prozentual etwas geringerer Masse in die Städte. Es geht das aus Moritz's Tabellen auf das klarste hervor. Wenn er seinen Beweis zu Ende führen wollte, dann durfte er die Abwanderung vom Fideikommiß nicht vergleichen mit der vom allodialen Großgrundeigentum, sondern mit der von den gesundesten Bauernbezirken Deutschlands, denen, die nach Max Webers Feststellung bis zu 100 % eingeborene Bevölkerung besitzen. Auch hier besteht eine Wanderung in die Stadt und muß bestehen: denn daß ein Teil des Zuwachses des Platzlandes in die Städte abfließt, ist physiologische Erscheinung des Wirtschaftskörpers, ist ökonomische Notwendigkeit. Nicht das Quale, sondern das Quantum der Wanderbewegung entscheidet über die Krankhaftigkeit der Erscheinung: und nur aus dem Vergleiche mit dem Quantum der gesundesten Bezirke konnte Moritz erschließen, ob die Wanderung vom Fideikommiß krankhaft ist oder nicht. Er gleicht einem Arzte, der zufällig immer nur Diabetiker mit mindestens 5 % Zucker unter den Händen gehabt hat, und der nun 2—3 % für das Normale hält.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß, an diesem Maße gemessen, die Abwanderung auch vom Fideikommiß eine krankhaft ungemein gesteigerte ist. Auch sie haben zumeist ein Drittel bis ein Viertel ihrer „berechneten Bevölkerung" in 20 Jahren eingebüßt; und ihre heutige Bevölkerungsdichtigkeit bleibt auch dementsprechend in einem ungeheuerlichen Maßstabe hinter derjenigen der genannten gesundesten Bezirke zurück, die zum Teil, wie schon Settegast hervorhob, Dichtigkeitszahlen aufweisen, die sie mit industriellen Kreisen rangieren lassen.

Daß dem so ist, daß die Wanderung aus dem gebundenen Großgrundbesitz vermutlich eine krankhaft gesteigerte sein würde, hätte sich m. E. schon sehr einfach aus einer Thatsache ableiten lassen, die Moritz sicherlich nicht unbekannt geblieben ist, der Thatsache nämlich, daß aus den Gegenden der kleinen, bäuerlichen Fideikommisse, des Anerbenrechtes und der Höferolle, eine im Vergleiche zu Bezirken freier Erbteilung sehr starke Fortwanderung stattfindet. Das ist auch ohne weiteres verständlich, wenn man bedenkt, daß die weichenden Erben selten Platz auf dem Lande finden, und daß die städtische Entwickelung nach dem von mir zuerst aufgedeckten Zusammenhang hier zurückbleiben muß.

Wenn übrigens Moritz Landbezirke mit freier Erbteilung und wohlhabender mittel- und kleinbäuerlicher Bevölkerung geringzuschätzen scheint, weil sie den Städten kein „produit net" zur Verfügung stellen können, so spricht er ganz im Geiste der „industriezentrischen" Schulen, aus denen er hervorgegangen ist. Ich kann auf die Verkehrtheit dieser Auffassung hier nicht näher eingehen.

Quantitative Bestimmtheit ist Ziel und Kriterium jeder wissenschaftlichen Bemühung. Dieses Grundsatzes ist sich Moritz auch bei einem zweiten entscheidenden Punkte nicht bewußt gewesen. Es kann ganz gut möglich sein, daß der Fideikommiß unterhalb einer gewissen Gesamtgröße unschädlich ist, daß er aber verderblich wird, sobald er diese Größe überschreitet. Um das zu eruieren, wäre es erforderlich gewesen, vergleichende historische Untersuchungen an Ländern anzustellen, wo die „Tote Hand" beträchtlich größere Teile der Gesamtfläche belegt als glücklicher Weise in Preußen. Ein Blick über die spanische, portugiesische und italienische, namentlich sizilianische Entwicklung hätte unserem Autor wahrscheinlich andere Gesichtspunkte erschlossen und ihn davor bewahrt, die Ausdehnung einer Institution zu empfehlen, die von der Geschichts- wie von der Wirtschaftswissenschaft gleichermaßen gerichtet ist. Und das noch dazu in einer Zeit, wo die von mißverstandenen bodenbesitzreformerischen Ideen geleitete Initiative Miquels noch nachwirkt in dem Bestreben, die Bildung von Fideikommissen, auch bäuerlichen (!), durch Herabsetzung der Mindestgrenze zu erleichtern! Ich würde das für das schwerste nationale Unglück halten, das uns treffen könnte

Und zwar aus einem Grunde, der gerade durch die vorliegende Arbeit neue Fundamente erhält, aus dem Grunde der privatwirtschaftlichen Ueberlegenheit des Fideikommisses über das große Allod. Dies letztere trägt die Hippokrates-Maske: alle Aerzte und Pfuscher, die sein Krankenlager umstehen, werden sein Hinscheiden nicht aufhalten können, denn es stirbt nicht an einer von außen kommenden Krankheit, sondern an seinem eigenen Wesen, seiner Wirkung nämlich auf die Wanderungen, deren überseeischer Strom die nordamerikanische und argentinische Konkurrenz geschaffen und die

Digitized by Google

Produktenpreise geworfen hat, und die als Gesamterscheinung die Leutenot hervorruft und die Löhne steigert. Das ist auf die Dauer durch keinen Zoll und kein „kleines Mittel" zu paralysieren. Der allodiale große Grundbesitz stirbt; er stößt sich selber aus, und dann erst wird der Körper der Nationalwirtschaft genesen können.

Verwandelt man ihn aber in Fideikommißbesitz, macht man ihn gegen die Preiskrise und die ruinierenden Folgen des Arbeitermangels immun, dann ist die günstigste Möglichkeit ein saignement à blanc des Plattlandes, wie in England, die „Verstadtlichung" einer ganzen Nation, die Minderung ihrer sittlichen und politischen Kraft. Denn auf die Dauer hält, wie gerade England zeigt, auch das gebundene Großgrundeigentum nicht einmal seine ursprüngliche Bewohnerschaft, geschweige denn einen ausreichenden Teil ihres Nachwuchses fest.

Das wäre noch die günstigste Möglichkeit! Wahrscheinlicher aber ist — und selbst Englands Entwicklung ist ja noch nicht abgeschlossen — eine Entvölkerung und Verarmung des Landes, wie in den romanischen Majoratsstaaten, eine politische Verknechtung und religiöse Verpfaffung, eine Verelendung der Massen. — —

Um alles zusammenzufassen, so scheint mir diese Ehrenrettung der Fideikommisse völlig mißlungen. Wenn ich der Arbeit so viel Raum widmete, so geschah es, weil ganz zweifellos gewisse Interessentenkreise versuchen werden, ihre Schlußergebnisse zu fruktifizieren. Dem wollte ich, so viel in meinen Kräften stand, entgegenwirken.

F. O.

## Eine Schubert-Biographie.

Das einzige Gebiet, das die Velhagen und Klasing'schen Monographien ausgelassen haben, die Musiker, — sie sind von dem Berliner Verlage „Harmonie" in Angriff genommen worden. Wir haben schon einen Brahms, Händel, Weber, Saint-Saens, Haydn, Löwe, Lortzing, Jensen, Verdi, Joh. Strauß, Tschaikowski, Beethoven, Marschner und als Nummer 14 ist jetzt Schubert erschienen, von Richard Heuberger bearbeitet. Gute Musikhistorien giebt es so wenig, daß die Monographien bereits einen Platz in der modernen Litteratur gewonnen haben, der unumstritten ist. Nur schade, daß so viele von ihnen trocken, unwillig und nicht im Geringsten congenial ausfielen. Es muß doch sehr schwer sein.

Ich benutze sie gern und viel, um schnell eine Jahreszahl, einen Wohnort, ein Thema nachzuschlagen und durch die Bilder spazieren zu gehen, unter denen nur wenige ungehörige moderne Beigaben stören. Für Freund Schubert aber habe ich mich innerlich sozusagen präpariert und zur Lektüre seines Lebens einen ersten Frühlingsnachmittag gewählt — ich dachte an Schwind und das alte Wien, an die Landparthien in die Vororte, Dreitakt, Springen und Singen, vergnügtes Nachhausegehen mit ein wenig Sentimentalitität und Pläne — Pläne von großer Zukunft, gewaltige, ferne leuchtende Reiche, ein Sonnenstrahl fällt auf uns — — und wir sterben. Aber, was übrig bleibt, ist dennoch Blumenduft. Frühling auf Gräbern.

Noch umweht mich diese langsame Dreitaktstimmung, uralte, tanzende Volksmelancholie. Sie haucht uns an aus jedem Motiv des D-moll-Quartetts, der C-dur-Symphonie, der Lieder, das da in gedruckter Notenschrift auf den Seiten der Biographie zur Belebung der Analyse gegeben ist. Ein paar solche Wendungen, auf einem einzigen System, mit einem leichten Schlüssel gebunden, ohne Takt — wie suggestiv wirken sie auf den Musiker. Vielleicht hat er das Stück nie in Partitur gelesen, vielleicht nie gespielt — und nun beschwören ein paar armselige Noten ihm, wie ein Sinnbild, Erinnerungen herauf von seligen Stunden, da er das erste Mal Schubert hörte, staunend die noch unerschöpfte Welt seiner Lieder begriff, Einfachheit genoß, die nur in dieser Hand nicht trivial wurde, und aus dem Ländler ein Reich von Heiterkeit wachsen sah.

Das Buch von Heuberger rechnet auf diese thätige Anteilnahme der Phantasie. Es giebt einige Analysen, einige Daten, einige Citate und kaum eine Empfindung. Es ist für die geschrieben, die Schubert kennen. Schubert ist nicht in ihm, sondern es sind „Schubertiana". Man kann lesen, wieviel er an einem Tage componirte und wie viel davon nicht gedruckt wurde, über die erste Aufführung des Erlkönig, über Goethes Unverständnis, die Schlechtigkeit der Verleger und die Güte der Freunde. Plötzlich ist der Tod da. Ein Jüngling geht spazieren, den nächsten Tag spielt er Klavier, den dritten ist er tot. Heuberger begreift den Tod als reine Sachlichkeit. Aber wie man zu Zeiten gern trocken Brod ißt, um sich die Sinne mit Erdenkost zu erfrischen, so steigt aus dem Compilatorium der revidierten und gesammelten sämmtlichen Werke nur noch reiner der Liebling der Götter empor, über den kein Unberufener geurteilt hat. O. B.

## Theaterreformen in Italien.

Die Frage nach einer energischen Reform des gesamten Theaters in all seinen Bethätigungen und Aeußerungen ist schon

Digitized by Google

oft laut geworden, in Deutschland nicht zum mindesten. In keinem Lande dürften aber die Versuche, mehr oder weniger radikale Aenderungen auf dem Gebiete der Schaubühne zu veranlassen, mit so wuchtiger Kraft und so klaren unzweideutigen Tendenzen gewagt worden sein, als in dem Sonnenlande am Apennin. Italien ist wirklich, das kann man ohne Uebertreibung sagen, in den letzten Jahren dasjenige Land gewesen, in welchem die bühnenreformatorischen Vorschläge am zahlreichsten erstanden sind und am meisten das allgemeine, öffentliche Interesse beansprucht haben.

Ich glaube am besten zu thun, wenn ich es unter Umgehung einer genauen Auseinandersetzung der Theaterverhältnisse in Italien unternehme, die Leser ohne Umschweife in eine Bewegung einzuführen, welche sich die Verbesserung so ziemlich aller das Schauspiel berührenden Beziehungen zum Ziel gesetzt hatte. —

Neben Mailand, Venedig, Bologna, Genua, Florenz und Rom steht bekanntlich die Stadt Turin im Mittelpunkt des künstlerischen Schaffens in Italien. Es scheint so, als ob diese Stadt ihre im Vergleich mit anderen Orten des Landes auffallende Armut an „Unsterblichkeiten" aus Altertum und Mittelalter durch eine besonders rege Beteiligung an allen künstlerischen Bestrebungen der Neuzeit wieder wett machen will!

Was hier in Turin so besonders stark die Herzen der Künstler, Kunstkenner und Kunstfreunde bewegte, war das Verlangen nach einem Theater, aus dem jede Idee nach einer Geldspekulation, wie sie jetzt doch überall bei der Annahme und Aufführung der Stücke fast allein maßgebend sei, von vorn herein verbannt sein müßte, einem Theater also, welches, sich allen Einflüssen und Vorurteilen entziehend, sich mit dem alleinigen Ziel der Kunst zu dienen, begnügen sollte. Auf diese Basis hin that sich im Jahre 1897 eine Reihe von bedeutenden Gelehrten und Künstlern zusammen und eröffneten im Teatro Gerbino eine freie Bühne. Ihr ausgesprochener Zweck war, durch Aufführung nur künsterisch wertvoller und erster Werke dem italienischen Drama zu neuer Blüte zu verhelfen. Mit diesem ihrem Hauptziel glaubten sie zwei weitere reformatorische Bestrebungen verbinden zu können. Bekanntlich sind in Italien auch die besten und vornehmsten Gesellschaften Wandertruppen, die nirgends eine feste Bühne besitzen und daher beständig von Ort zu Ort ziehen müssen. Das hat für die Bewohner der größeren Städte den sehr großen Vorteil der Abwechslung, sehen sie auf diese Weise doch nicht nur mehr Truppen, sondern auch verschiedenere Stücke. Auch hat dies alttraditionelle Wandersystem das Gute an sich, daß jeder Städter, ohne sich auch nur aus seiner Stadt entfernen zu brauchen, in wenigen Jahren nacheinander alle schauspielerischen Größen in seinem Heimatsort sehen kann, und dann nicht nur als „Gastspieler", sondern mit ihrer fertig eingespielten Truppe. Aber das Vagabondieren der Theatergesellschaften hat nichts destoweniger auch seine sehr großen Schattenseiten. Es ist natürlich, daß bei dem beständigen Bühnenwechsel und den damit verbundenen jedesmaligen Unkosten nicht nur die Familienbeziehungen der Schauspieler in ihren Rechten und Pflichten auf das Schlimmste gefährdet werden, sondern auch die Aufführungen selbst durch die Unmöglichkeit, bei einem Ortswechsel, der sich mit tötlicher Gewißheit ungefähr alle anderthalb Monate vollziebt, stets die erforderlichen Requisiten, zumal an Kulissen und Kostümen, mitzuschleppen, schwer leiden müssen. Daher hatten die Turiner Universitätsprofessoren und Litteraten des Teatro Gerbino beschlossen, hier einmal den Versuch eines teatro stabile zu machen. Außerdem nahmen sie sich noch vor, ihre Bühne zumal jungen Kräften, die ihre ersten Geisteserzeugnisse anderswo nicht unterzubringen vermöchten, zu öffnen und ihnen mit Rat und That an die Hand zu gehen.

Mit diesem Programm begannen die Leiter des Teatro Gerbino ihren Verjüngungsprozeß und eröffneten die Schaustellungen. Unter allgemeinem Beifall gab man zunächst ein bekanntes Stück eines sehr bekannten Dichters, „I Borgia" von Pietro Bossa. Ihm folgte „Die Raben" des Franzosen Henri Becque. Nach diesen modernen Größen ging man, nebenbei einmal einen Dumas fils und einen Sardou zur Aufführung bringend, an Ausgrabungen. Nun erblickten Goldoni, sogar Gozzi und selbst der in Italien fast gänzlich ungespielte Molière das Licht der Bretter wieder. Nachdem man hier einige leidliche Erfolge davongetragen hatte, ging man endlich daran, das schon so lange Zeit und mit so großem Wortschwall gegebene Versprechen einzulösen und die Jungen, noch nicht Berühmten, zu Worte kommen zu lassen. Aber als der erste dieser Unglücklichen sein Erstlingswerk unter dem schrillen Pfeifen des Publikums fallen sah, da verlor auch das Comitato den Kopf und schloß das Theater. So endete, ziemlich kläglich, der erste bühnenreformatorische Versuch in Turin. Die Wiedererweckung des ernsten Dramas zu neuem Leben war eben im Ganzen mehr auf künstliche als auf künstlerische Weise angestrebt worden. Thalia hatte dem Fakultätsbeschluß der Herren Akademiker nicht Folge leisten wollen.

Aber der einmal wachgerufene Geist schlief nicht wieder ein. In Rom schuf der unvergleichliche Künstler Ermete Novelli in der Casa di Goldoni, nach dem Vorbilde der Pariser Kunstbühne der Maison

Digitized by Google

de Molière, ein stabiles und den ernsten Prinzipien der Alten gewidmetes Theater.

Dies hatte sofort seine Rückwirkung auf die Stadt, von der die Bewegung ursprünglich ausgegangen war. Junge Leute verschiedenen Standes thaten sich mit ein paar Berufsschauspielern zusammen und gründeten im Januar 1901 die sogenannte Piccola Casa di Goldoni in der Sala Bassi (Galleria Nazionale). So klein wie der Saal war, so groß waren die Pläne der Gründer, die mit denen Ermete Novelli's im Ganzen übereinstimmten. Man begann natürlich mit dem venezianischen Kommediographen, nach dem das Haus benannt war, und ließ darauf einige moderne Größen, Roberto Bracco („Infedele") und Giannino Antona-Traversi folgen. Den Höhepunkt erreichte die Piccola Casa di Goldoni aber leider schon sehr bald nach ihrer Eröffnung. Schon im März hatte sie ihre Prinzipien bereits so sehr vergessen, daß statt des klassischen Komikers Goldoni der moderne Witzbold Hennequin mit seiner nichtswertigen Posse „Un coup de fouet" ihre Bretter betrat. So blieb von den schönen Bestrebungen dieses Liebhabertheaters nichts übrig als die löbliche Gewohnheit, den Erlös der Abende der Cassa di Maternità (Wöchnerinnenkasse) zukommen zu lassen.

Die Sala Bassi liegt in einem Untergeschoß. Im zweiten Stockwerk desselben Hauses befindet sich die Räumlichkeit der Società di Cultura, der Treffpunkt der gesamten Geistesaristokratie Turins.*) War es nun die räumliche Nähe oder lag es in der Luft der Stadt, Thatsache ist, daß im Untergeschoß noch kaum gespielt wurde, als bereits auch die Kreise des Obergeschosses Feuer fingen. Einige begabte und mutige junge Leute thaten sich zusammen und regten sich gegenseitig zu einem Werk an, das nichts weniger als eine künstlerische Reformation auf dem ganzen Gebiete des Theaterwesens bezweckte, und zwar auf litterarischem Wege.

Die Urheber eines solchen Unterfangens verdienen es wohl, daß ich etwas näher auf ihre Persönlichkeit eingehe. Die beabsichtigte Wiedergeburt des dramatischen Italiens ging von vier jungen Leuten aus, die sich alle vier noch im Stadium akademischen Studiums befanden, aber sich zum Teil bereits schriftstellerisch bethätigt hatten. Da war zunächst Onorato Alocco, der eigentlich die Rechte studierte, aber gleichzeitig auch Schüler von Arturo Graf war und sich bereits als Dichter von Lustspielen im piemontesischen Dialekt einen kleinen Namen gemacht hatte und nun mit einer italienischen Dichtung, „Novizi" beschäftigt war, dann Giuseppe Bevione, ebenfalls zugleich Jurist und Litteraturstudent, ferner der begabte Sohn des großen Shakespearespielers Giovanni Emanuel, Guglielmo Emanuel, der auf der technischen Hochschule inskribiert war, sowie endlich Ugo De-Amicis, der zweite und nach dem traurigen Tode Furios einzige Sohn seines berühmten Vaters, der sich gerade damals mit seiner ersten Komödie „La Dea" trug, und welcher jetzt mit seinem ersten Band, betitelt „Amori e Birichinate" (Liebeleien und Dummejungenstreiche) vor die Oeffentlichkeit getreten ist,*) im übrigen auch Rechtsstudent. Keiner dieser vier Reformatoren**) war älter als 23 Jahre, aber nichtsdestoweniger hatten sie sich zur Parole das Wort Unabhängigkeit gewählt und dasselbe auch in die That umzusetzen gewußt.

Am 10. Februar 1901 erschien, mit einem eindrucksvollen Medusenkopf von der Künstlerhand Leonardo Bistolfi's als Titelschmuck versehen, die neue Kunstzeitschrift „La Commedia". In ihrem großen Format und der schönen, großen Druckschrift machte sie gleich äußerlich einen durchaus vornehmen Eindruck. Die sorgsamen Nachrichten und scharfsinnigen Kritiken, die sie aus allen größeren Theatern der italienischen, sowie der ausländischen Großstädte brachte, gaben ihr einen gewissenhaften und ernsten Anstrich.***) Das Beste an ihr aber waren die die ersten Seiten füllenden theoretisch kritischen Artikel über die verlangten Reformen.

Gleich die erste Nummer der „Commedia" enthüllte ihr Programm: Das moderne Theater hat in erster Linie die Aufgabe, unserem von so vielen Problemen und Fragen bewegten Leben der Jetztzeit in künstlerischer Form Ausdruck zu verleihen. Um zu diesem Ziel aber gelangen zu können, ist vor allem eins nötig: gründliche Säuberung der Bühne von den meist aus dem Ausland, Frankreich, stammenden Possen zotigen Inhalts (der sogenannten pochades), welche statt künstlerischen Zwecken zu dienen, allein auf schmutzigen Gelderwerb hingeschrieben sind.

Die Rücksichten, welche die Commedia in ihrem nun beginnenden Kampf leiteten, waren also künstlerischer und moralischer Natur zugleich mit einem nationalen Beigeschmack.

Um der Welt die Augen darüber zu öffnen, wie sehr Italien von den nichtswertigen französischen pochades über-

*) Um nur einige Mitglieder zu nennen: Cesare Lombroso, der weltberühmte Psychologe, Gaetano Mosca, der sizilianische Rechtsgelehrte, Guglielmo Ferrero, der moderne Soziologe, Luigi Einaudi, der junge Nationalökonom der Liberalen ꝛc.

*) Erschienen bei Stroglio in Turin. 1902.

**) Ein fünfter Gründer, Guido Bricarelli, zog sich bereits nach wenigen Tagen zurück.

***) Es verdient erwähnt zu werden, daß die Berliner Kritiken von Hannes Hahn, dem Bruder des beliebten Schauspielers am „Deutschen Theater" übernommen worden waren.

Digitized by Google

schwemmt sei, übernahm es der auch als Litteraturkritiker des Avanti bekannte Renzo Sacchetti, statistisch festzustellen, daß von den in den Jahren 1899 und 1900 in Turin gegebenen 58 Neuheiten nicht weniger als 16 französischen Ursprungs und zwar meist pochades waren und daß von den ca. 1100 in dieser Zeit stattgehabten Vorstellungen 800 von ausländischen Verfassern herrührten und 300 davon in das Genus der pochade gehörten. Im Anschluß an diese Feststellung der Thatsachen unternahmen es nun zwei andere bekannte Kritiker, der bekämpften Unsittenposse kräftigst auf den Leib zu rücken, und zwar der eine vom moralischen, der andere vom reinpraktischen Standpunkte aus.

Alessandro Stella meint, die seelen- und geschmackverderbende Unkunstrichtung der pochade biete nicht so sehr ein theatrales als vielmehr ein vorzugsweise soziales Problem. Die pochade ist nichts als das Produkt eines schmutzig-sinnlichen Theaterpublikums – Stella nennt es dreist „majalino“ (Ferkel) —, welches auf der Bühne nicht Schauspielerinnen, sondern „Weiber“ sieht, die die Röcke heben. Hier also muß seiner Meinung nach der Hebel angesetzt werden. Es ist eine Schimpf und Schande, daß sich selbst große und edle Schauspielerinnen, wie die Teresa Mariani dazu erniedrigen, auf der Bühne stundenlang eine Dirne aus der Gosse darzustellen, die nicht wie die Figur der Nana bei Zola, die der Sapho bei Daudet und die der Alma Heinecke bei Sudermann mit ästhetischer Objektivität gezeichnet ist, sondern wie die Dame de chez Maxim nur mit dem lukrativen Gedanken der Anziehungskraft ihrer Schlüpfrigkeit. Ein vornehm fühlendes Weib muß da doch von der Bühne herabspringen und ins Publikum hineinschreien, es ekele sie an weiter zu spielen. Die Zuschauer selbst aber sollten bedenken, daß in einer Posse, wie der Dame de chez Maxim alles, was es sonst für heiligste Güter erkläre, ohne jede tiefe Absicht verspottet würde, Ehe, Religion und Vaterland.

Ganz anders Oreste Fasolo. Er sucht zu beweisen, daß die pochade gar nicht mehr noch tiefer sinken, gar nicht mehr noch gemeiner werden könne, als sie es jetzt sei. Die ersten Zotenstücke, die vor Jahren über die Alpen gedrungen und damals als im höchsten Maße unsittlich befunden worden seien, gälten heutzutage als zur Augenweide für Backfische noch convenabel genug. So furchtbar sei der Maßstab dessen gesunken, was das große Publikum für anständig halte. Das könne man auch noch daran sehen, daß sich allmählich niemand mehr scheue, auch selbst bei den zotigsten Stellen Beifall zu klatschen. Fasolo kommt bei diesen Betrachtungen zu dem Resultat, daß es nur ein einziges Mittel gäbe, der französischen Einfuhr den Todesstoß zu versetzen, und er macht den kühnen, aber praktischen Vorschlag, sie einfach mit dem Prohibitivzoll zu belegen. Auf diese Weise würde die französische Einwanderung aufhören. Freilich wäre es ja möglich, daß dann italienische Possenschreiber entstehen würden, die es bis jetzt nicht gäbe. Das hätte aber doch immerhin den einen Vorteil, daß man dann statt des ausländischen wenigstens einen nationalen Schmutz hätte, und langweiliger als manche französischen könnten selbst die der gallischen Verve entbehrenden italienischen Possenschreiber auch nicht werden.

Am erbittersten führten den Kampf gegen die pochade aber die Redakteure der „Commedia“ selbst. Sie waren der Meinung, nur durch persönliche Angriffe ein praktisches Resultat erzielen zu können. Mit Hohn und Spott geißelten sie die Ankäufer und Vertreiber französischer Schundware in Italien, zumal den reichen Adolfo Re-Riccardo, und griffen sogar die Uebersetzer an, schonungslos und ohne Rücksicht, selbst wenn es sich um so einflußreiche und bedeutende Persönlichkeiten wie „Gandolin“ (ps. für Luigi Arnaldo Vassallo, den Redakteur des „Secolo Decimonono“) und „Yambo“ (Enrico Novelli, Redakteur des Römer Karikaturenblattes „Pupazetto“ und Sohn Ermete's,) oder das Institut der „Società Italiana degli Autori“ handelte.

Aber auch sonst ließ dieses ausgesprochene Kampforgan nichts unangetastet. An alle vermeintlichen und wirklichen Schäden setzte es sein scharfes Messer unabhängiger Kritik. Die „Kritik“ selbst wurde von ihrer Kritik nicht verschont. An der Hand eines sozialen Tendenzstückes „La Chiocciola“ von Augusto Novelli wurde durch eine geistreiche Nebeneinanderstellung einer Anzahl von Kritiken aus den verschiedensten Zeitungen der Beweis dafür erbracht, daß die Kritik selbst in vielen Fällen nicht nach künstlerischen, sondern allein nach politischen Rücksichten ihr Urteil abgiebt. Einen zweiten noch herzhafteren Hieb versetzte die „Commedia“ den Theaterkritikern, indem sie den von ihnen auf die Schauspieler ausgeübten Terrorismus und ihre gleichzeitige große Unfähigkeit aufdeckte. Renzo Sacchetti wies nämlich nach, daß weit über die Hälfte aller von den Schauspielertruppen angenommenen und aufgeführten italienischen Stücke Theaterkritiker von Profession zu Verfassern haben, und daß von all diesen Bühnenerzeugnissen sich in den Jahren 1899—1900 in Turin kein einziges mehr als einen Abend — den der Erstaufführung! — gehalten habe.

Die außer in Skandinavien, überall in Deutschland, Frankreich, Italien, England neuaufkommende Richtung des historischen Dramas in Versen konnte natürlich in einer Zeitschrift, die ein so stark modernsoziales Programm hatte, keinen Vorkämpfer finden. „Wenn die Laune erst vorüber ist,

Digitized by Google

wird das Publikum wieder etwas Ernsteres, Wahreres und Tieferes fordern, und bereitwillig zu seinem alten Theater zurückkehren, welches seine Schmerzen, Freuden, Hoffnungen und Leidenschaften darstellt" schrieb Giacomo Salvadori. Es ist deshalb zu begreifen, wenn die „Commedia" die häufig wiederholten Versuche, altromantische Versdramen, wie den „Conte Rosso" von Giuseppe Giacosa, oder „Speroni d'oro" vom Grafen Leopoldo Marenco von neuem auf den Brettern einzubürgern, nur mit höchstem Mißfallen betrachtete, zumal wenn sie noch obendrein dynastisch-patriotisch gefärbt erschienen. Warum Längstvergessenes, und zwar mit Recht Längstvergessenes, wieder aufwärmen?

Hart tobte der Streit auch innerhalb der „Commedia" selbst, wem die Schuld an dieser ganzen decadenza beizumessen sei. Es beteiligten sich an ihm vor allen drei namhafte Litteraturkritiker, Arturo Foà, Giacomo Salvadori und Gustavo Balsamo Crivelli. Wenn auch die Meinungen sehr geteilt waren, so bekamen in ihm doch sowohl das Publikum als auch die Schauspieldirektoren, sowie nicht zum wenigsten die Autoren selbst viele bitteren Wahrheiten zu hören. — Ebenso scharf, und meist mit vollem Recht waren auch die Einzelkritiken.

Nebenbei übernahm es die „Commedia" auch noch, einige wenige als gut erkannte jüngere Theaterdichter durch günstige Kritik zu unterstützen. Zu diesen gehörte vor allem Giannino Antona-Traversi und der etwas sentimentale Carducci-Schüler Francesco Pastonchi. Aber die Freundschaften, die sich die „Commedia" dadurch gewann, wurden durch die unzähligen Gegner, die sie sich durch ihr energisches, aber agressives Vorgehn auf allen Seiten machte, tausendfach aufgewogen. Die ungerechtfertigte Kritik, die sie an dem wunderbaren Schauspiel „Illusione" der Amalia Rosselli-Pincherle, der Dichterin der „Anima", sowie an dem trefflichen und sympathischen Schauspieler Vittorio Zampieri übte, schadete ihr aber, wie es zu gehen pflegt, nicht so sehr, als ihre gerechten Angriffe auf die große Unternehmerwelt.

In den ersten Wochen ihres Erscheinens hatte die „Commedia" allerorten, wo künstlerisches Empfinden vorhanden war, reiche Anerkennung gefunden. Als sie aber in ihrer logischen Rücksichtslosigkeit alles angriff, was ihrem Kunstideal nicht ganz entsprach, da verlor sie die Sympathieen. Hatte sie doch schließlich außer der Censur, die in Italien, umgekehrt wie bei uns, mehr auf die Unsittlichkeit als auf die Staatsgefährlichkeit Jagd macht und deren Ziel also im Programm der „Commedia" mit eingeschlossen war, alles und jedes mit ihrer Kritik angetastet! Schließlich machte eine Weigerung beeinflußter Zeitungsverkäufer, die Zeitschrift noch weiterhin zu vertreiben, dem ohnehin mit den ärgsten pekuniären Nöten kämpfenden Blatt vollends den Garaus. Am 7. April 1901 hörte es auf zu erscheinen. Die Redaktion hatte ein Anfangskapital von 70 Lire zur Verfügung gehabt!

Aber wenn auch dieser Kampf junger italienischer Studenten, die nach Art ihres Vaterlandes lieber leichtsinnige Zeitungsgründer und mutige Kämpen im Dienste eines Ideales sein wollten als nach deutscher Sitte ihre Zeit mit hohlem Komment und Saufen zu verbringen, so jäh endigte, so ist er doch nicht ohne Nutzen gewesen. Der Ruf nach einer künstlerischen Reform des Theaters in Italien ist nicht entschlafen, das beweist auch das neuerdings energische Einschreiten der italienischen Schauspielerschaft gegen das alte Uebel der Claque. —

Erstrebten die erwähnten Bewegungen eine Reorganisation des Theaters auf künstlerischem Gebiet, so kämpft eine andere Richtung für eine Bühnenreform zu vorzugsweise sozialen Zwecken.

Hier muß von vornherein eine Thatsache klargelegt werden, durch welche die Rückschlüsse, die durch den Vergleich mit unseren deutschen Verhältnissen entstehn, für uns ganz besonders ungünstig ausfallen müssen. Das Theater in Italien erfüllt seinen Doppelzweck als Erzieher und als Freudenbringer des Volkes in weit höherem Maße als bei uns. Nicht als ob die Auswahl der gegebenen Stücke eine bessere wäre als in Deutschland. Wie wir eben gesehen haben, kommen sich darin die Theater beider Länder vollständig gleich. Aber in Italien stehen die Pforten des Schauspielhauses*) viel weiter offen wie bei uns. Der einfache Eintrittspreis (ingresso) ist dort weit niedriger, als er in deutschen Theatern gemeiniglich zu sein pflegt. Dazu kommt noch, daß der oberste Rang, der sogenannte Olymp, in Italien fast nur in den großen Opernhäusern existiert und es den Zahlern der niedrigsten Preise zumeist nicht, wie bei uns, zugemutet wird, für ihr sauer erworbenes Geld die gesundheitsschädlichste Luft atmend, den Schauspielern auf die Köpfe zu sehn, ohne viel mehr als einige wenige abgerissene Laute zu verstehn. In Italien ist der schlechteste Platz die sogenannte platea. Diese platea entspricht unserem Parterre, nur daß der größere Raum dort für stehende Zuschauer freigelassen ist, sodaß nur die zuerst gekommenen auf den zu ihrer Verfügung gestellten

*) Bei der Oper liegen die Verhältnisse übrigens wesentlich anders. Eine gute Opernaufführung zu besuchen ist dem Kleinbürger und dem Proletarier in Italien wegen der zumal in der Zeit der stagione ganz abnorm hohen Preise noch weniger möglich als bei uns.

Digitized by Google

3—5 Bänken je nach Belieben sich niedersetzen können. Man begreift, daß die platea also ein in jeder Beziehung ganz ausgezeichneter Platz ist, und wenn man bedenkt, daß er vielfach, so z. B. in den Turiner Theatern, bloß 70—80 centesimi kostet, so wird man mir Recht geben müssen, wenn ich behaupte, daß die Frage der Volkstümlichkeit des Theaters in Italien bereits der Lösung viel näher steht als das in Deutschland der Fall zu sein vermag.

Bei diesen Verhältnissen kann die gute Wirkung auf das Volk nicht ausbleiben. Da es für relativ geringes Geld die allerneusten Dramen und Lustspiele auch von den allerersten Kräften seines Vaterlandes dargestellt sehn kann, so ist seine Beteiligung überall eine äußerst rege. Die vordersten Plätze und die Gallerien können noch so leer sein, die platea ist stets besetzt. Auch hierin sieht man bei uns meist das Gegenteil. Das italienische Theaterpreissystem hat seinen unnennbaren Vorteil zumal auf die Bildung der unteren Volksklassen. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß in Italien die gebildeten und vermögenden Klassen einem ernsten Schauspiel verständnisloser, der „popolino" aber weit verständnisvoller gegenübersteht als die entsprechenden Gesellschaftsklassen in Deutschland. —

Aber bei diesem Zustand der Dinge haben sich die Anhänger und Fürsprecher einer sozialen Theaterreform keineswegs beruhigt. Der berühmte Kunsthistoriker Ruggero Bonghi hat schon vor etlichen Jahren, in seinen „Lettere critiche", darauf hingewiesen, daß die italienische Litteratur, da sie sich bloß innerhalb eines engen Kreises Privilegierter bewege, nicht das ganze Leben der Nation wiederspiegele und auf diese Weise den heuchlerischen Schein eines konventionellen Traditionalismus ins Leben rufe, welcher schließlich ihre ganzen Kräfte erschöpfen müsse. Bonghi und seine Richtung erklärten die Eintrittspreise, wie sie heute bestehn, immer noch für sehr viel zu hoch. Das Theater solle nicht nur den Bessergestellten unter dem Proletariat, sondern dem gesamten Proletariat offen stehn. Die ganz billigen Sonntagsnachmittagsvorstellungen, in welchen dem Volke uralte, meist obendrein auch noch verballhornisierte Stücke von mehr als mäßigen Sonntagnachmittagschauspielern vorgesetzt würden, erscheinen allerdings wenig dazu geeignet, dem Proletariat im weitesten Sinne Geschmack und Bildung beizubringen.*) Denn der Künstler hat sich nicht zur Bildungsstufe des Publikums zu erniedrigen, sondern er ist dazu berufen, die Bildungsärmeren und Geschmackloseren zu seiner Kunst emporzuheben.

Mächtige Stimmen wurden laut, die da forderten, daß die sich in den letzten Jahren immer mehr offenbarende Volksseele auch ein Recht auf Kunstgenuß beanspruchen dürfe. Dieser kraftvollen, von hohen sittlichen Idealen getragenen Bewegung ist es zu verdanken, daß in Italien jene università popolari errichtet wurden, durch welche dem arbeitenden Volke Gelegenheit geboten wird, für ganz weniges Geld die modernsten Ergebnisse wissenschaftlichen Fortschritts aus dem Munde der bedeutendsten Gelehrten des Landes zu vernehmen. Sie kämpft ebenfalls, freilich wegen der steten finanziellen Nöte des Staatsschatzes bisher noch vergeblich, für die in England und Frankreich längst durchgeführte, unentgeltliche Eröffnung der Museen und Galerien auch an Wochentagen.

Das Großartigste, was diese Richtung aber neben der Gründung von Volkshochschulen geleistet hat, liegt unbedingt auf dem Gebiete des Theaterwesens.

Es ist bei den scharf zugespitzten Gegensätzen von alter und neuer Weltauffassung, gerade in Italien, natürlich, daß alle Bewegungen in Kunst und Litteratur, geschweige denn im Wirtschaftsleben, sich an eine politische Partei mehr oder minder stark anlehnen, wenn sie nicht gar ganz in ihr aufgehn. Das bringt eben der Klassenkampf mit sich. Ebenso natürlich ist es auch, daß die Anhänger sozialer Theaterreformen, von den Konservativen mit Spott und Hohn überschüttet, sich durchaus demokratischen Parteien, und unter diesen wiederum vor allen Dingen der sozialistischen Bewegung anschlossen. Es dürfte daher wohl für die ganze sozialreformatorische Kunstrichtung bezeichnend sein, wenn die ersten Erfolge, die sie zu verzeichnen hat, ihren Schauplatz in Mailand haben, dieser Hochburg der italienischen Demokratie, die von dem großen Radikalen sindaco Mussi als Bürgermeister verwaltet und dem gewaltigen Sozialisten und Soziologen Filippo Turati geistig beherrscht wird. Die Geschichte der ersten sozialen Theaterreformen ist daher mit den politischen Freuden und Leiden der italienischen estrema sinistra auf das denkbar engste verknüpft. —

Es war im Jahre 1895, als gelegentlich der aus Befürchtung demagogischer Umtriebe erfolgten Auflösung des Mailänder consolato operaio, fünfunddreißig Mitglieder des gesprengten Vereins auf eigene Faust die Gründung einer philodramatischen Gesellschaft beschlossen. Es geschah das freilich

*) Für solche Vorstellungen müssen unter anderen zumal Alexandre Dumas Père und unser Schiller herhalten. Um sich einen Begriff davon zu machen, wie Dramen des letzteren zugeschnitten werden, um dem Geschmack des Publikums in etwa zu entsprechen, möchte ich nur bemerken, daß z. B. Schillers „Tell" unter der Benennung „Il Conte Assassinato" (Der ermordete Graf) und die „Räuber" als „Masnadieri" (Mädchenräuber) unter schrecklicher Hervorkehrung alles Grausigen und Blutigen gegeben werden.

Digitized by Google

nicht rein aus künstlerischen Motiven. Man wollte offenbar, jetzt wo die Möglichkeit wirtschaftspolitischer Bethätigung ausgeschlossen war, ein Feld für demokratische Propaganda in Form einer ausgesprochen sozialreformatorischen Bühne gewinnen, und auf diese Weise gleichzeitig in dem Besitz des früheren Sitzungssaales verbleiben.

So wurde ein Theater gegründet, in dessen Programm es lag, die Kunst dem höheren Zweck menschlichen Fortschrittes dienstbar zu machen. Sämtliche Gründer gehörten dem vierten Stande an. Der Beihilfe großherziger Gönner aus begüterten Kreisen konnten diese mutigen Arbeiter sich nicht erfreuen. Trotzdem gingen sie aber unverzagt an's Werk. Ihr Betriebskapital belief sich anfänglich auf ganze 17 lire (13,60 Mk.). Wir sehn, die Studenten der Commedia waren gegen diese Proletarier noch wahrhafte Millionäre! Auf diese Weise waren die Theatergründer, wollten sie es überhaupt je zu einer Bühnenaufführung bringen, gezwungen, bis zu 1000 Lire Schulden zu machen und überdies durch angestrengteste Nachtarbeit selbst die Vorbereitungen zu den Aufführungen zu treffen. Ein Beweis mehr, welch eine sittliche Kraft das ideelle Vorwärtsdringen des Proletariats beseelt!

Das erste Stück, welches auf der Bühne dieses Arbeitertheaters dargestellt wurde, war das Drama „Leone" des sizilianischen Dichters und Universitätsprofessors Mario Rapisardi, der sich gerade damals als einen begeisterten Anhänger der in Italien neu auftauchenden sozialistischen Idee bekannt hatte. Die Aufführungen, in denen die Arbeiter zumeist selber als Schauspieler auftraten, waren schon von gutem Erfolge begleitet, als die buſera des stürmischen Jahres 1898 mit allen anderen Einrichtungen des klassenbewußten italienischen Proletariats auch diese Gründung einfach hinwegfegte. In dem Mailand, welches die Generäle des Kriegsministers Pelloux in einen Mordplatz verwandelten, war für die friedlichen Bestrebungen eines Arbeitertheaters kein Raum mehr.

Aber die kunstliebenden Proletarier ließen sich so schnell nicht einschüchtern. Bald erstand ihr Theater wieder von neuem. Nur gab man ihm den unschuldigen Namen eines Teatro Giacinto Gallina, so genannt nach dem eben verstorbenen großen Neudramatiker Italiens. Zum zweiten Mal verfügte ein Polizeiverbot die Schließung des Theaters. Aber auch jetzt ließen sich die Arbeiter nicht abschrecken.

Kaum hatten sich die Wellen der allerschwärzesten Reaktion etwas gelegt, da eröffneten sie 1899 ihre Bühne von neuem, diesmal als Teatro Popolare d'Arte Moderna (Volkstheater für moderne Kunst).

War bisher die Bewegung nur innerhalb sehr enger Grenzen vor sich gegangen, so bewirkte nun die auf die politische Depression der Gemüter folgende frische und fröhliche soziale Kampfeszeit, daß sich mit einem Male aller Augen auf die kleine so hartnäckig um ihr bischen Leben kämpfende kunstfreundliche Arbeitergemeinde lenkten. Im Nu hatte diese nun die Sympathien aller freiheitlich gesinnten Männer Italiens im allgemeinen und Mailands im besonderen gewonnen. Filippo Turati selbst unternahm es, für die finanzielle Sicherstellung des Unternehmens Sorge zu tragen. Einige tüchtige Schauspieler, meist Schüler von Luigi Marti, boten dem frischaufblühenden Theater unentgeltlich ihre Kräfte an. Es war, als ob eine plötzliche Idealität alle materiellen Bedürfnisse der Menschen nach Geld und Geldeswert zur Seite geschoben hätte.

Auch der Schauspieldichter bemächtigte sich der Taumel. Die größten Namen Italiens begeisterten sich für die kleine Volksbühne in einem Winkel von Mailand. Guiseppe Giacosa schenkte ihr das Aufführungsrecht seines großzügigen Sittenstücks „Come le foglie" (Wie die Blätter), entschieden eines der allerbesten modernen Dramen überhaupt, Gerolamo Rovetta das seiner „Due Coscienze" (zwei Gewissen) und Anastasi das seines „Alla prova" (bei der Probe), alle, ohne auch nur einen soldo dafür zu beanspruchen.

Auf so glänzende Weise unterstützt und gehoben, hat das kleine Mailänder Theater in den letzten Jahren einen ungeheuren Aufschwung genommen. Der Zuschauerraum wurde Ende 1901 vollständig renoviert und modernisiert, eine Galerie gebaut, elektrisches Licht eingeführt und die Bühne selbst mit allen Errungenschaften neuester Technik versehen, und das alles bewerkstelligte man durch Nachtarbeit der am Tage ihrem Broterwerb nachgehenden Mitglieder des Theaters!!

Aber auch in rein künstlerischer Hinsicht hat die Direktion, mit Ettore Marangoni an der Spitze, großes geleistet. So hat im Januar dieses Jahres eine Arbeit des talentvollen Oreste Poggio hier sogar ihre Erstaufführung erlebt. Sowohl das Stück — es betitelt sich „In Marcia" (Unterwegs) und schildert den sittlichen Einfluß sozialistischer Ideen auf eine perverse Welt — als auch seine Darsteller wurden von der gesamten Lokalpresse ohne Ausnahme fast bedingungslos gelobt.

Selbst mit diesen Erfolgen geben sich die proletarischen Schauspieler aber noch nicht zufrieden. Ihr Wirkungskreis scheint ihnen immer noch zu klein. Sie laden bedeutende Männer der Kunst und Wissenschaft zu Vorträgen in ihrem Theatersaal ein. So hat im vergangenen Januar z. B. Guido Podrecca dort über die Zukunft des Theaters gesprochen. Aber auch das genügt

Digitized by Google

den strebsamen Leuten noch nicht, planen sie doch jetzt auch noch die Veranstaltung ernster Konzerte und die Aufführung von Opern!

Ist die Gründung des Teatro Popolare d'Arte Moderna aber schon vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet hochinteressant, so dürfte ein Blick in seine sozialen Einrichtungen vielleicht von noch größerem Interesse sein.

Wie bereits berichtet, sind die Arbeiter selbst gleichzeitig Schauspieler — die meisten von ihnen sogar ganz vorzügliche! — und zugleich auch Maurer, Techniker, Stuckateure ihres eigenen Theaters. Die Vorstellungen sind, ebenso wie das ganze Unternehmen, rein privater Natur. Es erhellt daraus erstens, daß kein Fremder das Theater besuchen kann, und zweitens, daß die Plätze nicht käuflich sind. In der That ist der Besuch für alle Soci (Teilhaber) dieses, man könnte sagen kommunistischen Kunstinstituts, dessen Mitglieder wie in einer corporativa zusammengefügt sind, unentgeltlich. Die Billets können an drei Stellen, — auch diese sind wieder bezeichnend! — abgeholt werden, nämlich an der Università Popolare, der Camera di Lavoro (Arbeitsauskunftsbureau) und der Federazione Socialista (Sozialistischer Verein). Nichtmitglieder dürfen in beschränkter Anzahl von Mitgliedern eingeführt werden. Allsonntäglich findet eine Vorstellung statt. Wie uns P. Nurra im Avanti!*) erzählt, beläuft sich die Mitgliederzahl jetzt auf über 300 und besteht das Betriebskapital aus etwa 8000 Lire.

So sieht das Teatro Popolare d'Arte Moderna aller Voraussicht nach einer sicheren Zukunft entgegen. Und schon beginnt in demselben Mailand nach seinem Vorbild ein zweites Unternehmen zu entstehen, welches diesmal exklusiv sozialistischen Charakter tragen soll! —

Ich möchte diese Skizze italienischer Theaterreformen nicht schließen, ohne vorher noch einmal darauf hingewiesen zu haben, daß das Theater in Italien im Leben des ganzen Volkes eine weit größere Rolle spielt, als bei uns, und daß daher Reformen, mögen sie nun künstlerischer, sozialer oder gemischter Art sein, eine weit größere Wirkung auszuüben vermögen, als solches bei uns in Deutschland je der Fall sein könnte.

R. M.

*) „Un Teatro Popolare d'Arte Moderna." Avanti! No. 1834.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02757 8510

Digitized by Google

Digitized by Google